Joseph Roth Werke 4

Romane und Erzählungen

1916–1929

Herausgegeben und mit einem Nachwort
von Fritz Hackert

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Büchergilde Gutenberg,
Frankfurt am Main und Wien,
mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln

Satz Froitzheim, Bonn
Druck und Bindearbeiten Pustet, Regensburg
Printed in Germany 1994
ISBN 3 7632 2988 4

INHALT

DER VORZUGSSCHÜLER
1916

Des Briefträgers Andreas Wanzls Söhnchen, Anton, hatte das merkwürdigste Kindergesicht von der Welt. Sein schmales, blasses Gesichtchen mit den markanten Zügen, die eine gekrümmte, ernste Nase noch verschärfte, war von einem äußerst kargen, weißgelben Haarschopf gekrönt. Eine hohe Stirn thronte ehrfurchtgebietend über dem kaum sichtbaren weißen Brauenpaar, und darunter sahen zwei blaßblaue, tiefe Äuglein sehr altklug und ernst in die Welt. Ein Zug der Verbissenheit trotzte in den schmalen, blassen, zusammengepreßten Lippen, und ein schönes, regelmäßiges Kinn bildete einen imposanten Abschluß des Gesichtes. Der Kopf stak auf einem dünnen Halse, sein ganzer Körperbau war schmächtig und zart. Zu seiner Gestalt bildeten nur die starken roten Hände, die an den dünn-gebrechlichen Handgelenken wie lose angeheftet schlenkerten, einen sonderbaren Gegensatz.
Anton Wanzl war stets nett und reinlich gekleidet. Kein Stäubchen auf seinem Rock, kein winziges Loch im Strumpf, keine Narbe, kein Ritz auf dem glatten, blassen Gesichtchen. Anton Wanzl spielte selten, raufte nie mit den Buben und stahl keine roten Äpfel aus Nachbars Garten. Anton Wanzl *lernte* nur. Er lernte vom Morgen bis spät in die Nacht. Seine Bücher und Hefte waren fein säuberlich in knatterndes weißes Packpapier gehüllt, auf dem ersten Blatte stand in der für ein Kind seltsam kleinen, netten Schrift sein Name. Seine glänzenden Zeugnisse lagen feierlich gefaltet in einem großen ziegelroten Kuvert dicht neben dem Album mit den wunderschönsten Briefmarken, um die Anton noch mehr als um seine Zeugnisse beneidet wurde.
Anton Wanzl war der ruhigste Junge im ganzen Ort. In der Schule saß er still, die Arme nach Vorschrift »verschränkt«, und starrte mit seinen altklugen Äuglein auf den Mund des Lehrers. Freilich war er Primus. Ihn hielt man stets als Muster der ganzen Klasse vor, seine Schulhefte wiesen keinen roten Strich auf, mit Ausnahme der mächtigen 1, die regelmäßig unter allen Arbeiten prangte. Anton gab ruhige, sachliche Antworten, war stets vorbereitet, nie krank. Auf seinem Platz in der Schulbank saß er wie angenagelt. Am unangenehmsten waren ihm die Pausen. Da mußten alle hinaus, das Schulzimmer wurde gelüftet, nur der »Aufseher« blieb. Anton aber stand draußen im Schulhof, drückte

sich scheu an die Wand und wagte keinen Schritt, aus Furcht, von einem der rennenden, lärmenden Knaben umgestoßen zu werden. Aber wenn die Glocke wieder läutete, atmete Anton auf. Bedächtig, wie sein Direktor, schritt er hinter den drängenden, polternden Jungen einher, bedächtig setzte er sich in die Bank, sprach zu keinem ein Wort, richtete sich kerzengerade auf und sank automatenhaft wieder auf den Platz nieder, wenn der Lehrer »Setzen!« kommandiert hatte.

Anton Wanzl war kein glückliches Kind. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte ihn. Ein eiserner Wille zu glänzen, alle seine Kameraden zu überflügeln, rieb fast seine schwachen Kräfte auf. Vorderhand hatte Anton nur *ein* Ziel. Er wollte »Aufseher« werden. Das war nämlich zur Zeit ein anderer, ein »minder guter« Schüler, der aber der Älteste in der Klasse war und dessen respektables Alter im Klassenlehrer Vertrauen erweckt hatte. Der »Aufseher« war eine Art Stellvertreter des Lehrers. In dessen Abwesenheit hatte der also ausgezeichnete Schüler auf seine Kollegen aufzupassen, die Lärmenden »aufzuschreiben« und dem Klassenlehrer anzugeben, für eine blanke Tafel, feuchten Schwamm und zugespitzte Kreide zu sorgen, Geld für Schulhefte, Tintenfässer und Reparaturen rissiger Wände und zerbrochener Fensterscheiben zu sammeln. Ein solches Amt imponierte dem kleinen Anton gar gewaltig. Er brütete in schlaflosen Nächten grimmige, racheheiße Pläne aus, er sann unermüdlich nach, wie er den »Aufseher« stürzen könnte, um selber dieses Ehrenamt zu übernehmen. Eines Tages hatte er es heraus.

Der »Aufseher« hatte eine merkwürdige Vorliebe für Farbenstifte und -tinten, für Kanarienvögel, Tauben und junge Küchlein. Geschenke solcher Art konnten ihn leicht bestechen, und der Geber durfte nach Herzenslust lärmen, ohne angezeigt zu werden. Hier wollte Anton eingreifen. Er selbst gab nie Geschenke. Aber noch ein zweiter Junge zahlte keinen Tribut. Es war der Ärmste der Klasse. Da der »Aufseher« den Anton nicht anzeigen konnte, weil man diesem Jungen keinen Schabernack zutraute, war der arme Knabe das tägliche Opfer der aufseherischen Anzeigenwut. Hier konnte Anton ein glänzendes Geschäft machen. Keiner würde ahnen, daß er »Aufseher« werden wolle. Nein, nahm er sich des armen, windelweich geprügelten Jungen an und verriet er dem Lehrer die schändliche Bestechlichkeit des jungen Tyrannen, so würde man das sehr gerecht, ehrlich und mutig nennen. Aber auch kein anderer hatte dann Aussicht auf den vakanten Aufse-

herposten als eben Anton. Und so faßte er sich eines Tages ein Herz und schwärzte den »Aufseher« an. Derselbe wurde sofort unter Verabreichung einiger Rohrstockstreiche seines Amtes enthoben und Anton Wanzl zum »Aufseher« feierlich ernannt. Er hatte es erreicht.

Anton Wanzl saß sehr gerne auf dem schwarzen Katheder. Es war so ein wonniges Gefühl, von einer respektablen Höhe aus das Klassenzimmer zu überblicken, mit dem Bleistift zu kritzeln, hie und da Mahnungen auszuteilen und ein bißchen Vorsehung zu spielen, indem man ahnungslose Polterer aufschrieb, der gerechten Strafe zuführte und im vorhinein wußte, wen das unerbittliche Schicksal ereilen werde. Man wurde vom Lehrer ins Vertrauen gezogen, durfte Schulhefte tragen, konnte wichtig erscheinen, genoß ein Ansehn. Aber Anton Wanzls Ehrgeiz ruhte nicht. Stets hatte er ein neues Ziel vor Augen. Und darauf arbeitete er mit allen Kräften los.

Dabei konnte er aber keineswegs ein »Lecker« genannt werden. Er bewahrte äußerlich stets seine Würde, jede seiner kleinen Handlungen war wohldurchdacht, er erwies den Lehrern kleine Aufmerksamkeiten mit einem ruhigen Stolz, half ihnen in die Überröcke mit der strengsten Miene, und jede seiner Schmeicheleien war unauffällig und hatte den Charakter einer Amtshandlung.

Zu Hause hieß er »Tonerl« und galt als Respektsperson. Sein Vater hatte das charakteristische Wesen eines kleinstädtischen Briefträgers, halb Amtsperson, halb privater Geheimsekretär und Mitwisser mannigfaltiger Familiengeheimnisse, ein bißchen würdevoll, ein bißchen untertänig, ein wenig stolz, ein wenig trinkgeldbedürftig. Er hatte den charakteristischen geknickten Gang der Briefträger, scharrte mit den Füßen, war klein und dürr wie ein Schneiderlein, hatte eine etwas zu weite Amtskappe und bißchen zu lange Hosen an, war aber im übrigen ein recht »anständiger Mensch« und erfreute sich bei Vorgesetzten und Bürgern eines gewissen Ansehens.

Seinem einzigen Söhnchen bewies Herr Wanzl eine Hochachtung, wie er sie nur noch vor dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Postverwalter hatte. Ja, dachte sich oftmals Herr Wanzl an seinen freien Sonntagnachmittagen: Der Herr Postverwalter ist eben ein Postverwalter. Aber was mein Anton noch alles werden kann! Bürgermeister, Gymnasialdirektor, Bezirkshauptmann und – hier machte Herr Wanzl einen großen Sprung – vielleicht gar Minister? Wenn er solche Gedanken seiner Frau äußerte, so führte diese erst den rechten, dann den

linken blauen Schürzenzipfel an beide Augen, seufzte ein bißchen und sagte bloß: »Ja, ja.« Denn Frau Margarethe Wanzl hatte vor Mann und Sohn einen gewaltigen Respekt, und wenn sie schon einen Briefträger hoch über alle andern stellte, wie nun gar einen Minister?!

Der kleine Anton aber vergalt den Eltern ihre Sorgfalt und Liebe mit sehr viel Gehorsam. Freilich, das fiel ihm gar nicht allzu schwer. Denn da seine Eltern wenig befahlen, hatte Anton wenig zu gehorchen. Aber zugleich mit seinem Ehrgeiz, der beste Schüler zu sein, ging auch sein Bestreben, ein »guter Sohn« genannt zu werden. Wenn ihn seine Mutter vor den Frauen lobte, sommers, draußen vor der Türe, auf der dottergelben Holzbank, und Anton auf dem Hühnerbauer mit seinem Buche saß, so schwoll sein Herz vor Stolz. Er machte freilich dabei die gleichgültigste Miene, schien, ganz in seine Sache vertieft, von den Weiberreden kein Wort zu hören. Denn Anton Wanzl war ein geriebener Diplomat. Er war so gescheit, daß er nicht gut sein konnte.

Nein, Anton Wanzl war nicht gut. Er hatte keine Liebe, er fühlte kein Herz. Er tat nur, was er für klug und praktisch fand. Er gab keine Liebe und verlangte keine. Nie hatte er das Bedürfnis nach einer Zärtlichkeit, einer Liebkosung, er war nicht wehleidig, er weinte nie. Anton Wanzl hatte auch keine Tränen. Denn ein braver Junge *durfte* nicht weinen.

So wurde Anton Wanzl älter. Oder besser: Er wuchs heran. Denn jung war Anton nie gewesen.

Anton Wanzl änderte sich auch nicht im Gymnasium. Nur in seinem äußeren Wesen war er noch sorgfältiger geworden. Er war weiter der Vorzugsschüler, der Musterknabe, fleißig, sittsam und tugendhaft, er beherrschte alle Gegenstände gleich gut und hatte keine sogenannten »Vorlieben«, weil er überhaupt nichts hatte, was mit Liebe zusammenhing. Nichtsdestoweniger deklamierte er Schillersche Balladen mit feurigem Pathos und künstlerischem Schwung, spielte Theater bei verschiedenen Schulfeiern, sprach sehr altklug und weise von der Liebe, verliebte sich aber selbst nie und spielte den jungen Mädchen gegenüber die langweilige Rolle des Mentors und Pädagogen. Aber er war ein vorzüglicher Tänzer, auf Kränzchen gesucht, von tadellos lackierten Manieren und Stiefeln, steifgebügelter Haltung und Hose, und seine Hemdbrust ersetzte an Reinheit, was seinem Charakter von dieser Eigenschaft fehlte. Seinen Kollegen half er stets, aber nicht weil er helfen wollte, sondern aus Furcht, er könnte einmal auch was vom

andern brauchen. Seinen Lehrern half er weiter in die Überröcke, war stets bei der Hand, wenn man ihn brauchte, aber ohne Aufsehen zu erregen, und wurde trotz seines kränklichen Aussehens nie krank.
Nach der glänzend bestandenen Matura, den obligaten Glückwünschen und Gratulationen, den elterlichen Umarmungen und Küssen dachte Anton Wanzl über die weitere Richtung seiner Studien nach. Theologie! Dazu hätte er sich vielleicht am besten geeignet, dazu befähigte ihn seine blasse Scheinheiligkeit. Aber – Theologie! Wie leicht konnte man sich da kompromittieren! Nein, das war es nicht. Arzt werden, dazu liebte er die Menschen zu wenig. Advokat wäre er gerne geworden, Staatsanwalt am liebsten – aber Jurisprudenz – das war nicht vornehm, galt nicht für ideal. Aber man war Idealist, wenn man Philosophie studierte. Und zwar: Literatur. Ein »Bettlerberuf« – sagten die Leute. Aber man konnte zu Geld und Ansehn kommen, wenn man es geschickt anstellte. Und etwas geschickt anstellen – das konnte Anton.
Anton war also Student. Aber einen so »soliden« Studenten hatte die Welt noch nicht gesehen. Anton Wanzl rauchte nicht, trank nicht, schlug sich nicht. Freilich, einem Verein mußte er angehören, das lag tief in seiner Natur. Er mußte Kollegen haben, die er überflügeln konnte, er mußte glänzen, ein Amt haben, Vorträge halten. Und wenn auch die übrigen Vereinsmitglieder Anton ins Gesicht lachten, ihn einen Stubenhocker und Büffler nannten, so hatten sie doch im stillen einen gewaltigen Respekt vor dem jungen Menschen, der noch in den grünen Semestern steckte und dennoch ein so ungeheures Wissen besaß.
Auch bei den Lehrern fand Anton Achtung. Daß er klug war, erkannten sie auf den ersten Blick. Er war übrigens ein äußerst notwendiges Nachschlagewerk, ein wandelndes Lexikon, er wußte alle Bücher, Verfasser, Jahreszahlen, Verlagsbuchhandlungen, er kannte alle neuen, verbesserten Auflagen, er war ein Schnüffler und Bücherwurm. Aber er hatte auch eine scharfe Kombinationsgabe, ein klein bißchen Stoffhuber, was den Professoren aber am meisten behagte, war eine wahrhaft köstliche Naturgabe. Er konnte nämlich stundenlang mit dem Kopf nicken, ohne zu ermüden. Er gab immer recht. Dem Professor gegenüber kannte er keinen Widerspruch. Und so kam es, daß Anton Wanzl in den Seminarübungen eine bekannte Persönlichkeit war. Er war stets gefällig, immer ruhig und dienstbeflissen, er fand unauffind-

bare Bücher auf, schrieb Zettel aus und Vortragsankündigungen, aber auch Überröcke hielt er weiter, war Schweizer, Türsteher, Professorenbegleiter.

Nur auf *einem* Gebiete hatte Anton Wanzl sich noch nicht hervorgetan: auf dem der Liebe. Aber er hatte kein Bedürfnis nach Liebe. Freilich, wenn er so im stillen überlegte, so fand er, daß erst der Besitz eines Weibes ihm bei Freunden und Kollegen die vollkommenste Achtung verschaffen konnte. Dann erst würden die Spötteleien aufhören, dann stände er, Anton, da, ehrfurchtgebietend, hochgeachtet, unerreichbar, das Muster eines Mannes.

Und auch seine unermeßliche Herrschsucht verlangte nach einem Wesen, das ihm vollständig ergeben wäre, das er kneten und formen konnte nach seinem Willen. Anton Wanzl hatte bis jetzt gehorcht. Nun wollte er einmal befehlen. In allem gehorchen würde ihm nur ein liebendes Weib. Man mußte es nur geschickt anstellen. Und etwas geschickt anstellen, das konnte Anton. –

Die kleine Mizzi Schinagl war Miederverkäuferin bei Popper, Eibenschütz & Co. Sie war ein nettes, dunkles Ding mit zwei großen braunen Rehaugen, einem schnippischen Näschen und einer etwas zu kurzen Oberlippe, so daß das blitzblanke Mäuschengebiß schimmernd hervorblinkte. Sie war schon »wie verlobt«, und zwar mit Herrn Julius Reiner, Commis und Spezialist in Krawatten und Schnupftüchern, ebenfalls bei der Firma Popper, Eibenschütz & Co. An dem sauberen jungen Mann fand Mizzi zwar ein ziemliches Wohlgefallen, aber ihr kleines Köpfchen und noch weniger ihr Herz konnte sich den Herrn Julius Reiner als den Gatten der Mizzi Schinagl vorstellen. Nein, der konnte unmöglich ihr Mann werden, der junge Mensch, der noch vor kaum zwei Jahren von Herrn Markus Popper zwei schallende Ohrfeigen erhalten hatte. Mizzi mußte einen Mann haben, zu dem sie aufblicken sollte, einen Ehrenmann von höherer sozialer Stellung. Das echt weibliche Wesen, dessen angeborenen Takt ein Mann erst durch Bildung erwerben muß, empfand manche Seiten des Spezialisten in Krawatten und Schnupftüchern doppelt unschön. Am liebsten wäre Mizzi Schinagl ein junger Student gewesen, einer von den vielen buntbekappten jungen Leuten, die draußen nach Geschäftsschluß auf die weiblichen Angestellten warteten. Mizzi hätte sich so gerne von einem Herrn auf der Straße ansprechen lassen, wenn nur der Julius Reiner nicht so furchtbar achtgegeben hätte.

Aber da hatte grade ihre Tante, Frau Marianne Wontek in der Josefstadt, einen neuen, liebenswürdigen Zimmerherrn bekommen. Herr Anton Wanzl war zwar sehr ernst und gelehrt, aber von einer zuvorkommenden Höflichkeit, besonders Fräulein Mizzi Schinagl gegenüber. Sie brachte ihm an den Sonntagnachmittagen den Jausenkaffee in seine Stube, und der junge Herr dankte immer mit einem freundlichen Wort und einem warmen Blick. Ja, einmal lud er sie sogar zum Sitzen ein, aber Mizzi dankte, murmelte etwas von Nicht-stören-Wollen, errötete und schlüpfte etwas verwirrt ins Zimmer der Tante. Als Herr Anton aber sie einmal auf der Straße grüßte und sich anschloß, ging Mizzi sehr gerne mit, machte sogar einen kleinen Umweg, um zu ihrer Wohnung zu gelangen, verabredete mit Herrn stud. phil. Anton Wanzl ein Rendezvous am Sonntag und zankte am nächsten Morgen mit Julius Reiner.

Anton Wanzl erschien einfach, aber elegant gekleidet, sein fades, blasses Haar war heute sorgfältiger gescheitelt als je, eine kleine Erregung war seinem weißen, kalten Marmorantlitz doch anzumerken. Er saß im Stadtpark neben Mizzi Schinagl und dachte angestrengt darüber nach, was er eigentlich reden sollte. In einer solch fatalen Situation war er noch nie gewesen. Aber Mizzi wußte zu plaudern. Sie erzählte das und jenes, es wurde Abend, der Flieder duftete, die Amsel schlug, der Mai kicherte aus dem Gebüsch, da vergaß sich Mizzi Schinagl und sagte etwas unvermittelt: »Du, Anton, ich liebe dich.« Herr Anton Wanzl erschrak ein wenig, Mizzi Schinagl noch mehr, sie wollte ihr glühendes Gesichtchen irgendwo verbergen und wußte kein besseres Versteck als Herrn Anton Wanzls Rockklappen. Herrn Anton Wanzl war das noch nie passiert, seine steife Hemdbrust knackte vernehmlich, aber er faßte sich bald – einmal mußte das doch geschehn!

Als er sich beruhigt hatte, fiel ihm etwas Vortreffliches ein. »Ich bin dîn, du bist mîn«, zitierte er halblaut. Und daran knüpfte er einen kleinen Vortrag über die Periode der Minnesinger, er sprach mit Pathos von Walther von der Vogelweide, kam auch auf die erste und zweite Lautverschiebung, von da auf die Schönheit unserer Muttersprache und ohne einen rechten Übergang auf die Treue der deutschen Frauen. Mizzi lauschte angestrengt, sie verstand kein Wort, aber das war eben der Gelehrte, so mußte ein Mann wie Herr Anton Wanzl eben sprechen. Sein Vortrag kam ihr just so schön vor wie das Pfeifen der Amsel und das Flöten der Nachtigall. Aber vor lauter Liebe und

Frühling hielt sie es nicht länger aus und unterbrach Antons wunderschönen Vortrag durch einen recht angenehmen Kuß auf die schmalen, blassen Lippen Wanzls, den dieser zu erwidern nicht minder angenehm fand. Bald regnete es Küsse auf ihn nieder, derer sich Herr Wanzl weder erwehren konnte noch wollte. Sie gingen schließlich stumm nach Hause, Mizzi hatte zu viel auf dem Herzen, Anton wußte trotz angestrengten Nachdenkens kein Wort zu finden. Er war froh, als ihn Mizzi nach einem Dutzend heißer Küsse und Umarmungen entlassen hatte.

Seit jenem denkwürdigen Tage »liebten« sie sich.

Herr Anton Wanzl hatte sich bald gefunden. Er lernte an Wochentagen und liebte an Sonntagen. Seinem Stolze schmeichelte es, daß er von einigen »Bundesbrüdern« mit Mizzi gesehen und mit einem vieldeutigen Lächeln begrüßt worden war. Er war fleißig und ausdauernd, und nicht mehr lange dauerte es, und Herr Anton Wanzl war Doktor.

Als »Probekandidat« kam er ins Gymnasium, von den Eltern brieflich bejubelt und beglückwünscht, von den Professoren »wärmstens« empfohlen, von dem Direktor herzlich begrüßt.

Hofrat Sabbäus Kreitmeyr war Direktor des II. k. k. Staatsgymnasiums, ein Philologe von Ruf, mit vielen sogenannten »Verbindungen«, bei den Schülern beliebt, bei Vorgesetzten gut angeschrieben, und verkehrte in der besten Gesellschaft. Seine Frau Cäcilie wußte ein »großes Haus« zu führen, veranstaltete Abende und Bälle, die den Zweck hatten, das einzige Töchterchen des Direktors, Lavinia – wie dieser sie etwas unpassend benannt hatte –, unter die Haube zu bringen. Hofrat Sabbäus Kreitmeyr war, wie die meisten Gelehrten alten Schlages, ein Pantoffelheld, er fand alles für richtig, was seine würdige Gemahlin anordnete, und glaubte an sie wie an die alleinseligmachenden Regeln der lateinischen Grammatik. Seine Lavinia war ein sehr gehorsames Kind, las keine Romane, beschäftigte sich nur mit der antiken Mythologie und verliebte sich nichtsdestoweniger in ihren jungen Klavierlehrer, den Virtuosen Hans Pauli.

Hans Pauli war eine echte Künstlernatur. Das naive Kindergemüt Lavinias hatte es ihm angetan. Er war in der Liebe noch recht unerfahren, Lavinia war das erste weibliche Wesen, mit dem er stundenlang zusammensaß, bei ihr fand er Bewunderung, die ihm sonst nicht sehr oft zuteil wurde; und wenn auch die Hofratstochter nicht schön zu nennen war – sie hatte eine etwas zu breite Stirn und wässerige, farblose

Augen –, so konnte man sie doch nicht, schon ihrer schönen Statur wegen, gerade unhübsch nennen. Hans Pauli träumte zudem von einer »deutschen« Frau, hielt viel auf Treue und verlangte, wie die meisten Künstler, ein weibliches Weib, bei dem er seine Launen austoben, aber auch Trost und Erholung finden könnte. Nun schien ihm Fräulein Lavinia dazu am besten geeignet, und da noch um sie der Zauber knospender Jugend wehte, schlug die Künstlerphantasie Herrn Hans Pauli ein Schnippchen, und der angehende Virtuose von Ruf verliebte sich stracks in Fräulein Lavinia Kreitmeyr.

Wie es um die beiden stand, erkannte Herr Anton Wanzl gleich am ersten Abend, den er im Kreitmeyrschen Hause zubrachte. Lavinia Kreitmeyr gefiel ihm nicht im geringsten. Aber der Instinkt, mit dem Vorzugsschüler des Lebens stets ausgerüstet sind, sagte ihm, daß Lavinia eine gar passende Frau für ihn wäre und Herr Hofrat Sabbäus ein noch passenderer Schwiegervater. Diesen kindischen Künstler Pauli konnte man leicht an die Luft setzen. Man mußte es nur geschickt anstellen. Und etwas geschickt anstellen – das verstand Anton.

Herr Anton Wanzl hatte es nach einer halben Stunde herausgefunden, daß Frau Cäcilie die wichtigste Rolle im Hause spielte. Wollte er die Hand des Frl. Lavinia, so mußte er vor allem das Herz der Mutter gewinnen. Und da er sich auf die Unterhaltung älterer Matronen besser verstand als auf die junger Mädchen, so verband er nach der alten lateinischen Regel das dulce mit dem utile und machte den Kavalier der Frau Direktor. Er sagte ihr manche zarte Schmeichelei, die ein Pauli in seiner reinen Torheit Fräulein Lavinia gesagt hätte. Und bald hatte Frau Cäcilie Kreitmeyr den Herrn Anton Wanzl ins Herz geschlossen. Seinem Rivalen Hans Pauli gegenüber benahm sich Anton mit kühner ironisierender Höflichkeit. Dem Musiker verriet sein künstlerisches Feingefühl, mit wem er es zu tun habe. Er, der Tor, das Kind, durchschaute Herrn Anton Wanzl tiefer als alle Professoren und weisen Männer. Aber Hans Pauli war kein Diplomat. Er äußerte Anton Wanzl gegenüber stets unverhohlen seine Meinung. Anton blieb kühl und sachlich, Pauli erhitzte sich, Anton rückte bald mit seiner schweren Rüstung der Gelehrsamkeit ins Feld, gegen solche Waffen konnte Hans Pauli nichts ausrichten, denn er war wie so viele Musiker ohne größeres Wissen, seine schwerfällige Verträumtheit erdrückte in ihm dasjenige, was man in der Gesellschaft »Geist« nennt, und er mußte sich beschämt zurückziehen.

Fräulein Lavinia Kreitmeyr schwärmte zwar für Bach und Beethoven und Mozart, aber als rechte Tochter eines Philologen von Ruf hatte sie eine gleich große Verehrung für die Wissenschaft. Hans Pauli war ihr wie ein Orpheus erschienen, dem Flora und Fauna lauschen mußten. Nun aber war ein Prometheus gekommen, der das heilige Feuer vom Olymp geradewegs in die Wohnung des Herrn Hofrat Kreitmeyr brachte. Hans Pauli aber hatte sich mehrere Male blamiert, er zählte in der Gesellschaft kaum mit. Auch war Anton Wanzl ein Mann, den auch der Hofrat sehr hoch stellte, den Mama so sehr lobte. Lavinia war eine gehorsame Tochter. Und als Herr Kreitmeyer ihr eines Tages riet, Herrn Dr. Wanzl die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen, sagte sie: »Ja.« Ein gleiches »Ja« bekam auch der hocherfreute Anton zu hören, als er bei Fräulein Lavinia bescheiden anfragte. Die Verlobung wurde für einen bestimmten Tag, den Geburtstag der Lavinia, angesetzt. Hans Pauli aber verstand jetzt die Tragik seines Künstlerlebens. Er war verzweifelt, daß man ihm einen Anton Wanzl vorgezogen, er haßte die Menschen, die Welt, Gott. Dann setzte er sich auf einen Dampfer, reiste nach Amerika, spielte in Kinos und Varietés, wurde ein verlottertes Genie und starb schließlich vor Hunger auf der Straße.
An einem wunderschönen Juniabend wurde im hofrätlichen Hause die Verlobung gefeiert. Frau Cäcilie rauschte in grauseidenem Kleide, Herr Hofrat Kreitmeyr fühlte sich unbehaglich in seinem schlechtsitzenden Frack und zupfte abwechselnd bald an seiner windschiefen Krawatte, bald an den blitzblanken Manschettenröllchen. Herr Anton strahlte vor Freude an der Seite seiner hellgekleideten, etwas ernsten Braut, Toaste wurden gehalten und erwidert, Becher erklangen, Hochrufe dröhnten bis hinaus durch die offenen Fenster in das Tuten der Autos.

Draußen rauschten die Wellen der Donau ihr uraltes Lied von Werden und Vergehen. Sie trugen die Sterne mit und die weißen Wölklein, den blauen Himmel und den Mond. In heißduftenden Jasminbüschen lag die Nacht und hielt den Wind in ihren weichen Armen, daß nicht der leiseste Hauch durch die schwüle Welt ging.

Mizzi Schinagl stand am Ufer. Sie fürchtete sich nicht vor dem tiefdunklen Wasser unten. Drin mußte es wohlig und weich sein, man stieß sich nicht an Kanten und Ecken wie auf der dummen Erde droben, und nur Fische gab es drin, stumme Wesen, die nicht lügen konnten, so entsetzlich lügen wie die bösen Menschen. Stumme Fische!

Stumme! Auch ihr Kindchen war stumm, tot geboren. »Es ist am besten so«, hatte Tante Marianne gesagt. Ja, ja, es war wirklich am besten. Und das Leben war doch so schön! Heute, vor einem Jahr. Ja, wenn das Kindchen lebte, so mußte auch sie leben, die Mutter. Aber so! Das Kind war tot, und das Leben tot – –
Durch die nächtliche Stille klang plötzlich ein Lied aus tiefen Männerkehlen. Burschengesänge, alte Lieder, – – Studenten waren es. Ob wohl alle Studenten so waren? Nein! Der Wanzl! Der war doch nicht einmal ein richtiger Student! Oh, sie kannte ihn gut! Ein Feigling war er, ein Heuchler, ein Scheinheiliger! Oh, wie sie ihn haßte!
Die Lieder klangen immer näher. Deutliche Schritte waren vernehmbar.
Antons »Bundesbrüder« kehrten von einem Sommerfest zurück. Herr stud. jur. Xandl Hummer, hoch in den Dreißigern, im 18. Semester, »Bierfaß« genannt, betrank sich nicht leicht und holte jetzt rüstig aus. Seine kleinen Äuglein erspähten dort ferne am Ufer eine Frauengestalt.
»Holla. Brüder, es gilt ein Leben zu retten!« sagte er.
»Fräulein«, rief er, »warten Sie einen Augenblick! Ich komm' schon!«
Mizzi Schinagl sah trübe in das aufgedunsene, rote Gesicht Xandls. Ein jäher Gedanke durchzuckte ihr Hirn. Wie, wenn – – Ja, ja, sie wollte sich rächen! Rächen an der Welt, an der Gesellschaft!
Mizzi Schinagl lachte. Ein gelles, schneidendes Lachen. So lacht eine – dachte sie. Nur noch einen Blick warf sie ins Wasser. Und starrte dann eine Weile in die Luft.
Sie hörte nicht die rohen Späße des Studenten. Er aber nahm ihren Arm. Im Triumph wurde sie auf die »Bude« Xandls geführt.
Am nächsten Morgen brachte sie »Bierfaß« in die »Pension« zu »Tante« Waclawa Jancic am Spittel. –
Herr Anton Wanzl war mit seiner jungen Frau von der Ferien- und Hochzeitsreise zurückgekehrt. Er war ein gewissenhafter, strenger, gerechter Lehrer. Er wuchs in den Augen der Vorgesetzten, spielte eine Rolle in der besseren Gesellschaft und arbeitete an einem wissenschaftlichen Werk. Sein Gehalt stieg und stieg, er wuchs von einer Rangklasse in die andere. Seine Eltern hatten ihm den Gefallen erwiesen und waren kurz nach seiner Hochzeit beide fast in derselben Zeit gestorben. Herr Anton Wanzl aber ließ sich jetzt zu der größten Verwunderung aller in seine Heimatstadt versetzen.
Das kleine Gymnasium verwaltete dort ein alter Direktor, ein lässiger

Mann, alleinstehend, ohne Weib und Kind, der nur in der Vergangenheit lebte und sich um seine Pflichten nicht kümmerte. Nichtsdestoweniger war ihm sein Amt lieb geworden, er mußte lachende, junge Gesichter um sich sehen, seine Bäume im großen Park pflegen, von den Bürgern des Städtchens ehrfürchtig gegrüßt werden. Man hatte drüben im Landesschulrat Mitleid mit dem alten Manne und wartete nur noch auf seinen Tod.

Anton Wanzl kam und nahm die Verwaltung der Schule in die Hand. Als Rangältester wurde er Sekretär, er schrieb Berichte an den Schulrat, bekam die Kasse in Verwaltung, beaufsichtigte den Unterricht und die Reparaturen, schaffte Ordnung. Er kam auch hie und da nach Wien und hatte Gelegenheit, an den Abenden, die seine Schwiegermutter seltener zwar, aber doch immer noch veranstaltete, hie und da einem Herrn von der Statthalterei auch mündlichen Bericht zu erstatten. Dabei verstand er es vortrefflich, seine eigene Tätigkeit ins hellste Licht zu rücken, von seinem Direktor mit einem bedauernden Unterton in der Stimme zu sprechen und seine Worte mit einem vielsagenden Achselzucken zu begleiten. Frau Cäcilie Kreitmeyr aber besorgte das übrige.

Eines Tages spazierte der alte Herr Direktor mit seinem Sekretär Dr. Wanzl in den schönen Gartenanlagen des Gymnasiums. Der alte Herr freute sich beim Anblick der Bäume, hie und da huschte ein frisches Jungengesicht vorbei und verschwand wieder. Des Herrn Direktors altes Greisenherz freute sich.

Gerade bog der Schuldiener in die Allee ein, grüßte und überreichte einen mächtigen Brief. Der Herr Direktor schnitt das große weiße Kuvert bedächtig auf, zog das Blatt mit dem großen Amtssiegel hervor und begann zu lesen. Ein Ausdruck des Schreckens belebte plötzlich seine alten, schlaffen Züge. Er machte eine Bewegung, als wollte er nach seinem Herz greifen, schwankte und fiel. Nach einigen Sekunden war er in den Armen seines Sekretärs gestorben.

Dem Herrn Direktor Dr. Anton Wanzl ging es gut. Sein Ehrgeiz ruhte seit Jahren. Manchmal dachte er wohl an eine Universitätsprofessur, die er hätte erreichen können, aber bald hatte er sich die Sache überlegt. Er war mit sich sehr zufrieden. Und noch mehr mit den Menschen. Manchmal im tiefsten Winkel seines Herzens lachte er über die Leichtgläubigkeit der Welt. Aber seine blassen Lippen blieben geschlossen. Selbst wenn er allein war, in seinen vier Wänden lachte er

nicht. Er fürchtete, die Wände hätten nicht nur Ohren, sondern auch Augen und könnten ihn verraten.
Kinder hatte er keine, sehnte sich auch nicht nach ihnen. Zu Hause war er der Herr, seine Gemahlin blickte bewundernd zu ihm empor, seine Schüler verehrten ihn. Nur nach Wien kam er seit einigen Jahren nicht mehr. Dort war ihm einmal was höchst Fatales passiert. Als er einmal in der Nacht mit seiner Frau aus der Oper heimkehrte, begegnete ihm an der Ecke ein aufgeputztes Frauenzimmer, warf einen Blick auf Frau Lavinia an seiner Seite und lachte schrill auf. Lange klang dieses wilde Lachen Herrn Anton Wanzl in den Ohren.
Direktor Wanzl lebte noch lange glücklich an der Seite seiner Frau. Aber seine stark überspannten Kräfte ließen mählich nach. Der überanstrengte Organismus rächte sich. Die lange durch die Macht des straffen Willens zurückgehaltene Schwäche brach auf einmal durch. Eine schwere Lungenentzündung warf Anton Wanzl aufs Krankenlager, das ihn nicht mehr loslassen sollte. Nach einigen Wochen schweren Leidens starb Anton Wanzl.

Alle Schüler waren gekommen, alle Bürger des Städtchens, Kränze mit langen schwarzen Schleifen überdeckten den Sarg, Reden wurden gehalten, Abschiedsworte nachgerufen.
Herr Anton Wanzl aber lag tief drinnen im schwarzen Metallsarg und lachte. Anton Wanzl lachte zum ersten Male. Er lachte über die Leichtgläubigkeit der Menschen, über die Dummheit der Welt. Hier durfte er lachen. Die Wände seines schwarzen Kastens konnten ihn nicht verraten. Und Anton Wanzl lachte. Lachte stark und herzlich.
Seine Schüler ließen es sich nicht nehmen, ihrem verehrten und geliebten Direktor einen marmornen Grabstein zu setzen. Auf diesem standen unter dem Namen des Verstorbenen die Verse:

»Üb immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab!«

BARBARA
1918

Sie hieß Barbara. Klang ihr Name nicht wie Arbeit? Sie hatte eines jener Frauengesichter, die so aussehen, als wären sie nie jung gewesen. Man kann ihr Alter auch nicht mutmaßen. Es lag verwittert in den weißen Kissen und stach von diesen ab durch eine Art gelblichgrauer Sandsteinfärbung. Die grauen Augen flogen rastlos hin und her wie Vögel, die sich in den Wust der Pölster verirrt; zuweilen aber kam eine Starrheit in diese Augen; sie blieben an einem dunklen Punkt oben an der weißen Zimmerdecke kleben, einem Loch oder einer rastenden Fliege. Dann überdachte Barbara ihr Leben.
Barbara war 10 Jahre alt, als ihre Mutter starb. Der Vater war ein wohlhabender Kaufmann gewesen, aber er hatte angefangen zu spielen und hatte der Reihe nach Geld und Laden verloren; aber er saß weiter im Wirtshause und spielte. Er war lang und dürr und hielt die Hände krampfhaft in den Hosentaschen versenkt. Man wußte nicht: Wollte er auf diese Art das noch übrige Geld festhalten oder es verhüten, daß jemand in seine Tasche greife und sich von deren Inhalt oder Leere überzeuge? Er liebte es, seine Bekannten zu überraschen, und wenn es seinen Partnern beim Kartenspiel schien, daß er schon alles verloren habe, zog er zur allgemeinen Verblüffung noch immer irgendeinen Wertgegenstand, einen Ring oder eine Berlocke, hervor und spielte weiter. Er starb schließlich in einer Nacht, ganz plötzlich, ohne Vorbereitung, als wollte er die Welt überraschen. Er fiel, wie ein leerer Sack, zu Boden und war tot. Aber die Hände hatte er noch immer in den Taschen, und die Leute hatten Mühe, sie ihm herauszuzerren. Erst damals sah man, daß die Taschen leer waren und daß er vermutlich nur deshalb gestorben war, weil er nichts mehr zu verspielen hatte ...
Barbara war 16 Jahre alt. Sie kam zu einem Onkel, einem dicken Schweinehändler, dessen Hände wie die Pölsterchen »Ruhe sanft« oder »Nur ein halbes Stündchen« aussahen, die zu Dutzenden in seinem Salon herumlagen. Er tätschelte Barbara die Wange, und ihr schien es, als kröchen fünf kleine Ferkelchen über ihr Gesicht. Die Tante war eine große Person, dürr und mager wie eine Klavierlehrerin. Sie hatte große, rollende Augen, die aus den Höhlen quollen, als wollten sie nicht im Kopfe sitzenbleiben, sondern rastlos spazierengehen.

Sie waren grünlichhell, von jener unangenehmen Grüne, wie sie die ganz billigen Trinkgläser haben. Mit diesen Augen sah sie alles, was im Hause und im Herzen des Schweinehändlers vorging, über den sie übrigens eine unglaubliche Macht hatte. Sie beschäftigte Barbara, »so gut es ging«, aber es ging nicht immer gut. Barbara mußte sich sehr in acht nehmen, um nichts zu zerbrechen, denn die grünen Augen der Tante kamen gleich wie schwere Wasserwogen heran und rollten kalt über den heißen Kopf der Barbara.

Als Barbara 20 Jahre alt war, verlobte sie der Onkel mit einem seiner Freunde, einem starkknochigen Tischlermeister mit breiten, schwieligen Händen, die schwer und massiv waren wie Hobel. Er zerdrückte ihre Hand bei der Verlobung, daß es knackte und sie aus seiner mächtigen Faust mit Not ein Bündel lebloser Finger rettete. Dann gab er ihr einen kräftigen Kuß auf den Mund. So waren sie endgültig verlobt.

Die Hochzeit, die bald darauf stattfand, verlief regelrecht und vorschriftsmäßig mit weißem Kleide und grünen Myrten, einer kleinen, öligen Pfarrersrede und einem asthmatischen Toast des Schweinehändlers. Der glückliche Tischlermeister zerbrach ein paar der feinsten Weingläser, und die Augen der Schweinehändlerin rollten über seine starken Knochen, ohne ihm was anhaben zu können. Barbara saß da, als säße sie auf der Hochzeit einer Freundin. Sie wollte es gar nicht begreifen, daß sie Frau war. Aber sie begriff es schließlich doch. Als sie Mutter war, kümmerte sie sich mehr um ihren Jungen als um den Tischler, dem sie täglich in die Werkstätte sein Essen brachte. Sonst machte ihr der fremde Mann mit den starken Fäusten keine Umstände. Er schien von einer eichenhölzernen Gesundheit, roch immer nach frischen Hobelspänen und war schweigsam wie eine Ofenbank. Eines Tages fiel ihm in seiner Werkstätte ein schwerer Holzbalken auf den Kopf und tötete ihn auf der Stelle.

Barbara war 22 Jahre alt, nicht unhübsch zu nennen, sie war Meisterin, und es gab Gesellen, die nicht übel Lust hatten, Meister zu werden. Der Schweinehändler kam und ließ seine fünf Ferkel über die Wange Barbaras laufen, um sie zu trösten. Er hätte es gar zu gerne gesehen, wenn Barbara sich noch einmal verheiratet hätte. Sie aber verkaufte bei einer günstigen Gelegenheit ihre Werkstätte und wurde Heimarbeiterin. Sie stopfte Strümpfe, strickte wollene Halstücher und verdiente ihren Unterhalt für sich und ihr Kind.

Sie ging fast auf in der Liebe zu ihrem Knaben. Es war ein starker

Junge, die groben Knochen hatte er von seinem Vater geerbt, aber er schrie nur zu gerne und strampelte mit seinen Gliedmaßen so heftig, daß die zusehende Barbara oft meinte, der Junge hätte mindestens ein Dutzend fetter Beinchen und Arme. Der Kleine war häßlich, von einer geradezu robusten Häßlichkeit. Aber Barbara sah nichts Unschönes an ihm. Sie war stolz und zufrieden und lobte seine guten geistigen und seelischen Qualitäten vor allen Nachbarinnen. Sie nähte Häubchen und bunte Bänder für das Kind und verbrachte ganze Sonntage damit, den Knaben herauszuputzen. Mit der Zeit aber reichte ihr Verdienst nicht aus, und sie mußte andere Einnahmequellen suchen. Da fand sich, daß sie eigentlich eine zu große Wohnung hatte. Und sie hängte eine Tafel an das Haustor, an der mit komischen, hilflosen Buchstaben, die jeden Augenblick vom Papier herunterzufallen und auf dem harten Pflaster zu zerbrechen drohten, geschrieben stand, daß in diesem Hause ein Zimmer zu vermieten wäre. Es kamen Mieter, fremde Menschen, die einen kalten Hauch mit sich in die Wohnung brachten, eine Zeitlang blieben und sich dann wieder von ihrem Schicksal hinausfegen ließen in eine andere Gegend. Dann kamen neue.
Aber eines Tages, es war Ende März, und von den Dächern tropfte es, kam er. Er hieß Peter Wendelin, war Schreiber bei einem Advokaten und hatte einen treuen Glanz in seinen goldbraunen Augen. Er machte keine Scherereien, packte gleich aus und blieb wohnen.
Er wohnte bis in den April hinein. Ging in der Früh aus und kam am Abend wieder. Aber eines Tages ging er überhaupt nicht aus. Seine Türe blieb zu. Barbara klopfte an und trat ein, da lag Herr Wendelin im Bette. Er war krank. Barbara brachte ihm ein warmes Glas Milch, und in seine goldbraunen Augen kam ein warmer, sonniger Glanz.
Mit der Zeit entwickelte sich zwischen beiden eine Art Vertraulichkeit. Das Kind Barbaras war ein Thema, das sich nicht erschöpfen ließ. Aber man sprach auch natürlich von vielem andern. Vom Wetter und von den Ereignissen. Aber es war so, als steckte etwas ganz anderes hinter den gewöhnlichen Gesprächen und als wären die alltäglichen Worte nur Hüllen für etwas Außergewöhnliches, Wunderbares.
Es schien, als wäre Herr Wendelin eigentlich schon längst wieder gesund und arbeitsfähig und als läge er nur so zu seinem Privatvergnügen länger im Bett als notwendig. Schließlich mußte er doch aufstehen. An jenem Tage war es warm und sonnig, und in der Nähe war eine kleine Gartenanlage. Sie lag zwar staubig und trist zwischen den grauen Mau-

ern, aber ihre Bäume hatten schon das erste Grün. Und wenn man die Häuser rings vergaß, konnte man für eine Weile meinen, in einem schönen, echten Park zu sitzen. Barbara ging zuweilen in jenen Park mit ihrem Kinde. Herr Wendelin ging mit. Es war ein Nachmittag, die junge Sonne küßte eine verstaubte Bank, und sie sprachen. Aber alle Worte waren wieder nur Hüllen, wenn sie abfielen, war nacktes Schweigen um die beiden, und im Schweigen zitterte der Frühling.

Aber einmal ergab es sich, daß Barbara Herrn Wendelin um eine Gefälligkeit bitten mußte. Es galt eine kleine Reparatur an dem Haken der alten Hängelampe, und Herr Wendelin stellte einen Stuhl auf den wackligen Tisch und stieg auf das bedenkliche Gerüst. Barbara stand unten und hielt den Tisch. Als Herr Wendelin fertig war, stützte er sich zufällig auf die Schulter der Barbara und sprang ab. Aber er stand schon lange unten und hatte festen Boden unter seinen Füßen, und er hielt immer noch ihre Schulter umfaßt. Sie wußten beide nicht, wie ihnen geschah, aber sie standen fest und rührten sich nicht und starrten nur einander an. So verweilten sie einige Sekunden. Jedes wollte sprechen, aber die Kehle war wie zugeschnürt, sie konnten kein Wort hervorbringen, und es war ihnen wie ein Traum, wenn man rufen will und doch nicht kann. Sie waren beide blaß. Endlich ermannte sich Wendelin. Er ergriff Barbaras Hand und würgte hervor: »Du!« »Ja!« sagte sie, und es war, als ob sie einander erst jetzt erkannt hätten, als wären sie auf einer Maskerade nur so nebeneinander hergegangen und hätten erst jetzt die Masken abgelegt.

Und nun kam es wie eine Erlösung über beide. »Wirklich? Barbara? Du?« stammelte Wendelin. Sie tat die Lippen auf, um »Ja« zu sagen, da polterte plötzlich der kleine Philipp von einem Stuhl herab und erhob ein jämmerliches Geschrei. Barbara mußte Wendelin stehenlassen, sie eilte zum Kinde und beruhigte es. Wendelin folgte ihr. Als der Kleine still war und nur noch ein restliches Glucksen durch das Zimmer flatterte, sagte Wendelin: »Ich hol' sie mir morgen! Leb wohl!« Er nahm seinen Hut und ging, aber um ihn war es wie Sonnenglanz, als er im Türrahmen stand und noch einmal auf Barbara zurückblickte.

Als Barbara allein war, brach sie in lautes Weinen aus. Die Tränen erleichterten sie, und es war ihr, als läge sie an einer warmen Brust. Sie ließ sich von dem Mitleid, das sie mit sich selbst hatte, streicheln. Es war ihr lange nicht so wohl gewesen, ihr war wie einem Kinde, das sich in einem Wald verirrt und nach langer Zeit wieder zu Hause angekommen war. So hatte sie lange im Walde des Lebens herumgeirrt, um jetzt erst nach

Hause zu treffen. Aus einem Winkel der Stube kroch die Dämmerung hervor und wob Schleier um Schleier um alle Gegenstände. Auf der Straße ging der Abend herum und leuchtete mit einem Stern zum Fenster herein. Barbara saß noch immer da und seufzte still in sich hinein. Das Kind war in einem alten Lehnstuhl eingeschlummert. Es bewegte sich plötzlich im Schlafe, und das brachte Barbara zur Besinnung. Sie machte Licht, brachte das Kind zu Bett und setzte sich an den Tisch. Das helle, vernünftige Lampenlicht ließ sie klar und ruhig denken. Sie überdachte alles, ihr bisheriges Leben, sie sah ihre Mutter, ihren Vater, wie er hilflos am Boden lag, ihren Mann, den plumpen Tischler, sie dachte an ihren Onkel, und sie fühlte wieder seine fünf Ferkel.

Aber immer und immer wieder war Peter Wendelin da, mit dem sonnigen Glanz in seinen guten Augen. Gewiß würde sie morgen »Ja« sagen, der gute Mensch, wie lieb sie ihn hatte. Warum hatte sie ihm eigentlich nicht schon heute »Ja« gesagt? Aha! Das Kind! Plötzlich fühlte sie etwas wie Groll in sich aufsteigen. Es dauerte bloß den Bruchteil einer Sekunde, und sie hatte gleich darauf die Empfindung, als hätte sie ihr Kind ermordet. Sie stürzte zum Bett, um sich zu überzeugen, daß dem Kind kein Leid geschehn war. Sie beugte sich darüber und küßte es und bat es mit einem hilflosen Blick um Verzeihung. Nun dachte sie, wie doch jetzt alles so ganz anders werden müßte. Was geschah mit dem Kinde? Es bekam einen fremden Vater, würde er es liebhaben können? Und sie, sie selbst? Dann kamen andere Kinder, die sie mehr liebhaben würde. – – – – War das möglich? Mehr lieb? Nein, sie blieb ihm treu, ihrem armen Kleinen. Plötzlich war es ihr, als würde sie morgen das arme, hilflose Kind verlassen, um in eine andere Welt zu gehen. Und der Kleine blieb zurück. – – Nein, sie wird ja bleiben, und alles wird gut sein, sucht sie sich zu trösten. Aber immer wieder kommt diese Ahnung. Sie sieht es, ja, sie sieht es schon, wie sie den Kleinen hilflos läßt. Selbst wird sie gehen mit einem fremden Manne. Aber er war ja gar nicht fremd!

Auf einmal schreit der Kleine laut auf im Schlafe. »Mama! Mama!« lallt das Kind; sie läßt sich zu ihm nieder, und er streckt ihr die kleinen Händchen entgegen. Mama! Mama! es klingt wie ein Hilferuf. Ihr Kind! – So weint es, weil sie es verlassen will. Nein! Nein! Sie will ewig bei ihm bleiben.

Plötzlich ist ihr Entschluß reif. Sie kramt aus der Lade Schreibzeug und Papier und zeichnet mühevoll hinkende Buchstaben auf das Blatt.

Sie ist nicht erregt, sie ist ganz ruhig, sie bemüht sich sogar, so schön als möglich zu schreiben. Dann hält sie den Brief vor sich und überliest ihn noch einmal.
»Es kann nicht sein. Wegen meines Kindes nicht!« Sie steckt das Blatt in einen Umschlag und schleicht sich leise in den Flur zu seiner Tür. Morgen würde er es finden.
Sie kehrt zurück, löscht die Lampe aus, aber sie kann keinen Schlaf finden, und sie sieht die ganze Nacht zum Fenster hinaus.
Am nächsten Tage zog Peter Wendelin aus. Er war müde und zerschlagen, als hätte er selbst alle seine Koffer geschleppt, und es war kein Glanz mehr in seinen braunen Augen. Barbara blieb den ganzen Tag über in ihrem Zimmer. Aber ehe Peter Wendelin endgültig fortging, kam er mit einem Sträußlein Waldblumen zurück und legte es stumm auf den Tisch der Barbara. Es lag ein verhaltenes Weinen in ihrer Stimme, und als sie ihm die Hand zum Abschied gab, zitterte sie ein wenig. Wendelin sah sich noch eine Weile im Zimmer um, und wieder kam ein goldener Glanz in seine Augen, dann ging er. Drüben im kleinen Park sang eine Amsel, Barbara saß still und lauschte. Draußen am Haustor flatterte wieder die Tafel mit der Wohnungsanzeige im Frühlingswind.
Mieter und Monde kamen und gingen, Philipp war groß und ging in die Schule. Er brachte gute Zeugnisse heim, und Barbara war stolz auf ihn. Sie bildete sich ein, aus ihrem Sohne müsse etwas Besonderes werden, und sie wollte alles anwenden, um ihn studieren zu lassen. Nach einem Jahre sollte es sich entscheiden, ob er Handwerker werden oder ins Gymnasium kommen sollte. Barbara wollte mit ihrem Kinde höher hinauf. Alle die Opfer sollten nicht umsonst gebracht sein.
Zuweilen dachte sie noch an Peter Wendelin. Sie hatte seine vergilbte Visitkarte, die vergessen an der Tür steckengeblieben war, und die Blumen, die er ihr zum Abschied gebracht hatte, in ihrem Gebetbuch sorgfältig aufbewahrt. Sie betete selten, aber an Sonntagen schlug sie die Stelle auf, wo die Karte und die Blumen lagen, und verweilte lange über den Erinnerungen.
Ihr Verdienst reichte nicht, und sie begann, vom kleinen Kapital zu zehren, das ihr vom Verkauf der Werkstätte geblieben war. Aber es konnte auf die Dauer nicht weitergehen, und sie sah sich nach neuen Verdienstmöglichkeiten um. Sie wurde Wäscherin. In der Früh ging sie aus, und in der Mittagsstunde schleppte sie einen schweren Pack

schmutziger Wäsche heim. Sie stand halbe Tage im Dunst der Waschküche, und es war, als ob der Dampf des Schmutzes sich auf ihrem Gesicht ablagerte.

Sie bekam eine fahle, sandsteinfarbene Haut, um die Augen zitterte ein engmaschiges Netz haarfeiner Falten. Die Arbeit verunstaltete ihren Leib, ihre Hände waren rissig, und die Haut faltete sich schlaff an den Fingerspitzen unter der Wirkung des heißen Wassers. Selbst wenn sie keinen Pack trug, ging sie gebückt. Die Arbeit lastete auf ihrem Rükken. Aber um den bittern Mund spielte ein Lächeln, sooft sie ihren Sohn ansah.

Nun hatte sie ihn glücklich ins Gymnasium hinüberbugsiert. Er lernte nicht leicht, aber er behielt alles, was er einmal gehört hatte, und seine Lehrer waren zufrieden. Jedes Zeugnis, das er nach Hause brachte, war für Barbara ein Fest, und sie versäumte es nicht, ihrem Sohn kleine Freuden zu bereiten. Extratouren gewissermaßen, die sie um große Opfer erkaufen mußte. Philipp ahnte das alles nicht, er war ein Dickhäuter. Er weinte selten, ging robust auf sein Ziel los und machte seine Aufgaben mit einer Art Aufwand von körperlicher Kraft, als hätte er ein Eichenbrett zu hobeln. Er war ganz seines Vaters Sohn, und er begriff seine Mutter gar nicht. Er sah sie arbeiten, aber das schien ihm selbstverständlich, er besaß nicht die Feinheit, um das Leid zu lesen, das in der Seele seiner Mutter lag und in jedem Opfer, das sie ihm brachte.

So schwammen die Jahre im Dunst der schmutzigen Wäsche. Allmählich kam eine Gleichgültigkeit in die Seele Barbaras, eine stumpfe Müdigkeit. Ihr Herz hatte nur noch einige seiner stillen Feste, zu denen die Erinnerung an Wendelin gehörte und ein Schulzeugnis Philipps. Ihre Gesundheit war stark angegriffen, sie mußte zeitweilig in ihrer Arbeit einhalten, der Rücken schmerzte gar sehr. Aber keine Klage kam über ihre Lippen. Und auch wenn sie gekommen wäre, an der Elefantenhaut Philipps wäre sie glatt abgeprallt.

Er mußte nun darangehen, an einen Beruf zu denken. Zu einem weiteren Studium mangelte es an Geld, zu einer anständigen Stelle an Protektion. Philipp hatte keine besondere Vorliebe für einen Beruf, er hatte überhaupt keine Liebe. Am bequemsten war ihm noch die Theologie. Man konnte Aufnahme finden im Seminar und hatte vor sich ein behäbiges und unabhängiges Leben. So glitt er denn, als er das Gymnasium hinter sich hatte, in die Kutte der Religionswissenschaft. Er

packte seine kleinen Habseligkeiten in einen kleinen Holzkoffer und übersiedelte in die engbrüstige Stube seiner Zukunft.
Seine Briefe waren selten und trocken wie Hobelspäne. Barbara las sie mühevoll und andächtig. Sie begann, häufiger in die Kirche zu gehen, nicht weil sie ein religiöses Verlangen danach verspürte, sondern um den Priester zu sehen und im Geiste ihren Sohn auf die Kanzel zu versetzen. Sie arbeitete noch immer viel, trotzdem sie es jetzt nicht nötig hatte, aber sie glich einem aufgezogenen Uhrwerk etwa, das nicht stehenbleiben kann, solange sich die Rädchen drehen. Doch ging es merklich abwärts mit ihr. Sie mußte sich hie und da ins Bett legen und etliche Tage liegenbleiben. Der Rücken schmerzte heftig, und ein trockenes Husten schüttelte ihren abgemagerten Körper. Bis eines Tages das Fieber dazukam und sie ganz hilflos machte.
Sie lag eine Woche und zwei. Eine Nachbarin kam und half aus. Endlich entschloß sie sich, an Philipp zu schreiben. Sie konnte nicht mehr, sie mußte diktieren. Sie küßte den Brief verstohlen, als sie ihn zum Absenden übergab. Nach acht langen Tagen kam Philipp. Er war gesund, aber nicht frisch und steckte in einer blauen Kutte. Auf dem Kopfe trug er eine Art Zylinder. Er legte ihn sehr sanft aufs Bett, küßte seiner Mutter die Hand und zeigte nicht das mindeste Erschrecken. Er erzählte von seiner Promotion, zeigte sein Doktordiplom und stand selbst dabei so steif, daß er aussah wie die steife Papierrolle und seine Kutte mit dem Zylinder wie eine Blechkapsel. Er sprach von seinen Arbeiten, trotzdem Barbara nichts davon verstand. Zeitweilig verfiel er in einen näselnden, fetten Ton, den er seinen Lehrern abgelauscht und für seine Bedürfnisse zugeölt haben mochte. Als die Glocken zu läuten begannen, bekreuzigte er sich, holte ein Gebetbuch hervor und flüsterte lange mit einem andächtigen Ausdrucke im Gesicht.
Barbara lag da und staunte. Sie hatte sich das alles so ganz anders vorgestellt. Sie begann, von ihrer Sehnsucht zu sprechen und wie sie ihn vor ihrem Tode noch einmal hatte sehen wollen. Er hatte bloß das Wort »Tod« gehört, und schon begann er, über das Jenseits zu sprechen und über den Lohn, der die Frommen im Himmel erwartete. Kein Schmerz lag in seiner Stimme, nur eine Art Wohlgefallen an sich selbst und die Freude darüber, daß er am Lager seiner todkranken Mutter zeigen konnte, was er gelernt hatte.
Über die kranke Barbara kam mit Gewalt das Verlangen, in ihrem Sohn ein bißchen Liebe wachzurufen. Sie fühlte, daß es das letzte Mal

war, da sie sprechen konnte, und wie von selbst und als hauche ihr ein Geist die Worte ein, begann sie, langsam und zögernd von der einzigen Liebe ihres Lebens zu sprechen und von dem Opfer, das sie ihrem Kinde gebracht. Als sie zu Ende war, schwieg sie erschöpft, aber in ihrem Schweigen lag zitternde Erwartung. Ihr Sohn schwieg. So etwas begriff er nicht. Es rührte ihn nicht. Er blieb stumpf und steif und schwieg. Dann begann er, verstohlen zu gähnen, und sagte, er gehe für eine Weile weg, um sich ein bißchen zu stärken.

Barbara lag da und begriff gar nichts. Nur eine tiefe Wehmut bebte in ihr und der Schmerz um das verlorene Leben. Sie dachte an Peter Wendelin und lächelte müde. In ihrer Todesstunde wärmte sie noch der Glanz seiner goldbraunen Augen. Dann erschütterte sie ein starker Hustenanfall. Als er vorüber war, blieb sie bewußtlos liegen. Philipp kam zurück, sah den Zustand seiner Mutter und begann, krampfhaft zu beten. Er schickte um den Arzt und um den Priester. Beide kamen; die Nachbarinnen füllten das Zimmer mit ihrem Weinen. Inzwischen aber taumelte Barbara, unverstanden und verständnislos, hinüber in die Ewigkeit.

KARRIERE

1920

Er war dreiundzwanzig Jahre zweiter Buchhalter bei der Firma Reckzügel und Compagnie, Sattel- und Riemenzeug-Export en gros, und verdiente dreihundertundfünfzig Kronen im Monat.
Und hieß Gabriel Stieglecker.
Und weiters ist über ihn zu sagen, daß er, um nicht ganz zu verhungern, nach Nebenverdiensten suchte und einige fand. Er leistete bei den Firmen Brüder Pollacek, Simon Silberstein und Bruder, Rosalie Funkel Aushilfsdienste jeden Monat einige Tage vor Ultimo. Zusammen hatte Gabriel Stieglecker sechshundertundfünfundsiebzig Kronen im Monat. Und davon starb er nun schon drei Jahre und fünf Monate lang.

Er war ein ausgezeichneter, prompter und verläßlicher Buchhalter. Die Firmen Brüder Pollacek, Simon Silberstein und Bruder und Rosalie Funkel konnten sich dank den Leistungen des Gabriel Stieglecker einen eigenen Buchhalter ersparen. Er hielt ihre Bücher in Ordnung, wußte auch, was vor Steuerbehörden und Polizei verborgen bleiben mußte, und war diskret wie ein Brunnenloch.
Gabriel Stieglecker liebte seinen Beruf. Die grüne Tinte bevorzugte er vor der blauen und vor dieser die rote. Aber am liebsten war ihm die violette. Alle Buchhalter der Welt schrieben Zahlen in schwarzer Kaisertinte. Gabriel Stieglecker schrieb grundsätzlich violette Zahlen. Er behauptete, von der violetten Tinte bestimmt zu wissen, daß sie dauerhafter sei als die andere und mit einer unerreichbaren Intensität durch die Poren des Papiers dringe. Ja, es sei sogar anzunehmen, daß mit violetter Tinte geschriebene Ziffern noch lange nach dem völligen Zerfall des Papiers gleichsam wie transparente Bilder in der Luft fortbeständen.
Was die von Gabriel Stieglecker geschriebenen Ziffern selbst betrifft, so ist zu bemerken, daß sie niemals mit andern zu verwechseln waren. Sie hatten eine persönliche Note, einen Charakter, waren Individualitäten. Die 3 hatte keinen Bauch, die 2 keinen Buckel, die 7 keinen Schwanz. Sondern alle Ziffern hatten »Linie«, waren zart und schlank wie moderne Frauen und konnten an künstlerischem Schwung nur von

Modellzeichnungen in den neuesten Modezeitschriften übertroffen werden.
Denn Gabriel Stieglecker liebte seine Geschöpfe, die Ziffern. Er blies ihnen sozusagen seinen Atem ein, und davon erschienen sie so unterernährt. Er spielte mit ihnen wie ein Knabe mit Zinnsoldaten, er ließ sie in Doppelreihen aufmarschieren und markierte den Rand eines Exerzierplatzes durch einen grasgrünen Strich. Oder er richtete mit roter Tinte ein Blutbad unter ihnen an, das aber niemals mutwillig und schrankenlos sich über das Blachfeld ergießen durfte, sondern mittels eines Lineals gewissermaßen in säuberliche Kanäle abgeleitet wurde. Ordnung mußte sein, auf jeden Fall.
Nur so ist es zu verstehen, daß Gabriel Stieglecker nun schon den sechsten Monat des vierten Jahres mit sechshundertundfünfundsiebzig Kronen Monatslohn stirbt. Ich sage: »stirbt«, nicht etwa aus Vergeßlichkeit, sondern mit Absicht. Denn die Geschichte ist wahr, Gabriel Stieglecker heißt anders, aber er lebt. Die Geschichte ist übrigens zu merkwürdig, als daß jemand anderer als das Leben sie erfunden haben könnte. Wie aus dem Folgenden zu ersehen ist.
Gabriel Stieglecker war immer noch Gast am Stammtisch im Café Aspern, wo er allsonntäglich einen Schwarzen mit Sacharin trank. Und allsonntäglich mußte er, der gerade damit beschäftigt war, über den seltsamen Patinaglanz seiner gestern erstandenen violetten Tinte nachzudenken, Vorwürfe anhören. Warum er denn noch immer nicht eine Gehaltserhöhung verlangt habe? Und ob er denn nicht einsehe, daß er schändlich ausgebeutet würde? heutzutage? von *der* Firma? *der* sauberen Gesellschaft?
Um diese Vorwürfe rasch und sicher vergessen zu können, ging Gabriel Stieglecker jeden Sonntag nach der Stammtischsitzung ins Büro Zahlen schreiben. Gabriel Stieglecker erledigte das ganze Montagsmorgenpensum und wäre eigentlich sehr glücklich darüber schlafen gegangen, wenn ihn nicht die Sorge geplagt hätte, daß er – am nächsten Morgen nichts mehr zu tun haben würde.
So waren Gabriel Stiegleckers Sonntagsnächte qualvoll und zerrissen. Gabriel Stieglecker war überhaupt gegen Sonntage.

An einem und demselben Tag geschah folgendes:
Die Wäscherin kündigte eine zehnprozentige Erhöhung an;
die Elektrische führte den Zweikronentarif ein;

und die Wirtin erhöhte den Mietzins mit Rücksicht auf die »Verteuerung der Elektrizität« um dreißig Kronen.
(Daß Gabriel Stieglecker trotzdem kein elektrisches Licht im Zimmer hatte, setze ich als selbstverständlich voraus und erwähne es nur zum Zweck der Beruhigung aller jener, die sich etwa über das Vorgehen der Wirtin Gabriel Stiegleckers aufregen sollten.)
Diese drei Katastrophen veranlaßten den zweiten Buchhalter Gabriel Stieglecker, sich beim ersten Buchhalter Rat zu erbitten.
Der erste Buchhalter nahm seine Brille ab, die er bei der Arbeit trug, und setzte den goldenen Zwicker auf; was er sonst nur zu tun pflegte, wenn ihn der Prokurist rufen ließ.
Der erste Buchhalter sah aber nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, durch die Mitte der Zwickergläser, sondern über deren oberen Goldrand hinweg auf Gabriel. Dabei neigte er den Kopf auf die Brust, und es sah aus, als wollte er mit imaginären Hörnern gegen Gabriel anrennen.
»Die zwanzigprozentige Aufbesserung dürfte Ihnen doch wohl genügen, oder nicht?« sagte der erste Buchhalter, der nur deshalb erster war, weil er schon zweiunddreißig Jahre im Hause Ziffern schrieb; nur mit Kaisertinte natürlich.
Seine Frage war geflüstert, aber sie trug deutlich die Tonfarbe eines etwa in Wolkenpölstern gedämpften Donnergrollens.
»Ich habe keine zwanzigprozentige Aufbesserung erhalten!« stöhnte Gabriel.
»Dann müssen Sie sie verlangen«, sagte der erste Buchhalter laut, wobei er den Zwicker wieder abnahm und die Brille aufsetzte.
Infolgedessen mußte sich Gabriel Stieglecker entfernen.

Er ging an seinen Schreibtisch und dachte nach. Eine zwanzigprozentige Aufbesserung direkt verlangen konnte man nicht. Wohl aber konnte man unter behutsamer Berufung auf die seinerzeit gütigst erfolgte Aufbesserung an alle Angestellten und mit Rücksicht auf die durch die allgemeine Teuerung besonders erschwerte Lebensführung um eine Gehaltserhöhung von fünfzig Kronen ergebenst ansuchen.
Gabriel Stieglecker tauchte eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltsamen Patinaglanz und schrieb einen Brief an seinen Chef. Er bat um fünfzig Kronen und zeichnete schließlich nicht nur hochach-

tungsvoll ergebenst, sondern auch noch ganz tief, in der unteren Ecke rechts, seinen Namen. So tief, daß der Familienname fast unter den Tisch gefallen wäre.
Am nächsten Morgen fand Gabriel Stieglecker auf seinem Tisch einen Brief, in dem ihm die Firma mitteilte, daß sein Gehalt ab Fünfzehnten dieses um fünfundzwanzig Kronen mehr betrage.

Zu Hause fand Gabriel Stieglecker zu seiner großen Überraschung einen anderen Brief vor. Und zwar von der Firma Simon Silberstein und Bruder, bei der Gabriel aushilfsweise Buchhalter war. Vielleicht stand darin um Gottes willen, daß die Firma auf seine weiteren Dienste verzichte? Dann konnte er freilich verzweifeln.
Aber die Firma Simon Silberstein und Bruder teilte dem Buchhalter Gabriel Stieglecker mit, daß sie ihren Betrieb bedeutend erweitert habe und daß sie ihn als ersten Buchhalter mit einem Anfangsgehalt von tausend Kronen zu engagieren wünsche. Gabriel Stieglecker möchte sofort schriftlich mitteilen, ob er diese Stellung anzunehmen »bereit, eventuell in der Lage« wäre.
Gabriel Stieglecker überzeugte sich zuerst von der Echtheit der Unterschrift und setzte sich sofort an seinen Schreibtisch, um seine Bereitwilligkeit zum Eintritt bei der Firma Simon Silberstein und Bruder unter den ihm im Schreiben Zahl soundso mitgeteilten Bedingungen kundzugeben. Aber er erinnerte sich, daß er zu Hause keine violette Tinte habe. Mit schwarzer Kaisertinte aber konnte er einen Brief von solch entscheidender Bedeutung natürlich nicht schreiben.
Während er Polenta mit Sauce aß, kamen ihm Bedenken. Jetzt mußte er natürlich kündigen! Aber wie? Konnte man so ohne weiteres einen Brief an die Firma schreiben? Ging das so? Jetzt war er dreiundzwanzig Jahre im Hause. Noch zwei Jahre, und er würde ein Jubiläum feiern. Der Chef selbst würde kommen und ihm ein Präsent überreichen, vielleicht eine außertourliche Zuwendung, und der Prokurist würde eine kleine Rede halten, und der Oberbuchhalter würde seinen goldenen Zwicker aufhaben. Konnte man so ohne weiteres kündigen?
Und wenn schon! Die Kündigung allein hätte natürlich wenig gemacht! Aber sicherlich würde ihn der Chef, zumindest Herr Reckzügel junior, in das Chefzimmer rufen. Und das Zimmer, ja, das war es, was Gabriel eigentlich fürchtete.
Es war eine Doppeltür. Die erste war aus Holz, und die zweite war

gepolstert. Sie erinnerte so von ungefähr an eine Kassaschranktür, nur war sie lautlos und vornehm. Wenn man die Tür nur ansah, fühlte man schon weiche Müdigkeit. Sitzend auf gepolsterten Lederstühlen, war man in den vorhypnotischen Zustand versetzt, in den man unbedingt fallen mußte, wenn der Herr Reckzügel jemanden anredete. Im Zimmer standen breite, behagliche Ledersofas um einen nußbraunen Tisch. In der Ecke links wuchtete ein massiver Schreibtisch, und an der linken Wand schlief die braune Feuerkassa mit ihren zugefallenen metallenen Klappenlidern über den Schlössern. In der Luft aber war ein sinnbetörender Duft von Havanna, Ananasäpfeln und Perolin.
Dieses Zimmer malte sich Gabriel so deutlich aus, daß er in eine Art Lethargie fiel. In diesem Zustand schrieb er einen Brief an die Firma Simon Silberstein und Bruder, in dem er hervorhob, daß er die Ehre wohl zu schätzen wisse, aber mit Rücksicht auf sein langjähriges Verhältnis zu dem Hause, in dem er jetzt seit nunmehr dreiundzwanzig Jahren bedienstet sei, um eine Bedenkzeit von acht Tagen bitten müsse.

Diese acht Tage waren die unangenehmsten in Gabriels nicht sehr angenehmem Leben.
Gabriel Stieglecker hatte sogar seine Ziffern vergessen. Er dachte nicht mehr recht an sie, und es kam vor, daß er – man denke! – mit schwarzer Kaisertinte eine ganze Zahlenreihe auf der Soll-Seite schrieb. Hier und dort hatte sogar eine 2 schon einen Buckel, eine 7 schon einen Schwanz. Es war schrecklich.
Am Montag hatte sich Gabriel zu entscheiden. Am Sonntag ging er nicht in sein Stammcafé. Und auch nicht ins Büro.
Vielmehr machte Gabriel einen Spaziergang durch den Stadtpark in Anbetracht des schon frühlingsmilden Wetters. Und begegnete der Firma Simon Silberstein und Bruder.
Die Firma Silberstein und Bruder war unerhört freundlich mit Gabriel. Sie nahm die Voraussetzung, daß er als Buchhalter eintreten würde, als schon gegeben an und ließ sich überhaupt nur mehr in Detailfragen ein. Schließlich lud sie ihn auch noch zu einem bescheidenen Nachtmahl im Parkrestaurant ein. – –

Als Gabriel am Sonntagabend heimkehrte, stand es bei ihm fest, daß er bei der Firma Silberstein und Bruder eintreten würde.

Er stand um fünf Uhr früh auf, rasierte sich und machte mit einem Stuhl Gelenksübungen. Er atmete tief, hielt den Atem ein und führte sich überhaupt sehr sonderbar auf. Er gymnastizierte sich Mut zu.
Dann fuhr er ins Büro mit der Straßenbahn; zum ersten Male seit der Einführung des Zweikronentarifes.
Er setzte sich schnell und mit jünglinghafter Gebärde an den Schreibtisch, tunkte eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltsamen Patinaglanz und schrieb, schrieb seine Kündigung.
Just als er hochachtungsvoll ergebenst schließen wollte, kam der Diener. Gabriel sollte zum Chef.
Seit dem ersten Jänner, an welchem Tage Gabriel Stieglecker nach althergebrachter Sitte dem Chef viel Glück zum neuen Jahre gewünscht hatte, war Gabriel Stieglecker nicht in dem gefährlichen, hypnotisierenden Zimmer gewesen. Was wollte der Chef? Vielleicht hatte er schon eine Ahnung und wollte gar Gabriel zuvorkommen? Nun! Desto besser!

Im Zimmer des Chefs duftete es sehr nachdrücklich nach Zigarren, Ananas und Perolin.
Der Herr Reckzügel senior stand in der Mitte unter dem Kronleuchter, dessen unterster Messingknopf sich bequem in seiner Glatze spiegelte, und hielt einen dunkelblauen Rock in der Hand.
Gabriel blieb hart an der gepolsterten Tür stehen. Er war betäubt. Wie durch eine sehr dicke Wand hörte er den Chef:
»Herr Stieglecker, ich wollte nur sagen, daß ich diesen noch an und für sich« – Herr Reckzügel sagte immer »an und für sich« – »sehr gebrauchsfähigen Rock in meinem Schrank gefunden habe. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie sich gegenwärtig leider in nicht sehr günstigen Verhältnissen befinden. Ich wollte nur sagen, daß an und für sich nichts daran wäre. Sie wissen, wie ich es meine, wenn Sie et cetera.« Herr Reckzügel sagte immer »et cetera«, wenn er nichts Passendes wußte.
Gabriel Stieglecker wankte mit dem Rock hinaus und an seinen Schreibtisch. Hier brach er zusammen. Den Kündigungsbrief zerriß er in unzählige Fetzen. Und dachte dabei angestrengt nach, daß er den Rock zerreiße.
Wie konnte man da kündigen? Der Rock, der Rock! Durfte er so undankbar sein? Einen Rock hatte ihm der gegeben, und er sollte kündigen?! Das tat er nicht, er, Gabriel Stieglecker.

Sondern er tat folgendes: Er tunkte abermals eine neue Feder in die violette Tinte mit dem seltenen Patinaglanz und schrieb an die Firma Simon Silberstein und Bruder, daß er für die gestrige freundliche Einladung sehr dankbar sei, jedoch mit Rücksicht auf ganz besondere, erst im Laufe der letzten Stunde eingetretene Umstände gezwungen sei usw.

Dann schrieb Gabriel mit derselben Feder tadellos schlanke Ziffern mit violetter, patinaschimmernder Tinte auf die Haben-Seite.

Es waren die herrlichsten Ziffern, die Gabriel Stieglecker je geschrieben hatte.

VON DEM ORTE, VON DEM ICH JETZT SPRECHEN WILL...

undatiert

Von dem Orte, von dem ich jetzt sprechen will, mochte es wohl einst geheißen haben, daß er außerhalb der Stadt liege. Heute kann davon längst nicht mehr die Rede sein. Zwar grenzt er noch an freiliegende Felder und sumpfige Wiesen, aber an seiner rissigen Mauer, die ihn rings umgibt, kleben, wie Schwalbennester an Dachrinnen, armselige Häuschen, in die sich die Armut geflüchtet hat, vor deren schmutzigen gelben Türen keifende Weiber schwatzen und schmierige Kinder sich balgen. Im Frühling ruft der Kuckuck dort und stört die eifrigen Frauen in ihrem Geschwätz, die Amsel pfeift wohl auch dazwischen, und abends kann der Lauscher das reinste Nachtigallengold aus den kleinen Sängerkehlen rinnen hören.

Der Ort, von dessen Lage ich erzähle, ist der alte Friedhof meiner Vaterstadt. Die verwitterte Inschrift auf dem längst geschlossenen Eingangstore zeigt die Zahl 1470. Seit ungefähr fünfzehn Jahren ist der Friedhof vom löblichen Magistrat meines Heimatstädtchens gesperrt. »Aus sanitären Gründen« – hieß es in der Kundmachung. Die Leute in meiner Heimat erfreuten sich meistens eines langen Lebens – sie lebten oft hundert Jahre und wohl noch mehr darüber. – Der kleine, alte Friedhof bekam also selten neue Einwohner. Das änderte sich nun eines schönen Tages – oder besser: Jahres. Meinen hochachtbaren Mitbürgern schien es nicht sonderlich auf Erden zu gefallen, und sie traten frühzeitig die Reise in jenes unbekannte Land an, von dessen Gefilden kein Wanderer je wiederkehrt. Aber ihre sterblichen Überreste wurden nicht mehr auf dem alten Friedhof bestattet, sondern mußten sich einen etwas längeren Weg gefallen lassen. In der Nähe des sogenannten Grenzwaldes befand sich die neue Ruhestätte der Toten. Der alte Friedhof aber wurde gesperrt.

Natürlich mußte man einen Wächter haben, der Enkeln und Urenkeln die Gräber ihrer in Gott ruhenden Vorfahren zu zeigen hätte, wenn es jenen etwa einmal einfallen würde, ihre Großväter und -mütter aufzusuchen, sei es, um sich bloß einmal so recht auszuweinen und getröstet wieder fortzugehen, sei es, um die Toten, die sich doch gewiß eines großen Ansehens beim lieben Herrgott erfreuten, um eine kleine oder größere Protektion anzugehen. Aber merkwürdigerweise wollte kei-

ner das Wächteramt übernehmen. Endlich entschloß sich dazu ein alter Magistratsdiener, ein bekannter Freigeist, der aus einer nahegelegenen deutschen Kolonie stammte, äußerst wortkarg war, mit keinem Menschen verkehrte, riesige Mengen Tabak schnupfte und in seinem ganzen Wesen wohl recht in jenen düstern Ort passen mochte. Er hatte übrigens viele der dort Ruhenden bei ihren Lebzeiten wohl gekannt und konnte etwaigen forschenden Urenkeln zuverlässige Auskunft geben. Ein Stück freier Erde war noch übriggeblieben, und auf diesem baute sich der Martin Schwab Kartoffeln und rote Rüben an. Er bezog ein kleines Stübchen in dem Wächterhause, das zugleich ein Seiteneingang in den Friedhof war, schnupfte Tabak, briet Kartoffeln und kam selten zum Vorschein.

Auf jenem Friedhof pflegte ich nun als Gymnasiast viele Stunden zu verbringen. Pochte ich an die Türe des alten Martin, so erschien in einer viereckigen Öffnung die scharfe Hakennase meines Freundes, und eine hohle Stimme fragte: »Hast du Tabak?« Wenn ich hierauf das kleine mitgebrachte Päckchen an die Nasenlöcher des Martin hob, so roch er lange, lange daran, so etwa an die fünf Minuten, daß es mir vorkam, als wollte er, wie ein Elefant, den Tabak mit der Nase durch das viereckige Loch ziehen. Aber bald darauf schob er den schweren Holzriegel zurück, langte nach dem Päckchen, ließ mich ein und schob den Riegel wieder vor. Durch Martins enge Kammer stolperte ich über zerbrochene Stuhlbeine und riesengroße, knorrige Kartoffeln zur zweiten Türe hinaus, durch die ich in den Friedhof trat. Ich zündete mir eine Zigarette an, um die Heuschrecken und Wespen zu vertreiben, und wandelte stundenlang zwischen den Gräbern, las die verschiedenen Inschriften, setzte mich wohl auch auf einen halb in den Boden gesunkenen Stein und lebte so einige Stunden in längst verrauschten Zeiten mit längst vergangenen Geschlechtern.

Unter den neuen Grabsteinen trug einer die Inschrift:

Markus Möllner, ums Leben gekommen am 15. Juni 1901.

Den alten Markus hatte ich wohl gekannt. Er war oft Gast im Hause meines Großvaters gewesen, und der wunderlichen Geschichten, die er mir zu erzählen pflegte, erinnerte ich mich noch sehr wohl. Allein, ich wollte noch Näheres aus seinem Leben wissen, und ich beschloß, mich bei den Stadtältesten zu erkundigen. Der erste, den ich fragte, war natürlich Martin. Er gab aber an, von einem Markus Möllner keine Ah-

nung zu haben. Ich versprach ihm Tabak – das half. Martin erzählte mir die Geschichte.

In den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts teilte sich die Bevölkerung meiner Vaterstadt in zwei Gruppen: Es gab nur sehr Reiche und sehr Arme. Man könnte ebensogut sagen: Herren und Diener. Denn die Armen schien der liebe Herrgott, der es allezeit mit den Reichen hält, nur zu dem Zwecke geschaffen haben, um den Reichen das Leben zu erleichtern. Kurz, es gab Patrizier und Plebejer. Die letzteren dienten den Vornehmen entweder direkt als Kutscher, Köche, Dienstboten, Lakaien oder indirekt: D. h., sie waren Vermittler von Dienstpersonal, Zuträger, Makler, brachten Eier, Butter und Geflügel in die Häuser der Reichen, übernahmen Botengänge um ein warmes Mittagessen, buken, wuschen und lebten überhaupt von und für die Reichen. Diese hatten natürlich sämtliche Ehrenämter der Stadt inne. Sie waren Gemeinderäte, Verwalter öffentlicher Anstalten, Waisenhausväter und Schulinspektoren. Sie trugen stets feierliche schwarze Kleider, blitzblanke Zylinder, glänzende Stiefel, hatten runde Bäuchlein unter buntgeblümten Westen und goldene Uhrkettlein darüber, und ihre Brust zierten bei feierlichen Anlässen verschiedene hohe Auszeichnungen. Ihre Söhne schickten sie in der Regel ins Gymnasium. Wenn diese sich mit knapper Not durch den mit Gleichungen vierten Grades und unregelmäßigen Verben vollbesäten Weg zum Ausgangstor der Maturitätsprüfung durchgeschlagen hatten, so bekamen sie entweder irgendeine staatliche oder private Beamtenstelle oder reisten in die Hauptstadt, um nach vollendeten Universitätsstudien als Ärzte, Advokaten, Gymnasiallehrer usw. in ihre Heimat zurückzukehren. Freilich kam es auch hie und da vor, daß einer oder der zweite von ihnen so ganz aus der Art geschlagen war, daß er in die Heimat zurückzukehren vergaß und in des lieben Herrgotts wunderschöner Welt irgendwo spurlos verschwand. Doch das war recht selten der Fall, und in ewig-gleichem Geleise schlich das Leben in meiner Vaterstadt seinen Schneckengang weiter.
Da war aber einer und just der Sohn des Herrn Bürgermeisters, der sich das Ungeheuerliche vermaß, sein Heimatstädtchen aus der behaglichen Dahinduselei zu rütteln und die braven Gemüter seiner ehrenhaften Mitbürger in eine nervöse Spannung zu bringen.
Der junge Markus war schon auf dem Gymnasium ein Exemplar ge-

wesen. Er konnte den Mädeln den Kopf verdrehen, hatte bunte Abenteuer, stritt sich mit seinen Lehrern herum, und – was das allerschlimmste war und den Herrn Bürgermeister und dessen vollbusige Gemahlin in Angst und Schrecken versetzte: Markus machte Verse. Nichts konnte ihn davon abbringen: weder Strafen noch Prügel, noch Drohungen, daß man ihn aus dem Hause schicken würde, konnten fruchten. Markus machte Verse.

Er haßte das Gymnasium, er haßte die Gesetze, er haßte die ganze kleinstädtische, enge Welt, in der er verurteilt war zu leben. Er atmete daher auf, als er mit Weh und Ach die Matura bestanden hatte und nun frei seine Schwingen entfalten konnte. Er rollte schließlich, mit allerlei notwendigen und unnützen Dingen vollbepackt, von väterlichen Mahnungen begleitet und mütterlichen Tränen benetzt, dem Ziel seiner Sehnsucht, der Hauptstadt, zu. Dort inskribierte er Jus – er war Student.

Aber Gesetze und Pandekten – das war es gerade nicht, was dem jungen Markus behagen konnte. Er schwänzte die Vorlesungen, kümmerte sich nicht im geringsten um die Studien, lebte in Saus und Braus, trank und spielte und verlor Unsummen. Wenn ihn der Herr Papa, »der Alte«, wie ihn Markus nannte, in seinen nicht allzu häufigen und langen, aber sehr inhaltsreichen Briefen ermahnte, doch einmal zur Prüfung zu steigen, so antwortete Markus, er sei schon längst vorbereitet, die Prüfung wäre ein Kinderspiel, aber daran, daß er sie noch immer nicht hinter sich habe, sei niemand anderer Schuld als eben der Herr Papa. Es gehe nämlich, schrieb Markus, auf der Universität alles nach dem Alphabet, und da er Zwerdling heiße und also als der letzte im Kataloge stehe, vor ihm aber nicht weniger als neuntausend, sage neuntausend Hörer seien, so müsse er eben warten. Der gute Bürgermeister war sein Leben lang Kaufmann gewesen und hatte von Universität und Studieren nur einen sehr blauen Dunst. Fragte er aber einen Gymnasiallehrer, ob sich es wirklich so auf den Hochschulen verhalte, so zwinkerte dieser mit den Augen, dachte sich, dem jungen, reichen Manne wären wohl ein paar lustige Jährchen zu gönnen, und behauptete, es könne wohl möglich sein, daß eine neue Studienordnung den Zutritt der Hörer zu den Prüfungen nach dem Alphabet geordnet verlange. Der Herr Bürgermeister beruhigte sich und schickte seinem Sohn mit biedermännischer Pünktlichkeit jeden Ersten die verlangte Summe. Als aber aus der Hauptstadt etliche Male Mahnungen auf grö-

ßere Summen gekommen waren, da schnürte der Herr Bürgermeister seinen Ranzen, vergaß auch den großen Regenschirm nicht mit dem Griff aus echtem Elfenbein und fuhr nach Wien.
Er traf seinen Sohn zu Hause in der Gesellschaft von Freunden und Freundinnen, bei einem überaus geräuschvollen Gelage. Seinen Herrn Papa hatte nun der Markus am wenigsten erwartet. Es mußte rasch eine Ausrede gefunden werden. Ein bemoostes Studentenhaupt wurde als ein Herr Professor vorgestellt, der just heute seinen Geburtstag feire, und zwar im Hause seines geliebtesten Schülers. Das wäre nun so ziemlich gegangen, allein der Herr Bürgermeister fragte sich mit Recht, was denn wohl die Frauenzimmer beim Geburtstage des Herrn Professor zu machen hätten, überlegte bloß einen Augenblick, bat den Herrn Sohn ins Vorzimmer und versetzte ihm dort zwei schallende Ohrfeigen, darob sich die Tafelrunde entsetzte und, ein ähnliches Schicksal befürchtend, mitsamt dem Herrn Professor eilig das Feld räumte. Aber mit den Ohrfeigen war die Geschichte noch lange nicht zu Ende. Es gab noch einen großen Krach, Herr Zwerdling senior gab sein bürgermeisterliches Ehrenwort, von seinem Einzigen nichts mehr wissen zu wollen, setzte sich auf die Eisenbahn und fuhr nach Hause. Weder das Zureden seiner Freunde noch die Tränen der Frau Bürgermeisterin wollten helfen. Markus aber war verschollen.

Jahre waren vergangen. Längst ruhte der Bürgermeister mit seiner Ehegattin in der kühlen Erde. Ihr Haus hatte ein biederer Fleischer erworben, vor dessen Ladentüre rote Lampen brannten und die saftigen Fleischstücke in der Auslage grell beleuchteten. Ein neuer Geist war ins Städtchen gekommen. Es war der Geist der Demokratie und der Elektrizität, Fabriken schossen wie über Nacht aus dem Boden, Fremde kamen und gingen, ein prachtvolles Hotel wurde gebaut, ein Bürgermeister von ganz anderem Schlage, als es der gottselige Herr Zwerdling gewesen, thronte auf dem Kurulensessel im Rathause. Da kam eines Tages der Markus heim. Er trug einen wilden grauen Bart und einen Schlapphut, eine Künstlerkrawatte und einen langen Rock und zerrissene Schuhe. Er begab sich zum Besitzer des Hauses, das einstmals seinen Eltern gehört hatte. Was zwischen den beiden gesprochen worden, hat keiner je erfahren. Aber noch am selben Tage bezog Markus ein kleines Erkerstübchen im Hause des Fleischers, kaufte sich einen blitzblanken, wenn auch ganz unmodernen Zylinder, einen

schwarzen Schlußrock und ebensolche Stiefel. Hierauf machte er Visiten bei den Reichen der Stadt. Überall mußte er erzählen. Markus erzählte. Aber schlau wußte er seine interessante Erzählung immer mit einer Bitte abzuschließen, die man ihm gewähren mußte. Immer aber bat er um Kleinigkeiten: ein Rasiermesser, eine Krawatte, eine Busennadel. Das bekam er und noch obendrein mehr. Er aß nämlich täglich irgendwo zu Mittag. Die Leute, die den alten Bürgermeister noch wohl gekannt hatten, mochten sich wohl eine Ehre daraus machen, den jungen Zwerdling zu Gaste zu haben. Die Vermögenden nahmen sich gerne seiner an. Aber mit der Zeit wurde aus dem Gaste ein Hausgerät. Markus war ein besserer Dienstbote, der alle Aufträge zur größten Zufriedenheit der Auftraggeber ausführte.

Marcellus besaß eine große Geschicklichkeit in häuslichen Verrichtungen. Er konnte das Unmöglichste möglich machen. Er konnte zerbrochene Öllampen tadellos reparieren, Strickleitern drehen, kunstvolle Mäusefallen herrichten, Rattengift zubereiten, konnte Messer haarscharf schleifen und Mauerlöcher zukleben. Aber er wußte noch viel, viel mehr. Kinder liebte er besonders, und für sie hatte er die schönsten Geschichten bereit. Kleine Erlebnisse wußte er phantastisch aufzuputzen, bengalisches Feuerwerk stellte er selber her, er schnitzte Puppenspiele und führte kleine Dramen auf. Aber schon seine Persönlichkeit allein bot den Kindern einen prächtigen Unterhaltungsstoff. Er ging gebückt, hatte scharf geschnittene Züge, wässerige, blaue, kleine Äuglein, eine stark gebogene Hakennase, einen kahlen Schädel, auf dem der unvermeidliche Zylinder feierlich glänzte, um seine wankenden Knie schlotterten die langen Schöße des Schlußrocks, die gelben Hosen steckten in spiegelblank geputzten Stiefeln, die linke Hand saß stets im kanariengelben Lederhandschuh, den Marcellus nur zur Arbeit mit einer vornehmen Geste abstreifte. Wie gesagt: Marcellus konnte alles. Brauchte man irgend etwas im Haushalte – Marcellus brachte es. Allerdings, oft kam es vor, daß ein notwendiges Werkzeug, ein Beil oder eine Säge, in einem Hause abhanden gekommen waren. Das hatte nun der alte Marcellus irgendwohin, wo es benötigt wurde, gebracht. So tauschte er die Güter der verschiedenen Häuser, und gar oft bemerkte ein Bürger zu seinem größten Erstaunen einen ihm gehörigen Gegenstand bei seinem ahnungslosen Nachbar. Aber den alten Marcellus ließ man gerne gewähren. Er war ein nützliches Haustier und eine »ehrliche Haut«.

Ja, ehrlich war Marcellus vor allem. Vielleicht auch ein bißchen zu ehrlich. Geradezu wunderbar war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Aus dem jugendlichen Stürmer und geschworenen Feind aller menschlichen Gesetze war ein trockener Pedant geworden, ein starrer »Moralist«, steif gepreßt in die Zwangsjacke der Bürgerlichkeit, ein wandelnder Sittenkodex. Unendlich stolz auf seine patrizischen Vorfahren, hielt er es doch gar nicht unter seiner Würde, anderen zu dienen. Er war auch mehr ein Schutzgeist der Häuser, in denen er einging, als ein Diener. Ja, er vollführte die Aufträge mit einer Würde, als erweise er eine herablassende Gefälligkeit, nahm kleine Geschenke entgegen mit dem Gesichtsausdruck einer orientalischen Majestät, der die Untertanen den Ehrensold überreichen. Von Dank war nie die Rede, man mußte belohnt genug sein, wenn er überhaupt geruhte, das Geschenkte anzunehmen.

Mit der Zeit war es so in seinem Kopfe etwas wunderlich geworden. Er glaubte fest daran, alleiniger Besitzer des Hauses zu sein, in dem er nur gelitten war, und oft ließ er durchblicken, daß der biedere Fleischer es nur seiner, des Marcellus, Güte zu verdanken hatte, wenn er überhaupt noch im Hause saß. Das Haus – ja, das war sein Allerheiligstes. Das böse Gewissen, seine Eltern vielleicht zu früh in den Tod getrieben zu haben, die bittere Reue über ein verfehltes Leben hätten ihn in den rasenden Wahnsinn getrieben, wenn ihm seine Phantasie nicht vorgegaukelt hätte, daß er im Grunde doch ein wohlanständiger Bürger geworden sei im Sinne seiner [...]

KRANKE MENSCHHEIT
undatiert

Es war eine stille Gasse. Wie irgendeine in einem Vorort. Der Lärm der Großstadt drang in die Gasse nur als fernes, seltsames Summen und Klingeln. Kleine Häuser und dürftige Gärten umsäumten sie. Herbstlich-mild und freundlich war der Tag. Einer von den Tagen, die man genießen soll mit gleichmutsvoller, ruhiger Seele.
Wenn man in der Gasse fortging, immer fort, dann kam man wohl irgendwohin ins Freie, wo sich die kleinen Häuser nicht mehr aneinanderklammerten, sondern lose standen und frei, wo Wiesen waren und Sträucher, wo dunkle Berge und Wälder lockten; wo Menschenpaare gingen und aus Tüten Zwetschken aßen und die Hände verschlungen hielten, um einander am hellen Tag ihre Liebe durch stark-zärtlichen Druck zu bezeigen; wo aus Häusern Stangen mit häßlichen Strohgeflechten hingen und verkündeten, daß aufs neue ein Herbst gekommen war mit neuem, heurigem, Fröhlichkeit und, ach, Vergessenheit bringendem Trunk.
Aber die wenigen Menschen, die an diesem Tage in der Gasse gingen, hatten keine Zeit, den Wiesen und Wäldern zuzueilen, sich der Liebe oder dem Weine hinzugeben. Sie wendeten sich stadtwärts, sie gingen im Trott des Alltags: Männer in blauen, ölbefleckten Arbeitskleidern, Männer mit Amtskappen, Frauen in Kleidern, die hell und bunt waren wie der Tag; sie trugen große Taschen leicht und sicher, und die unförmliche Last vermochte nicht die zierliche Schönheit ihres Schrittes zu hemmen, der die Frauen dieser Stadt auszeichnet.
Einer ging unter ihnen, der nicht zu den Menschen dieser Gasse zu gehören schien, der irgendwie fremd war in der Gasse, der kein Ziel zu haben schien wie sie. Ein großer Mann in schlichtem, dunklem Gewand, barhaupt, ein wenig gebeugt, ein wenig unsicheren, schwankenden Schrittes, den rechten Fuß mit einiger Mühe schleppend. Er sah die Menschen, die vorübergingen, forschend an, und die Frauen erschraken ein bißchen, wenn sie der Blick traf, aus Augen, die groß, dunkel, ein wenig starr in dem bleichen Antlitz standen. Er sah die Häuser an, eines nach dem anderen, und schien eines von ihnen zu suchen. Aber er hatte offenbar keine Eile; er ging ganz langsam, schier, als ob er sich gefürchtet hätte, zu finden, was er suchte. Man kommt

auch mit langsamem, schwankendem Schritt zum Ziele: Da stand unter den niederen Häusern eines, das groß war und stattlich, nicht aufdringlich, eher anmutig und freundlich wie ein Landsitz, der vor langen Zeiten einem großen Herrn zur Kurzweil gedient hatte, wenn er ausruhen wollte von den Anstrengungen der Machtausübung. Die Inschrift freilich, die das große Tor trug, war wenig anmutig. »Spitalseingang« stand dort in großen Buchstaben.

Der fremde Mann in der stillen Gasse zuckte ein bißchen zusammen, als er zu dem Hause gelangte und die Inschrift las. Und er ging ein bißchen schneller; deutlicher merkte man das Nachschleppen des rechten Fußes. Er ging an dem Hause vorüber, weiter in der stillen Gasse, die ins Freie führte zu Wiesen und zum Wald. Der Mann konnte nicht in den Wald gehen, in den ruhigen, weiten, freien; er konnte es gestern nicht, er durfte es heute und morgen nicht.

Er gehorchte dem Zwang, der in ihm war und ihn unsichtbar umgab, und ging zurück zu dem Hause, das wie ein alter, freundlicher Landsitz aussah und die Inschrift »Spitalseingang« trug.

Ein blondes Mädchen stürmte aus einem Hauseingang, verfolgt von einem strahlenden Burschen. Es kreischte und lief blind in sorglosem Ungestüm. Und stieß mit dem Manne zusammen, der in der Gasse ging. Er taumelte, suchte Halt an einem Gitter und sah in das heiße, junge Gesicht. Das Mädchenlachen erlosch. Da kam schon der Bursche, nahm heftig den Arm des Mädchens und führte es die Gasse entlang den Wiesen und Sträuchern zu. Und das Mädchenlachen erfüllte wieder die Gasse und kam zurück zu dem Manne, der noch beim Gitter stand und der freien, unbekümmerten Jugend nachsah, die es eilig hatte, seinem Blick zu entrinnen. Noch ein Weilchen stand das Jugendlachen in seinem Ohr, ward schließlich mißtönend, verzerrt und verließ ihn.

Dann stand er wieder vor dem freundlich-ernsten Landsitz. Er maß das Haus mit langem Blick und suchte die Mauern zu durchdringen und des Hauses Geheimnisse zu erforschen.

Er sah eine Tafel, auf der geschrieben stand, daß die Kranken der ersten und zweiten Klasse täglich von neun Uhr morgens bis neun Uhr abends und die Kranken der dritten Klasse an vier Tagen der Woche von zwei bis vier Uhr nachmittags Besuche empfangen dürfen. Eines wußte er nun: Es war Ordnung hinter dem braunen Tor. Da freute er sich in der schönen Erkenntnis, daß die Menschen Ordnungssinn ha-

ben und ihn überall, wo sie nur können und es für nötig halten, betätigen. Nur die große Welt, in der sie alle, die Brüder und Schwestern, die Klassen und die Rassen und die Völker, nebeneinander leben müssen, ist noch ein wenig in Unordnung. Da nützen selbst die Tafeln mit der Einteilung für die Menschen der ersten und zweiten und die Menschen der dritten Klasse nicht viel. Aber einmal, irgend einmal wird schon der schöne, immer wache, immer tatenbereite Ordnungssinn der Menschen Ordnung schaffen, überall, in den Städten, in den Ländern, in der ganzen, großen, schönen Welt. Heute wollte er zufrieden sein in dem Bewußtsein, daß Ordnung war hinter dem stattlichen braunen Tor.

Und der fremde Mann in der stillen Gasse versuchte, ein wenig zu lächeln; es ward aber ein verzerrtes Grinsen, bei dem der rechte Mundwinkel tiefer hing als der linke.

Da tat sich die kleine Pforte auf, die neben dem großen braunen Tore war, ein kleiner, dicker Mann mit einem Käppchen auf dem Kopfe kam heraus und sagte mit beflissener Freundlichkeit: »Guten Tag, Herr, wollen Sie zu uns kommen? Bitte, gehen Sie nur weiter!« Seine Hand wies höflich einladend den Weg.

Ein kleiner Schauer lief über die lange, schmale Gestalt des Mannes, aber es war der Zwang in ihm und um ihn, der Zwang, der ihn oft begleitet hatte in stillen Gassen und auf breiten, lärmenden Straßen und Plätzen. Und er ging durch die Pforte und bückte sich ein wenig, weil sie nieder war.

Sorgsam schloß der freundliche Türhüter die Pforte der Nervenheilanstalt und geleitete, immer ruhig-höflich, den fremden Mann wie einen Gast. Er führte ihn in eine große, helle Vorhalle, wo Menschen auf Sesseln, Bänken und in Rollwägelchen saßen und warteten. Heinrich Reinegg setzte sich zu ihnen und begann zu warten wie sie. Es ist gleichgültig, dachte er, wo man wartet. Irgendwo, irgendwie warten wir immer.

Sie musterten den Neuen neugierig, fast wohlwollend. Und tuschelten. Eine Frau kam in blauer Schwesterntracht, groß und ernst, und half einem Mädchen, das im Rollstuhl saß, beim Aufstehen. Das Gesicht des Mädchens war fein und schmal und lächelnd. Indes: Das Leid schien im Kampf mit der Heiterkeit zu liegen. Das Mädchen stützte sich auf zwei Stöcke, die am Ende einen Gummibelag hatten. Schon

hatte es sich aufgerichtet, da rutschte ein Stock auf dem glatten Boden, und das Mädchen fiel mit einem leise klagenden Ruf zu Boden. Heinrich Reinegg, der zunächst saß, half der Schwester, das Mädchen auf die Beine zu bringen. Es war kein schweres Bemühen; unheimlich leicht war dieser Mädchenkörper. Das Mädchen sah dankend in die großen, dunklen, starren Augen des fremden Mannes; es erschrak nicht wie die Frauen draußen vor dem braunen Tor; es lächelte wieder: heiter und ein wenig leidvoll.
Nun stand das Mädchen wieder auf den schmalen Füßen und mußte gehen. Es setzte zaghaft den linken Fuß vor, schnellte den rechten ein wenig in die Höhe und dann nach vorne und zur Erde. Dann waren zwei Schritte getan. Die Schwester führte das Mädchen langsam und geduldig zu einer weißen Türe. Heinrich Reinegg dachte einen Augenblick an die zierlichen, sicheren, leichten Schritte der Frauen und Mädchen, die draußen in der Gasse gingen.
»Die wird nicht mehr tanzen«, sagte ein Mann, der über dem linken Auge eine schwarze Binde trug; sie verdunkelte sein hageres Gesicht.
Niemand antwortete.
Eine alte Frau schüttelte den kleinen, grauen Kopf. Es war eine ganz leichte, mißbilligende Bewegung. Sie erfolgte in regelmäßigen, kleinen Zeitabständen. Warum sollte sie nicht den Kopf schütteln, dachte Heinrich Reinegg, es ist ganz natürlich, daß sie es tut.
Unwillig sah die alte Frau den Mann mit der schwarzen Binde an. Sie beugte sich zu dem jungen Mann, der gleichgültig neben ihr saß, und begann zu flüstern. Der junge Mann sagte ruhig: »Reg dich nicht auf, Mutter, warum regst du dich auf? Es steht nicht dafür.« Teilnahmslos ging sein Blick über den Raum, über die Menschen und Gegenstände.
Ein paar Augenblicke lang blieb er an den Händen eines kleinen, schwarzhaarigen Mädchens haften, die ohne Unterlaß in einem Buche blätterten. Aber als das Mädchen seinen Blick fühlte und ihn ansah, wendete er sich unbewegt ab.
Der Mann mit der schwarzen Binde litt unter der hämischen Stille. Er verstand nicht, warum sie nicht antworteten. Seine Stimme hatte einen ganz kleinen Bruch, als er sagte: »Sie ist Tänzerin. Tänzerin von Beruf.« Und sein rechtes Auge blickte unruhig nach der Tür, hinter der die Tänzerin war.
Da folgten sie alle, ein wenig betroffen, dem Blicke seines rechten Au-

ges. Und sahen alle nach der weißen Tür. Dann begann die alte Frau wieder, den Kopf zu bewegen, leise und ein wenig mißbilligend. Ihr Sohn sah gleichgültig nach der Uhr. Das schwarzhaarige Mädchen blätterte wieder in dem Buche.

Aber plötzlich legte die Schwarzhaarige das Buch mit einem kleinen Knall auf den Tisch, wendete ihr kleines Mädchengesicht dem Manne mit der schwarzen Binde zu und sagte mit einigem Nachdruck: »Vor sechs Wochen konnte ich auch nicht gehen. Jetzt kann ich schon wieder gehen. Bald werde ich hinausgehen. Bald werde ich wieder wandern. Vielleicht schon in einer Woche. Jetzt werde ich es gleich hören, wann ich hinausgehen darf.« Sie sah zum Fenster und dann zur weißen Tür. »Ja. Und die Tänzerin wird schon auch wieder gehen können. Und tanzen, ja, vielleicht wird sie sogar tanzen können.« Da brach sie ab. Und alle wußten, daß sie in ihren Gedanken hinzufügte: Und wenn sie auch nicht tanzen kann –! Die Tänzerin!

Die alte Frau vergaß, den Kopf zu schütteln; es war ein leichter, freudiger Schimmer in ihrem grauen Gesicht. »Sei still, Mutter«, murmelte gleichmütig ihr Sohn, »sei still, es steht nicht dafür.« So nahm er ihr das Wort, ehe sie es sprechen konnte.

Der Mann mit der schwarzen Binde sah zornig mit dem rechten Auge das schwarzhaarige Mädchen an. »Das ist etwas ganz anderes bei Ihnen«, sagte er, »was hat Ihnen gefehlt? Sie haben etwas ganz anderes. Was wollen Sie sagen? Sie werden wieder gehen. Wer weiß, wohin Sie gehen. Aber diese Frau – sie wird nicht mehr tanzen können.« Seine Stimme war noch ein wenig brüchiger. Er hatte zu viel und zu lange gesprochen. Nun schwieg er. Und rückte die schwarze Binde zurecht.

Die große, ernste Schwester öffnete die weiße Tür und führte die Tänzerin heraus. Behutsam setzte die Tänzerin den linken Fuß vor, dann hüpfte der rechte in die Höhe und nach vorne und zur Erde. Und seltsam schwang der leichte Körper der Tänzerin mit. So kam sie hüpfend und tanzend zum Rollwägelchen. Lächelnd sah sie Heinrich Reinegg an, der versunken saß.

Der einäugige Mann, der der hilflosen Tänzerin Ritter sein wollte, machte sich erbötig, sie fortzuführen. Aber da stand schon einer im weißen Kittel, der ihn zur Seite schob und sagte: »Gehn S' weg! Dazu bin ich da.« Er war dazu da, Lasten zu führen, und es war ihm gleichgültig, ob es lebende, leidende oder tote waren.

Ein Sonnenstrahl fiel in den Raum und blieb haften am roten Haare

der Tänzerin. Und das Haar leuchtete. Aber der Rollwagen fuhr weiter, und der Sonnenstrahl fiel zu Boden, wo ein weißer, glutender Fleck entstand.

Wieder öffnete die ernste Schwester die weiße Tür. Und Heinrich Reinegg ging hinein. Er zauderte ein wenig, aber er mußte gehen. Oft hatten sich weiße und graue und schwarze Türen vor ihm geöffnet. Oft hatte er gezögert und war doch gegangen, weil er mußte.

Eine Frau saß an einem Schreibtisch und sah, ruhig forschend, Heinrich Reinegg entgegen. Warum eine Frau? dachte er. Was macht ein Mann, wenn er einer Frau begegnet? Er macht eine Verbeugung, die linkischer und unschöner ist, als wenn er sie vor einem Manne machte, und dann sieht er, nicht geradeaus, eher von der Seite her, ob sie jung oder hübsch ist und welche Farbe ihre Haare haben. Oft dauert es, zu seiner Freude oder zu seinem Schaden, lange, bis er den Menschen entdeckt.

War dieser Weg nun leichter oder schwerer, weil dort eine Frau saß? Aber die Frau trug einen weißen Mantel. Der verbarg die Frauengestalt, der verbreitete Unparteilichkeit; der weiße Mantel entschied in diesem Raum.

In ärztlichen Zimmern ist immer irgend etwas Geheimnisvolles. Da ist ein Ruhebett, das nicht der Ruhe dient, da sind Glaskästen mit glitzernden Dingern, die dich irgendwie feindselig ansehen. Da ist einer, der sich anschickt und berufen ist, zu erforschen, was im Kopf oder in der Brust oder im Bauch anders ist, als es nach den Gesetzen, die er kennt, zu sein hat. Heinrich Reinegg dachte an einen Uhrmacher, der die Uhr schüttelt und ihre Rädchen lange und scharf durch eine Lupe ansieht, ehe er an die Arbeit geht, und an einen Mechaniker, der den Motor eines Kraftrades in Tätigkeit setzt und mit scharfem Ohr zu erforschen trachtet, ob er unregelmäßig klopft oder Nebengeräusche hat. Aber waren das nicht törichte Gedanken? Menschen sind keine Uhren und keine Krafträder, und Ärzte können nicht Uhrmacher und Mechaniker sein.

Ein Arzt, ein junger Mann mit einer großen Glatze, kam in das Zimmer. Er sah Heinrich Reinegg flüchtig, gleichgültig an. Dann beachtete er ihn nicht mehr. Er sprach kurz mit der Frau im weißen Mantel über einen »Fall«. Einige Fachwörter, hinter denen Gesunde wie Kranke immer etwas Drohendes wittern, schwirrten durch das Zimmer. Dann ging der Arzt.

Die Frau schrieb Heinrich Reineggs Namen und Alter auf einen gelben Papierbogen. Dann tauchten ihre Augen, die sich hinter einer schlichten Brille zu verbergen suchten, in sein Gesicht.
»Erzählen Sie«, sagte sie, »warum Sie zu uns geschickt wurden?«
Es schien Heinrich Reinegg, daß ihre Stimme gut klang und warm und freundlich war und ihre Frage nicht der geschäftsmäßigen Gewohnheitsfrage eines Uhrmachers glich. Aber sie besiegte sein Mißtrauen nicht, das immer wach und auf der Lauer war.
Er saß verschlossen.
»Warum?« sagte er, »ich hatte keine andere Wahl.«
Sie wurde nicht ungeduldig. Nicht sogleich. Sie fragte weiter: »Waren Sie krank?« Es ist nett, dachte er, daß sie von der Vergangenheit spricht und nicht vom Augenblick. Ein bißchen spöttisch, kaum merklich, zuckten seine Lippen.
Krank? Ja, ja, er war krank. Viele waren es in der Zeit, in der er daniederlag. Und nicht alle, die krank waren, lagen danieder wie er. Im Gegenteil: Sie waren sehr tätig und glaubten an ihre starke Gesundheit. Aber da fiel ihm ein, daß es gerade als Krankheitszeichen gelten könnte, wenn er andere für krank, für noch kranker hielt. Und er sprach den Gedanken nicht aus.
Krank? Ja, ja, er wollte schon berichten. Er wollte gewiß nicht unhöflich sein. Nicht, weil sie eine Frau war. Das machte vielleicht das Reden noch schwieriger. Aber vielleicht, weil sie nicht wie eine Uhrmacherin fragte.
Er sprach langsam und karg. Und vieles von dem, was nun durch sein Gehirn zog, sagte er nicht.
Krank? Es gab – zu allen Zeiten – Diktatoren, die krank waren und Diktatoren geworden sind, weil sie krank waren.
War nicht die Welt krank? Ihre Wirtschaft, ihre Ordnung? War nicht die Menschheit von Fieberschauern geschüttelt, seit zwanzig Jahren oder länger? Waren nicht ihre Nervenstränge schmerzhaft entzündet, überreizt? Hat nicht ein krankes Gehirn alle Hemmungen ausgeschaltet, so daß gefährliche Tollheiten verübt wurden sonder Zahl, vor denen kein Gitterbett Schutz gewährte? Es gab Doktoren, die, wie es auch in der Medizin vorzukommen pflegt, selbst an den Krankheiten litten, die sie heilen wollten. Es gab andere, die die Zahl der weißen Tafeln mit den Vorschriften für die erste und zweite und für die dritte Klasse vervielfachen wollten und die die Tafeln als Heilmittel priesen.

Es gab Scharlatane, die sich, mit bunten Mänteln angetan, auf Marktplätze stellten und ihre Kunst ausriefen und vorgaben, daß sie, wie die Quacksalber in alten und neuen Zeiten, nur ein Fläschchen mit einer gewissen Flüssigkeit anzusehen brauchten, um die Krankheit zu erkennen und sie heilen zu können; diese hatten den größten Zulauf. Und es gab ernste Doktoren, die die Krankheitszeichen sahen und sie eifrig bekämpfen wollten, aber ihre Ursachen nicht fanden oder nicht finden wollten, weil sie Angst hatten vor der Diagnose und den Folgerungen, die sie aus ihr hätten ziehen müssen.

Heinrich Reinegg war versucht, die Frau, die weiße Frau, die da vor ihm saß, zu fragen, ob auch die medizinische Wissenschaft glaube, daß man, indem man Krankheitszeichen vorübergehend mildere, die Krankheit beseitigen könne. Er tat es nicht. Vielleicht hätte sie auch das als ein Krankheitszeichen gewertet. Er sollte endlich von seiner eigenen Erkrankung sprechen.

Heinrich Reinegg sah an der Frau vorbei. Bilder kamen in das kleine, ärztliche Zimmer und gingen. Bilder aus der kranken Welt, die vor der kleinen Pforte der Anstalt, durch die er gebückt gegangen war, begann. Eine Zelle kam. Zwei Eisenbetten standen mit Strohsäcken, die schwarz waren, mit Decken, die starrten. Ein Ofen stand, der kalt war. Ein Tisch wackelte. Ein Kübel stank. Eine hölzerne Wand, die um den Kübel war, krachte zu Boden. Heinrich Reinegg stellte die Wand auf und las die Inschriften, die eingekritzelt waren. Sie fluchten, beteuerten Unschuld, klagten an. Sie lobten die Freiheit. Und die Liebe. Das Lob auf die Liebe war durch Zeichnungen ergänzt. Auf die Art haben die Menschen schon in ihren Höhlen in eisgrauen Vorzeiten die Liebe gepriesen.

Ein Mann lag auf einem Strohsack und wehklagte: »Ich werde ein Verbrecher. Da werde ich ein Verbrecher.«

Ein Schloß polterte. Ein eiserner Riegel rasselte. Eine Tür knarrte. Eine Uniform kam und schrie den Mann auf dem Strohsack an: »Ziehen Sie die Schuhe aus!«

Heinrich Reinegg grinste. Heinrich Reinegg humpelte durch das Gemach. Der rechte Fuß versagte, schmerzte, quälte. Ein Arzt kam, schüttelte das Haupt und ging rasch.

Ein Schloß polterte. Ein eiserner Riegel rasselte.

Ein Lautsprecher spielte. Ein Mann stand auf dem Strohsack und lauschte. Eine Frauenstimme kam leise und zaghaft aus der Ferne. Eine Frauenstimme.

Zwei Männer lagen auf schwarzen Strohsäcken. Sprachen. Schwiegen. Fragten: Wie lange? Hofften. Zerschlugen die Hoffnung. Rauchten. Rauchten ohne Unterlaß. Teilten Zigaretten. Waren Freunde und Kameraden. In der Zelle.
»Es gibt Menschen, die es immer mit den stärkeren Bataillonen halten«, höhnte Heinrich Reinegg, »sie liegen nie in Zellen.«
»Ja«, stöhnte sein Freund auf dem Strohsack, »ja, und ich – ich werde morgen dem Kerkermeister sagen, er soll mir irgendeine Arbeit geben. Ich ersticke. Da werde ich ein Verbrecher.«
»Du wirst keiner. – Aber genügt es dir nicht, den Kübel auszutragen?«
Man denkt noch lange an jedes Wort, das man in der Zelle spricht und das zu einem geredet wird, dachte Heinrich Reinegg, als er im kleinen, hellen Raum vor der Frau im weißen Mantel saß.
Bilder kamen. Und gingen.
Ein Schloß polterte. Eine Tür knarrte. Ein Auto stand fahrbereit. Heinrich Reinegg humpelte. Bewaffnete begleiteten ihn. Ein Auto fuhr. Auf Straßen, die herrlich verschneit waren, durch Dörfer, die er kannte, durch Wälder, die er liebte.
Eine Zelle kam, ein Richter kam, ein Arzt kam. Und Stunden gingen hin und Nächte, langsam, als wären es Ewigkeiten gewesen.
Und einmal, einmal kam ein Tag. Heinrich Reinegg stand in der lauten Straße einer Stadt, hart auf seinen Stock gestützt. Wagen fuhren. Menschen gingen. Frauen lächelten. Männer arbeiteten. Für sie war es ein Tag wie gestern.
Frei! Frei?
Die Frau am Schreibtisch sah vor sich hin und hörte zu, und öfters schrieb sie rasch ein paar Sätze auf den gelben Papierbogen.
»Was schreiben Sie da?« fragte Heinrich Reinegg unwirsch.
Sie lächelte. »Nichts Besonderes. Nur ein paar Bemerkungen über die Krankheit des rechten Beines. Das ist jetzt besser, nicht wahr? Aber was ist mit dem Kopf?«
Kopf? Eine heikle Angelegenheit. Je schiefer ein Kopf sitzt, desto fester ist sein Träger überzeugt, daß alle anderen Köpfe schief sind und er seinen eigenen hoch und gerade trägt.
Bilder kamen.
Es stand ein Mensch im Nebel einer kranken Welt. Fühlte Abgründe. Konnte nicht nach vorne und nicht nach rückwärts gehen. War getreten und gedemütigt. War hungernd. Dachte an sein Leben und lächelte

in den Nebel hinein voll Ingrimm und Hohn. Denn da war immer eines, war immer dasselbe, Unentrinnbare: Niederung, Klettern an der Wand und Rückfall. Da war eine Kindheit ohne Lachen, eine Mutter, die er liebte und die starb, weil Mütter, die hungern und leiden, frühzeitig an Tuberkulose sterben müssen. Da war ein mühsamer Aufstieg. Er nahm andere bei der Hand und half ihnen klettern. Helfen! Helfen! In jeder Frau, die ein Kopftuch trug und voll Mühsal ging, sah er die Mutter. Und half! War froh. Für Augenblicke. Kletterte. Rutschte. Kletterte.

Rutschte!

Stand im Nebel. Rief. Viele standen im Nebel und riefen. Er hörte sie nicht, er sah sie nicht. Aber er litt mit ihnen, und sie litten mit ihm.

So kam zu seinem kleinen Schicksal das Leid vieler, die im Nebel irrten, und drückte ihn, so daß er auf die nasse Erde fiel im Nebel des Tales.

Bilder kamen.

Ein Mann lag im Bett. Gegenstände wogten: der Tisch, Bilder. Eine Pflanze stand auf dem Kasten. Zwei Pflanzen, die eine waren. Eine Pflanze, die doppelt war. Wenn der Mann ein Auge schloß, sah er eine Pflanze sich erheben. Wenn er beide öffnete, waren es zwei, die im scharfen Abstand voneinander standen. Ein Mann kam. Er hatte zwei Köpfe und zwei Krawatten. Ein Arzt hielt einen Daumen in die Höhe. »Sind es zwei, oder ist es einer?« Es waren zwei. Der kranke Mensch im Bett aber dachte schwer und sagte: »Es ist einer.« Seine Hand griff nach einem Glas, einem Löffel und fand das Ziel nicht.

Der Mensch Heinrich Reinegg erbrach. Er freute sich ein wenig; das hielt er für natürlich und vernünftig.

Ein Arzt rief voll Sorge: »Nicht rauchen! Er darf nicht rauchen! Es kann die Katastrophe sein.« Heinrich Reinegg hörte es undeutlich; es gefiel ihm sehr, daß jener »Katastrophe« sagte.

Ein anderer Arzt aber kam und sagte: »Geben Sie ihm, was er will!« Er ärgerte sich, weil die Taschenlampe, mit der er dem Kranken in die Augen leuchten wollte, streikte. Er befahl: »Sagen Sie: Gletscherrelief!«

Heinrich Reinegg war entschlossen, es zu sagen. Ein neuer Befehl: »Strecken Sie die Zunge heraus!« Heinrich Reinegg tat es gefügig; warum sollte er nicht die Zunge in die Welt strecken? Sie wich aber nach rechts.

Ein Priester kam, war freundlich und fürsorglich und sagte: »Die Kirche trifft keine Schuld.«
Und Stunden kamen, wo nichts war als Nebel und das dumpfe Verwundern in Heinrich Reinegg über die Zähigkeit seines flackernden Lebens.
Menschen kamen und beteten. Bauern ließen Messen lesen. Frauen wehklagten, die alt waren und arm. Männer gingen Stunden und Stunden über Straßen und Steige um eines Grußes willen. Und es gab andere, wenige, die Freude äußerten über die nahende »Katastrophe«.
Heinrich Reinegg aber straffte den zagenden Leib und erhob sich von der nassen Erde. Stand wieder im Nebel des Tales. Und versuchte, tastend und schwankend und langsam, zu gehen.
Die Frau am Schreibtisch sprach und verscheuchte die Bilder.
»Bitte gehen Sie jetzt ins Nebenzimmer, und ziehen Sie sich aus bis auf die Unterwäsche! Dann kommen Sie wieder!«
Es war ihm nicht klar, ob das nun natürlich war oder nicht. Aber der weiße Mantel entschied in diesem Raum. Er ging und kam in Unterhose und Hemd zurück. Legte sich auf das Ruhebett, das nicht der Ruhe diente. Die Frau stach mit einer feinen Nadel in den Kopf, links und rechts, wie wenn sie das Schicksal darstellen wollte, und fragte nach dem Unterschied der Empfindung. Sie ließ ihn die Augen schließen und die Hände ausstrecken. Sie bat ihn, ihre Hand zu drücken. Er fragte spöttisch, wieviel Hände sie täglich drücken müsse. Auf ihr Geheiß ging er im Zimmer auf und ab. In Unterhose und Hemd. Den rechten Fuß schleppte er ein bißchen nach. Das ist lieblich, dachte Heinrich Reinegg, ein Mann in Unterhose spaziert vor einer Frau. Aber sie trug ja einen weißen Mantel, der die Frau verbarg. Für sie war der Mann in Unterhose offenbar weder eine liebliche noch eine unliebliche Erscheinung, sondern er gehörte in den Raum wie die ihres Gehäuses entkleidete Uhr in die Uhrmacherwerkstätte. Aber nein. Es gab doch Unterschiede. Zum Beispiel den: Der Uhrmacher entkleidet die Uhr in der Werkstätte, der Mann ging ins Nebenzimmer aus- und anziehen. Heinrich Reineggs Gesicht war versunken und finster wie immer, aber in ihm war der leichte Spott, mit dem er sich selbst oft bedachte, den er hegte in bösen und scheinbar freundlichen Stunden wie einen Schutz; vielleicht war es nur ein Trug an sich selbst.
Als der Mann wieder in ordentlichen Mannskleidern stak, fragte die Frau: »Wie steht es mit der Lunge?«

Er zeigte einen Zettel, auf dem ein ärztlicher Bericht verzeichnet war. Der junge Arzt mit der großen Glatze kam in diesem Augenblick, besah den Zettel und meinte kühl: »Wir sind ja keine Lungenheilstätte, das ist wohl ein Irrtum.«
»Nein, nein«, sagte die Ärztin, »es ist kein Irrtum, er gehört schon zu uns.«
Es ist schön, dachte Heinrich Reinegg, nun bin ich wohl endlich dort, wohin ich gehöre.

IMMER SELTENER WERDEN IN DIESER WELT ...
undatiert

Immer seltener werden in dieser Welt der selbstverständlichen Tatsachen und der errechenbaren Konsequenzen die merkwürdigen Schicksale, denen man, wenn man den überlieferten Erzählungen glauben will, vor Jahr und Tag auf Schritt und Tritt hat begegnen können. Immerhin offenbaren sich auch heutzutage dem sorgfältigen Sucher besonderer Menschen und Fügungen von Zeit zu Zeit gewisse Ereignisse, die nicht von einer blinden Willkür geformt zu sein scheinen, sondern von irgendeiner literarischen Gewalt, die das Schicksal der Welt manchmal zu lenken scheint.
Unter den Menschen, die in meiner unmittelbaren Nähe gelebt haben, hatte wohl keiner ein so merkwürdiges, so heiter-tragisches, so gewollt-ungewolltes Schicksal gehabt wie der Mann, von dem ich in den folgenden Blättern zu erzählen gedenke und dessen Familiennamen ich sorgfältig verschweigen will, nicht nur weil sein Träger noch heute zu meinen Bekannten gehört, sondern auch weil ich überzeugt bin, daß ihm noch ein besonderes, ein unerwartetes, ein seltsames Geschick bevorsteht, dessen Gang ich durch die grobe Nennung einer groben Realität zu stören fürchte.
Am 3. November des Jahres 1918 faßte Heinrich P. den Entschluß, sein tägliches Brot mit der Schriftstellerei zu verdienen.
Es war einer jener ersten Tage der Revolution, in denen man zu wissen glaubte, daß der einzelne zwar auf den großartigen Lauf der öffentlichen Dinge keineswegs einen Einfluß zu nehmen imstande sei, wohl aber in irgendeiner Weise zu ihnen in eine bestimmte Stellung zu treten habe. Heinrich P. war wie die vielen Millionen in den Krieg gegangen und wie nur wenige heil und gesund aus dem Krieg zurückgekommen. Aus einem Offizier der österreichischen Armee war er durch den Zusammenbruch der Monarchie plötzlich ein ziviler Staatsbürger des neuen tschechischen Staates geworden.
Am 1. November 1918 war er in seine Heimatstadt Brünn zurückgekehrt. Alles, was er da sah, die Revolution in der kleinen Hauptstadt des ehemaligen Kronlandes, den Umherzug der Militärkapelle, die in den alten kaiserlichen Uniformen jetzt ein neues nationales Revolutionslied spielte, die tschechischen Mannschaften, die von den Mützen

der Offiziere die alten Kokarden herunterrissen, die törichte Freude der befreiten Nation, schien Heinrich P. einer akuten literarischen Formulierung zu bedürfen und eines literarischen Formers. Passiv, wie er von Natur war, erlebte Heinrich P. diese Revolution bereits aus einer Art historischen Perspektive. Er bildete sich ein, »Studien zu machen«, und die rasche Buntheit der Ereignisse ließ ihm keine Zeit, sich über sein privates Schicksal und seine nächste Zukunft Sorgen hinzugeben. Nur weil es die anderen in die Stadt heimgekehrten Offiziere ebenfalls taten, ging er eines Morgens zur Kommandantur, in der man schon Tschechisch sprach, jene zweite Landessprache, die ihnen beinahe so geläufig war wie ihre deutsche Muttersprache. Man sagte ihm, daß die neue Regierung es ihm freiließe, in die neue Armee einzutreten, in der man Offiziere brauchte. Er erklärte, es sich noch überlegen zu wollen, bekam sein letztes Monatsgehalt ausbezahlt und verlangte eine Marschroute nach Prag. Dann ging er auf den Bahnhof, bestieg den Zug, suchte in mechanischer Gewohnheit nach einem Platz in der zweiten Klasse, mußte feststellen, daß der Zug aus lauter Wagen dritter Klasse bestand und nahm schließlich auf einer der vielen gelben und harten Bänke Platz, die von sogenannten Mannschaftspersonen zum größten Teil besetzt waren.

Unterwegs erlebte er noch eine jener fliegenden und plötzlichen Untersuchungskommissionen, die im ersten revolutionären Eifer nach Gleichgültigem, ja sogar Überflüssigem, Beschäftigung suchend, die gleichgültigen Züge zu kontrollieren pflegten, in denen nichts zu kontrollieren war. Und als hätte es erst der tschechischen Sokol-Uniform und der Untersuchungskommission bedurft, Heinrich P. in die neue Wirklichkeit zurückzurufen, und als hätte ihn erst eine ganz deutliche unzweideutige Änderung einer Äußerlichkeit auf die Veränderung seiner privaten Situation aufmerksam gemacht, begann Heinrich P. erst jetzt, an seine nächste Zukunft zu denken und sich mit den materiellen Sorgen zu beschäftigen, die zweifellos bald seine Existenz zu bedrohen anfangen sollten.

Noch hatte er Geld. Ein paar tausend Mark hatte er von dem Offiziersgehalt sparen können, nun begann er, sich Vorwürfe zu machen, daß er das Angebot, in die neue Armee einzutreten, nicht angenommen hatte. Was konnte ein Mensch von seiner Passivität in dieser offenbar sehr aktiven Zeit beginnen? Er trieb sich, das fühlte er, an der Peripherie, nicht im Zentrum der Ereignisse herum, und er war

ebensoweit davon entfernt, sie zu bestimmen, wie von ihnen bestimmt zu werden. Vorausgesetzt, daß er das Talent besaß, sie zu beschreiben, wollte er versuchen, sich mit ihnen von jener Perspektive aus auseinanderzusetzen, die allein dem Schriftsteller angemessen ist, aber – – – – wußte er, daß er die Fähigkeit besaß zu schreiben? Der Rektor seines Gymnasiums fiel ihm ein, der für das Stadtblatt Theaterkritiken zu schreiben pflegte. Lebte der alte Ritter von Hauer noch? Heinrich P. kam auf dem Bahnhof in Prag an, wurde von einem Soldatenrat empfangen, ließ seine Papiere prüfen und erlebte die ehrliche Freude, in dem Kommandanten des Soldatenrates den alten Pedell seines Gymnasiums zu erkennen. Er fuhr in die Wohnung seiner Tante.

Sie gehörte zu jener Art von Verwandten, die das Wiedersehen mit männlichen Mitgliedern der Familie ebenso zu einer freudigen Begeisterung anregt wie zu Wehklagen über die miserablen Zeiten. Heinrich P. schenkte ihr das Geld, was sie im Augenblick zu brauchen vorgab, und ging in die Stadt. Er begab sich zum alten Rektor Hauer, feierte mit diesem ein ebenso sentimentales wie durch die Fülle und die Plötzlichkeit der politischen Ereignisse gestörtes Wiedersehen und bekam eine Empfehlung an die Redaktion des Tagblattes. Dort lieferte Heinrich seine niedergeschriebenen Revolutionserlebnisse ab. Am nächsten Tag erschien der Artikel, und es war Heinrich, als er ihn las, als hätte er die Revolution, die Heimfahrt, die Erlebnisse auf den Bahnhöfen erfunden. Er mißtraute sich selbst. Es schien ihm, daß er die Begeisterung sowohl als auch die Verwirrung übertrieben dargestellt hätte und daß zwischen der Wirklichkeit dieser Revolution und seiner Darstellung der Unterschied mindestens so groß geblieben war wie zwischen dem Krieg und ihr. Er hatte von Betrunkenen und Taumelnden geschrieben und in Wirklichkeit doch nicht mehr Betrunkene und Taumelnde gesehen als etwa an einem Sonntagnachmittag zu Friedenszeiten.

Während er noch also über seinen Artikel nachdachte, meldete sich ein Mann bei ihm, der sich als Detektiv legitimierte und ihn zu einem Herrn Dr. Slama in die Polizeidirektion führen zu müssen behauptete. Dr. Slama war der Zensor der neuen Regierung. Es erwies sich, daß er nur die Bekanntschaft Heinrich P.s hatte machen wollen und vielleicht auch den Versuch, den von ihm offenbar für begabt erachteten Verfasser für die tschechische Regierung ebenso gewinnen zu wollen, wie er selbst, ein alter Beamter der Monarchie, gewonnen worden war.

Dieser Versuch, Heinrich P. für das neue, sogenannte Staatsvolk zu erobern, blieb ohne Ergebnis; nicht etwa deshalb, weil Heinrich P. ein überzeugter Angehöriger der deutschen Nation gewesen wäre, sondern weil er, den Gesetzen seiner Natur gehorchend, jede Handlung zu vermeiden entschlossen war, die ihm irgendeine Verpflichtung zur Aktivität auferlegt hätte. Hätte er, im Gegenteil, überhaupt über die momentane Situation des deutschen Teiles der Bevölkerung nachzudenken vermocht, so wäre er zu dem Resultat gekommen, daß sein persönliches Bekenntnis zur deutschen Nationalität seiner natürlichen Neigung zur Passivität am ehesten entgegengekommen wäre. Aber Heinrich P. dachte zu jener Zeit nicht übermäßig viel. Seine eigene Situation wie die der Gesamtheit erschien ihm für seine Bedürfnisse viel zu kompliziert. Und, bequem wie er war, beschloß er, in eines jener friedlichen Länder zu gehen, in dem die politischen Konflikte seit Jahrhunderten beigelegt erschienen und der Friede den in ihnen wohnhaften Individuen für alle Zeiten gesichert.

Er fuhr also mit dem Rest seines Geldes in die Schweiz, setzte sich vorläufig in Zürich fest und begann, lediglich aus einer sittlichen Verpflichtung, irgend etwas zu tun, Artikel für deutsche Zeitungen zu schreiben. Seine Einnahmen blieben gering, seine Ausgaben verringerten seinen Besitz, bis er eines Tages, es war etwa Juni 1919, in die Lage geriet, seine Miete nicht bezahlen zu können.

Offenbar aber wacht irgendein gnädig-ungnädiges Schicksal über gewissen jungen Männern, und, so banale Auswege es auch weisen mag, es führt seine Günstlinge dennoch ein Stück weiter und bewahrt sie vor den viel zu frühen Katastrophen, die es uns unmöglich machen würden, bestimmte Geschichten weiterzuerzählen. Banal, wie derlei Schicksale schon zu sein pflegen, ist auch die Fügung, die in das Haus der Vermieterin Heinrich P.s eine ihrer jungen Nichten führt und in der ältlichen Frau den selbstverständlichen Wunsch nährt, das Mädchen in eine Beziehung zu ihrem einzigen Mieter zu bringen. Wie leicht aus einer so banalen Situation eine fatale für den betroffenen Mann wird, weiß der Leser, und also bleibt es uns erspart, Heinrich P. darzustellen, wie er von einem trügerischen Affekt gezwungen wird zu lieben, und von einem echten Instinkt, einer bürgerlichen Existenz zu entfliehen. Vielmehr begnügen wir uns mit der Mitteilung von der plötzlichen Ankunft eines Briefes an die Adresse Heinrichs, eines Briefes, dessen Wortlaut wir im folgenden wiedergeben:

Lieber Freund,
unlängst hatte ich das Glück, Deinen Namen in einer Zeitung zu lesen, und ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an die Wochen und Monate, die wir zusammen im Feld zugebracht haben. Ich bin nach dem Zusammenbruch der Monarchie nach Deutschland übergesiedelt, lebe in Berlin als Rechtsanwalt, habe geheiratet (und reich geheiratet), bin Syndikus im Konzern meines Schwiegervaters und höre nicht ohne Staunen, daß Du in Zürich lebst. Eine Wehmut, die Du vielleicht lächerlich finden wirst, veranlaßt mich, Dir zu schreiben. Meine Frau und ich, wir fahren in der nächsten Woche nach Marseille und möchten Dich mitnehmen. Telegraphiere uns, ob Du am Dienstag, den 28. Juli, uns in Basel am Bahnhof um 2 Uhr nachmittags erwarten kannst.

Dein Freund
Otto Reichhardt

DAS KARTELL
1923

Am 12. November brachte die Bostoner »Aurora« auf der ersten Seite ihrer acht Blatt starken Nummer in fetten Lettern das folgende Telegramm:
»Seit gestern ist die bekannte Suffragettenführerin Miß Sylvia Punkerfield verschwunden. Heute hätten bekanntlich die Massendemonstrationen der Suffragetts vor dem Regierungsgebäude stattfinden sollen, zu der hervorragende Führerinnen aus Chicago und New York gekommen waren. Die Polizei hatte sogar, wie wir vorgestern berichteten, Kenntnis von den Vorbereitungen zu einem Bombenattentat vor dem Regierungsgebäude erhalten und Maßnahmen zu deren Vereitelung getroffen. Miß Sylvia Punkerfield galt als die Arrangeurin dieser Versammlung wie überhaupt als die Seele der hiesigen Frauenbewegung. Um so verwunderlicher ist ihr plötzliches Verschwinden knapp vor der Demonstration. Man munkelt von einem Verbrechen – Miß Punkerfield hatte natürlich zahlreiche Rivalinnen. Der Polizei ist es trotz angestrengtesten Nachforschungen bis jetzt nicht gelungen, der verschwundenen Suffragettenführerin auf die Spur zu kommen.«
Ganz Massachusetts kannte natürlich Miß Punkerfield. Sylvia Punkerfield, die libellenschlanke Suffragette mit dem kurzgeschorenen Haar und dem schwarzen, glatten Tuchkleid, das geradezu wie ein Programm aussah und dessen unerhört einfache Holzknöpfe, die mit schwarzem gerippten Stoff überzogen waren, sich wie Punkte in diesem Parteiprogramm ausnahmen. Und dennoch, es war ein gewisses Raffinement in dieser Einfachheit. Oder glaubte jemand wirklich daran, daß Miß Sylvia kurzes Haar trug, weil es praktisch und männlich war? Miß Sylvias Kinderkopf mit den knabenhaft jungen Zügen konnte, konnte keine passendere Haartracht tragen. Miß Sylvia hatte blaue Augen. Blau, das sagt man so und denkt dabei an den Himmel oder ähnliche Institutionen von blauem Kolorit. Aber die Bläue dieser Mädchenaugen hatte etwas von der kühl violetten Färbung spätherbstlicher Abendwolken und nichts von einem Frühlingshimmel. Es war die Kälte blankgeschliffener, violettblau schimmernder Stahlklingen in diesen Augen, wenn Miß Sylvia in der Versammlung sprach. Sie hatte die scharfe, aber nicht unangenehme Stimme einer Dompteuse oder

einer Zirkusreiterin. Wenn Miß Sylvia ein Schlagwort in die Menge rief, so reckte sich ihr Körper schlank auf dem Podium, und ihre Hand mit den langen muskelranken Fingern ballte sich wie um einen unsichtbaren Peitschenstiel. Der knabenhaft sehnige Arm zeichnete einen Bogen in die Luft, und es sah aus, als hätte Sylvia das Wort wie einen elastischen Gummiball in den Saal geschleudert. Dabei bekam ihre Stimme einen blankmetallenen Klang, wie wenn ein Säbel auf Messing schlüge. So war Miß Punkerfield.

Kein Wunder, daß ganz Massachusetts sie kannte. Die ältliche Miß Lawrence, die flach war wie ein Dielenbrett, konnte logisch sein, konsequent und unerbittlich wie ein algebraisches Lehrbuch. Niemand wagte mit ihr zu diskutieren. Mit ihrer haarscharfen Logik spaltete sie jeden Gegner in zwei Hälften von wunderbarer Ebenmäßigkeit. – Die noch junge, aber lederne Miß Esther Smith kannte alle Denker dreier Jahrhunderte auswendig und goß Bottiche von zwingenden Zitaten über die Köpfe ihrer Feinde, daß sie in die Knie sanken und um Gnade flehten. – Miß Ethel Fisher, die Tochter des Wursthändlers Fisher, war gefürchtet wegen ihrer geradezu übermännlichen Grobheit. Ihre Worte waren wuchtig und klotzig wie die Hämmer, mit denen die Arbeiter ihres Vaters die Pferdehäute zu Wurst faschierten. Aber was waren sie alle gegen die übernatürlichen Eigenschaften der Miß Sylvia! Miß Sylvia war von einer siegverheißenden Glorie umstrahlt. Von ihrem Wesen ging Sieg aus. Sie atmete Sieg. Weil sie so intelligent ist, sagten die Frauen von Massachusetts. Weil sie so schön ist, sagten die Männer von Massachusetts. Und wäre Miß Sylvia nicht so plötzlich verschwunden, es hätte sich der merkwürdige Fall ereignet, daß die Frauen samt und sonders das Amazonentum links liegen gelassen hätten und die Männer samt und sonders Suffragetten geworden wären. Denn schon hatten einige Professoren von Boston ihre Gefolgschaft zugesagt, die drei jüngsten von den vierzig Senatoren von Massachusetts hatten offen ihre Sympathie für die Suffragetten kundgegeben, und der weltberühmte Stierkämpfer, der vor drei Monaten aus seiner portugiesischen Heimat herübergekommen war, der junge Pedro dal Costo-Caval, war in sämtlichen Versammlungen, in denen Miß Sylvia Punkerfield sprach, zu sehen und klatschte mit dem Aufwand seiner gesamten Stierkämpferkräfte Beifall, wenn Miß Sylvia ihre Rede beendet oder einen Gegner niedergesprochen hatte.

Und nun war Miß Sylvia verschwunden! Nichts anderes verlautete über sie, als was in der Depesche der »Aurora« gestanden hatte.
Was war mit Miß Punkerfield geschehen?

Im Café Chesterton, in der Ecke links beim Fenster, saßen die drei Herren, die ganz Boston und Massachusetts kannte: die Herren Washer, Pumper und Klingson.
Mister Washer war Reporter von der »Little Times«. Er trug einen großen braunen Hut und Röhrenstiefel, die bis zu den Hüften reichten. Was zwischen Hut und Röhrenstiefeln sich befand, war der eigentliche Mister Washer. Und das war sehr wenig. Denn Mister Washer war unansehnlich und gering an Umfang. Sein Kopf war ein kleines ovales Etwas. Sein Gesicht war zerknittert wie ein Papierknäuel. Seine Nase lag eingeklemmt zwischen zwei wulstigen Falten im Antlitz, wie in einem Polster vergraben. Es war eine jener Nasen, auf deren Rücken sich kein Klemmer halten kann. Deshalb trug Mister Washer eine Brille vor den grünen scharfgeschliffenen Äuglein. Die Brille war das einzig Imponierende in diesem Gesicht. Sie war blank und blitzend und stach seltsam ab von der braungelben Gesichtsfarbe. Wenn Mister Washer Brille und Hut abnahm, sah sein Kopf mit den zahllosen verhärteten Runzeln aus wie eine kleine Nuß. Wer einmal den Mister Washer gesehen hatte, dem blieben nur drei Dinge im Gedächtnis haften: der braune Schlapphut, die dunkelnde Brille und die Riesenröhrenstiefel. Alle drei bildeten den Mister Washer. Was der *eigentliche* Mister Washer war, verschwand vollkommen. Aber eben der eigentliche Mister Washer war interessant. Er war Polizeireporter von Ruf und Rang. Sein Blatt, die »Little Times«, hatte die genauesten Nachrichten über Abstammung, Lebenslauf und Familienangelegenheiten sämtlicher Personen, die mit der Polizei in irgendwelche Berührung kamen. Wurde irgendwo eine Fabrikarbeiterin aus dem Wasser gezogen, so wußte Mister Washer, daß sie mit dem und jenem Taglöhner von der Baumwollspinnerei ein Verhältnis gehabt hatte. Mister Washer interviewte den Taglöhner, zog Erkundigungen ein über seinen Verdienst, wußte, daß er ein uneheliches Kind war, daß seine Urgroßmutter Negerin gewesen, und baute dann ein kunstvolles Gebilde aus allen seinen Nachrichten. Er hantierte liebevoll mit seinem Wissen und spielte mit den Berichten wie ein Kind mit Bausteinen. Da und dort fehlte an dem fertigen Gebäude noch ein Giebelchen, ein Türm-

chen, ein Zipfelchen. Mister Washer setzte noch ein winziges Interview drauf, ein zart-behutsames Interview voll graziöser Delikatesse mit dem zweiten Verhältnis des Taglöhners. Mister Washer kam sich vor wie ein Konditor, der auf die fertiggebackene Torte noch eine Rosine, eine Mandelschnitte, ein bißchen Schaum streut. Alles war säuberlich, adrett und unfehlbar und entbehrte doch nicht einer gewissen Pikanterie. Diese Polizeigeschichten hatten Mister Washer berühmt gemacht.

Mister Pumper war das gerade Gegenteil. Groß, plump und stark. In den letzten Jahren neigte er sogar ein bißchen zur Fettigkeit und Atemnot. Er trug einen Anzug von deutlich grober Eleganz. Seine Hände waren behaart, zwischen den zwei Brillantringen auf seinem rechten Zeigefinger starrten drei naseweise Härchen widerspenstig zwecklos in die Höhe. Über der sanften Wölbung seiner Weste klirrten die Glieder einer goldenen Uhrkette, wenn sich sein Atem hob und senkte. Seine Beine waren etwas kurz und nach innen gekrümmt. Sein Schnurrbärtchen war schwarz und glänzte von Pomade. Manchmal steckte noch ein Stäubchen grüner Brillantine zwischen den Härchen. Der Schädel war kahl wie eine Billardkugel. Über den Rand seines Rockkragens wälzte sich eine schwere Nackenmasse. So war Mister Pumper.

Er ziselierte nicht, feilte nicht, ließ sich nicht auf Delikatessen und Sentiments ein wie sein Kollege Mister Washer. Er förderte Raubmorde und Überfälle auf Schnellzüge zutage, spezialisierte sich auf Leichenzerstückelungen und schwelgte in Gräßlichkeiten. Nachtschenken kannte er wie seine Westentaschen. Er war mit Raubmördern per du und trank mit Polizeispitzeln. Er wußte von zukünftigen Raubmorden und verriet nichts, bis der große Tag kam und er mit Genauigkeit den Vorfall schilderte, als wäre er selbst dabeigewesen. Alles staunte über die Berichte des Mister Pumper, und der »Boston Kiker« zahlte ihm eine Gage von 1000 Dollar monatlich.

Der dritte war Mister Klingson. Groß und dünn wie eine seiner schlechten Zigarren, die er stets im Munde hatte. Sein blondes Haar war glatt gescheitelt, fiel in schweren Wellen über die linke Gesichtshälfte und verhüllte ein Gebrechen: Mister Klingson fehlte nämlich das linke Ohr. Auf einem Ritt, den er im Auftrage seines Blattes, des »Bloody Tomahawk«, weit nach dem Westen hinein unternommen hatte, war es ihm einmal weggeschossen worden. Mister Klingson

hatte eine unschätzbare Fähigkeit. Er war schweigsam wie ein Dock. Wenn man ihn fragte, was los sei, antwortete er ganz einfach: Nichts. Und dabei hatte er die neuesten Raubüberfälle in der linken Brusttasche druckbereit und säuberlich ausgeführt. Er war ein Behälter für Sensationen, aus dem nichts durchsickerte. Man goß in ihn die schwersten Nachrichten hinein, und es war nichts sichtbar. Er war wie eine gut verkorkte, ganz undurchsichtige dunkelgrüne Flasche.
Diese drei Reporter bildeten das *»Kartell«* von Massachusetts. Sie hatten stets etwas Neues zu berichten. Die »Aurora« war sonst gut informiert. Mit den Raubüberfällen mußte sie immer nachhinken. Der Chefredakteur der »Aurora« war wütend. Die Reporter der »Aurora« rannten durch ganz Massachusetts wie gehetztes Wild. Ihre Zungen hingen bis zum Boden heraus. Sie erfuhren nichts. Im Café Chesterton wurden Ereignisse und Neuigkeiten fabriziert und in die Welt geblasen. Im Café Chesterton saß das Kartell wie in einer Festung. Wer herankam und einen Angriff versuchte, mußte vor dem schrecklichen, tödlichen »Nichts!« Mister Klingsons weichen. Dem Kartell konnte man nichts anhaben.
Weiß der Teufel, woher die drei ihre stets frischen Nachrichten hatten. Und wenn sie keine hatten, so hatten sie immer noch welche. Wenn schon just gar kein Raubüberfall zustande gekommen war, so setzte sich das Kartell zusammen und beriet über die Möglichkeit eines Raubüberfalls. Oder Mister Washer rückte mit seinen ungemein zarten, delikaten Interviews heraus und brachte eine Geschichte von der Vergangenheit des großen Lustmörders Tommy. Oder aber Mister Klingson schrieb: »Wie wir erfahren, hat die Untersuchung der Affäre: Brandlegung in der Prärie des Erdquellenbesitzers Tompson nichts Neues zutage gebracht. Unsere Leser erinnern sich noch des ›langen Jimmy‹, der dem Mister Tompson Rache geschworen hatte. Dieser Jimmy soll nun vor zwei Jahren als Heizer nach Australien gefahren und dort das Haupt einer Räuberbande geworden sein. Vor ungefähr vier Monaten – heißt es in seinem Bekanntenkreis – ist er nach Massachusetts gekommen.« Und nun folgte ein zartes, ungemein delikates Interview des Mister Washer mit dem letzten Verhältnis des »langen Jimmy«.

Eines Tages tauchte plötzlich ein neuer Reporter auf: Mister John Baker aus Chicago. Er war lang und mager wie ein Windhund. Seine

Nase hatte sich aus seinem Gesicht gewissermaßen herausgeschoben, gleichsam selbständig gemacht. Sie bewegte sich rechts und links, hinauf, hinunter, ohne daß sich ein Muskel in Mr. Bakers Gesicht sonst gerührt hätte. Diese Nase war ein selbsttätiges unabhängiges Lebewesen von flatterhafter Rührigkeit. Sie befand sich nie im Ruhestand. Sie witterte Ereignisse. Sie zog Sensationen an wie ein Magnet Eisensplitter. Sie roch Menschenfleisch, Skalpierungen, Lustmorde, Raubüberfälle. Es war eine ganz merkwürdige Nase.

Mr. Baker kam direkt von der Bahn in die Redaktion der »Aurora«.

»Was können Sie?« fragte ihn der Chef. »Alles«, sagte Mr. Baker.

Er bekam achthundert Dollar und ward Reporter der »Aurora«.

Mr. Baker interessierte sich sehr für Suffragetten. Er schloß dicke Freundschaft mit dem portugiesischen Stierkämpfer Pedro dal Costo-Caval. Er besuchte sämtliche Versammlungen und klatschte laut Beifall. Er gewann das Vertrauen der ledernen Miß Esther Smith durch einen Artikel in der »Aurora«, in der er für die Suffragetten eingetreten war.

Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden der berühmten Miß Punkerfield hatte Mr. Baker zuerst in der »Aurora« gebracht. Es war fürchterlich.

Mr. Pumper, Mr. Washer, Mr. Klingson berieten. Heute konnte man nicht der Welt wieder mit dem Präriebrand kommen und mit dem langen Jimmy oder mit Jenkins, dem Zopfabschneider, oder mit Tommy, dem Lustmörder. Was war das alles gegen das Verschwinden der Miß Sylvia Punkerfield? Man mußte schreiben, wie, warum, wieso.

Mister Washer ging zu Miß Lawrence, um sie um ein Interview zu bitten, aber die Suffragettenführerin hatte den Kopf verloren. Sie gab keine Auskunft.

Die Polizei hatte die dressiertesten Spürhunde losgelassen. Mister Washer lief mit einem der Hunde um die Wette nach der verschwundenen Miß Sylvia. Er fand nichts.

Das Kartell ging zum Polizeileiter Mr. Shelly. »Mr. Shelly«, hub Pumper an, »ich habe einen Verdacht!« »Nun, was für einen?«

»Ich verdächtige unseren Kollegen Baker von der ›Aurora‹ der gewaltsamen Entführung der Suffragette. Diesem Mann ist alles zuzutrauen! Nur um eine Sensation zu haben, ist er imstande, einen Mord zu begehen.«

Mr. Washer nickte fromm und zustimmend. Er war so ermüdet von

dem Wettlauf mit dem Polizeihund, daß er kein Wort finden konnte. Mr. Klingson war steif und stumm und sog an seinem kalten Zigarrenstummel gierig, als könnte er eine Wendung in der dunklen Affäre heraussaugen.

Der Polizeileiter beschloß, den Reporter von der »Aurora« zu vernehmen.

Als man aber in die »Aurora« kam, hörte man, Mr. Baker sei schon mit dem Frühzuge weg, um Miß Sylvia zu suchen.

Unterdessen war Mister Baker in seinem Zimmer und las lächelnd und mit Behagen einen Brief. Zum erstenmal in seinem Leben ruhte seine Nase still. Sie bewegte sich nicht. Der war vom 11. November datiert und trug die Aufschrift: An Bord der »Atlantis«. Er war von dem portugiesischen Stierkämpfer Pedro dal Costo-Caval und lautete:

Lieber Freund!

Nun weiß ich erst, was ich Dir und Deinem Reporterehrgeiz zu verdanken habe. Dein Einfall, mich in Miß Sylvia verliebt zu machen, war vortrefflich. Dein Rat, sie zu entführen, noch trefflicher. Im übrigen war sie mit allem einverstanden. Sie wollte einfach nicht mehr Bomben werfen. Jedes Weib wartet schließlich doch nur auf ihren Stierkämpfer. Alles andere – Politik und Bomben – ist Verlegenheit und Ersatz. Ich entführe sie mit ihrer Einwilligung. Wir werden sehr glücklich sein. Wenn ich einen Sohn habe, wirst Du Pate. Ich telegraphiere Dir.

Gruß! Dein Pedro

Mister Baker griff nach seinem Notizblock und schrieb ein Telegramm an die »Aurora«, von New York, den 12. November datiert.

Am nächsten Morgen brachte die Bostoner »Aurora« auf der ersten Seite ihrer acht Seiten starken Nummer in fetten Lettern das folgende Telegramm:

»New York, den 12. November.

(Von unserem Sonderberichterstatter)

Die mysteriöse Angelegenheit der Miß Sylvia Punkerfield ist geklärt. Miß Sylvia ließ sich von dem portugiesischen Stierkämpfer Pedro dal Costo-Caval entführen. Zwischen beiden bestand seit längerer Zeit ein Liebesverhältnis. Das Paar ist auf der Reise nach Portugal begriffen und befindet sich an Bord der ›Atlantis‹.«

Im Café Chesterton gab es große Aufregung. Mister Pumper sank, als er das Telegramm las, vom Schlag getroffen zu Boden. Mister Washer erkrankte plötzlich an hohem Fieber, delirierte Interviews und starb eine Woche später an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich beim Wettlauf mit dem Polizeihund zugezogen hatte. Mister Klingson wurde telephonisch entlassen. Ihr könnt ihn heute noch sehen, er wartet im Café Chesterton auf ein Dementi der Entführungsgeschichte, damit er es als erster ins Blatt bringe.



DAS SPINNENNETZ

Roman

1923



I

Theodor wuchs im Hause seines Vaters heran, des Bahnzollrevisors und gewesenen Wachtmeisters Wilhelm Lohse. Der kleine Theodor war ein blonder, strebsamer und gesitteter Knabe. Er hatte die Bedeutung, die er später erhielt, sehnsüchtig erhofft, aber niemals an sie zu glauben gewagt. Man kann sagen: Er übertraf die Erwartungen, die er niemals auf sich gesetzt hatte.

Der alte Lohse erlebte die Größe seines Sohnes nicht mehr. Dem Bahnzollrevisor war nur vergönnt gewesen, Theodor in der Uniform eines Reserveleutnants zu schauen. Mehr hatte sich der Alte niemals gewünscht. Er starb im vierten Jahre des großen Krieges, und den letzten Augenblick seines Lebens verherrlichte der Gedanke, daß hinter dem Sarge der Leutnant Theodor Lohse schreiten würde.

Ein Jahr später war Theodor nicht mehr Leutnant, sondern Hörer der Rechte und Hauslehrer beim Juwelier Efrussi. Im Hause des Juweliers bekam er jeden Tag weißen Kaffee mit Haut und eine Schinkensemmel und jeden Monat ein Honorar. Es waren die Grundlagen seiner materiellen Existenz. Denn bei der Technischen Nothilfe, zu deren Mitgliedern er zählte, gab es selten Arbeit, und die seltene war hart und mäßig bezahlt. Vom wirtschaftlichen Verband der Reserveoffiziere bezog Theodor einmal wöchentlich Hülsenfrüchte. Diese teilte er mit Mutter und Schwestern, in deren Hause er lebte, geduldet, nicht wohlgelitten, wenig beachtet und, wenn es dennoch geschah, mit Geringschätzung bedacht. Die Mutter kränkelte, die Schwestern gilbten, sie wurden alt und konnten es Theodor nicht verzeihen, daß er nicht seine Pflicht, als Leutnant und zweimal im Heeresbericht genannter Held zu fallen, erfüllt hatte. Ein toter Sohn wäre immer der Stolz der Familie geblieben. Ein abgerüsteter Leutnant und ein Opfer der Revolution war den Frauen lästig. Es lebte Theodor mit den Seinigen wie ein alter Großvater, den man geehrt hätte, wenn er tot gewesen wäre, den man geringschätzt, weil er am Leben bleibt.

Manches Ungemach hätte ihm erspart bleiben können, wenn zwischen ihm und seinem Hause nicht die wortlose Feindschaft wie eine Wand

gestanden wäre. Er hätte den Schwestern sagen können, daß er sein Unglück nicht selbst verschuldete; daß er die Revolution verfluchte; daß er einen Haß gegen Sozialisten und Juden nährte; daß er jeden seiner Tage wie ein schmerzendes Joch über gebeugtem Nacken trug und in seiner Zeit sich eingeschlossen wähnte wie in einem sonnenlosen Kerker. Von außen her winkte keine Erlösung, und Flucht war unmöglich. Aber er sagte nichts, immer war er schweigsam gewesen, immer hatte er die unsichtbare Hand vor seinen Lippen gefühlt, immer, als Knabe schon. Nur das auswendig Gelernte, dessen Klang schon fertig und ein dutzendmal lautlos geformt in seinen Ohren, seiner Kehle lag, konnte er sprechen. Er mußte lange lernen, ehe die spröden Worte nachgiebig wurden und sich seinem Gehirn einfügten. Erzählungen lernte er auswendig wie Gedichte, das Bild der gedruckten Sätze stand vor seinem Auge, als sähe er sie im Buch, darüber die Seitenzahl und am Rande die Nase, gekritzelt in müßigen Viertelstunden.

Jede Stunde hatte ein fremdes Gesicht. Alles überraschte ihn. Jedes Ereignis war schrecklich, nur weil es neu war, und verschwunden, ehe er es sich eingeprägt hatte. Aus Furchtsamkeit lernte er Sorgfalt, wurde fleißig, bereitete sich mit hartnäckiger Ruhelosigkeit vor, und wieder und wieder entdeckte er, daß die Vorbereitung noch zu mangelhaft gewesen. Aber er verzehnfachte seinen Eifer, brachte es bis zum zweiten Platz in der Schule. Primus war der Jude Glaser, der leicht und lächelnd, von Büchern und Sorgen unbeschwert, durch die Pausen strich, der in zwanzig Minuten den fehlerlosen lateinischen Aufsatz ablieferte und in dessen Kopfe Vokabeln, Formeln, Ausnahmen und unregelmäßige Verba zu wachsen schienen, ohne mühevoll gezüchtet zu werden.

Der kleine Efrussi war Glaser so ähnlich, daß Theodor Mühe hatte, vor dem Sohn des Juweliers Autorität zu bewahren. Theodor mußte eine leise, hartnäckig aufsteigende Zaghaftigkeit unterdrücken, ehe er seinen Schüler zurechtwies. Denn so sicher schrieb der junge Efrussi einen Fehler hin, so selbstbewußt sprach er ihn aus, daß Theodor am Lehrbuch zu zweifeln und seines Schülers Irrtum gelten zu lassen geneigt war. Und immer war es so schon gewesen. Immer hatte Theodor der fremden Macht geglaubt, jeder fremden, die ihm gegenüberstand. In der Armee nur war er glücklich. Was man ihm sagte, mußte er glauben, und die andern mußten es, wenn er selbst sprach. Theodor wäre gern sein Leben lang bei der Armee geblieben.

Anders war das Leben in Zivil, grausam, voller Tücke in unbekannten

Winkeln. Gab man sich Mühe, sie hatte keine Richtung, Kräfte verschwendete man an Ungewisses, es war ein unaufhörliches Aufbauen von Kartenhäusern, die ein geheimnisvoller Windzug umblies. Kein Sterben nutzte, kein Fleiß erlebte seine Belohnung. Kein Vorgesetzter war, dessen Launen man erkunden, dessen Wünsche man erraten konnte. Alle waren Vorgesetzte, alle Menschen in den Straßen, die Kollegen im Hörsaal, die Mütter sogar und die Schwestern auch.

Alle hatten es leicht, am leichtesten die Glasers und Efrussis: Der wurde Primus und der Juwelier und jener Sohn des reichen Juweliers. Nur in der Armee waren sie nichts geworden, selten Sergeanten. Dort siegte Gerechtigkeit über Schwindel. Denn alles war Schwindel, Glasers Wissen unredlich erworben wie das Geld des Juweliers. Es ging nicht mit rechten Dingen zu, wenn der Soldat Grünbaum einen Urlaub erhielt und wenn Efrussi ein Geschäft machte. Erschwindelt war die Revolution, der Kaiser betrogen, der General genarrt, die Republik ein jüdisches Geschäft. Theodor sah das alles selbst, und die Meinung der anderen verstärkte seine Eindrücke. Kluge Köpfe, wie Wilhelm Tiedemann, Professor Koethe, der Dozent Bastelmann, der Physiker Lorranz, der Rassenforscher Mannheim, behaupteten und bewiesen die Schädlichkeit der jüdischen Rasse an den Vortragsabenden des Vereines deutscher Rechtshörer und in ihren Büchern, die in der Lesehalle der »Germania« ausgestellt waren.

Oft hatte der Vater Lohse seine Töchter vor dem Verkehr mit jungen Juden in der Tanzstunde gewarnt. Beispiele gibt es, Beispiele! Ihm selbst, dem Bahnzollrevisor Lohse, passierte es mindestens zweimal im Monat, daß ihn Juden aus Posen, welche die schlimmsten sind, zu bestechen versuchten. Im Kriege wurden sie enthoben, für den Kriegsdienst ungeeignet erklärt, saßen sie als Schreiber in den Lazaretten und in den Etappenkommandos.

Im juridischen Seminar meldeten sie sich immer wieder zu Wort und schufen neue Situationen, in denen Theodor sich heimatlos fühlte und zu neuerlichen, unangenehmen, eifervollen, hartnäckigen Arbeiten gedrängt.

Nun hatten sie die Armee vernichtet, nun beherrschten sie den Staat, sie erfanden den Sozialismus, die Vaterlandslosigkeit, die Liebe für den Feind. Es stand in den »Weisen von Zion« – das Buch bekamen alle Mitglieder des Reserveoffiziersverbandes zu den Hülsenfrüchten am Freitag –, daß sie die Weltherrschaft erstrebten. Sie hatten die Polizei

in Händen und verfolgten die nationalen Organisationen. Und man mußte ihre Söhne unterrichten, von ihnen leben, schlecht leben – wie lebten sie selbst?

Oh, wie herrlich lebten sie! Durch ein graues, silbern schimmerndes Gitter von der gemeinsamen Straße getrennt, war das Haus Efrussis und von grünem, weitem Rasen umgeben. Weiß schimmerte der Kies, noch heller die Treppe, die zur Tür führte, Bilder in Goldrahmen hingen im Vestibül, und ein Diener in grün-goldener Livree empfing und verneigte sich. Der Juwelier war hager und groß, immer schwarz gekleidet, in einer hohen, schwarzen Weste, deren Ausschnitt nur ein Stückchen schwarzer, mit einer haselnußgroßen Perle geschmückter Kragenbinde frei ließ.

Theodors Familie bewohnte drei Zimmer in Moabit, und das schönste enthielt zwei wackelige Schränke, als Prunkstück die Kredenz und als einzigen Schmuck jenen silbernen Aufsatz, den Theodor aus dem Schlosse von Amiens gerettet und auf dem Grunde des Koffers geborgen hatte, noch knapp vor der Ankunft des gestrengen Majors Krause, der solche Dinge nicht geschehen ließ.

Nein! Theodor lebte nicht in einer Villa hinter silbrig glänzendem Drahtgitter. Und kein Rang tröstete ihn über die Not seines Lebens. Er war ein Hauslehrer mit gescheiterten Hoffnungen, begrabenem Mut, aber ewig lebendigem, quälendem Ehrgeiz. Frauen, mit einer süßen, lockenden Musik in den wiegenden Hüften, gingen an ihm vorbei, unerreichbar, und er war doch geschaffen, sie zu besitzen. Als Leutnant hätte er sie besessen, alle, auch die junge Frau Efrussi, die zweite Gattin des Juweliers.

Wie ferne war sie, aus jener großen Welt kam sie, in die Theodor beinahe schon gelangt wäre. Sie war eine Dame, jüdisch, aber eine Dame. In der Uniform eines Leutnants hätte er ihr entgegentreten müssen, nicht im Zivil des Hauslehrers. Er hatte einmal, in seiner Leutnantszeit, auf Urlaub in Berlin, ein Abenteuer mit einer Dame. Man konnte schon sagen: Dame; Gattin eines Zigarrenhändlers, der in Flandern stand; seine Photographie hing im Speisezimmer; violette Unterhöschen trug sie. Es waren die ersten violetten Unterhöschen in Theodors männlichem Dasein.

Was ahnte er jetzt von Damen! Sein waren die kleinen Mädchen für billiges Geld, die hastige Minute kalter Liebe im nächtlichen Dunkel des Hausflurs, in der Nische, umflattert von der Furcht vor dem zufäl-

lig heimkehrenden Nachbarn, die Lust, die in der Angst vor dem überraschenden Schritt erlosch, wie die Glut erkaltet, die roh in Flüssigkeit geschleuderte; sein war das barfüßige, einfache Mädel aus dem Norden, das Weib mit den eckigen, harthäutigen Händen, deren Liebkosung rauh war, deren Berührung abkühlte, deren Wäsche schmutzig, deren Strümpfe durchschwitzt waren.

Nicht von seiner Welt war sie, die Frau Efrussi. Während er ihre Stimme hörte, fiel ihm ein, daß sie gut sein müsse. Niemand hatte ihm so viel Schönes so einfach und herzlich gesagt. Sie verstehn es vortrefflich, Herr Lohse! Gefällt es Ihnen hier? Fühlen Sie sich wohl bei uns? Oh, wie war sie gut, schön, jung, Theodor hätte sich so eine Schwester gewünscht.

Einmal erschrak er, als sie aus einem Laden trat. Als wäre es plötzlich in ihm hell geworden, erinnerte er sich in diesem Augenblick, daß er auf dem ganzen Wege ihrer gedacht hatte. Es erschreckte ihn die Entdeckung, daß sie in ihm lebte, daß er, wider Willen und ohne es zu wissen, stehengeblieben war, daß er ihre Einladung annahm, mit ihr ins Auto zu steigen, und fast hätte er es vor ihr getan. Manchmal wurde er gegen sie geworfen, ihren Arm berührte er und bat schnell um Verzeihung. Ihre Frage überhörte er. Er mußte angestrengt achtgeben, um nicht wieder an sie zu stoßen. Dennoch ereignete es sich. Eifrig bereitete er sich auf den Moment des Aussteigens vor. Aber früher, als er gedacht hatte, hielt der Wagen, und nun war keine Zeit mehr auszusteigen, ihr hilfreich die Hand zu bieten. Er blieb sitzen und ließ sie warten, bis er unten stand, die Schachtel, die er gerade ergreifen wollte, hielt schon der Chauffeur. Aus einer sehr weiten Ferne traf ihr Abschiedswort sein Ohr, aber in unentrinnbarer Nähe lebte ihr Lächeln vor seinen Augen; als lächelte das Spiegelbild einer fern sprechenden Frau.

Niemals erreichte er sie, wie wollte er es? Glühend war sein Wunsch. Aber erloschen der Glaube an seine Kraft zu erobern, da er nicht mehr Leutnant war. Er hätte es erst wieder werden müssen. Er wollte es werden, Leutnant werden oder sonst etwas. Nicht bleiben in der Verborgenheit und nicht mehr geborgen sein, nicht ein bescheidener Ziegelstein im Gefüge einer Mauer, nicht der Letzte der Kameraden, nicht ihr Lauscher und Lacher, wenn sie Anekdoten erzählten und Zoten rissen, nicht mehr einsam unter den vielen, allein mit seiner vergeblichen Sehnsucht, gehört zu werden, und mit der ewigen Enttäuschung

des Überhörten, Geduldeten und wegen seiner dankbaren Aufmerksamkeit Beliebten. Oh, glaubten sie, er wäre harmlos und ungefährlich? Sie sollten sehen. Alle sollten es sehen! Bald wird er aus seinem ruhmlosen Winkel treten, ein Sieger, nicht mehr gefangen in der Zeit, nicht mehr unter das Joch seiner Tage gedrückt. Es schmetterten helle Fanfaren irgendwo am Horizont.

II

Manchmal überfiel ihn sein eigener Stolz wie eine fremde Gewalt, und er fürchtete seine Wünsche, die ihn gefangenhielten. Aber sooft er durch die Straßen ging, hörte er Millionen fremder Stimmen, flimmerten Millionen Buntheiten vor seinen Augen, die Schätze der Welt klangen und leuchteten. Musik wehte aus offenen Fenstern, süßer Duft von schreitenden Frauen, Stolz und Gewalt von sicheren Männern. Sooft er durch das Brandenburger Tor ging, träumte er den alten, verlorenen Traum vom siegreichen Einzug auf schneeweißem Roß, als berittener Hauptmann an der Spitze seiner Kompanie, von Tausenden Frauen beachtet, vielleicht von manchen geküßt, von Fahnen umflattert und Jubel umbraust. Diesen Traum hatte er in sich getragen und liebevoll genährt vom ersten Augenblick seines freiwilligen Eintritts in die Kaserne, durch die Entbehrungen und Lebensnöte des Krieges. Die schmerzende Beschimpfung des Wachtmeisters auf der Exerzierwiese hatte dieser Traum gelindert, den Hunger auf tagelangem Marsch, das brennende Weh in den Knien, den Arrest in dunkler Zelle, das betäubende, qualvolle Weiß der verschneiten Wachtpostennacht, den stechenden Frost in den Zehen.

Der Traum drängte zum Ausbruch wie eine Krankheit, die lange unsichtbar in Gelenken, Nerven, Muskeln lebt und alle Blutgefäße des Körpers erfüllt, der man nicht entrinnen kann, es sei denn, man entrinne sich selbst. Und zufolge jener unbekannten Gewalt, welche Theodor schon oft geholfen hatte und die ihn lehrte, daß der Erfüllung jeder qualvollen Sehnsucht im letzten Moment eine günstige äußere Bedingung auf halbem Wege entgegenkommt, ereignete es sich, daß er den Doktor Trebitsch im Hause Efrussis kennenlernte.

In der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft sprach der Doktor Trebitsch unermüdlich, und sein blonder, langer, in sanften, dunkeln-

den, an den Rändern gelichteten Strähnen herabfließender Bart bewegte sich vor den Augen Theodors in regelmäßigem Auf und Ab und störte die Aufmerksamkeit des Zuhörers. Leise plätscherten die Worte des Blondbärtigen, eines und das andere blieb eine Weile in Theodor haften und verwehte wieder. Noch nie war er einem Vollbart so nahe gewesen. Plötzlich stöberte ihn der Klang eines Namens aus seiner betäubten Zerstreutheit auf. Es war der Name des Prinzen Heinrich. Und mit dem Instinkt eines Mannes, der zufällig einem Prunkstück aus einer verschütteten Vergangenheit begegnet und es mit rettend hastiger Gebärde an die Brust reißt, rief Theodor: »Ich war Leutnant im Regiment Seiner Hoheit des Prinzen Heinrich!«
»Der Prinz wird sich sehr freuen«, sagte Doktor Trebitsch, und seine Stimme war nicht mehr fern, sondern ganz, ganz nahe.
Der Stolz füllte, wie etwas Körperliches, Theodors Brustkorb, und sein gestärktes Hemd wölbte sich.
Sie fuhren im Auto ins Kasino. Und Theodor saß im Wagen, nicht wie vor einer Woche, als er mit Frau Efrussi fuhr. Nicht mehr fühlte er, gedrückt und dünn, die Ecke zwischen Seitenwand und Rückenpolster. Er breitete sich aus. Sein Körper fühlte durch Paletot, Rock, Weste die sanfte, kühle Nachgiebigkeit des Leders. Die Füße lehnte er gegen den vorderen Sitz. Die Zigarre erfüllte das Coupé mit dem satten Duft einer überflüssigen Behaglichkeit. Theodor öffnete das Fenster und fühlte die schnelle, schießende kalte Märzluft mit der Wollust eines innerlich Durchwärmten.
Man trank Schnaps und Bier, und der Abend im Kasino erinnerte an eine Kaiser-Geburtstagsfeier. Graf Straubwitz von den Kürassieren hielt eine Rede. Man brach in ein dreifaches Hurra aus. Jemand erzählte Anekdoten aus dem Kriege. Theodor war Gast an der Seite des Prinzen. Nicht einen Moment verlor er Seine Hoheit aus den Augen. Er ignorierte seinen Nachbarn zur anderen Seite. Es galt, allezeit auf eine Frage des Prinzen vorbereitet und zur Stelle zu sein. Nicht für die Dauer eines Augenblicks vergaß Theodor, daß er jetzt endlich die Gelegenheit ergreifen konnte, Teile seines Traums zu verwirklichen. War er noch der kleine, unbekannte Hauslehrer eines jüdischen Knaben? Kannte ihn der Prinz nicht? Kannten ihn nicht alle Herren, die hier um den Tisch saßen? Und obwohl der ungewohnte Alkohol allmählich Theodors Sinn für die augenblicklichen, kleinen Wirklichkeiten einschläferte, blieb doch eine große, helle Heiterkeit zurück, und die Si-

cherheit kehrte ihm so oft wieder, als er sie brauchte, um dem Prinzen eine Serviette, ein Glas, Feuer für die Zigarette zu reichen.
Als ihn der Prinz aufforderte, von jener Schlacht bei Stojanowics zu erzählen, die das Regiment so löblich mitgemacht hatte, begann Theodor aufs Geratewohl, etwas lauter, als er gewöhnlich zu sprechen pflegte. Es ging eine Weile ganz gut, bis er bemerkte, daß er die Erzählung angefangen hatte, ohne sich den Schluß zurechtgelegt zu haben. Er hielt ein, und es erschütterte ihn die große, lauschende Stille. Er wußte noch, daß seine letzten Worte »Hauptmann von der Heidt« gewesen waren. »Dieser Hauptmann also«, fuhr Theodor fort, aber das Ende des Satzes fand er nicht mehr. »Er lebe hoch! Hurra!« fiel der Doktor Trebitsch ein, und man feierte den Hauptmann von der Heidt.
Dann stellte es sich heraus, daß Theodor und der Prinz denselben Weg nach Hause hatten, und sie saßen zusammen im Auto. Theodor redete unterwegs. Frau Efrussi fiel ihm ein, und er erzählte von ihr dem Prinzen. Ihre großen grünen Augen sah er. Ihre Schultern. Er streifte ihr die Kleider ab, sie stand vor ihm in der Unterwäsche. Sie trug violette Unterhöschen. Er erzählte alles dem Prinzen, was er sah, tat, erlebte. »Ich streife ihr das Hemd ab«, sagte Theodor, »Hoheit müssen wissen, sie hat braune Brustwarzen ... ich beiße in ihre harte Brust!«
»Sie sind ein famoser Junge«, sagte der Prinz.
Er wiederholte diesen Satz auch später noch, als sie im Zimmer saßen und einen schwarzen Kaffee tranken und noch einen Likör. So nahe saßen sie beieinander, ihre Schenkel berührten sich, und der Prinz hielt Theodors Hand und drückte sie. Und auf einmal war Theodor nackt und der Prinz Heinrich ebenfalls. Der Prinz hat eine dichtbehaarte Brust und sehr dünne Beine. Seine Zehen sind ein bißchen verkrümmt. Theodor hat den Kopf gesenkt, und obwohl es ihm peinlich ist, muß er die Zehen betrachten. Er denkt, es wäre schon bei weitem besser, dem Prinzen ins Angesicht zu sehen. Das Angesicht, denkt er, ist der einzige bekleidete Körperteil des Prinzen. Der Prinz drückt aus einem Gummiballon einen kühlen, feinen Staubregen in die Luft.
Theodor sieht zum erstenmal seine ganze Nacktheit in einem großen Wandspiegel. Er kann feststellen, daß er eine weiße, rosa angehauchte Haut besitzt, rundlich geformte Beine, ein wenig gewölbte Brüste und leuchtende Brustwarzen wie zwei dunkelrote, winzige Kuppeln.
Theodor liegt auf dem warmen, weichen Eisbärfell, und neben ihm atmet schwer und laut der Prinz Heinrich. Der Prinz beißt in Theo-

dors Fleisch. Die Bartreste des Prinzen kratzen, seine gekräuselten Brust- und Beinhaare kitzeln Theodor.
Er erwachte in einem halbdunklen Zimmer, und sein erster Blick traf ein großes Ölporträt des Prinzen an der Wand. In einer erschreckenden Wachheit sah er alle Ereignisse der vergangenen Nacht. Er kämpfte gegen sie vergeblich. Er versuchte, sie auszulöschen. Sie waren überhaupt nie gewesen. Er begann, an allerlei entfernte Dinge zu denken. Er konjugierte ein griechisches Verbum. Aber seine letzten Erlebnisse überfielen ihn, eine Schar zudringlicher Fliegen. Er stieg langsam die Stiege hinunter und nahm den Gruß eines alten, ehrfürchtigen Dieners entgegen. Schon meldete das helle Geklingel der Straßenbahn die Nähe der Welt.
Oh, die Nähe dieser reichen Welt, deren Millionen Schätze klangen und flimmerten. Die Straße erlebte er, den Gang der Frauen, Musik in den wiegenden Hüften, die stolze Gewißheit sicher schreitender Männer und seine eigene, kleine Dürftigkeit in der Mitte.
Geringer als er je gewesen, verließ er das Haus. Immer schon war es so gewesen, daß er zurückweichen mußte, getroffen, wenn er sich erhaben gewähnt, verlassen und auf Wegen, die hinunterführten, sooft er Höhen entgegengestrebt war. Er wollte nicht zurück, er wollte hierbleiben. Und er blieb vor dem alten, ehrfürchtigen Diener stehen und fragte nach dem Prinzen.
Prinz Heinrich hielt die Füße in der gefüllten Schüssel unter dem Tisch, während er Frühstück aß. »Gu'n Morjen, Theo!« sagte der Prinz und ließ Theodor stehen.
Ganz nahe an den Tisch trat Theodor und sah den Prinzen an.
Der Prinz brach ein Ei nach dem anderen auf und schüttete die Dotter in ein Glas.
»Setz dich!« sagte er endlich. Und als hätte er sich jetzt erst erinnert: »Schon gegessen?«, und er schob Theodor Eier, Butter und Brot zu.
Die Nahrung kräftigte Theodor. Er aß schweigsam, eine gute, wohltätige, klare Ruhe kehrte in ihm ein.
Und plötzlich, als hätte sich die Zunge von jeder Abhängigkeit befreit, huschte seine hurtige Frage über den Tisch: ob der Prinz einen Sekretär brauche.
Prinz Heinrich nickte, längst hatte er die Frage erwartet. Er schreibt etwas auf seine Visitkarte: »Trebitsch«, sagt der Prinz, nichts mehr. Und als Theodor aufsteht: »Gu'n Morjen!«

Und Theodor verläßt das Haus und geht durch den märzfrischen Tiergarten und saugt die Bläue des Himmels ein und das erste Zwitschern der Vögel und weiß, daß er bergaufwärts geht, obwohl die Straße eben ist. Und er weiß, daß man durch Abgründe muß und daß man vergessen soll. Ablegen will er hindernde Erinnerungen an die Ereignisse der vergangenen Nacht. Sie ist verschlungen von der strahlenden Bläue des Morgens.

III

Trebitsch nahm ihn auf, bei feierlichem Kerzenglanz schwor Theodor einen langen Eid, setzte er seinen Namen auf ein Blatt Papier, dessen Inhalt er kaum gelesen hatte, seine Hand lag zwei Minuten lang in der behaarten Tatze eines Mannes, den man Detektiv Klitsche nannte, der über einem zerschossenen oder verkümmerten Ohrläppchen eine mangelhaft verhüllende, glatte Haarsträhne trug und der von nun an Theodors Vorgesetzter sein sollte. Nun war Theodor Mitglied einer Organisation, einer Gemeinschaft, deren Namen er nicht kannte, einen Buchstaben wußte er nur und eine römische Zahl, den Buchstaben S und die Zahl II, und den Sitz dieser unbekannten Macht, der in München war. Befehle hatte er von Klitsche zu erwarten, briefliche, mündliche, Gehorsam unter allen Umständen war Bedingung und ebenso Verschwiegenheit, Tod stand auf Verrat und Vernichtung auf unbedacht gesprochenes Wort.

Es ging Theodor wider seinen Willen zu schnell und gegen die Bedächtigkeit seines Gemüts. Er erschrak wiederum vor so viel Neuem, er kam sich überrumpelt vor. Er fürchtete sich vor dem Kerzenglanz und den tönenden Worten des Schwurs, der Pranke seines Vorgesetzten, und den Tod fühlte er nahe wie ein bereits zum Verräter Gewordener und Verurteilter. Er hatte niemals schlecht geschlafen, in der Nacht träumte er selten und, wenn es geschah, immer nur Tröstliches. Vor dem Einschlafen pflegte er an die schönen Bilder der Zukunft zu denken, mochte der vergangene Tag auch keinen Anlaß dazu gegeben haben. Seit jenem Vormittag im Büro des Dr. Trebitsch träumte er von brennenden Kerzen, gelben, im Licht eines vollen Tages. Am gräßlichsten war die Vorstellung, daß kein Entrinnen möglich war und daß er nicht mehr zurückkonnte, zurück in die geborgene Stille einer Haus-

lehrerexistenz, die Freiheit war. Welche Befehle harrten seiner? Mord und Diebstahl und gefährliches Spionieren? Wieviel Feinde lauerten im Dunkel der abendlichen Straßen? Schon jetzt war er nicht mehr seines Lebens sicher.
Aber welch ein Lohn konnte ihm werden! Ich sprenge die Zeit, in der ich gefangen bin, den sonnenlosen Kerker dieses Daseins, werfe das drückende Joch dieser Tage ab, steige auf, zerschmettere geschlossene Pforten, ich, Theodor Lohse, ein Gefährdeter, aber ein Gefährlicher, mehr als ein Leutnant, mehr als ein Sieger auf trabendem Roß, zwischen grüßenden Spalieren, Retter des Vaterlandes vielleicht. In diesen Zeiten gewinnt der Wagende.
Ein paar Tage später bekam er den ersten Befehl: bei Efrussi zu kündigen, zugleich den ersten, von Heinrich Meyer unterzeichneten Scheck über einen phantastisch hohen Betrag bei der Dresdner Bank zu beheben. Niemals war so viel Geld bei Theodor gewesen, im Nu veränderte der Besitz seine Miene, seinen Gang, seine Haltung, seine Umwelt. Es war ein heller Aprilabend, die Mädchen trugen leichte Kleider und lebendige Brüste. Die Fenster einer ganzen Häuserfront standen offen. Zwitschernde Spatzen hüpften zwischen gelbem Pferdekot. Es lächelte die Straße. Schon trug der Laternenanzünder den sommerlich weißen Kittel. Die Welt verjüngte sich ohne Zweifel. Die letzten Sonnenstrahlen zitterten in kleinen Kotlachen. Die Mädchen lächelten und schienen sehr zugänglich. Es gab blonde und braune und schwarze. Aber das war eine oberflächliche Einteilung. Mädchen mit breiten Hüften sind Theodors besondere Lieblinge. Er liebt es, Zuflucht und Heimat zu finden im Weibe. Er will nach vollendeter Liebe Mütterlichkeit, weite, breite, gütige. Er will seinen Kopf zwischen großen, guten Brüsten betten.
Das war ein Tag, an dem ihm die Kündigung bei Efrussi leichtfallen mußte. Zwei Jahre war er ins Haus gekommen, Tag für Tag, und jetzt wird er die junge Frau Efrussi nicht mehr sehen. Er dachte ihrer wie einer Landschaft, die man einmal aus der Ferne erblickt hat und in der ein Verweilen unmöglich war.
Er könnte vielleicht schriftlich kündigen – unter irgendeinem Vorwand. Prüfungen nähmen ihn jetzt so in Anspruch. Allein das wäre nicht nur Lüge, wäre Feigheit sogar und die Gelegenheit, dem verhaßten Efrussi die lange krampfhaft zurückgehaltene Wahrheit zu sagen, versäumt. »Herr Efrussi, ich bin ein armer Deutscher, Sie ein reicher Jude. Es bedeutet Verrat, eines Juden Brot zu essen.«

Aber Theodor sprach nicht so zu dem schwarzen, hageren Efrussi, dessen Angesicht an das Porträt einer alten Frau mit strengen Zügen erinnerte. Theodor sagte nur:
»Ich will Ihnen etwas mitteilen, Herr Efrussi.«
»Bitte!« sagte Efrussi.
»Ich unterrichte in Ihrem Hause schon zwei Jahre ...«
»Ihr Gehalt will ich erhöhen«, unterbricht Efrussi.
»Nein, im Gegenteil, ich will kündigen«, sagte Theodor.
»Weshalb?«
»Weil Herr Trebitsch nämlich ...«
Efrussi lächelt: »Sehen Sie, Herr Lohse, ich kenne den Trebitsch schon sehr lange. Sein Vater war ein Geschäftsfreund meines Vaters. Er war groß und bedeutend in der Manufaktur. Sein Sohn hätte besser daran getan, im Geschäft zu bleiben. Ich kenne die Kindereien des Doktor Trebitsch. Sie sind der dritte Hauslehrer, den er mir wegnimmt. Er ist ein stiller Narr.«
»Er ist ein Freund Seiner Hoheit des Prinzen Heinrich.«
»Ja«, sagte Efrussi, »der Prinz hat bekanntlich viele Freunde.«
»Was wollen Sie damit sagen? Ich war Leutnant im Regiment des Prinzen.«
»Des Prinzen Regiment war bestimmt ein tapferes. Übrigens halte ich sehr viel vom Prinzentum im allgemeinen, aber sehr wenig vom Prinzen. Aber das gehört nicht hierher ...«
»Doch«, sagte Theodor, und ohne Efrussis letzten Satz begriffen zu haben: »Sie sind Jude!«
»Das ist mir nicht neu.« Efrussi lächelte. »Auch Trebitsch ist Jude, ohne daß ich den Wunsch hätte, mich mit ihm zu vergleichen. Aber ich verstehe Sie, ich lese ja die nationalen Blätter. Ich inseriere sogar in der ›Deutschen Zeitung‹. Sie wollen also nicht mehr meinen Sohn unterrichten. Hier ist Ihr letztes Monatsgehalt. Lassen Sie sich durch nichts abhalten, es zu nehmen. Es gebührt Ihnen!«
Theodor nahm es. Seine Weigerung hätte die Diskussion fortgesetzt. Und gebührte es ihm nicht wirklich? Hatte er nicht schon beinahe drei Wochen vom laufenden Monat weg? Er nahm, verneigte sich und ging. Und wußte nicht, daß Efrussi den Major Pauli von der Stadtkommandantur anrief und sich über den Verlust des Hauslehrers beklagte: »Ihre Agitation geht zu weit!« sagte Efrussi. Und der Major entschuldigte sich.

Theodor hat die erste Aufgabe erfüllt. Er hat ein blutendes Herz mitgenommen. Er wird niemals mehr Frau Efrussi sehen.
Und es ist ihm, als hätte er jetzt erst seinen langen, klingenden Eid geleistet. Diese Kündigung war wie ein donnernd zugeschlagenes Tor, Abschluß eines Weges, Ende eines Lebens.

IV

Drei Tage, drei Nächte genoß Theodor sein Geld. Es nahm ihm die Besinnung, zu wählen und sich mit Bedacht zu freuen. Er beschlief Mädchen von der Straße und kostspieligere, die in den Lokalen warteten. Er trank Wein, der ihm nicht schmeckte, und süße Liköre, die ihm Qual verursachten und deren widerlichen Geschmack er durch Kognak loszuwerden versuchte. Er schlief in schmutzigen Gasthöfen und entdeckte spät, daß er für die gleiche Summe alle paradiesischen Genüsse eines großen Hotels hätte kaufen können. Er ging einmal in die Gesellschaft seiner Kameraden, zahlte ihnen ein paar Runden und wurde ausgelacht. Jedes neue Mißlingen einer verschwenderisch unternommenen Freude stachelte seinen Ehrgeiz auf, und nur aus Angst vor dem angedrohten Tode hielt er in der Berauschtheit mit seinem Geheimnis zurück und dämmte krampfhaft das Wort hinter widerstrebenden Lippen: Ich, Theodor Lohse, bin Mitglied einer geheimen Organisation.
Wie würden sie ihn bewundern, wenn sie es wüßten! Aber fast so köstlich, wie das Bewundertsein gewesen wäre, war das Geheimnis, in dem er lebte, und das Inkognito. Er war im Begriff, an den unsichtbaren Fäden zu ziehen, an denen, wie er aus den Zeitungen wußte, Minister, Behörden, Staatsmänner, Abgeordnete hingen. Und er trug immer noch das unscheinbare Gewand eines Rechtshörers und Hauslehrers. Er ging an einem Polizisten vorbei und wurde nicht erkannt. Niemand sah ihm seine Gefährlichkeit an. Manchmal gefiel es ihm, seine Verborgenheit zu verstärken, und er trat für einige Minuten in einen dunklen Hausflur und bildete sich ein, jemanden zu beobachten, ohne selbst bemerkt zu werden. Er bereitete sich auf seinen Beruf vor, indem er eine eingebildete Aufgabe ausführte. Er trat in irgendein Ministerium und fragte den Portier nach einem beliebigen Namen, er las die Liste der Beamten über die Schulter des suchenden Portiers und ging zufrie-

den davon. Er begann, sich um Dinge zu kümmern, die ihn niemals interessiert hatten. Er kaufte revolutionäre Blätter, er ging, um ein gleichgültiges Inserat aufzugeben, in die Redaktion der »Roten Fahne« und stellte fest, daß sie leicht zu erobern war. Man sollte mit ihm zufrieden sein. Er würde – fiel ihm eine Aufgabe zu – über wichtige Dinge schon orientiert sein.

Mit jenem hitzigen Fleiß, mit dem er einmal freiwillig seinen Einzug in die Kaserne gehalten hatte, machte er sich an noch nicht erhaltene Aufträge, nicht verlangte Arbeiten. Freilich war es beim Regiment leichter, weil übersichtlicher. Man kannte den Zimmerkommandanten genau, den Schulleiter, den Sergeanten und den Wachtmeister. Hier tappte man im dunkeln. Sollte man seine Beflissenheit in Trebitschs Dienste stellen oder dem Detektiv Klitsche widmen? Wer kannte sich hier aus? Theodor ging planlos durch die Straßen, mit rastlos leerlaufendem Eifer angefüllt. Er empfand die Notwendigkeit, seiner Beflissenheit ein sichtbares Gebiet zu erobern, deutliche Erfolge zu konstatieren. Vor einem Schaukasten eines Photographenateliers Unter den Linden blieb er stehen. Hier hing das farbige Bild des Generals Ludendorff, ein Paradestück des Photographen.

Immer war es Theodors Bestreben gewesen, mit den Großen und Größten in irgendeinen Kontakt zu gelangen. Schon in der Schule hatte er es durch allerlei Dienst- und Ehrenerweisungen erreicht, daß ihn der Leiter in den Pausen mit irgendeinem persönlichen Auftrag begnadete. Im Kriege war er nach kurzen Monaten Adjutant des Obersten geworden. Und beim Anblick des Ludendorffschen Bildes verfiel Theodor auf den Gedanken, seine alte Methode anzuwenden und eine Verbindung mit dem General herzustellen. Sein Herz schlug, sein Blut klopfte gegen die Schläfen, als stünde er vor dem lebendigen General, nicht vor einer Photographie. Und Theodor begab sich in ein Café und schrieb einen ehrerbietigen Brief an Ludendorff nach München, ohne nähere Adresse, im Vertrauen auf die Popularität des Generals und die Zuverlässigkeit der Post.

Und es geschah, daß Theodor wirklich eine Antwort erhielt. Er las und wuchs bei jedem der kurzen, metallenen Worte. »Lieber Freund!« schrieb der General, »Sie gefallen mir. Arbeiten Sie fleißig mit Gott für Freiheit und Vaterland. Ihr Ludendorff.«

Theodor las den Brief: in der Bahn, an der Haltestelle, im Kolleg und während er aß. Ja, mitten im Gewühl der Straßen erfaßte ihn Verlan-

gen nach dem Brief. Es zog ihn zu einer der kleinen Bänke am Rande eines Rasens hin, auf die er sich niemals gesetzt hätte, aus Widerwillen gegen die plebejischen und von Menschen niederen Schlages bevölkerten Sitzgelegenheiten. Heute war er meilenweit von den Menschen entfernt, mit denen er dieselbe Bank teilte. Er las den Brief und wanderte weiter, um sich nach zehn Minuten wieder zu setzen.

Wie ein frommer Bibeldeuter im Text der Heiligen Schrift, so fand Theodor in den Zeilen des Generals immer wieder einen neuen Sinn. Bald kam er zu der Überzeugung, daß Ludendorff von Theodor Lohses Eintritt in die Geheimorganisation wisse. Trebitsch mußte es ihm mitgeteilt haben. War Theodor nicht ein persönlicher Freund des Prinzen? Zwischen der Absendung des Briefes und dem Eintreffen der Antwort lagen acht Tage. Also hat sich Ludendorff in Berlin erkundigt. »Mein lieber Freund!« schrieb der General. So schreibt man einem, der mehr verspricht, als er schon geleistet hat.

Theodor begab sich in die »Germania«, in deren Lesesaal der Germanist Spitz einen Vortrag über Rassenprobleme hielt. Wilhelm Tiedemann und andere vom Bunde deutscher Rechtshörer waren anwesend. Zuerst las Tiedemann den Brief. Auf seine Einsicht konnte sich Theodor verlassen. Und Tiedemann war ebenso wie Theodor überzeugt, daß Ludendorff seines neuen Freundes Persönlichkeit schon längere Zeit kennen mußte.

Alle sagten es Theodor, alle waren seine Freunde. Aus aller Augen strömte ihm Liebe entgegen. Jedes einzelnen Herzschlag hörte er, und das Pochen ihrer Herzen war die Sprache der Freundschaft. Er lud sie ein. Er legte seinen Arm um Tiedemanns Schultern. Man trank auf Kosten Theodors. Man ließ ihn hochleben. Er sprach viel, und noch mehr fiel ihm ein. Als er fortging, trug er ein gewaltiges Geräusch seiner eigenen Worte davon.

Der nächste Morgen brachte ihm eine Einladung zum Detektiv Klitsche. Er hätte keine Briefe zu schreiben. An Ludendorff am allerwenigsten. Noch weniger hätte er darüber reden sollen. Er wäre nicht der einzige im Bunde der Rechtshörer, der zur Organisation gehörte, und jedes Wort, das er gestern sagte, war Klitsche hinterbracht worden.

»Geben Sie den Brief her!« sagte Klitsche.

Theodor wurde rot. Flammende Räder kreisten vor seinen Augen. Er war plötzlich der kleine Einjährige und stand im Kasernenhof. Er

nahm vorschriftsmäßig stramme Stellung an. Er war ein kleiner Einjähriger mit der Aussicht auf einen Gefreitenknopf.
Er gab den Brief her. Klitsche steckte ihn ein. Er befahl:
»Ziehen Sie sich aus!«
Und Theodor zog sich aus. Als wäre es ganz selbstverständlich, zog er sich aus. Er dachte daran, daß er Klitsche gehorchen müsse.
Und langsam und gleichgültig zog er sich wieder an, so langsam und gleichgültig wie in seinem Zimmer des Morgens, wie alle Tage.
Es war Frühling in den Straßen, es zwitscherten übermütige Vögel, die Straßenbahnen klingelten, die Luft war blau, die Frauen trugen leichte Kleider.
Theodor möchte krank sein und ein kleiner Junge und in seinem Bett liegen. Er trank in Schnapsbuden zweiten Ranges und schlief mit Mädchen vom Potsdamer Platz, weil sein Geld zur Neige ging. Und als er nichts mehr hatte, empfand er die rauschende Buntheit der Straße tausendmal stärker und seine eigene Kleinheit. Und er vergaß den Besuch bei Klitsche, wie er den beim Prinzen Heinrich vergraben hatte. Über Abhänge und durch Niederungen führte der Weg.

V

Sein Weg führte vorläufig zu der Wohnung des Malers Klaften.
Theodor hieß Friedrich Trattner und war Genosse aus Hamburg. Moderne Bilder sah er bei Klaften, farbenrauschende Fanfaronaden, gelbe, violette, rote. Die Augen schmerzten, wenn man sich von den Bildern abwendete, wie wenn man in die Sonne gesehen hätte. Theodor sagte: »Sehr schön!«
Seine Bewunderung genügte allen und ersetzte die Legitimation. Man sagte Genosse Trattner zu ihm. Er trug seinen neuen Namen mit Inbrunst. Er, den jede neue Situation überraschte, erschüttern konnte, jetzt erfand er selbst Situationen, abenteuerliche Ausbrüche aus Gefängnissen, plötzliche Flucht vor auftauchenden Spitzeln, Prügeleien mit Polizei und Studenten.
Theodor wuchs in Friedrich Trattner hinein. Durch den Körper dieser Figur, die er spielte, ging es zu Ansehen und Geltung. Es war wie eine Gefreitencharge beim Militär, die man ganz durchkosten mußte,

ehe man weiterkam. Man hatte sie bald überstanden. Man gab sich Mühe, ihrer würdig zu sein, aber nur, um aus ihr schlüpfen zu können.

Neue Menschen lernte Theodor kennen. Den Juden Goldscheider, der die Güte predigte und bei jeder Gelegenheit das Neue Testament zitierte. War er ein Bolschewik oder nur ein Jude? Goldscheider selbst erzählte von seinem Aufenthalt in Irrenhäusern. Er war gewiß närrisch. Er sagte manchmal Unverständliches. Die anderen täuschten Verständnis vor.

Es war eine harmlose Gesellschaft junger, armer Menschen ohne Obdach. Sie bekamen Logis und einen Kaffee vom Maler Klaften. Der Maler lebte von unmodernen Bildern, die allgemein in der Gesellschaft Kitsch genannt wurden. Theodor hielt sie für die besten Werke Klaftens.

Theodor hörte die jungen Leute fluchen. Sie sahen den Tag der großen Revolution greifbar nahe. Sie fluchten auf sozialistische Abgeordnete und Minister, die Theodor immer für Kommunisten gehalten hatte. Er verstand so feine Unterschiede nicht.

Der Maler Klaften porträtierte Theodor. Er erschrak vor seinem eigenen Bildnis. Es war, als hätte er in einen furchtbaren Spiegel gesehen. Sein Angesicht war rund, rötlich, die Nase platt, mit leise angedeuteter Spaltlinie auf dem breiten, flachen Rücken. Der Mund war breit, mit aufgeworfenen Schaufellippen. Der kleine Schnurrbart verhüllte die wirkliche Lippe zwar, aber die gemalte nicht. Es war, als hätte der Maler den Bart wegrasiert – und er hatte ihn doch mitgemalt.

Es ist mißlungen, dachte Theodor. Das Bild hing im Zimmer und verriet ihn. Alle, die das Porträt sahen, wurden schweigsam und betrachteten Theodor verstohlen. Er fühlte sich fast entlarvt und wäre vor diesem Bild geflohen, wenn nicht der junge Kommunist Thimme eingetroffen wäre.

Thimme hatte Ekrasit im Keller eines sicheren Gastwirtes eingelagert. Er wollte es im Dienst der Revolution explodieren lassen. Er sprach von der Notwendigkeit einer neuen revolutionären Tat und fand Zustimmung bei allen, bei Theodor Begeisterung.

Theodor hörte mit tausend Ohren. Tausend Arme hätte er bereithalten mögen. Er entsann sich jener Spinne in den Sommerferien seiner Knabenzeit, die er jeden Tag mit gefangenen Fliegen gefüttert hatte; des atemlosen Wartens auf das hastige Heranklettern des Tieres, sein se-

kundenlanges Lauern, den letzten todbringenden Anlauf, der Sturz und Sprung und Fall in einer Bewegung war.
So saß er jetzt selbst, sturzbereit, zum Sprunge entschlossen. Er haßte diese Menschen, wußte nicht, weshalb, und führte für sich selbst Gründe seines Hasses an. Sie waren Sozialisten, Vaterlandslose, Verräter. In seiner Gewalt waren sie. Oh, er hatte Gewalt über fünf, sechs, zehn Menschen. Er hatte wieder Macht über Menschen, Theodor Lohse, der Hauslehrer, Jurist, vom Detektiv Klitsche Erniedrigte, vom Prinzen Mißbrauchte, von seinen Kameraden Verratene. Alle sahen das Feuer in seinem Auge, seine geröteten Wangen. Er betrachtete Thimme, den jungen, verhungerten Thimme, einen Glasbläser mit sichtbarer Tuberkulose, den dunklen Tod trug er in den tiefschattenden Augenhöhlen. Er betrachtete Thimme als sein Wild, seinen Menschen, sein Eigentum.
Er kostete seine Verborgenheit wie eine labende Nahrung. Er rückte ins Dunkel. Er spreizte die Finger in den Hosentaschen. Er beugte den Oberkörper vor. Er nahm, ohne es zu wissen, die lauernde Haltung seiner Spinne an.
Sie stritten über das Objekt ihres Angriffs. Einige wollten den Reichstag, andere die Polizei. Andere rieten zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Goldscheider stand mit ausgebreiteten Armen und bat und beschwor, von dem Ekrasit abzulassen. Er hatte die Brille abgelegt, und sein bärtiges Gesicht sah hilflos und verloren und Rettung heischend aus.
Wer die Tat ausführen sollte? Sie einigten sich auf das Los. Es traf Goldscheider.
Theodor ging. Spät in der Nacht verließ er das Haus, schritt durch den finsteren, rauschenden Tiergarten zu Trebitsch. Die letzte Allee durchlief er, als würde er verfolgt, gedrückt in das Dunkel der schattenden Bäume. Er wollte niemanden wecken. Er warf einen kleinen Stein gegen Trebitschs erleuchtetes Fenster. Er trat ein und sah nach der Tür. Er schilderte eine unermeßliche Gefahr, in der er schwebte. Spitzel hätten ihn hierher verfolgt, kommunistische Spitzel, unterwegs sei er auf einen Omnibus gesprungen. Sie witterten in ihm den, der er war. Sie ahnten schon, daß er nicht Trattner heiße. Und während er erzählte, steigerte sich seine Furcht. Er log nicht mehr mit Vorbedacht, sondern schilderte seine ängstlichen Vorstellungen. »Ekrasit!« sagte er leise und sah zur Tür.

Man solle sie nicht stören, sagte Trebitsch, sanft und lächelnd wie immer. Er strählte seinen Bart mit gespreizten Fingern wie mit einem Kamm. Nach dem Attentat – und hoffentlich gelingt es – müsse man zur Polizei gehen.
Gegen vier Uhr morgens kehrte Theodor zum Maler Klaften zurück. Man hatte sich auf die Siegessäule geeinigt. Zwei Leute holten das Ekrasit in einer Droschke. Thimme bohrte ein Loch in das Kästchen. Thimme, Theodor und Goldscheider fuhren zur Siegessäule. Thimme und Theodor warteten in einer geraumen Entfernung. Dann kam Goldscheider. Sie gingen, alle drei, schweigsam und bitter.
Eine Viertelstunde, nachdem Goldscheider die Lunten angesteckt hatte, rief Theodor die Polizei an: In einigen Minuten würde ein Unglück geschehen. Rechts hinter dem Gitter um die Siegessäule liege Ekrasit.
Dann ging Goldscheider zurück in Klaftens Wohnung – Polizei hielt ihn an, fesselte ihn rasch und lautlos. Aus dem Zimmer kamen die Verhafteten, zu zweit aneinandergefesselte Freunde. An der Seite des Kommissars stand Trattner, der Genosse Trattner.
Sie spuckten alle gleichzeitig, wie auf Kommando und ehe man sie hindern konnte, in sein Angesicht.
Theodor wischte den Speichel mit dem Tuch fort. Er lachte. Er lachte kurz, laut und tief. Es klang wie ein halber Schrei.
Im Flur erloschen die grellen Lampen der Polizisten. Man hörte den gleichmäßigen Trott der zehn Verhafteten von der Straße und das leise Metallgeräusch aneinanderschlagender Handspangen.

VI

In den Zeitungen flackerten die Sensationen auf: Kommunistischer Anschlag von einem Mitglied der Technischen Nothilfe vereitelt. Theodor Lohse wurde einigemal genannt. Man gratulierte. Im Bunde deutscher Rechtshörer war Theodor ein seltener Gast geworden. Er ging nicht mehr ins Kolleg. Das hatte Zeit.
Seitdem er im Heeresbericht erwähnt worden war, hatte er seinen Namen niemals mehr gedruckt gesehen. Jetzt begegnete er seiner Tat in allen Zeitungen. Es kam ein Mann vom »Nationalen Beobachter«, ein dünnes Männchen, das sich beständig mit irgendwelchen Gegenstän-

den auf dem Schreibtisch beschäftigte, während es sprach. Es lud Theodor zur Mitarbeit ein, machte aber aufmerksam, daß das Budget des Blattes leider für Honorare nicht ausreiche.

Was tat es? Theodor bekam ein Honorar von Trebitsch, ein weniger hohes als das erstemal. Und es verringerte sich noch um die Hälfte, als Klitsche seinen Anteil forderte. Von ihm hatte Theodor den Maler Klaften! Er, Klitsche, hat in selbstloser Freundschaft Theodor die Sache abgetreten. Klitsche sitzt in seinem Büro, ohne Rock und Weste, mit geöffnetem Kragen, und sieht noch mächtiger aus. Man sieht den gewaltigen Umfang seines Halses mit geblähten Muskelsträngen und die gebändigte Wucht seiner ruhenden Fäuste auf dem Tisch. Seine lange Haarsträhne verschob sich und ließ die verkrüppelten Reste seiner Ohrmuschel frei, ein rötliches Stückchen Knorpel mit verkümmerten, winzigen Windungen.

Theodor feilschte erbittert, ein Drittel wollte er hergeben, aber Klitsche rückte den Stuhl mit einem plötzlichen Entschluß hinter sich, so, als wollte er sich erheben. Er stand nicht auf, sondern blieb auf dem weit zurückgeschobenen Stuhl, den Oberkörper vorgeneigt, die starken Fäuste an der Tischkante, sitzen, ein geducktes Tier; und Theodor gab ihm die Hälfte.

Dann ging er durch die Straßen, machte vor dem Schaufenster halt und kaufte ein Paar Stiefel. Er kam sich gewachsen vor, als hätte er neuen, erhabenen Boden unter den Füßen.

Am späten Nachmittag, die Vögel zwitscherten ergreifend und abendlich, sprach er ein weißgekleidetes Mädchen an. Im Laufe des Abends besuchte er einen Tanzpalast, wurde eifersüchtig, weil das Mädchen mit einem Herrn vom Nachbartisch dreimal hintereinander tanzte, trank sauren Sekt. Das Mädchen – sie war nicht so eine – verlangte nach einem besseren Hotel, zwei Zimmer mußte Theodor mieten. Eine Viertelstunde mußte er sie allein lassen, dann klopfte er an ihre Tür, horchte, klopfte wieder und öffnete. Das Mädchen war verschwunden.

Er hatte mehr Glück bei jungen Frauen, die, ohne Hut, in den einfachen Blusen und fadenscheinigen Jäckchen, sich mit einem Kinobesuch begnügten. Er achtete darauf, daß aus den kleinen Zerstreuungen keine bindende Freundschaft wurde, er hielt grundsätzlich kein vereinbartes Rendezvous.

Er war mit sich zufrieden und überzeugt, daß Willenskraft und Begabung ihm diese kurzen Fortschritte in kurzer Zeit ermöglicht hatten.

Er glaubte, die einzige ihm angemessene Beschäftigung gefunden zu haben. Er wurde stolz auf seine Spionierfähigkeit und nannte sie eine diplomatische. Sein Interesse für Kriminalistik steigerte sich. Er saß stundenlang im Kino. Er las Kriminalromane.

Noch lebte das Porträt in ihm, das der Maler Klaften gemalt hatte. Er versuchte, es Lügen zu strafen. Er wendete Mittel an, um seinen Schnurrbart buschiger zu machen. Er kleidete sich neu, jetzt trug er einen hellbraunen Anzug, einen sanft grünlich karierten und ein kleines goldenes Hakenkreuz in einer quergestreiften seidenen Krawatte.

Er kaufte Waffen aller Art, Jagdmesser und Dolche, einen ledernen Totschläger, eine Pistole, einen Gummiknüppel. Er ging, wie Detektiv Klitsche, niemals ohne Revolver, er sah in jedem Passanten einen kommunistischen Spitzel. Daß er nicht verfolgt wurde, wußte er. Aber er vergaß es, besonders wenn er ein Kriminaldrama gesehen hatte. Es schmeichelte ihm, verfolgt zu werden, und also glaubte er daran.

Er, dem jede Stunde schrecklich erschien, nur weil sie neu gewesen war, der das Kommende gefürchtet, das Bleibende geliebt hatte, er täuschte sich kühne Unmöglichkeiten vor und erwartete Abenteuer auf jedem Schritt. Er war gerüstet.

Er wurde ungläubig. Hinter jeder klaren Tatsache sah er Schleier, die Geheimnis und wahren Sachverhalt bargen. Er las politisch-philosophische Schriften, die Trebitsch verfaßt hatte. Flugschriften, in denen Zusammenhänge zwischen Sozialismus, Juden, Franzosen und Russen aufgedeckt wurden. Diese Lektüre befruchtete Theodors Phantasie. Er glaubte nicht nur, was er gelesen hatte, er kombinierte aus dem gelesenen Material neue Tatsachen und entwickelte sie im »Nationalen Beobachter«. Seitdem er gedruckt wurde, steigerte sich seine Sicherheit, und wenn er die Feder in die Hand nahm, zweifelte er nicht mehr an der Richtigkeit dessen, was er vorsichtig anzudeuten sich vorgenommen hatte. Las er noch einmal das Manuskript, war er sicher und strich schwächende Worte, jedes »vielleicht« und jedes »wahrscheinlich«. Er schrieb die Aufsätze eines Mannes, der hinter die Kulissen geblickt hat. Er wußte, daß der »Nationale Beobachter« in den Lesesälen der »Germania« auflag und daß Tiedemann und die anderen ihn lasen. Dieser »Nationale Beobachter« hing in den Kiosken der Untergrundbahn, er hing an jeder Straßenecke, und an jedem Kiosk, und an jeder Ecke schrie der weißrote Umschlag der Zeitschrift den Namen Theodor Lohse in die Welt.

Er neidete nicht mehr den Efrussis die weißschimmernden Häuser hinter grünen Rasen, die silbernen Gitter und marmornen Treppen. Er dachte an die verlorene Frau Efrussi, wie ein ganz großer Mann einer kleinen Frau aus anderen Kreisen gedenkt, die ein kleines Abenteuer abgegeben hätte. Er beneidete den Juden Efrussi nicht, aber er haßte ihn und seine Sippe, seinen Stolz und die Art, wie er ihn, den Hauslehrer, zuletzt behandelt hatte. Jetzt erinnerte sich Theodor, daß er im Efrussischen Hause eine schüchterne Haltung eingenommen hatte, eine dumme Angst hatte ihn damals noch beherrscht, und die Schuld daran schob er den Juden zu. Wie überhaupt die Juden seine langjährige Erfolglosigkeit verursacht hatten und ihn an der schnellen Eroberung der Welt hinderten. In der Schule war es der Vorzugsschüler Glaser, andere Juden – er wußte sie nicht zu nennen – kamen später. Sie waren, wie alle Welt wußte, furchtbar, weil sie Macht besaßen. Aber auch häßlich und abscheulich, überall, wo sie auftauchten, in der Bahn, auf der Straße, im Theater. Und Theodor zupfte, wenn er einen Juden sah, auffällig an seiner Krawatte, um den anderen auf das drohende Zeichen des Hakenkreuzes aufmerksam zu machen. Die Juden erbebten nicht, ihre Frechheit erweisend. Sie sahen gleichgültig auf Theodor, manchmal höhnten sie ihn sogar, und er wurde beschimpft, wenn er Rechenschaft forderte. Er war gereizt, und es geschah, daß er des Nachts in stillen Straßen Passanten schmähte und, wenn ihm Gefahr drohte, in einer Nebenstraße verschwand. Von solchen Abenteuern erzählte er gelegentlich dem Detektiv Klitsche, dem Doktor Trebitsch und wurde von ihnen, nicht wie er erwartet hatte, belobt, sondern ermahnt, Disziplin zu üben. Denn Leute, die einer Organisation angehörten, müßten Aufsehen vermeiden.

Von nun an schwieg er, aber der Haß fraß in ihm und machte sich frei in Artikeln für den »Nationalen Beobachter«. Die Aufsätze wurden immer gewalttätiger, bis das Blatt für einen Monat verboten wurde, und ausdrücklich wegen der Artikel Theodor Lohses. Zu diesem Erfolg gratulierten ihm einige junge Leser schriftlich. Auch Frauen schrieben ihm. Theodor antwortete. Man besuchte ihn. Gymnasiasten, Mitglieder des Bismarck-Bundes luden ihn ein, sahen zu ihm auf, Mittelpunkt war er und stillschweigend gewähltes Haupt, Vorträge hielt er und stand, umbrandet vom Beifall seiner Verehrer, auf dem Podium. Er gründete einen nationalen Jugendbund, zog an Sonntagen mit seinen Jungen hinaus in die Wälder und lehrte sie exerzieren.

Indessen fehlte es ihm an Geld. Weit und breit war keine Aussicht mehr, neues zu verdienen, es waren ruhige Zeiten. Im Büro des Detektivs Klitsche ließen sich keine Spitzel mehr blicken. Klitsche war allerdings nicht auf sie angewiesen, er bekam Gehalt, er stand in steter Verbindung mit München. Theodor hätte gern eine ähnliche Stelle bekleidet, er liebte Klitsche nicht. Klitsche war ein Hindernis. Dieser Klitsche war Wachtmeister gewesen, Theodor war immerhin Leutnant und akademischer Bürger. Er ließ manchmal bei Trebitsch seine Unzufriedenheit merken. Einmal sagte Trebitsch im Spaß: »Vielleicht stirbt Klitsche.«

Seit jenem Tag dachte Theodor an Klitsches Tod. Aber Klitsche war gesund, jede Zusammenkunft bewies es, jeder Händedruck, jedes mächtige Gelächter. Es war keine Hoffnung, daß Klitsche jemals nach München abberufen wurde. Und daß man ihm eine Verfehlung nachweisen könnte.

Manchmal träumte Theodor von einem Verrat Klitsches. Wie? War es ganz unmöglich? Verkehrte Klitsche nicht mit kommunistischen Spitzeln? Wer beaufsichtigte ihn? Wer kannte ihn eigentlich genau? Mußte es nicht einem aufmerksamen Beobachter gelingen, den Detektiv zu fangen?

Vorläufig war es unmöglich, und Theodor brauchte Geld. Ein Versuch, bei Trebitsch eine Anleihe zu machen, schlug fehl. Trebitsch erklärte nicht nur, daß er selbst Schulden habe, sondern er verwies auch auf reichere Menschen aus der Bekanntschaft Theodors, wie zum Beispiel der Prinz es war.

»Sie sind ja mit dem Prinzen befreundet!« sagte Trebitsch.

Ja, er war mit dem Prinzen befreundet. War ihm der Prinz nichts mehr schuldig?

Er ging zu Prinz Heinrich. Er mußte lange warten, es war nachmittags, und der Prinz schlief. Dann kam er, im geblümten seidenen Pyjama, mit schlafgeröteten Wangen und Grübchen wie ein gewecktes Kind.

»Ach, Theo!« sagte der Prinz.

Er setzte sich, legte einen Fuß auf den Tisch, ließ die Pantoffeln fallen und betrachtete seine spielenden Zehen. Dazu summte er ein Lied. Er gähnte dazwischen. Er hörte nicht alles, was Theodor sagte. Schließlich unterbrach er ihn:

»Du kannst mit mir nach Königsberg fahren, zur Bootstaufe!«

Also fuhr Theodor, mit einer blühweißen Seemannskappe bekleidet, in

einem Coupé erster Klasse nach Königsberg. Seine Hoheit der Prinz schlief unterwegs, ein Buch von Heinz Tovote in der herabhängenden Rechten. Der Ruderklub »Deutsche Treue« holte sie ab, fütterte sie, legte sie schlafen. Sie standen am nächsten Tag, es war ein Sonntag, am Seeufer, und es regnete, wie gewöhnlich bei Bootstaufen. Eine weißgekleidete Jungfrau hielt ein Weinglas in der Rechten, einen Regenschirm in der Linken, der Prinz trat an das Boot, gab ihm seinen Namen und zerschmetterte das Weinglas am Bordrand. Alle riefen dreimal hipp, hipp, hurra! und der Regen rauschte.

Nachmittags besichtigten sie eine Ehrenkompanie der Reichswehr, lernten die Burschenschaft »Rhenania« kennen, und Theodor erkannte in dem Studenten Günther einen Kameraden aus dem Felde. Sie tranken zusammen, sie gingen durch die Stadt, sie erzählten Erlebnisse, sie hielten einander für prachtvolle Menschen und umarmten sich. Nun gab es kein Geheimnis zwischen ihnen, Theodor verschwieg nur seine Verbindung mit dem Prinzen und mit Klitsche. Dennoch nannte er auch diesen Namen einmal, und nun gestand Günther, daß auch er der Stelle S II in München angehöre und von Klitsche Aufträge erhalte. Aber er sei jetzt der Politik müde und wolle heiraten. Seine Braut lebe in Berlin. Ja, er wolle mit Theodor nach Berlin fahren. Er sehne sich.

Seine Braut war die Tochter eines Arbeiters. Der Vater Betriebsrat bei den Schuckert-Werken. Ein einfacher Arbeiter sogar und ein Roter.

Ob Günther nun auch ein halber Roter wäre, fragte Theodor. Er hielt die Hände in den Taschen und spreizte die Finger. Er horchte mit tausend Ohren.

»Nein!« Aber Günther sprach mit seinem Schwiegervater und ließ eines jeden Meinung gelten.

Sie fuhren zusammen; der Prinz schlief in einem Abteil nebenan, und Theodor schwieg. Er sah in die Landschaft. Er betrachtete Günther, den strohblonden, blauäugigen Buben mit dem dummredlichen Gesicht.

Was war ihm Günther? Name und Gesicht gleichgültig und durch Zufall bekannt. Wie der junge Thimme zum Beispiel.

Liebte er Günther? Liebte er jemanden? Ja, er liebte sein Volk. Im Dienste seines Volkes stand er. Wenn Günther nicht die Wahrheit sprach? Wenn er nur die Hälfte sagte? Wenn er ein Verräter war? Mit den Kommunisten verhandelte? Die Organisation verriet?

Hier war Theodor auf eine Sache gestoßen. Und mußte vorsichtig sein. Die Sache wies einen Weg.

Detektiv Klitsche hörte Theodor zu. War Näheres nicht zu erfahren? Es gab nichts, weder konnte die Braut Günthers etwas verraten noch Günther selbst. Einmal fragte Theodor vorsichtig, ob der Schwiegervater nicht Kommunist wäre.
»Ja!« Günter lachte.
Sie gingen durch den Abend, Arm in Arm, Theodor und Günther. Schon betäubte ihn die Macht, Theodor, den Mächtigen, schon knotete er Schlingen mit gehässigen Fingern, Theodor, der Kluge; sah er seine Verdienste, sich selbst erhaben über Klitsche, über Trebitsch, über alle. Er fuhr nach München, mächtig wurde er, übernahm die Leitung. Theodor, ein Führer. Hastig lief er zu Trebitsch, erzählte von Günthers Verrat. Gefahren sah er und schilderte sie und hetzte sie in Begeisterung, angespornt durch des Bärtigen zustimmendes Lächeln. Am Abend sendete Klitsche Boten aus, sechzehn Angehörige der Stelle S, römisch II, kamen zusammen, zwei Kerzen entzündete Trebitsch und verlas das Protokoll mit Theodor.
Hat Günther gestanden, daß sein Schwiegervater Kommunist und Haupt einer geheimen Organisation ist?
Ja!
Die Arbeiter mit Waffen versorgt?
Ja!
Und Günther beteiligt sich an den Arbeiten?
Ja!
Die Paragraphen acht und neun aus den Statuten lauten: »Dem Femetod verfallen ist, wer gegen die vaterländischen Organisationen durch List oder offene Gewalt vorgeht;
wer mit Parteien der Linken ohne Wissen der Leitung und nicht zu Spionagezwecken Verkehr pflegt.«
Der Student Günther ist schuldig.
Entscheidet das Los?
»Ich übernehme die Aufgabe!« sagte Klitsche.
Man schweigt. Der Atem staunender Verehrung schlägt Klitsche entgegen. Man singt ein Trutzlied:

Der Verräter zahlt mit Blut,
Schlage sie tot, die Judenbrut,
Deutschland über alles.

VII

Es war eine Freiturnübung in Weißensee angesagt, unter dem Kommando des Leutnants Wachtl. Hundert Schritte von den anderen entfernt gingen Klitsche, Theodor und Günther. Gast war Günther, herzlich begrüßt und mit Witzen unterhalten. Man hörte das starke Lachen Klitsches.

Sie blieben stehen, beschlossen zu rasten, es hackte ein Specht unermüdlich, schüchtern pfiff ein Vogel. Hundert Mücken tänzelten in der ungewöhnlich warmen Aprilsonne, frisch und betäubend roch der Waldboden.

Theodor möchte gern das Ende des Waldes sehen. Ach! Der Wald hat kein Ende, Theodor fiebert, er spürt einen Druck auf der Schädeldecke, als lasteten viele, viele Baumstämme auf seinem Kopfe. Tränen überquellen sein Auge, er kann nicht mehr sehen, er läßt sich neben Günther nieder.

Jetzt wartet er, wartet wie auf seinen eigenen Tod. Es kam zu schnell. Zu schnell. Theodor sah vor sich unzählige Baumstämme, die das Sonnenlicht brachen und dämpften. Aber die Bäume waren körperlos, Schattenbäume, sie standen nicht fest, sie befanden sich in einer fortwährenden, unmerklichen Bewegung, als wäre der ganze Wald eine Kulisse aus dünnem Schleierstoff, von einem ganz sanften Wind bewegt. Deutlicher als die Baumstämme, die sich vor ihm befanden, sah Theodor den Detektiv Klitsche hinter sich; sah, wie er eine Beilpicke erhob, mit beiden Händen, und sich reckte, fühlte, wie Klitsche den Atem anhielt, und dann schloß Theodor die Augen. Als er sie wieder aufschlug, sah er Günther neben sich niederbrechen, sah er den halboffenen Mund des Liegenden, den halben Schrei, den steckengebliebenen, und fühlte eine lastende Stille. So ruhig war es im Walde, als wartete alles auf den Todesschrei, der nicht kam.

Zwischen den Brauen Günthers, an der Nasenwurzel, steckte die Spitze der Beilpicke. Sein Angesicht war weiß, violett schimmernd unter den Augen. Noch atmete er. Der Daumen seiner linken, auf der Brust liegenden Hand bewegte sich wie ein kleines, fleischiges, sterbendes Pendel. Mit einem letzten Röcheln verzog er die Oberlippe, man sah seine Zähne und ein Stück weißlichgrauen Zahnfleisches.

Klitsche warf einen Sack über Günther, die Beilpicke ließ er stecken. Er schleppte ihn weiter über Tannennadeln, über Sandboden, über

Zapfen, die leicht knisterten. Da war eine Grube, da hinein fiel Günther, Klitsche zog den Sack fort, um die Beilpicke zu entfernen.
Rot und steil, mit unendlich feinem Prasseln, schoß das lang gehemmte Blut aus Günthers Stirn hinauf in die Baumkronen, eine rote Schnur, und tropfte von den Tannen.
Es waren klebrige, zähe Tropfen, sie erstarrten sofort, im Niederfallen noch. Verkrusteten sich wie roter Siegellack. Unendliches rauschendes Rot umgab Theodor. Im Felde hatte er dieses Rot gesehen und gehört, es schrie, es brüllte wie aus tausend Kehlen, es flackerte, flammte wie tausend Feuersbrünste, rot waren die Bäume, rot war der gelbe Sand, rot die braunen Nadeln auf dem Boden, rot der scharfgezackte Himmel zwischen den Tannen, in grellgelbem Rot spielte der Sonnenschein zwischen den Stämmen. Purpurne, große Räder kreisten in der Luft, purpurne Kugeln rollten auf und nieder, glühende Funken tänzelten zwischendurch, verbanden sich zu sanft gewellten Funkenschlangen, trennten sich. Aus Theodors Innerem kam das rauschende Rot, es erfüllte ihn, schlug aus ihm, aber es machte ihn leicht, und sein Kopf schien zu schweben, als wäre er mit Luft gefüllt. Es war wie ein leichter, roter Jubel, ein Triumph, der ihn hob, ein beschwingtes Rauschen, Tod der schweren Gedanken, Befreiung der verborgenen, begraben gewesenen Seele.
Klitsche glitt aus, fiel nieder, stöhnte einmal. Die Beilpicke stand noch eine Weile in der Luft mit aufwärtsragendem Stiel, als wäre sie lebendig, und wankte seitwärts. Theodor griff sie auf. Er ahmte Klitsche nach, erhob die Beilpicke und ließ sie niedersausen. Klitsches Schädel krachte ein wenig. Weißgrauer und blutiger Brei quoll aus seiner Stirn. Irgendwo hackte wieder der unermüdliche Specht, zwitscherte der schüchterne Vogel, stieg der schwere Dunst aus dem Waldboden.
Mit leichten Schritten ging Theodor durch den Wald, mürbe Zweige krachten unter seinen Füßen, leicht war er wie eine der hundert tänzelnden Mücken.

VIII

Nach München meldete der Bericht, daß Günther Klitsche im Kampfe erschlagen habe und von Theodor Lohse nachher umgebracht worden war. Es wurde von den sechzehn Angehörigen der Stelle S, römisch II,

bezeugt. Die Toten waren gründlich begraben. Ein geschossenes und auseinandergeschnittenes Eichhörnchen lag auf ihrem Grabe und erklärte die Herkunft der Blutspuren.
Frei war die Bahn Theodor Lohses. Klitsches Erbschaft verwaltete er und baute sie aus. Heiß ging sein Atem, kurz war sein Schlaf und weit das Feld, das er beackerte. Aus vierzig Mittelschulen bildete er eine Garde. Unverläßliche Spione schaffte er ab. Dreimal in der Woche hielt er Vorträge. Eine halbe Stunde bereitete er sich vor, aus Trebitschs Flugschriften und aus dem »Nationalen Beobachter«. Er verwaltete Geld, das er von Major Pauli erhielt. Er schrieb Rechnungen und erteilte keine Vorschüsse, es sei denn an sich selbst.
Allmählich begriff er die Zusammenhänge, die er früher nur in Artikeln aufgedeckt hatte. Er fuhr nach München, er lernte seine Vorgesetzten kennen, einen General, der nie nach Preußen reiste und in Bayern unter dem Namen Major Seyfarth wohnte. Er hatte das Bedürfnis, Ludendorff zu besuchen, aber er durfte es nicht, direkter Verkehr mit Ludendorff war verboten. Er verlor die Verehrung für diesen und jenen, den er groß genannt und gewähnt hatte. Er sprach mit Nationalsozialisten und achtete sie gering, weil er erfuhr, daß sie nicht in alles eingeweiht waren und daß Geheimnisse auch ihnen nicht offenbar wurden. Theodor lernte horchen und mißtrauen. Man belog ihn.
Es kränkte ihn. Seinen Fragen gebot man Halt. Es richtete seinen Ehrgeiz auf, es blies ihm neuen Mut ein, Einfluß wollte er, nicht kleine Selbständigkeit, Anfang einer Kette sein, nicht ihr unscheinbares Glied. Aber sein Eifer überwältigte ihn selbst, drang aus ihm, verriet ihn, seinem Fleiß mißtraute man, seine Hitze machte ihn verdächtig. Jeder der Generale, Majore, Hauptleute, Studenten, Journalisten, Politiker klebte an seiner Stelle, es beherrschte sie Angst um ihr tägliches Brot, nichts mehr, nichts weniger. Dazwischen trieben sich kleine Menschen herum, Gäste der Organisation, der rote Wanderredner Schley, der Pfarrer Block, der Schulmädchen verführte, der Student Biertimpfl, der eine Unterstützungskasse geplündert hatte, der Artist Conti aus Triest, Matrose und Deserteur, der jüdische Spitzel Baum, dessen Spezialität Aufmarschpläne waren, der Elsässer Blum, ein französischer Spion, Klatko aus Oberschlesien, Invalider aus den Abstimmungskämpfen; Marineleutnants und Überseedeutsche, Flüchtlinge aus den besetzten Provinzen, ausgewiesene Regierungsräte, Prostituierte aus Koblenz, Straßenbettler aus den Rheinstädten, ungarische

Offiziere, die unkontrollierbare Wünsche geflüchteter Mitglieder aus Budapest brachten, von der Polizei Verfolgte, die falsche Pässe forderten, Redakteure, namenlose, die Geld zur Gründung kleiner Blätter wollten. Jeder wußte etwas, konnte gefährlich, mußte befriedigt werden.

Es gab Witzige, Dumme, Menschen, von denen Theodor lernen konnte, andere, die von ihm zu lernen suchten. Viele kannten ihn, sein Name war ihnen geläufig, vor Spitzeln mußte er sich in acht nehmen. Er mußte es überhaupt. Er ging durch die Straßen, die Hand am Revolvergriff in der Tasche, er mied dunkle Gegenden, nie trat er aus dem Haus, ohne sich umzusehen, in jedem Passanten witterte er einen Feind, in jedem Gesinnungsgenossen einen persönlichen Gegner. Auf seine Schar junger Leute allein konnte er sich verlassen. Er schuf einen Saal- und Versammlungsschutz, sprengte sozialistische Versammlungen, zog durch die Straßen mit flotten Gesängen. Zu den Vorträgen Trebitschs verteilte er seine Leute im Saal und ließ sie Beifall klatschen, zum Beifall ermuntern. Manchmal schrie ein ahnungsloser Zuhörer eine Beleidigung. Dann schrillte Theodors Pfiff, der Saalschutz strömte um den Zwischenrufer zusammen, keilte ihn ein, schlug ihn zu Boden, trampelte auf Rücken, Brust und Schädel und schlug sich in tödliche Begeisterung hinein.

Er instruierte, rüstete aus, bestrafte Feiglinge, belobte Mutige, ein kleiner Gott war er. Sich selbst übertraf er, längst war sein Glaube erschüttert, sein Haß geschwächt, seine Begeisterung ausgekühlt, er glaubte nur an sich, liebte sich selbst, begeisterte sich an seinen Taten. Er haßte nicht mehr die Efrussis und nicht mehr die Glasers. Er glaubte nicht an den Erfolg der Bewegung. Er begann, Trebitsch zu durchschauen. Er sah die Sinnlosigkeit dieses Schlagwortes, jenes Arguments. Er verachtete die Zuhörer, zu denen er sprach. Er wußte, daß sie alles glaubten. Er las Broschüren, Zeitungen, nicht um ihre Gesinnung zu teilen, sondern um sie auswendig zu lernen, Überzeugungen, die ihm gleichgültig waren, im Kopf zu behalten. Er sah, daß jeder nur für sich arbeitete, er tat es mit größerer Anstrengung als die anderen. Er wollte ... was er wollte, war ihm nicht klar.

Er wollte Führer sein, Abgeordneter, Minister, Diktator. Noch kannte man ihn nicht außerhalb seiner Kreise. Noch brannte der Name Theodor Lohse nicht in den Zeitungen. Er hätte gern ein Märtyrer seines Ruhmes werden, der Volkstümlichkeit des Namens sein Leben opfern

mögen. Es schmerzte ihn der Zwang zur Namenlosigkeit, unter dem er alle Taten verrichten mußte. Und je geringer die Kraft seiner Überzeugung wurde, desto mehr erweiterte er die Gebiete seines vorgetäuschten Hasses: Nun sprach er nicht nur gegen Arbeiter und Juden und Franzosen, sondern auch gegen den Katholizismus, die Römlinge. Er überfiel den Saal, in dem der katholische Schriftsteller Lambrecht sprach. Er saß in der ersten Reihe. An ihm vorbei rauschten Sätze einer fremden, unverständlichen Sprache. Aber ein Wort fiel nieder, das Wort »Talmud«.

Es rüttelte an Theodors halb eingeschläfertem Bewußtsein. Er pfiff, und vierzig Ochsenziemer seiner Schar prasselten auf die Zuhörer. Dem Schriftsteller Lambrecht schrie Theodor »Jud!« und »Römling!« entgegen. Er formte eine große Speichelkugel auf der Zunge. Er spie sie gegen Lambrecht. Er zerrte eine grauhaarige Frau am Kopfe durch die Sitzreihe. Er drehte ihre Handgelenke. Die Frau schlug ihn mit den Beinen, gellte in seine Ohren. Plötzlich wurde sie schwer, fiel nieder. Es schrillte seine Pfeife. Alle verschwanden. Die Polizei fand nur noch einen Tatbestand vor und verhaftete zwei Verletzte, in deren Taschen sie rote Knöpfe gefunden hatte und die harmlose Mitglieder eines Kegelklubs waren.

Er liebte Franziska, die zu ihm kam, eine Spionin. Berichte brachte sie von der Kommunistischen Partei, kurzgelockt war ihr Haar, braungelb ihre Haut. Er weinte, als sie verschwand mit seiner Kasse, seinen Berichten, ihm fehlte Geld. Der Postbeamte Janitschke verlangte Honorar für gestohlene Briefe. Er hatte einen lahmen Arm, aber er drohte mit Anzeigen. Der Spitzel Bräune wollte Reisegeld nach Frankfurt an der Oder, seine Frau hatte ein Kind bekommen, und er mußte heim.

Theodor meldete den Fall Franziska, das Geld sollte er selbst zurückerstatten, er flehte bei Trebitsch um Hilfe. Trebitsch riet ihm: Efrussi. Er wartete lange im Vorzimmer. So lange hatte er gewartet, als er das erstemal zu Efrussi kam um die Lehrerstelle. Es schrillte die Glocke, zweimal, dreimal, der schwarze Diener bewegte sich stelzend, mit vorgestreckter Brust, eingezogenen Knien, wie ein Mensch aus Holz. Immer noch trug Efrussi das blasse, kalte, schmerzliche Antlitz einer alten, strengen Frau, ein Hauslehrer wurde man in seinem Zimmer, ein Theodor Lohse von damals, ein ganz kleiner Theodor Lohse.

Efrussi verlangte eine Bestätigung. Er steckte den Scheck in einen Umschlag und: »Gehen Sie zu Major Pauli«, sagte er. Er befahl, Theodor

gehorchte, er ging zu Major Pauli, er begriff, er wußte. Groß war die Macht Efrussis, stärker war er als irgendein Theodor Lohse, man hörte niemals auf, sein Hauslehrer zu sein, sein Diener, sein Abhängiger. Und der alte Haß erwachte, schrie in Theodor: Blut, Blut, Judenblut! Erst als er vor dem Major Pauli stand, straffte sich der Schlaffgewordene, verlor sich seine gelockerte Haltung, wandelte sich seine Wehmut in Respekt, und mit schneller Sorgfalt raffte er alle Kräfte zusammen und machte sie einem einzigen Zweck nur dienstbar: der militärischen Strammheit. Über der Erinnerung an den lästigen Bittgang zu Efrussi schwebte die Stimme des Majors. Den Klang seiner zusammengeschlagenen Hacken trug Theodor fort in sein Arbeitszimmer, kein Abenteuer drohte ihm mehr, Boten kamen, Briefe schnitt er mit dem glatten Papiermesser auf, dessen kühle Elfenbeinfläche er liebkoste.

IX

Manchmal kam der Bruder des toten Klitsche. Er diente bei der Reichswehr, er nahm die strammste Haltung an, wenn er sprach, er sagte in einer Minute fünfzehnmal Herr Leutnant und besaß dennoch eine unbestimmte Vertraulichkeit mit allen Dingen dieses Zimmers. Sein Auge grüßte Tapeten, Decke, Diele wie alte Bekannte. Er war auf diesem Sofa gelegen, auf diesem Stuhl gesessen, und er sah dem toten Klitsche ähnlich. So ähnlich, daß Theodor das Angesicht des Toten nicht vergessen konnte und nicht, weshalb er eigentlich hier saß, arbeitete, arbeitete und wuchs.
Wäre dieser Bruder Klitsches nicht gewesen, Theodor hätte innegehalten – er wußte es nicht bestimmt, wahrscheinlich hätte er gerastet. Nach einer Pause sehnte er sich manchmal. Dann aber stieg das Angesicht Klitsches auf und Günthers, und Theodor arbeitete. Er hat beide getötet, nicht umsonst hat er sie getötet. Den einen anzuzeigen war seine Pflicht gewesen, den anderen, der vielleicht schon tot war, ehe er den Schlag erhalten hatte, zu töten, das war eine Aufgabe, die Früchte tragen sollte.
Aber es kamen Abende, an denen Theodor sich mit der Frage beschäftigen mußte, ob die Toten endgültig tot seien. Dann ging er in die Kaiser-Wilhelm-Diele, in die kleine Bar, wo man ihn kannte, guten Tag, Herr Leutnant, sagte und seinen Besuch schätzte. Ein paar Kame-

raden seiner Gruppe umschmeichelten ihn, machten ihm Platz in der Mitte, sahen ihm auf den Mund und – erkannten sie an den ersten Sätzen, daß es eine lustige Geschichte würde, dann lachten sie und waren erschüttert von Theodors Humor. Theodor kannte viele Geschichten, er war Held und Mittelpunkt aller, er hatte nicht umsonst jahrelang zugehört und gelacht; jetzt wußte er, daß der Erzählende Mittelpunkt sein mußte. Manchmal auch vergaß er und glaubte, manches selbst erlebt zu haben. Denn er trank, und auch der Beifall berauschte ihn, und er saß rittlings auf hohem Barstuhl, und ihm war, als galoppierte er.

Er hörte das Gelächter der Freunde aus der Ferne, die Musik, die im großen Saale spielte und unhörbar gewesen war, rückte näher, sie spielte das Lied vom schwarzbraunen Mädchen, und es war Theodor zum Weinen traurig, und er wunderte sich nur, daß die Bardame lächelte.

Er trank noch einen Gemischten und sank vom Stuhl und erwachte morgens.

Oh, wie gern hätte er sich einer anderen Art der Entspannung hingegeben! Es war schön hinauszufahren, der Sommer lag breit und mächtig über der Welt, und in den Wäldern war ... In den Wäldern gefiel es Theodor nicht, die Toten lagen in den Wäldern, sie wurden von Würmern gefressen, und grünes Gras sproßte aus ihrem Gebein.

Einmal kam die Ruhe, spät, auf den Gipfeln erst war sie, weit war der Weg und Theodor müde.

Aber es trieb ihn zu den Gipfeln, er sah sie nicht, kannte sie nicht, er konnte sie sich kaum vorstellen. In ihm schrie aus: aufwärts, um ihn schrie es: aufwärts, schon kannte er die Wege, schon war er ein Gruppenführer, schon lebte er mit Journalisten gut, er kannte den großen Politiker Hilper, er ging auf die Galerie des Reichstags, er hörte sich selbst schon reden, er sah sich in diesem Saal, an der Spitze seiner Leute, hörte seinen schrillen Pfiff, er schlug auf die Abgeordneten, verjagte sie, er schrie: Hoch die Diktatur! Oben, hoch oben in der Nähe des Diktators, stand Theodor.

Er entsann sich seiner alten Methode: Er trat in direkten Verkehr mit Hohen und Höchsten. Jetzt kannte er sie. Über seinem »Major Seyfarth« stand der »Marinekapitän Hartmut«. Theodor ersann Pläne; er suchte das Leben, die Gewohnheiten jüdischer und sozialistischer Männer zu erkunden; manches erfuhr er, anderes erfand er. Er schrieb

im »Nationalen Beobachter« über eine erfundene Verbindung eines Politikers mit französischen Spionen und schlug ein Attentat vor. Er war klug und fand Anhaltspunkte für jede Beschuldigung. Er übertrieb, korrigierte Tatsachen, sein Verdacht ruhte auf irgendeinem Ereignis. Manchmal erriet er eine geheime Verbindung. Journalisten machten ihn auf unscheinbare Vorfälle aufmerksam. Er schickte seine Spione aus. Er wußte, daß jeder dieser Spitzel übertrieb. Er vergrößerte ihre Übertreibungen. Er arbeitete Pläne zur Befreiung gefangener Organisationsmitglieder aus. Er sendete die Pläne nach München – an den Kapitän Hartmut. Er verdiente zumindest Geld. Er verfaßte Rechnungen. Unzufriedene Spitzel begütigte er durch kameradschaftlichen Händedruck. Es gab Dumme, sie ließen sich alles gefallen. Sie warteten.

Aber die Stelle S, »Major Seyfarth«, sendete Rügen und Ermahnungen, bestellte Theodor nach München. Theodor hatte Ausreden. Theodor ging vom »Major Seyfarth« zum »Kapitän Hartmut«. Er war ein alter Herr, er trug spärliches Haar über der Glatze, von hinten nach vorn gekämmtes, und er lauschte mit dankbarer, aber nie gestillter Gier einem Kompliment, einer Schmeichelei. Theodor erkannte ihn. Manchmal ließ er ein vorsichtiges Urteil über die Stelle S fallen. Einmal sagte Theodor: Wenn er nicht die Stelle S hätte, sondern den Kapitän selbst – das wäre anders. Er brauchte einen freien Geist, er, Theodor Lohse.

Er vergaß, daß Trebitsch lebte; daß Trebitsch verdienen mußte; daß auch der Rechnungen verfaßte; daß es seine Aufgabe war, Theodor zu überwachen. Und Trebitsch teilte mit, daß Theodor im Eifer dieses übertrieben, jenes falsch gesehen hatte. Oh, er besaß zuverlässige Augen und Ohren, der Jude Trebitsch.

Theodor bereitete die Befreiung eines Untersuchungsgefangenen vor. Er fuhr nach Leipzig. Einer der Aufseher war Wachtmeister in Theodors Kompanie gewesen. Ihn wollte er für die Organisation gewinnen. Er teilte nach München gute Fortschritte mit. Und erhielt den Besuch eines Mannes mit dem schriftlichen Befehl, heute noch, spätestens morgen auf das Gut Lukscha in Pommern mit fünfzig Männern abzureisen.

X

Er war ohnmächtig, erbittert, rachelüstern. Er ging zu Trebitsch ... War ein Theodor Lohse nicht unentbehrlich?
Und Trebitsch lächelte. Er kämmte mit gespreizten Fingern seinen Bart. Es blieb nichts übrig, Theodor reiste.
Auf dem Gut Lukscha in Pommern streikten die Landarbeiter. Der Freiherr von Köckwitz rief nach Hilfe.
Er war alt, der Freiherr von Köckwitz. Er war verwitwet. Er hatte drei Söhne: Friedrich, Kurt, Wilhelm. Er war ein Jäger. Er schoß gut. Er schoß den ganzen Tag. Er besaß ein Waffenarsenal im Keller. Er war streng gegen sich und andere. Er empfing Theodor um die Mittagsstunde. Die Sonne brannte. Theodors Leute hatten eine Stunde Marsch hinter sich. Der Freiherr verlangte militärischen Schritt. Waren das Landstreicher? Ging man in Gruppen? Er forderte Viererreihen. Er dirigierte den Zug nach der großen Scheune. Sie lag eine Viertelstunde weiter. Theodor marschierte, erbittert, ohnmächtig, rachedurstig. Er kannte den Freiherrn von Köckwitz.
Jeder kannte ihn. Er hatte einen Arbeiter beim Holzfällen erschossen. Er bedrohte Sonntagswanderer mit schußfertigem Gewehr. In seinen Wäldern verschwanden erdbeerensuchende Kinder. Seine Söhne standen im Sommer hinter Hecken verborgen; erlauerten Ausflügler; schossen auf Wandervögel. Der jüngste Sohn war zwölf Jahre alt und zielte auf die Tauben der Förster. Freiherr von Köckwitz hatte seine Frau ins Grab geärgert. Sie war eine geborene von Zick. Ihr Großvater nachweislich bei der Post gewesen. Junger Adel von der Pferdepost. Sie starb an ihrem Großvater. Die Zeitungen schrieben über den Freiherrn von Köckwitz. Die Gerichte ließen Anklagen verstauben, zerfallen, Staatsanwälte waren zu Jagden eingeladen. Untersuchungsrichter spielten Poker mit Kurt. Man kannte den Freiherrn von Köckwitz. Man verspottete ihn. Man erzählte Köckwitz-Anekdoten. Jedes Jahr streikten seine Arbeiter. Immer halfen ihm Roßbach-Leute. Diese Sommerarbeit fürchtete man. Beim Freiherrn von Köckwitz erhielt man zweimal täglich Essen. Graupensuppe und Schwarzbrot.
Sie lagen in der Scheune, verärgert und hungrig. Am Nachmittag kam Freiherr von Köckwitz und befahl: »Lassen Sie Ihre Leute singen! Ich liebe Gesang!« Sie sangen, sie arbeiteten, sie aßen Schwarzbrot

und Graupensuppe, sie legten sich schlafen, sie standen beim ersten Morgenstrahl auf. Sie sangen.
Einmal kam der Freiherr aufs Feld. Er war gut gelaunt. Er lud den Untersuchungsrichter ein. Er lud auch Theodor und die fünfzig ein. Er sprach mit Theodor. Schimpfte auf die Arbeiter. Sie waren Polacken. Kein Tropfen deutschen Blutes, Juden verführten sie. In dieser Gegend lebten überhaupt Juden, Polacken, rotes Gesindel. Es war zum Niederknallen.
Niederknallen sollte man sie. In dieser Nacht brannte die große Scheune. Einer von Theodors Leuten hatte geraucht. Der Freiherr drohte: Drei Taglöhne weniger. Aber der Untersuchungsrichter verdächtigte die Landarbeiter. Man verhaftete zehn.
Hundert zogen am nächsten Tage vor das Gut. Der Freiherr ließ Maschinenpistolen aus dem Keller bringen. Er verlor den Appetit. Er schloß die Fensterladen. Ohrfeigte den zwölfjährigen Wilhelm. Schon sah er sein Haus vernichtet. Seine Söhne gehängt. Sich selbst gefoltert. Er ging nicht mehr in die Felder. Er schlief in Kleidern, die Pistole neben sich. Er fürchtete sich vor vergifteten Speisen. Er fürchtete sich überhaupt.
Theodor schlief im Hause. Nicht nur, weil die Scheune abgebrannt war. Wachen stellte Theodor auf. Die jungen Freiherren inspizierten. Der Alte war milde. Ein gütiger Greis. Er spendete für die Kirche. Er sah sich um, wenn er sprach. Er flüsterte.
In solcher Stimmung war er zugänglich jedem Rat.
Theodor war erbittert. Schickte man ihn weg? Wollte man seinen Namen untergehen lassen? Brennen sollte der Name Theodor Lohse in allen Zeitungen. Nicht vergessen sollte man Theodor Lohse. In Berlin und in München nicht. Man wird ihn nicht vergessen.
Man muß die Arbeiter herausfordern. Kam es zum Kampf – sie vernichten. Hundert Mann – hatten sie Waffen? Hier war ein Arsenal. Man wird Theodor Lohse nicht vergessen.
Jeden Tag sangen sie:

Der Verräter zahlt mit Blut,
Schlagt sie tot, die Judenbrut,
Deutschland über alles.

Sie arbeiteten weniger. Sie exerzierten. Sie rückten mit Gewehren aus. Die Arbeiter hungerten. Ihre Kinder bekamen dünne Hälse und große

Köpfe. Die Frauen kreischten, wenn sie Theodors Leute sahen. Sie riefen: »Hunde!«

Man schoß in die Luft. Arbeiter kamen, hundert, zweihundert aus der Nachbarschaft. Sie trugen Stöcke. Sie warfen Steine. Sie zogen zum Gutshof.

Theodor ließ sie in den Hof. Drinnen schrien sie. Sie drängten gegen das Haus. Fensterscheiben klirrten wehmütig. In den Fenstern lag Bettzeug zum Auffangen der Steine. Ein Arbeiter, von Kameraden auf die Schultern gehoben, hielt eine Rede.

Theodor schoß. Der Arbeiter schwankte. Auseinander stoben alle. Vor dem Tor strömten sie zusammen und rüttelten vergebens an der dreifachen Riegelung. Sie schwangen sich über die Mauer. Aber drüben blitzten Gewehrläufe. Die Arbeiter ließen sich in den Hof fallen. Aus dem Hause tönten Schüsse.

Die Sterbenden stöhnten. Die Lebenden schwiegen. Es erhob sich eine große Ruhe. Es wehte Stille aus dem Hofe wie aus einem weiten, geöffneten Grab. Heiße Sonne strahlte von den Pflastersteinen wider. Hoch in der Luft trillerten Lerchen. Eine Hummel surrte wie ein großer Kreisel. Aus der Ferne scholl die Stimme eines Hundes herüber. Glokken der Dorfkirche dröhnten.

Viele entkamen über die Mauer, schlugen die lauernden Schützen nieder und entflohen. Dreißig blieben liegen, verwundet und tot. Blutgerinnsel zeichnete Landkarten auf das weiße Pflaster des Hofes.

Spät kam Gendarmerie, trank Bier auf dem Hofe, noch war das Blut nicht getrocknet. Ein Grübchen im Kinderkinn hatte der junge Untersuchungsrichter und ein Hakenkreuz im Knopfloch.

Es schrieben die Zeitungen: Blutiger Aufstand der Landarbeiter! Eine Heldentat der Technischen Nothilfe! in die horchende Welt. Reporter kamen. Theodor Lohse sprach mit ihnen. Theodor Lohse stand in der Zeitung. Ein Student, Leutnant der Reserve, hat den Aufstand niedergeschlagen: Theodor Lohse.

Der Sonntag war Sammeltag für die Technische Nothilfe. Weißgekleidete Kinder verkauften Kornblumen aus Leinwand in den Straßen Berlins.

XI

Theodor hörte das rote Blut, es schrie, es brüllte wie aus tausend Kehlen, es flammte wie tausend Feuersbrünste, purpurne Räder kreisten in der Luft, purpurne Kugeln rollten auf und nieder. Aus seinem Innern kam das rauschende Rot, es erfüllte ihn und machte ihn leicht, ein roter Jubel kam über ihn, ein Triumph hob ihn empor.
Aber wehmütig war er in den Abendstunden, wenn die Fledermäuse zu flattern begannen und die Frösche quakten, das Wispern der Grillen unablässiger und eindringlicher wurde und eine Magd bei der letzten Arbeit des Tages sang. Gerührt, mit einer schluchzenden Seele, betrachtete er den abendlich geröteten Himmel, und er pfiff wehmütige Lieder. Ihm war wie in der Kaiser-Wilhelm-Diele, wenn die Musik das Lied vom schwarzbraunen Mägdlein spielte.
Er gewann seinen Glauben an die Sache wieder, der er diente, wenn der alte Freiherr traurig wurde und von deutschen Landen zu reden begann, die den Polacken anheimgefallen. Irgendwo hörte Theodor Hörner blasen, einer Kriegstrompete aufschreckenden und sterbebangen Ruf. Er war mitten im Krieg, er kämpfte und stritt, er verteidigte heilige Erde, und er war bereit, sein Blut zu verspritzen, wenn der alte Freiherr das Wort »Scholle« sagte. Er sprach ein langes, sehnsüchtig klingendes O und ein hartes ostpreußisches L, er holte Atem, ehe er die erste Silbe aussprach, und stieß ihn bei der zweiten Silbe aus mit einem Seufzer. Theodor sah manchmal in dem alten Freiherrn das Bild eines der letzten deutschen Adeligen, denen in der neuen Zeit der Untergang drohte.
So war es nicht immer. Wenn es regnete und Theodor in der Bibliothek des Freiherrn saß, las er Romane in der »Woche«, betrachtete in Zeitschriften Photographien großer Männer, wurde nüchtern, wie er immer gewesen, und den Freiherrn sah er nicht mehr begeistert, sondern als einen alten, mit kleinen Lächerlichkeiten behafteten Mann, wie ihn alle sahen; mit verzeihendem Verständnis allerdings und einer Dankbarkeit, die er dem Hause für eine über die üblichen Maße und ausnahmsweise genossene Gastfreundschaft schuldig war.
Denn Theodor wurde besser gehalten als jemals einer von den alljährlich gebrauchten Helfern. Theodor war Zeuge in dem Prozeß gegen die Landarbeiter. Er unterhielt sich mit dem Untersuchungsrichter. Er begleitete den Freiherrn nach Berlin. Schon war vollkommene Gefahr-

losigkeit sicher. Dennoch genoß Theodor liebevolle Behandlung. Ein schwerverletzter Arbeiter, den man für den Aufrührer hielt, wurde rasch im Spital gesund gepflegt. Er bekam sogar Wein, nachdem sein Wundfieber verschwunden war. Die Anklage legte ihm Haus- und Landfriedensbruch zur Last und Mordversuch.
Der Prozeß dauerte eine halbe Stunde. Der Arbeiter bekam acht Monate Zuchthaus. Der Staatsanwalt saß am Abend mit Theodor Lohse und dem Freiherrn im »Kaiserhof« bei einer Flasche Wein.
Eine Woche später nahm Theodor Abschied vom Gutshof. Er konnte seine Rührung nicht unterdrücken, er dachte daran, daß der alte Freiherr bald sterben werde, er dachte an die Abendstunden, den Gesang der Frösche und der Grillen, die gemeinsamen Gefahren, die ihn mit dem Hause verbunden hatten, und an die Heiligkeit der »Scholle«.
Dann marschierte er an der Spitze der fünfzig ab, zum Bahnhof. Sie sangen auf der breiten Landstraße. Theodor beschloß, ihnen erst in Berlin die Löhnung auszuzahlen. Der Freiherr hatte in der Stunde des Abschieds die drei Taglöhne nicht abgezogen.
Theodor gedachte, es zu tun.

XII

Nun ging er zu Trebitsch. Wie Triumph war sein Gruß. Hielt man ihn für tot? Sieh, es lebte Theodor! Lebendiger als je zuvor. Hatte man ihn vergessen? In den Zeitungen klang sein Name.
Die Wehmut verlor er. Vergaß das Zirpen der Grillen, den Gesang der Mägde, die Scholle. Schon griff er den alten Plan auf. Reiste nach Leipzig. Aber Pfeiffer war geflohen ohne Theodors Hilfe. Trebitsch hatte ihn befreit.
Theodor verschmerzte die verlorene Gelegenheit. Noch saßen Zange und Marinelli.
Nach München fuhr er. Bei Kapitän Hartmut fand er Mißtrauen. Trebitsch hatte gearbeitet. Seine Spuren erkannte er.
Nationalsozialismus war ein Wort wie andere. Es bedingt nicht Gesinnung. Er wurde empfangen, von nationalsozialistischen Führern mit Achtung ausgezeichnet vor anderen Wartenden. Man kannte ihn also. Unwissend waren sie. Theodor lüftete sachte Schleier. Er machte neugierig. Sie lebten im Rausch, in Begeisterung. Viele strömten ihnen zu.

Sie waren Partei, nicht Geheimverbindung. Jenes schien Theodor machtvoller. Dort arbeitet man mit offenem Visier. Dort vergräbt man sich nicht. Dort klingt der Name wie mit tausend Glocken.
Er ging zu Versammlungen. Alle jubelten. Kleine Bürger tranken Bier. Aßen und jubelten, Krautknödel in den Mündern. Junge Sturmtruppen marschierten in den Saal. Standen an den Wänden. Trugen den Redner durch eine Gasse zwischen Stühlen, Publikum, Tischen. Viertausend Füße trampelten. Kellner flitzten weiß. Scheine raschelten. Es war ein Volksfestjubel. Theodor war neidisch.
Wie arbeitete er schleichend, im verborgenen, umlauert von Feinden, innen und außerhalb!
Er ging in die Werbebüros. Wie kamen sie alle! Junge Arbeiter, Studenten, Handlungsgehilfen. Anderes Material als Theodors Gymnasiasten. Gläubiger waren sie, leichter entflammt, feurig, ehe sie kamen, lodernd, wenn sie aufgenommen waren. Eine Gefahr war Hitler. War Theodor Lohse eine Gefahr? Täglich nannten jenen die Blätter. Wann sah man Theodors Namen?
Aber Unterwerfung forderte der Große, der Naive, Ungebildete, im Rausch der Begeisterung Lebende. Männer, die so wenig wußten, waren sich selbst alles. Sie kannten kein Verhandeln. Sie hatten es nicht nötig. Wenn der Führer sein Büro verließ, grüßten fünfzig Menschen im Vorzimmer, und zwanzig standen stramm. Im Auto fuhr er. Mag sein, daß er nicht alles wußte. Daß man ihn vorschob. Aber ihn kannte jeder. Wer grüßte Theodor Lohse?
Major Seyfarth war unzufrieden. Wie durfte Theodor ihn übergehen? Auf seine Verdienste wies Theodor hin. Ja, Theodor drohte. Der Major sprang auf. Hatte Theodor den Eid nicht geleistet? Eide könne man brechen. Auf zweihundert Verwegene stütze sich die Macht Theodor Lohses. Theodor übertrieb. Kaum fünfzig Gymnasiasten beteten ihn an. Kleine, furchtsame Jungen waren sie.
Seyfarth zog sich zurück. Einen Ausweg wußte er. War nicht Arbeit genug für Theodor Lohse? Agitation? Propaganda? In der Reichswehr etwa? War das nicht ein Weg? Wertvolle Verbindungen gewann man.
Theodor überlegte: Die zweihundert haben ihm imponiert. Nun fürchtete er sie. Das Militär versprach viel. Blieb ihm sein Einkommen gesichert? Ja, es blieb, und die Gage kam dazu. Er willigte ein.
Daheim sah er in den Spiegel. Nicht anders sah er aus als jener Führer. Niemand machte ihm Eindruck. Er blitzte sein eigenes Spiegelbild an.

Sprach ein Wort aus, um seine Stimme zu prüfen. Sie trug die Worte. Sie konnte donnern.
Er machte einen Plan für die Reichswehr: ergebene Leute finden; ihr Lehrer sein, ihr Führer, Herr über Leben und Tod von hundert, zweihundert, tausend Bewaffneten.
Er rückte ein, ein Tag reichte für die Erledigung der Formalitäten. Mit fünf Empfehlungen rückte er ein. Potsdam war seine Garnison. Er trug eine Uniform nach neuestem Schnitt. Den Rock nicht mehr eng wie in alten Zeiten. Es war der neue Geist der Armee. Die Silberstreifen auf den Achselstücken lagen so, daß sie einen schmalen Tuchrand frei ließen. Das Bajonett hatte eine leise vernickelte Kuppel. Sie war in den Vorschriften nicht vorgesehen, aber lächelnd geduldet. Jeden Morgen exerzierte er. Lange hatte er das Exerzieren entbehrt. Er stand vor zwei Menschenreihen. Er merkte die leiseste Veränderung dieses und jenes Körpers. Er sah, wenn sich jemand rührte, wenn Stiefel nicht geputzt, Läufe nicht gefettet, Tornister schief geschnallt waren. Er befahl Kniebeugen, man gehorchte. Er befahl Laufen, man lief. Er donnerte Stillgestanden, man stand still.
Er hielt Unterricht am Nachmittag. Er las Broschüren von Trebitsch vor. Und sagte eigenes. Er machte einen Witz. Die Soldaten lachten. Er glaubte zu sehen, daß einer krank war. Er schickte ihn heim. Er war ein Kamerad. Er klopfte dem und jenem auf die Schulter. Er sprach über Mädchen. An Montagen fragte er, wie der Sonntag gewesen sei. An Samstagen wünschte er vergnügte Sonntage. Er bot Fürsprache beim Obersten den Bestraften an. Er selbst vermied Bestrafungen, begnügte sich mit Rügen. Die im Felde Gewesenen sammelte er um sich. Er kündigte Vorträge am Abend an. Viele kamen. Seine Kompanie spendete Beifall, riß andere mit. Nach einigen Wochen konnte er frei sprechen; fragte er, wieviel mit ihm durch dick und dünn gingen. Alle erhoben sich, alle. Er ließ einzelne einen Eid schwören. Er gab ihnen Geld und Broschüren zur Verteilung.
Mit den Offizieren sprach er wenig. Er kam ins Kasino. Sie sprachen vom Dollar wie alle. Leutnant Schütz, Sohn eines Bankmächtigen, hatte dem Obersten Papiere gekauft. Es waren Haussetage. Des Obersten gute Laune erheiterte das Kasino. Alle wollten Papiere. Sie wußten, was Effekten waren, Hausse und Lombard, Leutnant Schütz lieh allen. Er lieh auch Theodor.
Theodor las in den Abendblättern Kurse.

XIII

Er las Kurse.
Sein Geld vermehrte sich, er lernte sagen: Das Kapital wächst. Nun waren Wege frei. Wege zu weißschimmernden Villen im Tiergarten, zwischen samtenem Rasengrün, hinter silbrigen Gittern, mit steifen Lakaien und goldgerahmten Bildern. Darüber hätte Theodor fast anderes vergessen. Mächtiger als alle war Efrussi. Nie hörte man auf, sein Hauslehrer zu sein. Zu den Geheimnissen aller Macht führte wachsendes Kapital.
Immer hatte er Geld geliebt, er, Theodor Lohse. In der Schule vollbrachte er das erste Geschäft. Er sammelte für einen Kranz. Der kleine Berger war gestorben. Zwei Mark vierzig Pfennig bekam Theodor. Er kaufte den Kranz für zwei Mark zehn Pfennig. Dreißig Pfennig behielt er. Er hielt sie ein Jahr lang.
Immer war er sparsam gewesen. Als Student und später beim Militär lernte er Geld geringschätzen. Nur die ersten Schecks von Trebitsch gab er leichtsinnig aus. Er bereute es später. Er bereute immer, wenn er ausgegeben hatte.
Er reiste in Zivil und in der dritten. Er kaufte Wochenkarten für die Stadtbahn. Trug er die Uniform, so ging er zu Fuß.
In der Früh, wenn sie auf der Exerzierwiese rasteten, sah er die Frau mit dem Zuckerwerk von Soldaten umringt. Limonade verkaufte sie. Alle waren erhitzt und tranken. Theodor steckte Kaugummi zwischen die Zähne.
Dreimal täglich rauchte er, nach jeder Mahlzeit. Eine Zigarre genügte ihm. Er löschte sie aus, steckte sie wieder an.
Er sah, wie sein Geld wuchs. Wenn er erst reich war wie Efrussi, kaufte er sich einen Theodor Lohse.
Vorläufig blieb Theodor vor den Schaufenstern stehen und rechnete aus, was er kaufen könnte, wenn er seine Aktien losschlüge. Manchmal fragte er bei umherirrenden Maklern an, was dieses und jenes Haus kostete. Er bekam viele Angebote. Er sonderte sie in jene, auf die er nicht eingehen konnte, und solche, für die sein Geld reichte.
Fast hätte er darüber seine Aufgaben vergessen. Er glich einem Bräutigam, der den Sonnenaufgang am Tage der Erfüllung verschläft. Sein spähendes Auge irrte zu fremden Zielen. Sein eingeschläfertes Ohr vernahm nicht mehr die verheißenden Gewitter der Zeit. Er sah Tre-

bitsch nicht mehr. Er schrieb nichts mehr für den »Nationalen Beobachter«.

Gleichzeitig ging er an den Lebensmittelläden vorbei, vor denen hungrige Mengen lärmten. Am Nachmittag plünderten Arbeiter in Potsdam.

Eine stille Geschäftigkeit herrschte in der Kaserne. Es rückte eine fremde Maschinengewehrkompanie ein und blieb – niemand wußte, wie lange. Niemand kannte den Oberleutnant, der sie befehligte.

Man sprach weniger, der Oberst saß schweigsam und steif. Er hatte dunkelrote, blaugeäderte Wangen. Sie hingen, wenn er schwieg, wie kleine Täschchen aus Haut über den Kragen. Am Ende der Tafel, wo die »jungen Leute« saßen, machte man keine Witze mehr. Man las Zeitungen, den politischen Teil, und kümmerte sich nicht um das Geld.

Es war eine angstvolle Feierlichkeit, als wartete man auf eine beglükkende Katastrophe. Major von Lübbe hielt einen Vortrag über die Zukunft des Luftkrieges. Es war jener bereits bekannte Vortrag, den Major Lübbe einigemal im Jahr aus einer alten Nummer der »Kreuzzeitung« vorzulesen pflegte. Er hatte als Hauptmann einen Artikel über Luftkriege verfaßt. Das war lange her. Wenn er den Aufsatz las, drückten sich die Stabsoffiziere. Nur die jungen Leute mußten bleiben und lauschen. Sie lauschten. Der Major sprach von Zeppelin. Er war einmal beim Grafen Zeppelin Gast gewesen. Und der Aufsatz handelte eigentlich nicht vom Luftkrieg, sondern von der Persönlichkeit des Grafen.

Diesmal drückten sich die Stabsoffiziere nicht. Es war der Zeit nicht angemessen. Sie erforderte strengste militärische und gesellschaftliche Pflichterfüllung. Aber diesmal sprach der Major auch nicht mehr so viel über den Grafen Zeppelin. Er sprach von der Zeit des Grafen und verglich sie mit der Gegenwart und mahnte zur deutschen Einigkeit. Und sprach von harrenden Aufgaben. Und sogar die Stabsoffiziere lauschten.

In zwei Wochen war die Enthüllung einer Gedenktafel fällig. Dazu hatte das Regiment alle alten Offiziere und den General Ludendorff eingeladen. Natürlich kam er. Der Oberst verkündete es im Kasino; er sprach langsam, er formte die Laute sichtbar, und er arbeitete dabei mit den Kiefern, so daß seine Täschchen schlotterten.

Man exerzierte mit erneuten Kräften. Man putzte Gewehre, fettete

Läufe, übte Griffe. Die Musik spielte, alte Märsche frischte sie auf. Und die Menschen in den Städten hungerten. Nachrichten vom Generalstreik brannten in den Zeitungen. Die Arbeiter schlichen mit schweren, langsamen Schritten am Abend durch die Straßen. Ihre Frauen warteten. Die Männer kamen nicht heim. Kalt war der Herd. Kein Essen war bereitet. Was sollten sie zu Hause? Sie gingen in die Schenken. Es reichte für Schnaps. Betrunkene fühlen keinen Hunger. Betrunkene torkelten, schleiften ihre Füße über den Asphalt. Straßen waren abgesperrt. Polizeihelme starrten. Über zerschmetterten Schaufenstern hingen Rolladen wie eiserne Sargdeckel. Verhaltene Schüsse erwarteten ihre blutige Stunde.

Ein Geheimbefehl erreichte Theodor: Eifer verdreifachen. Es fuhr in Theodor wie ein Trompetenstoß. Seine Zeit brach an. Er war bereit. Er rüstete sich für den Tag. Heute und morgen konnte es sein.

Er berief seine Garde. Die Jungen kamen. Sie brachten neue Kameraden aus dem Bismarck-Bund mit. Sie brachten Pistolen zum Einschießen. Theodor ging zum Waffenmeister. Alle Gewehre wurden geputzt. Alte Bajonette strahlten. Die Jungen blieben einen Tag in der Kaserne. Wie berauschte sie der Rost der alten Waffen! Und wie blendete sie der Glanz der neuen! Konnten sie's wissen? Dieses und jenes Gewehr hatte alle Kriege mitgemacht. Feinde getötet. Eine große Kraft ging von einem Gewehrkolben aus. Zauberhaft wirkte der Griff eines Säbels. Von welchem tapferen Reiter war er geschwungen worden? Blind war der Stahl ... Von Blut! sagten sie. Rostflecke waren Blutflecke. Blut des Feindes klebte an den Waffen.

Am Sonntag kam der General.

Am Sonntag rückte das Regiment aus, mit klingendem Spiel. Die Oktobersonne strahlte wie im Frühling. Bürger winkten aus den Fenstern. Fahnen wehten. Kinder liefen mit. Es war wie im Frieden. Mancher vergaß seine Armut.

Vor dem General standen sie. Der alte Divisionspfarrer sprach. Ludendorffs Helmspitze schwamm im Sonnenglanz. Ein leises Ordenklirren kam von den Offizieren wie silberne, dünne Musik. Sporen läuteten wie Glöckchen. Wie eine Schicht schwerer Feierlichkeit lag der Atem der Mannschaft in der Luft. Man hörte leise Stimmen der Offiziere von der Mitte des Platzes her. Ein kurzes, starkes Lachen des Generals. Es klang wie ein Gurgeln.

Drei Sätze sprach der General, rechts neben der Gedenktafel. Er

sprach harte Worte. Die Hände hielt er über dem Säbelknauf. Man hätte ihn für eine Statue halten können, eine bekleidete Statue.
Dann stieg er herunter, das Monokel klemmte er ein, wenn er mit jemandem sprach. Er sprach mit Theodor. Einmal habe ich ihm einen Brief geschrieben, denkt Theodor. Wie lange war es her! Wie jung war Theodor vor einem halben Jahre noch! Heute kennt ihn Ludendorff.

XIV

Geheimbefehle mahnten zur Bereitschaft für den 2. November. Theodor hatte drei Wochen Zeit. Er schlief nicht mehr. Seinen Tag erfüllte Hast ohne Ziel. An den Abenden hielt er Abrechnung über vergebliche Geschäftigkeit. Durch die wachen Nächte kreiste ohne Ende der planlose Entschluß: mächtig zu werden. Die flinken Ereignisse kamen ihm zuvor, überrumpelten ihn. War er am 2. November noch Mittel nur, nicht Führer, Glied einer Kette, nicht ihr Anfang, zwischen den anderen und nicht über ihnen, so hatte er seinen Tag versäumt. Dann erwartete ihn kein Glanz, sondern bescheidenes Ziel.
Mitten in seine kreisende Sorge schossen Heldenträume, klang der Ruf seiner Sendung, hob ihn roter Jubel empor. Günther und Klitsche und achtzehn Arbeiter waren tot, vergeblicher Erfolg acht eifervoller Monate. Mißbrauchtes Werkzeug fremder Lust war Theodor gewesen. Wofür? Verantwortung schuldete er nur sich selbst. Er trug sie leicht, wenn sein Ziel erreicht war; er ging an ihr zugrunde, wenn er unterwegs blieb. Er durfte nicht mehr innehalten. Aber er hatte sich Zeit gegeben, ein Jahr wenigstens, noch spann er seine Fäden, noch bargen sich vor ihm Menschen und Dinge. Man hatte ihn abseits gestellt, sein Eifer hatte ihn verraten, er hätte bedachtsamer Wege wählen müssen. Jetzt tat er, was hundert andere taten: Vorträge halten, Broschüren verteilen. Längst war er nicht in München gewesen ... wer weiß, neue Menschen führten, und der Zufall brachte einen anderen Klitsche ans Licht.
Ein Jahr noch – und er wäre vielleicht reich, und Geld erwarb ihm alles, wozu der Eifer nicht reichte. Aber hart vor ihm lag der 2. November. Die Nähe des Tages verwirrte ihn, nahm seinen Entschlüssen Besonnenheit. Unter ihm schwankte der Boden, sein Weg führte nicht mehr empor.
Halbe Tage war er unterwegs zwischen Potsdam und Berlin. In seinem

Büro las er den Einlauf, zu Trebitsch ging er. Der war ein Beispiel zielsicherer Ruhe. Trebitsch benahm sich, als stünde er abseits. So mußten die Menschen sein, die den 2. November schmiedeten, so harmlos und sanft. Der Vollbart gab ihm das Aussehen des ungefährlich Würdevollen, des Menschen der Idee, des ahnungslosen Gelehrten. Nur ein achtloses Wort verriet ihn. Er sah jede Veränderung, wie Theodor, wenn er vor der Front seiner Kompanie stand. Er sprach von der »anderen Methode«, die Arbeiter zu behandeln. Vielleicht ging es in Zukunft um die Eroberung des linken Radikalismus. Die Parole war: Vorsicht; Näherkommen, nicht Herausforderung.

Geborgen vor gefährlicher Entdeckung, lag in Theodor der alte, undeutlich und behutsam geformte Wunsch, eine Brücke zu den anderen zu schlagen. Verrauscht waren die klingenden Worte des Eides, ihre Fruchtbarkeit verblaßt, ihre Drohung unwirklich. Was geschah einem Mächtigen? Unterwegs noch drohte Gefahr – ehe er bei den anderen war. Drohte sie nicht auch hier? Die anderen waren leichter zu fassen. Ehrlichkeit vermutete er bei ihnen. Hier war Selbstsucht und Sorge um Gehalt, Stellung, Weib und Kind. Dort lebten die Goldscheiders, die Gekreuzigten, die Güte predigten und Neues Testament.

Nun ist die Gefahr gering. Immer bleibt eine Tür offen; heute kann Theodor selbständige Versuche machen. Wem schuldet er Rechenschaft? Wer verdächtigt ihn? Er kann alles verantworten. Daß er Unternehmungen geheimhält, deren Erfolg im Geheimnis begründet ist, muß selbstverständlich erscheinen. Er kann es wagen.

Was war Sozialismus? Ein Wort. Man muß nicht daran glauben. Woran glaubte er heute? Drüben war er wertvoll. Die anderen breiteten die Arme aus. Er kannte die Kulissen.

In den wachen Nächten formte sich sein Plan, nahm Leben an und drängte zur Erfüllung. Theodor hatte keine Zeit mehr. Die ersten Schritte mußte er bedächtig tun.

War er ein Verräter? Er ist es nicht. Er will wirklich nur die anderen aushorchen, seine Spione beaufsichtigen. Er durfte nicht lange nachdenken. Überlegung schwächt Entschlüsse. Es war keine Zeit.

Flammender wurden täglich die Titel über den Zeitungsberichten. Schon streikten die Metallarbeiter in Sachsen. Man sprach von Zügen, die irgendwo aufgehalten worden.

Doppelte Bereitschaft war in der Kaserne befohlen.

XV

Unter den unzuverlässigen und verdächtigen Spitzeln, die Theodor abgeschafft hatte, befand sich Benjamin Lenz. Er lieferte doppelte Berichte: an Trebitsch und an Theodor. Von beiden erhielt er Geld. Seine Adresse kannte Theodor.
Benjamin Lenz, ein Jude aus Lodz, war im Krieg von einer Kundschafter- und Nachrichtenstelle als Spion verwendet worden. Sein Angesicht verriet ihn: Seine starken Backenknochen warfen Schatten gegen die Augenhöhlen, der untere Stirnrand mit den Brauen sprang vor, und so lagen die kleinen schwarzen Augen wie in Talkesseln, ringsum geschützt, und die Richtung der Blicke war schwer zu erkennen, denn sie kamen aus entfernter Tiefe. Kurz und breit war das Kinn und die Nase flach. Aber dieser Schädel, der zu einem gedrungenen Rumpf gepaßt hätte, saß auf dünnem Hals, zwischen abschüssigen, schlanken Schultern. Benjamin Lenz hatte schmale Knöchel, dünne Handgelenke, lange, nervöse Finger.
Mit der heimkehrenden Armee war er nach Deutschland gekommen, durch viele Städte gewandert. Er hatte Empfehlungen von der Armee. Polizisten, mit Bosheit gegen solche aus dem Osten geladen, zwinkerten mit verständnisvollem Auge Benjamin zu. Ihre Gunst genoß er und kassierte unbehelligt im wandernden Panoptikum, drehte den Leierkasten des Karussells, fälschte Berichte für auswärtige Missionen, stahl in Amtsstuben Papiere und Stempel, spionierte in Oberschlesien, ließ sich mit Untersuchungshäftlingen einsperren und horchte sie aus und wartete auf »seinen Tag«.
Seine Idee hieß: Benjamin Lenz. Er haßte Europa, Christentum, Juden, Monarchen, Republiken, Philosophie, Parteien, Ideale, Nationen. Er diente den Gewalten, um ihre Schwäche, ihre Bosheit, ihre Tücke, ihre Verwundbarkeit zu studieren. Er betrog sie mehr, als er ihnen nützte. Er haßte die europäische Dummheit. Seine Klugheit haßte. Er war klüger als Politiker, Journalisten und alles, was Gewalt hatte und Mittel zur Macht. Er probte seine Kraft an ihnen. Er verriet die Organisationen an die politischen Gegner; den französischen Gesandtschaften verriet er Gelogenes, Wahres durcheinander; er freute sich an dem gläubigen Gesicht des Betrogenen, der aus den falschen Tatsachen Kraft zu neuer Grausamkeit schöpfte; über das dumme Erstaunen eingebildeter Diplomaten, kindischer, zahnloser Geheimräte, bestiali-

scher Hakenkreuzler; freute sich, daß sie ihn nicht erkannten. Er irrte sich selten. Er hatte nicht gewußt, daß Klitsche tot war und ein anderer an seiner Stelle saß. So brachte ihn ein lange erfolgreich geübtes Manöver mit den Duplikaten, die Theodor entdeckte, in Verdacht. Er verschmerzte den Fall. Er arbeitete mit falschem Material für Trebitsch. Und sogar diesen übertraf er. Er spielte den dummen, kleinen Spitzel. Aufträge ließ er sich einigemal erläutern. Verwickelte Geschäfte lehnte er ab. Er gab die Rolle eines Menschen, dessen Verstand gerade noch zur Erkenntnis seiner eigenen Beschränktheit ausreicht.
Und er wartete.
An »seinem Tag« mußte in ganz Europa der schlummernde Wahnsinn zum Ausbruch gekommen sein. Also vergrößerte er Verwirrung, steigerte Freude am Blut, Lust am Töten, verriet einen an den anderen, beide dem dritten und diesen auch. Er verdiente Geld. Aber er lebte in einem kleinen Zimmer eines schmutzigen Hotels. In geheimnisvollen Kellerlokalen aß er, mit Bettlern und Glühlampendieben. Er sparte für seinen Bruder, seine zwei Schwestern, seinen alten Vater. Der Vater war ein alter Feldscher in Lodz mit einer kleinen jüdischen Barbierstube. Die Schwestern Benjamins mußten eine Mitgift haben. Dem Bruder, der Chemie studierte, gab er den größten Teil seines Verdienstes. Dieser Bruder sollte einmal eine eigene Fabrik gründen können. Niemals kam Benjamin mit ihm zusammen. Niemals schrieb er nach Lodz an seinen Vater. Er hatte keine Zeit, Benjamin Lenz; er arbeitete für seinen Tag.
Theodor hatte ihn nicht nur wegen der Duplikate abgeschafft. Seine Klugheit roch er. Er fühlte das Judentum Benjamins; wie ein Jagdhund überall Wild wittert, so witterte Theodor Juden, wo er einer Überlegenheit begegnete.
Lenz kam eine halbe Stunde später, er ließ Theodor warten, er ließ jeden warten, der ihn brauchte. Aber Theodors Wunsch zu erfüllen weigerte er sich. Er weigerte sich immer. Theodor Lohse zu den anderen führen? Den Genossen Trattner? Sie kannten ihn, kannten das Porträt Theodors. Klaften hatte ihn noch einigemal gezeichnet: naturgetreu.
Jene Affäre Klaften hatte Theodor begraben. Er fragte, wie sie ausgefallen sei. »Überhaupt nicht«, sagte Lenz. Thimme, der junge Attentäter, war ein Polizeispitzel gewesen. Goldscheider lag im Krankenhaus. Klaften war ein bekannter Maler. Das Porträt Theodors hatte in der

Ausstellung einen Preis bekommen. Nach einer Viertelstunde weigerte sich Benjamin Lenz nicht mehr. Las er in den Menschen? Alles könnte man ja vergessen, sagte Lenz, wenn Theodor als Freund käme. Oder scheinbar als Freund.
Sie gingen.

XVI

Sie saßen, drei Männer, im Café auf dem Potsdamer Platz. Zwischen ihnen flogen gleichgültige Worte. Mißtrauen würgte in ihren Hälsen, Angst lähmte ihre Zungen. An einem Nebentisch saß Benjamin Lenz. Theodor bereute. Es war zu spät. Er hatte nicht geahnt, wie schwer es ihm kommen würde. Niemand half ihm. Er sollte anfangen. Es war, als weidete man sich an seiner Qual.
Und es ist genauso wie einmal – lang war es her – in der Schule, wenn er anderes sagen soll als auswendig Gelerntes. Es war Lärm im Café, an den Nebentischen summte das Gespräch der Gäste, Tassen klirrten, und dennoch schlug ihm eine Stille entgegen, als beherrschte das Warten alle Menschen. Erst als sie durch die Straßen gingen, gewann er sich wieder. Er ging zwischen zwei kleinen, schwarzen Männern, die sich jedes Wort einprägten.
Er verstellte sich nicht. Wozu brauchte er Verstellung? Er konnte immer ableugnen; aufrichtiges Geständnis für erheucheltes ausgeben. Seine wahren Gründe klangen überzeugend.
Er erzählte von seiner Unzufriedenheit; schilderte das Mißtrauen, das ihn umgab; gestand, daß ihn Ehrgeiz trieb.
Er lüftete später, in einem Büro, Zipfel von Geheimnissen.
Es war spät, als er schied, er fuhr nach Potsdam, las ein Abendblatt. Als er aufblickte, sah er Benjamin Lenz. Er saß Theodor gegenüber.
Sie gingen durch den Potsdamer Abend, durch alte Gäßchen, die ganz unwahrscheinlich aussahen, und Benjamin führte, und Theodor wußte nicht, daß er geführt wurde. Vom 2. November sprach Benjamin Lenz, er glaubte nicht an Revolutionen. Er glaubte an ein kleines Blutbad, kaum der Sorgen wert, in Deutschland nicht selten und eigentlich jede Woche wahrscheinlich.
Vielleicht sprach er diesmal aufrichtig, Benjamin Lenz?
Es war ein wehmütiger Abend, mit violetten und gelb schimmernden

Wolken, mit einem zahmen, behutsamen Abendwind, und Theodor ging durch raschelndes Laub die Straße, die zum Bahnhof führte, entlang und fühlte eine Rührung wie damals in den Feldern des Herrn von Köckwitz.

Und eine Wärme kam von Benjamin Lenz, so daß Theodor zu sprechen anfing und seine Worte nicht mehr wägte und über Trebitsch klagte und über die Undankbarkeit überhaupt. Was machte ein Mann von den Fähigkeiten Lohses bei der Reichswehr?

Was machte so ein Mann bei der Reichswehr? Es kam, ein erquickendes Echo, von Benjamin Lenz zurück. Wer hatte ihn beiseite geschoben? Es kam darauf an, es zu erfahren. Man mußte seinen Gegner kennen.

Oh, wie wußte Lenz Bescheid! Man sollte sich mit Benjamin Lenz gut verhalten.

Wieviel wußte er von Theodor allein? Alles. Ahnte er auch die Angelegenheit Klitsche? Er kannte sie. Er sagte:

»Sie können nicht umsonst Blut vergossen haben, Herr Leutnant Lohse. Andere können über Leichen gehen, der Idee wegen oder weil sie Mörder sind von Geburt. Sie aber, Herr Lohse, glauben längst nicht mehr an die Idee und sind kein geborener Mörder. Sie sind auch kein Politiker. Sie wurden von Ihrem Beruf überfallen. Sie haben ihn sich nicht gewählt. Sie waren unzufrieden mit Ihrem Leben, Ihren Einnahmen, Ihrer sozialen Stellung. Sie hätten versuchen sollen, im Rahmen Ihrer Persönlichkeit mehr zu erlangen, niemals aber ein Leben, das Ihrer Begabung, Ihrer Konstitution zuwiderläuft.«

Nein, Theodor konnte es nicht, durfte es nicht. Klein und unbeachtet hätte er ohne Umwege auch bleiben können; wäre Hauslehrer bei Efrussi und zufrieden.

An diesem wehmütigen Abend fiel ihm Frau Efrussi ein. Die sanfte Berührung ihres Oberarmes im Auto, ihr Lächeln.

Zu ihr und ihresgleichen führte der Weg, an dessen Ende die Macht lag. Wie aufrichtig sprach Benjamin, der Spitzel. Es gibt Abende, dachte Theodor, an denen die Menschen gut werden müssen, entzaubert werden.

Da fiel ihm auch schon Günther ein, Günther, der seine Braut geliebt hatte; dieses Angesicht sah er, das violett unter den Augen schimmernde, und den enthüllten Oberkiefer unter krampfhaft emporgezogenen Lippen.

Wie pfiffen Züge sehnsüchtig durch die Nacht, der Friede kam vom blauen Himmel.
An Theodors Seite geht Benjamin Lenz, und das ist vielleicht sein Freund.
Es ist dein Waffengefährte, Theodor. Seine Schlauheit ist nützlich. Zu zweit ist man erfolgreich. Und wer anderer könnte dein Bundesgenosse sein als Lenz? Benjamin Lenz versteht Theodor Lohse.
Sie gingen den langen Weg zurück; zwischen ihnen war die gute, beschwichtigende Schweigsamkeit der Freundschaft. Sie drückten einander zum Abschied die Hand. Der Druck ihrer Hände war ein wortloses Bündnis.

XVII

Seit jenem Abend kam Benjamin Lenz täglich ins Berliner Büro in der Potsdamer Kaserne. Wieviel Gewehre hatte Theodor an seinen Bismarck-Bund verteilt? Ob Marinellis Flucht schon vorbereitet war? Wie oft gingen die Kuriere von Leipzig nach München?
Alles wußte Benjamin; wußte mehr, als man ihm sagte. Dafür brachte er Theodor zu den anderen. Bekannte Gesichter aus München glaubte Theodor wiederzufinden: den Invaliden Klatko aus den oberschlesischen Abstimmungskämpfen, den Deserteur Conti aus Triest, den Vizefeldwebel Fritsche aus Breslau, den gewesenen Polizeiwachtmeister Glawacki, den Buchbinder Falbe aus Schleswig-Holstein.
Eine Woche lang ging er in die Versammlungen. Sah die verräucherten, schlecht beleuchteten Lokale, tiefe, wie aus Gräbern kommende, heisere, rasselnde, das tausendfache Rufen der Zuhörer, stand hart neben ihnen, roch ihren Schweiß und ihre Armut, sah in flackernde Pupillen, sah dürre Gesichter auf knochigen Hälsen, eckige Fäuste an dünnen, wie ausgesogenen Handgelenken; sah Schnurrbärte, willkürlich gekämmte über zahnlosen Mündern, zwischen geöffneten Lippen schwarze Zahnlücken, Bandagen, von Jodoform durchtränkte, über entblößten Armen. Sah Frauen mit spärlichem, straffgekämmtem wasserblondem Haar, die Armseligkeit der Trägerin, ihren gedörrten Hals, sah durchsichtige, dünne gelbliche Haut, in schlaffen Fetzen hängende. Sah Mütter mit großköpfigen Kindern an welkender Brust, sah Jünglinge mit verwegenen Locken über mutigen Stirnen, dennoch

schon von Arbeit und Krankheit gezeichnete, mit unnatürlich großen Augenhöhlen; sah junge Mädchen in derben Schuhen, mit bleichen Gesichtern, männersuchenden Augen, gefärbten Lippen, hörte ihre hemmungslos kreischenden Stimmen. Er sah sie trinken, roch den Schnaps, verstand den Dialekt nicht, lächelte ein leeres Lächeln, wenn jemand an ihn stieß. Fremd waren ihm die Menschen, fremde Gesichter trugen sie, nicht von seiner Welt waren sie, nicht von dieser Welt. Er bedauerte sie nicht, er sah, daß sie leiden mußten, aber welcher Art ihr Leid war, konnte er sich nicht vorstellen. Den einzelnen hätte er vielleicht verstanden, in der Menge aber gab es keine Kontur, keinen bleibenden Punkt. Alles schwankte und schwamm. Wie sie liebten, wußte er nicht, und nicht, wie sie weinten. Er sah, wie sie aßen, Brot, das in den Rocktaschen lag, rissen sie mit Daumen und Zeigefinger heraus, zerpflückten es gleichsam und stopften es mit vorgehaltener Hand in den lechzenden Mund. Aber wie waren ihre Zungen beschaffen, ihre Gaumen? Wie schmeckten sie? Manchmal, wenn sie jubelten, war es eine Drohung, und nicht anders klang ein Zuruf der Erbitterung.
Er liebte sie nicht. Er fürchtete sich vor ihnen, Theodor Lohse. Seine eigene Furcht haßte er. »Herr Leutnant Lohse«, sagte Benjamin Lenz, »das ist das deutsche Volk, für das Sie zu arbeiten glauben. Die Offiziere in den Kasinos sind nicht das Volk.« Und Benjamin Lenz freute sich. So war es in Europa, wo man nicht sprach, was man tat, und umgekehrt. Wo einer Offiziere und Studenten für das Volk hielt. Europa, in dem es Nationen gibt, die keine Völker sind.
Und dann begab sich Benjamin Lenz zu Trebitsch und erzählte von Theodor Lohses Entwicklung und Verrat. Er hatte selbst längst schon verraten, was er durch Theodor erfahren, der Benjamin Lenz. Und Trebitsch warnte er: Noch einige Tage und Lohse verrät Waffenlager, Marinellis Befreiung, Beziehungen der Reichswehr; Gewehre des Bismarck-Bundes.
Benjamin Lenz war sehr froh. An diesem Abend legte er Geldscheine in einen Umschlag und schickte sie seinem Bruder.

XVIII

Wie liebte er diese Zeit, Benjamin Lenz, diese Menschen. Wie wuchs er unter ihnen, gedieh, sammelte Macht, sammelte Geheimnisse, sammelte Geld, sammelte Freuden, sammelte Haß. Sein lauerndes Auge trank das Blut Europas, sein halbhöriges Ohr den Klang der Waffen, den scharfen Knall der Schüsse, das Heulen der Gewalt, das letzte Gestöhn der Sterbenden und die rauschende Schweigsamkeit der Toten.
Rings um Benjamin verkümmerten die Wachsenden und wurden nicht reif; haßten die Gereiften einander; verdorrten die Guten und die Güte; vertrockneten die Säuglinge; Greise wurden in den Straßen zertreten; Frauen verkauften ihre kranken Leiber; Bettler protzten mit ihrem Gebrest, Reiche mit ihren Banknoten; geschminkte Jünglinge verdienten auf der Straße; Arbeiter schlichen mit krankem Schattenschritt zur Arbeit wie längst Gestorbene, die den Fluch ihres irdischen Tagewerkes weiterschleppen müssen, andere betranken sich, heulten wahnsinnigen Jubel in den Straßen, letzte Jauchzer vor dem Untergang; Diebe legten ihre schleichende Sorgfalt ab und paradierten mit der Beute; Räuber hatten ihre Winkel verlassen und verrichteten ihr Werk im Sonnenschein; brach einer nieder auf hartem Pflaster, raubte ihm der andere den Rock im Weitergehen; Krankheit wälzte sich durch die Häuser der Armen, über staubige Höfe, lag in den lichtarmen Stuben, drang durch die Haut; Geld rann durch die Finger der Satten, ihrer war die Macht; Furcht vor den Hungrigen nährte ihre Grausamkeit; Fruchtbarkeit ihrer Güter blähte ihren Stolz; sie tranken Champagner in lichterfüllten Palästen; sie ratterten in Automobilen vom Geschäft zur Freude, von der Freude zum Geschäft; Fußgänger starben unter den Rädern; rasende Chauffeure flitzten weiter; die Totengräber streikten; die Metallarbeiter streikten; vor den Nahrungsmitteln hinter glänzenden Spiegelscheiben reckten sich ausgedörrte Hälse, flackerten Augen, aus den Höhlen getretene; kraftlose Fäuste ballten sich in zerrissenen Taschen.
In den Parlamenten redeten oberflächliche Menschen. Minister gaben sich ihren Beamten preis und waren ihre Gefangene. Staatsanwälte exerzierten in Sturmtrupps. Richter sprengten Versammlungen. Nationale Wanderredner hausierten mit tönenden Phrasen. Listige Juden zahlten Geld. Arme Juden erlitten Prügel. Geistliche predigten Mord. Priester schwangen Knüppel. Katholiken waren verdächtig. Parteien verloren Anhänger. Fremde Sprachen waren verhaßt.

Fremde Menschen wurden bespien. Treue Hunde wurden geschlachtet. Droschkengäule gegessen. Beamte saßen hinter Schaltern, hinter Gittern, unerreichbar, geschützt vor der Wut, lächelten und befahlen. Lehrer prügelten aus Hunger und Wut. Zeitungen erlogen Greuel der Feinde. Offiziere wetzten Säbel. Gymnasiasten schossen. Studenten schossen. Polizisten schossen. Die kleinen Knaben schossen. Es war eine schießende Nation.
Und Benjamin lebte unter verzerrten Gesichtern, verrenkten Gliedmaßen, gekrümmten Rücken, geprügelten Rücken, geballten Fäusten, rauchenden Pistolen, geschändeten Müttern, aussätzigen Bettlern, betrunkenen Patrioten, schäumenden Bierkrügen, klirrenden Sporen, zerschossenen Arbeitern, verbluteten Leichen, offenen Gräbern, verschütteten Mordgruben, erbrochenen Kassen, eisernen Knüppeln, scheppernden Schwertern, klingenden Orden, paradierenden Generalen, blitzenden Helmen.
Oh, wie liebte sie Benjamin Lenz! Wie durfte er sie hassen und ihren Haß nähren und großzüchten! Er sah den grausamen Lebendigen und roch den Moder voraus. Benjamin wartet, sie werden ihm anheimfallen. Sie werden einander zerfleischen, er wird es erleben. Wie liebte Benjamin Theodor, den gehaßten Europäer, Theodor: den feigen und grausamen, plumpen und tückischen, ehrgeizigen und unzulänglichen, geldgierigen und leichtsinnigen, den Klassenmenschen, den gottlosen, hochmütigen und sklavischen, getretenen, strebenden Theodor Lohse! Es war der europäische junge Mann: national und selbstsüchtig, ohne Glauben, ohne Treue, blutdürstig und beschränkt. Es war das junge Europa.

XIX

Am 20. Oktober, um 11 Uhr nachts, wurde Marinelli befreit. Er floh in bereitgehaltenem Auto nach Berlin, er fuhr nach Potsdam, der Chauffeur hatte Befehl, ihn zu Theodor Lohse in die Kaserne zu bringen. Theodor erwartete ihn. Marinelli wurde am Morgen in Uniform gesteckt, er verblieb in der Kaserne. Am 21. Oktober kam Benjamin Lenz und begrüßte Marinelli; dann nahm er Theodor mit zum Russen Rastschuk, der ein Bankbeamter war.
Theodor sprach gern mit Rastschuk. Likör tranken sie. Rastschuk war

so groß, so stark, daß er die kleine, dunkle Likörstube erfüllte. Er sprach sehr leise, und man hörte ihn dennoch. Wenn er sein Auge auf den Kellner warf, kehrte der um, als wäre er gerufen worden. Ganz großartig war Rastschuk.

Benjamin Lenz erzählte ihm von Marinellis Befreiung und Flucht und Aufenthalt in der Kaserne. Es war Theodor sehr peinlich, und es wurde ihm heiß, weil Benjamin seine Erzählung immer unterbrach und Theodor zum Zeugen für die Richtigkeit seiner Worte anrief. »Nicht, Herr Lohse?« fragte Benjamin, und Theodor schwieg.

Was wußte er überhaupt von Rastschuk? Daß er ein Weißgardist gewesen und für den Sturz der Bolschewiki arbeitete. So sagte Lenz. So sagte Rastschuk selbst. Aber Theodor glaubt es nicht. Gleichgültig war alles, zu spät kamen die Bedenken. Theodor ging mit Benjamin Lenz. Das ist sein Bundesgenosse.

Benjamin hat einen Plan entworfen. Theodor Lohse erfährt von den anderen die Vorbereitungen für den 2. November. Dann berichtet er der Organisation. Aber er stellt Bedingungen: Was erhält Theodor Lohse für seinen wertvollen Bericht? Er muß nach dem gelungenen 2. November eine führende, weithin sichtbare Stellung einnehmen. Er ist heute eine Gefahr, Theodor Lohse. Zwei Wochen trennen ihn vom 2. November.

Um die anderen zutraulich zu machen, liefert er ihnen Geheimbefehle aus.

Es kommen Befehle an Theodor Lohse. Briefe von Münchner Freunden, in denen gleichgültige Sätze stehen: Alfred holt am 2. Paul ab. Aber dieser Satz bedeutet: Die Berliner Polizei holt die Reichswehr zu Hilfe. Oder: Unser alter Freund hat sich mit Viktoria verlobt. Und das heißt: Der Reichswehrminister ist mit den Organisationen einverstanden. Und: Martin fährt für eine Woche zu den Kindern. Also fuhr Marinelli zum Bismarck-Bund, mit Grüßen von Theodor und dem Befehl, die jungen Leute für den 2. November in der Universität bereitzuhalten. Diese Briefe bekam Lenz. Er trug sie zu Rastschuk.

Dafür erfährt Theodor, daß sächsische Ordnerwehren nach Berlin kommen. Daß in Potsdam nichts geplant werde. Daß den kommunistischen Arbeitern in Berlin hundertzweiundfünfzig Polizisten ergeben sind.

Das berichtet Theodor nach München an seinen Freund Seyfarth. Er schreibt:

»Ich könnte Dir viele Neuigkeiten erzählen, wenn wir uns sähen. Ich habe keine Geduld zu schreiben. Ich bin beschäftigt.«
Also fährt Student Kamm nach Berlin.
»Ich schicke Dir den jungen Kamm«, schreibt Seyfarth. »Zeig ihm Berlin, er ist zum erstenmal dort.«
Theodor, Kamm und Benjamin Lenz gingen durch Berlin. Kamm hatte Geld, und sie gaben es aus. Sie tranken im Tanzpalast und in der Kaiser-Wilhelm-Diele, und Theodor traf dort seine alten Freunde, und es gab ein großes Fest.
Man sperrte die Cafés, die Dielen, die Tanzpaläste, sie ließen sich von flüsternden Männern an den Straßenecken in Spielklubs fahren, spät war es, in dem raucherfüllten Zimmer merkte man nichts, hörte man nur das klatschende Geräusch der Karten, das kurze Gelächter der Menschen, das Rascheln der Banknoten, das Klirren eines Tellers.
Theodor, Kamm und Benjamin saßen in Fauteuils, abseits vom Spieltisch. Jetzt hatte Kamm kein Geld mehr. Er besorgte sich Reisegeld bei Benjamin.
Er bekam nur so viel, daß er gerade noch die dritte Klasse des Schnellzugs benützen konnte.
»Man soll bescheiden sein!« sagte Lenz.
Dann besprachen sie Einzelheiten.
Lenz verlangte nach dem 2. November »großzügige Reklame« für Theodor Lohse. Alle nationalen Blätter sollten ihn nennen. Sie müßten ihm das Verdienst zuschanzen, die Stadt gerettet zu haben, das Vaterland. Andererseits hätte Theodor noch Mittel, sich sehr viel anderswo zu holen.
»Man kann sie ja vorher umbringen – beide!« sagte Kamm und putzte seine Nägel mit einem Stückchen Rehleder.
»Man sollte es versuchen!« spottete Lenz.
Er nahm den Aufmarschplan der sächsischen Ordner aus der Tasche.
Lenz und Theodor geleiteten Kamm zur Bahn.
Kamm stand am Fenster und winkte.
»Gruß an Seyfarth!«
»Vergessen Sie Paul nicht!« sagte Kamm.
Dann schied Lenz. Er zwängte sich durch die eilenden Scharen der Büromädchen. Er stieß an geschminkte Frauen, die verloren dastanden.
Es war, als hätte die Nacht sie vergessen.

Und Benjamin Lenz ging zu Rastschuk. Man änderte den Aufmarschplan in Eile. Lenz hatte Kamm das Original gegeben.
»Man muß ehrlich arbeiten!« sagte Benjamin Lenz.

XX

Einige Tage vor dem 2. November verschwand Dr. Trebitsch.
Sein Onkel Artur war aus New York angekommen. Er besaß ein Schiffskartenbüro. Er sagte »well« und schob die Unterlippe vor. Er trug sein Geld in der Hosentasche, viel Geld, deutsches Geld. Für Dollars hatte er ein Scheckbuch.
Er stammte aus Österreich und war vor einer Assentkommission geflüchtet. Das war dreißig Jahre her. Jetzt hatte Artur keine Haare mehr.
Er hatte Söhne und Töchter. Die Söhne hatten in der amerikanischen Armee gedient. Es waren tapfere Söhne, sie gaben dem Militär, was ihm der Vater durch die Flucht vor der Assentkommission entzogen hatte.
Er war Witwer, der Onkel Trebitschs. Zum erstenmal nach zwanzig Jahren kam er wieder nach Europa. Er hieß Trewith.
Er erschrak vor dem Bart seines Neffen. Er lachte viel und laut und schlief jede Nacht mit zwei Mädchen.
Er fragte den Dr. Trebitsch, ob er nicht nach Amerika wolle. Was sollte ein Mensch in Europa? Es stank und faulte. Es war ein Leichnam.
Dr. Trebitsch sagte: »Ja!« Der Onkel kabelte nach New York. Er ging zum amerikanischen Konsul. Er zog die Hand aus der Hosentasche und benahm sich auch sonst höflich.
Plötzlich liebte er seinen Neffen sehr. Artur Trewith weinte gerührt, weil dieser kleine Junge, den er selbst noch in der Wiege gesehen hatte, jetzt einen langen, rotblonden, wallenden Bart trug, wie ein Prediger. So etwas konnte sich ereignen!
Der Bruder Adolf war tot. Die Schwägerin war tot. Weit und breit fand man in Europa nur einen blutsverwandten Menschen, und der trug einen langen Bart! Es war rührend.
Der Onkel Trewith blieb und wartete auf seinen Neffen.
Dr. Trebitsch telegraphierte um Geld nach München. Dann ging er zu Major Pauli. Dann zählte er den Bestand seiner Kasse.

Jeden Tag liefen Schecks ein. Trebitsch telephonierte an alle, die für die Technische Nothilfe gezeichnet hatten.
Auch Efrussi schickte seinen Beitrag. Ein Großunternehmerverband gab einen Vorschuß aus Furcht vor dem 2. November.
Trebitsch vergaß niemanden.
Er ging in die Redaktion der »Deutschen Zeitung«. Sie hatte für ein verunglücktes Mitglied der Technischen Nothilfe gesammelt. Die Spenden holte Trebitsch ab.
Er vergaß niemanden.
Einen Tag vor seiner Abreise ließ er sich den Bart scheren.
Mit einem glatten Knabengesicht überraschte er seinen Onkel im Hotel. Der Onkel Trewith weinte vor Freude.
Dann schrieb Trebitsch einen einzigen Abschiedsbrief an Paula vom Amt für Landesverteidigung.
»Du wirst mich nie mehr sehn!« schrieb Trebitsch.
Und Paula lief zu Trebitsch: Die Post hatte ihr den Brief noch vor dem Büro gebracht. Die Wohnung war verschlossen.
Als sie hinunterging, begegnete ihr auf der Treppe ein junger Mann mit einem Kindergesicht, der sie nicht beachtete, obwohl sie einen zitronengelben, auffallenden Hut hatte. Das ärgerte Paula. Aber größer war ihr Kummer um den Dr. Trebitsch. So ging sie weiter, sah draußen ein Automobil, in dem ein alter Amerikaner saß und eine Zigarre rauchte.
Theodor kam zweimal, er fand Trebitschs Wohnung versperrt. Theodor kam einen Tag später mit Benjamin Lenz. Lenz brachte einen Haken, leicht ging die Tür auf, sie war nicht verschlossen.
Sie fanden die Schränke offen. Die Schubläden offen. Einen umgeworfenen Stuhl. Alte Kleider. Schmutzige Wäsche.
Sie telephonierten zu Major Pauli: Er wußte nichts. Nur, daß Trebitsch Geld genommen hatte.
Sie fragten beim Verlag der »Deutschen Zeitung« an. Man wußte nichts. Nur, daß Trebitsch Geld geholt hatte.
Da setzte sich Lenz auf das Sofa und dachte nach.
»Er ist geflohen, Lohse!« sagte Benjamin.
Um neun Uhr morgens fiel die Brücke im Hamburger Hafen. Dr. Trebitsch stand an Bord der »Deutschland«.
Sein Onkel Trewith lief noch einmal hinunter, erblickte ein Mädchen unter den Zuschauern, wie schön, daß sie gekommen war. Gestern hatte sie es ihm versprochen. Er küßte sie laut. Alle sahen zu.

Dann lief er zurück, die Glocke läutete.
Er lief, so daß seine glatten, starken Backen wackelten.
Er stand und winkte mit einem großen Taschentuch. Der Dr. Trebitsch winkte auch.

XXI

Viele kannte Benjamin: den Journalisten Pisk; den Filmagenten Brandler; den Statisten Neumann; den Schwarzkünstler Angelli; den Reiseschriftsteller Bertuch.
Der Journalist Pisk war ein wertvoller Mann. Er schrieb für jüdische Blätter. Bilder aus der Gesellschaft. Aus der alten und aus der neuen Gesellschaft. Wenn eine Prinzessin starb, schrieb er.
Aber über den Kapitän Ehrhardt schrieb er auch. Er schrieb den Werdegang Noskes. Er schrieb die Vergangenheit Ludendorffs. Er schrieb die Kadettengeschichten Hindenburgs. Er schrieb über Krupp. Er schrieb über Stinnes' Töchter und Söhne.
Er schrieb über Theodor Lohse, weshalb sollte man über Theodor Lohse nicht schreiben? »Er ist der Mann der Zukunft!« sagte Benjamin Lenz.
Pisk hatte ein abstehendes Ohr. Er trug seinen breitrandigen Hut schief, so daß die Krempe sein Ohr beschattete. Und er trug den Hut im Café auch, er wollte nicht durch sein Ohr auffallen. So konnte niemand sagen, er hätte einen Schönheitsfehler. Man sagte höchstens, er könne sich nicht benehmen. Aber das sagte man ohnehin.
Aber wenn er mit Theodor Lohse in der Likörstube saß, hatte er doch den Hut abgelegt. Das bedeutete eine Ergebenheit, die sich nicht scheut, Opfer zu bringen.
Und Benjamin schließt daraus, daß Pisk sehr viel über Theodor zu schreiben gesonnen ist.
Es stehen in der »Morgenzeitung« Aufsätze über »Männer der Revolution«. Und es wird in der »Morgenzeitung« erzählt, daß Theodor Lohse es gewesen ist, der in einer entscheidenden Nacht den Reichstag vor der Demolierung durch Spartakus gerettet hat.
Man spricht im Kasino über den Artikel im jüdischen Blatt. Es bitten die »jungen Leute« am unteren Tischrand, Theodor möge die Geschichte erzählen. Nein, Theodor Lohse erzählt nicht gern von sich selbst. Er sagt: »Nicht der Rede wert!«

Und obwohl sogar der Oberst ihn ansieht und gleichsam eine Pause im Essen eintritt und des Obersten Wangentaschen nicht mehr zittern und des Obersten Augen auf Theodor gerichtet sind, erzählt er nicht.
»Ein anderes Mal! Bei Gelegenheit«, sagt Theodor Lohse.
Gelegentlich hat Pisk seine Brieftasche vergessen. »Zahlen!« ruft Benjamin Lenz. Und wenn der Kellner beim Tisch steht, erwartend und leicht vorgeneigt, muß Theodor zahlen. Denn er ist in Uniform.
Manchmal sagt Pisk: »Nehmen wir ein Automobil!« Pisk gibt dem Chauffeur das Ziel an. Unterwegs steigt er aus, und Theodor Lohse fährt weiter.
Manchmal hat Pisk auch noch andere Bedürfnisse. Und Benjamin Lenz hat auch Bedürfnisse.
Nun hat Theodor auch die Vertretung Trebitschs übernommen. Er braucht nur dreimal in der Woche auszurücken.
Auch der Oberst weiß, daß Theodor in Berlin zu tun hat. In unregelmäßigen, aber häufigen Abständen flackert der Name Theodor Lohse in Berichten und Artikeln auf.
In jüdischen Zeitungen, die Revolution nicht lieben.
Pisk aber liebt Männer der Revolution. Er lebt von ihnen. Er trägt seit einigen Tagen ein Monokel und in der Brieftasche einen Ausweis vom Bund landwirtschaftlicher Eleven. Er ist so gegen Straßenkämpfe und Überfälle gerüstet.
Auch Benjamin Lenz trägt ein Monokel. Man sieht die Nähe des 2. Novembers.

XXII

Die Nacht vor dem 2. November verbrachte Theodor mit Kameraden in einem Nachtlokal. Man hielt verschieden gefärbte Mädchen auf den Knien. Es galt, vom Leben Abschied zu nehmen. Das sagten die Offiziere den Mädchen. Der Gedanke an einen frühen Tod machte alle Mädchen wehmütig. Die Musik spielte »Die Wacht am Rhein«. Ein Gast saß da. Zwei Offiziere zerrten ihn in die Höhe. Er war dick und schwer und betrunken. Sie hielten ihn an den Schultern. Dann ließen sie ihn fallen. Er fiel unter den Tisch und blieb sitzen. Er spielte mit dem Sektkübel.
Der Morgen brach grau an. Es regnete. Theodor wartete am Bahnhof

auf seine Kompanie. Sie sollte um acht Uhr in der Stadt gestellt sein. Es war ein Sonntag. Die Stadt sah schläfrig aus. Es regnete.
Um neun Uhr demonstrierten Arbeiter Unter den Linden. Die nationalen Jugendgruppen in Charlottenburg. Zwischen beiden waren Straßen, Häuser, Polizei. Dennoch wartete die Stadt auf einen Zusammenstoß.
Um neun Uhr regnete es immer noch. Die Arbeiter gingen mitten im grauen Regen. Grau waren sie wie er. Unendlich waren sie wie er. Aus grauen Quartieren kamen sie wie er aus grauen Wolken. Sie waren wie ein Herbstregen. Unaufhörlich, unerbittlich, leise. Wehmut verbreiteten sie. Sie kamen, die Bäcker mit den blutlosen Gesichtern, die wie aus Teig waren, ohne Muskel und Kraft; die Menschen von der Drehbank mit den harten Händen und den schiefen Schultern; die Glasbläser, die nicht älter werden sollten als dreißig Jahre: kostbarer, tödlicher, glitzernder Glasstaub stach in ihren Lungen. Es kamen die Bürstenbinder mit den tiefen Augenhöhlen, den Staub der Borsten und Haare in den Poren der Haut. Es kamen die jungen Arbeiterinnen, von der Arbeit gezeichnet, mit jungen Bewegungen, verbrauchten Gesichtern. Es gingen die Tischler. Sie rochen nach Holz und Hobelspänen. Und die riesenhaften Möbelpacker, groß und überwältigend wie eichene Schränke. Es kamen die schweren Arbeiter aus den Brauereien, sie stampften wie große Baumstämme, die gehen gelernt haben; die Graveure kamen, in den Falten ihrer Gesichter den kaum sichtbaren Metallstaub; die Zeitungssetzer, die übernächtigten, die zehn Jahre und länger nicht eine ganze Nacht geschlafen hatten; sie haben gerötete Augen und blasse Wangen und sind nicht vertraut mit dem Licht des Tages. Es kommen die Pflasterer, die Straße tretend, die sie selbst gebaut haben, dennoch fremd in ihr und betäubt von ihrem Glanz, ihrer Weite, ihrer Herrschaftlichkeit; es folgen Motorführer und Eisenbahner. Noch rollen in ihrem Bewußtsein schwarze Züge, wechseln Signale ihre Farben, schrillen Pfeifen, schlagen erzene Glocken.
Aber ihnen entgegen marschieren, Sonne auf jungen Gesichtern und Gesang im Herzen, Studenten mit bunten Mützen und goldgesäumten Fahnen, gut genährt und glattwangig, Knüppel in den Händen, Pistolen in den weit abstehenden Hosentaschen, ihre Väter sind Studienräte, ihre Brüder Richter und Offiziere, ihre Vettern Polizeikommissare, ihre Schwäger Fabrikanten, ihre Freunde Minister. Ihrer ist die Macht, sie dürfen schlagen, wer straft sie dafür?

Der Zug der Arbeiter singt die Internationale. Sie singen falsch, die Arbeiter, aus vertrockneten Kehlen. Sie singen falsch, aber mit rührender Kraft. Es singt eine Kraft, die weint, eine schluchzende Gewalt.
Anders singen die jungen Studenten. Aus gepflegten Kehlen tönende Gesänge, volle runde Klänge, siegreiche Lieder, blutige Lieder, satte Lieder, ohne Bruch, ohne Qual, kein Schluchzen ist in ihren Kehlen, nur Jubel, nur Jubel.
Ein Schuß knallt.
In diesem Augenblick sprengen Polizisten zu Pferd, blanke Säbel schwingend, aus den Querstraßen, Polizei zu Fuß sperrt hinter ihnen die Straßen, Pferde stürzen, Reiter schwanken, aufgerissen ist das Pflaster, gierige Finger wühlen darin, Steine hageln gegen die trennenden Wände der Polizei. Es wollen zwei Gewalten zueinander, die Masse der Mächtigen gegen die Masse der Machtlosen, zersprengt sind die Ketten der Polizei, es dringt der Hunger gegen die Sattheit vor, über das Rauschen der Menschen erhebt sich Gesang anderer, nachfolgender, noch singen jene, schon bluten diese, manchmal zerreißt ein Knall Geräusch und Gesang, dann ist es für den Bruchteil einer Sekunde still geworden, und man hört den herbstlichen Regen säuseln, und man hört sein Trommeln an Dächer und Fensterscheiben, und es ist, als fiele er in eine friedliche Welt, die sich anschickt, in Winterschlaf zu sinken.
Aber dann wehklagt wie ein verwundetes Tier eine Autohupe, verzweifelt klingen von fern her Straßenbahnen, Pfeifen schrillen, Trompeten weinen wie Kinder. Ein Hund heult auf, zertreten, mit menschlichem Ruf, menschlich geworden in der Stunde seines elenden Todes, Ketten und Türbalken rasseln, und noch ein Schuß knallt.
Aus der Universität kommt Marinelli mit fünfzig jungen Leuten, die Karabiner tragen, den Studenten als Verstärkung, Feuerwehr rückt an. Die Spritzen schießen kalte Wasserstrahlen. Sie fallen mit schmerzhafter, zischender Wut auf die Menschen. Für ein paar Augenblicke zerstreut sich die Menge. Dann rotten sich die Menschen wieder. Kleine Knäuel schwellen an. Gruppen schließen sich zusammen. Ein Schuß traf den Schlauch. Auf dem Pflaster liegen die Helme der Feuerwehr. Der Schlauch ist zerrissen.
Polizei rattert in Lastautomobilen. Das Pflaster dröhnt. Die Scheiben zittern. Schon sind sie heruntergezerrt, zertreten, blutend, zersprengt, entwaffnet. Arbeiter zerbrechen Karabiner über dem Knie. Frauen schwingen Säbel, Pistolen, Gewehre.

Aus den grauen Vierteln des Nordens strömen neue Scharen, Hausgeräte tragen sie, Schürhaken, Spaten, Axt und Schaufel. Hoch oben tackt ein Maschinengewehr. Einer hat den Schrei ausgestoßen. Schon sind tausend zur Flucht gewendet. Tausend Hände ziellos weisend erhoben. Von allen Dächern starren Läufe. Von allen Dächern tackt es. Hinter jedem Mauervorsprung hocken grüne Uniformen. An allen Fenstern glotzen schwarze Mündungen.

Jemand ruft: »Soldaten!«

Es hallt der Trott genagelter Stiefel auf dem Aspahlt. Besetzt sind die Häuser. Die Fenster Schießscharten. Pferde wiehern herrenlos in Hausfluren, Kommandorufe knallen. Rüstungen rasseln.

Theodor wartet am Alexanderplatz. Seine Kompanie wartet. Er drückt sich an ein geschlossenes Haustor. Seine Kompanie hockt auf dem Bürgersteig.

Ein berittener Polizist meldet ihm Sturm auf Rathaus und Polizei. Theodor marschiert ab.

Es wird ein harter Kampf sein. Er wird fallen. Er möchte weinen. An der Spitze marschiert er. Der gleichmäßige Schritt seiner Leute erfüllt sein Ohr. Jetzt wird er sterben. Noch fühlt er den lieblichen Druck eines weichen Frauenkörpers von gestern nacht.

Um Rathaus und Polizei kämpft eine Arbeiterwehr. Ihr Anführer ist ein Mann mit wehendem Haar, mit einem Knotenstock in der Faust. Jetzt reißt er einem Arbeiter das Gewehr aus der Hand und legt an. Theodor wirft sich zu Boden. In eine Kotlache fällt er. Schmutziges Wasser spritzt auf. Er schießt liegend, aufs Geratewohl. Seine Leute rennen vor. Er sieht nichts mehr, vor sich nur die Schwelle des Trottoirs, darüber die Fläche eines quadratischen Steines. Eine Detonation erschreckt ihn. Menschenknochen wirbeln durch die Luft. Ein Beinstumpf fällt blutend aus der Höhe. Ein Stiefel mit einem Fuß darin.

Es brennt. Man riecht den Brand. Sieht eine Rauchwolke, gegen den Regen kämpfend, aufsteigen. Theodor springt auf. Rennt. Es brennt im Judenviertel. Hausgeräte fliegen aus Fenstern schmutziger Häuser. Menschen fliegen mit. Eine Jüdin keucht unter der Last eines Soldaten. Sie liegt quer über dem Bürgersteig. Eine alte Dame hinkt über die Straße. Lächerlich ihre Hast. Allzu gering ihrer lahmen Füße Kraft. Sie hat das Gesicht einer Laufenden. Und ihre Bewegung ist schleppend. Kinder kriechen im Schlamm. Sie tragen gelbe Hemdchen, Blut sammelt sich an den Rändern. Fließt weiter mit dem Regenwasser. Mit

Pferdekot, Flaumfedern, Strohhalmen. Fließt den gierig trinkenden Kanalgittern zu.
Weißbärtige Männer eilen mit wehenden Rockschößen. Jemand umklammert Theodors Knie. Gnade winselt ein Mensch. Theodor schlenkert mit dem Fuß. Der Flehende fliegt in einen Blutbach. Rot spritzt auf. Flammen züngeln aus Fenstern. Rauch bricht aus berstenden Dächern. Männer mit Eisenstangen rufen:
»Schlagt die Juden!«
Alle schlagen, alle werden geschlagen. Theodor zwischen allen steht. Er sieht im Schlamm einen Kopf. Ein sterbendes Angesicht. Das Angesicht Günthers. Theodor starrte darauf. Erhielt plötzlich einen schweren Schlag auf den Kopf. Blut rann über seine Schläfe. Rote Räder kreisten. Er taumelte. Er sah den Anführer. Sein wehendes Haar. Den fliegenden Stock. Theodor riß die Pistole heraus. Der Mann sprang seitwärts. Er schwang seinen Stock. Theodor sah sein weißes Angesicht. Noch hat er den Hahn nicht abgedrückt. Schon fliegt ihm die Waffe aus der schmerzhaft getroffenen Hand. Nahe an ihn tritt der Mann. Er sieht das Weiße der feindlichen Augen. Der Mann schreit: »Du hast Günther getötet!«
Theodor flieht. Hinter sich hört er den heißen Atem seines Verfolgers. Auf den Schultern lastet der Hauch des feindlichen Mundes. Hinter sich hört er des Feindes eiligen Schritt. Auf lautlosen Sohlen läuft Theodor. Er läuft durch stille, ausgebrannte, gestorbene Straßen. Er läuft durch eine fremde Welt. Er läuft durch einen langen Traum. Er hört Schüsse, Trommeln, Wehgeschrei. Alle Geräusche sind in die Schicht eines weichen, dämpfenden Stoffes gebettet. Da kommt eine Biegung! Ist drüben die Rettung? Verdoppelt die Hast! Verstärkt den Galopp, beflügelt den Fuß! Jetzt sieht er zurück. Kein Verfolger ist hinter ihm. Er fällt auf eine Schwelle. Vor ihm liegt ein verlorenes Gewehr. Er hebt es auf. Er rennt weiter. Die Toten leben! Er haßt die Toten. Er gerät zwischen Soldaten. Jetzt erkennt er seine Leute. Fröhlicher Zuruf begrüßt ihn. Den Gewehrkolben stößt er gegen Leichen. Er schmettert die Waffe gegen tote Schädel. Sie bersten. Verwundete tritt er mit den Absätzen. Er tritt die Gesichter, die Bäuche, die schlaff hängenden Hände. Er nimmt Rache an den Toten, sie wollen nicht sterben.
Es wurde Abend. Feuchte Finsternis hockte in den Straßen. Es ist ein Sieg der Ordnung.

XXIII

Es war ein Sieg der Ordnung. Man stürzte zwei Minister. Sie wußten zu viel von den geheimen Organisationen. Man ernannte zwei neue. Sie wußten mehr. Aber es waren Freunde. Sie gehörten der Demokratischen Partei an. So schienen sie demokratisch. Aber sie waren Ehrenmitglieder des Bismarck-Bundes. Und sie standen in Verbindung mit München. Und sie hatten Angst vor den Arbeitern.

»Vereiteln« war der technische Ausdruck für folgende Vorgänge: Spitzel drangen in Sekretariate und Parteibüros, die jeder kannte, und der Polizeibericht meldete eine »Aushebung geheimer Nester«. Spitzel stürzten sich auf einen Versammlungsredner, der harmlos war und ohne Bedeutung, und die Zeitungen schrieben, ein längst gesuchter bolschewikischer Spion sei endlich ergriffen worden. Seinen Namen kannte man, aber die Zeitungen teilten mit, den eigentlichen Namen des Verhafteten werde man schwerlich erfahren. Spitzel arrangierten Razzien in Arbeitervierteln, auf breite, schütternde Lastautos lud man zwei- und dreihundert. Die fremde Staatsbürger waren, das heißt aus den abgetrennten Gebieten Deutschlands stammten, wurden auf dem Flugzeugplatz einquartiert, in Baracken, von Gendarmen bewacht und in Transporte eingeteilt, die nach den Grenzen gingen. In den Baracken lebten Tausende aus dem ganzen Reiche mit Kindern, Frauen, Großmüttern. Schmutz brachte Krankheiten. Krankheiten verursachten ein großes Sterben. Täglich starben einige, ehe der Transport zusammengestellt war. Durch jüdische Viertel schlichen Konfidenten, betrunkene Menschen, die von jedem Emigranten Geld forderten. Sie bekamen es. Zahlte der Jude nicht, so wurde er als bolschewikischer Spitzel in das Gefängnis geschleift zur polizeilichen Voruntersuchung. Sie dauerte ein paar Monate. Dann wurde der Jude, dessen Schiffskarte, dessen amerikanisches Visum verfallen war, wieder an die Grenze gebracht. Die Nationale Bürgerliga durfte Waffen tragen. Ihre Mitglieder schossen. Deutsche Prinzen legten Uniform an und fuhren durch die Städte. Alte Generale schepperten mit Orden und Sporen. Streikende Arbeiter, die vor den Betrieben standen, wurden von der Nationalen Bürgerliga gestochen, erschossen, geknüppelt. Die Zeitungen meldeten, daß die Arbeiter Passanten bedroht hatten und nur mit Waffengewalt auseinandergetrieben werden konnten. Wanderprediger zogen durch die Straßen. Sie sprachen von der nationalen Erhebung.

Alle Bürger in den Geschäften, in den Kaufhäusern, in Fabriken, in Ämtern sprachen von der nationalen Erhebung. Sozialistische Zeitungen erwarteten jeden Tag neue Überfälle. Die Polizei kam zu spät und nahm Tatbestände auf.
Es war ein Sieg der Ordnung.
Es erwies sich, wie nützlich Benjamin Lenz sein konnte. Der Journalist Pisk brachte einen Bericht über Theodor Lohse. Andere Journalisten baten um Interviews. Man zählte alle vergangenen Taten Theodor Lohses auf. Man erdichtete neue. Theodor Lohse lebte, überschüttet von Ruhm, von Journalisten bedrängt. Reiche jüdische Häuser luden ihn ein. Einmal kam er sogar zu Efrussi. Wie lang war das her! Wieviel hatte er erreicht! Jetzt stand er im Hause Efrussis, mit Politikern, Bankiers, Schriftstellern, ein Gast wie sie. Jetzt hätte er, ein Ebenbürtiger, mehr, ein Held in Uniform, ein Berühmter, der Frau Efrussi entgegentreten können. Aber jetzt klang ihre Stimme aus einer weiten Ferne herüber. Jetzt lächelte sie nicht mehr, verschwunden war ihre Güte, keine Wärme kam von ihr, sie nickte Theodor zu, er konnte kaum die Spitzen ihrer kühlen Finger berühren, und es war etwas wie ein Hohn in ihrem Gesicht, als wollte sie sagen: Ei, sieh den Theodor Lohse!
Theodor konnte Frau Efrussi vergessen, wenn er mit Fräulein von Schlieffen sprach, die mit ihrer Tante in Potsdam wohnte und sehr gut tanzen konnte. Theodor war kein Tänzer, auch im Sattel nahm er sich nicht besonders gut aus. Fräulein von Schlieffen ritt aber jeden Morgen. Und obwohl ihr alle Offiziere der Garnison zur Verfügung standen, zog sie Theodor vor. Sie war sechsundzwanzig, eine Waise, aus berühmter Familie, aber ohne Geld. Der Vater hatte sein Leben als bescheidener Geheimrat, der Gesandtschaft in Sofia zugeteilt, beschließen müssen.
Die Tochter war im Stift erzogen. Die Tante hatte immer für sie gesorgt. Jetzt war Zeit, sich nach einem Mann umzusehen. Das wäre früher leicht gewesen. In der Republik wurde man eher alt, blieb man länger ledig. Wichtiger als Verbindungen war jetzt das Geld in dieser neuen Zeit. Was galt dieser Name? Nie hätte eine von Schlieffen einen Bürgerlichen geheiratet. Jetzt konnte man es. Noch war man blond, noch waren ein paar allzufrühe Fältchen an den Schläfen nicht deutlich geworden, noch konnte man seine weißen, gesunden Zähne zeigen. Aber die Beine wurden schon merklich dicker, und in mancher Nacht fand man keinen Schlaf, Herz und Körper sehnten sich nach dem

Mann. Es gab keinen so bescheidenen wie Theodor Lohse. Keinen, dem Ruhm, Erfolg und Ehrgeiz nicht Schüchternheit vor den Damen genommen hätten. Er war mehr als dreißig. Im besten Alter für die Ehe. Er hatte eine Zukunft. Eine Frau, die hoch hinauswollte, konnte seinen Ehrgeiz nützlich machen. Elsa von Schlieffen war in dem Alter, in dem man vernünftig denkt, und aus einer Familie, die zur Karriere verpflichtet.

»Warum heiraten Sie nicht?« fragte Benjamin Lenz. »Heiraten Sie«, drängte er.

Es war Zeit, Abschied von der Reichswehr zu nehmen. Wenn es nach denen in München gehen sollte, konnte man sein Leben lang bei der Reichswehr bleiben und Stabsoffizier werden. Trebitschs Stelle war schon besetzt. Man mußte sich umsehen. Was kam aus der Volkstümlichkeit des Tages? Ach! Es war ein kurzer Ruhm! Morgen ereignet sich Neues, und die Zeitungen sind undankbar. Man vergißt. Man macht vergessen.

Benjamin Lenz will an der Quelle sitzen, er braucht nicht beliebige Freunde, er braucht Männer in hohen Ämtern. Benjamin hat keinen Bedarf an kleinen Leutnants. Er will Berichte aus erster Hand; Einblick in einen wichtigen staatlichen Betrieb.

Theodor müßte heiraten. Dieser simple Theodor wird unter den Händen einer ehrgeizigen Dame höchste Ämter bekleiden. »Nützen Sie die Konjunktur aus!« sagte Benjamin.

Freilich konnte er nicht mehr Soldat sein. Wie war er gewachsen. Vor einem Jahr noch hätte er sein Leben als Offizier beschließen mögen.

Was war alles vor einem Jahr noch!

Armselige Zeit, Schinkensemmeln und Kaffee mit Haut bei Efrussi, Hülsenfrüchte einmal in der Woche und die »Weisen von Zion«. Anders, als in dem Buche stand, waren die Zionweisen. Sie strebten nicht die Macht in Europa an. Sie hatten Verstand. Sie hatten Geld. Am größten war die Macht des Geldes. Aber es ließ sich nicht erobern. Längst wuchs Theodors Kapital nicht mehr, Benjamin Lenz sagte: »Verkaufen Sie! Wer an der Börse nicht heimisch ist, den bestiehlt sie. Wie die Zigeuner machen sie es.«

Benjamin sah es gern, wenn Theodor kein überflüssiges Geld hatte. Benjamin leiht seinen Freunden willig und bar. Er ist ein nobler Mensch, Benjamin Lenz. Er ist glücklich, wenn er Theodor helfen kann.

München hätte gern Theodor bei der Reichswehr gelassen. Aber er war heute nicht mehr abhängig wie einst. Er meldete sich krank. Er war ein Neurastheniker. Neurasthenie ist nicht nachweisbar, sagte Benjamin Lenz.
Theodor schied aus der Reichswehr. Eine intime Feier veranstaltete das Kasino. Er meldete seinen Austritt in München und bat um neue Aufträge.
Es war ihm, als hätte er letzte Hindernisse aus dem Wege geräumt.

XXIV

Eine Woche später verlobte er sich mit Fräulein von Schlieffen. Geld für Geschenke, Blumen, eine Feier streckte Benjamin vor.
Unerschöpflich schienen Benjamins Gelder.
Fräulein von Schlieffen tanzte nicht mehr. Auch ritt sie nicht mehr. Sie verlor plötzlich alle sportlichen Leidenschaften.
Sie saß zu Hause und stickte Monogramme auf Hemden, Unterhosen, Taschentücher.
Jeden Abend kam Theodor nach Potsdam.
Der erste Schnee fiel. Feuer brannte im Kamin.
Einmal brachte Theodor seine Schwestern mit.
Sie saßen stumm und knicksten vor der Tante und gingen.
Sie waren betäubt von dem Klang des Namens: Schlieffen.
Theodors Mutter traute sich nicht einmal, nach der Braut zu fragen.
Längst war Theodor nicht mehr im Hause der geringschätzig Geduldete. Wie gut hatte es Gott gewollt, daß er Theodor am Leben gelassen hatte.
Wenn der selige Vater noch lebte! dachte die Mutter. Sie stickte auch Monogramme. Sie trieb mit einer roten Seide gereimte Sprüche in verschiedene Gegenstände.
Der große Hilper hatte jetzt das Ministerium für Inneres. Er kannte ja Theodor. Ob er ihn kannte.
Der Pressechef war jener kleine Redakteur des »Nationalen Beobachters«.
Allen gefiel Theodor. Er war ein gefälliger Mensch und bescheiden trotz allen Verdiensten. Auch besaß er Kenntnisse. Er schien mit der Presse gut zu leben. Und er hatte gesellschaftliche Beziehungen.

Keine Sünde war von ihm bekannt geworden. Niemals hatten ihn Gerichte gesucht. Er besaß ein tadelloses Vorleben. Er war sogar Jurist. Weshalb sollte Theodor nicht in ein Amt kommen?
Hilper beschloß, Theodor Lohse in ein Amt zu bringen. Er versprach es auch.
Jetzt ging Theodor durch die Ämter, Geheimräte schüttelten seine Hand, sie wußten noch nicht, wozu er ausersehen war; aber daß er ausersehen war, wußten sie.
Der Journalist Pisk brachte einmal seinen Freund Tannen mit. Der Name Tannen war ein Pseudonym. Aber Tannen selbst ein gesprächiger Mensch, ein lächelnder Mensch, er lächelte ein Berufslächeln wie Jongleure, wenn sie sich verneigen.
Kleine Notizen brachte Tannen in die Zeitungen. Er berichtete, daß beim Staatssekretariat für öffentliche Sicherheit eine neue Stelle geschaffen würde; eine Art Relaisposten zwischen dem Ministerium des Innern und dem Staatssekretariat und der Polizei.
Der Journalist Pisk ging zum Minister und erkundigte sich.
»Ich habe noch nichts davon gehört!« sagte Hilper. Denn Hilper war ein einfacher Mann, ein westfälischer Oberlehrer und kein Diplomat.
»Aber es wäre doch eine glänzende Idee«, sagte Pisk.
Und dann erzählte Pisk, daß der Professor Bruhns von der Sternwarte seinen sechzigsten Geburtstag feierte.
Der Minister war ein klassischer Philologe und verstand nichts von Astronomie.
»Hat er Verdienste?« fragte der Minister.
»Und ob! ... Er ist einer der besten Meteorologen«, sagte Pisk. »Er hat ein zweibändiges Werk über Saturn geschrieben.«
»So!« sagte der Minister. »Es ist gut, daß Sie mir das sagen. Soll ich schriftlich gratulieren? Oder einen Vertreter schicken?«
»Einen Vertreter, Exzellenz«, sagte Pisk.
Ihn ging der Professor gar nichts an, aber er mußte Brücken finden, Brücken zum Thema: Lohse.
»Wissen schon«, sagte Pisk – er vermied direkte Ansprachen –, »daß Lohse heiratet?«
»Ah! ...« sagte der Minister. »Wen?«
»Eine von Schlieffen! ...«
»Schlieffen?! Guter Name!«
»Große Karriere eigentlich!« sagte Pisk.

»Reich?«
»Sie soll reich sein!«
»Donnerwetter!« sagte der Minister, der ein armes Mädchen geheiratet hatte, als er noch Professor gewesen.
»Gescheiter Junge!« sagte Pisk.
»Und bescheiden!« fügte der Minister hinzu.
Und dann sprachen sie noch von Professor Bruhns.
Und Pisk schrieb:
»Die Nachricht von der neuen Stelle beim Staatssekretär für öffentliche Sicherheit wird von zuständiger Seite bestätigt. Als kommender Mann ist ein in den letzten Wochen oft genannter ehemaliger Offizier in Aussicht genommen.«
Im Jänner war die Hochzeit.

XXV

Zum erstenmal ging Benjamin Lenz zu einer Trauung. Er ging nicht, er glitt im Auto vor das Portal der Kirche, er trug zum erstenmal Zylinder und Frack, und später saß er an einem Tisch mit Offizieren und alten Damen und trank Wein, den er selbst gekauft hatte.
Es war eine großartige Hochzeit. Theodor trug Paradeuniform. Kameraden in Paradeuniformen glänzten, klingelten, rasselten. Aus den Potsdamer Fenstern sahen die Leute, vor der Kirche standen sie, trotz der Kälte.
Der Oberst hielt eine Rede, auch Major Lübbe sprach und erwähnte einmal den Grafen Zeppelin, nur aus Gewohnheit, ohne besondere Notwendigkeit. Elsa drängte Theodor zur Dankrede, aufstehen mußte er und sprechen, und es verwirrte ihn der schräg zu ihm aufsteigende Blick seiner Braut. Eine große Liebe für alle Anwesenden überflutete sein Herz, ein paarmal stand er auf, um Benjamin Lenz die Hand zu drücken, der ihm gegenübersaß.
Benjamin freute sich. Das war die europäische Hochzeit. An seiner Seite saß die Majorswitwe Strubbe und erzählte von Kattowitz, wo sie ihre schönsten Jahre verlebt hatte. Benjamin hörte nicht, Benjamins tiefer Blick verglomm irgendwo im Weiten, er dachte an Lodz, an die schmutzige Barbierstube seines Vaters und sah den einzigen, blindgewordenen Spiegel im Laden. Wie einfach und weise waren die Reden

alter Juden in Lodz, wie treffend ihr Witz, maßvoll ihr Gelächter, schmackhaft ihre Speisen, die Speisen der verachteten, geschlagenen, in Barbarei lebenden Juden, die keine Helme trugen und nicht glänzen und nicht scheppern konnten.

Das war die europäische Hochzeit, hier heiratete einer, der ohne Sinn getötet, ohne Geist gearbeitet hatte, und er wird Söhne zeugen, die wieder töten, Europäer, Mörder sein werden, blutrünstig und feige, kriegerisch und national, blutige Kirchenbesucher, Gläubige des europäischen Gottes, der Politik lenkte. Kinder wird Theodor zeugen, buntbebänderte Studenten. Schulen werden sie bevölkern und Kasernen. Und Benjamin sah den Stamm der Lohse. Es gab Arbeit. Sie werden einander morden.

Und Benjamin lauschte den Telegrammen, die Major Lübbe vorlas. Glückwünsche kamen von Pisk, von anderen Journalisten, vom Minister Hilper und von Geheimräten und auch von Efrussi. Dann machte Major Lübbe eine Pause, atmete hörbar und las ein Telegramm Ludendorffs vor.

Und jedesmal sprach einer Worte, papierne Worte, europäische Worte. Es war Benjamin, als hätte er selbst diese Hochzeit bestellt, ihm führten die Europäer ein lächerliches Stück ihres Lebens vor, damit er sich amüsiere.

Er amüsierte sich. Über den Pfarrer, der mit Ergebenheit, als ließe er Schreckliches über sich ergehen, jedesmal neuen Wein in sein Glas goß und immer schweigsamer wurde und aus schwimmenden Augen Blicke zu Gott schickte, flehende Blicke, demütige Blicke. Laut war der Oberst, er mußte eine schwache Blase haben, er rückte seinen Stuhl, verschwand immer und kam nach einigen Minuten wieder mit einem Witz, und die Offziere lachten dreimal scharf und kurz und sachlich. Wie schüchterne, kleine Tiere huschten die Augen der alten Frau Lohse, die rechts neben dem Obersten saß, und wenn er etwas sagte, lächelte sie, und wenn er zur alten Frau von Schlieffen sprach, war sie froh, daß sie den Obersten nicht anzusehen brauchte, und sie schaute Theodor an, Theodor und die Braut. Und die Frau von Schlieffen trug eine strenge Potsdamfrisur, ihre Haare waren straff nach oben gekämmt und ließen die gelben, dürren Ohren frei, die aussahen wie alte Blätter, und der Anblick ihres Haarknotens schmerzte den Betrachter.

Wie scherzte Theodor, er erzählte seiner Braut Anekdoten, denn er

mußte sprechen. Und wenn er Gleichgültiges sagte, lachte Elsa, denn sie mußte sich unterhalten. Er war stolz. Schön war seine Braut, aber er dachte manchmal an Frau Efrussi, und tief, in geheimsten Tiefen, wälzte er die Frage: ob sie schöner, besser sei als Elsa. Diese Jüdin ärgerte ihn. Alles ärgerte ihn. Obwohl er eigentlich froh sein sollte. Er nahm eine von Schlieffen zur Frau. Seinetwegen gab sie den Adel auf, vertauschte den alten, klingenden Namen mit einem schlichten, wenn auch oft und rühmlich genannten. Die ersten Monate waren gesichert, eine stille Wohnung war gemietet, die Aktien hatte Benjamin, der Treue, gegen Devisen umgetauscht. Jetzt, morgen ging er in sein Heim. Übermorgen, die nächsten Tage und Wochen blieb er dort. Die nächsten Tage und Wochen lagen vor ihm freudenreich, seine Nerven brauchten Erholung. »Du mußt dich erholen, Liebster«, sagte Elsa. Er mußte sich erholen.
Er packte im Vorzimmer Geschenke aus, die Nacht lag vor den Fenstern, rötlich brannte die Ampel im Schlafzimmer. Elsa umklammerte ihn, drückte ihn, er tastete nach ihr, er roch an ihrem Haar, er streichelte ihren Nacken.
Am nächsten Morgen erhielt er Blumen von Benjamin Lenz und ein großes Bild. Zur Erinnerung an vergangene Zeiten, schrieb Lenz.
Es war ein Porträt Theodors vom Maler Klaften. Elsa hängte es in Theodors Arbeitszimmer.

XXVI

Benjamin Lenz hat es mit Dollars bezahlt, er hat es nicht zu teuer bezahlt.
Theodor ertrug sein Porträt. Er fürchtete es nicht mehr.
Er trug einen modernen Anzug mit wattierten Schultern und einem einzigen Knopf am Rock. Er fühlte sich fremd in dieser Kleidung, er fand seine Taschen nicht, sie waren hoch angebracht und schief geschnitten.
Er trug seine breiten Füße in spitzen Schuhen aus dünnem Leder. Er fror und litt Schmerzen, aber er fand es hübsch.
Er hätte nach München fahren sollen. Er mußte doch mit Seyfarth sprechen. »Fahr nicht!« sagte Elsa. »Sie werden zu dir kommen.«
Er hatte Angst, daß sie nicht kommen würden. Aber er äußerte keine Furcht.

»Liebster«, sagte Elsa, »ich muß zu dir aufblicken.«
Und er ließ sie zu sich aufblicken.
Er verlor sich ein wenig. Er begann zu glauben, was sie sagte, woran sie glaubte.
Sie ging in die Kirche. »Ich bin es gewohnt!« sagte sie. Und er ging mit.
Denn er war eifersüchtig.
Sie wollte nicht in ein Abteil steigen, in dem Juden saßen. Er stieg mit ihr in ein anderes Abteil.
Sie mußten in der Stadtbahn zweiter Klasse fahren. Er kaufte keine Wochenkarten.
In Berlin wurde sie oft müde. Sie wollte im Auto fahren. Und er fuhr.
Sie sah das Porträt Theodors verliebt an. Und Theodor wußte, daß seine Angst damals übertrieben gewesen. Es war die Aufregung. Ja, das Porträt gefiel ihm. Klaften hatte es auch gemalt, als er noch Theodor für einen Genossen hielt, den Genossen Trattner.
»Wann hat er dich gemalt?« fragte Elsa. »Kennst du den Maler Klaften?« Und sie war stolz.
Theodor wartete auf eine Gelegenheit. Er wollte seiner Frau seinen Werdegang schildern.
Einmal erzählte er. Einen geeigneten Abend wählte er. Es blies der Wind durch den Kamin. Elsa stickte bunte Blumen in ein Kissen. Theodor begann von Trebitsch zu erzählen. Der war ein sehr gefährlicher Jude. Theodor hatte ihn zuerst erkannt. Man hörte nicht auf Theodors Warnungen. Leider. Den Prinzen verschwieg Theodor.
Aber den Maler Klaften beschrieb er. Den jungen kommunistischen Thimme. Er ließ den Polizeispitzel Thimme wachsen, älter und einen Führer werden. Und nicht um die Siegessäule hatte es sich gehandelt. Das ganze Zentrum Berlins hätte gesprengt werden sollen. Das Ekrasit lag in den Kanälen.
»Warst du in Lebensgefahr?« fragte Elsa.
»Nicht der Rede wert!« sagte Theodor.
»Erzähle von den Landarbeitern«, bat Elsa.
Theodor erzählte. Es waren keine Landarbeiter. Landstreicher waren es, bolschewistische Agitatoren, alle bis an die Zähne bewaffnet. Theodor hatte damals eigentlich Pommern von allen gefährlichen Elementen gesäubert.

»Ich muß zu dir aufblicken«, sagte Elsa.
Dann erzählte Theodor von Viktoria, dem Tierweib, dem gefährlichen, der Spionin, die sich in ihn verliebte und die ihm alles gestand.
Elsa dachte ein wenig nach und sagte:
»Das ist aber eigentlich nicht schön!«
»Mein liebes Kind«, sagte Theodor, »unsereins kennt nur die Idee!«
»Und die eigene Frau!« ergänzte Elsa.
»Und die eigene Frau!« wiederholte Theodor.
Und sie küßten sich.

XXVII

Jede Woche einmal ging Theodor zu Hilper. Seine Angelegenheit machte Fortschritte.
Elsa hatte sich ein Amt für Theodor ausgesucht. Es hieß: Chef des Sicherheitswesens.
So etwas gab es gar nicht. Dennoch ließ der Klang des Titels Theodor keine Ruhe. Immer dachte er: Chef des Sicherheitswesens.
Er wurde angestellt, beeidet, beglückwünscht. Er bezog sein Amt. Zehn Polizeiagenten warteten im Vorzimmer auf seine Befehle.
Es gab Konferenzen. Zwischen Polizei und Staatssekretär. Zwischen Staatssekretär und Minister. Zwischen allen. Theodor fuhr im Auto.
Die wartenden Polizisten machten sich an die Arbeit. Da sie noch nichts zu tun hatten, füllten sie Fragebogen aus. Sie schrieben die Listen der ausgewiesenen Kommunisten dreimal ab.
Immer, wenn Theodor das Vorzimmer betrat, saßen sie gebückt über raschelnden Papieren.
Dann bekamen sie Arbeit. Theodor fand sich zurecht. Er begann seine alte Tätigkeit. Er schickte Spione aus. Und weil die Polizei selbst Verhaftungen ausführte, ließ Theodor noch mehr verhaften.
Lenz gab ihm Winke. Dort wohnte die Führerin Rahel Lipschitz. Verhaften! Morgen sprach der Pazifist Stock. Verhaften! Die sozialistischen Studenten machten internationale Abende. Redner kamen aus England. Im Bahnhof verhaften!
Theodor verhaftete. Er verhörte selbst. Kleine Missetaten gediehen unter seiner Hand zu Staatsverbrechen. Er brauchte einen Pressechef.
Pisk wurde Pressechef. Pisk versendete Greueltaten an die Zeitungen.

Er säte zwischen allerlei außenpolitische Nachrichten kleine Gefahrmeldungen.
Die Presse widerhallte von den Gefahren, in denen sich das ganze Reich befand. Unterirdische Wühler waren an der Arbeit. Aber wachsam blieben die Behörden. Berichte über Verhaftungen schlossen mit dem Satz: In später Nachtstunde wird das Verhör fortgesetzt.
Die verstockten Häftlinge wußten nichts zu gestehen. Die Polizisten schlugen sie. Ein Agent führte den Mann vor und drehte ihm die Handgelenke nach rückwärts. Es war eine »Sicherheitsmaßregel«.
Wenn er die verfänglichen Fragen Theodors beantwortete, verringerte der Agent den Druck. Schwieg der Gefragte, dann verstärkte sich der Schmerz. »Antworten Sie!« sagte Theodor. Und alle Häftlinge kamen darauf, daß eine Beziehung zwischen ihren Antworten und den Schmerzen bestand. Und sie antworteten.
Überfüllt waren die Gefängnisse. Die Polizei verhaftete keine Diebe mehr. Die Untersuchungsrichter ließen jeden frei. Sperrte man einen Einbrecher ein, geschah es, damit er die anderen aushorche.
Und es füllten sich die Baracken. Man baute noch einige Hütten. Es war ein kalter Winter. Der Frost sang. Der Wind trieb zerstäubte Schneewogen. Durch die Fugen der Barackendächer fiel Schnee und schmolz und fror wieder auf dem Boden ein. Im Stroh, das feucht war und wie nasse Erde roch – es war ein Stroh, das nicht mehr rascheln konnte –, krochen Kinder, gelbhäutig, und ihre Rippen klapperten. Es war den Barackenbewohnern verboten, Kerzen anzuzünden, aber die elektrischen Birnen waren alt und untauglich, und die Männer saßen im Finstern beisammen und sangen. Sie sangen mit zerbrochenen Stimmen blutige Lieder.
Manchmal ging Benjamin Lenz mit einem Ausweis von Theodor Lohse inspizieren. Er nahm seine Soldaten mit. Er verteilte Zigaretten an die Männer, und er gab ihnen auf kleinen Zetteln Ratschläge und Fluchtpläne. Einigen gelang die Flucht aus den Baracken. Sie kamen zu Benjamin. Er konnte dem und jenem ein falsches Papier verschaffen. Aber die meisten hatten Frau und Kinder, und sie mußten auf ihren Transport warten. Sie warteten lange. Sie warteten auf den Tod.
Einmal kam Thimme zu Theodor, sie tauschten Erinnerungen an die alte Zeit bei Klaften aus. Thimme, der junge, liebte Theodor, er sagte es.
»Sie waren mir damals sofort sympathisch!« sagte Thimme.

Der ist gefährlich! dachte Theodor.
Ich muß mich in acht nehmen, dachte Theodor. Aber er nahm sich nicht in acht. Nach einigen Tagen gefiel ihm der junge Thimme. Es war ein begabter Mensch, ein schneller Junge. Er wollte nur einen Posten. Und es erwies sich, daß Thimme Schlupfwinkel kannte. Die Gastwirte in Moabit, in deren Kellern Sprengstoffe und Waffen gelegen hatten. Heute lagen keine Waffen mehr dort. Aber Thimme wußte sie in den Kellern zu finden. Er brachte sie eine Nacht vorher unter. Er kannte Zugänge. Er hatte Schlüssel. Er war brauchbar.
Theodor nahm sich nicht in acht. In der satten Ruhe seines Hauses, in den sicheren Grenzen seines Amtes, das Ziel war und noch nicht Endziel, kleiner Gipfel vor größeren Gipfeln, wurde Theodor Lohse gemächlich, wie er immer gewesen, ehe Gefahren und gefährdete Ziele sein Mißtrauen, seine Wachsamkeit geweckt und seine Vernunft geschärft hatten. So wurde er, wie ihn Benjamin Lenz wollte. Er konnte ohne Benjamin nicht mehr arbeiten. Ihn brauchte Theodor im Amt, wie er seiner Frau zu Hause bedurfte.

XXVIII

Zu Hause wurde er sich seiner Bedeutung bewußt. Hier geschah, was er befahl, hier geschah auch, was er im stillen nur wünschte. Er aß immer Speisen, die er ersehnte, ohne von ihnen zu sprechen. Er fand seine Kleider gebürstet, seine Hose gebügelt, alle Knöpfe an den Hemden; kein Papier vermißte er, seine Waffen lagen geordnet – er liebte die Waffen –, und seine Pistole putzte Elsa. Auch sie liebte Schießwaffen.
Er war nirgends so mächtig wie zu Hause. Fiel ihn die Lust an zu herrschen – er konnte es. Ergriff ihn Verlangen nach Wärme – sie wurde ihm. Hier zweifelte niemand an seiner Vollkommenheit. Er klagte am Abend über allzuviel Arbeit. Elsa sagte: »Du bist überlastet.« Er hob seine Verdienste hervor. »Du hast ein gutes Auge«, sagte Elsa, und er hielt sich für einen Menschenkenner. »Ich liebe den Lenz«, sagte Theodor. »Er ist ein treuer Freund«, erwiderte Elsa. Und er glaubte an Benjamins Treue. Er hörte das Lied vom schwarzbraunen Mägdlein gern, Elsa spielte es, unaufgefordert, vor dem Schlafengehen. Sie liebte weder das Lied noch Benjamin Lenz, noch glaubte sie an

Theodors Vollkommenheit. Aber es war nötig, in kleinen Dingen nachzugeben, um in großen recht zu behalten. Eine von Schlieffen heiratete einen Bürgerlichen nur, weil sie hofft, daß er es zu den höchsten Stellen im Staate bringen kann. Dazu gehörte vor allem Beredsamkeit. Und sie brachte Theodor zum Sprechen.

Er vergaß fast seine Frau. Er fing leise an und steigerte die Kraft seiner Stimme. Er sprach nicht in seinem Zimmer. Er sprach im großen Saale. Von tausend Menschen schlug ihm achtungsvolles Lauschen entgegen, wie etwas Körperliches. Er sprach gut, wenn er eifrig sprach. Ein fremdes Licht entzündete sich in seinen Augen. Er glaubte an seine Worte. Seine Überzeugung war die Folge seiner eigenen Rede und wuchs mit dem Schall der Laute. Seine Stimme überzeugte ihn.

Er sprach von der Notwendigkeit, das Vaterland zu retten, und er gewann den Glauben seiner Jugend wieder. Alle Erfahrungen waren ausgelöscht. Er haßte ehrlich den inneren Feind, den Juden, den Pazifisten, den Plebejer. Er haßte sie wie damals, als er den Prinzen und Trebitsch, den Detektiv Klitsche und den Major Seyfarth noch nicht gekannt hatte. Auch Elsa haßte die inneren Feinde. Elsa war national. Sie sprach von dem schlechten Duft der Juden. Und Theodor glaubte, sich erinnern zu können, daß Trebitsch jüdisch gesprochen hatte. Benjamin Lenz allein nahm Theodor aus. Er wußte nichts Genaues über Lenz. Aber er wollte auch nichts wissen. Er ordnete Benjamin Lenz unter seine Freunde wie den jüdischen Journalisten Pisk.

Und immer, wenn er so vor seiner Frau gesprochen hatte, schwoll am nächsten Morgen sein Zorn gegen die inneren Feinde, und er griff nach seiner blutigen Arbeit mit fleißiger Wollust. Die Verhafteten, die vor ihm standen, was wollten sie eigentlich in Deutschland? Gefielen ihnen die Zustände nicht, weshalb blieben sie? Wanderten sie nicht aus? Nach Frankreich, Rußland, Palästina? Er stellte diese Fragen an die Verhafteten. Einige sagten: »Weil Deutschland meine Heimat ist.« »Sind Sie deshalb ein Verräter?« fragte Theodor. »Sie sind es selbst!« erwiderten sie. Sie waren froh, wenn man sich mit ihnen auseinandersetzen wollte. Und sie büßten für ihre ungebührliche Antwort auf der Stelle. Der Agent an ihrer Seite zerrieb die Knochen ihrer Handgelenke.

Manchmal brachte man vor Theodor Blutiggeschlagene, rotes Blut rann über ihre Gesichter. In Theodor flammte das alte, rauschende Rot auf, rote Sonnenräder kreisten vor seinem Auge, ein Jubel sang in ihm, Jubel hob ihn hoch, er freute sich, war leicht und beschwingt.

Einer lebte, dessen Blut er sehen wollte, jener Mann, der ihn verfolgt hatte. Noch sah Theodor das flackernde Haar des Mannes, sein weißes, hassendes Angesicht, den hochgeschwungenen Arm; den Sang des niedersausenden Stockes hörte er und fühlte Schmerz in der geschlagenen Hand. Noch lebte der Mann, der Theodor feige gesehen hatte, ihn, Theodor Lohse, als flüchtigen Feigling. Nach diesem Mann fahndeten alle Spitzel vergebens, sein Versteck suchte man von allen Verhafteten zu erfahren. Bei jeder Meldung, daß ein neuer Häftling angekommen, hoffte Theodor, auf die Spur seines Feindes zu kommen. Die meisten folterte man vergeblich. Sie wußten nichts oder verrieten nichts. Einige teilten Falsches mit. Und hielt man ihnen dann ihre Lügen vor, so lachten sie. Oder sie hatten sich geirrt.
Nur von einem konnte Hoffnung kommen, von Lenz. Lenz kannte den Mann.
»Es ist sozusagen Günthers Schwager«, erzählte Lenz. »Eine Art Familienrache. Er will Sie umbringen. Aber ich glaube, ich bin auf seiner Spur.«
Und immer wieder war es eine falsche Spur. Jeder Morgen brachte Benjamins Besuch und neue Hoffnungen. Jeder Abend enttäuschende, schmerzhafte Kunde.
Lenz beschrieb ihn genau. Er war der Bruder jenes Mädchens, das Günther geheiratet hätte. Lenz sagte: »geheiratet hätte«. Manchmal sagte Benjamin: »für das Günther gestorben ist«. Und wenn er sich vergaß: »für das Sie ihn getötet haben«.
Und dieses Wort war unangenehm. Theodor sah die aufwärtsgekrampfte Oberlippe, weißes Zahnfleisch, einen schielenden Blick.
Aber Lenz beschrieb auch jenes Mannes Kleidung und seine Gewohnheiten. Er hatte ihn schon fast gefangen. Nur eine Lücke blieb immer offen, durch die der Gesuchte floh.
»Wir werden ihn finden«, versicherte Benjamin Lenz.
Aber er fand nicht den Mann, den Todfeind Theodors.
»Du hast einen Kummer«, sagte Elsa, »und erzählst mir nichts.«
»Es ist die Arbeit«, sagte Theodor. Und begann eine Rede über die Ziele der vaterländischen Politik.

XXIX

Die Nacht verweigerte den Schlaf, und in ihrer rauschenden Stille schwoll Theodors Furcht vor dem unbekannten, schrecklichen Feind. Befand er sich jenseits der Grenzen? Lebte er in Theodors Nähe? Lebte er in Theodors Haus vielleicht, als Portier verkleidet? Hatte der Kellner in der kleinen Konditorei gegenüber dem Amt nicht das Gesicht des Feindes? Dieses flackernde Haar? Diese weiße Farbe des Hasses? Den starken, gewichtigen Gang? Die breiten Schultern?
Lebte jener Mann in der Uniform des staatlichen Chauffeurs, der Theodors Auto lenkte? Lauerte er nicht hinter jeder Straßenecke, um die Theodor bog? Hatte er nicht in diesem Hause, unter dieses Bett eine Bombe gelegt?
Theodor machte Licht und ging ein paarmal durchs Zimmer und sah durch das Fenster die stille Nacht in den Straßen und das zuckende Licht der Laterne und lauschte auf Schritte, die fern verhallten.
Spät, schon graute der Morgen, überwältigte Theodor schwerer Schlaf. Neue Hoffnung brachte der Tag, neue Furcht und die grausamen Stunden des Wartens. Zu Hause konnte Theodor über dieses eine nicht sprechen. Er hätte erzählen, alles von Anfang erzählen müssen. Von Günther erzählen, von Klitsche. Es wäre keine Erzählung – eine Beichte, Sturz von der mühsam erreichten Höhe, Entblößung, Selbstmord.
So blieb nur Benjamin.
Benjamin hörte, tröstete, versprach, erzählte Neuigkeiten, gab Ratschläge, erfuhr den Inhalt geheimer Konferenzen, erfuhr geheime Pläne der Regierung, photographierte Akten, verkaufte die Schriftstücke, brachte andere zu Theodor.
Er hatte viel zu tun.
Es erhoben sich die Arbeiter in den Fabriksvierteln, und die Arbeitslosen demonstrierten, denn sie erhielten gar nichts mehr. Die lange mühsam gebändigte Wut der Massen flammte wieder auf. Aus Sachsen zogen Arbeitslose herbei, sie fuhren nicht mit der Bahn, sie kamen zu Fuß, sie wanderten auf den breiten Straßen der Länder, sie wanderten durch Schnee wirbelnden Wind, der den Frühling ankündigte.
Ja, es kam der Frühling. Man fühlte ihn schon auf den Straßen, in der Mitte schmolz der Schnee, und an den Rändern bedeckte ihn eine graue Kruste. Aber die Hungrigen, die Entwichenen, die geflüchteten

Häftlinge und die Arbeiter, die noch vor der Verhaftung die Flucht aus ihrer Heimat ergriffen hatten und in der großen Stadt unerkannt zu verschwinden hofften, die Frauen, deren Männer getötet waren, die jüdischen Emigranten aus dem Osten, die jede Eisenbahn meiden mußten – sie fühlten den Frühling wie ein dreifaches Weh. Mit dem singenden Frost des Winters hatten sie sich befreundet, mit dem knisternden Schnee, seinen zärtlichen Flocken, aber den scharfen Wind, der in sich die kommenden Regen des April trug, der die Kleider zerbiß und in die Poren der Haut drang, ertrugen sie nicht.

Nieder fielen sie in den Straßen, und das Fieber schüttelte sie, mit klappernden Kiefern erwarteten sie die letzte Stunde, und dann lagen sie starr auf den Straßen, und mitleidige Flüchtlinge, die später kamen, begruben die Leichen in den Feldern, des Nachts, wenn die Bauern es nicht sahen.

Wie ein lächelnder Mörder ging der Frühling durch Deutschland. Wer in den Baracken nicht starb, den Foltern entging, von den Kugeln der Nationalen Bürgerliga nicht getroffen wurde und nicht von den Knüppeln des Hakenkreuzes, wen der Hunger nicht zu Hause traf, wen die Spitzel vergessen hatten – der starb unterwegs, und die schwarzen, großen Rabenschwärme kreisten über seinem Leichnam.

Krankheiten lagen geborgen in den Kleiderfalten der Wanderer, Krankheiten hauchte ihr Atem. Der Gendarm, der ihnen unterwegs entgegentrat, sog die Krankheit ein, die in ihrem Fluch lag, und wenn ihn nicht die Überzahl ermordete, starb er nach einigen Tagen. Soldaten starben in den Garnisonen. Patrouillen, die auf die Landstraßen ausgeschickt wurden, schlichen auf Seitenwegen, um der großen Krankheit nicht zu begegnen, und entgingen dem Tode nicht.

In den Städten aber sprachen die Bürger von der nationalen Erhebung, hielt Theodor Vorträge. Jetzt, mehr als je, drohte der innere Feind, und an der Grenze standen die Nachbarstaaten bereit, ins Land zu marschieren. Gymnasiasten exerzierten. Richter exerzierten. Priester schwangen Knüppel. Vor den Altären Gottes, in den großen, schönen Kirchen des Landes, predigten Wanderredner.

Theodor Lohse beschäftigte alle Gymnasiasten, alle Studenten, die Nationale Bürgerliga. Er sprach am Abend in öffentlichen Versammlungen, er sprach sich hinauf, schon galt er mehr als der Polizeipräsident, mehr als der Staatssekretär für öffentliche Sicherheit, mehr als der Minister.

Er stand auf dem Podium, und der Schall seiner eigenen Stimme hob ihn empor. Seine Frau saß in der ersten Reihe. Gesichert waren die Eingänge, die Türen, die Fenster, hier vergaß er jede Gefahr und sogar den Feind, den lauernden, den unbekannten. »Ich muß zu dir aufschaun!« sagte Elsa, und sie saß in der ersten Reihe und sah zu ihrem Mann empor, dem Erwachsenen und Wachsenden, Chef der Sicherheit – dachte sie –, Präsident des Reiches, Platzhalter für den kommenden Kaiser. Rauschende Feste in weißen Sälen, marmorne Treppen, goldene Lüster, große Abendtoilette, klirrende Sporen, Musik, Musik.
Neue Wahlen waren ausgeschrieben, wer weiß, ob nicht eine neue, glänzendere Stellung frei war.
Die Zeitungen schrieben: Theodor Lohse. Berichterstatter aus fremden Ländern kamen. »Die Welt« kannte Theodor Lohse. In den großen amerikanischen Blättern war seine Photographie.
»Einer der führenden Männer« hieß Theodor Lohse.
Warum nicht: der führende Mann?

XXX

Einmal kam Theodor spät am Abend ins Büro und traf Benjamin Lenz vor offenen Schränken.
Lenz photographierte Akten.
Als er Theodor sah, zog er seine Pistole.
»Ruhe!« sagte Benjamin.
Theodor setzte sich auf den Tisch, er taumelte.
»Ruhe!« sagte Benjamin.
»Spitzel!« schrie Theodor.
»Spitzel?« fragte Benjamin. »Sie waren mit mir bei den Gegnern. Sie haben Aufmarschpläne verraten. Ich habe Zeugen. Wer hat Klitsche ermordet?«
»Gehen wir!« sagte Benjamin Lenz.
Und Theodor ging mit Benjamin aus dem Hause.
»Fahren Sie zu Ihrer Frau!« sagte Lenz und begleitete Theodor zu einem Auto.
»Und schlafen Sie gut!« rief Benjamin, während der Chauffeur kurbelte.
Und Theodor fuhr heim.

Seine Frau spielte noch vor dem Schlafengehen. Die Fenster waren offen, und eine milde Märzluft blähte die Vorhänge.
»Du wirst jetzt große Aufgaben haben!« sagte Elsa.
»Ja, mein Kind!«
»Wir müssen bereit sein!«
»Ich bin bereit!« sagte Theodor und dachte an eine Ermordung Benjamins.
Benjamin Lenz ging in der Nacht zu seinem Bruder. Die Brüder hatten einander lange nicht gesehen.
»Hier hast du Geld und einen Paß«, sagte Benjamin, »fahre heute noch weg!«
Und Lazar, sein Bruder, verschwand.
Sie kannten einander gar nicht, Lazar wußte nicht, was Benjamin trieb, woher er Geld nahm und Paß, aber er verschwand.
Alles wußte er, man schwieg oder sprach ein kleines, gleichgültiges Wort, und eine Welt war in dem kleinen, lächerlichen Wort.
Man konnte jedem beliebigen Juden aus Lodz ein einziges kleines Wort sagen, und er wußte.
Man braucht einem Juden aus dem Osten keine Erklärungen zu geben.
Sanfte braune Augen hatte Lazar, der Bruder. Sein Haar lichtete sich. Er studierte so viel, er machte Erfindungen.
»Kannst du deine Studien unterbrechen?«
»Ich muß«, sagte Lazar und war auch schon fertig. Er hatte nur einen Koffer. Und der Koffer war gepackt. So, als hätte er diese Abreise jeden Augenblick erwartet.
»Bist du schon Doktor?« fragte Benjamin.
»Seit einem Jahr!«
»Woran arbeitest du?«
»An einem Gas.«
»Sprengstoff?«
»Ja!« sagte Lazar.
»Für Europa«, sagte Benjamin.
Und Lazar lachte. Alles verstand Lazar. Was war Benjamin dagegen? Ein kleiner Intrigant.
Aber dieser junge Bruder mit den sanften, golden schimmernden Augen ließ den ganzen Weltteil in die Luft fliegen.
Um halb eins ging der Zug nach Paris.
Auf dem Bahnsteig stand Benjamin.

»Vielleicht komme ich nach«, sagte Benjamin.
Dann winkte Benjamin. Zum erstenmal winkte er. Und der Zug glitt aus der Halle. Leer war der Bahnsteig, und ein Mann sprengte Wasser aus einer grünen Kanne.
Viele Lokomotiven pfiffen irgendwo auf Geleisen.

HOTEL SAVOY

Ein Roman

1924

ERSTES BUCH

I

Ich komme um zehn Uhr vormittags im Hotel Savoy an. Ich war entschlossen, ein paar Tage oder eine Woche auszuruhen. In dieser Stadt leben meine Verwandten – meine Eltern waren russische Juden. Ich möchte Geldmittel bekommen, um meinen Weg nach dem Westen fortzusetzen.

Ich kehre aus dreijähriger Kriegsgefangenschaft zurück, habe in einem sibirischen Lager gelebt und bin durch russische Dörfer und Städte gewandert, als Arbeiter, Taglöhner, Nachtwächter, Kofferträger und Bäckergehilfe.

Ich trage eine russische Bluse, die mir jemand geschenkt hat, eine kurze Hose, die ich von einem verstorbenen Kameraden geerbt habe, und Stiefel, immer noch brauchbare, an deren Herkunft ich mich selbst nicht mehr erinnere.

Zum erstenmal nach fünf Jahren stehe ich wieder an den Toren Europas. Europäischer als alle anderen Gasthöfe des Ostens scheint mir das Hotel Savoy mit seinen sieben Etagen, seinem goldenen Wappen und einem livrierten Portier. Es verspricht Wasser, Seife, englisches Klosett, Lift, Stubenmädchen in weißen Hauben, freundlich blinkende Nachtgeschirre wie köstliche Überraschungen in braungetäfelten Kästchen; elektrische Lampen, aus rosa und grünen Schirmen erblühend wie aus Kelchen; schrillende Klingeln, die einem Daumendruck gehorchen; und Betten, daunengepolsterte, schwellend und freudig bereit, den Körper aufzunehmen.

Ich freue mich, wieder ein altes Leben abzustreifen wie so oft in diesen Jahren. Ich sehe den Soldaten, den Mörder, den fast Gemordeten, den Auferstandenen, den Gefesselten, den Wanderer.

Ich ahne Morgendunst, höre den Trommelwirbel der marschierenden Kompanie, auf klirrende Fensterscheiben im höchsten Stockwerk; erblicke einen Mann in weißen Hemdsärmeln, die zuckenden Glieder der Soldaten, eine Waldlichtung, die vom Tau glänzt; ich stürze ins Gras vor »fiktivem Feind« und habe den brünstigen Wunsch, hier liegenzubleiben, ewig, im samtenen Gras, das die Nase streichelt.

Ich höre die Stille des Krankensaals, die weiße Stille. Ich stehe an einem Sommermorgen auf, höre das Trillern gesunder Lerchen, schmecke den Morgenkakao mit Buttersemmel und den Duft von Jodoform in der »ersten Diät«.

Ich lebe in einer weißen Welt aus Himmel und Schnee, Baracken bedecken die Erde wie gelber Aussatz. Ich schmecke den süßen letzten Zug aus einem aufgeklaubten Zigarettenstummel, lese die Inseratenseite einer heimatlichen, uralten Zeitung, aus der man vertraute Straßennamen wiederholen kann, den Gemischtwarenhändler erkennt, einen Portier, eine blonde Agnes, mit der man geschlafen hat.

Ich höre den wonnigen Regen in durchwachter Nacht, die hurtig schmelzenden Eiszapfen in lächelnder Morgensonne, ich greife die mächtigen Brüste einer Frau, die man unterwegs getroffen, ins Moos gelegt hat, die weiße Pracht ihrer Schenkel. Ich schlafe den betäubenden Schlaf auf dem Heuboden, in der Scheune. Ich schreite über zerfurchte Äcker und lausche dem dünnen Sang einer Balalaika.

So vieles kann man in sich saugen und dennoch unverändert an Körper, Gang und Gehaben bleiben. Aus Millionen Gefäßen schlürfen, niemals satt sein, wie ein Regenbogen in allen Farben schillern, dennoch immer ein Regenbogen sein, von der gleichen Farbenskala.

Im Hotel Savoy konnte ich mit einem Hemd anlangen und es verlassen als der Gebieter von zwanzig Koffern – und immer noch der Gabriel Dan sein. Vielleicht hat mich dieser Einfall so selbstbewußt gemacht, so stolz und herrisch, daß der Portier mich grüßt, mich, den armen Wanderer in der russischen Bluse, daß ein Boy geschäftig meiner harrt, obwohl ich gar kein Gepäck habe.

Ein Lift nimmt mich auf, Spiegel zieren seine Wände, der Liftboy, ein älterer Mann, läßt das Drahtseil durch seine Fäuste gleiten, der Kasten hebt sich, ich schwebe – und es kommt mir vor, als würde ich so noch eine geraume Weile in die Höhe fliegen. Ich genieße das Schweben, berechne, wieviel Stufen ich mühsam erklimmen müßte, wenn ich nicht in diesem Prachtlift säße, und werfe Bitterkeit, Armut, Wanderung, Heimatlosigkeit, Hunger, Vergangenheit des Bettlers hinunter – tief, woher es mich, den Emporschwebenden, nimmermehr erreichen kann.

Mein Zimmer – ich habe eines der billigsten bekommen – liegt im sechsten Stockwerk und trägt die Nummer 703. Die Zahl gefällt mir – ich bin zahlengläubig –, die Null in der Mitte ist wie eine Dame, von

einem ältern und einem jüngern Herrn flankiert. Auf dem Bett liegt eine gelbe Decke; gottlob, keine graue, die ans Militär erinnern könnte. Ich knipse ein paarmal das Licht an und aus, schlage die Tür des Nachtkästchens auf, die Matratze gibt dem Druck der Hand nach und federt empor, Wasser blinkt aus der Karaffe, das Fenster geht in Lichthöfe, in denen lustig bunte Wäsche flattert, Kinder schreien, Hühner lustwandeln.
Ich wasche mich und schlüpfe langsam ins Bett, jede Sekunde koste ich aus. Ich öffne das Fenster, die Hühner schwatzen laut und lustig, es ist wie süße Schlafmusik.
Ich schlafe ohne Traum den ganzen Tag.

II

Späte Sonne rötete die höchsten Fenster des gegenüberliegenden Hauses; die Wäsche, die Hühner, die Kinder waren aus dem Hofe verschwunden.
Am Vormittag, als ich ankam, hatte es leise geregnet; weil es inzwischen heiter geworden war, schien es mir, als hätte ich nicht einen Tag, sondern drei geschlafen. Meine Müdigkeit war abgetan; mein Herz festlich gestimmt. Ich war neugierig auf die Stadt, das neue Leben. Mein Zimmer schien mir vertraut, als hätte ich schon lange darin gewohnt, bekannt die Glocke, der Druckknopf, der elektrische Taster, der grüne Lampenschirm, der Kleiderkasten, die Waschschüssel. Alles heimisch, wie in einer Stube, in der man eine Kindheit verbracht, alles beruhigend, Wärme verschüttend, wie nach einem lieben Wiedersehn.
Neu war nur der Zettel an der Tür, auf dem zu lesen stand:

»Nach zehn Uhr abends wird um Ruhe gebeten. Für abhanden gekommene Schmuckstücke keine Haftung. Tresor im Hause.
Hochachtungsvoll
Kaleguropulos, Hotelwirt«

Der Name war fremd, ein griechischer Name, ich bekam Lust, ihn zu deklinieren: Kaleguropulos, Kaleguropulu, Kaleguropulo -- eine leise Erinnerung an ungemütliche Schulstunden; einen Griechischlehrer, der aufstieg aus vergessenen Jahren in einem patinagrünen Jäckchen,

drängte ich zurück. Dann beschloß ich, durch die Stadt zu gehen, vielleicht einen Verwandten aufzusuchen, wenn Zeit dazu blieb, und zu genießen, wenn dieser Abend und diese Stadt Genuß bieten wollten.
Ich gehe den Korridor entlang der Haupttreppe zu und freue mich über die schöne Quaderpflasterung des Hotelgangs, die rötlichen, sauberen Steine, das Echo meiner festen Schritte.
Langsam steige ich die Treppe hinunter, aus unteren Stockwerken klingen Stimmen, hier oben ist alles still, alle Türen sind geschlossen, man geht wie durch ein altes Kloster, an den Zellen betender Mönche vorbei. Das fünfte Stockwerk sieht genauso wie das sechste aus, man kann sich leicht irren; dort oben und hier hängt eine Normaluhr gegenüber der Treppe, nur gehen die beiden Uhren nicht regelmäßig. Die im sechsten Stockwerk zeigt sieben Uhr und zehn Minuten, hier ist es sieben Uhr, und im vierten Stock sind es zehn Minuten weniger.
Über den Quadersteinen des dritten Stockwerks liegen dunkelrote, grüngesäumte Teppiche, man hört seinen Schritt nicht mehr. Die Zimmernummern sind nicht an die Türen gemalt, sondern auf ovalen Porzellantäfelchen angebracht. Ein Mädchen kommt mit einem Staubwedel und einem Papierkorb, hier scheint man mehr auf Sauberkeit zu achten. Hier wohnen die Reichen, und Kaleguropulos, der Schlaue, läßt absichtlich die Uhren zurückgehn, weil die Reichen Zeit haben.
Im Hochparterre standen zwei Flügel einer Tür weit offen.
Es war ein großes Zimmer mit zwei Fenstern, zwei Betten, zwei Kasten, einem grünen Plüschsofa, einem braunen Kachelofen und einem Ständer für Gepäck. An der Tür war kein Zettel des Kaleguropulos zu sehen – vielleicht durften die Bewohner des Hochparterres nach zehn Uhr lärmen, ihnen haftete man vielleicht für »abhanden gekommene Schmuckstücke« – oder wußten sie bereits von den Tresors, oder sagte es ihnen Kaleguropulos persönlich?
Aus einem benachbarten Zimmer rauschte eine Frau heraus, parfümiert und in einer grauen Federboa – das ist eine Dame, sage ich mir und gehe, hart hinter ihr, die wenigen Stufen hinunter, ihre kleinen Lackstiefelchen fröhlich betrachtend. Die Dame hält sich eine Weile beim Portier auf, ich gelange mit ihr gleichzeitig zur Tür, der Portier grüßt, mir schmeichelt es, daß der Portier mich vielleicht für den Begleiter der reichen Dame hält.
Ich beschloß, weil ich keine Richtung wußte, hinter der Dame einherzugehn.

Sie bog aus dem engen Gäßchen, in dem das Hotel stand, rechts ab, da weitete sich der Marktplatz. Es mußte Markttag gewesen sein, Heu und Häcksel lagen verstreut auf dem Pflaster, man schloß gerade die Läden, es klirrten Schlüssel, und Ketten rasselten, Hausierer zogen heim mit kleinen Handwagen, Frauen mit bunten Kopftüchern eilten mit vollen und vorsichtig vor den Leib gehaltenen Töpfen, berstenden Markttaschen am Arm, aus denen hölzerne Kochlöffel hervorschauten. Spärliche Laternen streuten silbernes Licht in die Dämmerung, auf dem Bürgersteig entwickelte sich ein Korso, Männer in Uniform und Zivil wedelten mit schlanken Rohrstäbchen, und Wolken russischen Parfüms wallten auf und verschwanden wieder. Wagen kamen vom Bahnhof geholpert, mit hochgeschichtetem Gepäck, vermummten Reisenden. Das Pflaster war schlecht, wies Mulden und plötzliche Versenkungen auf, über schadhafte Stellen waren faulende Latten gelegt, die überraschend knarrten.

Dennoch sah die Stadt am Abend freundlicher aus als am Tage. Am Vormittag war sie grau, Kohlendunst naher Fabriken wälzte sich über sie aus riesigen Schornsteinen, schmutzige Bettler krümmten sich an den Straßenecken, und Unrat und Mostkübel waren in engen Gäßchen gehäuft. Die Dunkelheit aber barg alles, Schmutz, Laster, Seuche und Armut, gütig, mütterlich, verzeihend, vertuschend.

Häuser, die nur gebrechlich und schadhaft sind, scheinen im Dunkel gespenstisch und geheimnisvoll, von einer willkürlichen Architektur. Schiefe Giebel wachsen sanft in den Schatten, armseliges Licht winkt heimlich durch halberblindete Scheiben, zwei Schritte daneben brechen Ströme von Licht aus mannshohen Fenstern einer Konditorei, Spiegel widerstrahlen Kristall und Lüster, Engel schweben, lieblich gebeugt, an der Deckenwölbung. Es ist die Konditorei der reichen Welt, die in dieser Fabrikstadt Geld erwirbt und ausgibt.

Hierher ging die Dame, ich folgte ihr nicht, weil ich bedachte, daß mein Geld eine geraume Zeit würde reichen müssen, ehe ich fortreisen konnte.

Ich schlenderte weiter, sah schwarze Gruppen behender Kaftanjuden, hörte lautes Gemurmel, Gruß und Gegengruß, zorniges Wort und lange Rede – Federn, Prozente, Hopfen, Stahl, Kohle, Zitronen flogen, von Lippen in die Luft geschleudert, in Ohren gezielt. Männer mit verdächtigem Blick und Kautschukkragen schienen Polizei. Ich griff nach meiner Brusttasche, wo der Paß lag, unwillkürlich, wie ich nach

der Mütze gegriffen hatte als Soldat, wenn ein Vorgesetzter in der Nähe war. Ich war Heimkehrer, meine Papiere waren in Ordnung, ich hatte nichts zu fürchten.

Ich ging zu einem Schutzmann, fragte nach der Gibka, wo meine Verwandten wohnen, der reiche Onkel Phöbus Böhlaug. Der Schutzmann sprach Deutsch, viele Menschen sprachen hier Deutsch, deutsche Fabrikanten, Ingenieure und Kaufleute beherrschten Gesellschaft, Geschäft, Industrie dieser Stadt.

Ich mußte zehn Minuten gehn und dachte an Phöbus Böhlaug, von dem mein Vater in der Leopoldstadt mit Neid und Haß gesprochen hatte, wenn er von vergeblichen Ratensammlungen müde und zerdrückt heimgekommen war. Den Namen Phöbus hatte jedes Familienmitglied mit Respekt genannt, es war, als hätte man wirklich vom Sonnengott gesprochen; nur mein Vater sprach immer von »Phöbus, dem Lump« – weil er angeblich mit der Mitgift der Mutter Geschäfte gemacht hatte. Mein Vater war immer zu feige gewesen, hatte nie seine Mitgift gefordert, hatte immer nur, jährlich um dieselbe Zeit, in der Fremdenliste nachgelesen, ob Phöbus Böhlaug im Hotel Imperial abgestiegen sei, und wenn er da war, ging mein Vater den Schwager in die Leopoldstadt einladen, zu einem Tee. Die Mutter trug ein schwarzes Kleid mit spärlich gewordenem Flitterbesatz, sie achtete den reichen Bruder, als wäre er etwas sehr Fremdes, Königliches, als hätte sie nicht beide *ein* Schoß geboren, *ein* Brüstepaar gesäugt. Der Onkel kam, brachte mir ein Buch, Lebzelte dufteten aus der dunklen Küche, in der mein Großvater wohnte, aus der er nur bei festlichen Gelegenheiten hervorkam, als wäre er gerade gar geworden, frisch gewaschen, mit einem weiß gestärkten Brustvorsatz, zwinkernd durch die viel zu schwache Brille, vorgeneigt, um den Sohn Phöbus zu sehn, den Stolz des Alters. Phöbus hat ein breites Lachen, ein quellendes Doppelkinn und rote Nackenwülste, er riecht nach Zigarren und manchmal nach Wein, und er gibt jedem einen Kuß auf beide Wangen. Er spricht viel, laut und fröhlich, aber wenn man ihn fragt, ob die Geschäfte gutgehen, quellen seine Augen hervor, er sinkt zusammen, jeden Augenblick kann er anfangen zu schlottern wie ein frierender Bettler, sein Doppelkinn verschwindet im Kragen: »Die Geschäfte gehn nicht mehr, in diesen Zeiten. Wie ich klein war, bekam ich einen Mohnbeugel für eine halbe Kopeke, zehn Kopeken kostet jetzt ein Brot, die Kinder – unberufen – werden groß und brauchen Geld, Alexander will jeden Tag Taschengeld.«

Der Vater zupfte an den Manschettenröllchen und stieß sie wieder am Tischrand zurück, lächelte, wenn ihn Phöbus ansprach, schwach und lauernd und wünschte seinem Schwager einen Herzschlag. Nach zwei Stunden stand Phöbus auf, drückte der Mutter ein Silberstück in die Hand, dem Großvater eines, und ein großes, glänzendes steckte er in meine Tasche. Der Vater begleitete ihn, weil es dunkel war, die Treppe hinunter, mit der Petroleumlampe in hocherhobener Hand, und die Mutter rief: »Nathan, gib acht auf den Schirm!« Der Vater gab acht auf den Schirm, und man hörte noch, da die Tür offenstand, das gesunde Reden Phöbus'.

Zwei Tage später war Phöbus verreist, und der Vater verkündete: »Der Lump ist schon weggefahren.«

»Hör auf, Nathan!« sagte die Mutter.

Ich kam in die Gibka. Es ist eine vornehme Vorstadtstraße, mit weißen, niederen Häusern, neuen und verzierten. Ich sah erleuchtete Fenster im Hause Böhlaugs, aber die Tür war geschlossen. Ich überlegte eine Weile, ob ich so spät noch hinaufgehen sollte, es mußte schon zehn Uhr sein – da hörte ich Klavierspiel und ein Cello, eine weibliche Stimme, einen Schall von klatschenden Spielkarten. Ich dachte, daß es nicht anginge, in solchem Anzug, wie ich ihn trug, in die Gesellschaft zu kommen, von meinem ersten Auftreten hing alles ab – ich beschloß, den Besuch für morgen aufzuschieben, und kehrte ins Hotel zurück.

Der vergebliche Weg hatte mich mißmutig gemacht, der Portier grüßte nicht mehr, als ich ins Hotel trat. Der Liftmensch beeilte sich nicht, als ich auf den Knopf drückte. Er kam langsam, in meinem Gesicht forschend. Es war ein fünfzigjähriger livrierter Mensch, ein alter Liftknabe; ich ärgerte mich, daß in diesem Hotel nicht kleine, rotwangige Knirpse den Fahrstuhl bedienten.

Ich entsann mich, daß ich noch einen Blick in den siebenten Stock hatte werfen wollen, und schritt die Stiege hinauf. Oben war der Korridor sehr schmal, die Decke hing tiefer, aus einer Waschküche strömte grauer Dunst, und es roch nach feuchter Wäsche. Zwei, drei Türen mußten halb offenstehn, man hörte streitende Stimmen, eine Normaluhr war, wie ich vermutet hatte, nicht vorhanden. Ich wollte gerade die Stiege hinuntergehn, da hielt knarrend der Fahrstuhl, die Tür ging auf, der Liftmensch warf einen verwunderten Blick auf mich und ließ ein Mädchen aussteigen. Sie trug einen kleinen grauen Sporthut, wandte mir ein braunes Gesicht zu und große, graue, schwarz bewimperte

Augen. Ich grüßte und schritt die Stiege hinunter. Etwas zwang mich, vom letzten Treppenabsatz wieder aufzublicken, da glaubte ich, die biergelben Augen des Liftboys vom Treppengeländer her auf mich gerichtet zu sehn.
Ich schloß meine Tür ab, weil ich eine unbestimmte Furcht hatte, und begann, in einem alten Buch zu lesen.

III

Ich war nicht schläfrig. Eine Kirchturmglocke bettet regelmäßige Schläge in die weiche Nacht. Über mir höre ich Schritte, behutsame, sanfte, unaufhörliche, es müssen Frauenschritte sein – ging jene Kleine aus dem siebenten Stock so rastlos auf und ab? Was hatte sie?
Ich sah hinauf zur Decke, weil mir plötzlich der Einfall kam, daß die Decke durchsichtig geworden war. Man sah vielleicht die zierlichen Fußsohlen des graugekleideten Mädchens. Ging sie barfuß oder in Pantoffeln? Oder in grauen Strümpfen aus Halbseide?
Ich erinnerte mich, wie sehnsüchtig ich und viele Kameraden einen Urlaub erwartet hatten, der den Wunsch nach einem wildledernen Halbschuh erfüllen konnte. Gesunde Bauernmädchenbeine durfte man streicheln, breitsohlige Füße, mit abstehendem großem Zeh, die durch den Schlamm der Felder, durch den Lehm der Landstraße wanderten, Körper, für die die harten Schollen eines gefrorenen Herbstackers ein Liebesbett bildeten. Gesunde Oberschenkel. Minutenschnelle Liebe in der Dunkelheit vor einbrechendem Befehl. Ich entsann mich der ältlichen Lehrerin in einem Etappennest, der einzigen Frau jenes Orts, die vor Krieg und Überfall nicht geflüchtet war. Es war ein spitzes Mädchen, über dreißig, man nannte sie den »Drahtverhau«. Aber es gab nicht einen, der sie nicht umworben hätte. Denn weit und breit, im Umkreis von Kilometern, war sie die einzige Frau mit Halbschuhen und durchbrochenen Strümpfen.
In diesem Riesenhotel Savoy mit den 864 Zimmern, ja in dieser ganzen Stadt wachten vielleicht nur zwei Menschen, ich und das Mädchen über mir. Man könnte ganz gut beieinander sein, ich, Gabriel, und ein kleines braunes Mädchen mit freundlichem Gesicht, großen, grauen, schwarz bewimperten Augen. Wie dünn mußten die Decken dieses Hauses sein, wenn die Gazellenschritte so deutlich zu hören waren;

selbst den Geruch ihres Leibes glaubte ich zu spüren. Ich beschloß nachzusehn, ob diese Schritte wirklich dem Mädchen gehörten.
Im Korridor brannte ein dunkelrotes Glühlämpchen; Schuhe, Stiefel, Frauenhalbschuhe standen vor den Zimmertüren, alle ausdrucksvoll wie Menschengesichter. Im siebenten Stockwerk brannte überhaupt keine Lampe, schwaches Licht rann aus geblendeten Glasscheiben. Gelb und dünn floß ein Strahl durch eine Ritze, es ist Zimmer 800 – da muß der rastlose Spaziergänger wohnen. Ich kann durchs Schlüsselloch sehn – es ist das Mädchen. Sie schreitet in einem weißen Gewand – es ist ein Bademantel – auf und ab, bleibt eine Weile am Tisch stehn, sieht in ein Buch und beginnt ihre Wanderung von neuem.
Ich bemühe mich, ihr Gesicht zu erhaschen – sehe nur die schwache Rundung eines Kinns, das Viertel eines Profils, wenn sie stehenbleibt, ein Büschel Haare, und sooft der Mantel bei einem weiten Schritt sich lüftet, einen Schimmer ihres braunen Fleisches. Irgendwoher kam ein mühsamer Husten, jemand spuckte in einen Kübel, es klatschte laut. Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Als ich die Tür schloß, glaubte ich einen Schatten im Korridor zu sehen; ich riß die Tür weit auf, daß das Licht meines Zimmers einen Teil des Ganges erhellte. Aber es war niemand gewesen.
Oben hörten die Schritte auf. Das Mädchen schlief schon wahrscheinlich. Ich legte mich angekleidet aufs Bett und zog die Gardinen vom Fenster weg. Sanftes Grau des beginnenden Tags legte sich weich auf die Gegenstände des Zimmers.
Unerbittlichen Morgenanbruch verkündeten eine knallende Tür und der brutale Ruf einer Männerstimme in einer unverständlichen Sprache.
Ein Zimmerkellner kam – er trug eine grüne Schusterschürze, und die aufgekrempelten Hemdsärmel ließen schwarz- und krausbehaarte muskelreiche Unterarme bis zum Ellbogen sehn. Zimmermädchen gab es offenbar nur in den drei ersten Stockwerken. Der Kaffee war besser, als man erwartet hätte, aber was nutzte das, wenn keine Mädchen da waren in weißen Hauben? Das war eine Enttäuschung, und ich dachte nach, ob denn keine Möglichkeit vorhanden wäre, in den dritten Stock zu übersiedeln.

IV

Phöbus Böhlaug sitzt vor einem glänzenden, kupfernen Samowar, ißt ein Rührei mit Schinken und trinkt Tee mit Milch. »Der Doktor hat mir Eier verschrieben«, sagt er, wischt sich mit der Serviette den Schnurrbart und streckt mir vom Stuhl aus sein Gesicht zum Kusse entgegen. Sein Gesicht riecht nach Rasierseife und Kölnischem Wasser, es ist glatt, weich und warm. Er trägt einen weiten Bademantel, muß eben aus der Wanne gestiegen sein, eine Zeitung liegt auf einem Stuhl, und ein herzförmiger Ausschnitt seiner behaarten Brust wird sichtbar, da er noch kein Hemd trägt.

»Gut siehst du aus!« stellt er fest, für alle Fälle.

»Wie lange bist du schon da?«

»Seit gestern!«

»Warum kommst du heute?«

»Ich war gestern hier, hörte, daß bei euch Gesellschaft war, und wollte nicht in diesem Anzug – –«

»Ach, was – ein ganz schöner Anzug! Heutzutage schämt man sich nicht. Heute tragen Millionäre auch keinen besseren Anzug! Ich hab' auch nur drei Anzüge! Ein Anzug kostet ein Vermögen!«

»Ich wußte nicht, daß es so ist. – Ich komme aus der Kriegsgefangenschaft.«

»Da ist es dir doch gutgegangen? Alle Menschen sagen, in der Gefangenschaft ist es gut.«

»Es war manchmal auch schlecht, Onkel Phöbus!«

»Nun, und jetzt willst du weiterfahren?«

»Ja, ich brauche Geld!«

»Geld brauch' ich auch«, lachte Phöbus Böhlaug. »Wir brauchen alle Geld!«

»Du hast es ja wahrscheinlich.«

»Ich hab'? Wie weißt du, daß ich hab'? Man ist von der Flucht zurückgekommen und hat sein Vermögen zusammengeklaubt. Ich hab' in Wien deinem Vater Geld gegeben – seine Krankheit hat mich ein schönes Geld gekostet, und deiner seligen Mutter hab' ich einen Grabstein gesetzt, einen schönen Stein – er hat schon damals zwei runde Tausender gekostet.«

»Mein Vater ist im Siechenhaus gestorben.«

»Aber die selige Mutter im Sanatorium.«

»Was schreist du so? Reg dich nicht auf, Phöbus!« sagt Regina. Sie kommt aus dem Schlafzimmer, hält ein Korsett in der Hand, mit baumelnden Strumpfbändern.
»Das ist Gabriel«, stellt Phöbus vor.
Regina bekam einen Handkuß. Sie bedauerte mich, meine Leiden in der Gefangenschaft, den Krieg, die Zeiten, die Kinder, den Mann.
»Alexanderl ist hier, sonst hätten wir Sie gebeten, bei uns zu schlafen«, sagt sie.
Alexanderl kommt in einem blauen Pyjama, verbeugt sich und scharrt mit den Pantoffeln. Er war im Krieg rechtzeitig von der Kavallerie zum Train gekommen, studiert jetzt in Paris »Export« – wie Phöbus sagt – und feiert seinen Urlaub zu Hause.
»Sie wohnen im Hotel Savoy?« sagt Alexander mit weltmännischer Sicherheit. »Dort wohnt ein schönes Mädchen« – und er zwinkert mit einem Aug' gegen seinen Vater. »Sie heißt Stasia und tanzt im Varieté – unnahbar, sag' ich Ihnen – ich wollte sie nach Paris mitnehmen« – er rückt nahe heran – »aber sie geht allein, wenn sie will, sagt sie mir. – Ein feines Mädchen!«
Ich blieb zum Mittagessen. Phöbus' Tochter kam mit dem Mann. Der Schwiegersohn »half im Geschäft«, war ein robuster, gutmütiger, rotblonder, stiernackiger Mensch, löffelte brav seine Suppe, sorgte für Tellersäuberung, schweigsam, unberührt von rollenden Gesprächen.
»Ich denke grade nach«, sagt Frau Regina, »dein blauer Anzug wird Gabriel passen.«
»Ich hab' noch blaue Anzüge?« fragt Phöbus.
»Ja«, sagt Regina, »ich bring' ihn.«
Ich versuchte vergeblich Abwehr. Alexander klopfte mir auf die Schulter, »ganz richtig«, sagte der Schwiegersohn, und Regina brachte den blauen Anzug. Ich probiere ihn in Alexanders Zimmer, vor dem großen Wandspiegel – er paßt.
Ich sehe ein, sehe die Notwendigkeit eines blauen, »wie neuen« Anzugs ein, die Notwendigkeit braungetupfter Krawatten, einer braunen Weste, und scheide am Nachmittag mit einem Pappkarton in der Hand. Ich werde wiederkommen. Leise noch singt in mir eine Hoffnung auf Reisegeld.
»Siehst du, jetzt hab' ich ihn ausgestattet«, sagt Phöbus zu Regina.

V

Stasia heißt das Mädchen. Das Programm des Varietés nennt ihren Namen nicht. Sie tanzt auf billigen Brettern vor einheimischen und Pariser Alexanders. Sie macht ein paar Wendungen in einem orientalischen Tanz. Dann setzt sie sich mit verschränkten Beinen vor einen Weihrauchkessel und wartet das Ende ab. Man kann ihren Körper sehn, blaue Schatten unter den Armen, schwellenden Ansatz einer braunen Brust, die Rundung der Hüfte, den Oberschenkel aus plötzlich aufhörendem Trikot.

Es gab eine lächerliche Blechmusik, die Geigen fehlten, und das schmerzte fast. Es gab alte Witzlieder, modrige Späße eines Clowns, einen dressierten Esel mit roten Ohrenläschchen, der geduldig auf und ab trippelte, weiße Kellner, die wie Bierkeller rochen, mit überschäumenden Krügen zwischen dunklen Reihen, der Glanz eines gelben Scheinwerfers fiel schräg aus willkürlicher Deckenöffnung, ein finsterer Bühnenhintergrund schrie wie ein aufgerissener Mund, der Ansager krächzte, Bote trauriger Kunden.

Am Ausgang warte ich; es ist wieder wie einst; als wartete ich, ein Knabe, im Seitengäßchen, gedrückt in den Schatten eines Haustors und in ihn verfließend, bis rasche, junge Tritte erschallen, aus dem Pflaster erblühen, wunderbar aus unfruchtbaren Kieselsteinen.

Mit Frauen und Männern kam Stasia daher, die Stimmen rannen durcheinander.

Lange war ich einsam unter Tausenden gewesen. Jetzt gibt es tausend Dinge, die ich teilen kann: den Anblick eines krummen Giebels, ein Schwalbennest im Klosett des Hotels Savoy, das irritierende, biergelbe Aug' des alten Liftknaben, die Bitterkeit des siebenten Stockwerks, die Unheimlichkeit eines griechischen Namens, eines plötzlich lebendigen grammatikalischen Begriffs, die traurige Erinnerung an einen boshaften Aorist, an die Enge des elterlichen Hauses, die plumpe Lächerlichkeit Phöbus Böhlaugs und Alexanderls Lebensrettung durch den Train. Lebendiger wurden die lebendigen Dinge, häßlicher die gemeinsam verurteilten, näher der Himmel, untertan die Welt.

Die Tür des Fahrstuhls war offen, Stasia saß da. Ich verbarg meine Freude nicht, wir wünschten einander guten Abend wie alte Bekannte. Ich empfand den unvermeidlichen Liftboy bitter, er tat, als wüßte er nicht, daß ich im sechsten Stock aussteigen mußte, fuhr uns beide in

den siebenten; hier stieg Stasia aus, verschwand in ihrem Zimmer, während der Liftmann noch wartete, als müßte er hier Passagiere mitnehmen: Wozu wartet er mit gelben Hohnaugen?
Ich gehe also langsam die Treppe hinab, lausche, ob der Fahrstuhl sich in Bewegung setzt; endlich, ich bin in der Mitte, höre ich des Fahrstuhls glucksendes Geräusch und kehre um. Auf der obersten Stiege schickt sich der Liftmensch gerade an hinunterzusteigen. Er hat den Fahrstuhl leer laufen lassen und geht mit langsamer Bosheit zu Fuß.
Stasia hat wahrscheinlich mein Klopfen erwartet.
Ich will mich entschuldigen.
»Nein, nein«, sagt Stasia. »Ich hätte Sie schon früher eingeladen, aber ich hatte Angst vor Ignatz. Er ist der Gefährlichste im Hotel Savoy. Ich weiß auch, wie Sie heißen, Gabriel Dan, und kommen aus der Gefangenschaft – – ich hielt Sie gestern für einen – Kollegen – Artisten –« sie zögert – – vielleicht fürchtet sie, mich zu beleidigen?
Ich war nicht beleidigt. »Nein«, sagte ich, »ich weiß nicht, was ich bin. Früher wollte ich Schriftsteller werden, aber ich ging in den Krieg, und ich glaube, daß es keinen Zweck hat zu schreiben. – Ich bin ein einsamer Mensch, und ich kann nicht für alle schreiben.«
»Sie wohnen gerade über meinem Zimmer«, sagte ich, weil ich doch nichts Schöneres sagen kann.
»Weshalb wandern Sie die ganze Nacht herum?«
»Ich lerne Französisch, ich möchte nach Paris gehn, etwas tun, nicht tanzen. Ein Dummkopf hat mich nach Paris mitnehmen wollen – seither denke ich daran hinzufahren.«
»Alexander Böhlaug?«
»Sie kennen ihn? Seit gestern sind Sie hier?«
»Sie kennen ja auch mich.«
»Haben Sie auch schon mit Ignatz gesprochen?«
»Nein, aber Böhlaug ist mein Vetter.«
»Oh! Entschuldigen Sie!«
»Nein, bitte, bitte, er ist ein Dummkopf!«
Stasia hat ein paar Schokoladerippen, und einen Spirituskocher holt sie aus dem Grunde einer Hutschachtel.
»Das darf niemand wissen. Selbst Ignatz weiß es nicht. Den Spirituskocher verstecke ich jeden Tag woanders. In der Hutschachtel heute, gestern lag er in meinem Muff, einmal zwischen Schrank und Wand. Die Polizei verbietet Spirituskocher im Hotel. Man kann aber doch

nur – ich meine unsereins – im Hotel wohnen, und das Hotel Savoy ist das beste, das ich kenne. Sie wollen lange hierbleiben?«
»Nein, ein paar Tage.«
»Oh, dann werden Sie Hotel Savoy nicht kennenlernen, hier nebenan wohnt Santschin mit Familie. Santschin ist unser Clown – wollen Sie ihn kennenlernen?«
Ich will nicht gerne. Aber Stasia braucht Tee.
Die Santschins wohnen gar nicht »nebenan«, sondern am andern Ende des Korridors, in der Nähe der Waschküche. Hier ist der Plafond abschüssig und hängt so tief, daß man fürchtet, gegen ihn zu stoßen. In Wirklichkeit aber erreicht man ihn noch lange nicht – er scheint nur so bedrohlich. Überhaupt verringern sich in dieser Ecke alle Dimensionen, das kommt von dem grauen Dunst der Waschküche, der die Augen betäubt, Distanzen verkleinert, die Mauer anschwellen läßt. Es ist schwer, sich an diese Luft zu gewöhnen, die in ständiger Wallung bleibt, Konturen verwischt, feucht und warm riecht, die Menschen in unwirkliche Knäuel verwandelt.
Auch in Santschins Zimmer ist Dunst, seine Frau schließt eilig die Tür, als wir eintreten, als lauerte draußen ein wildes Tier. Die Santschins, die ein halbes Jahr in diesem Zimmer wohnen, haben schon Übung im raschen Türschließen. – Ihre Lampe brennt mitten in einem grauen Kreis, weckt Erinnerungen an Photographien von Sternbildern, die von Nebeln umgeben sind. Santschin steht auf, schlüpft mit einem Arm in einen dunklen Rock und neigt den Kopf vor, um die Gäste zu erkennen. Sein Kopf scheint aus Wolken herauszuwachsen wie das Haupt einer überirdischen Erscheinung auf frommen Bildern.
Er raucht eine lange Pfeife und spricht wenig. Die Pfeife behindert ihn an der Unterhaltung. Sooft er einen halben Satz zusammengebracht hat, muß er innehalten, nach der Stricknadel seiner Frau greifen und im Pfeifenkopf herumstochern. Oder es muß ein neues Streichholz angezündet werden, und es gilt, die Zündholzschachtel zu suchen. Frau Santschin kocht Milch fürs Kind, sie braucht die Streichhölzer ebensohäufig wie ihr Mann. Die Schachtel wandert unaufhörlich von Santschins Seite auf den Waschtisch, wo der Spirituskocher steht, manchmal bleibt sie unterwegs liegen und verschwindet im Nebel spurlos. Santschin bückt sich, wirft einen Sessel um, die Milch kocht, man nimmt sie fort und läßt die Spiritusflamme flackern, bis man etwas

anderes zu wärmen »aufgestellt« hat, weil die Gefahr besteht, daß die Streichhölzer überhaupt nicht mehr gefunden werden.
Ich empfahl meine eigene Streichholzschachtel abwechselnd dem Herrn und der Frau Santschin – aber niemand wollte sie nehmen, beide suchten eifrig und ließen den Spiritus vergeblich brennen. Endlich erblickte Stasia die Schachtel in einer Falte der Bettdecke.
Eine Sekunde später sucht Frau Santschin nach den Schlüsseln, um den Tee aus dem Koffer zu holen – aus dem Kasten konnte er »immerhin« gestohlen werden. »Ich höre irgendwo Klirren«, sagt Santschin auf russisch, und wir halten still, um ein Klirren der Schlüssel zu erhaschen. Aber nichts regt sich. »Sie können ja auch nicht von selbst klirren«, schreit Santschin. »Ihr müßt euch alle bewegen, dann melden sie sich schon!«
Aber sie meldeten sich erst, als Frau Santschin einen Milchfleck auf ihrer Bluse entdeckte und rasch nach der Schürze griff, um eine Wiederholung zu vermeiden. Es stellt sich heraus, daß die Schlüssel in der Schürzentasche lagen. Und im Koffer ist kein Stäubchen Tee mehr.
»Ihr sucht den Tee?« fragt Santschin plötzlich, »den hab' ich heute früh verbraucht!«
»Warum sitzt du da wie ein Klotz und sagst kein Wort?« schreit seine Frau.
»Erstens habe ich nicht geschwiegen«, sagt Santschin, der ein Logiker ist, »und zweitens fragt mich ja auch niemand. Ich bin nämlich, müssen Sie wissen, Herr Dan, der Letzte hier im Hause.«
Frau Santschin hatte eine Idee: Man könnte Tee kaufen bei Herrn Fisch, wenn er nicht grade schlief. Daß er etwas Tee herleihen würde, bestand keine Aussicht. »Mit Nutzen« würde er gern verkaufen.
»Gehn wir zu Fisch«, sagt Stasia.
Fisch muß man erst wecken. Er wohnt im letzten Zimmer des Hotels, Nummer 864, umsonst, weil die Kaufleute und Industriellen des Ortes und die vornehmen Parterregäste des Hotels Savoy für ihn zahlen. Es geht die Sage, daß er einmal verheiratet, angesehen, Fabrikant und reich gewesen war. Nun hat er alles unterwegs verloren, aus Nachlässigkeit – wer kann's wissen. Er lebt von geheimer Wohltätigkeit, aber er gibt es nicht zu, sondern nennt sich »Lotterieträumer«. Er besitzt die Fähigkeit, Lotterienummern zu träumen, die unbedingt eintreffen müssen. Er schläft den ganzen Tag, läßt sich Nummern träumen und setzt. Aber noch ehe sie gezogen sind, hat er wieder geträumt. Er ver-

kauft sein Los, ersteht für den Erlös ein neues, das alte gewann, das neue nicht. Viele Menschen sind durch Fischs Träume reich geworden und wohnen im ersten Stock des Hotel Savoy. Aus Dankbarkeit bezahlen sie für Fisch das Zimmer.
Fisch – sein Vorname ist Hirsch – lebt in steter Angst, weil er einmal irgendwo gelesen hat, daß die Regierung das Lotteriespiel aufheben und »Klassenlose« einführen will.
Hirsch Fisch muß »schöne Nummern« geträumt haben, es dauert lange, ehe er aufsteht. Er läßt niemanden in sein Zimmer, begrüßt mich im Korridor, hört Stasias Wunsch an, schlägt die Tür wieder zu und öffnet sie nach einer geraumen Weile, mit einem Teepäckchen in der Hand.
»Wir verrechnen das, Herr Fisch«, sagt Stasia.
»Guten Abend«, sagt Fisch und geht schlafen.
»Wenn Sie Geld haben«, rät Stasia, »kaufen Sie bei Fisch ein Los« – und sie erzählt mir von den wunderbaren Träumen des Juden.
Ich lache, weil ich mich schäme, den Wunderglauben zuzugeben, dem ich leicht verfalle. Aber ich bin entschlossen, ein Los zu kaufen, wenn Fisch mir etwas anbieten würde.
Die Schicksale Santschins und Hirsch Fischs beschäftigten mich. Alle Menschen schienen hier von Geheimnissen umgeben. Träumte ich das? Den Dunst der Waschküche? Was wohnte hinter der, hinter jener Tür? Wer hatte dieses Hotel erbaut? Wer war Kaleguropulos, der Wirt?
»Kennen Sie Kaleguropulos?«
Stasia kannte ihn nicht. Niemand kannte ihn. Niemand hatte ihn gesehn. Aber wenn man Zeit und Lust hatte, konnte man sich einmal aufstellen, wenn er gerade inspizieren kam, und ihn anschaun.
»Glanz hat es einmal versucht«, sagte Stasia, »hat aber keinen Kaleguropulos gesehn. Übrigens sagt Ignatz, daß morgen Inspektion ist.«
Noch ehe ich die Treppe hinabsteige, holt mich Hirsch Fisch ein. Er ist im Hemd und in langen weißen Unterhosen und hält steif vor den Leib hingestreckt ein Nachtgeschirr. Groß und hager, sieht er im dämmerigen Zwielicht wie ein Auferstandener aus. Seine grauen Bartstoppeln drohen wie kleine, scharfe Spieße. Seine Augen liegen tief, beschattet von mächtigen Backenknochen.
»Guten Morgen, Herr Dan! Glauben Sie, daß die Kleine mir den Tee bezahlen wird?«

»Wahrscheinlich doch!«
»Hören Sie, ich habe Nummern geträumt! Eine sichere Terz! Ich setz' heute! Haben Sie gehört, daß die Regierung die Lotterie abschaffen will?«
»Nein!«
»Es wär' ein großes Unglück, sag' ich Ihnen. Von was lebt das kleine Volk? Von was wird man reich? Soll man warten, bis eine alte Tante stirbt? Ein Großvater? Und dann steht im Testament: das Ganze fürs Waisenhaus.«
Fisch redet, das Nachtgeschirr vor sich haltend, er scheint es vergessen zu haben. Ich werfe einen Blick darauf, er bemerkt es.
»Wissen Sie, ich erspar' mir Trinkgelder. Was brauch' ich den Zimmerkellner bei mir? Ich mach' mir selbst Ordnung. Die Menschen stehlen wie die Raben. Allen ist schon was gestohlen worden. Mir nicht! Ich mach' mir selbst Ordnung. Heute, hat der Ignatz gesagt, ist Revision. Ich geh' immer weg, wer nicht da ist, ist nicht da. Wenn Kaleguropulos etwas nicht richtig findet, kann er mich nicht herstellen. Bin ich sein Rekrut?«
»Kennen Sie den Wirt?«
»Wozu soll ich ihn kennen? Ich bin nicht neugierig auf die Bekanntschaft. Haben Sie das Neueste gehört: Bloomfield kommt!«
»Wer ist das?«
»Bloomfield kennen Sie nicht? Bloomfield ist ein Kind dieser Stadt, Milliardär in Amerika. Die ganze Stadt ruft: Bloomfield kommt! Ich hab' mit seinem Vater gesprochen, wie ich hier mit Ihnen rede, so wahr ich leb'.«
»Entschuldigen Sie, Herr Fisch, ich will noch ein bißchen schlafen!«
»Bitte, schlafen Sie! Ich muß Ordnung machen.« Fisch geht der Toilette entgegen. Aber unterwegs, ich war schon auf der Stiege, rannte er zurück:
»Glauben Sie, daß sie zahlen wird?«
»Ganz gewiß.«
Ich öffnete die Tür meines Zimmers und glaubte noch einmal, wie gestern, einen huschenden Schatten zu sehn. Ich war zu müde, um nachzusehen. Ich schlief, bis die Sonne hoch im Mittag stand.

VI

Es klang wie ein Schlachtruf durchs Haus: Kaleguropulos kommt! Er kam immer am Vorabend, ehe die Sonne verschwand. Geschöpf der Dämmerung war er, Herr der Fledermäuse.
Weiber standen in den drei höchsten Stockwerken verteilt und scheuerten die großen Quadersteine. Man hört Geräusch pantschender Staubfetzen, die in gefüllte Kübel fallen, Schrubbern eines harten Besens und besänftigendes Gleiten trockener Tücher über den Korridor. Ein Zimmerkellner reibt, gelbes Säurefläschchen in der Hand, an den Klinken.
Leuchter blinken, Druckknöpfe und Türleisten, verstärkter Dunst quillt aus der Waschküche und stiehlt sich ins sechste Stockwerk. Auf schwankenden Leitern ragen dunkelblaue Männer gegen den Suffit und tasten Drahtleitungen mit behandschuhten Händen ab. An breiten Gurten hängen Mädchen mit wehenden Schößen wie lebendige Fahnen zu den Fenstern hinaus, Scheiben putzend. Aus dem siebenten Stock sind alle Einwohner verschwunden, offen stehn die Türen, dargeboten ist dem Blick alle kümmerliche Häuslichkeit, eilig zusammengeraffte Bündel, Haufen von Zeitungspapier über verbotenen Gegenständen.
In den vornehmen Stockwerken tragen die Zimmermädchen prachtvoll gesteifte Nonnenhauben, duften nach Stärke und feierlicher Aufregung wie Sonntag morgens. Ich wundere mich, daß keine Kirchenglocken läuten. Unten stäubt jemand mit einem Taschentuch die Palmen ab, es ist der Direktor selbst, sein Auge sieht einen Lederfauteuil, dessen Sitz Risse aufweist und Eingeweide aus Holzwolle verrät. Flugs legt der Portier einen Teppich darüber.
Zwei Buchhalter stehn an hohen Kontorpulten und machen Auszüge. Einer blättert im Katasterkasten. Der Portier trägt eine neue Goldborte um den Mützenrand. Ein Diener tritt aus einem kleinen Gelaß in einer neuen grünen Schürze, blühend wie ein Stück Frühlingswiese.
Im Vestibül sitzen dicke Herren, rauchend und Schnäpse trinkend, von hurtigen Kellnern umgaukelt.
Ich bestelle einen Schnaps und setze mich an einen Tisch am äußersten Rand des Vestibüls, hart neben dem Läufer, über den Kaleguropulos ja kommen muß. Ignatz kam vorbei, nickte, freundlicher als sonst, ruhig, mit einer Würde, die einem Liftboy gar nicht anstand. Er schien als

einziger in diesem Hause Ruhe bewahrt zu haben, seine Kleidung wies keine Veränderung auf, sein glattrasiertes Gesicht, bläulich schimmernd am Kinn, war heute genauso pastorenhaft wie immer.

Ich wartete eine halbe Stunde. Plötzlich sah ich Bewegung vorn in der Portierloge, der Direktor griff nach dem Kassabuch, schwenkte es hoch wie ein Signal und rannte die Treppe hinauf. Ein dicker Gast ließ das Schnapsglas, das er halb erhoben hatte, wieder stehn und fragte seinen Nebenmann: »Was ist los?« Der, ein Russe, sagte gleichmütig: »Kaleguropulos ist im ersten Stock.«

Wie war er gekommen?

In meinem Zimmer, auf dem Nachtkästchen, fand ich eine Rechnung mit aufgedrucktem Vermerk:

»Die geehrten Gäste werden höfl. ersucht, in bar zu zahlen. Schecks werden prinzipiell nicht angenommen.

Hochachtungsvoll
Kaleguropulos, Hotelwirt«

Der Direktor kam nach einer Viertelstunde und bat um Entschuldigung, es wäre ein Versehen und die Rechnung für einen Gast bestimmt, der darum gebeten hatte. Der Direktor schied, er war aufrichtig erschrocken, seine Entschuldigungen nahmen kein Ende, es war, als hätte er einen Unschuldigen zum Tode verurteilt, so überwältigte ihn die Reue. Er verbeugte sich noch einmal, zum letztenmal, tief, die Türklinke in der Hand, die Rechnung bergend, verschämt, in den Schößen seines Cuts.

Später belebte sich das Haus, ein Bienenstock, in den die Bewohner mit süßer Beute einschwärmen. Hirsch Fisch kam und die Familie Santschin und viele andere, die ich nicht kannte, auch Stasia kam. Sie hatte Angst, in ihr Zimmer zu gehn.

»Weshalb fürchten Sie sich?«

»Es ist eine Rechnung da«, sagte Stasia, »und ich kann sie doch nicht bezahlen. Ignatz wird wieder mit dem Patent kommen müssen.«

Was das für ein Patent wäre?

»Später«, sagte Stasia. Sie ist sehr aufgeregt, sie trägt eine dünne Bluse, und ich sehe ihre kleinen Brüste.

Auf ihrem Nachtkästchen lag eine Rechnung. Sie war ansehnlich; wenn ich sie bezahlen wollte, hätte sie mehr als die Hälfte meiner Barschaft verschlungen.

Stasia erholte sich leicht. Vor dem Spiegel entdeckt sie einen Blumenstrauß, Nelken und Sommerblumen.

»Die Blumen sind von Alexander Böhlaug«, sagt sie, »aber ich schicke niemals Blumen zurück. Was können sie dafür?«

Dann schickt sie um Ignatz.

Ignatz kam, mit forschendem Gesicht, und verbeugte sich tief vor mir.

»Ihr Patent, Ignatz«, sagt Stasia.

Ignatz zieht eine Kette aus der Hosentasche und greift nach einem Toilettenköfferchen vor dem Spiegel.

»Das dritte«, sagt Ignatz und legt die Kette vierfach um den Koffer. Er hat dabei ein wollüstiges Gesicht, als fesselte er Stasia und nicht ihr Gepäck. Er hängt an die Kettenenden ein kleines Schloß, faltet die Rechnung und birgt sie in seiner abgegriffenen Brieftasche.

Ignatz leiht jedem Geld, der Koffer hat. Er bezahlt die Rechnungen der Parteien, die ihm ihre Gepäckstücke verpfänden. Die Koffer bleiben in den Zimmern ihrer Besitzer, sie sind von Ignatz versperrt und können nicht geöffnet werden. Das Patentschloß hat Ignatz selbst erfunden. Er kommt jeden Morgen nachsehn, ob »seine« Koffer unberührt sind.

Stasia begnügt sich mit zwei Kleidern. Drei Koffer hat sie verpfändet. Ich beschließe, einen Koffer zu kaufen, und ich denke, daß es gut wäre, das Hotel Savoy schnell zu verlassen.

Mir gefiel das Hotel nicht mehr: die Waschküche nicht, an der die Menschen erstickten, der grausam wohlwollende Liftknabe nicht, die drei Stockwerke Gefangener. Wie die Welt war dieses Hotel Savoy, mächtigen Glanz strahlte es nach außen, Pracht sprühte aus sieben Stockwerken, aber Armut wohnte drin in Gottesnähe, was oben stand, lag unten, begraben in luftigen Gräbern, und die Gräber schichteten sich auf den behaglichen Zimmern der Satten, die unten saßen, in Ruhe und Wohligkeit, unbeschwert von den leichtgezimmerten Särgen.

Ich gehöre zu den hoch Begrabenen. Wohne ich nicht im sechsten Stockwerke nur? Nicht acht, nicht zehn, nicht zwanzig? Wie hoch kann man noch fallen? In den Himmel, in endliche Seligkeit?

»Sie sind so weit von hier«, sagt Stasia.

»Verzeihen Sie«, bitte ich, ihre Stimme hat mich gerührt.

VII

Phöbus Böhlaug vergaß nie, auf den blauen Anzug hinzuweisen, er nannte ihn »eine Pracht von einem Anzug«, »wie auf Maß geschnitten«, und lächelte. Einmal traf ich bei meinem Onkel Glanz, Abel Glanz, einen kleinen, schäbig gekleideten, unrasierten Menschen, der furchtsam zusammensank, wenn man ihn ansprach, und die Fähigkeit hatte, automatisch kleiner zu werden, durch irgendeinen rätselhaften Mechanismus seiner Natur. Sein dünner Hals mit dem ruhelos rollenden Adamsapfel konnte sich zusammenziehen wie eine Harmonika und im weiten Stehkragen verschwinden. Nur seine Stirn war groß, sein Schädel lichtete sich, seine roten Ohren standen weit ab und erweckten den Eindruck, als hätten sie diese Stellung eingenommen, weil alle Welt sich erlauben durfte, an ihnen zu ziehen. Abel Glanz' kleine Augen sahen mich gehässig an. Er betrachtete mich vielleicht als Rivalen.

Abel Glanz verkehrt seit Jahren in Phöbus Böhlaugs Hause, er ist einer jener ständigen Teegäste, an denen die wohlhabenden Häuser der Stadt zugrunde zu gehn fürchten und die sie abzuschaffen niemals den Mut finden.

»Trinken Sie einen Tee«, sagte Phöbus Böhlaug.

»Nein, danke!« sagt Abel Glanz. »Ich bin mit Tee gefüllt wie ein Samowar. Das ist schon der vierte Tee, den ich ablehnen muß, Herr Böhlaug. Ich trinke, seitdem ich das Besteck fortgelegt habe, fortwährend Tee. Nötigen Sie mich nicht, Herr Böhlaug!«

Böhlaug läßt sich nicht bekehren:

»So einen guten Tee haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht getrunken, Glanz.«

»Aber was denken Sie, Herr Böhlaug! Ich war einmal bei der Fürstin Basikoff geladen, Herr Böhlaug, vergessen Sie das nicht!« sagt Abel Glanz, so drohend, wie es ihm möglich ist.

»Und ich sage Ihnen, selbst die Fürstin Basikoff hat so einen Tee nicht getrunken, fragen Sie meinen Sohn, ob man in ganz Paris so einen Tee bekommt!«

»So, meinen Sie?« sagt Abel Glanz und tut, als ob er überlegte.

»Dann kann man ja kosten, kosten kann niemals schaden.« Und rückt mit seinem Stuhl in die Nähe des Samowars.

Abel Glanz war Souffleur in einem rumänischen kleinen Theater ge-

wesen, aber er fühlte sich zum Regisseur berufen und hielt es in seinem Kasten nicht aus, wenn er zusehn mußte, wie die Leute »Fehler« machten. Glanz erzählte jedem Menschen seine Geschichte. Es war ihm eines Tages gelungen, probeweise Regie zu führen. Eine Woche später wurde er eingezogen und kam in die Sanitätsgruppe, weil ein Feldwebel den Beruf »Souffleur« für etwas Medizinisches gehalten hatte.

»So spielt der Zufall mit den Menschen«, schloß Abel Glanz.

«Glanz wohnt ja auch im Savoy«, sagte Phöbus Böhlaug einmal, und es schien mir, als wollte der Onkel einen Vergleich anstellen zwischen dem Souffleur und mir. Für Phöbus Böhlaug gehörten wir beide zusammen, wir waren irgendwo »Künstler«, irgendwo halbe Schnorrer, obwohl man gerecht zugeben mußte, daß der Souffleur sich redliche Mühe gab, einen anständigen Beruf zu ergreifen. Er wollte Kaufmann werden, und das wurde man am besten, indem man »Geschäfte machte«.

»Siehst du, Glanz macht ganz gute Geschäfte«, sagt Onkel Phöbus.

»Was für Geschäfte?«

»Mit Valuta«, sagt Phöbus Böhlaug, »gefährlich ist es, aber sicher. Es ist eine Glückssache. Wenn einer keine glückliche Hand hat, soll er nicht anfangen. Aber wenn einer Glück hat, kann er in zwei Tagen Millionär sein.«

»Onkel«, sagte ich, »warum handeln Sie nicht mit Valuta?«

»Gott behüte«, schreit Phöbus, »mit der Polizei will ich nichts zu tun haben! Wenn man gar nichts hat, handelt man mit Valuta.«

»Phöbus Böhlaug soll mit Valuta handeln?« fragt Abel Glanz. Und diese Frage kommt aus tiefer Empörung.

»Es ist nicht leicht, mit Valuta zu handeln«, sagt Abel Glanz. »Man setzt sein Leben aufs Spiel – es ist ein jüdisches Schicksal. Man läuft den ganzen Tag herum. Brauchen Sie rumänische Leis, bietet Ihnen jeder Schweizer Franken. Brauchen Sie Schweizer Franken, gibt ihnen jeder Leis. Es ist eine verzauberte Geschichte. Ihr Onkel sagt, ich mache gute Geschäfte? Ein reicher Mann glaubt, jeder macht gute Geschäfte.«

»Wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein reicher Mann bin?« sagt Phöbus.

»Wer soll mir das sagen? Das braucht man mir nicht zu erzählen. Die ganze Welt weiß, daß die Unterschrift Böhlaugs Geld wert ist.«

»Die Welt lügt!« schreit Böhlaug, und seine Stimme springt in eine

hohe Tonlage. Er schrie, als hätte ihn »die Welt« eines großen Verbrechens bezichtigt.
Alexanderl trat ein, im neumodischen Anzug, ein gelbes Netz über dem glattfrisierten Kopf. Er duftete nach allerlei, nach Mundwasser und Brillantine und rauchte eine süßparfümierte Zigarette.
»Es ist keine Schande, Geld zu haben, Vater«, sagt er.
»Nicht wahr?« rief Glanz freudig. »Ihr Vater schämt sich.«
Phöbus Böhlaug goß neuen Tee ein. »So sind eigene Kinder«, jammerte er.
Phöbus Böhlaug ist in diesem Augenblick ein ganz alter Mann. Aschgrau das Angesicht, Runzelnetze auf den Augenlidern, die Schultern vorgeneigt, als hätte ihn jemand verwandelt.
»Wir leben alle nicht gut«, sagt er. »Man arbeitet und schindet sich ein ganzes Leben, und dann wird man begraben.«
Es ist plötzlich sehr ruhig geworden. Auch dämmert der Abend schon.
»Man muß Licht machen!« sagt Böhlaug.
Das war für Glanz gesagt.
»Ich gehe schon, besten Dank für den guten Tee!«
Phöbus Böhlaug gibt ihm die Hand und sagt zu mir:
»Komm du auch nicht so selten!«
Glanz führte mich durch unbekannte Gäßchen, an Höfen vorbei, verwahrlosten Gehöften, freien Plätzen, auf denen Schutt und Mist lagerte, Schweine grunzten, mit kotigen Mäulern Atzung suchend. Grüne Fliegenschwärme summten um Haufen dunkelbraunen Menschenkotes. Die Stadt hatte keine Kanäle, es stank aus allen Häusern, und Glanz prophezeite plötzlich Regen aus allerlei Gerüchen.
»So sind unsere Geschäfte«, sagt Glanz. »Böhlaug ist ein reicher Mann mit einem kleinen Herzen. Sehen Sie, Herr Dan, die Menschen haben kein schlechtes Herz, nur ein viel zu kleines. Es faßt nicht viel, es reicht gerade für Frau und Kind.«
Wir kommen in eine kleine Gasse. Da stehen Juden, spazieren in der Straßenmitte, haben Regenschirme, lächerlich gewickelte, mit krummen Krücken. Sie stehn entweder still mit sinnenden Gesichtern oder gehen hin und zurück, unaufhörlich. Hier verschwindet einer, dort kommt ein anderer aus einem Haustor, sieht forschend nach links und rechts und beginnt zu schlendern.
Wie stumme Schatten gehen die Menschen aneinander vorbei, es ist

eine Versammlung von Gespenstern, längst Verstorbene wandeln hier. Seit Tausenden Jahren wandert dieses Volk in engen Gassen.
Wenn man näher kommt, kann man sehn, wie zwei stehenbleiben, eine Sekunde lang murmeln und aneinander vorbeigehen, ohne Gruß, um sich nach wenigen Minuten wieder zu treffen und einen halben Satz zu murmeln.
Ein Polizist erscheint, mit gelben, knarrenden Stiefeln, schlenkerndem Säbel schreitet er gerade durch die Straßenmitte, an ausweichenden Juden vorbei, die ihn grüßen, ihm etwas zurufen, lächeln. Kein Gruß, kein Zuruf hält ihn auf, wie ein aufgezogener Mechanismus schreitet er seine Straße ab, mit abgemessenen Schritten. Seine Wanderung hat keinen einzigen erschreckt.
»Streimer kommt«, flüstert jemand an Abel Glanz' Seite, und da ist auch schon Jakob Streimer.
In dem Augenblick entzündet ein blaugekittelter Mann eine Gaslaterne, und es sieht aus, als wäre dies zu Ehren des Gastes geschehn.
Abel Glanz wird unruhig, alle Juden werden es.
Jakob Streimer wartet am Straßenende, prachtvoller noch als der Polizist erwartet er die Menge, die herankommt, wie ein morgenländischer Fürst eine Abordnung bittender Untertanen. Er trägt eine goldene Brille, einen gepflegten, braunen Backenbart und einen Zylinder.
Es sprach sich bald herum, daß Jakob Streimer deutsche Reichsmark brauche.
Abel Glanz trat in einen Laden, in dem eine Frau scheinbar auf Kunden wartete. Die Frau verließ ihren Posten, eine Tür ging, ein Glöckchen schrillte, ein Mann trat aus dem Laden.
Glanz kam zurück, strahlend: »Ich habe Mark zu elf drei achtel. Wollen Sie sich beteiligen? Streimer zahlt zwölf dreiviertel.«
Ich will fragen, Glanz fährt mit seiner Hand in meine Brusttasche, mit unheimlicher Sicherheit zieht er die Geldtasche, nimmt alle Scheine, steckt mir ein Bündel zerknüllter Banknoten in die Hand und sagt: »Kommen Sie.«
»Zehntausend«, sagt er und bleibt vor Jakob Streimer stehn.
»Dieser Herr?« fragt Streimer.
»Ja, Herr Dan.« Streimer nickte.
»Savoy«, sagte er.
»Gratuliere, Herr Dan«, sagt Glanz, »Streimer hat Sie eingeladen.«
»Wieso?«

»Haben sie nicht gehört? ›Savoy‹ hat er gesagt. – Gehn wir!« – »Wenn Ihr Onkel Phöbus Böhlaug ein weites Herz hätte, könnten Sie hingehn, Geld borgen, deutsche Mark kaufen – haben Sie in zwei Stunden hunderttausend verdient. Aber er gibt Ihnen nichts. So haben Sie nur fünf verdient.«

»Das ist auch viel.«

»Nichts ist viel. Viel ist eine Milliarde«, sagt Glanz träumerisch. »Es gibt heutzutage kein Viel. Weiß man, was morgen sein wird? Morgen ist Revolution. Übermorgen kommen die Bolschewiken. Die alten Märchen sind wahr geworden. Sie bewahren heute hunderttausend im Schrank und gehn morgen hin, und es sind nur fünfzigtausend. Solche Wunder geschehn heutzutage. Wenn nicht einmal das Geld noch Geld ist! Was wollen Sie mehr?«

Wir kamen ins Savoy, Glanz öffnete eine kleine Tür am Ende des Korridors, da stand Ignatz.

Es war eine Bar in einem dunkelrot getünchten Raum. Eine rothaarige Frau stand hinter dem Bartisch, und ein paar geputzte Mädchen saßen verstreut an kleinen Tischen und sogen Limonade durch dünne Strohhalme.

Glanz grüßte. »Guten Tag, Frau Kupfer«, und stellte vor:

»Herr Dan – Frau Jetti Kupfer, die Alma mater.«

»Das ist Lateinisch«, sagt er zu Frau Kupfer.

»Ich weiß, Sie sind ein gebildeter Mann«, sagt Frau Kupfer, »aber Sie müssen mehr verdienen, Herr Glanz.«

»Jetzt rächt sie sich für mein Latein.« Glanz schämt sich.

Es war halbdunkel im Raum, in einer Ecke brannte rötlich eine Ampel, ein schwarzer Flügel stand vor einer kleinen Bühne.

Ich trank zwei Schnäpse und glitt in einen Lederfauteuil. Vor dem Bartisch saßen Herren und aßen Kaviarbrötchen. Ein Klavierspieler setzte sich an das Instrument.

VIII

Wir sitzen an kleinen Tischen, Verbindung besteht zwischen allen, es ist eine große Familie. Frau Jetti Kupfer läutet mit einem silbernen Glöckchen, und nackte Frauen treten auf die Bühne. Es wird still und dunkel, man schiebt Stühle zurecht und sieht auf die Bretter. Die Mäd-

chen sind jung und weiß gepudert. Sie tanzen schlecht, winden sich nach der Melodie, jedes, wie ihm gefällt. Unter allen – es sind zehn – fällt mir eine dünne Kleine auf, die mühsam überpuderte Sommersprossen hat und erschrockene blaue Augen. Ihre schmalen Knöchel sind gebrechlich, ihre Bewegungen ungelenk und furchtsam, mit den Händen versucht sie vergeblich, ihre Brüste zu schützen, die klein und spitz sind und fortwährend zittern wie junge, frierende Tiere.
Dann läutet Frau Jetti wieder das silberne Glöckchen, der Tanz hört auf, der Klavierspieler schlägt einen Donnerwirbel, das Licht brennt hell, und die Mädchenkörper weichen gleichmäßig einen halben Schritt zurück, als hätte sie erst das aufflammende Licht entkleidet. Sie wenden sich, um im Gänsemarsch abzutrippeln, und Frau Jetti ruft: »Toni!«
Toni kam, die kleine Sommersprossige, Frau Jetti Kupfer verließ den Bartisch, kam hinunter wie aus Wolken, sie verbreitet einen starken Parfüm- und Likörgeruch und stellt vor: »Fräulein Toni, unsere Neueste!«
»Brav!« schrie ein Herr, es war Herr Kanner, ein Anilinfabrikant, wie mir Glanz erklärte. »Tonka«, sagte er und knipste mit Daumen und Zeigefinger wohlgelaunt, streckte die Linke aus und tastete nach Tonkas Hüfte.
»Wo stecken die Mädchen?!« schrie Jakob Streimer, »was ist das überhaupt für eine Bedienung? Hier sitzen die Herren Neuner und Anselm Schwadron, sie werden behandelt wie – ich sag' nicht wer ...« Ignatz glitt durch den Raum und brachte fünf der nackten Mädchen, verteilte sie auf fünf Tische. Frau Kupfer sagte: »Wir haben nicht mit so viel Gästen gerechnet.«
Anselm Schwadron und Philipp Neuner, die Fabrikanten, standen gemeinsam auf, winkten zwei Mädchen heran und bestellten Prünelle gemischt.
Ein Gast trat ein, von allen mit großem Geschrei begrüßt, die Mädchen schienen vergessen, sie saßen auf kleinen Stühlchen wie abgelegte Gegenstände.
Der Gast ruft: »Bloomfield ist heute in Berlin!«
»In Berlin«, wiederholen alle.
»Wann kommt er?« fragt der Anilinfabrikant Kanner.
»Er kann jeden Tag eintreffen!« sagt der Neuangekommene.
»Und grad jetzt müssen meine Arbeiter streiken«, sagt Philipp Neu-

ner, der ein Deutscher ist, groß, rotblond, stiernackig, mit einem runden, starken Kindergesicht.
»Einigen Sie sich, Neuner!« ruft Kanner.
»20 Prozent Zulage für die Verheirateten?« fragt Neuner, »können Sie das zahlen?«
»Ich gebe Zulage für jedes neugeborene Kind«, trumpft Kanner auf, »und seitdem ist ein Kindersegen auf meine Arbeiter hereingebrochen. Ich wünsche allen meinen Feinden eine so fruchtbare Arbeiterschaft. Die Kerle legen sich selbst herein, predige ich immer, aber ein Arbeiter verliert den Verstand für zwei Prozent vom Gehalt und macht mir ein Schock Kinder.«
»Sie ihm auch!« sagt Streimer gelassen.
»Ein Fabrikant ist kein Häusermakler! Merken Sie sich das!« schnarrt Philipp Neuner. Er hat einmal bei der Garde gedient, als Einjähriger.
»Ein Duellant«, sagt Glanz.
»Mehr als ein Fabrikant«, sagt Streimer, »hier ist nicht Preußen.«
Ignatz stürzt mit einem Telegramm herein. Er weidet sich an dem neugierigen Schweigen der Gesellschaft, zwei, drei Sekunden lang. Dann sagt er leise, daß man ihn kaum versteht:
»Ein Telegramm von Herrn Bloomfield. Er kommt Donnerstag und bestellt Nummer 13!«
»13? – Bloomfield ist abergläubisch«, erklärt Kanner.
»Wir haben nur 12a und 14«, sagt Ignatz.
»Malen Sie eine 13 hin«, sagt Jakob Streimer.
»Ei des Kolumbus! Bravo, Streimer!« ruft Neuner versöhnt und streckt Streimer die Hand entgegen.
»Ich bin ein Häusermakler«, sagte der und verbarg die Hand in der Hosentasche.
»Keinen Streit bitte«, ruft Kanner, »wenn Bloomfield kommt!«
Ich gehe in den siebenten Stock, mir scheint es plötzlich, daß Stasia mir begegnen muß. Aber Hirsch Fisch tritt mit seinem Nachtgeschirr aus dem Zimmer.
»Bloomfield kommt! Glauben Sie? –«
Ich höre ihn nicht mehr.

IX

Santschin ist plötzlich erkrankt.
»Plötzlich«, sagen alle Leute und wissen nicht, daß Santschin zehn Jahre lang unaufhörlich gestorben ist. Tag für Tag. Im Simbirsker Lager war vor einem Jahr auch einer so plötzlich gestorben. Ein kleiner Jude. Er fiel eines Nachmittags, während er sein Eßgeschirr putzte, hin und war tot. Er lag auf dem Bauch, streckte alle viere von sich und war tot. Damals sagte jemand: »Ephraim Krojanker ist plötzlich gestorben.«
»Nummer 748 ist plötzlich erkrankt«, sagen die Zimmerkellner. Es gab in den drei höheren Stockwerken des Hotel Savoy überhaupt keine Namen. Alle hießen nach den Zimmernummern.
Nummer 748 ist Santschin, Wladimir Santschin. Er liegt halb angekleidet auf dem Bett und raucht und will keinen Arzt.
»Es ist eine Familienkrankheit«, sagt er. »Es sind die Lungen. Bei mir wären sie vielleicht gesund geblieben, denn als ich geboren wurde, war ich ein starker Kerl und schrie, daß sich die Hebamme Watte in die Ohren stopfen mußte. Aber aus Bosheit und vielleicht, weil kein Platz war in dem kleinen Zimmer, legte sie mich aufs Fensterbrett. Und seitdem huste ich.«
Santschin liegt, nur mit einer Hose bekleidet, auf dem Bett, barfuß. Ich sehe, daß seine Füße schmutzig sind und seine Zehen von Hühneraugen und allerlei unnatürlichen Verkrümmungen verunstaltet. Seine Füße erinnern an seltsame Waldwurzeln. Seine großen Zehen sind gekrümmt und bucklig.
Er will keinen Arzt, weil sein Großvater und sein Vater auch ohne Arzt gestorben sind.
Hirsch Fisch kommt und bietet einen heilkräftigen Tee an und hofft, den Tee »preiswert« zu verkaufen.
Als er sieht, daß niemand den Tee will, bittet er mich hinaus: »Vielleicht wollen Sie ein Los kaufen?«
»Geben Sie her«, sage ich.
»Die Ziehung ist nächsten Freitag, es sind sichere Nummern.« Es waren die Zahlen 5, 8 und 3.
Stasia läuft atemlos herbei, sie hat Ignatz mit dem Lift nicht erwarten können. Ihr Gesicht ist gerötet, Haarsträhnen umflattern es.
»Sie müssen mir Geld geben, Herr Fisch«, sagt sie, »Santschin muß einen Arzt haben.«

»Dann kaufen Sie auch den Tee«, sagt Fisch und sieht mich verstohlen an.
»Ich werde den Arzt bezahlen«, sage ich und kaufe den Tee.
»Bleiben Sie ruhig, Herr Santschin«, sage ich auf russisch. »Stasia ist um den Arzt gegangen.«
»Warum sagt man mir das nicht?« fährt Santschin auf. Ich drücke ihn mühsam aufs Bett. »Man muß die Fenster aufmachen, Weib, hörst du? Man muß den Kübel ausschütten, und die Asche muß verschwinden. Der Doktor wird mir natürlich das Rauchen vorwerfen. Darin sind sich alle Doktoren gleich. Und außerdem bin ich nicht rasiert. Reichen Sie mir mein Messer. Es liegt auf der Kommode.«
Aber das Rasiermesser liegt nicht auf der Kommode. Frau Santschin findet es im Nähzeug, weil sie es statt einer Schere benutzt hat, um Hosenknöpfe abzutrennen.
Ich muß Santschin ein Glas Wasser geben; er befeuchtet sein Gesicht, zieht einen Taschenspiegel aus der Hose, hält ihn vor sich in der Linken, verzieht den Mund, streckt die Zunge hinter die rechte Backe, daß sich die Haut strafft, und rasiert sich ohne Seife. Er kratzt sich nur einmal – »weil Sie mir zusehn«, sagt er, und ich sehe beschämt in irgendeine Ecke. Dann legt er ein Zigarettenpapier auf die verwundete Stelle.
»Jetzt kann der Doktor kommen.«
Den Doktor kannte ich. Er saß täglich im Fünf-Uhr-Saal des Hotels. Er ist Militärarzt gewesen. Man sieht ihm eine lange Dienstzeit an, er hat den festen, klirrenden Gang pensionierter Offiziere, eine gewölbte Brust.
Kleine Sporen trägt er noch, trotz Zivilkleidung und langen Hosen, an den Absätzen. Von seiner gereckten Gestalt, seinen metallenen Augen, seiner starken Stimme geht ein Glanz aus wie von Kaisermanövern.
»Nur der Süden kann Sie retten«, sagt der Doktor. »Aber wenn Sie nicht nach dem Süden gehn, muß der Süden zu Ihnen kommen, warten sie.« –
Der Doktor geht mit klirrendem Schritt auf die Tür zu und klingelt. Er klingelt ausdauernd, spricht, während er mit dem Daumen den Klingelknopf drückt; es dauert einige Minuten, bis der Diener klopft.
Der Zimmerkellner steht in militärischer Haltung vor dem Doktor, der mit seiner schönsten Kommandostimme ruft: »Bringen Sie mir die Weinkarte!«

Es ist eine Weile sehr still im Zimmer; Santschins Augen irren, Rätsel ratend, vom Arzt zu Stasia und zu mir. Dann kommt der Zimmerkellner mit der Weinkarte. »Eine Flasche Malaga und fünf Gläser, auf meine Rechnung!« kommandiert der Doktor.
»Die einzige Medizin«, sagt er dann mit Bedeutung zu Santschin. »Jeden Tag drei Gläschen Wein, verstehen Sie mich?«
Der Doktor schüttet alle fünf Gläser halb voll und reicht sie uns der Reihe nach. Dabei sehe ich, daß der Doktor alt ist. Seine knochigen Hände haben viele blaue Äderchen und zittern.
»Auf Ihre Gesundheit!« sagt der Doktor zu Santschin, und wir stoßen alle an. Es ist wie ein fröhlicher Leichenschmaus.
Ich reiche dem alten Doktor Hut und Stock, und Stasia und ich begleiten ihn auf den Korridor.
»Mehr als zwei Flaschen überlebt er nicht«, sagte der Doktor zu uns. »Na, man braucht es ihm ja nicht zu sagen! Ein Testament braucht er nicht aufzusetzen.«
Der Doktor stieß seinen schweren Stock auf die Steinfliesen und ging mit klirrender Sporenmusik davon. Er wollte kein Geld nehmen.
An diesem Abend begleitete ich Stasia ins Varieté.
Es war immer noch dasselbe Programm. Nur hatte es ein Loch, oder schien es mir so, weil ich wußte, daß Santschin fehlte? Sein Esel trottete auf die Bühne mit roten Läschchen auf den langen Ohren, die er senkte und hob wie Federstiele. Er suchte etwas auf dem Boden, ihm fehlte Santschin, der heitere Santschin, der auf den Brettern kugelnde Körper Santschins, seine heisere, krächzende Stimme, seine glucksenden Juchzer, sein lautes Clowngeplärre. Der Esel fühlte sich unbehaglich, er hob die Vorderbeine, tanzte, auf den Hinterbeinen stehend, einen Marsch aus Blech und Messing und trottete ab.
Alexanderl Böhlaug traf ich; er saß in der ersten Reihe und aß ein Kaviarbrötchen, hielt es mit Daumen und Mittelfinger und spreizte die Bubenhand. Als die Tanznummer kam und Stasia auftrat, verzog er einen Mundwinkel, als schmerze ihn etwas. Aber es geschah nur, weil er ein Monokel einklemmte.
Dann ging ich mit Stasia nach Hause. Wir wählten stille Gäßchen, wir sahen durch beleuchtete Fenster in Stuben, lauter arme Stuben, in denen kleine Judenkinder Rettich und Brot aßen und ihre Gesichter in große Kürbisse gruben.
»Haben Sie bemerkt, wie traurig August war?«

»Wer ist August?«
»Santschins Esel, er arbeitet schon sechs Jahre mit Santschin.«
»Nun wird das Hotel Savoy um einen ärmer«, sage ich – nur, weil ich mich vor dem Schweigen fürchte.
Stasia sprach nicht – sie erwartete, daß ich etwas anderes sagen würde, und gerade, als wir auf den Marktplatz kommen sollen – wir stehen in der letzten kleinen Gasse –, zögert Stasia ein wenig und wäre gerne noch geblieben.
Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir mit Ignatz im Fahrstuhl sitzen. Da schämen wir uns vor seinem Kontrollblick und reden Gleichgültiges.
In dieser Nacht trug Stasia das Bettzeug der Frau Santschin und das Kind in ihr Zimmer und bat mich, bei Santschin zu bleiben.
Santschin freute sich. Er dankte Stasia, nahm ihre Hand und meine und preßte unsere Hände.
Es war eine furchtbare Nacht.
Ich entsann mich der Nächte in freien, offenen Schneefeldern, der Wachtpostennächte, der weißen podolischen Schneenächte, in denen ich fror, und jener von Raketen durchblitzten, da der dunkle Himmel von roten, glühenden Wunden zerfurcht war. Aber keine einzige Nacht meines Lebens, auch jene nicht, in der ich selbst zwischen Leben und Tod geschwebt, war so furchtbar.
Santschins Fieber steigt plötzlich und eilig. Stasia bringt in Essig getauchte Tücher, wir legen sie um Santschins Kopf – es hilft nicht.
Santschin phantasiert. Er gibt eine Gratisvorstellung. Er ruft nach August, seinem Esel. Mit zärtlicher Gebärde ruft er nach seinem Esel. Er hält die Hand vor sich, als böte er dem Tier ein Stück Zucker an, wie er es vor jeder Vorstellung tut. Er springt auf und schreit. Er klatscht in die Hände wie im Varieté, um Beifall herauszufordern. Er streckt den Kopf vor, wackelt mit den Ohren, steift sie wie ein Hund und lauscht auf den Applaus.
»Klatschen Sie«, sagt Stasia, und wir klatschen. Santschin verneigt sich.
Am Morgen lag Santschin in kaltem Schweiß. Die großen Tropfen wuchsen wie gläserne Beulen aus seiner Stirn. Es roch nach Essig, Urin, fauler Luft.
Frau Santschin plärrte leise. Sie drückte den Kopf gegen den Türpfosten. Wir ließen sie weinen.
Als ich mit Stasia hinausging, sagte uns Ignatz guten Morgen. Er stand

im Korridor, so selbstverständlich, als wäre hier sein ständiger Posten und nirgends sonst in der Welt.
»Santschin wird wohl sterben?« fragt Ignatz.
In diesem Augenblick ist es mir, als hätte der Tod die Gestalt des alten Liftknaben angenommen und stünde nun hier und warte auf eine Seele.

X

Santschin wurde um drei Uhr nachmittags begraben, auf einem entlegenen Teil des orientalischen Friedhofs.
Wer im Winter etwa sein Grab wird besuchen wollen, wird sich mit Spaten und Schaufel mühsam einen Weg bahnen müssen. Alle Armen, die auf Gemeindekosten sterben, werden so weit draußen bestattet, und erst wenn drei Generationen gestorben sind, zeigt jener entlegene Teil des Gottesackers menschliche Wege.
Aber dann wird das Grab Santschins nicht mehr zu finden sein.
Nicht einmal Abel Glanz, der arme Souffleur, wird so weit draußen liegen.
Das Grab Santschins ist kalt und lehmig – ich sah hinein, als er begraben wurde –, und sein Gebein ist schutzlos dem Getier der Erde preisgegeben.
Santschin lag drei Tage aufbewahrt im Varieté, weil das Hotel Savoy ja kein Hotel für Tote ist, sondern für Springlebendige. Er lag hinter der Bühne in einer Garderobezelle, und seine Frau saß bei ihm, und ein armer Küster betete. Der Direktor des Varietés hatte die Kerzen beigesteuert.
Die Tänzerinnen mußten an dem toten Santschin vorbei, wenn sie auf die Bühne gingen, die Blechmusik machte ihren Lärm wie gewöhnlich, auch der Esel August kam, aber Santschin rührte sich nicht.
Von den Gästen wußte niemand, daß hinter dieser Bühne ein Toter lag.
Die Polizei hatte es erst verbieten wollen, aber ein Polizeioffizier, der immer Freiplätze bekam – seine Verwandtschaft füllte ein Viertel des Saales –, brachte die Bewilligung.
Vom Varieté aus ging der Leichenzug, der Direktor bis an den Rand der Stadt, wo die Schlachthöfe stehen – in dieser Stadt wurden die Toten den gleichen Weg geführt wie das Vieh. Die Kollegen, Stasia und ich und die Frau Santschins folgten bis zum Grab.

Als wir das Tor des Friedhofs erreicht hatten, stand Xaver Zlotogor da, der Magnetiseur, und zankte mit dem Friedhofsverwalter. Zlotogor hatte den Esel Santschins unbemerkt an das offene Grab geführt und dort warten lassen.
»So kann er nicht begraben werden!« schrie der Verwalter.
»So wird er begraben werden!« sagte Zlotogor.
Es gab einen kleinen Aufenthalt, der Pope sollte entscheiden, und da ihm Xaver Zlotogor etwas zuflüsterte, entschied er, daß das Tier bleiben könne.
Der Esel stand mit schwarzen Trauerläschchen auf den gesenkten Ohren und rührte sich nicht. Hart am Grabesrand stand er und rührte sich nicht, und jeder ging um ihn herum und wagte nicht, das Tier wegzuschieben.
Mit Xaver Zlotogor und dem Esel ging ich zurück, auf den breiten, kiesbestreuten Wegen des Friedhofs, an vornehmen Grabmälern vorbei. Hier liegen die Toten aller Bekenntnisse nicht weit voneinander, nur der jüdische Friedhof ist durch zwei Zäune getrennt. Bettelnde Juden stehen am Zaun und in den Alleen den ganzen Tag wie menschliche Zypressen. Sie leben von der Gnade reicher Erben und schütten über jeden Geber ihre Segenssprüche.
Ich mußte Xaver Zlotogor meine Anerkennung ausdrücken, er hatte tapfer für den Esel gekämpft. Ich kannte den Magnetiseur noch gar nicht, er trat nicht jeden Tag, sondern nur am Sonntag auf oder bei besonderen Anlässen, und sehr oft reiste er »selbständig« durch kleine und größere Städte und gab Vorstellungen.
Er wohnt im Hotel Savoy im dritten Stock. Er kann es sich leisten.
Xaver Zlotogor ist ein weitgereister Mann, den Westen Europas kennt er und Indien. Dort hat er seine Kunst von Fakiren gelernt, wie er erzählt. Er mag wohl an die vierzig alt sein, aber man merkt ihm kein Alter an, so gut beherrscht er Gesicht und Bewegungen.
Manchmal glaube ich, er wäre müde, während wir so gehen, ich glaube, seine Knie seien leise geknickt, und weil der Weg weit ist und ich nicht mehr frisch bin, will ich vorschlagen, daß wir uns ein bißchen auf einen Stein setzen. Aber siehe: Xaver Zlotogor springt mit hochgezogenen Knien über den Stein und ein gut Stück darüber in die Luft wie ein vierzehnjähriger Knabe. Er hat in diesem Augenblick ein Knabengesicht, ein olivengrünes, jüdisches Knabengesicht mit schelmischen Augen. Eine Minute später trägt er einen müden Mund mit hän-

gender Unterlippe, und es ist, als lastete sein Kinn schwer, er muß es auf der Brust stützen.
Xaver Zlotogor wandelt sich so schnell in kurzen Zeiträumen, daß er mir unsympathisch wird, ja, ich muß denken, daß seine ganze edle Geschichte mit dem Esel eine gemeine Komödie war, und es scheint mir, daß dieser Xaver Zlotogor nicht immer so geheißen, daß er vielleicht – der Name taucht plötzlich in mir auf – Salomon Goldenberg geheißen hat in seiner kleinen galizischen Heimat. Merkwürdig, daß sein Einfall, den Esel auf den Friedhof zu führen, mich hatte vergessen lassen, daß er Magnetiseur ist, ein schnöder Zauberer, ein Mann, der das indische Fakirtum für Geld verriet und von den Geheimnissen einer fremden Welt nur so viel wußte, als die Zauberkunststückchen erforderten. Und Gott ließ ihn leben und strafte ihn nicht.
»Herr Zlotogor«, sage ich, »ich muß Sie leider allein lassen, ich habe eine wichtige Unterredung.«
»Mit Herrn Phöbus Böhlaug?« fragt Zlotogor.
Ich war verblüfft und wollte fragen: Woher wissen Sie – aber ich unterdrückte diese Frage und sagte »nein« und gleich darauf »Guten Abend«, obwohl es noch gar nicht dämmerte und die Sonne Lust hatte, noch eine geraume Weile am Himmel zu bleiben.
Ich schritt rasch in die entgegengesetzte Richtung, ich sah wohl, daß ich mich nicht der Stadt näherte, hörte, daß mir Zlotogor etwas nachrief, aber wandte mich nicht um.
Bündel gemähten Heus dufteten stark, Grunzen kam aus einem Schweinekoben, Baracken standen verstreut hinter den Hütten, und ihre Dächer aus Weißblech glühten wie schmelzendes Blei. Ich wollte bis zum Abend allein sein. Ich dachte an viele Dinge, alles, Wichtiges und Nebensachen, ging mir durch den Kopf, die Gedanken kamen wie fremde Vögel und flogen wieder davon.
Spät am Abend kehrte ich heim, die Felder und Wege lagen im Dunkel, und die Grillen zirpten. Gelbe Lichter brannten in den Dorfhäusern, und Glocken schlugen.
Das Hotel Savoy schien mir leer. Santschin war nicht mehr da. Zweimal nur war ich in seinem Zimmer gewesen. Aber mir war, als hätte ich einen lieben guten Freund verloren. Was wußte ich von Santschin? Er war ein Clown im Theater und zu Hause traurig, warm und grob, er erstickte im Wäschedunst, jahrelang hatte er den Duft schmutziger fremder Wäsche geatmet – wenn nicht in diesem Hotel Savoy, so doch

in andern. In allen Städten der Welt gibt es kleinere oder größere Savoys, und überall in den höchsten Stockwerken wohnen die Santschins und ersticken am Dunst fremder Wäsche.
Das Hotel Savoy war noch voll besetzt – von allen 864 Zimmern stand nicht ein einziges leer, nur ein Mensch fehlte, der einzige Wladimir Santschin.
Ich saß unten im Fünf-Uhr-Saal. Der Doktor lächelte mir zu, als wollte er sagen: Siehst du, wie recht ich hatte, als ich Santschin den Tod prophezeite? Er lächelte, als wäre er die medizinische Wissenschaft und feierte nun seinen Triumph. Ich trank einen Wodka und sah Ignatz an – war er der Tod, oder war er nur ein alter Liftknabe? Was glotzte er mit seinen gelben Bieraugen?
Nun fühlte ich, wie Haß in mir aufstieg gegen das Hotel Savoy, in dem die einen lebten und die andern starben, in dem Ignatz Koffer pfändete und die Mädchen sich nackt ausziehen mußten vor Fabrikanten und Häusermaklern. Ignatz war wie ein lebendiges Gesetz dieses Hauses, Tod und Liftknabe. Ich werde mich nicht durch Stasia verlocken lassen hierzubleiben, denke ich.
Für drei Tage reicht meine Barschaft, weil ich durch Glanz' Hilfe Geld gewonnen habe. Dann wird man mich, wenn ich verhungere, genauso begraben wie den armen Santschin, weit draußen auf dem Jenseits des Friedhofs, in einer lehmigen Regenwürmergrube. Jetzt kriechen die Würmer und Schlangen schon über Santschins Sarg, drei Tage noch, acht oder zehn, und das Holz wird verfaulen und der schwarze, alte Anzug, den ihm jemand geschenkt hat und der schon längst fadenscheinig war.
Hier steht Ignatz mit seinen gelben Bieraugen und fährt hinauf und hinunter mit dem Fahrstuhl und hat auch Santschin zum letztenmal hinuntergefahren.
In dieser Nacht betrat ich mein Zimmer nur noch mit großer Überwindung. Ich haßte das Nachtkästchen, den Lampenschirm, den Druckknopf, ich schmiß einen Sessel um, daß es laut polterte, ich hätte gern den Zettel des Kaleguropulos, der höhnisch an der Tür hing, abgerissen, und ich ging furchtsam ins Bett und ließ die ganze Nacht die Lampen brennen.
Santschin erschien mir im Traum: Ich sehe, wie er in seiner lehmigen Grube aufsteht und sich rasiert – ich reiche ihm einen Wasserkübel, er nimmt Lehm dazu und streicht sein Gesicht mit Lehm an, als wäre es

Rasierseife. »Das kann ich«, sagt er und: »Sehen Sie mir nicht zu!«, und ich starre beschämt auf seinen Sarg, der in der Ecke steht.
Dann klatscht Santschin in die Hände, und es erhebt sich ein lautes Beifallsklatschen, das ganze Hotel Savoy klatscht, Kanner und Neuner und Siegmund Fink und Frau Jetti Kupfer.
Vorne steht mein Onkel Phöbus Böhlaug und flüstert mir zu: »Weit hast du's gebracht! Du bist nicht mehr wert als dein Vater! Du Taugenichts!«

XI

Ich wollte gerade das Hotel verlassen, da stieß ich mit Alexanderl Böhlaug zusammen, der einen hellen Filzhut trug. Solch einen schönen Filzhut habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, es ist ein Gedicht, ein Hut von einer zartgetönten hellen, unbestimmbaren Farbe, in der Mitte sorgfältig zusammengekniffen. Wenn ich diesen Hut trüge, ich hütete mich wohl zu grüßen, und ich verzeihe es auch, daß Alexanderl nicht grüßt, sondern nur mit dem Zeigefinger an den Hut tippt, salutierend wie ein Offizier, wenn er den Gruß eines Militärkochs erwidert.
Dabei bewundere ich Alexanderls kanariengelbe Handschuhe ebenso wie den Hut – wenn man diesen Menschen sieht, kann man nicht zweifeln, daß er schnurstracks aus Paris kommt, dorther, wo es am stärksten Paris ist.
»Guten Morgen!« sagt Alexanderl, schläfrig und lächelnd. »Was macht Stasia, Fräulein Stasia?«
»Ich weiß nicht!«
»Sie wissen es nicht? Sind Sie aber lustig! Gestern sind Sie mit der Dame hinter dem Sarg einhergegangen, als wären Sie ihr Cousin.«
»Die Geschichte mit dem Esel ist köstlich«, sagt Alexanderl, zieht einen Handschuh aus und wedelt mit ihm.
Ich schweige.
»Hören Sie, Vetter«, sagt Alexanderl, »ich möchte ein Absteigquartier mieten – im Hotel Savoy. Zu Hause fühle ich mich nicht frei. Manchmal –«
Oh, ich verstehe – Alexanderl legte seine Hand auf meine Schulter und schob mich ins Hotel. Das war mir unangenehm, ich bin abergläubisch

und kehre nicht gerne wieder ins Hotel zurück, das ich kaum verlassen habe.
Ich habe keinen Grund, Alexanderl nicht zu folgen, und ich bin neugierig, welche Nummer mein Vetter bekommen wird. Ich überlege, die Zimmer links und rechts von Stasia sind bewohnt.
Es bleibt nur ein Zimmer übrig, in dem Santschin gewohnt hat – seine Frau packt schon und soll zu Verwandten aufs Land.
Einen Augenblick freue ich mich, daß Alexanderl aus Paris in Santschins Wäschedunst wohnen wird – und sei es auch nur ein paar Stunden oder zwei Nächte in der Woche.
»Ich will Ihnen einen Vorschlag machen«, sagt Alexanderl, »ich miete Ihnen ein Zimmer privat oder zahle Ihnen das Logisgeld für zwei Monate – oder wenn Sie unsere Stadt verlassen wollen, das Reisegeld nach Wien, Berlin, Paris sogar –, und Sie treten mir das Zimmer ab. Ist das ein kulantes Geschäft?«
Dieser Ausweg lag sehr nahe, dennoch überraschte mich meines Vetters Angebot. Nun hatte ich alles, was ich mir wünschte. Weiterreise und Zehrgeld, und ich brauchte nicht mehr auf Phöbus Böhlaugs Wohltat zu rechnen und war ein freier Mensch.
Sehr schnell löste sich jede Verwicklung. Meine Wünsche gingen prachtvoll in Erfüllung. Gestern noch hätte ich eine halbe Seele für ein Reisegeld verkauft, und heute bot mir Alexander Freiheit und Geld.
Dennoch schien es mir, daß Alexander Böhlaug zu spät gekommen war. Ich hätte jubeln sollen, ja sagen, und ich tat nichts dergleichen, sondern machte ein nachdenkliches Gesicht.
Alexander bestellte einen Schnaps um den andern. Aber je mehr ich trank, desto wehmütiger wurde ich, und der Gedanke an Weiterreise und Freiheit schwand ins Nichts.
»Sie wollen nicht, lieber Vetter?« sagte Alexander – und um zu beweisen, daß es ihm gleichgültig war, begann er, von der Revolution in Berlin zu erzählen, die er zufällig erlebt hatte.
»Wissen Sie, diese Banditen ziehn zwei Tage herum, man ist nicht sicher, daß man mit dem Leben herauskommt. Ich sitze den ganzen Tag im Hotel, unten bereiten sie für alle Fälle die gemauerten Keller vor, ein paar fremde Diplomaten wohnen auch dort. Ich denke mir, nun ade schönes Leben – dem Krieg bin ich entgangen, nun soll mich die Revolution treffen. Ein Glück, daß ich damals die Vally hatte, wir waren ein paar befreundete junge Leute und nannten sie Vally, die Trö-

sterin, denn sie war unsere Trösterin in der Not, wie es in der Bibel heißt.«

»Das steht nicht in der Bibel.«

»Nun einerlei – diese Knöchel hätten Sie sehen sollen, mein lieber Vetter – und das aufgelöste Haar, es reichte bis zum Popo – es waren sehr aufgeregte Zeiten. Und wozu? Sagen Sie mir, wozu hat man diese aufgeregten Zeiten nötig?«

Alexander saß mit gespreizten Beinen; um die Bügelfalte nicht zu beschädigen, streckte er sie weit von sich und trommelte mit den Absätzen auf dem Boden.

»Ich werde mich also um ein anderes Zimmer umsehn müssen«, sagt Alexander, »wenn Sie nicht wollen.« Oder: »Ich will nicht drängen. Überlegen Sie sich das, lieber Gabriel, bis morgen – vielleicht? ...«

Gewiß – ich will es mir überlegen. Jetzt habe ich Schnaps getrunken, und das plötzliche Angebot hat mich noch mehr betäubt. Ich will es mir überlegen.

XII

Wir schieden um 11 Uhr vormittags, und ich hatte Zeit genug – einen ganzen Sommernachmittag, einen Abend, eine Nacht.

Dennoch hätte ich gerne noch länger Zeit gehabt, eine Woche, zwei Wochen oder einen Monat. Ja, ich hätte gerne so eine Stadt wie diese zu einem längeren Ferienaufenthalt gewählt – es war eine recht amüsante Stadt, mit allerlei wunderbaren Menschen – man traf derlei nicht in aller Welt.

Da war dieses Hotel Savoy – ein prachtvolles Hotel, mit einem livrierten Portier, mit goldenen Schildern, es versprach Lift, reinliche Stubenmädchen in weiß gestärkten Nonnenhauben. Da war Ignatz, der alte Liftknabe, mit höhnischen, biergelben Augen, aber was tat er mir, wenn ich zahlte und keine Koffer verpfändete? Da war Kaleguropulos, gewiß der Übelsten einer – den kannte ich noch nicht, den kannte niemand.

Dieses einzigen Kaleguropulos wegen hätte es sich gelohnt hierzubleiben – Geheimnisse haben mich immer gelockt, und es ergab sich bei längerem Aufenthalt gewiß Gelegenheit, Kaleguropulos, dem Unsichtbaren, auf die Spur zu kommen.

Gewiß, es war besser zu bleiben.
Da lebte Abel Glanz, ein sonderbarer Souffleur, da konnte man bei Kanner Geld verdienen, im Judenviertel lag Geld im Straßenkot – es wäre nicht übel, als reicher Mann in den Westen Europas einzuziehen. Mit einem Hemd konnte man im Hotel Savoy anlangen und es verlassen als der Gebieter von zwanzig Koffern.
Und immer noch der Gabriel Dan sein.
Aber will ich nicht nach dem Westen? Habe ich nicht lange Jahre in der Gefangenschaft gelebt? Noch sehe ich die gelben Baracken wie schmutzigen Aussatz eine weiße Fläche bedecken, schmecke ich den süßen letzten Zug aus irgendwo aufgeklaubtem Zigarettenstummel, Jahre der Wanderung, Bitterkeit der Landstraße – grausam gefrorene Ackerschollen, die meine Fußsohlen schmerzen.
Was geht mich Stasia an? Es gibt viele Mädchen in der Welt, braunhaarige mit großen, grauen, klugen Augen und schwarzen Wimpern, kleinen Fußsohlen in grauen Strümpfen, man kann Einsamkeiten zusammenlegen, Schmerzen gemeinsam auskosten. Mag Stasia im Varieté bleiben, dem Pariser Alexander anheimfallen.
Fahr zu, Gabriel!
Es fügt sich, daß ich zum Abschied noch einmal durch die Straße streiche, die groteske Architektur der windschiefen Giebel, der fragmentarischen Kamine besehe, zerbrochene und mit Zeitungspapier verklebte Fensterscheiben, arme Gehöfte, das Schlachthaus am Rande der Stadt, die Fabrikschlote am Horizont, Arbeiterbaracken, braune, mit weißen Dächern, Geranientöpfe in Fenstern.
Das Land ringsum ist eine traurige Schönheit, eine verblühende Frau, der Herbst meldet sich allerorten, obwohl die Kastanien noch tiefgrün sind. Man muß zum Herbst woanders sein, in Wien, die Ringstraße sehn, von goldenem Laub übersät, Häuser wie Paläste, Straßen, gerade ausgerichtet und geputzt zum Empfang vornehmer Gäste.
Der Wind kommt aus der Gegend der Fabriken, es riecht nach Steinkohle, grauer Dunst lagert über den Häusern – das Ganze ist wie ein Bahnhof, man muß weiterfahren. Der Pfiff eines Zuges kommt gellend herüber, Menschen fahren in die Welt.
Bloomfield fällt mir ein – wo steckt er eigentlich? Längst müßte er kommen, die Fabrikanten sind aufgeregt, im Savoy ist alles vorbereitet, wo bleibt Bloomfield?
Hirsch Fisch erwartet ihn sehnsüchtig. Vielleicht hat Fisch jetzt Gele-

genheit, aus dem ewigen Elend herauszukommen, er hat doch mit Bloomfields Vater gesprochen, der Blumenfeld hieß, Jechiel Blumenfeld. Ich entsinne mich des Loses, das ich vom Hirsch Fisch bekam, die Zahlen 5, 8 und 3 sind sicher, ein Terno scheint mir gewiß. Wie, wenn das Los gewänne? Dann könnte ich in dieser interessanten Stadt bleiben, noch ein bißchen ausruhen. Ich habe keine Eile. Keine Mutter, kein Weib, kein Kind. Niemand erwartet mich. Niemand sehnt sich nach mir.
Aber ich sehne mich wohl, nach Stasia zum Beispiel. Ich lebte gerne mit ihr ein Jahr oder zwei oder fünf, ich reiste gerne mit ihr nach Paris, wenn ich einen Terno bekäme, knapp, ehe die Regierung die Lotterie abschafft – ich brauchte Alexander nicht mein Zimmer zu verkaufen und nicht bei meinem Onkel Phöbus zu betteln.
Die Ziehung ist nächsten Freitag, es muß eine Woche dauern – so lange kann ich Alexander nicht warten lassen. Bis morgen muß es entschieden sein.
Ich muß von Stasia Abschied nehmen.
Sie war angekleidet, als ich kam, und wollte in die Vorstellung gehn. Sie trug eine gelbe Rose in der Hand und ließ mich riechen.
»Ich habe viele Rosen bekommen – von Alexander Böhlaug.«
Vielleicht wartet sie, daß ich sage: Schicken Sie die Blumen zurück. Vielleicht würde ich es auch sagen, wenn ich nicht gekommen wäre, um Abschied für immer zu nehmen.
So sagte ich nur:
»Alexander Böhlaug wird mein Zimmer nehmen. Ich verreise.«
Stasia blieb stehn – auf der zweiten Stufe –, wir hatten gerade die Treppe hinuntergehen wollen.
Vielleicht hätte sie mich gebeten zu bleiben – aber ich sah sie nicht an, blieb auch nicht stehen, sondern ging hartnäckig die Stufen hinunter, als wäre ich ungeduldig.
»Sie reisen also bestimmt?« sagte Stasia. »Wohin?«
»Ich weiß es nicht genau!«
»Es ist schade, daß Sie nicht bleiben wollen –«
»Nicht bleiben können –«
Nun sagte sie nichts mehr, und wir gingen schweigsam bis zum Varieté.
»Kommen Sie heute nach der Vorstellung zu einem Abschiedstee?« fragte sie.
Wenn Stasia mich nicht gefragt, sondern kurzweg eingeladen hätte – ich hätte ja gesagt.

»Nein!«
»Nun, dann gute Reise!«
Das war ein kühler Abschied – aber es war ja auch gar nichts zwischen uns gewesen! Nicht einmal Blumen hatte ich geschenkt.
Es gab Chrysanthemen bei der Blumenhändlerin im Hotel Savoy – ich kaufte sie und schickte die Blumen mit Ignatz in Stasias Zimmer.
»Der Herr verreist?« fragte Ignatz.
»Ja!«
»Weil nämlich für Herrn Alexander Böhlaug noch ein Zimmer frei wäre – wenn der Herr deswegen verreist.«
»Nein, ich verreise ohnehin! Bringen Sie morgen die Rechnung!«
»Die Blumen für Stasia?« fragte Ignatz, ehe ich aus dem Fahrstuhl stieg.
»Für Fräulein Stasia!«
Ich schlief die ganze Nacht traumlos –. Morgen oder übermorgen reiste ich – der Pfiff eines Zuges kam langgedehnt und schrill herüber – Menschen fuhren in die Welt – ade, Hotel Savoy!

XIII

Alexanderl war ein Weltmann. Er wußte, wie man eine Sache einfädelt. Er war ein Hohlkopf. Aber der Sohn Phöbus Böhlaugs.
Er kam pünktlich, in einem andern eleganten Anzug. Er sprach eine Stunde von allen Dingen und nichts von unserem Geschäft. Er ließ mich warten. Alexanderl hatte Zeit.
»In Paris wohne ich bei Madame Bierbaum, das ist eine Deutsche. Die deutschen sind in Paris die besten Hausfrauen. Madame Bierbaum hat zwei Töchter, die ältere ist über vierzehn, aber sogar wenn sie dreizehn wäre – man nimmt es nicht so genau. Nun – und eines Tages kam ein Cousin der Madame Bierbaum – und ich hatte einen Ausflug gemacht mit Jeanne – aber sie ließ mich warten. Kurz, ich komme nach zwei Tagen zurück – den Schlüssel habe ich bei mir –, ich komme in der Nacht, gehe leise, um niemanden zu wecken, auf den Zehenspitzen, wie man sagt, mache kein Licht, ziehe nur die Stiefel und den Rock aus und trete zum Bett und greife – nun, was glauben Sie – gerade nach den Brüsten der kleinen Helene.
Sie schlief bei mir, weil der Cousin da war, oder Madame Bierbaum

hatte es absichtlich so eingerichtet – kurz, was dann war, können Sie sich denken.«

Ich kann es mir denken.

Alexanderl beginnt eine neue Geschichte.

Der Mann hatte unzählige Geschichten erlebt in seinen lausigen zweiundzwanzig Jahren. Eine Geschichte gebiert die andere, ich höre nicht mehr zu.

Plötzlich kam Stasia in den Fünf-Uhr-Saal – sie suchte jemanden – wir waren die einzigen im Saal. Alexander sprang auf, lief ihr entgegen, küßte ihre Hände, zog sie an unsern Tisch.

»Wir sind jetzt Nachbarn!« begann Alexander.

»Ach, das wußte ich nicht«, sagte Stasia.

»Ja, mein lieber Vetter ist so freundlich, mir seine Wohnung zu überlassen.«

»Das ist noch gar nicht ausgemacht!« sagte ich plötzlich – ich wußte selbst nicht, warum. »Wir haben ja noch gar nicht darüber gesprochen.«

»Handelt es sich um Geld?« fragte Alexander.

»Nein«, sagte ich sehr fest, »ich reise überhaupt nicht. Sie können trotzdem ein Zimmer haben, Alexander – Ignatz hat es gesagt.«

»So – na, dann ist ja alles gut – und wir sind alle drei sehr enge Nachbarn«, sagte Alexander.

Wir sprachen noch allerlei. – Ignatz kam herein, drei Zimmer ständen frei – zwei würden morgen besetzt werden, aber eines bliebe gewiß frei, Zimmer 606, im vierten Stock allerdings, aber geräumig. – Niemand wollte es wegen der anzüglichen Nummer – für Damen wäre es schon gar nichts – aber als Absteigquartier, weshalb nicht?

Ich ließ Stasia und Alexanderl sitzen und ging.

Am Abend erzählte mir Ignatz im Fahrstuhl, daß Alexander 606 gemietet habe.

Ich ging in mein Zimmer wie in eine wiedergefundene Heimat.

ZWEITES BUCH

XIV

Nun stehe ich schon den dritten Tag am Bahnhof und warte auf Arbeit. Ich könnte in eine Fabrik gehen, wenn die Arbeiter nicht gerade streikten. Philipp Neuner würde sich wundern, einen Mann aus der Bargesellschaft unter den Arbeitern zu finden. Ich mache mir aus derlei Dingen nichts, viele Jahre harter Arbeit liegen hinter mir.
Man braucht keine Arbeiter, es sei denn gelernte, und gelernt habe ich nichts. Ich kann »Kaleguropulos« deklinieren und noch manches andere. Auch schießen kann ich – ich bin ein guter Schütze. Für Feldarbeit bekommt man Essen und Wohnung, aber kein Geld – und ich muß Geld haben.
Am Bahnhof kann man Geld verdienen. Manchmal kommt ein Ausländer. Er sucht einen zuverlässigen »Menschen mit Sprachkenntnissen«, um nicht übers Ohr gehauen zu werden von der schlauen Bevölkerung. Auch Gepäckträger sind sehr gesucht – hier gibt es nicht viele.
Ich weiß auch nicht, was ich sonst machen könnte. Vom Bahnhof ist es nicht mehr so weit in die Welt. Hier darf man Schienenstränge hinauslaufen sehn. Menschen kommen an und fahren weiter. Vielleicht kam ein Freund oder ein Kriegskamerad?
Es kam wirklich einer, nämlich Zwonimir Pansin, ein Kroate, von meiner Kompanie. Auch er kommt aus Rußland, und nicht einmal zu Fuß, sondern mit der Bahn – also weiß ich, daß es Zwonimir gutgeht und daß er mir helfen wird.
Wir begrüßen uns sehr herzlich, Zwonimir und ich, zwei alte Kriegskameraden.
Zwonimir war ein Revolutionär von Geburt. In seinen Militärpapieren stand ein p. v., das heißt: politisch verdächtig – deshalb hat er es nicht einmal zum Korporal gebracht, obwohl er eine große Tapferkeitsmedaille trug. Er war einer der ersten in unserer Kompanie, die eine Dekoration bekamen – Zwonimir wollte sie ablehnen – er sagte dem Hauptmann ins Gesicht: Er wolle nicht ausgezeichnet werden – und es täte ihm leid, daß es dazu gekommen sei.
Nun, der Hauptmann war sehr stolz auf seine Kompanie – ein guter

und hohler Kerl war der Hauptmann – und wollte es nicht zugeben, daß der Regimentskommandant etwas von Aufruhr erfahre. Deshalb ordnete sich alles, und Zwonimir nahm die Medaille an.
Ich entsinne mich der Tage – das Regiment war in Rast –, da lagen Zwonimir und ich auf der Wiese am Nachmittag und sahen zur Kantine hinüber, vor der Soldaten kamen und gingen und in Gruppen herumstanden.
»Sie haben sich schon daran gewöhnt«, sagte Zwonimir, »sie werden nie mehr in einem anständigen Laden Präservative kaufen, in so einem duftenden, wo die Ladenmädchen parfümiert sind wie Huren.«
»Ja«, sagte ich.
Und wir sprachen davon, daß dieser Krieg in alle Ewigkeit fortgehen würde und daß wir nie mehr nach Hause kämen. Zwonimir hatte noch einen Vater und zwei kleine Brüder.
»Auch sie werden einrücken«, sagte Zwonimir. »In zehn Jahren wächst keine Frucht mehr in allen Ländern der Welt, nur noch in Amerika.«
Er liebte Amerika. Wenn eine Menage gut war, sagte er: Amerika! Wenn eine Stellung schön ausgebaut war, sagte er: Amerika! Von einem »feinen« Oberleutnant sagte er: Amerika. Und weil ich gut schoß, nannte er meine Treffer: Amerika.
Und alles Dauernde, Unaufhörliche nannte er: Übt! »Übt« war ein Kommando; bei den Gelenksübungen sagte man: »übt«: »Kopfnicken übt!«, »Kopfbeuge übt!« – Das ging dann in alle Ewigkeit.
Wenn wir jeden Tag Dörrgemüse hatten, so sagte Zwonimir: »Drahtverhau übt.« Weil das Trommelfeuer wochenlang dauerte, sagte er: »Trommelfeuer übt!«, und weil er mich für einen allzeit guten Kerl hielt, sagte er: »Gabriel übt!«
Wir saßen im Wartesaal dritter Klasse, umtobt vom Lärm der Betrunkenen, und sprachen leise und verstanden dennoch jedes Wort, denn wir hörten mit den Herzen, nicht mit den Ohren.
In diesem Wartesaal hat mich schon jemand mit lauter Stimme angesprochen, und ich habe dennoch nicht verstanden. So stark war das Geheul der Betrunkenen.
Es waren die streikenden Arbeiter Neuners, die hier ihre Streikgelder vertranken.
In der Stadt war Schnapsverbot, am Bahnhof erhielt man den Alkohol in Kaffeekannen. Arbeiterinnen saßen da, junge Mädchen, sie waren

schwer berauscht, aber nichts konnte ihre Frische ganz verderben, vergeblich kämpfte der Schnaps gegen ihre Gesundheit. Die jungen Burschen gerieten in Streit wegen eines Mädchens und griffen zum Messer. Aber sie schlugen einander nicht tot. Das Volk war nur lebhaft, nicht böse, jemand warf einen Witz zwischen die Kämpfer, und alle söhnten sich aus.

Dennoch war es gefährlich, hier lange zu sitzen, man konnte plötzlich einen Schlag auf den Schädel erhalten oder einen Stoß vor die Brust, oder es kam einer und nahm dir deinen Hut weg oder schmiß dich auf den Boden, weil er keinen freien Stuhl mehr gefunden hatte.

Zwonimir und ich saßen am Ende des Saals, lehnten uns gegen die Wand, so daß wir die ganze Menge übersehen und jeden erblicken konnten, der sich uns näherte. Aber niemand belästigte uns, in unserer Nähe wurden alle freundlich. Manchmal bat uns einer um Feuer, einmal fiel mir eine Streichholzschachtel auf den Boden – und ein junger Bursche hob sie auf.

»Willst du weitergehn, Zwonimir«? fragte ich – und erzählte ihm, wie es mir ging.

Zwonimir wollte nicht weitergehn. Er wollte hierbleiben; ihm gefiel der Streik. »Ich will hier eine Revolution machen«, sagte Zwonimir, so einfach, als sagte er: Ich will hier einen Brief schreiben.

Ich erfahre, daß Zwonimir Agitator ist, aus Liebe zur Unruhe. Er ist ein Wirrkopf, aber ehrlich, und er glaubt an seine Revolution.

»Du kannst mir dabei helfen«, sagt er.

»Ich kann nicht«, sage ich. Und erkläre Zwonimir, daß ich ein einzelner bin und kein Gefühl für die Gemeinschaft habe. »Ich bin ein Egoist«, sage ich, »ein wirklicher Egoist.«

»Ein gebildetes Wort«, tadelt Zwonimir. »Alle gebildeten Worte sind schändlich. In der einfachen Sprache könntest du so Häßliches gar nicht sagen.«

Darauf kann ich nicht antworten.

Ich stehe allein. Mein Herz schlägt nur für mich. Mich gehen die streikenden Arbeiter nichts an. Ich habe keine Gemeinschaft mit einer Menge und nicht mit einzelnen. Ich bin ein kalter Mensch. Im Krieg fühlte ich mich nicht eins mit der Kompanie. Wir lagen alle im gleichen Dreck und warteten alle auf den gleichen Tod. Aber ich konnte nur an mein eigenes Leben denken und an meinen eigenen

Tod. Ich ging über Leichen, und manchmal tat es mir weh, daß ich keinen Schmerz empfand.
Jetzt läßt mir der Tadel Zwonimirs keine Ruhe – ich muß über meine Kälte nachdenken und über meine Einsamkeit.
»Jeder Mensch lebt in irgendeiner Gemeinschaft«, sagt Zwonimir.
In welcher Gemeinschaft lebe ich? –
Ich lebe in Gemeinschaft mit den Bewohnern des Hotels Savoy.
Alexanderl Böhlaug fällt mir ein, auch er lebt nun »in enger Nachbarschaft« mit mir. Was hatte ich mit Alexanderl Böhlaug Gemeinsames?
Nicht mit Böhlaug, aber mit dem toten Santschin, der im Wäschedunst erstickt ist, und mit Stasia, mit den vielen vom fünften, sechsten und siebenten Stock, die sich vor Kaleguropulos' Inspektionsbesuchen fürchten, ihre Koffer verpfändet haben und eingesperrt sind in diesem Hotel Savoy, lebenslänglich.
Und keine Spur von Gemeinschaft habe ich mit Kanner und Neuner und Anselm Schwadron, mit Frau Kupfer und mit meinem Onkel Phöbus Böhlaug und seinem Sohn Alexanderl.
Gewiß, ich lebe in einer Gemeinschaft, ihr Leid ist mein Leid, ihre Armut ist meine Armut.
Jetzt stehe ich da am Bahnhof und warte auf Geld und finde keine Arbeit. Und habe noch das Zimmer nicht bezahlt und nicht einmal einen Koffer für Ignatz.
Es ist ein großes Glück, das Zusammentreffen mit Zwonimir, ein glücklicher Zufall, wie er nur in Büchern vorkommt.
Zwonimir hat noch Geld und Mut. Er will in mein Zimmer ziehn.

XV

Wir wohnen zusammen, in meinem Zimmer, Zwonimir schläft auf dem Sofa.
Ich biete ihm nicht mein Bett an, ich bin bequem und habe lange Zeit ein Bett entbehrt. In meinem Elternhaus in der Leopoldstadt gab es manchmal wenig Essen, aber immer ein weiches Bett. Zwonimir aber hat sein Leben lang auf harten Bänken genächtigt, »auf echtem Eichenholz«, scherzt er, er verträgt keine Bettwärme und hat schlechte Träume auf weichen Lagern.
Er hat eine gesunde Konstitution, geht spät schlafen und erwacht mit

dem Morgenwind. Bauernblut rollt in seinem Körper, er besitzt keine Uhr und weiß immer die Stunde genau, fühlt Regen und Sonne voraus, riecht entfernte Brände und hat Ahnungen und Träume.
Einmal träumt er, sein Vater wäre begraben worden; er steht auf und weint, und ich weiß mir keinen Rat mit dem großen, weinenden Mann. Ein anderesmal sieht er seine Kuh verenden, er erzählt mir davon und scheint gleichgültig. Wir gehen den ganzen Tag umher, Zwonimir erkundigt sich bei den Arbeitern Neuners nach den Verhältnissen, nach den Streikführern, er gibt den Kindern Geld und schreit mit den Frauen und befiehlt ihnen, ihre Männer aus dem Wartesaal zu holen. Ich bewundere Zwonimirs Fähigkeiten. Er beherrscht die Sprache des Landes nicht, spricht mit Mienen und Armen mehr als mit dem Mund, aber alle verstehen ihn vortrefflich, denn er redet einfach wie das Volk und flucht in seiner Muttersprache. Aber einen kräftigen Fluch versteht hier jeder.
Am Abend gehen wir in die Felder hinaus, da setzt sich Zwonimir auf einen Stein, schlägt die Hände vors Gesicht und schluchzt wie ein Knabe.
»Warum weinst du, Zwonimir?«
»Wegen der Kuh«, sagt Zwonimir.
»Aber das weißt du ja schon den ganzen Tag. Warum weinst du jetzt?«
»Weil ich bei Tag keine Zeit habe.«
Das sagt Zwonimir ganz ernst, er weint noch eine gute Viertelstunde, dann steht er auf. Er lacht plötzlich auf, weil er entdeckt, daß ein Prellstein wie eine kleine Vogelscheuche angezogen ist.
»Die Kerle sind zu faul, stellen ihre Vogelscheuchen nicht ordentlich in die Mitte. Prellsteine sind ja keine Vogelscheuchen!! Möchte den Sperling sehn, der vor einem verkleideten Prellstein Angst hat!«
»Zwonimir«, bitte ich, »fahren wir fort! Geh heim, dein Vater lebt noch, aber er wird vielleicht sterben, wenn du nicht kommst und – dann wirst du keine bösen Träume mehr haben. Und ich will auch fort.«
»Ein bißchen bleiben wir noch«, sagt Zwonimir, und ich weiß, daß er fest bleibt.
Er freut sich über das Hotel Savoy. Zum erstenmal lebt Zwonimir in einem großen Hotel. Er wundert sich gar nicht über Ignatz, den alten Liftknaben. Ich erzähle Zwonimir, daß in anderen Hotels kleine, milchwangige Buben die Fahrstühle bedienen. Zwonimir meint, es

wäre schon vernünftiger, wenn eine solche Amerikasache einem ältern, erfahrenen Herrn überlassen wird. Übrigens sind ihm beide unheimlich, der Fahrstuhl und Ignatz. Er geht lieber zu Fuß.

Ich mache Zwonimir auf die Uhren aufmerksam und daß sie verschiedene Stunden zeigen.

Zwonimir sagt, das wäre unangenehm. Abwechslung muß aber sein. Ich zeige ihm den siebenten Stock und den Dunst der Waschküche und erzähle ihm von Santschin und dem Esel am Grab. Diese Geschichte gefällt ihm am besten, Santschin tut ihm gar nicht leid, über den Esel lacht er, des Nachts, während er sich auskleidet.

Ich mache ihn auch mit Abel Glanz bekannt und mit Hirsch Fisch. Zwonimir kaufte bei Fisch drei Lose und wollte noch mehr kaufen und versprach Fisch ein Drittel vom Gewinst. Wir gingen mit Abel Glanz in das Judengäßchen, Abel machte gute Geschäfte, fragte, ob wir deutsche Mark hätten. Zwonimir hatte deutsche Mark. »Zu zwölf ein viertel«, sagte Abel. »Wer kauft?« fragte Zwonimir mit überraschender Kennerschaft. »Kanner!« sagte Glanz.

»Führen Sie den Kanner her!« sagt Zwonimir.

»Was fällt Ihnen ein? Kanner wird zu Ihnen kommen?!« schreit Glanz erschrocken.

»Dann geb' ich die Mark nicht!« sagt Zwonimir.

Glanz will verdienen und rennt zu Kanner.

Wir warten. Er kommt nach einer halben Stunde und bestellt uns in die Bar für den Abend.

Am Abend kamen wir in die Bar, Zwonimir in einer russischen Militärbluse, mit genagelten Stiefeln.

Zwonimir kniff Frau Jetti Kupfer in den Oberarm, sie ließ einen schrillen Juchzer los, so einen Gast hatte sie schon lange nicht gehabt. Zwonimir ließ Schnäpse mischen, gab Ignatz einen Klaps auf die Schulter, daß der alte Liftknabe zusammensank, in die Knie brach. Zwonimir lachte über die Mädchen, fragte laut nach den Namen der Gäste, rief den Fabrikanten Neuner beim Namen ohne den Titel »Herr« und fragte Glanz:

»Wo steckt denn der verdammte Kanner?«

Die Herren verzogen die Gesichter, sie blieben ruhig, und Neuner rührte sich nicht und ließ sich jede Anrede gefallen, obwohl er Einjähriger bei der preußischen Garde gewesen war und Schmisse hatte.

Anselm Schwadron und Siegmund Fink unterhielten sich leise, und als

Kanner verspätet eintraf, wurde er nicht mit jenem Hallo begrüßt, das er erwartet und verdient hatte. Er sah sich um, entdeckte Zwonimir; da ihm Glanz winkte, trat er auf uns zu und fragte majestätisch: »Herr Pansin?«
»Zu Befehl, Mister Kanner!« schrie Zwonimir mit dröhnender Stimme, daß Kanner einen halben Schritt zurücktrat. »Zwölf dreiviertel!« schrie Zwonimir wieder.
»Nicht so laut!« flüsterte Glanz.
Aber Zwonimir zog, während alle nach unserem Tisch sahen, sein Geld aus der Brieftasche – auch dänische Kronen hatte er – weiß Gott woher.
Kanner steckte das Geld ein und rechnete nach, um nur fertig zu werden, und zahlte zwölf dreiviertel.
»Meine Provision?« sagte Glanz.
»In Schnaps!« sagte Zwonimir und ließ fünf Schnäpse für Glanz bringen. Abel Glanz trank, aus Furcht, bis er besoffen war.
Es war ein lustiger Abend. Den Stammgästen hatte Zwonimir die Laune verdorben. Ignatz war böse. Seine biergelben Augen funkelten. Zwonimir aber tat, als wäre Ignatz sein bester Freund, rief ihn beim Namen – »liebster Ignatz!« sagte Zwonimir, und Ignatz kam auf leisen Sohlen, ein alter Kater.
Der Fabrikant Neuner fand keine Lust an Tonka, die nackten Mädchen kamen zutraulich an unsern Tisch und pickten Zwonimir aus der Hand. Er fütterte sie mit Gebäck, zerbröckeltem Kuchen und ließ sie an verschiedenen Schnapsgläsern nippen.
In ihrer weißen Nackheit standen sie da wie junge Schwäne.
Spät kam Alexanderl Böhlaug. Er war niedergeschlagen und aufgeräumt zugleich, er wollte irgendeinen Kummer übertönen, und Zwonimir half ihm.
Zwonimir hatte viel getrunken, dennoch war er nüchtern und spöttisch und höhnte Alexanderl, daß es eine Lust war.
»Sie haben spitze Stiefel!« sagte Zwonimir, »lassen Sie sehen, ob sie scharf sind. Wo lassen Sie Ihre Stiefel schleifen? Die neueste Kriegswaffe. Sturmangriff mit französischen Stiefelspitzen! – Ihre Krawatte ist schöner als meiner Großmutter Kopftuch, so wahr ich der Sohn Nikitas bin, so war ich Zwonimir heiße und niemals mit Ihrer Braut geschlafen habe.«
Alexanderl tat, als hörte er nicht. Gram zehrte an ihm. Er war traurig.

»Ich möchte diesen Vetter nicht an deiner Stelle!« sagte Zwonimir.
»Man sucht sich seine Vettern nicht aus«, sagte ich.
»Nichts für ungut, Alexanderl!« schrie Zwonimir und stand auf. Er war groß, wie eine Mauer stand er in der kleinen, dunkelroten Bar.
Am nächsten Morgen erwacht Zwonimir früh und weckt mich. Er ist angekleidet. Er wirft meine Decke auf den Fußboden und zwingt mich, aufzustehen und mit ihm spazierenzugehn.
Die Lerchen trillern wunderbar.

XVI

An diesem Tage wurde Kaleguropulos erwartet. Zwonimir warf die Stühle um, brachte Unordnung in unser Zimmer. Er beschloß, Kaleguropulos aufzulauern, er wollte ihn im Zimmer erwarten. Ich erwartete Kaleguropulos unten, im Fünf-Uhr-Saal, und Zwonimir blieb oben.
Ich sah diesmal keine Aufregung. Alle hatten das Hotel verlassen, die drei höchsten Stockwerke standen leer, man konnte elende Häuslichkeiten sehen.
Unten war es still. Ignatz fuhr hinauf und hinunter. Nach einer Stunde kam Zwonimir und erzählte, daß der Direktor über den Korridor gegangen sei, Zwonimir war an der Tür gestanden, der Direktor hatte gegrüßt, aber nirgends war ein Kaleguropulos zu sehn gewesen.
Zwonimir vergaß diese Dinge leicht, mich aber ließ das Geheimnis des Kaleguropulos nicht ruhen.
Zwonimir macht selbständige Ausflüge im Hotel, er geht in leere Zimmer, läßt Zettel mit Grüßen zurück und kennt alle Menschen nach drei Tagen.
Er kennt Taddeus Montag, den Karikaturisten, der Schilder malt und nicht viel Arbeit bekommt, weil er die bestellten Arbeiten verpatzt.
Er kennt den Buchhalter Katz, den Schauspieler Nawarski, die nackten Mädchen, zwei Schwestern Mongol, Helene und Irene Mongol, zwei ältliche Jungfern. Zwonimir begrüßt alle laut und herzlich.
Auch Stasia kennt er und berichtet mir:
»Die Kanaille ist in dich verliebt!«
Ich bin verlegen, es ist ja nicht böse gemeint, aber der Ausdruck ärgert mich.
Ich sage: »Stasia ist ein gutes Mädchen.«

Zwonimir glaubt nicht an gute Mädchen und sagt, er würde schon mit Stasia schlafen, um mir zu beweisen, wie schlecht sie sei.
Zwonimir ist schon in den Kellern des Hotels gewesen, im Souterrain, wo sich die Küche befindet. Er kennt den Koch, einen Schweizer, der nur Meyer heißt, aber gute Mehlspeisen macht. Zwonimir erhält Gratisproben.
Zwonimir schlägt Ignatz. Es sind freundliche Schläge, und Ignatz kann nichts dagegen tun. Ich beobachte Ignatz, wie er zusammenzuckt, wenn sich ihm Zwonimir nähert. Es ist eine Reflexbewegung, keine Angst. Zwonimir ist der größte und stärkste Mann im Hotel Savoy, er kann Ignatz bequem unter den Arm nehmen. Er scheint furchtbar und gewalttätig, er poltert gern, und in seiner Nähe ist alles still und scheu.
Dem alten Militärarzt ist Zwonimir sympathisch. Der Doktor zahlt ihm gerne ein paar Schnäpse am Nachmittag.
»Solche Doktoren wie Sie kenne ich vom Militär«, sagt Zwonimir. »Sie können Lebendige totmachen, dafür bekommen Sie eine hohe Gage. Sie können die Menschen vom Boden wegamputieren. Sie sind ein großer Chirurg. Ich möchte Ihnen nicht einmal einen Tripper anvertrauen.«
Aber der Doktor lacht. Er ist nicht beleidigt.
»Ich möchte Sie aufhängen!« sagt Zwonimir einmal freundschaftlich und klopft dem Doktor auf die Schulter.
Nie hat dem Doktor jemand auf die Schulter geklopft.
»Ein herrliches Hotel«, sagt Zwonimir und fühlt nicht das Geheimnisvolle dieses Hauses, in dem fremde Menschen, nur durch papierdünne Wände und Decken geschieden, nebeneinander leben, essen, hungern. Er findet es selbstverständlich, daß die Mädchen ihre Koffer verpfänden, bis sie nackt der Frau Jetti Kupfer anheimfallen.
Er ist ein gesunder Mensch. Ich beneide ihn. Bei uns in der Leopoldstadt gab es keine so gesunden Kerle. Er freut sich an den Gemeinheiten. Er hat keine Achtung vor den Frauen. Er kennt keine Bücher. Er liest keine Zeitung. Er weiß nicht, was in der Welt vorgeht. Aber er ist mein treuer Freund. Er teilt sein Geld mit mir, und er würde auch sein Leben mit mir teilen.
Und ich täte es genauso.
Er hat ein gutes Gedächtnis und weiß nicht nur die Namen der Menschen, sondern auch die Nummern ihrer Zimmer. Und wenn der Zimmerkellner sagt: 403 ist bei 41 gewesen, so weiß er, daß der Schauspie-

ler Nowakowski bei Frau Goldenberg geschlafen hat. Er weiß auch vieles über Frau Goldenberg; es ist jene Dame, die ich am ersten Tage getroffen habe.
»Hast du Geld genug?« frage ich.
Aber Zwonimir zahlt nicht. Er ist dem Hotel Savoy verfallen.
Ich erinnere mich an ein Wort des toten Santschin. Der hatte mir gesagt – es war ein Tag vor seinem Tode –, daß alle, die hier wohnten, dem Hotel Savoy verfallen waren. Niemand entging dem Hotel Savoy. Ich warnte Zwonimir, aber er glaubte nicht. Er war gesund bis zur Gottlosigkeit, und er kannte keine Macht außer seiner eigenen.
»Das Hotel Savoy ist mir verfallen, Bruder«, sagte er.
Nun war schon der fünfte Tag seit seiner Ankunft vergangen. Am sechsten faßte er den Entschluß zu arbeiten. »Man darf nicht so leben«, sagte er.
»Es gibt keine Arbeit hier, laß uns weitergehn!« bat ich. Aber Zwonimir wollte just hier Arbeit finden für uns beide.
Er fand wirklich Arbeit.
Bei der Bahn, am Güterbahnhof, waren schwere Hopfenballen da. Sie mußten umgeladen werden, und es gab keine Bahnarbeiter. Es waren einige besoffene, faule Kerle da, und der Vorsteher sah wohl ein, daß er monatelang mit diesen Beamten arbeiten müßte. Von den streikenden Arbeitern Neuners meldeten sich kaum zehn, zwei jüdische Flüchtlinge aus der Ukraine kamen, und dann Zwonimir und ich. Wir bekamen Essen in der Bahnküche und mußten um sieben Uhr früh zur Stelle sein. Ignatz wunderte sich, als er sah, wie ich in meiner alten Militärbluse mit meinem Eßgerät ausrückte und schmutzig vom Kohlendunst und von der Arbeit heimkam.
Zwonimir übernahm das Kommando über uns Arbeiter.
Wir arbeiten fleißig. Wir bekommen scharfe Packhaken, die stoßen wir in die Hopfensäcke und rollen sie auf kleine Handwagen. Wenn wir die Haken eingeschlagen haben, kommandiert Zwonimir: Hopp! dann ziehen wir an – Hopp! wir rasten eine Weile – Hopp! nun lagen die fetten, grauen Säcke unten. Sie sahen wie große Walfische aus, und wir sind wie Harpuniere. Rings um uns pfeifen Lokomotiven, leuchten grüne und rote Signale auf, aber wir kümmern uns um gar nichts – wir arbeiten. Hopp! Hopp! dröhnt die Stimme Zwonimirs. Die Menschen schwitzen, die zwei ukrainischen Juden können es nicht aushalten, sie sind schwächliche und magere Handelsmänner.

Ich fühle Schmerz in den Muskeln, und meine Oberschenkel zittern. Wenn ich meinen Haken auswerfen soll, spüre ich einen schweren Druck in der rechten Schulter. Der Haken muß tief sitzen, sonst zerreißt der Sack, und Zwonimir flucht.
Einmal kamen wir um zwölf in die Küche, es war ein heißer Tag, wir waren müde, und auf unserer Bank saßen schwätzende Schaffner. Sie redeten von Politik und vom Minister und von Gehaltszulagen. Zwonimir bat sie, Platz zu machen, die Beamten fühlten sich wichtig und standen nicht auf. Zwonimir wirft den langen, hölzernen Tisch um, an dem sie sitzen. Die Schaffner schreien und wollen Zwonimir schlagen, aber er fegt ihre Kappen zur offenen Tür hinaus. Es sieht aus, als hätte er sie geköpft. Mit einer Bewegung seiner langen Arme hatte er ein halbes Dutzend Mützen hinausgefegt. Die Schaffner folgten ihren Mützen, nun standen sie da, ohne Adler kamen sie sich jämmerlich vor, sie drohten und zogen ab.
Wir arbeiten schwer und schwitzen. Wir riechen unsern Schweiß, stoßen mit unseren Körpern zusammen, haben schwielige Hände und fühlen unsere Kräfte und Schmerzen gleich.
Vierzehn Männer sind wir, kämpfen gegen schwere Hopfenballen, die nach Deutschland gehen sollen, Absender und Empfänger verdienen an diesen Hopfenballen mehr als wir vierzehn zusammen.
Das sagt uns Zwonimir jeden Abend, wenn wir nach Hause gehn.
Wir kennen den Absender nicht, ich lese nur seinen Namen auf den Waggons: Ch. Lustig heißt er, ein reizender Name. Ch. Lustig wohnt in einem schönen Hause, wie Phöbus Böhlaug, sein Sohn studiert in Paris und trägt geschliffene Schuhe. »Lustig, reg dich nicht auf!« sagt seine Frau.
Wie der Empfänger heißt, weiß ich nicht, er hat Grund genug, Fröhlich zu heißen.
Wir waren alle vierzehn wie ein einziger Mann.
Alle waren wir gleichzeitig da, alle gingen wir gleichzeitig essen, alle hatten wir dieselben Bewegungen, und die Hopfenballen waren unser gemeinsamer Feind. Ch. Lustig hat uns zusammengeschweißt, Lustig und Fröhlich, wir sehen mit Angst, wie die Hopfenballen aufhören, bald ist unsere Arbeit zu Ende, und unsere Trennung scheint uns schmerzvoll, als würde man uns auseinanderschneiden müssen.
Und ich bin kein Egoist mehr.
Nach drei Tagen waren wir mit der Arbeit fertig. Wir waren schon um

vier Uhr nachmittags frei, aber wir blieben auf dem Güterbahnhof und sahen zu, wie unsere Hopfenballen langsam nach Deutschland hinausrollten ...

XVII

Es ist wieder die Zeit der Heimkehrer.
Sie kommen in Gruppen, viele kommen auf einmal. Sie werden herangespült wie bestimmte Fische zu bestimmten Jahreszeiten. Vom Schicksal westwärts gespült werden die Heimkehrer. Zwei Monate lang war keiner zu sehen. Dann, wochenlang, fluten sie herbei aus Rußland und Sibirien und aus den Randländern.
Der Staub zerwanderter Jahre liegt auf ihren Stiefeln, auf ihren Gesichtern. Ihre Kleider sind zerfetzt, ihre Stöcke plump und abgegriffen. Sie kommen immer denselben Weg, sie fahren nicht mit der Eisenbahn, sie wandern. Jahrelang mögen sie so gewandert sein, ehe sie hier ankamen. Sie wissen von fremden Ländern und fremden Leben und haben, wie ich, viele Leben abgestreift. Sie sind Landstreicher. Ob sie mit Freuden nach Hause wandern? Wären sie nicht lieber in der großen Heimat geblieben, statt in die kleine heimzukehren, zu Weib und Kind und Ofenwärme?
Es ist vielleicht nicht ihr Wille, nach Hause zu gehn. Sie werden nach dem Westen gespült wie Fische zu gewissen Jahreszeiten.
Wir standen, Zwonimir und ich, am Rande der Stadt, wo die Baracken sind, stundenlang, und forschten unter den Heimkehrern nach einem bekannten Gesicht.
Viele gingen an uns vorbei, und wir erkannten sie nicht, obwohl wir gewiß mit ihnen zusammen geschossen und gehungert haben. Wenn man so viele Gesichter sieht, kennt man keines mehr. Sie sehen einander gleich wie Fische.
Traurig ist es, daß da einer vorbeigeht, den ich nicht erkenne, und wir haben doch eine Todesstunde miteinander geteilt. Wir waren im grausamsten Augenblick unseres Lebens eine einzige Angst – und jetzt erkennen wir einander nicht. Ich entsinne mich, daß ich dieselbe Trauer fühlte, als ich einmal ein Mädchen sah, in einem Zug trafen wir uns, und ich wußte nicht, ob ich mit ihr geschlafen oder nur meine Wäsche von ihr hatte flicken lassen.

Manche Heimkehrer wollten, wie wir, in dieser Stadt bleiben. Das Hotel Savoy bekam neuen Zuzug. Auch Santschins Zimmer war schon bewohnt. Alexanderl mußte sein Absteigequartier 606 für drei Tage hergeben, der Direktor behauptete, das wäre sein gutes Recht, ein unbenutztes Zimmer zu vermieten.
Ich hörte, während ich meine Schlüssel abgab, wie Ignatz mit Alexanderl diskutierte.
Viele, die kein Geld fürs Hotel Savoy hatten, richteten sich in den Baracken ein.
Es sah aus, als wollte ein neuer Krieg ausbrechen. So wiederholt sich alles: Der Rauch steigt wieder aus den Schornsteinen der Baracken, Kartoffelschalen liegen vor den Türen, Fruchtkerne und faule Kirschen – und Wäsche flattert auf ausgespannten Schnüren.
Es wurde unheimlich in der Stadt.
Man sah bettelnde Heimkehrer, sie schämten sich nicht. Ausgezogen waren sie als kräftige und stolze Männer, und jetzt konnten sie sich nicht mehr das Betteln abgewöhnen. Nur wenige suchten Arbeit. Bei den Bauern stahlen sie, gruben Kartoffeln aus dem Boden, schlugen Hühner tot und erwürgten Gänse und plünderten Heuschober aus. Alles schleppten sie in die Baracken, sie kochten dort, aber gruben keine Latrinen aus, man konnte sie an den Wegrändern hocken und ihre Notdurft verrichten sehn.
Die Stadt, die keine Kanäle hatte, stank ja ohnehin. An grauen Tagen sah man am Rand des hölzernen Bürgersteigs, in den schmalen, unebenen Rinnen schwarze, gelbe, lehmdicke Flüssigkeit. Schlamm aus den Fabriken, der noch warm war und Dampf aushauchte. Es war eine gottverdammte Stadt. Es roch, als wäre hier der Pech- und Schwefelregen niedergegangen, nicht über Sodom und Gomorra.
Gott strafte diese Stadt mit Industrie. Industrie ist die härteste Strafe Gottes.
Man war hier an die Heimkehrerperioden gewöhnt, keine Behörde störte sie. Vielleicht ängstigte sich die Polizei vor den vielen verwegenen Menschen, und man wollte keinen Aufruhr. Die Arbeiter Neuners streikten ohnehin schon vier Wochen lang – wenn es hier einmal zu Kämpfen kam, waren die Heimkehrer dabei.
Sie kamen aus Rußland, sie brachten den Atem der großen Revolution mit, es war, als hätte sie die Revolution nach Westen gespuckt wie ein brennender Krater seine Lava.

Lange waren die Baracken leer gewesen. Jetzt wurden sie plötzlich so lebendig, daß man glaubte, heut oder morgen würden sie anfangen, sich in Bewegung zu setzen. Des Nachts brannten dürftige Talgkerzen, aber eine wilde Fröhlichkeit erfüllte sie. Die Mädchen kamen zu den Heimkehrern, man trank Schnaps und tanzte und verbreitete die Syphilis.

Mein Freund Zwonimir geht in die Baracken, denn er liebt Aufregung und Unruhe und vergrößert sie. Er erzählt den Hungernden von den Reichen, schimpft auf den Fabrikanten Neuner und erzählt von den nackten Mädchen in der Bar des Hotels Savoy.

»Du übertreibst ja«, sage ich zu Zwonimir.

»Das muß man tun, sonst glauben sie einem nichts«, sagt er.

Er erzählt vom Tod Santschins so, als wäre er dabeigewesen.

Er hat eine Kraft zu schildern, der Atem des wahrhaftigen Lebens geht von seinen Reden aus.

Die Heimkehrer hören zu, und dann singen sie Lieder, jeder sein Heimatlied, und alle klingen gleich. Tschechische Lieder und deutsche, polnische und serbische, und in allen liegt die gleiche Trauer, und alle Stimmen sind gleich rauh und hart und grölend – und dennoch klingen die Melodien so schön, wie manchmal die Stimme eines alten, häßlichen Leierkastens schön ist – an Märzabenden, im Vorfrühling, an Sonntagen, wenn die Straßen leer und reingefegt sind, von den großen Glocken, die des Morgens über die Stadt gingen.

Die Heimkehrer essen in der Armenküche, und Zwonimir auch. Er sagt, das Essen schmecke ihm. Zwei Tage essen wir in der Armenküche, und ich sehe, daß Zwonimir recht hat.

»Amerika!« sagt Zwonimir.

Es war eine dicke Bohnensuppe, wenn man den Löffel hineinsteckte, blieb er drinnen wie ein Spaten in der Erde. Das ist Geschmacksache, ich liebe dicke Bohnen- und Kartoffelsuppen.

Niemals öffnet man die Fenster in der Armenküche, deshalb liegt der Duft alter Speisereste in den Winkeln und steigt von den nie gewaschenen Tischplatten auf, wenn der Dampf der frischgekochten Speisen ihn zu neuem Leben erweckt.

Und die Menschen sitzen eng an den Tischen, ihre Ellbogen führen Krieg gegeneinander. Ihre Seelen sind friedlich, ihre Gesinnungen freundschaftlich, und ihre Arme führen Krieg.

Die Menschen sind nicht schlecht, wenn sie viel Raum haben. In den

großen Gasthäusern nicken sie einander fröhlich zu, weil sie Platz finden. Bei Phöbus Böhlaug streitet niemand, weil die Menschen einander aus dem Wege gehn, wenn es ihnen nicht mehr paßt. Aber wenn zwei in einem engen Bett liegen, kämpfen ihre Beine im Schlaf, und ihre Hände zerreißen die dünne Decke, die sie einhüllt.

Wir stellten uns um halb eins an das Ende einer langen Menschenkette. Vorne stand ein Polizist und wedelte mit dem Säbel, weil er sich langweilte. Je zwanzig wurden eingelassen, wir standen paarweise. Zwonimir und ich zusammen.

Zwonimir fluchte, wenn es zu langsam ging. Er sprach mit dem Polizisten, der ihm nicht gerne antwortete, weil die Behörde schweigsam sein muß.

Zwonimir sagte ihm »du« und »Kamerad«, und einmal erklärte er, daß ein Polizist gar keinen Grund hätte, so stumm zu sein.

»Du bist stumm wie ein Fisch, Kamerad!« sagte Zwonimir. »Nicht wie ein lebendiger, sondern wie ein toter Fisch, den man mit Zwiebeln füllt hierzulande. Bei uns zu Hause werden nur gesprächige Menschen zur Polizei engagiert, so wie ich einer bin.«

Die Arbeiterfrauen erschrecken ob solcher Rede und fürchten sich zu lachen.

Der Polizist, der sieht, daß er Zwonimir unterlegen ist, zwirbelt seinen Schnurrbart und sagt:

»Das Leben ist langweilig. Es gibt kein Gesprächsthema.«

»Siehst du, Kamerad«, sagt Zwonimir, »das kommt davon, daß du nicht in den Krieg gegangen bist, sondern zur Militärpolizei. Wenn man im Schützengraben gelegen hat wie wir, hat man Gesprächsstoff bis zum Tod.«

Hier lachen einige Heimkehrer. Der Polizist sagt:

»Unser Leben war auch in Gefahr!«

»Ja«, erwidert Zwonimir, »wenn ihr einen mutigen Deserteur gefaßt habt – freilich, das glaub' ich schon, da war euer Leben in Gefahr.«

Kein Zweifel, die Heimkehrer liebten meinen Freund Zwonimir, und die Polizisten nicht.

»Du bist ein Fremder«, sagen sie zu ihm, »und sprichst zu viel bei uns.«

»Ich bin ein Heimkehrer und darf mich hier aufhalten, Freund, weil meine Regierung mit der deinigen eigens deswegen einen Vertrag geschlossen hat. Das verstehst du nicht: Es gibt in meinem Lande der

Eurigen genug, und wenn ihr mir hier ein Haar krümmt, schlägt meine Regierung daheim den Eurigen die Köpfe ab. Aber man sieht, du hast keine Politik studiert. Bei uns zu Hause muß jeder Polizist eine Prüfung in Politik ablegen.«

Das sind wirksame Argumente, und die Polizisten schweigen.

Und Zwonimir konnte jeden Tag fluchen.

Er fluchte, wenn er lange warten mußte, und auch drinnen, wenn er die Suppe schon in der Hand hielt. Sie war kalt oder ungesalzen oder zu sehr gesalzen. Er steckte die Menschen mit seiner Unzufriedenheit an, sie schimpften alle, schweigend oder laut, so, daß die Köche hinter den Scheibenfenstern erschraken und noch einen Löffel mehr dazugaben, als sie gewohnt waren und als ihnen befohlen war. Zwonimir vergrößerte die Unruhe.

Die Arbeiterfrauen nahmen die Suppe in Töpfen nach Hause, für den Abend.

Sie hätten die Suppe auch in Zeitungspapier packen können, wie sie es mit dem Viertel Brot taten – so erstarrt und zäh war sie, wenn man sie kalt werden ließ. Es war dennoch eine schmackhafte Suppe, man aß sie sehr lange, und weil nur je zwanzig eingelassen wurden, dauerte die Abspeisung drei Stunden.

Man hörte, daß die Köche unzufrieden waren, sie wollten nicht für geringen Lohn einen ganzen Tag arbeiten. Von den Wohltätigkeitsdamen, die umsonst und ehrenhalber die Aufsicht führen sollten, war am zweiten Tag nichts mehr zu sehen. Zwonimir hatte eine »Tante« genannt, und man drohte, die Küche zu sperren.

»Wenn sie nur die Küche sperren!« sagt Zwonimir. »Wir werden sie schon aufmachen. Oder wir werden uns von Herrn Neuner zum Mittagessen einladen lassen. Seine Suppe ist bestimmt besser.«

»Ja, der Neuner«, sagen die Arbeiterfrauen.

Sie waren elend und blaß, und die schwangeren schleppten ihre gesegneten Leiber wie eine verhaßte Last.

»Wenn man ein Bündel Holz schleppt vom Walde«, sagt Zwonimir, »weiß man wenigstens, daß es warm wird in der Stube.«

»Neuner hätte ja Zulagen für jedes Kind gegeben, wenn sie nicht angefangen hätten zu streiken, wäre es doch irgendwie gegangen«, weinten die Frauen.

»Es wäre nicht gegangen«, sagte Zwonimir, »es kann nicht gehen, wenn der Neuner verdienen will.«

Es war eine Borstenreinigungsfabrik. Dort reinigte man die Schweinehaare von Staub und Schmutz, und es wurden Bürsten daraus gemacht, die wieder zum Reinigen dienen. Die Arbeiter, die den ganzen Tag die Borsten strählten und siebten, schluckten den Staub und bekamen Lungenbluten und starben im fünfzigsten Jahr ihres Lebens.

Es gab allerlei Hygiene und Gesetze, die Arbeiter sollten Masken tragen, die Arbeitsräume sollten soundso viel Meter hoch und weit sein und die Fenster offen. Aber eine Renovierung der Fabrik hätte Neuner viel mehr gekostet als doppelte Kinderzulagen. Deshalb wurde der Militärarzt zu allen sterbenden Arbeitern gerufen. Und er bestätigte schwarz auf weiß, daß sie nicht an Tuberkulose gestorben waren und auch nicht an Blutvergiftung, sondern am Herzen. Es war ein herzkranker Menschenschlag, alle Arbeiter Neuners starben »infolge Herzschwäche«. Der Militärarzt war ein guter Kerl, er mußte jeden Tag im Hotel Savoy Schnäpse trinken und den Santschins Weine schenken, wenn es zu spät war.

Die Gewerkschaftsführer lebten auch schlecht, aber sie kamen sich vor wie Bürgermeister der Fabrik, und Neuner war ihr König. Jetzt suchten sie immer wieder Wege, um zu Neuner zu kommen.

Er empfing sie mit Wein und Kaviarbrötchen, gab ihnen Vorschüsse und vertröstete sie mit Bloomfield.

Es war dem Fabrikanten Neuner überhaupt gar nicht um die Arbeit zu tun.

Bloomfield, dessen Arm weit war und über den großen Teich reichte, Bloomfield war an allen Fabriken seiner alten Vaterstadt beteiligt. Wenn er einmal im Jahr herüberkam, ordnete sich alles, ohne daß es Neuner etwas gekostet hätte.

Neuner wartete auf Bloomfield.

Man wartete also auf Bloomfield – nicht nur im Hotel Savoy. In der ganzen Stadt wartete man auf Bloomfield. Im Judenviertel erwartete man ihn, man hielt mit den Devisen zurück, das Geschäft war flau. Man hoffte auf ihn in den oberen Stockwerken des Hotels, Hirsch Fisch zitterte vor Angst, Bloomfield könnte ein Unfall zugestoßen sein, und er hatte sich schon schöne Lose träumen lassen.

Übrigens hatte sich Hirsch Fisch mit meinem Los geirrt, die Ziehung war erst in zwei Wochen. Ich erfuhr es im Gemeindeamt.

Auch in der Armenküche sprach die Welt von Bloomfield. Wenn er

kam, bewilligte er alle Forderungen, die Erde bekam ein neues Gesicht.

Was machte bei Bloomfield so eine Forderung? Soviel gab er im Tag für Zigarren aus.

Man erwartet Bloomfield überall: Im Waisenhaus ist ein Schornstein eingestürzt, man richtet ihn nicht, weil Bloomfield jedes Jahr etwas für das Waisenhaus gibt. Kranke Juden gehn nicht zum Arzt, weil Bloomfield die Rechnung bezahlen soll. Am Friedhof hat man eine Erdsenkung bemerkt, zwei Kaufleute sind abgebrannt, die Kaufleute stehen in der Gasse mit ihren Warenballen, es fällt ihnen nicht ein, die Läden zu reparieren – womit sollten sie zu Bloomfield gehen? Die ganze Welt wartet auf Bloomfield. Man wartet mit dem Versetzen des Bettzeugs, mit Anleihen auf Häuser, mit Hochzeiten.

Es ist eine große Spannung in der Luft. Abel Glanz sagt mir, er hätte Gelegenheit, jetzt eine gute Stellung anzunehmen. Aber lieber wäre ihm eine Stellung bei Bloomfield. Ein Onkel des Glanz lebt in Amerika, bei dem könnte man wohnen, vielleicht gibt Bloomfield nur die Schiffskarte, ohne Anstellung, dann würde er sich schon durch den Onkel fortbringen.

Glanz' Onkel verkauft Limonaden in den Straßen New Yorks.

Sogar Phöbus Böhlaug braucht Geld, um sein Geschäft zu »vergrößern«. Er wartet auf Bloomfield.

Aber Bloomfield kommt nicht.

Sooft der Zug aus Deutschland einfährt, stehen viele Menschen am Bahnhof. Vornehme Herren mit braunen und gelben Reiseplaids kommen mit großen Lederkoffern, in Gummimänteln, mit zusammengerollten Schirmen in Etuis.

Aber Bloomfield kommt nicht.

Dennoch gehen die Menschen täglich zur Bahn.

DRITTES BUCH

XVIII

Plötzlich war Bloomfield da.

Es ist immer so mit den großen Ereignissen, mit den Kometen und Revolutionen und Hochzeiten der regierenden Fürsten. Die großen Ereignisse pflegen überraschend zu kommen, und jede Erwartung bewirkt nur, daß sie zögern.

Bloomfield, Henry Bloomfield kam in der Nacht um zwei Uhr im Hotel Savoy an.

Um diese Zeit verkehrten keine Züge – aber Bloomfield kam auch gar nicht mit der Bahn – war Bloomfield denn auf Eisenbahnen angewiesen? Er fuhr von der Grenze im Auto hierher, in seinem amerikanischen Salonauto, weil er sich auf die Eisenbahnen nicht verließ.

So einer war Henry Bloomfield: Das Sicherste schien ihm ungewiß, wenn alle Menschen mit dem Zugverkehr rechneten wie mit einem Naturgesetz, mit Sonne, Wind und Frühling, so machte Bloomfield eine Ausnahme. Er traute nicht einmal den Fahrplänen, obwohl sie doch staatlich waren und einen Adler trugen und Siegel von verschiedenen Bezirksdirektionen und das Resultat mühevoller Berechnungen waren.

Bloomfield kam um zwei Uhr nachts im Hotel Savoy an, und Zwonimir und ich waren Zeugen seiner Ankunft.

Wir kommen nämlich um diese Zeit aus den Baracken.

Zwonimir trank eine Menge und küßte alle. Zwonimir konnte sehr viel trinken. Wenn er ins Freie kam, war er wieder nüchtern, die Nachtluft nahm ihm jeden Rausch – »der Wind bläst mir den Spiritus aus dem Kopf«, sagt Zwonimir.

Die Stadt ist still, eine Turmuhr schlägt. Eine schwarze Katze läuft über den Bürgersteig. Man kann die Atemzüge der Schlafenden hören. Alle Fenster des Hotels sind dunkel, eine Nachtlampe lauert rötlich vor dem Eingang, in der engen Gasse sieht das Hotel aus wie ein düsterer Riese.

Durch die Scheiben der Hoteltür sieht man den Portier. Er hat die betreßte Livreekappe abgelegt – zum erstenmal sehe ich, daß er einen

Schädel besitzt, ein wenig überrascht mich diese Tatsache. Der Portier hat ein paar graue Haarbüschel, sie wachsen um seine Glatze und rahmen sie ein wie eine Girlande eine Geburtstagsplatte.
Der Portier streckt beide Beine weit von sich, er träumt gewiß, daß er in einem Bett liegt.
Die Normaluhr in der Portierloge zeigt drei Minuten vor zwei.
In diesem Augenblick fährt ein Kreischen durch die Luft, es ist, als ob die ganze Stadt auf einmal aufschreien würde.
Einmal und noch einmal und zum drittenmal kreischt es.
Schon flitzt da und dort ein Fenster auf, zwei Stimmen sprechen. Ein Dröhnen erschüttert das Holzpflaster, auf dem wir stehen. Ein weißer Schein erfüllt die Gasse, es ist, als ob ein Stück des Mondes in die schmale Gasse gefallen wäre.
Der weiße Schein kam von einer Laterne, einer Blendlaterne, einem Scheinwerfer: dem Scheinwerfer Bloomfields.
So kam also Bloomfield, wie ein Nachtangriff. Der Scheinwerfer erinnert mich an den Krieg, ich dachte an »feindliche Flieger.«
Es war ein großes Auto. Der Chauffeur war ganz in Leder gepackt. Er stieg ab und sah aus wie ein Wesen einer fremden Welt.
Das Auto ratterte noch ein bißchen. Es war bespritzt vom Kot der Landstraße und war von der Größe einer mäßigen Schiffskabine.
Mir war zumute wie damals im Felde, wenn ein General inspizieren kam und ich zufällig Kompaniedienst hatte. Unwillkürlich streckte ich mich, nahm meine Glieder zusammen und wartete. Ein Herr im grauen Staubmantel stieg aus, ich sah seine Züge nicht genau. Dann kam noch ein Herr, er trug den Mantel überm Arm. Dieser zweite Herr war um ein beträchtliches kleiner, er sagte ein paar englische Worte, die ich nicht verstand. Ich merkte, daß der kleine Herr Bloomfield sein müsse und daß der andere, sein Begleiter, einen Befehl ausführte.
Nun war also Bloomfield da.
»Das ist Bloomfield«, sage ich zu Zwonimir.
Zwonimir will sich auf der Stelle davon überzeugen, er tritt auf den kleinen Herrn zu, der auf seinen Begleiter wartet, und fragt:
»Mister Bloomfield?«
Bloomfield nickt nur mit dem Kopf, wirft einen Blick auf den großen Zwonimir, er muß auf Bloomfield, den kleinen, den Eindruck eines Kirchturms machen.

Dann wendet Bloomfield sich rasch wieder dem Sekretär zu.
Der Portier war erwacht und trug seine Mütze wieder. Ignatz eilte gerade an uns vorbei.
Zwonimir vergaß nicht, ihm einen Schlag zu versetzen.
In der Bar war die Musik verstummt. Die kleine Tür stand halb offen, Neuner und Kanner standen an der Tür.
Frau Jetti Kupfer kam heraus.
»Bloomfield ist da!« sagte sie.
»Ja, Bloomfield!« sagte ich.
Und Zwonimir schrie und tanzte wie verrückt auf einem Bein.
»Bloomfield ist da! ah-ah-ah!«
»Still!« zischte Frau Jetti Kupfer und legte ihre fette Hand auf Zwonimirs Mund.
Bloomfields Sekretär und Ignatz und der Portier schleppten zwei große Koffer in den Flur.
Henry Bloomfield saß im Klubsessel des Portiers und zündete sich eine Zigarette an.
Neuner kam heraus. Er war erhitzt, auf seinem Gesicht glühten die Schmisse, als wären sie mit Karmin aufgemalt.
Neuner ging auf Bloomfield zu, Bloomfield blieb sitzen.
»Guten Abend!« sagte Neuner.
»Wie geht's!« sagte Bloomfield, nicht wie eine Frage, sondern wie einen Gruß.
Er war gar nicht neugierig.
Bloomfield – ich sah nur sein Profil – streckte Neuner eine dünne Kinderhand entgegen. Sie verschwand spurlos in Neuners großer Pranke wie eine Kleinigkeit in einem Riesenetui.
Sie sprachen deutsch, aber es schickte sich nicht zuzuhören.
Ignatz kam mit fliegender Zunge, einen Karton mit einer großen, schwarzen Dreizehn in der Hand. Er nagelte den Karton an die Türmitte.
Zwonimir schlug Ignatz ein paarmal auf die Schulter, Ignatz zuckte nicht, er spürte die Schläge gar nicht.
Frau Kupfer kehrte in die Bar zurück.
Ich wäre gerne noch für ein halbes Stündchen hineingegangen, aber es schien mir gefährlich, Zwonimir noch trinken zu lassen.
Wir fuhren also selbst mit dem Lift hinauf, zum erstenmal ohne Ignatz.

Hirsch Fisch kam in Unterhosen. Er hatte Lust, so wie er war, bis zu Bloomfield hinunterzugehn.
»Sie müssen sich anziehn, Herr Fisch!« sage ich.
»Wie sieht er aus? Hat er schon zugenommen?« fragt er.
»Nein! Er ist immer noch mager!«
»Gott, wenn das der alte Bloomfield wüßte«, sagt Fisch und kehrt wieder um.
»Wenn man den Bloomfield umbringen könnte«, sagte Zwonimir, als er schon ausgezogen lag.
Aber ich antwortete ihm nicht, weil ich weiß, daß der Alkohol aus ihm spricht.

XIX

Am nächsten Morgen scheint mir das Hotel Savoy verändert.
Die Aufregung hat sich meiner wie aller andern bemächtigt, hat meinen Blick geschärft für tausend kleine Veränderungen, so daß ich sie wie durch ein Fernrohr sehe mit mächtig geschwollenen Dimensionen.
Es ist möglich, daß die Stubenmädchen der drei unteren Stockwerke dieselben Häubchen tragen wie gestern und vorgestern. Mir scheint, daß die Hauben und Schürzen neu gestärkt sind, wie vor einem Besuch des Kaleguropulos. Neue grüne Schürzen tragen die Zimmerkellner, auf dem roten Treppenläufer ist kein einziger Zigarettenstummel zu sehen.
Es ist eine unheimliche Sauberkeit. Man fühlt sich nicht mehr heimisch. Man vermißt wohlbekannte Staubwinkel.
Ein Spinnennetz in der Ecke des Fünf-Uhr-Saals war mir eine liebe Gewohnheit geworden, in der Ecke fehlt heute mein Spinnennetz. Ich weiß, daß man eine schmutzige Hand bekam, wenn man über das Stiegengeländer strich. Heute ist die Handfläche sauberer, als sie vorher gewesen, als bestünde das Geländer aus Seife.
Ich glaube, man hätte einen Tag nach der Ankunft Bloomfields auf dem Fußboden essen können.
Es riecht nach aufgelöstem Bohnerwachs, wie daheim in der Leopoldstadt einen Tag vor Ostern.
Etwas Feiertägliches liegt in der Luft. Wenn Glocken läuten würden, wäre es selbstverständlich.

Wenn plötzlich jemand mich beschenkte – es wäre nichts Ungewöhnliches. An solchen Tagen muß man beschenkt werden.
Und trotzdem regnete es draußen in dünnen Schnüren, und der Regen war voller Kohlenstäubchen. Es war ein dauerhafter Regen, er hing über der Welt wie ein ewiger Vorhang. Die Menschen stießen mit den Regenschirmen zusammen und trugen hochaufgeschlagene Mantelkragen. Die Stadt bekommt an solchen Regentagen erst ihr wirkliches Gesicht. Der Regen ist ihre Uniform. Es ist eine Stadt des Regens und der Trostlosigkeit.
Die hölzernen Bürgersteige faulen, die Bretter quietschen, wenn man auf sie tritt, wie schadhafte, nasse Schuhsohlen.
Der gelbe, träge Brei in den Rinnen löst sich auf und fließt träge dahin. Tausend Kohlenstäubchen birgt jeder Regentropfen, sie bleiben auf den Gesichtern und Kleidern der Menschen liegen.
Dieser Regen konnte durch die dicksten Kleider dringen. Man hatte im Himmel große Reinigung und schüttete die Kübel auf die Erde.
An solchen Tagen mußte man im Hotel bleiben, im Fünf-Uhr-Saal sitzen und die Leute ansehn.
Der erste Zug, der aus dem Westen kam, um zwölf Uhr mittags, brachte drei Fremde aus Deutschland.
Sie sahen aus wie Drillinge, sie bekamen alle drei nur ein Zimmer – Nummer 16 hörte ich – sie hätten ganz gut alle drei in ein Bett gepaßt wie Drillinge in eine Wiege.
Alle drei hatten Regenmäntel über die Sommermäntel gestreift, alle waren gleich klein gewachsen und hatten spitze Bäuchlein von einer Firma. Alle hatten schwarze Schnurrbärtchen und kleine Augen und große karierte Schirmkappen und Regenschirme in Etuis. Es war ein Wunder, daß sie sich selbst nicht verwechselten.
Der nächste Zug, der um vier Uhr nachmittags kam, brachte einen Herrn mit einem Glasauge und einen jungen, kraushaarigen Mann mit geknickten Knien.
Und am Abend um neun kamen noch zwei junge Herren mit spitzen französischen Stiefeln und dünnen Sohlen. Es waren Männer von neuestem Schnitt.
Die Zimmer 17, 18, 19, 20 im Hochparterre waren besetzt.
Henry Bloomfield lernte ich beim Fünf-Uhr-Tee kennen.
Das hatte ich Zwonimir zu verdanken, der mit dem Militärarzt plauderte. Ich saß dabei und las in einer Zeitung.

Bloomfield kommt mit seinem Sekretär in den Saal, und der Militärarzt begrüßt ihn an unserm Tisch. Als er Zwonimir vorstellen will, sagt Bloomfield: »Wir kennen uns schon« und gibt uns beiden die Hand.

Seine kleine Kinderhand hat einen kräftigen Druck. Sie ist knochig und kühl.

Der Militärarzt erzählt mit lauter Stimme und interessiert sich für amerikanische Verhältnisse. Bloomfield spricht sehr wenig, sein Sekretär beantwortet alle Fragen.

Sein Sekretär ist ein Jude aus Prag und heißt Bondy.

Er spricht artig und beantwortet die dümmsten Fragen des Militärarztes. Sie sprechen über das Alkoholverbot in Amerika. Was macht man in so einem Lande?

»Was macht man in Amerika, wenn man traurig ist – ohne Alkohol?« fragt Zwonimir.

»Man spielt Grammophon«, sagt Bondy.

Das also ist Henry Bloomfield.

Ich habe ihn mir ganz anders vorgestellt. Ich habe geglaubt, daß Bloomfield das Gesicht, den Anzug, die Gebärden eines neuen Amerikaners hat. Ich habe geglaubt, daß Henry Bloomfield sich seines Namens und seiner Heimat schämt. Nein, er schämt sich nicht. Er erzählt von seinem Vater:

Das Trinken schadet nur den Betrunkenen, hatte der alte Bloomfield gesagt, und Henry Bloomfield, sein Sohn, weiß noch die Aussprüche seines alten jüdischen Vaters.

Er hat ein kleines Hundegesicht und große gelbe Hornbrillen. Seine grauen Augen sind klein, aber nicht flink, wie kleine Augen manchmal sind, sondern langsam und gründlich.

Henry Bloomfield sieht sich alles genau an, seine Augen lernen die Welt auswendig.

Sein Anzug ist nicht amerikanisch geschnitten, und seine dünne, kleine Gestalt ist altmodisch elegant. Eine große weiße Halskrause hätte zu seinem Gesicht gepaßt.

Henry Bloomfield trinkt seinen Mokka sehr schnell, eine halbe Schale läßt er stehn. Er nippt nur flink, wie ein durstiger Vogel.

Er bricht ein kleines Törtchen entzwei und läßt ein halbes liegen. Er hat keine Geduld für die Nahrung, er vernachlässigt seinen Leib, er ist mit gewaltigen Dingen beschäftigt.

Er denkt an große Gründungen, Henry Bloomfield, des alten Blumenfelds Sohn.
Viele Menschen kamen vorbei und begrüßten Bloomfield, sein Sekretär Bondy sprang immer auf, er schnellte in die Höhe, als zöge ihn jemand an einem Gummiband, Bloomfield aber blieb immer sitzen. Es schien, daß der Sekretär auch die Aufgabe hatte, alle Höflichkeit für Bloomfield zu erfüllen.
Einigen reichte Bloomfield sein kleines Händchen, den meisten nickte er nur zu. Dann steckte er seinen Daumen in die Westentasche und trommelte mit den übrigen vier Fingern auf der Weste.
Manchmal gähnt er, ohne daß man es merkt. Ich beobachte nur, wie seine Augen wässerig werden und seine Brille trübe. Er putzt sie mit einem riesengroßen Taschentuch.
Er schien sehr vernünftig, der kleine große Henry Bloomfield. Nur daß er just im Zimmer Nummer 13 wohnen mußte, war amerikanisch. Ich glaube nicht an die Ehrlichkeit seines Aberglaubens. Ich habe gesehen, daß viele vernünftige Menschen sich absichtlich eine kleine Verrücktheit zulegen.
Zwonimir war merkwürdig still. So still war Zwonimir noch nie gewesen. Ich hatte Angst, daß er über eine Möglichkeit nachdachte, Bloomfield umzubringen.
Plötzlich kommt Alexanderl herein. Er grüßt sehr tief, er schont seinen neuen Filzhut nicht. Er lächelt mir intim zu, so daß jeder merken muß: Hier sitzen Alexanders Freunde.
Alexander geht ein paarmal hin und zurück durch den Raum, als suchte er jemanden.
In Wirklichkeit aber hat er hier niemanden zu suchen.
»Amerika ist doch ein interessantes Land«, sagte der dumme Militärarzt, weil man schon eine Weile geschwiegen hatte.
Und er fuhr mit seiner alten Klage fort: »Hier in dieser Stadt verbauert man. Der Schädel wird einem zugenäht. Das Gehirn verdorrt.«
»Aber die Kehle nicht«, sage ich.
Bloomfield sah mich mit einem dankbaren Blick an. Kein Zug seines Gesichts verriet, daß er lächelte. Nur seine Augen bemühten sich, von unten her über den Rand der Brille zu blicken, und bekamen so einen spöttischen Ausdruck.
»Sie sind ja fremd hier?« fragte Bloomfield und sah uns beide an, Zwonimir und mich.

Es war die erste Frage, die Bloomfield getan hatte, seitdem er angekommen war.
»Wir sind Heimkehrer«, sage ich, »und halten uns nur zum Spaß hier auf. Wir wollen weiterfahren, mein Freund Zwonimir und ich.«
»Sie sind schon lange unterwegs«, fiel der höfliche Bondy ein.
Es war ein prächtiger Sekretär – Bloomfield brauchte nur ein Stichwort zu sagen, und schon setzte Bondy Bloomfields Gedanken in Rede um.
»Sechs Monate«, sage ich, »sind wir unterwegs. Und wer weiß, wie lange noch.«
»Es ist Ihnen schlimm ergangen in der Gefangenschaft?«
»Im Kriege war es schlimmer«, sagt Zwonimir.
Wir sprechen nicht mehr viel an diesem Tage.
Die drei Reisenden aus Deutschland kommen in den Saal, Bloomfield und Bondy verabschieden sich und setzen sich mit den Drillingen an den Tisch.

XX

Die Branche der Drillinge waren Juxgegenstände – das erfuhr ich am nächsten Tage vom Zimmerkellner. Es waren keine Drillingsbrüder. Die gemeinsamen Interessen hatten sie so verbrüdert.
Viele Menschen kamen aus Berlin, dem letzten Aufenthalt Bloomfields. Sie reisten ihm nach.
Nach zwei Tagen kam Christoph Kolumbus.
Christoph Kolumbus war Bloomfields Friseur. Er gehörte zum Gepäck Bloomfields und kam immer als Nachsendung.
Er ist ein gesprächiger Mensch, der Abkunft nach ein Deutscher. Sein Vater war ein Verehrer des großen Kolumbus gewesen und hatte seinen Sohn Christoph Kolumbus getauft. Aber der Sohn mit dem großen Namen ward ein Friseur.
Er ist ein Mann mit Geschäftssinn und guten Manieren. Er stellt sich jedem vor: Christoph Kolumbus, Friseur des Mister Bloomfield. Er spricht ein gutes Deutsch mit rheinländischem Akzent.
Christoph Kolumbus ist schlank und groß und hat gekräuseltes Haar, blondes, und gutmütige Augen, wie aus blauem Glas.
Er ist der einzige bessere Friseur in dieser Stadt und im Hotel Savoy, und weil er kein Geld verschmäht und es ihm sonst langweilig würde,

beschließt er, sich im Hotel einen Laden zu eröffnen, und er bewirbt sich um die Erlaubnis bei Bloomfield.
Es gab gerade einen freien kleinen Raum neben der Loge des Portiers. Dort lagerten immer Gepäckstücke der Gäste, die im Begriff waren abzureisen oder sich für ein paar Tage entfernt hatten, um wiederzukommen.
Ignatz erzählte mir, daß Christoph Kolumbus sich in diesem Raum festsetzen wollte.
Es gelang ihm, Kolumbus war ein gescheiter Kerl. Dünn und schlank, wie er war, schien er in jeden Winkel zu passen. Es war überhaupt sein Schicksal, Lücken im Leben zu erspähen und sie auszufüllen. Wahrscheinlich war er so Bloomfields Friseur geworden.
Die Leute wußten hier kaum, daß der Friseur einen berühmten Namen lächerlich machte. Nur Ignatz wußte es und der Militärarzt und Alexanderl.
Zwonimir fragte mich: »Gabriel, du bist ein gebildeter Mann, hat Kolumbus Amerika entdeckt oder nicht?«
»Ja.«
»Und wer war Alexander?« fragte Zwonimir weiter.
»Alexander war ein mazedonischer König und ein großer Welteroberer.«
»So, so«, sagte Zwonimir.
Am Abend kamen wir mit Alexanderl im Fünf-Uhr-Saal zusammen.
»Was sagen Sie zu diesem Friseur Kolumbus?« lachte Alexander. »Ausgerechnet Kolumbus heißt er.«
Zwonimir schickt mir einen schnellen Blick zu und sagt:
»Wenn ein Friseur Christoph Kolumbus heißt, ist es noch lange nicht so schlimm. Aber Sie heißen Alexander! ...«
Das war ein gutes Wort, und Alexander schwieg.
Manchmal sage ich: »Zwonimir, laß uns abreisen.«
Aber jetzt will Zwonimir erst recht nicht. Bloomfield ist da, und das Leben wird von Tag zu Tag interessanter. Es kommen mit jedem Zug Fremde aus Berlin. Kaufleute und Agenten und Nichtstuer. Alle Menschen zieht Bloomfield herbei. Der Friseur Kolumbus rasiert heftig. Der Gepäckraum sieht freundlich aus, mit zwei großen Wandspiegeln und einer Marmorplatte. Kolumbus ist der geschickteste Barbier, den ich in meinem Leben je gesehn habe. In fünf Minuten ist man fertig. Das Haarschneiden besorgt er nach neuester

Methode mit dem Rasiermesser. Nie hört man in seinem Laden eine Schere klappern.
Weiß der Teufel, woher Zwonimir das Geld für uns beide nahm. Unsere Zimmerrechnung war schon sehr hoch. Zwonimir dachte nicht daran, sie zu bezahlen. Sein Geld legte er jeden Abend vor dem Schlafengehn unters Kopfkissen. Er hatte Angst, daß ich es ihm stehlen könnte.
Wir lebten fast so gut wie Bloomfield und gingen in die Armenküche, wenn es uns gefiel. Und wenn es uns nicht gefiel, aßen wir im Hotel. Und nie ging uns das Geld aus.
Einmal sage ich zu Zwonimir: »Ich packe und gehe zu Fuß weiter! Wenn du nicht willst, bleib hier!«
Da weinte Zwonimir. Es waren ehrliche Tränen.
»Zwonimir«, sage ich, »dies ist mein letztes Wort: Sieh im Kalender nach, heute ist Dienstag, heute in zwei Wochen reisen wir.«
»Ganz bestimmt«, sagt Zwonimir und schwört es laut und feierlich, obwohl ich es gar nicht verlange.

XXI

Am Nachmittag desselben Tages bat mich der Sekretär Bondy auf einen Augenblick an den Tisch Bloomfields.
Bloomfield brauchte noch einen Sekretär für die Zeit, in der er hier war. Man mußte die Besucher scheiden können in lästige und nützliche und mit beiden Arten verhandeln.
Ob ich nicht jemanden wüßte, fragte Bondy.
Nein, ich wüßte keinen, außer Glanz.
Aber da macht Bloomfield eine abwehrende Handbewegung. Glanz war nichts für ihn, das bedeutete diese Bewegung.
»Wollen *Sie* nicht diese Stellung annehmen?« sagt Bloomfield. Es war keine Frage. Bloomfield sprach überhaupt nicht in fragendem Ton, er sagte alles nur vor sich hin, als wiederhole er oft erörterte Dinge.
»Wir wollen sehn!« sage ich.
»Dann – können Sie morgen in Ihrem Zimmer – Sie wohnen?«
»703.«
»Bitte morgen anzufangen, Sie bekommen einen Sekretär.«
Ich verabschiede mich und fühle, wie Bloomfield mir nachsieht.

»Zwonimir«, sage ich, »jetzt bin ich Bloomfields Sekretär.«
»Amerika«, sagt Zwonimir.
Es war meine Aufgabe, die Leute anzuhören, sie und ihre Projekte zu beurteilen und Bloomfield über die Gäste jedes Tags schriftlichen Bericht zu erstatten.
Ich notierte mir Aussehen, Stellung, Geschäft, Vorschlag jedes Besuchers und beschrieb alles. Ich diktierte einem Mädchen in die Maschine und gab mir sehr viel Mühe.
Bloomfield schien nach den ersten zwei Tagen mit meiner Arbeit zufrieden, denn er nickte mir am Nachmittag, wenn wir uns trafen, sehr wohlwollend zu.
So lange hatte ich nichts mehr gearbeitet – ich freute mich. Es war eine Beschäftigung, die mir behagte, denn ich war auf mich angewiesen und trug die Verantwortung für alles, was ich berichtete. Ich hütete mich, mehr zu berichten, als nötig war. Dennoch lieferte ich manchmal einen Roman.
Ich arbeitete von zehn bis vier. Jeden Tag kamen fünf oder sechs oder mehr Besucher.
Ich wußte wohl, was Bloomfield von mir wollte. Er wollte eine Kontrolle seiner selbst. Er verließ sich nicht in allem auf sein eigenes Urteil – er hatte auch keine Zeit, über jeden nachzudenken –, und er wollte auch eine Bestätigung seiner eigenen Beobachtungen.
Henry Bloomfield war ein vernünftiger Mensch.
Die Juxdrillinge hießen Nachmann, Zobel und Wolff und standen alle drei innig auf einer Visitkarte.
Nachmann, Zobel und Wolff hatten herausgefunden, daß man in dieser Gegend Europas noch keine Juxgegenstände kannte. Sie kamen mit Geld, sie bewiesen es und sprachen sehr vernünftig. Seit Jahren stand in diesem Ort die Spinnerei des verstorbenen Maiblum leer. Man konnte sie mit wenig »Unkosten«, sagte Wolff, reparieren. Herr Nachmann würde hierbleiben – sie brauchten eigentlich nicht so sehr das Geld Bloomfields wie seinen Namen. Die Firma sollte Bloomfield und Compagnie heißen und die Gegend und Rußland mit Juxgegenständen versorgen.
Die Drillinge wollten Feuerwerk, Papierschlangen, Serpentinen, Knallerbsen und Frösche fabrizieren.
Ich hörte dann, daß Bloomfield die Idee mit den Juxgegenständen sehr gefallen hatte, und sah nach zwei Tagen, wie langsam ein hölzernes

Gerüst um die Maiblumsche Fabrik wuchs und wuchs, bis das ganze halbzerfallene Gemäuer von Holz eingedeckt war wie ein Monument im Winter.

Nachmann, Zobel und Wolff hielten sich hier lange auf. Man sah sie unzertrennlich durch die Straßen und Plätze der Stadt schleichen. Alle drei kamen in die Bar und holten sich ein Mädchen an den Tisch.

Sie führten ein inniges Familienleben.

Man begegnet mir mit mehr Ehrfurcht als je vorher im Hotel Savoy. Ignatz schlägt seine biergelben Kontrollaugen nieder, wenn er mit mir zusammentrifft, im Lift oder in der Bar. Der Portier grüßt mich tief. Die Drillinge ziehen gleichmäßig vor mir die Hüte.

Gabriel, sage ich mir, du kommst mit einem Hemd im Hotel Savoy an und fährst weg als ein Gebieter über zwanzig Koffer.

Verborgene Türen öffnen sich auf meinen Wunsch, Menschen geben sich mir preis. Wundersame Dinge tun sich kund. Und ich stehe da, bereit, alles aufzunehmen, was mir zuströmt. Die Menschen bieten sich mir an, unverhüllt liegen ihre Leben vor mir. Ich kann ihnen nicht helfen noch schaden – sie aber, froh, ein Ohr gefunden zu haben, das sie anhören muß, schütten Leid und Geheimnis vor mir aus.

Es geht ihnen schlecht, den Menschen, riesenhaft steht ihr Weh vor ihnen, eine große Mauer. Eingesponnen sitzen sie in staubgrauen Sorgen und zappeln wie gefangene Fliegen. Dem fehlt es an Brot, und jener ißt es mit Bitterkeit. Der will satt sein und jener frei. Hier regt einer seine Arme und glaubt, es wären Flügel, und er würde sich im nächsten Augenblick, Monat, Jahr über die Niederung seiner Welt erheben.

Es ging ihnen schlecht, den Menschen. Das Schicksal bereiteten sie sich selbst und glaubten, es käme von Gott. Sie waren gefangen in Überlieferungen, ihr Herz hing an tausend Fäden, und ihre Hände spannen sich selbst die Fäden. Auf allen Wegen ihres Lebens standen die Verbotstafeln ihres Gottes, ihrer Polizei, ihrer Könige, ihres Standes. Hier durften sie nicht weitergehn und dort nicht bleiben. Und nachdem sie so ein paar Jahrzehnte gezappelt, geirrt hatten und ratlos gewesen, starben sie im Bett und hinterließen ihr Elend ihren Nachkommen.

Ich saß im Vorhof des lieben Gottes Henry Bloomfield und registrierte Gebete und Wünsche seiner kleinen Menschen. Die Leute kamen zuerst zu Bondy, und ich empfing nur jene, die einen Zettel von ihm vorzeigten. Zwei oder drei Wochen wollte Bloomfield bleiben – und

nach drei Tagen sah ich, daß er mindestens zehn Jahre hierbleiben müßte.
Ich lernte den kleinen Isidor Schabel kennen, der einmal rumänischer Notar gewesen und wegen einer Unterschlagung aufgehört hat, Notar zu sein. Er wohnt schon das sechste Jahr im Hotel Savoy, im Krieg hat er hier gewohnt, zusammen mit den Offizieren der Etappe. Er ist sechzig Jahre alt, er hat Frau und Kinder in Bukarest, und sie schämen sich seiner – sie wissen gar nicht, wo er sich befindet. Nun, glaubt er, wäre es an der Zeit, an der Rehabilitierung zu arbeiten, fünfzehn Jahre sind seit jener unglücklichen Geschichte vergangen, es wäre wohl an der Zeit heimzukehren, nachzusehen, was Frau und Kinder treiben, ob sie leben, ob der Sohn Offizier geworden, trotz des väterlichen Unglücks. Er ist ein merkwürdiger Mensch, er will die Charge seines Sohnes wissen – und hat so viele Sorgen. Er lebt von kleinen Winkelschreibereien. Ein Jude kommt manchmal zu ihm und läßt sich ein Gesuch an die Behörde aufsetzen, eine Befreiung von der Erbschaftssteuer zum Beispiel.
Seine Koffer sind längst von Ignatz gepfändet, er ißt geröstete Kartoffeln zu Mittag, aber er will wissen, ob sein Sohn Offizier ist.
Vor einem Jahr war er schon bei Bloomfield, ohne Erfolg.
Er braucht eine hohe Summe, um zu seinem Recht zu kommen. Er blieb hartnäckig dabei, daß er im Recht war.
Er fraß sich in seine Bitterkeit hinein. Heute noch bat er schüchtern, morgen würde er fluchen, und in einem Jahr hatte ihn der Wahnsinn ergriffen.
Ich kenne Taddeus Montag, Zwonimirs Freund, den Schildermaler, der eigentlich ein Karikaturist ist. Er ist mein Nachbar, Zimmer 705. Nun bin ich schon ein paar Wochen hier, und neben mir hungerte Taddeus Montag, und niemals schrie er. Die Menschen sind stumm, stummer als die Fische, früher einmal riefen sie noch, wenn ihnen etwas weh tat, aber im Laufe der Zeit gewöhnten sie sich das Rufen ab. Taddeus Montag ist ein Todeskandidat, dünn, blaß und groß steigt er sachte herum, seinen Schritt hört man nicht einmal auf den nackten Steinfliesen des sechsten Stockwerks. Er geht auf zerrissenen Sohlen allerdings, aber selbst die weichen Pantoffeln Hirsch Fischs werden auf diesen Steinfliesen hörbar. Taddeus Montag aber hat schon die lautlosen Schattensohlen eines Seligen. Er kommt schweigend, wie ein Stummer steht er an der Tür und zerreißt das Herz mit seiner Stummheit.

Er kann nichts dafür, Taddeus Montag, daß er kein Geld verdient. Er zeichnete die Karikatur des Planeten Mars oder den Mond oder längst verstorbene Griechen-Helden. Agamemnon war auf seinen Bildern zu finden, wie er Klytämnestra betrügt – im Felde, mit einem rundlichen trojanischen Mädchen. Auf einem Hügel stand Klytämnestra und sah durch ein riesiges Opernglas die Schande ihres Mannes.
Ich entsinne mich, daß Taddeus Montag die ganze Geschichte von den Pharaonen bis zur Gegenwart grotesk verdrehte. Montag reichte seine verrückten Blätter so selbstverständlich herüber, als zeigte er Hosenknöpfe zur Auswahl. Einmal zeichnete Taddeus Montag ein Schild für einen Tischlermeister. Er zeichnete einen überdimensionalen Hobel in die Mitte, daneben auf einem großen Holzgerüst einen Mann mit einem Zwicker auf der Nase, der einen kleinen Bleistift an dem riesigen Hobel spitzte.
Und dieses Schild lieferte er sogar ab. –
Es kamen wunderbare Lügner, der Mann mit dem Glasauge, der ein Kino gründen wollte. Nun war die Ausfuhr deutscher Filme sehr schwierig, das wußte Bloomfield – und ließ sich auf die Sache gar nicht ein.
In dieser Stadt fehlt nichts so sehr wie ein Kinotheater. Es ist eine graue Stadt mit viel Regen und trüben Tagen, die Arbeiter streiken. Man hat Zeit. Die halbe Stadt würde tagsüber und eine halbe Nacht im Kino sitzen.
Der Mann mit dem Glasauge heißt Erich Köhler und ist ein kleiner Regisseur aus München. Er stammt aus Wien, so erzählt er, aber mich kann er nicht täuschen, mich, der ich die Leopoldstadt kenne. Erich Köhler stammt, es ist kein Zweifel, aus Czernowitz, und das Auge hat er nicht im Krieg verloren. Das hätte schon ein viel größerer Weltkrieg sein müssen.
Er ist ein ungebildeter Mensch, er verwechselt Fremdwörter, er ist ein schlimmer Mensch – er lügt nicht aus Freude an der Lüge, sondern er verkauft seine Seele um schäbigen Gewinn.
»In München habe ich die Kammerlichtspiele eröffnet, mit einer Ansprache an die Presse und die versammelten Behörden. Es war im letzten Kriegsjahr, wenn die Revolution nicht gekommen wäre – Sie wüßten heute besser, wer Erich Köhler ist.«
Und eine Viertelstunde später erzählt er von intimen Freundschaften mit russischen Revolutionären.

Er war eine Größe, der Erich Köhler.
Der andere Herr, der Jüngling mit den französischen Stiefeln, ein Elsässer, versprach Gaumontfilme und gründete wirklich ein Kino. Bloomfield hatte keine Lust, den Leuten seiner Heimatstadt Vergnügungen zu verschaffen. Aber der französische Jüngling kaufte einen Milchladen von Fränkel, dessen Geschäft schlechtging, und druckte Plakate und verkündete Amüsement für Jahrzehnte.
Nein, es war nicht leicht, von Bloomfield Geld zu bekommen.
Ich war mit Abel Glanz in der Bar, da saß die alte Gesellschaft. Glanz erzählte mir im Vertrauen – Glanz erzählte alles im Vertrauen –, daß Neuner kein Geld bekommen hatte und daß Bloomfield überhaupt kein geschäftliches Interesse an dieser Gegend mehr hatte. In einem Jahr verzehnfachte sich sein Vermögen in Amerika – was ging ihn die schlechte Valuta an?
Bloomfield hatte viele enttäuscht. Die Leute wurden ihre Devisen nicht los, das Geschäft ging genauso weiter, als wäre Bloomfield aus Amerika gar nicht gekommen. Dennoch verstand ich nicht, weshalb jetzt plötzlich die Fabrikanten mit ihren Frauen auf den Plan traten und mit den Töchtern.
Es änderte sich nämlich inzwischen vieles in der Gesellschaft des Fünf-Uhr-Saals.
Vor allem hat Kaleguropulos Musik bestellt, eine fünf Mann starke Kapelle, sie spielt Walzer wie Märsche, das Temperament geht mit ihnen durch. Fünf russische Juden spielen jeden Abend Operetten. Und der Primgeiger hat gekräuseltes Haar für die Damen.
Nie waren Damen zu sehen gewesen.
Jetzt hatte Fabrikant Neuner Frau und Tochter, Kanner war Witwer mit zwei Töchtern, Siegmund Fink hatte eine junge Frau, und dann kam noch Phöbus Böhlaug, mein Onkel, mit seiner Tochter.
Phöbus Böhlaug begrüßt mich mit herzlichen Vorwürfen. Ich hätte ihn besuchen müssen.
»Ich habe jetzt keine Zeit«, sage ich.
»Du brauchst kein Geld mehr«, antwortet Phöbus.
»Sie haben mir nie etwas gegeben –«
»Nichts für ungut«, flötet mein Onkel Phöbus.

XXII

Ich verstand nicht, wozu Henry Bloomfield eigentlich gekommen war. Nur um die Musik spielen zu lassen? Damit die Damen kämen?
Eines Tages tauchte Zlotogor, Xaver Zlotogor, der Magnetiseur, im Fünf-Uhr-Saal auf. Er hatte sein schelmisches Judenjungengesicht aufgesetzt, er ging zwischen den Tischen herum und begrüßte die Damen, und sie nickten ihm alle freundlich zu und baten ihn, Platz zu nehmen. Er mußte sich an jeden Tisch setzen, überall saß er fünf Minuten und stand auf, und dann küßte er den Damen die Hände, er küßte fünfundzwanzig Hände in einer Stunde.
Er kam auch zu mir, Zwonimir saß auch dabei und fragte ihn:
»Sind Sie der Mann mit dem Esel?«
»Ja«, sagte Zlotogor, ein bißchen befremdet, denn er war ein stiller Mensch, sein Element war die Lautlosigkeit, er haßte das Gepolter Zwonimirs.
»Ein guter Witz«, lobt Zwonimir weiter und weiß nicht, daß seine laute Fröhlichkeit nicht erwünscht ist.
Den Xaver Zlotogor konnte er allerdings nicht vertreiben. –
Im Gegenteil: Zlotogor setzte sich und erzählte mir, daß er eine gute Idee habe. Es war jetzt keine Saison für öffentlichen Magnetismus, er wollte die Ferien ausnützen und privat magnetisieren. Im Hotel, in seinem großen Zimmer im dritten Stock. Er wollte Damen empfangen, die an Kopfschmerzen litten.
»Prächtige Idee«, schreit Zwonimir.
»Herr Doktor«, schreit Zwonimir zum Militärarzt hinüber, und Zlotogor, der Magnetiseur, sitzt da, er hätte Zwonimir erdolchen mögen.
Aber Zwonimirs starker Natur schadet kein Magnetismus.
Der Militärarzt kommt herüber.
»Sie bekommen Konkurrenz«, sagt Zwonimir und zeigt auf den Magnetiseur.
Xaver Zlotogor sprang auf, er wollte größeres Unglück verhüten und das Geschrei Zwonimirs und erzählte deshalb selbst von seinen Absichten.
»Gott sei Dank«, sagt der Militärarzt, der nicht gerne arbeitet. »Da werde ich kein Aspirin mehr verschreiben. Ich schicke Ihnen alle Patienten.«
»Verbindlichen Dank«, sagt Zlotogor und verneigt sich.

Und am nächsten Tag kamen ein paar Damen und schickten Briefe zu Zlotogor hinauf. Ins Hotel traute sich keine, aber Zlotogor nahm es nicht genau. Er ging in die Häuser magnetisieren.
»Es ist merkwürdig«, sage ich zu Zwonimir, »siehst du, wie sich die Menschen verändern, weil Bloomfield, mein Chef, da ist? Jeder hat plötzlich geschäftliche Ideen in diesem Hotel und in dieser Stadt. Jeder will Geld verdienen.«
»Ich habe auch eine Idee«, sagte Zwonimir.
»Ja?«
»Bloomfield umzubringen.«
»Wozu?«
»So zum Spaß, das ist ja keine geschäftliche Idee, und sie hat auch keinen Zweck.«
»Weißt du übrigens, wozu Bloomfield da ist?«
»Um Geschäfte zu machen.«
»Nein, Zwonimir, Bloomfield pfeift auf diese Geschäfte. Ich möchte gerne wissen, weshalb er hier ist. Vielleicht liebt er eine Frau. Aber die könnte er ja hinübernehmen. Eine Frau ist kein Haus, aber sie kann auch verheiratet sein. Dann ist sie noch schwieriger fortzubringen als ein Haus. Ich glaube nicht, daß Bloomfield hierherkommt, um die Fabrik des seligen Maiblum zu reparieren. Juxgegenstände interessieren ihn nicht. Er hat Geld genug, um ein Viertel Amerikas mit Juxgegenständen zu versorgen. Ist er hierhergekommen, um in seiner Heimat ein Kino zu finanzieren? Er gibt nicht einmal dem Neuner Geld, und die Arbeiter streiken schon die fünfte Woche!«
»Weshalb gibt er kein Geld?« sagt Zwonimir.
»Frag ihn doch.«
»Ich werde ihn nicht fragen. Es geht mich nichts an. Es ist eine Gemeinheit.«
Mir schien, daß Neuner sich nur mit Bloomfield herausredete und daß ihm nichts mehr an den Fabriken lag. Es war eine schlechte Zeit, das Geld hatte seinen Wert verloren. Abel Glanz sagte, Neuner spekuliere lieber an der Züricher Börse, er handele mit Valuta. Er bekam jeden Tag Telegramme – sie kamen aus Wien, Berlin, London. Man kabelte ihm Kurse, er kabelte Aufträge, was ging ihn die Fabrik an.
Es war vergeblich, Zwonimir diese verwickelten Dinge zu erklären, er wollte sie nicht verstehen, weil er fühlte, daß es ihn Mühe kosten würde, und weil er eigentlich ein Bauer war, der täglich in die Ba-

racken ging, nicht nur wegen der Heimkehrer, sondern weil die Baracken in der Nähe der Felder standen und Zwonimirs Seele sich sehnte nach den Garben und Sensen und Vogelscheuchen der heimatlichen Äcker.

Jeden Tag bringt er mir Nachrichten vom Weizen, und in seiner Tasche birgt er blaue Kornblumen. Er flucht, weil die Bauern hierzulande keine Ahnung haben von der richtigen Behandlung der Erde – sie lieben es, ihre Kühe laufen zu lassen, wie es den Tieren gefällt. Sie laufen auch in die Ähren, und man kann sie nur mit viel Mühe herauslocken.

Und die Vogelscheuchen und die Prellsteine kann er nicht vergessen.

Er kommt am Abend heim, Zwonimir Pansin, der Bauer, und bringt eine große Sehnsucht mit und ein gehütetes Heimweh. Er weckt in mir die Sehnsucht, und obwohl er sich nach Feldern sehnt und ich nach Straßen, steckt er mich an. Es ist so wie mit den Liedern der Heimat: Wenn einer sein Volkslied anstimmt, singt der andere sein eigenes, und die verschiedenen Melodien werden ähnlich, und alle sind nur wie verschiedene Instrumente einer Kapelle.

Des Menschen Heimweh erwacht draußen, es wächst und wächst, wenn keine Mauern es beengen.

Ich gehe Sonntag vormittag hinaus zwischen die Felder, mannshoch steht das Getreide, und der Wind hängt in den weißen Wolken. Ich gehe langsam dem Friedhof entgegen, ich will das Grab Santschins finden. Ich finde es nach langem Suchen. So viele Menschen waren in dieser kurzen Zeit gestorben und lauter Arme, denn sie lagen in der Nähe des Santschinschen Grabes. Es geht den Armen schlecht in dieser Zeit, und der Tod überliefert sie den Regenwürmern.

Ich fand Santschins Grab und dachte, daß es galt, von seinem letzten irdischen Zeichen Abschied zu nehmen. Er war zu früh gestorben, der gute Clown, er hätte noch den Henry Bloomfield erleben sollen, vielleicht hätte er sogar noch eine Reise nach dem Süden gewonnen.

Ich steige über den niedrigen Zaun, der den jüdischen Friedhof abschließt, und bemerke eine Aufregung unter den armen Juden, den Bettlern, die von der Gnade reicher Erben leben. Sie stehen nicht mehr einzeln wie einsame Trauerweiden am Anfang einer Allee, sondern in einer Gruppe und reden viel und laut. Ich höre den Namen Bloomfield und horche ein bißchen und erfahre, daß sie auf Bloomfield warten.

Das schien mir sehr wichtig. Ich frage die Bettler, und sie erzählen mir, daß heute der Todestag des alten Blumenfeld ist und daß Henry, sein Sohn, deshalb hierherkommt.
Die Bettler wissen die Todesdaten aller reichen Leute, und sie allein wissen auch, weshalb Henry Bloomfield da ist. Die Bettler wissen es, nicht die Fabrikanten.
Henry Bloomfield kam seinen toten Vater Jechiel Blumenfeld besuchen. Er kam, um ihm zu danken für die Milliarden, für die Begabung, für das Leben, für alles, was er geerbt hatte. Henry Bloomfield kam nicht, um ein Kino zu gründen oder eine Fabrik für Juxgegenstände. Alle Menschen glauben, er käme des Geldes oder der Fabriken wegen.
Nur die Bettler wissen den Zweck der Bloomfieldschen Reise.
Es war eine Heimkehr.
Ich wartete auf Henry Bloomfield. Er kam allein, er war zu Fuß auf den Friedhof gekommen, die Majestät Bloomfield. Ich sah ihn vor dem Grabe des alten Blumenfeld stehn und weinen. Er zog seine Brille ab, und die Tränen liefen ihm über die dünnen Wangen, und er wischte sie mit den kleinen Kinderhänden weg. Dann zog er ein Bündel Banknoten, die Bettler fielen über ihn her wie ein Fliegenschwarm, er verschwand in der Mitte der vielen schwarzen Gestalten, denen er Geld gab, um seine Seele loszukaufen von der Sünde des Geldes.
Ich wollte nicht unbemerkt gelauert haben, ich ging auf Bloomfield zu und grüßte ihn. Er wunderte sich gar nicht, daß ich hier war – worüber wundert sich denn Henry Bloomfield überhaupt? Er gab mir die Hand und bat mich, ihn in die Stadt zu begleiten.
»Ich komme jedes Jahr hierher«, sagt Bloomfield, »meinen Vater besuchen. Und auch die Stadt kann ich nicht vergessen. Ich bin ein Ostjude, und wir haben überall dort unsere Heimat, wo wir unsere Toten haben. Wenn mein Vater in Amerika gestorben wäre, ich könnte ganz in Amerika zu Hause sein. Mein Sohn wird ein ganzer Amerikaner sein, denn ich werde dort begraben werden.«
»Ich verstehe, Mister Bloomfield.« – Ich bin gerührt und spreche wie zu einem alten Freund:
»Das Leben hängt so sichtbar mit dem Tod zusammen und der Lebendige mit seinen Toten. Es ist kein Ende da, kein Abbruch – immer Fortsetzung und Anknüpfung.«

»In diesem Lande leben die besten Schnorrer«, sagt Bloomfield wieder lustig, denn er ist ein Mann des Tages und der Wirklichkeit, und er vergißt sich nur einmal im Jahre.
Ich begleite ihn in die Stadt, die Leute grüßen uns, und ich erlebe noch eine Freude: Mein Onkel Phöbus Böhlaug kommt vorbei und grüßt zuerst und sehr tief, und ich lächle ihm herablassend zu, als wäre ich sein Onkel.

XXIII

Ich verstand Henry Bloomfield.
Er hatte Heimweh, wie ich und Zwonimir.
Die Leute kamen immer noch aus Berlin und aus anderen Städten. Es waren laute Menschen, sie schrien und logen schreiend, um das Gewissen zu übertönen. Sie waren Aufschneider und Prahlhänse, und alle kamen vom Film her und wußten viel zu erzählen von der Welt, aber sie sahen die Welt mit ihren Glotzaugen, hielten die Welt für eine geschäftliche Niederlage Gottes, und sie wollten ihm Konkurrenz machen und ebenso große Geschäfte eröffnen.
Sie wohnten in den drei unteren Stockwerken und ließen sich von Zlotogor ihre Kopfschmerzen kurieren.
Viele kamen mit ihren Frauen und Freundinnen, und dabei hatte Zlotogor erst recht zu tun.
Es änderte sich viel im Hotel Savoy.
Man gab Frauen- und Herrenabende und Tanzkränzchen, die Gesellschaft der Herren flüchtete um Mitternacht in die Bar und zwickte die nackten Mädchen und Frau Jetti Kupfer.
Oben stieg Alexanderl herum, in Frack und Lack, und Xaver Zlotogor mit einem hochgeschlossenen Rock und tat geheimnisvoll und trug ein schelmisches Jungengesicht.
Bloomfield kam und Bondy. Bondy sprach, die Frauen aber sahen nur Henry Bloomfield an, und weil er nichts sprach, schien es, als lauschten sie seinem Schweigen. Als hätten sie die Fähigkeit zu hören, was er dachte und verbarg.
Zu mir kamen auch die Leute aus den oberen Stockwerken, und es nahm kein Ende. Ich sah, daß keiner von ihnen freiwillig im Hotel Savoy wohnte. Jeden hielt ein Unglück fest. Jedem war Hotel Savoy

das Unglück, er wußte nicht mehr gerecht zu scheiden zwischen dem und jenem.
Alles Mißgeschick stieß ihnen in diesem Hotel zu, und sie glaubten, Savoy heiße ihr Unglück.
Es nahm kein Ende. Auch die Witwe Santschin kam. Sie lebte jetzt bei ihrem Schwager auf dem Lande und mußte schwere Arbeit im Hause tun. Sie hatte von Bloomfields Ankunft gehört und daß er allen Menschen half.
Ich weiß nicht, ob die Witwe Santschin etwas erreicht hat.
Ich weiß nicht, wie vielen Bloomfield geholfen hat.
Der Polizeioffizier tauchte plötzlich auf, derselbe, dessen ganze Familie allabendlich im Varieté saß.
Er war ein junger, stupider Mensch mit Achselklappen und einem Schleppsäbel, und nichts war an ihm Besonderes. Er hatte von seinem Vorgänger das Zimmer 80 geerbt, alle Polizeioffiziere, die hierher versetzt wurden, wohnten umsonst im Zimmer 80.
Seit einer Woche trug der Offizier eine neue Uniform aus dunkelblauem Tuch und eine Auszeichnung auf der Brust. Ich glaube, er wurde endgültig zum Oberleutnant ernannt. Er stelzte feierlich, sein Säbel geriet ihm oft genug zwischen die Beine, und in der Rechten schwenkte er gelbe Wildlederhandschuhe. Er kam in die Bar und trank an allen Tischen, auf aller Kosten und landete schließlich bei Alexanderl am Tisch.
Die zwei verstanden sich gut.
Der Polizeioffizier hat ein kurzes Schnurrbärtchen und ein kurzes, stumpfes Näschen und große rote Ohren an einem glattrasierten, kleinen Schädel. Das Haar wuchs ihm tief in die Stirn in einem spitzen Dreieck über der Nase, er mußte seine Dienstmütze streng über den Augen tragen, weil man sonst diesen lächerlichen Haarwuchs gesehen hätte.
Ich weiß nicht, was ein Polizeioffizier zu tun hat, ich weiß, daß er sehr wenig arbeitet. Unser Polizeioffizier stand um zehn Uhr auf, er aß um zwölf Uhr Mittag, und dann las er die Zeitungen. Das war eine schwere Arbeit, er legte immer den Säbel ab, wenn er Zeitungen las.
Er gab sich sozusagen privat.
Am Abend tanzte er flott – er war ein begehrter Tänzer. Er bestäubte sich mit Maiglöckchenparfüm, er roch wie ein Blumenpavillon, und er tanzte in straffen Hosen, die mit Gummischnallen an den Stiefeln befe-

stigt waren. Die Hose hatte einen dünnen roten Streifen an der Naht, der sehr schön und sehr blutig leuchtete. Seine großen Ohren flammten in tiefem Purpur, und mit einem kleinen Spitzentaschentuch wischte er sich eine Schweißperle von der Nase.
Der Polizeioffizier hieß Jan Mrock. Er war sehr höflich und gefällig und lächelte immer.
Das Lächeln war seine Rettung, ein guter, gefälliger Geist hatte es ihm geschenkt.
Wenn ich ihn so ansah, seine rosige Haut, seinen ahnungslosen Mund, dann wußte ich, daß er sich seit seinem siebenten Lebensjahr gar nicht geändert hatte. Er sah genauso aus wie ein Schulknabe. Zwanzig Jahre Krieg und das Elend ließen ihn unberührt.
Einmal kam er mit Stasia in die Bar.
Zwei Wochen sind vergangen, seitdem ich sie zum letztenmal gesehn habe. Sie ist braun und frisch und lächelnd und hat große graue Augen.
»Sie sind immer noch da?« sagt Stasia und wird rot, denn sie hat sich verstellt, sie weiß ja wohl, daß ich nicht verreist bin.
»Sind Sie enttäuscht?«
»Sie vernachlässigen unsere Freundschaft!«
Ich vernachlässige nicht die Freundschaft. Dieser Vorwurf gebührt Stasia selbst.
Zwei Wochen liegen zwischen ihr und mir, zweihundert Jahre können nicht mehr verwüsten. Ich habe auf sie zitternd gewartet, vor dem Varieté, in den Schatten einer Mauer gedrückt. Wir haben Tee miteinander getrunken, und eine leise Wärme lag um uns beide. Sie war meine erste liebliche Begegnung im Hotel Savoy, und uns beiden war Alexanderl unsympathisch.
Ich habe durch das Schlüsselloch gesehn, wie sie in einem Bademantel hin und her ging und französische Vokabeln lernte. Sie will ja nach Paris.
Ich wäre gerne mit ihr nach Paris gereist. Ich wäre gerne mit ihr zusammengeblieben, ein Jahr oder zwei oder zehn.
Ein großer Haufen Einsamkeit hat sich in mir angesammelt, sechs Jahre großer Einsamkeit.
Ich suche nach Gründen, weshalb ich ihr so fern bin, und finde keine. Ich suche nach Vorwürfen – was konnte ich ihr vorwerfen? Sie nahm von Alexander Blumen an und schickte sie nicht zurück. Es ist dumm, Blumen zurückzuschicken. Ich bin vielleicht eifersüchtig. Wenn ich

mich mit Alexander Böhlaug vergleiche, spricht freilich alles zu meinen Gunsten.
Dennoch bin ich eifersüchtig.
Ich bin kein Eroberer und kein Anbeter. Wenn sich mir etwas gibt, nehme ich es und bin dankbar dafür. Aber Stasia bot sich mir nicht. Sie wollte belagert werden.
Ich verstand damals nicht – ich war lange einsam gewesen und ohne Frauen –, weshalb die Mädchen so heimlich tun und soviel Geduld haben und so stolz sind. Stasia wußte ja nicht, daß ich sie nicht triumphierend angenommen hätte, sondern demütig und dankbar. Heute verstehe ich, daß es der Natur der Frauen ansteht zu zögern und daß ihre Lügen vergeben werden, noch ehe sie geschehn.
Ich kümmerte mich zuviel um das Hotel Savoy und um die Menschen, um fremde Schicksale und zuwenig um mein eigenes. Hier stand eine schöne Frau und wartete auf ein gutes Wort, und ich sagte es nicht, wie ein verstockter Schulknabe.
Ich war verstockt. Mir war, als ob Stasia schuld wäre an meiner langen Einsamkeit, und sie konnte es ja gar nicht wissen. Ich warf ihr vor, daß sie keine Seherin war.
Nun weiß ich, daß die Frauen alles ahnen, was in uns vorgeht, aber dennoch auf Worte warten.
Gott legte das Zagen in die Seele der Frau.
Ihre Gegenwart reizte mich. Weshalb kam sie nicht zu mir? Weshalb ließ sie sich von dem Polizeioffizier begleiten? Weshalb fragt sie, ob ich immer noch da wäre? Weshalb sagte sie nicht: Gott sei Dank, daß du da bist!
Aber man sagt vielleicht nicht, wenn man ein armes Mädchen ist, zu einem armen Mann: Gott sei Dank, daß du da bist! Es ist vielleicht nicht mehr an der Zeit, einen armen Gabriel Dan zu lieben, der nicht einmal einen Koffer hat, geschweige denn ein Haus. Es ist vielleicht jetzt die Zeit, in der die Mädchen den Alexander Böhlaug lieben.
Heute weiß ich, daß die Begleitung des Polizeioffiziers ein Zufall war, ihre Frage eigentlich ein Geständnis. Damals aber war ich einsam und verbittert und benahm mich so, als wäre *ich* das Mädchen und Stasia der Mann.
Sie wird noch stolzer und kühler, und ich fühle, wie sich der Abstand zwischen uns beiden vergrößert und wie wir immer mehr und mehr fremd werden.

»Ich fahre bestimmt in zehn Tagen«, sage ich.
»Wenn Sie nach Paris kommen, schreiben Sie mir eine Karte!«
»Bitte, gerne!«
Stasia hätte sagen können:
Ich möchte mit Ihnen nach Paris fahren!
Statt dessen bittet sie mich um eine Postkarte.
»Ich schicke Ihnen den Eiffelturm.«
»Wie Sie wollen!« sagte Stasia, und es bezieht sich gar nicht auf die Ansichtskarte, sondern auf uns selbst.
Das ist unser letztes Gespräch. Ich weiß, es ist unser letztes Gespräch. Gabriel Dan, du hast gar nichts von Mädchen zu erwarten. Arm bist du, Gabriel Dan!
Am nächsten Morgen sehe ich Stasia am Arm Alexanderls die Treppe hinuntergehn. Beide lächeln mir zu – ich esse Frühstück unten. Da weiß ich, daß Stasia eine große Dummheit gemacht hat.
Ich verstehe sie.
Die Frauen begehn ihre Dummheiten nicht wie wir aus Fahrlässigkeit und Leichtsinn, sondern wenn sie sehr unglücklich sind.

VIERTES BUCH

XXIV

Den Hof liebe ich, in den das Fenster meines Zimmers hinausgeht. Er erinnert mich an den ersten Tag im Hotel, den Tag meiner Ankunft. Ich sehe immer noch Kinder spielen, höre einen Hund bellen und freue mich, wie bunt und fahnenhaft die Wäsche flattert.

In meinem Zimmer ist die Unrast, seitdem ich die Besucher Bloomfields empfange. Unrast ist im ganzen Hotel, im Korridor und im Fünf-Uhr-Saal, und eine kohlenstaubüberwehte Unrast herrscht in der Stadt.

Wenn ich zum Fenster hinausblicke, sehe ich ein Stück glücklich geretteter Ruhe. Die Hühner schreien. Nur die Hühner.

Es gab im Hotel Savoy einen anderen, einen engen Lichthof, der aussah wie ein Schacht für Selbstmörder. Dort wurden Teppiche geklopft, dorthin schüttete man den Staub, die Zigarettenstummel und den Kehricht des polternden Lebens.

Mein Hof aber war so, als gehöre er gar nicht zum Hotel Savoy. Er barg sich hinter dem riesigen Gemäuer. Ich wüßte gerne, was mit dem Hof geschehn ist.

Auch mit Bloomfield geht es mir so. Wenn ich seiner denke, bin ich neugierig, ob er seine gelbe Hornbrille trägt. Auch wüßte ich gerne etwas von Christoph Kolumbus, dem Friseur. Welche offengelassene Lücke des Lebens füllt er jetzt aus?

Große Ereignisse nehmen manchmal ihren Anfang in Friseurstuben. In dem kleinen Salon des Friseurs Christoph Kolumbus im Hotel Savoy ereignete es sich, daß einer der streikenden Arbeiter Neuners Lärm schlug.

Das Geschäft ging gut. Man hörte in Kolumbus' Stube am Vormittag allerlei Neues. Die angesehenen Männer der Stadt, sogar der Polizeioffizier, alle fremden und die meisten heimischen Gäste des Hotels ließen sich bei ihm barbieren. Und einmal trat ein Arbeiter, ein bißchen angetrunken, in den Friseurladen und begegnete allen widerwilligen Blicken mit aufreizender Gleichgültigkeit.

Er ließ sich rasieren und bezahlte nicht. Christoph Kolumbus hätte ihn

– er war ein großzügiger Mensch – gehen lassen. Doch Ignatz drohte mit der Polizei. Da schlug der Arbeiter auf Ignatz ein. Die Polizei verhaftete den Arbeiter.

Am Nachmittag zogen seine Kameraden vor das Hotel Savoy und riefen: »Pfui!« Dann gingen sie vor das Gefängnis.

Und in der Nacht zogen sie, Lieder singend, durch die erschrockenen Straßen.

In der Zeitung stand fett gedruckt eine Nachricht, sie brannte in der Mitte des Blattes. Ein paar Meilen weiter waren die Arbeiter einer großen Textilfabrik in den Streik getreten. Die Zeitung rief nach Militär, Polizei, Behörde, Gott.

Der Schreiber erklärte, daß alles Unheil von den Heimkehrern stamme, die den »Bazillus der Revolution in das keimfreie Land« verschleppten. Der Schreiber war ein jämmerlicher Mensch, er spritzte Tinte gegen Lawinen, er baute Dämme aus Papier gegen Sturmfluten.

XXV

Es regnet nun schon eine Woche in der Stadt. Die Abende sind klar und kühl, aber bei Tage regnet es.

Es paßt so zum Regen, daß in diesen Tagen die Flut der Heimkehrer sich mit frischer Gewalt heranwälzt.

Mitten durch den schrägen, dünnen Regen gehen sie, Rußland, das große, schüttet sie aus. Sie nehmen kein Ende. Sie kommen alle denselben Weg, in grauen Kleidern, den Staub zerwanderter Jahre auf Gesichtern und Füßen. Es ist, als hingen sie mit dem Regen zusammen. Grau wie er sind sie und beständig wie er.

Sie strömen Grau aus, unendliches Grau über diese graue Stadt. Ihre Blechgeschirre klappern wie der Regen in den Blechrinnen. Ein großes Heimweh geht von ihnen aus, die Sehnsucht vorwärtstreibt und eine verschüttete Erinnerung an Heimat.

Unterwegs sind sie hungrig, sie stehlen oder betteln, und beides ist ihnen gleich. Sie töten Gänse und Hühner und Kälber, es ist Friede in der Welt, aber das bedeutet nur, daß man keine Menschen mehr zu töten braucht.

Gänse, Hühner und Kälber aber haben nichts mit dem Frieden zu tun.

Wir stehen, Zwonimir und ich, am Rande der Stadt, wo die Baracken

sind, und spähen nach vertrauten Gesichtern. Alle sind fremd und alle vertraut. Der sieht wie mein Nachbar in der Schwarmlinie aus, und der hat mit mir Gelenksübungen gelernt.

Wir stehn seitwärts und betrachten sie, aber es ist genauso, als ob wir mit ihnen gingen. Wir sind wie sie, auch uns hat Rußland ausgeschüttet, und wir ziehn alle heim.

Es führt einer einen Hund mit, er trägt das Tier auf dem Arm, und seine Eßschale klappert an seine Hüfte bei jedem Schritt. Ich weiß, daß er den Hund nach Hause bringen wird, seine Heimat liegt im Süden, in Agram oder in Sarajevo, den Hund bringt er treu bis zu seiner Hütte. Seine Frau schläft mit einem andern, den Totgeglaubten erkennen seine Kinder nicht mehr – er ist ein anderer geworden, und der Hund nur kennt ihn, ein Hund, ein Heimatloser.

Die Heimkehrer sind meine Brüder, sie sind hungrig. Nie sind sie meine Brüder gewesen. Im Felde nicht, wenn wir, von einem unverstandenen Willen getrieben, fremde Männer totmachten, und in der Etappe nicht, wenn wir alle, nach dem Befehl eines bösen Menschen, gleichmäßig Beine und Arme streckten. Heute aber bin ich nicht mehr allein in der Welt, heute bin ich Teil der Heimkehrer.

Sie strichen in Gruppen von fünf oder sechs Mann durch die Stadt, sie zerstreuten sich kurz vor den Baracken. Sie sangen Lieder von den Höfen und Häusern, mit gebrochener, rostiger Stimme, und dennoch waren die Lieder schön, wie manchmal an Märzabenden die Stimme eines schadhaften Leierkastens schön ist.

Sie aßen in der Armenküche. Die Portionen wurden immer kleiner und der Hunger größer.

Die streikenden Arbeiter saßen und vertranken ihre Streikgelder in den Wartesälen des Bahnhofs, und die Frauen und Kinder hungerten.

In der Bar griff der Fabrikant Neuner nach den Brüsten der nackten Mädchen, die vornehmen Frauen der Stadt ließen sich ihre Kopfschmerzen von Xaver Zlotogor wegmagnetisieren. Den Hunger der armen Frauen konnte Xaver Zlotogor nicht wegmagnetisieren.

Seine Kunst war nur für leichte Krankheiten gut, den Hunger konnte er nicht vertreiben und die Unzufriedenheit auch nicht.

Der Fabrikant Neuner hörte nicht auf die Ratschläge Kanners und schob alle Schuld auf Bloomfield.

Was aber ging Bloomfield diese Gegend an, ihr Hunger und ihre Ver-

hältnisse? Sein toter Vater Jechiel Blumenfeld hungerte nicht, und seinetwegen war Henry Bloomfield hierhergekommen.
Die Stadt bekam ein Kino und eine Fabrik für Juxgegenstände – was sollte das den Arbeiterfrauen. Die Juxgegenstände waren für die Herrschaften, und ein Spielzeug taugte keinem Arbeiter. Bei den Knallerbsen und brennenden Fröschen und im Kino könnten sie den Neuner vergessen, aber den Hunger nicht.

XXVI

Zwonimir sagte einmal:
»Die Revolution ist da.«
Wenn wir in den Baracken sitzen und mit den Heimkehrern sprechen – draußen fällt der schräge Regen unaufhörlich –, fühlen wir die Revolution. Sie kommt aus dem Osten – und keine Zeitung und kein Militär kann sie aufhalten.
»Das Hotel Savoy«, sagt Zwonimir zu den Heimkehrern, »ist ein reicher Palast und ein Gefängnis. Unten wohnen in schönen, weiten Zimmern die Reichen, die Freunde Neuners, des Fabrikanten, und oben die armen Hunde, die ihre Zimmer nicht bezahlen können und Ignatz die Koffer verpfänden. Den Besitzer des Hotels, er ist ein Grieche, kennt niemand, auch wir beide nicht, und wir sind doch gescheite Kerle.
Wir haben alle schon lange Jahre nicht in so schönen, weichen Betten gelegen wie die Herrschaften im Parterre des Hotels Savoy.
Wir haben alle schon lange nicht so schöne, nackte Mädchen gesehn wie die Herren unten in der Bar des Hotels Savoy.
Diese Stadt ist ein Grab der armen Leute. Die Arbeiter des Fabrikanten Neuner schlucken den Staub der Borsten, und alle sterben im fünfzigsten Jahr ihres Lebens.«
»Pfui!« schreien die Heimkehrer.
Man entließ den Arbeiter, der Ignatz verprügelt hatte, nicht aus dem Gefängnis.
Jeden Tag ziehn die Arbeiter vor das Hotel Savoy und vor das Gefängnis.
Jeden Tag brennen in den Zeitungen die Nachrichten von den Streiks in der Textilindustrie.

Ich rieche die Revolution. Die Banken – so erzählt man bei Christoph Kolumbus – packen ihre Tresors und schicken sie in andere Städte.
»Die Polizei soll verstärkt werden«, berichtet Abel Glanz.
»Man will die Heimkehrer internieren«, erzählt Hirsch Fisch.
»Ich fahre nach Paris«, sagt Alexanderl.
Ich dachte, daß Alexanderl nach Paris fahren würde, nicht allein, sondern mit Stasia.
»Man kann nicht noch einmal flüchten«, klagt Phöbus Böhlaug.
»Der Typhus ist ausgebrochen«, erzählt der Militärarzt am Nachmittag im Fünf-Uhr-Saal.
»Wie schützt man sich vor Typhus?« fragt die jüngere Tochter Kanners.
»Der Tod wird uns alle holen!« erklärt der Militärarzt, und Fräulein Kanner wird blaß.
Vorläufig aber holt der Tod nur ein paar Arbeiterfrauen. Die Kinder erkranken und kommen ins Spital.
Man schließt die Armenküche, um die Ansteckungsgefahr zu vermindern. Also bekamen die Hungrigen keine Suppe mehr.
Die Heimkehrer konnte man nicht mehr in den Baracken internieren. Es waren zu viele Heimkehrer.
Es waren ganze Völkerscharen.
Der Polizeioffizier erzählt, daß man um Verstärkung nachgesucht habe. Der Polizeioffizier war nicht aufgeregt. Er trägt eine Dienstpistole, und er steht nicht um zehn Uhr auf, sondern um neun. Er wedelt mit den Wildlederhandschuhen, als herrschte kein Typhus.
Die Krankheit ergriff ein paar arme Juden. Ich sah, wie man sie bestattete. Die jüdischen Frauen erhoben ein gewaltiges Wehklagen, die Schreie standen in der Luft.
Zehn, zwölf Menschen starben jeden Tag.
Der Regen fällt schräg und hüllt die Stadt ein, und durch den Regen fluten die Heimkehrer.
In den Zeitungen flammen die schrecklichen Nachrichten auf, und jeden Tag ziehen die Arbeiter Neuners vor das Hotel und schreien.

XXVII

Eines Morgens fehlen Bloomfield, Bondy, der Chauffeur und Chri
stoph Kolumbus.
In Bloomfields Zimmer lag ein Brief für mich, Ignatz brachte ihn.
Bloomfield schreibt:
»Geehrter Herr, ich danke Ihnen für Ihre Hilfe und erlaube mir, Ihne
ein Honorar zu übergeben. Meine plötzliche Abreise wird Ihnen ver
ständlich sein. Wenn Ihr Weg Sie nach Amerika führen sollte, so wer
den Sie hoffentlich nicht verfehlen, mich zu besuchen.«

Ich fand ein Honorar in einem besonderen Umschlag. Es war ein kö
nigliches Honorar.
In aller Stille ist Henry Bloomfield geflüchtet. Mit abgeblendete
Scheinwerfern, auf lautlosen Rädern, ohne Hupenschrei, im Dunke
der Nacht floh Bloomfield vor dem Typhus, vor der Revolution. E
hat seinen toten Vater besucht, er wird nie mehr in seine Heimat kom-
men. Er wird seine Sehnsucht unterdrücken, Henry Bloomfield. Nich
alle Hindernisse kann das Geld aus dem Weg räumen.
Am Abend kamen die Gäste in der Bar zusammen, sie tranken unc
sprachen von der plötzlichen Abreise Bloomfields.
Ignatz brachte ein Extrablatt aus der Nachbarstadt. Dort kämpften die
Arbeiter gegen Militär aus der Hauptstadt.
Der Polizeioffizier erzählt, man hätte schon dringend um Militär tele-
phoniert.
Alexanderl Böhlaug wollte in den nächsten Tagen nach Paris reisen.
Frau Jetti Kupfer läutete gerade. Die nackten Mädchen sollten auftre-
ten.
Da geschah ein Knall.
Ein paar Flaschen kollerten vom Buffet herunter.
Man hörte das Klirren zersplitterter Fensterscheiben.
Der Polizeioffizier rannte hinaus. Frau Jetti Kupfer riegelte die Tür ab.
»Machen Sie auf!« schreit Kanner.
»Glauben Sie, wir wollen bei Ihnen krepieren?« ruft Neuner, und die
Schmisse brennen auf seiner Backe, als wären sie mit Karmin aufge-
malt.
Neuner stößt Frau Jetti Kupfer fort und öffnet die Tür.
Der Portier liegt blutend auf seinem Fauteuil.

Ein paar Arbeiter stehen im Flur. Einer hat eine Handgranate geworfen.
Draußen drängt sich eine große Menge in der schmalen Gasse und schreit.
Hirsch Fisch kam in Unterhosen herunter.
»Wo ist Neuner?« fragt der Arbeiter, der die Handgranate geworfen hat.
»Neuner ist zu Hause!« sagt Ignatz.
Er wußte nicht, ob er zum Militärarzt laufen sollte oder zurück in die Bar, um Neuner zu warnen.
»Neuner ist zu Hause!« sagt der Arbeiter zu den Leuten draußen.
»Zu Neuner! Zu Neuner!« schreit eine Frau.
Die Gasse wird leer.
Der Portier ist tot. Der Militärarzt sagt nichts. Ich habe ihn nie so bleich gesehn.
Die ganze Bargesellschaft flüchtet. Neuner läßt sich vom Polizeioffizier begleiten.

XXVIII

Der Morgen bricht mit einem schrägen Regen an wie alle Morgen vorher. Vor dem Hotel Savoy steht ein Polizeikordon. Polizei sperrt die schmale Gasse von beiden Seiten ab.
Die Menge steht auf dem Marktplatz und wirft Steine in die leere Gasse. Die Steine füllen die Straßenmitte. Man hätte sie neu pflastern können.
Der Polizeioffizier steht mit seinen wildledernen Handschuhen im Eingang. Er hält Zwonimir und mich zurück, als wir hinausgehen wollen.
Zwonimir schiebt ihn zur Seite. Wir schleichen hart an den Mauern, um von den Steinen nicht getroffen zu werden. Wir passieren den Polizeikordon, drängen uns durch die Menge.
Zwonimir hat viele Freunde. Sie rufen:
»Zwonimir!«
»Freunde«, ein Mann redet auf einem Brunnen, »man erwartet Militär. Heute abend werden sie dasein.«
Wir gehen durch die Stadt, sie ist still, die Läden sind geschlossen. Ein

jüdischer Leichenzug begegnet uns, die Leichenträger rennen mit dem Toten auf den Schultern, und die Frauen hasten schreiend nach.
Wir wissen, daß wir das Hotel Savoy nicht mehr wiedersehn. Zwonimir lächelt schlau: »Unser Zimmer ist nicht bezahlt!«
Wir kommen an jenem Tabakladen vorbei, an dem die Treffer der kleinen Lotterie ausgestellt werden. Ich erinnere mich an das Los.
»Gestern war Ziehung«, sagt Zwonimir.
Der Laden ist ängstlich und dicht verschlossen, aber die Ziehungen sind neben der grünen Ladentür an der Wand befestigt. Ich sah meine Nummern nicht, vielleicht hat man sie gestern mit Kreide aufgeschrieben – und der Regen hat sie ausgelöscht.
Abel Glanz treffen wir im Judenviertel. Er hat gar nicht im Hotel geschlafen. Er erzählt Neuigkeiten:
»Neuners Villa ist zertrümmert, Neuner und seine Familie sind im Auto fortgefahren.«
»Umbringen!« schreit Zwonimir.
Wir kommen zum Hotel zurück, die Menge weicht nicht.
»Vorwärts!« schreit Zwonimir.
Ein paar Heimkehrer wiederholen den Ruf.
Ein Mann drängt sich durch die Menge, bleibt vorn. Plötzlich sehe ich, wie er die Hand ausstreckt, es knallt, der Polizeikordon wankt, die Menge wälzt sich in die Gasse.
Der Polizeioffizier schreit einen schrillen Kommandoruf. Ein paar armselige Schüsse knattern, ein paar Menschen fallen, einige Frauen kreischen.
»Hurra!« schreien die Heimkehrer.
»Platz frei!« ruft Taddeus Montag, der Zeichner. Er ist lang und dünn und überragt alle um einen halben Kopf. Er schreit zum erstenmal in seinem Leben.
Man läßt ihn hinaus, und ihm folgen andere. Viele Bewohner des Hotels drängen durch die Menge dem Marktplatz zu.
Der Hoteldirektor steht auf dem Marktplatz, unbemerkt ist er hierhergekommen. Er hält beide Hände vor den Mund und ruft und reckt den Kopf angestrengt gegen die Fenster des siebenten Stockwerks empor:
»Herr Kaleguropulos!«
Ich höre ihn rufen und breche eine Bahn zu ihm. Es geschieht so vieles hier. Mich aber geht Kaleguropulos an.
»Wo ist Kaleguropulos?«

»Er will nicht fort!« schreit der Direktor, »er will ja nicht!«
In diesem Augenblick geht oben die Dachluke auf und Ignatz erscheint, der alte Liftknabe. Hat ihn heute sein Fahrstuhl so hoch hinaufgeführt?
»Das Hotel brennt!« schreit Ignatz.
»Kommen Sie doch herunter!« ruft der Direktor.
Da bricht eine helle Stichflamme aus der Dachluke, Ignatz' Kopf verschwindet.
»Wir müssen ihn retten«, sagt der Direktor.
Eine gelbe Flammengarbe bricht aus wie ein Tier.
Im sechsten Stockwerk brennt es auf, man sieht weiße Lichtbündel hinter den Fenstern.
Im fünften brennt es, im vierten. Es brennt in allen Stockwerken, während die Menge das Hotel stürmt.
Ich erblicke Zwonimir im Getümmel und rufe ihn.
Die Glocken der Stadttürme und Kirchen fallen schwer in den großen Lärm.
Trommelwirbel erdröhnt, harter Schritt genagelter Stiefel, ein Kommandoschrei zuckt auf.

XXIX

Früher, als ich gedacht hätte, kommen die Soldaten. Sie schreiten genauso, wie wir auch einmal marschiert sind, in breiten, raumfressenden Doppelreihen, mit einem Offizier an der Spitze und einem Trommler zur Seite. Sie tragen die Gewehre mit den aufgepflanzten Bajonetten in der Hand, sie gehen durch den Regen, der Kot spritzt auf, und die ganze geschlossene Soldatenmasse stampft wie eine Maschine.
Ein Kommandoruf löst die festgefügte Masse, Doppelreihen lockern sich, die Soldaten stehen da wie ein schütterer Wald in großen Abständen auf dem Ringplatz.
Sie umringen den ganzen Häuserblock, die Menge ist im Hotel und in der engen Straße eingeschlossen.
Zwonimir sah ich nicht mehr.

XXX

Ich wartete die ganze Nacht auf Zwonimir.
Es gab viele Tote. Vielleicht war Zwonimir unter ihnen? Ich habe seinem alten Vater geschrieben, daß Zwonimir in der Gefangenschaft gestorben ist. Wozu sollte ich dem Alten mitteilen, daß der Tod seinen starken Sohn unterwegs getroffen hat?
Viele Heimkehrer hat der Tod im Hotel Savoy erreicht. Er hatte ihnen sechs Jahre lang nachgestellt, im Krieg und in der Gefangenschaft – wem der Tod nachstellt, den trifft er auch.
In den grauenden Morgen ragen halbverkohlte Reste des Hotels. Die Nacht war kühl und windig und hat das Feuer geschürt. Der Morgen bringt grauen, schrägen Regen, er löscht verborgene Gluten.
Mit Abel Glanz gehe ich zur Bahn. Der nächste Zug soll am Abend abgelassen werden. Wir sitzen im leeren Wartesaal.
»Wissen Sie, daß Ignatz eigentlich Kaleguropulos war? – und Hirsch Fisch ist auch im Hotel verbrannt.«
»Schade«, sagt Abel Glanz, »es war ein gutes Hotel.«
Wir fahren in einem langsamen Zug mit südslawischen Heimkehrern. Die Heimkehrer singen. Abel Glanz beginnt:
»Wenn ich zu meinem Onkel nach New York komme – –«
Amerika, denke ich, hätte Zwonimir gesagt, nur: Amerika.

DIE REBELLION

Ein Roman

1924



I

Die Baracken des Kriegsspitals Numero XXIV lagen am Rande der Stadt. Von der Endstation der Straßenbahn bis zum Krankenhaus hätte ein Gesunder eine halbe Stunde rüstig wandern müssen. Die Straßenbahn führte in die Welt, in die große Stadt, in das Leben. Aber die Insassen des Kriegsspitals Numero XXIV konnten die Endstation der Straßenbahn nicht erreichen.
Sie waren blind oder lahm. Sie hinkten. Sie hatten ein zerschossenes Rückgrat. Sie erwarteten eine Amputation oder waren bereits amputiert. Weit hinter ihnen lag der Krieg. Vergessen hatten sie die Abrichtung; den Feldwebel; den Herrn Hauptmann; die Marschkompanie; den Feldprediger; Kaisers Geburtstag; die Menage; den Schützengraben; den Sturm. *Ihr* Frieden mit dem Feind war besiegelt. Sie rüsteten schon zu einem neuen Krieg; gegen die Schmerzen; gegen die Prothesen; gegen die lahmen Gliedmaßen; gegen die krummen Rücken; gegen die Nächte ohne Schlaf; und gegen die Gesunden.
Nur Andreas Pum war mit dem Lauf der Dinge zufrieden. Er hatte ein Bein verloren und eine Auszeichnung bekommen. Viele besaßen keine Auszeichnung, obwohl sie mehr als nur ein Bein verloren hatten. Sie waren arm- und beinlos. Oder sie mußten immer im Bett liegen, weil ihr Rückenmark kaputt war. Andreas Pum freute sich, wenn er die anderen leiden sah.
Er glaubte an einen gerechten Gott. Dieser verteilte Rückenmarkschüsse, Amputationen, aber auch Auszeichnungen nach Verdienst. Bedachte man es recht, so war der Verlust eines Beines nicht sehr schlimm und das Glück, eine Auszeichnung erhalten zu haben, ein großes. Ein Invalider durfte auf die Achtung der Welt rechnen. Ein ausgezeichneter Invalider auf die der Regierung.
Die Regierung ist etwas, das über den Menschen liegt wie der Himmel über der Erde. Was von ihr kommt, kann gut oder böse sein, aber immer ist es groß und übermächtig, unerforscht und unerforschbar, wenn auch manchmal für gewöhnliche Menschen verständlich.
Es gibt Kameraden, die auf die Regierung schimpfen. Ihrer Meinung

nach geschieht ihnen immer Unrecht. Als ob der Krieg nicht eine Notwendigkeit wäre! Als ob seine Folgen nicht selbstverständlich Schmerzen, Amputationen, Hunger und Not sein müßten! Was wollten sie? Sie hatten keinen Gott, keinen Kaiser, kein Vaterland. Sie waren wohl Heiden. »Heiden« ist der beste Ausdruck für Leute, die sich gegen alles wehren, was von der Regierung kommt.

Es war ein warmer Sonntag im April, Andreas Pum saß auf einer der roh gezimmerten, weißen Holzbänke, die mitten im Rasen vor den Baracken des Spitals aufgestellt waren. Fast auf jeder Bank saßen zwei und drei Rekonvaleszente zusammen und sprachen. Nur Andreas saß allein und freute sich über die Bezeichnung, die er für seine Kameraden gefunden hatte.

Sie waren Heiden, wie zum Beispiel Leute, die wegen falscher Eide und wegen Diebstahls, Totschlags, Mordes oder gar Raubmordes im Zuchthaus saßen. Warum stahlen die Leute, töteten, raubten, desertierten sie? Weil sie Heiden waren.

Wenn jemand in diesem Augenblick Andreas gefragt hätte, was die Heiden sind, so hätte er geantwortet: zum Beispiel Menschen, die im Gefängnis sitzen, oder auch jene, die man zufällig noch nicht erwischt hat. Andreas Pum war sehr froh, daß ihm die »Heiden« eingefallen waren. Das Wort genügte ihm, es befriedigte seine kreisenden Fragen und gab Antwort auf viele Rätsel. Es enthob ihn der Verpflichtung, weiter nachdenken und sich mit der Erforschung der anderen abquälen zu müssen. Andreas freute sich über das Wort. Zugleich verlieh es ihm das Gefühl der Überlegenheit über die Kameraden, die auf den Bänken saßen und schwatzten. Sie hatten zum Teil schwerere Wunden und keine Auszeichnungen. Geschah ihnen nicht recht? Weshalb schimpften sie? Warum waren sie unzufrieden? Fürchteten sie um ihre Zukunft? Wenn sie weiter in ihrem Trotz verharrten, dann hatten sie wohl recht, um ihre Zukunft bang zu sein. Sie schaufelten sich ja selbst ihre Gräber! Wie sollte sich die Regierung ihrer Feinde annehmen? Ihn, Andreas Pum dagegen, wird sie schon versorgen.

Und während die Sonne schnell und sicher am wolkenlosen Himmel ihrem Höhepunkt zustrebte und immer glühender und fast schon sommerlich wurde, dachte Andreas Pum an die nächsten Jahre seines Lebens. Die Regierung hat ihm einen kleinen Briefmarkenverschleiß übergeben oder eine Wächterstelle in einem schattigen Park oder in einem kühlen Museum. Da sitzt er nun mit seinem Kreuz auf der

Brust, Soldaten grüßen ihn, ein etwa vorbeigehender General klopft ihm auf die Schulter, und die Kinder fürchten sich vor ihm. Er aber tut ihnen nichts zuleide, er gibt nur acht, daß sie nicht auf den Rasen springen. Oder die Leute, die ins Museum kommen, kaufen bei ihm Kataloge und Künstlerkarten und betrachten ihn dennoch nicht als einen gewöhnlichen Händler, sondern als eine Amtsperson. Vielleicht findet sich auch noch eine Witwe, kinderlos oder mit einem Kind, oder ein älteres Mädchen. Ein gutversorgter Invalider mit einer Pension ist keine schlechte Partie, und Männer sind nach dem Krieg sehr gesucht.
Der helle Klang einer Glocke hüpfte über den Rasen vor den Baracken und verkündete das Mittagessen. Die Invaliden erhoben sich schwer und wankten, aufeinander gestützt, der großen, langgestreckten, hölzernen Speisebaracke entgegen. Andreas hob mit eiliger Beflissenheit seine heruntergefallene Krücke auf und humpelte munter hinter den Kameraden, um sie zu überholen. Er glaubte nicht recht an ihre Schmerzen. Auch er mußte leiden. Und dennoch – seht – wie flink er sein kann, wenn ihn die Glocke ruft!
Selbstverständlich überholt er die Lahmen, die Blinden, die Männer mit den krummen Wirbelsäulen, deren Rücken so gebückt ist, daß er einen parallelen Strich zur Erde bildet, auf der sie gehen. Hinter Andreas Pum rufen sie her, aber er wird sie nicht hören.
Es gab wieder Hafergrütze wie jeden Sonntag. Die Kranken wiederholten, was sie alle Sonntage zu sagen gewohnt waren: Hafergrütze ist langweilig. Andreas aber fand sie gar nicht langweilig. Er hob den Teller an die Lippen und trank den Rest, nach dem er ein paarmal mit dem Löffel vergeblich gefischt hatte. Die anderen sahen ihm zu und folgten zaghaft seinem Beispiel. Er hielt den Teller lange vor dem Mund und schielte über den Rand nach den Kameraden. Er stellte fest, daß ihnen die Suppe schmeckte und daß ihre Reden Prahlerei und Übermut gewesen waren. Sie sind Heiden! frohlockte Andreas und setzte den Teller ab.
Das Dörrgemüse, das die anderen »Drahtverhau« nannten, schmeckte ihm weniger. Dennoch leerte er den Teller. Er hatte dann das befriedigende Gefühl, eine Pflicht erfüllt zu haben, wie wenn er ein rostiges Gewehr blank geputzt hätte. Er bedauerte, daß kein Unteroffizier kam, um die Geschirre zu kontrollieren. Sein Teller war sauber wie sein Gewissen. Ein Sonnenstrahl fiel auf das Porzellan, und es glänzte. Das nahm sich aus wie ein offizielles Lob des Himmels.

Am Nachmittag kam die längst angekündigte Prinzessin Mathilde in einer Krankenschwesterntracht. Andreas, der in seiner Abteilung das Zimmerkommando führte, stand stramm an der Tür. Die Prinzessin gab ihm die Hand, und er verneigte sich, wider Willen, obwohl er sich vorgenommen hatte, stramm zu bleiben. Seine Krücke fiel zu Boden, die Begleiterin der Prinzessin Mathilde bückte sich und hob sie auf.
Die Prinzessin ging, hinter ihr die Oberschwester, der Oberarzt und der Priester. »Alte Nutte!« sagte ein Mann von der zweiten Bettreihe. »Unverschämt!« schrie Andreas. Die anderen lachten. Andreas wurde zornig. Er befahl: Betten in Ordnung bringen, obwohl alle Decken sauber und vorschriftsmäßig dreimal gefaltet waren. Niemand rührte sich. Einige begannen, ihre Pfeifen zu stopfen.
Da kam der Gefreite Lang, ein Ingenieur, dem der rechte Arm fehlte und vor dem auch Andreas Respekt hatte, und sagte: »Reg dich nicht auf, Andreas, wir sind ja alle arme Teufel!«
Es wurde sehr still in der Baracke; alle sahen den Ingenieur an, Lang stand vor Andreas und sprach. Man wußte nicht, ob er zu Andreas oder zu den anderen oder auch nur für sich selbst sprach. Er blickte zum Fenster hinaus und sagte:
»Die Prinzessin Mathilde wird jetzt sehr zufrieden sein. Auch sie hat einen schweren Tag hinter sich. Sie besucht jeden Sonntag vier Krankenhäuser. Denn es gibt, müßt ihr wissen, schon mehr Krankenhäuser als Prinzessinnen und mehr Kranke als Gesunde. Auch die scheinbar Gesunden sind krank, viele wissen es nur nicht. Vielleicht machen sie bald Frieden.«
Einige räusperten sich. Der Mann in der zweiten Bettreihe, der vorher »alte Nutte« gesagt hatte, hustete laut. Andreas humpelte zu seinem Bett, nahm vom Kopfbrett eine Schachtel Zigaretten und rief den Ingenieur herbei. »Gute Zigarette, Herr Doktor!« sagte Andreas. Er nannte den Ingenieur »Doktor«.
Lang sprach wie ein Heide, aber auch wie ein Geistlicher. Vielleicht, weil er so gebildet war. Aber immer hatte er recht. Man hatte Lust, ihm zu widersprechen, und fand keine Argumente. Er mußte recht haben, wenn man ihm nicht widersprechen konnte.
Am Abend lag der Ingenieur auf dem Bett in Kleidern und sagte: »Wenn die Grenzen wieder offen sind, fahre ich weit weg. Es wird nichts mehr zu holen sein in Europa.«
»Wenn wir nur den Krieg gewinnen«, sagte Andreas.

»Alle werden ihn verlieren«, erwiderte der Ingenieur. Andreas Pum verstand es nicht, aber er nickte achtungsvoll, als müßte er dem Lang recht geben.

Indessen nahm er sich vor, im Lande zu bleiben und künstlerische Postkarten in einem Museum zu verkaufen. Er sah ja ein, daß für Gebildete vielleicht kein Platz war. Sollte der Ingenieur etwa Parkwächter werden?

Andreas hatte keine Angehörigen. Wenn andere Besuche empfingen, ging er hinaus und las ein Buch aus der Spitalsbibliothek. Er war oft nahe daran gewesen zu heiraten. Aber die Furcht, daß er zu wenig verdiente, um eine Familie zu erhalten, hatte ihn gehindert, um Anny, die Köchin, die Näherin Amalie, das Kindermädchen Poldi anzuhalten.

Er war mit allen drei nur »gegangen«. Sein Beruf war allerdings auch nicht für junge Frauen. Andreas war Nachtwächter in einem Holzlager außerhalb der Stadt und nur einmal in der Woche frei. Seine eifersüchtige Natur hätte ihm die ruhige Freude am gewissenhaft ausgeführten Dienst gestört oder diesen ganz unmöglich gemacht.

Einige schliefen und schnarchten. Der Ingenieur Lang las. »Soll ich abdrehen?« fragte Andreas.

»Ja«, sagte der Ingenieur und legte das Buch weg.

»Gute Nacht, Doktor«, erwiderte Andreas. Er knipste das Licht ab. Er zog sich im Dunkeln aus. Seine Krücke lehnte an der Wand zur rechten Seite.

Andreas denkt, ehe er einschläft, an die Prothese, die ihm der Oberarzt versprochen hat. Es wird eine tadellose Prothese sein, wie sie der Hauptmann Hainigl trägt. Man merkt gar nicht, daß ihm ein Bein fehlt. Der Hauptmann geht frei, ohne Stock durchs Zimmer, als hätte er nur ein kürzeres Bein. Die Prothesen sind eine großartige Erfindung der hohen Herren, der Regierung, die es sich wirklich etwas kosten läßt. Das muß man sagen.

II

Die Prothese kam nicht. Statt ihrer kam die Unordnung, der Untergang, die Revolution. Andreas Pum beruhigte sich erst zwei Wochen später, nachdem er aus den Zeitungen, den Vorgängen, den Reden der

Menschen entnommen hatte, daß auch in Republiken Regierungen über die Schicksale des Landes walteten. In den großen Städten schoß man auf die Empörer. Die heidnischen Spartakisten gaben keine Ruhe. Wahrscheinlich wollten sie die Regierung abschaffen. Sie wußten nicht, was dann folgen würde. Sie waren schlecht oder töricht, sie wurden erschossen, es geschah ihnen recht. Gewöhnliche Menschen sollen sich nicht in die Angelegenheiten der Klugen mischen.
Man erwartete eine ärztliche Kommission. Sie hatte über den Bestand des Spitals, über die Arbeitsunfähigkeit, über die Versorgung seiner Insassen zu entscheiden. Das Gerücht, aus anderen Krankenhäusern herüberflatternd, wollte wissen, daß nur die Zitterer bleiben würden. Alle anderen bekamen Geld und vielleicht eine Drehorgellizenz. Von einem Briefmarkenverschleiß, einer Wächterstelle in einem Park, in einem Museum könne keine Rede sein.
Andreas begann zu bedauern, daß er kein Zitterer war. Von den hundertsechsundfünfzig Kranken des Kriegsspitals Numero XXIV zitterte nur einer. Alle beneideten ihn. Er war ein Schmied namens Bossi, italienischer Abkunft, schwarz, breitschultrig, finster. Sein Haar wuchs schwer über den Augen und drohte, sich über das ganze Angesicht auszubreiten, die schmale Stirn zu überwuchern und, die Wangen bedeckend, eine Vereinigung mit dem wilden Bart zu finden.
Bossis Krankheit milderte nicht die furchtbare Wirkung seiner körperlichen Gewalt, sondern vergrößerte seine Unheimlichkeit. Die schmale Stirn faltete sich und verschwand zwischen den buschigen Augenbrauen und dem Haaransatz. So traten die grünen Augen hervor, der Bart bebte, man hörte die Zähne klappern. Die mächtigen Beine krümmten sich, daß sich die Kniescheiben innen bald berührten und bald auseinanderstrebten, und die Schultern zuckten empor und fielen zurück, während der wuchtige Kopf in einem ständigen leisen, verneinenden Schütteln verharrte, wie man es bei kraftlosen Häuptern alter Frauen sieht. Die ununterbrochenen Bewegungen des Körpers hinderten den Schmied, deutlich zu sprechen. Er sprudelte halbe Sätze hervor, spuckte ein Wort aus, blieb eine Weile stumm und setzte wieder an. Daß ein so kräftiger, wilder Mann zittern mußte, ließ die allgemein bekannte Krankheit furchtbarer erscheinen, als sie war. Eine große Traurigkeit befiel jeden, der den zitternden Schmied sah. Er war wie ein schwankender Koloß auf unsicherem Grunde. Er hielt alle in der Erwartung seines bald erfolgenden Zusammenbruchs und brach den-

noch nicht nieder. Unglaubhaft war, daß ein Mann von solchen Ausmaßen beständig wankte, ohne, sich selbst und seine Umgebung erlösend, endgültig auseinanderzustürzen. Sogar die unglücklichsten Invaliden, die ein zerschossenes Rückgrat hatten, gerieten in Bossis Nähe in eine unübersichtlich endlose Furcht, wie man sie vor Katastrophen empfindet, die nicht eintreffen wollen und deren Ausbruch eine Erlösung wäre.

Wer ihn sah, fühlte die Notwendigkeit, ihm beizustehen, und die Ohnmacht zugleich. Schmerzlich war die Erkenntnis, daß man ihm nicht helfen konnte, und beschämend. Aus Scham hätte man selbst zittern mögen. Die Krankheit übertrug sich auf den Betrachter. Schließlich zog man sich zurück, entwich, und konnte dennoch das Bild des zitternden Riesen nicht vergessen.

Drei Tage vor der Ankunft der Kommission begab sich Andreas in die Baracke Bossis, den er immer gemieden hatte. Zwanzig Lahme und Einbeinige waren um den Schmied versammelt und sahen ihm in einer leidenschaftlichen Stille zu. Vielleicht hofften sie auf die ansteckende Wirkung des Zitterns. Jedenfalls verspürte bald der eine und bald ein anderer ein heftiges Zucken in Knien, Ellenbogen und Handgelenken. Sie gestanden es einander nicht. Einzelne schlichen davon und probierten zu zittern, wenn sie einen Augenblick allein waren.

Der mißtrauische Andreas, der Bossi aus ganz unbestimmten Gründen nicht leiden mochte, zweifelte zuerst an der Krankheit. Neid erfaßte ihn und zum erstenmal Bitterkeit gegen die Regierung, die just Zitterer belohnen wollte und keine anderen. Zum erstenmal durchdrang ihn eine Erkenntnis von der Ungerechtigkeit derjenigen, die zu befehlen und zu bestimmen hatten. Plötzlich fühlte er, daß seine Muskeln zuckten, sein Mund sich verschob, sein rechtes Augenlid zu flackern begann. Ein freudiger Schrecken überfiel ihn. Er humpelte davon. Seine Muskeln beruhigten sich. Sein Augenlid flackerte nicht mehr.

Er schlief nicht ein. Im Finstern kleidete er sich an, und ohne Krücken, um die Schlafenden nicht zu wecken, die Hände auf den Kopf des Bettes und auf den Tisch stützend, schwang er sein Bein zum Fenster und ließ den Oberkörper nachfolgen. Er sah ein Stück der nächtlichen Wiese und das schimmernde, weiß gestrichene Gitter. Länger als eine Stunde stand er so und dachte an einen Leierkasten.

Es ist ein heller Sommernachmittag. Andreas steht im Hof eines großen Hauses, im Schatten eines alten, breiten Baumes. Es mag eine

Linde sein. Andreas dreht die Kurbel seines Kastens und spielt: »Ich hatt' einen Kameraden«. Oder: »Draußen vor dem Tore«; oder die Nationalhymne. Er ist in Uniform. Er trägt sein Kreuz. Aus allen offenen Fenstern fliegen Münzen, in Seidenpapier eingewickelte. Man hört den gedämpften Metallklang des fallenden Geldes. Kinder sind da. Dienstmädchen lehnen über die Fensterbrüstungen. Sie achten der Gefahr nicht. Andreas spielt.

Der Mond kam über den Rand des Waldes, der vor den Baracken lag. Es wurde hell. Andreas fürchtete, seine Kameraden könnten ihn entdecken. Er wollte nicht mitten in der fahlen Helle stehen. Er schwang sich wieder ins Bett.

Zwei Tage lebte er still und versonnen.

Die Kommission kam. Jeder wurde einzeln hereingerufen. Ein Mann stand an der Portiere, welche die Kommission vor den Augen der wartenden Invaliden verbarg. Der Mann schlug jedesmal die Portiere zurück und warf einen Namen hinaus. Jedesmal löste sich ein gebrechlicher Körper aus der Reihe der anderen, schwankte, humpelte, polterte und verschwand hinter dem Vorhang.

Die gemusterten Invaliden kamen nicht mehr zurück. Sie mußten den Saal durch einen anderen Ausgang verlassen. Sie bekamen einen Zettel und gingen dann in ihre Baracken, packten ihre Sachen und krochen zur Endstation der Straßenbahn.

Andreas wartete unter den anderen, er beteiligte sich nicht an ihrer geflüsterten Unterhaltung. Er schwieg wie einer, der sich nicht verraten will und der in der Furcht lebt, eine kleine Äußerung könnte ihn verleiten, sein ganzes großes Geheimnis herzugeben.

Der Mann schob den Vorhang zurück und warf den Namen Andreas Pum in den Saal. Einigemal pochte Andreas Pums Krücke auf den Boden und widerhallte in der eingetretenen Stille.

Plötzlich begann Andreas zu zittern. Er sah den Vorsitzenden der Kommission, einen hohen Offizier mit goldenem Kragen und blondem Bart. Bart, Antlitz und Uniformkragen vermischten sich zu einer Masse aus Gold und Weiß. Jemand sagte: »Noch ein Zitterer.« Die Krücken in Andreas' Hand begannen selbständig über den Boden zu hüpfen. Zwei Schreiber sprangen auf und stützten Andreas.

»Lizenz!« befahl die Stimme des hohen Offiziers. Die Schreiber drückten Andreas auf einen Stuhl und eilten an ihre Arbeit. Schon saßen sie gebeugt über raschelnden Papieren, und ihre Federn tanzten.

Dann hielt Andreas ein Bündel Papiere in der zappelnden Hand und humpelte zur Tür hinaus.
Als er seine Sachen zu packen anfing, verließ ihn das Zittern. Er dachte nur: Ein Wunder ist geschehen! Ein Wunder ist geschehen!
Er wartete im Klosett, bis alle Kameraden verschwunden waren. Dann zählte er sein Geld.
In der Straßenbahn machten ihm die Leute Platz. Er wählte den besten der ihm angebotenen Plätze. Er saß gegenüber dem Eingang, neben ihm lag seine Krücke, quer über die Mitte des Wagens, wie ein Grenzpfahl. Alle sahen Andreas an.
Er fuhr in das Hospiz, das ihm bekannt war.

III

Der Leierkasten stammt aus der Drehorgelfabrik Dreccoli & Co. Er hat die Form eines Würfels und ruht auf einem hölzernen Gestell, das man zusammenklappen und tragen kann. An zwei Riemen trägt Andreas seinen Kasten auf dem Rücken wie einen Tornister. An der linken Seitenwand des Instruments befinden sich nicht weniger als acht Schrauben. Mit ihrer Hilfe bestimmt man die Melodie. Acht Walzen enthält der Kasten, darunter die Nationalhymne und die »Lorelei«.
Andreas Pum hat seine Lizenz in einer Brieftasche, die eigentlich einmal der Ledereinband eines Notizbuches war und sich zufällig in einem Misthaufen gefunden hat, an dem Andreas täglich vorbeigeht. Mit der Lizenz in der Tasche wandelt der Mensch sicher durch die Straßen dieser Welt, in denen die Polizisten lauern. Man scheut keine Gefahr, ja, man kennt keine. Die Anzeige des brotneidischen, bösen Nachbarn brauchen wir nicht zu beachten. Auf einer Postkarte teilen wir der Behörde mit, worum es sich handelt. Wir schreiben knapp und sachlich. Wir sind sozusagen der Behörde gleichgestellt, dank unserer Lizenz. Wir sind von der Regierung ermächtigt zu spielen, wo und wann es uns gefällt. Wir dürfen an den belebten Straßenecken unseren Kasten aufstellen. Selbstverständlich kommt nach fünf Minuten die Polizei. Lassen wir sie ruhig herankommen! Mitten in einem Kreis gespannt zusehender Leute ziehen wir unsere Lizenz hervor. Die Polizei salutiert. Wir spielen weiter, was uns gerade in den Sinn kommt: »Mädchen, weine nicht!« – und »Schwarzbraunes Mägdlein« – und

»An der Quelle saß der Knabe« – Für ein mondänes Publikum haben wir einen Walzer aus der vorjährigen Operette.
Andreas kann, je nach seiner Stimmung, die Kurbel so schnell drehen, daß der Walzer flott und kriegerisch wird wie ein Marsch. Denn er selbst hat manchmal ein Bedürfnis nach einer Marschmelodie, besonders an kühlen und trüben Tagen, wenn sich der Regen durch Schmerzen in der Gegend des amputierten Beins ankündigt. Das längst begrabene Bein tut ihm weh. Die Stelle am Knie, an der es abgesägt wurde, läuft blau an. Das Kissen in der Kniehöhlung der hölzernen Krücke ist nicht mehr weich genug. Es ist mit Roßhaaren gefüttert und schon durchgetreten. Es müßte mit Daunen gefüttert sein oder mit Pelz. An solchen Tagen muß Andreas einige Taschentücher in die Kniehöhlung der Krücke legen. Sie sind kein richtiger Ersatz.
Die Schmerzen verschwanden, sobald der Regen kam. An Regentagen aber konnte Andreas nicht viel verdienen. Das Wachstuch, einst glänzend, hart und wasserdicht, war an einzelnen Stellen gesprungen, Risse durchzogen seine Fläche und bildeten eine Art Landkarte. Gelang es dem Regen, was Gott bis jetzt verhütet hatte, durch die Hülle in das edle Holz und durch dieses in das Innere des Instruments zu dringen, so waren die Walzen verloren.
Andreas stand, wenn es regnete, stundenlang in einem jener freundlichen Hausflure, in denen das »Betteln und Hausieren« nicht verboten war, in denen kein scharfer Hund wachte und kein knurriger Hausbesorger oder gar dessen Frau die Heiligkeit des Hauseinganges hüteten. Denn mit dem weiblichen Geschlecht hatte Andreas unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie hinderten ihn nicht, von der grausamen Süße einer vorläufig noch ganz unbestimmten Frauenhand zu träumen, die man sein eigen nennen könnte. Andreas besaß keinen alltäglichen Geschmack; je bissiger der Fluch einer Frau war, die ihn zur Flucht veranlaßte, je schneidender der Klang ihrer Stimme, je drohender die Haltung ihrer Gestalt, desto besser gefiel sie ihm. Und während er der ungastlichen Pförtnerin den Rücken kehrte, entzückte ihn ihre Weiblichkeit in dem Maße, in dem ihn der unerwartete Verdienstentgang enttäuschte. Abenteuer dieser Art bestand Andreas oft. Es waren seine einzigen Erlebnisse. Sie beschäftigten seine Nächte, schufen ihm Traumbilder von wehrhaften Frauen, und die Gedanken an sie begleiteten, wie ein malerischer Text, die seriösen unter den Melodien seines Leierkastens. Es kam so, daß er sein Instrument nicht wie ein mechani-

sches und sein Spiel als ein Virtuosentum betrachtete. Denn die Sehnsucht, die Bangigkeit, die Trauer seiner Seele legte er in die Hand, welche die Kurbel drehte, und er glaubte, nach Wunsch und Stimmung, stärker und leiser, gefühlvoller oder kriegerischer spielen zu können. Er begann, sein Instrument zu lieben, mit dem er eine Zwiesprache hielt, die nur er selbst verstand. Andreas Pum war ein echter Musikant.

Wollte er sich zerstreuen, so betrachtete er die bunte Malerei auf der Rückwand des Leierkastens. Das Bild stellte die Szenerie eines Puppentheaters dar und einen Teil eines Stehparketts. Blonde und schwarze Kinder spähten in die Richtung der Bühne, auf der sich spannende Ereignisse vollzogen. Eine grau- und wirrhaarige Hexe hielt eine Zaubergabel in der Hand. Vor ihr standen zwei Kinder, auf deren Köpfen Geweihe wuchsen. Über den Kindern weidete eine Hirschkuh. Es war kein Zweifel, daß dieses Bild eine Verzauberung menschlicher Wesen durch ein böses Weib darstellen sollte. Andreas hatte niemals an die Möglichkeit solcher Ereignisse in der wirklichen Welt gedacht. Weil er aber das Bildnis häufig betrachten mußte, wurde es ihm vertraut und glaubhaft wie irgendein anderer täglich genossener Anblick. Es war fast nichts mehr Märchenhaftes an solch einer Verzauberung. Wunderbarer als der Vorgang selbst waren die bunten Farben, in denen er dargestellt erschien. Andreas' Augen tranken die ölige Sattheit dieser Farben, und es berauschte sich seine Seele an der klangvollen Harmonie, mit der ein blutendes Rot in ein sehnsüchtiges Orange des Abendhimmels im Hintergrund verfloß.

Zeit zu solchen Betrachtungen hatte er zu Hause genug. Allerdings war sein Heim nicht eines jener Art, in dem der Mensch etwa den ganzen Tag verweilen kann. Es bestand vielmehr aus einer Bettstelle in einem, wie es Andreas vorkam, geräumigen Zimmer. In diesem schliefen außer Andreas noch ein Mädchen und ihr Freund. Sie hieß Klara und er Willi. Sie war stellvertretende Kassierin in einem kleinen Kaffeehaus und er ein arbeitsloser Metalldreher. Willi arbeitete nur einmal in der Woche, und auch dann nicht in seinem Berufe. Er führte einen Handwagen durch die Straßen, um Zeitungspapier einzukaufen. Am Abend brachte er seine Waren dem Althändler. Von jedem Pfund erhielt Willi ein Drittel. Denn auch das geringe Betriebskapital lieh ihm der Althändler. Es war klar, daß Willi von seinen Einnahmen nicht leben konnte. Er lebte von Klara. Sie hatte Nebenverdienste. Er war

eifersüchtig. Aber in der Nacht, wenn sie sich beide unter der dünnen Decke fanden, suchte er zu vergessen, wovon er lebte, und es gelang ihm. Am nächsten Morgen blieb er liegen, wenn Klara und Andreas längst aufgestanden waren. Er blieb den ganzen Tag zu Hause und ließ Andreas nicht vor dem Anbruch der Nacht ins Zimmer. Das begründete er immer mit dem Wort: »Ordnung muß sein!« Denn er war weit davon entfernt, Andreas, den Krüppel, etwa zu hassen. Er liebte die Ordnung. Andreas Pum hatte eine Schlafstelle, aber keine Wohnung. Es ist so in der Welt eingerichtet, daß jeder nur das genießen darf, was er bezahlen kann.

Auch Andreas war mit dieser Ordnung zufrieden und kam pünktlich nach Anbruch der Dämmerung. Er kochte Tee auf einer Spiritusmaschine. Willi trank den in einem Wasserglas verdünnten Spiritus, Andreas den Tee. Er aß dazu ein Brot. Willi lieferte manchmal die Wurst. Denn es ereignete sich nicht selten, daß Willi, wenn er an angenehmen Tagen einen Spaziergang unternahm, sich vor das Delikatessenhaus begab, an dessen Tür die prallen Würste wie Gehenkte an einem Nagel hingen. Mehr aus Übermut als aus Lust am Diebstahl schnitt Willi dann zwei oder drei Würste ab. Ihn lockten Gefahren und Freude an der eigenen Geschicklichkeit. Man hätte es außerdem als Sünde bezeichnen können, wenn er das Angebot des Schicksals ausgeschlagen hätte. Andreas ahnte etwas von der Herkunft dieser Würste. Einmal fragte er, woher sie stammten. »Iß und schweig«, sagte Willi, »Ordnung muß sein.«

Es verstieß glücklicherweise nicht gegen die Ordnung, wenn sich Andreas, während er sein Abendessen verdaute, der Betrachtung der Malereien am Leierkasten hingab. Die unvollendete Verzauberung, welche das Bild darstellte, zwang zu Fortsetzungen, Andreas hätte gerne weitergemalt. Er hätte auch die zwei noch in menschlicher Gestalt lebenden Kinder in Hirschkühe verwandelt oder in andere Tiere. Es ergaben sich viele Möglichkeiten. Konnte man Kinder nicht in Ratten verwandeln? Huh! Ratten! Oder in Katzen; in junge Löwen; in kleine, niedliche Krokodile; in Eidechsen; in Bienen; in Vögeltirili! In Vögel. Ein guter Maler, der mit Pinsel und Farben umzugehen verstand, könnte das Bild fortsetzen.

Kurz nach Mitternacht kam Klara. Sie entkleidete sich. Andreas ließ eine Augenlidspalte offen und sah sie im Hemd. Sein Blick angelte nach ihrer freien Brust, und sein Herz klopfte in der Hoffnung, ein

Schulterband würde sich lösen. Dann hörte er Küsse und Umarmungen und schlief ein, von kräftigen, breithüftigen Witwen mit vorgewölbten Busen träumend.
Ach, er sehnte sich nach einem Weibe und einem eigenen Zimmer und einem breiten Ehebett voll schwellender Wärme. Denn weit vorgeschritten war der Sommer und ließ die Grausamkeit des Winters ahnen. Allein stand Andreas in der Welt. Den letzten Winter hatte er noch im Spital verlebt. Jetzt drohte die winterliche Straße und erhob sich manchmal vor ihm, steil geneigt wie eine Rodelbahn. Unser Feind ist die Straße. In Wirklichkeit ist sie so, wie sie uns erscheint, steil und eine schiefe Ebene. Wir merken es nur nicht, wenn wir sie durchschreiten. Aber im Winter – man liest es in den Zeitungen – vergessen die Portiers und die Ladendiener, dieselben, die uns aus den Häusern und Höfen treiben und deren scheltende Worte uns verfolgen, Asche oder Sand auf das Glatteis zu streuen, und wir stürzen, von der Kälte der Beweglichkeit unserer Glieder beraubt.
Andreas hätte gerne bis zum Winter eine Frau gehabt, eine jener wehrhaften, starken und streitbaren Portiersfrauen, vor denen er fliehen mußte und deren imposante Stellung er stets dennoch ahnte: Er sah sie die Hände in die Hüften stemmen, so daß diese hervorquollen und das Hinterteil sich straffte, massig und weiß unter den Röcken. Solch ein Weib sein eigen nennen – das gab Kraft, gab Mut und Sicherheit und machte den Winter zum Kinderspiel.
Früh schon weckte ihn der Fluch Willis, den die aufstehende Klara im besten Morgenschlaf gestört hatte. Dann betrat Andreas die morgendliche Straße und hinkte eilig mit den Eilenden, als riefe ihn nicht die freie Lust, in einem beliebigen Hof zu spielen, sondern die Notwendigkeit, einen ganz bestimmten, weitabgelegenen zu erreichen. Er hatte auch die Stadt nach Bezirken geordnet und eingeteilt, ganz willkürlich, nach seinen privaten Zwecken, und jedem Tag einen eigenen Bezirk zugedacht. So kam er in immer neue Gegenden, forschend und neugierig, hinkte furchtlos über den glatten Asphalt weiter Straßen und war vorsichtig, hielt heranfahrende Automobile mit seinem erhobenen Stock auf und fluchte hinter bedenkenlosen Chauffeuren. So lernte er die Straße besiegen, die gefährliche Straße, die unser aller Feind ist. Von ihr ließ er sich noch lange nicht unterdrücken. Er besaß die Lizenz. Eine Lizenz von der Regierung, zu spielen, wo und zu welcher Zeit immer es ihm behagte. Er besaß eine Krücke und eine

Lizenz und eine Auszeichnung. Alle sahen, daß er invalid war, ein Soldat, der fürs Vaterland geblutet. Und es gab immer noch Achtung vor solchen Männern. Wehe, wenn man ihn nicht geachtet hätte!
Denn wie? erfüllte er nicht eine Pflicht, wenn er auf seinem Leierkasten musizierte? War die Lizenz, die ihm die Regierung gewissermaßen eigenhändig überreicht hatte, nicht eine Verpflichtung und keine Vergünstigung? Indem er spielte, enthob er sie der Sorge um ihn und befreite das Land von einer ständigen Steuer. Ja, es war kein Zweifel, daß seine Tätigkeit nur mit jener der Behörden zu vergleichen war und er selbst etwa mit einem Beamten; insbesondere, wenn er die Nationalhymne spielte.

IV

Es geschah in der Pestalozzistraße, an einem heißen Donnerstag und im Hof des Hauses Nummer 37 (der Kirche aus gelben Ziegelsteinen gegenüber, die, rings um sich, mitten in der Straße einen grünen Rasen geschaffen hatte, als hätte sie ihre Besonderheit vor allen anderen Häusern hervorheben wollen), daß Andreas Pum das Verlangen überwältigte, einen Marsch zu spielen, vielleicht, weil die wachsende Mattigkeit des Tages und Andreas' eigene eine aufrüttelnde Unterbrechung notwendig machten.
Andreas stellte den Wirbel an der linken Seitenwand des Leierkastens auf »Nationalhymne« und drehte die Kurbel so hurtig, daß die feierlichen Klänge ihre langsame Pracht verloren und hastig zu hüpfen begannen, die Pausen vergaßen und wirklich eine entfernte Ähnlichkeit mit der Melodie eines Marsches erreichten.
Fünf Kinder standen im Hof, und zwei Dienstmädchen lehnten ergriffen über die Fensterbrüstungen. Eine schwarzgekleidete Frau trat aus dem Hausflur, lenkte ihre männlichen, zielbewußten Schritte in die Richtung, in der sich Andreas befand, und blieb hinter ihm stehen. Sie legte eine kräftige Hand auf die Schulter Andreas Pums und sagte: »Mein guter Gustav ist gestern selig geworden. Spielen Sie was Melancholisches!«
Andreas, obwohl nicht feige von Natur, erschrak dennoch ob der Überraschung, brach ab, so daß die Kurbel mit aufwärtsragendem Griff steckenblieb, und wandte sich um. Dabei tat es ihm leid, daß die

starke und warme Hand zögernd, aber notgedrungen von seiner Schulter glitt. Er sah der Witwe in das gerötete Antlitz. Es gefiel ihm. Wenn er auch nicht Zeit genug fand, ihr Alter abzuschätzen, so durchströmte ihn doch plötzlich die Erkenntnis, daß die schwarzgekleidete, blonde Frau eine Witwe in jenem Alter war, welches man »das beste« nennt. Aus dieser Einsicht zog Andreas vorläufig noch keine weiteren Schlüsse. Allein eine dunkle Empfindung breitete sich in ihm aus, daß diese Frau zugleich in den Hof und in sein Leben getreten war. Es war ihm, als beginne es in seiner Seele zu dämmern.

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte Andreas und vollzog eine leichte Verbeugung mit dem Kopfe. Als erforderte ein melancholisches Lied ganz besondere Vorbereitungen, schraubte er mit wichtiger Umständlichkeit den Nationalhymne-Wirbel ab, gab der Kurbel einen Schwung, daß ihr Handgriff hinunterglitt und der letzte noch steckengebliebene Ton dem Kasten entfloh, ähnlich einem unterdrückten und abgebrochenen Gähnen. Hierauf drehte Andreas den viertletzten Wirbel. Er hatte eine Sekunde lang zwischen der »Lorelei« und »An der Quelle saß der Knabe« geschwankt. Er entschied sich für die »Lorelei«, weil er annahm, daß dieses Lied der Witwe bekannt sein müsse.

Diese Annahme bestätigte sich. Die Witwe, die sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, um die melancholische Weise bequemer an ihrem Fenster zu genießen, begann zu singen. Sie bemühte sich, den Klängen des Instruments zuvorzukommen, so, als triebe sie die Ungeduld und der Ehrgeiz, sich und den Zuhörern zu beweisen, daß sie die Melodie auswendig kannte und gleichsam auf den Kasten nicht angewiesen war; während Andreas, im Gegensatz zu der Eile der Frau, eine ganz besondere Langsamkeit nötig befand und gemächliche Drehungen vollführte, um die Melancholie des Liedes deutlicher wirken zu lassen. Auch befand er sich selbst in jener Stimmung, die uns in entscheidenden Augenblicken unseres Lebens befällt und der wir gerne durch eine hervorragende Feierlichkeit nachzugeben gewohnt sind.

Nachdem er die »Lorelei« über eine Viertelstunde gedehnt hatte, kam die Witwe wieder in den Hof, Kuchen, Brot und eine Tüte mit Früchten in der Hand. Andreas dankte. Die Witwe sagte: »Mein Name ist Blumich, geborene Menz. Kommen Sie nach dem Leichenbegängnis wieder.« Andreas fand, daß es angemessen sei, ihr die Hand zu drükken. Er tat es, ihre geschlossene Faust mit seinen Fingern umspannend, und sagte: »Mein Beileid, Frau Blumich.«

An diesem Tage spielte er nicht mehr. Er begab sich zu einer Bank vor der Kirche, verzehrte den Kuchen und das Obst und verwahrte das Brot im Sack. Später als gewöhnlich kam er nach Hause. Willi hatte schon längst das Bedürfnis gefühlt, sich im Bett auszustrecken, und wartete nur noch aus Furcht, daß er einschlafen und später geweckt werden könnte, um aus dem Bett zu steigen und »dem Krüppel« die geschlossene Tür zu öffnen. Als Andreas das Zimmer betrat, erwiderte Willi den Gruß nicht. Das tat Andreas leid. Es war ein Tag, an dem er eine große Güte für Willi empfand. Er holte den Spirituskocher hervor, um seinen Tee zu bereiten. Willi ärgerte die Schweigsamkeit. Er hätte gerne mit Andreas gestritten. Deshalb sagte er: »Wenn du morgen wieder so spät kommst, zerschmettere ich deinen Kasten. Du mußt pünktlich kommen! Ordnung muß sein!« Andreas aber war gerade heute nicht leicht zu erzürnen. Er lächelte Willi an, legte das Brot auf den Tisch und sagte höflich, mit der Galanterie eines Mannes von Welt: »Bedienen Sie sich, Herr Willi.«

»Daß du mir aber pünktlich zu Hause bist!« sagte Willi und setzte sich an den Tisch. Eigentlich ein lustiger Bruder! dachte er und war bereits versöhnt. Er hatte noch eine Wurst vom letzten Spaziergang. Sie hing an einem Nagel über dem Bett. Sachte nahm er sie herab, brach sie in der Mitte entzwei und gab die Hälfte Andreas.

»Ich habe heute eine Frau kennengelernt«, drängte es Andreas zu sagen.

»Gratuliere!« sagte Willi.

»Eine Witwe namens Blumich.«

»Jung?«

»Ja, jung.«

»Glückskind!«

»Ihr Mann ist gestern gestorben.«

»Und schon –?«

»Nein!«

»Beeil dich, Freund! Witwen warten nicht lange!«

Dieses Wort merkte sich Andreas. Er war nicht gesonnen, Willi als einen hervorragenden Menschen zu schätzen, aber er gab zu, daß Leute dieses Schlages bessere Frauenkenner waren und eine Menge Erfahrungen gesammelt hatten. Vielleicht wäre es nützlich, am Leichenzug teilzunehmen? Vielleicht aber schickte es sich auch nicht wegen der Nachbarn – und auch der Frau Blumich war es gar nicht recht? Es

schmerzte ihn fast, daß er ihren Vornamen nicht kannte. Er mußte sie in innigem Gedenken »Frau Blumich« nennen und fühlte, daß sie ihm längst keine Fremde mehr war. Je länger er an sie dachte, desto vertrauter war sie ihm. Kein Mensch auf Erden stand ihm so nahe wie sie. Niemandem glaubte er so nahe zu sein wie ihr, obwohl er keine Beweise dafür hatte. Denn war es nicht der Schmerz um den eben verlorenen Gatten gewesen, dem er, Andreas, ihre Bekanntschaft und ihre Freundlichkeit zu verdanken hatte? Vergaß eine Frau so leicht? Und – vermochte sie es, war sie noch wertvoll? Wer kannte die Frauen? Wer weiß, wie lange ihr Mann krank gewesen war, ein lebender Leichnam? Wie lange die Arme ihre natürliche Lebensfreude hatte hemmen müssen? Andreas wurde von Mitleid geschüttelt.
Auch heute ließ er eine Augenlidspalte offen, und sein Blick angelte nach der Brust des Mädchens. Aber kein Neid erfaßte ihn, sondern nur der Wunsch zu vergleichen. Jene kurzen Augenblicke im Hof hatten genügt, um ihm eine Vorstellung von der körperlichen Beschaffenheit der Frau Blumich zu vermitteln. Ach, sie war stämmig, und man sah, wie das knappe Kleid ihre widerspenstig strotzenden Brüste gleichsam im Kampf bändigen mußte; wie sich ihre Hüften breit und versprechend, kraftvoll und wollüstig gegen das Mieder stemmten; wie alles gesunde Fülle war und gar nichts überflüssig. Ein Strom von Leben und Lust kam aus ihren warmen Händen, und wie zwei kecke Wünsche waren ihre braunen, ein wenig rotgeweinten Augen.
War ein Mann wie Andreas einer solchen Frau ebenbürtig? Was gab er ihr? Gesund konnte man ihn wohl nennen, obwohl das fehlende Bein manchmal vor den Regentagen schmerzte. Das aber hing mit dem schlechten Leben zusammen. Er war stramm, er hatte breite Schultern, eine imponierende schmale und knöcherne Nase, schwellende Muskeln, dichtes braunes Haar und, wenn er nur wollte und sein Angesicht straffte, den kühnen Adlerblick eines Kriegsmannes, besonders, wenn der dunkle, noch lange nicht graue Schnurrbart nach beiden Enden hin flott gezogen war und mit Vaseline gefettet. Auch war er in Dingen der Liebe kein unerfahrener Knabe mehr, und gerade jetzt, nach langer Enthaltsamkeit, von vielversprechender Manneskraft gefüllt. Er war der Mann, eine anspruchsvolle Witwe zufriedenzustellen.
Mit diesen stolzen Gedanken schlief Andreas ein, mit ihnen wachte er auf. Zum erstenmal nach langer Zeit blickte er beim Ankleiden ausdauernd und peinlich genau in einen Spiegel, wie vor dem Appell in der

Militärzeit. Das metallene Kreuz hauchte er an und rieb es am Ärmel blank, so daß es möglichst strahlend wurde. Dreimal setzte er den Kamm an, ehe er die gerade Linie des Scheitels gefunden hatte. Sein erster Weg führte in die Pestalozzistraße.

Unterwegs fiel ihm ein, daß er sich nicht oft genug rasieren ließ. An zwei Tagen in der Woche, Freitag und Dienstag, pflegte er die Lehrlingsschule der Barbiere aufzusuchen, wo die Lehrlinge schmerzhaft, aber umsonst die Bärte kratzten. Diese Lehrlingsschule sowie die Übung, sich nur zweimal wöchentlich rasieren zu lassen, erschienen Andreas unwürdig eines Mannes, der gesonnen war, dauernden und erfolgreichen Eindruck auf eine schmucke Witwe zu machen. Und jener siegreiche Leichtsinn, dem wir selig unterliegen, wenn wir einer Eroberung sicher sind, ergriff auch Andreas Pum gewaltsam und ward stärker als seine sonst so wachsame Besonnenheit. Andreas begab sich in eine Barbierstube, die sich nicht mit Unrecht Frisiersalon nannte, und begegnete, obwohl sein Leierkasten ein wenig Verwunderung hätte erregen müssen, dennoch derselben herzlichen und warmen Höflichkeit, die allen Eintretenden aus den Friseurläden wie eine milde Frühlingsluft entgegenströmt.

Er sah sich im Spiegel, das Gesicht weißbestäubt von Puder, seinen Scheitel glänzend von Öl, und den vornehmen Duft, der von ihm selbst ausging, atmete er mit stolzem Behagen. Der Entschluß, die Lehrlingsschule überhaupt nicht mehr, dafür aber diverse Friseurläden um so häufiger zu besuchen, wuchs in ihm unerschütterlich. Er straffte die Kopfhaut, die Stirn, rief die zwei kleinen imponierenden Falten an der Nasenwurzel hervor und brachte so den Adlerblick zustande, den er immer in den entscheidenden Augenblicken seiner militärischen Laufbahn angelegt hatte. Dann gelang es ihm, mit einer solch vornehmen Bewegung den Leierkasten umzuhängen, daß er fast einem Rechnungsfeldwebel glich, der seinen Säbel umschnallt.

Bedenken verschiedener Natur und Wichtigkeit überfielen ihn erst auf der Straße, in der Nähe des Hauses Nummer 37, wie eine lästige Fliegenschar. Er kam sich wie ein hartherziger Egoist vor, ein kalter Mensch und ein eitler obendrein, der ohne Rücksicht auf den schmerzvollen Tag der Witwe Blumich, vielleicht den schmerzvollsten ihres jungen Lebens, geckenhafte Toilette gemacht hatte. Was würde sie denken, wenn er so vor ihr erschiene, nachdem sie ihn gestern in seinem gewöhnlichen Zustand gesehen hatte? Würde sie nicht mit Recht

beleidigt, getroffen, ja schmerzlich bewegt sein? Es war vielleicht überhaupt nicht günstig, heute die Witwe Blumich zu besuchen. Man müßte sich ein wenig auch vor dem toten Mann schämen, der noch nicht in der Erde lag. Andreas hätte eigentlich sehr viel Grund zu warten, der Witwe Zeit zu lassen, bis sie mit ihrem ersten Mann vollkommen ins reine kommen würde. Außerdem hatte sie ihn ja selbst nicht etwa für heute, sondern erst für morgen bestellt, ja man konnte sagen: gebeten.

An diesem Tage hatte Andreas Pum soviel Glück wie noch nie, seitdem er mit der Drehorgel in die Höfe wanderte. Sei es, weil die ungewöhnlich heiße Stunde alle Leute zwang, ihre Fenster weit offen zu halten, und sie den Klang einer Musik zum erwarteten Anlaß nahmen, Luft zu schöpfen und sich über die Brüstungen zu lehnen, sei es, weil ihnen der frischrasierte, saubere und mit einem glänzenden Kreuz gezierte Andreas ganz besonders sympathisch erschien – wir wissen nicht, wieso es kam, daß es rings um Andreas Geld regnete und daß er Mühe hatte sich zu bücken, so oft mußte er es tun. Es war kein Zweifel mehr: Das Glück war zugleich mit der Witwe Blumich in sein Leben getreten. Und lächelnd, mild und gütig wie die Strahlen der untergehenden Sonne, die noch auf den Giebeln der Häuser ruhte, kehrte Andreas heim, lange noch vor Anbruch der Dämmerung, einen herzlichen Gruß für Willi auf den Lippen und mit einem gesegneten Appetit, der oft eine angenehme Begleiterscheinung einer gesunden Zufriedenheit zu sein pflegt.

V

Noch ahnte Andreas nichts von seinem Nebenbuhler, der in Anbetracht seines Berufes ein gefährlicher genannt werden konnte. Es war der im Hause Nummer 37 wohnende, jugendliche, schlanke und vom Scheitel bis zur Sohle verführerische Unterinspektor der Polizei, Vinzenz Topp, ein Frauenliebling jener Gegenden, in denen er Dienst hatte, ein Mann, der seine berufliche Würde mit einer gefälligen Sanftmut wohl zu verbinden wußte, leutselig gegen Passanten und Untergebene, und gegen Vorgesetzte von einer sympathischen Korrektheit, der doch gleichwohl ein wenig stramme Demut beigemengt war. Auch in die Adjustierung wußte Vinzenz eine persönliche Note einzu-

schmuggeln, so daß er nicht nur schmucker als seine Kameraden erschien, sondern auch vorschriftsmäßiger. Er war menschlich im Dienst, soldatisch im privaten Umgang.
Frau Blumich hatte während der langen Krankheit ihres Mannes mit einem durch Entbehrung doppelt geschärften Sinn die Vorzüge ihres Nachbarn in ihrer ganzen verwirrenden Fülle entdeckt, eines gelächelten Grußes nicht selten genossen. Sie war sich jedoch darüber klar, daß der Unterinspektor wohl eine kurze Zerstreuung für entbehrende Frauen sein konnte, aber niemals ein getreuer und zuverlässiger Gatte. Dazu kam der Nachtdienst dreimal in der Woche. Frau Blumich fürchtete sich allein mit ihrem fünfjährigen Mädchen in ihren zwei kleinen, aber im Dunkel der Nacht fast unermeßlich scheinenden Zimmern. Und obwohl sie sich im allgemeinen schon die Fähigkeit zutraute, zur Abwechslung neigende Männer zu zähmen und festzuhalten, so glaubte sie doch, gegenüber dem jugendlichen Übermut des Herrn Vinzenz Topp versagen zu müssen. Freilich war weder ihr Instinkt so zielsicher noch ihr Verstand so scharf, daß sie gewußt hätte, wie sehr gerade der übermütig scheinende Unterinspektor sich nach der gesicherten Existenz eines mit einer Witwe Verheirateten sehnte. Denn Vinzenz Topp war im Grunde mit seinem Leben unzufrieden. Er glitt allmählich in die Jahre, in denen es lästig wird, Gedanken, Tage und sogar Geld den ewig wechselnden Objekten der Liebe zu widmen. Das Herz sehnt sich nach den beruhigenden Regeln der sittlichen Ehe. Wir wollen nicht mehr immer sozusagen unterwegs sein, um unser berechtigtes Verlangen nach der warmen Nähe der Frau stillen zu können. Unser Beruf allein schon macht uns heimatlos. Wir bedürfen eines traulichen Daheims, von dem aus gelegentliche Ausflüge nicht ausgeschlossen sind und schweigend verziehen werden. Wir bedürfen einer eigenen, jetzt überhaupt nicht zu erreichenden Zweizimmerwohnung, möbliert, und einer ansehnlichen Familienzulage für Frau und Kind. Und schließlich der Ernennung zum Inspektor, die von einer Verheiratung zwar nicht abhängig war, aber durch einen Hinweis auf die gesteigerten Bedürfnisse bei einem günstig gestimmten Vorgesetzten beschleunigt werden konnte.
Von all dem ahnte, wie gesagt, Frau Blumich – sie hieß übrigens Katharina – gar nichts. Sie war gewohnt, Eindruck auf Männer zu machen, und sie fand nichts Besonderes daran, daß auch Vinzenz Topp ihr einen jener unternehmungslustigen und dennoch ehrfürchtigen

Blicke zugesandt hatte, den alle Frauen zu schätzen wissen. Sie sammelte eine Menge solcher Blicke alle Tage im Hause und auf der Straße, im Park und im Laden. Das hatte nichts zu bedeuten. Von den Männern ist einer leichtsinniger als der andere, alle wollen ohne Verantwortung genießen, jeder will haben, keiner will zahlen, wie das Sprichwort lautet. Katharina Blumich war eine nüchterne Frau. Auch den ersten Mann hatte sie sorgfältig erwählt. Daß er später lungenkrank wurde, weil er Borstenarbeiter war, war Gottes Wille. Gegen das Schicksal kann man nichts unternehmen, aber den Verstand muß man trotzdem sprechen lassen. Dieser plädierte für einen Mann gesetzten Alters, mit einem körperlichen Mangel womöglich, der das eheliche Glück dennoch nicht verhindern konnte; die Vernunft gebot einen Vogel mit bereits gestutztem Gefieder, der leicht zu halten war und keiner aufregenden Disziplin mehr bedurfte. Dabei spielte der Stand keine Rolle oder nur eine geringe, insofern, als es Frau Blumich praktischer erschien, ein Wesen aus tieferer Sphäre zu sich emporzuziehen, als selbst emporgezogen zu werden. Dieses hätte sie zur Dankbarkeit verpflichtet und sie ihrer Autorität beraubt. In jedem Haushalt aber ist die Autorität der Frau das Wichtigste.
Aus diesem Grunde verzichtete Frau Katharina Blumich auf den Unterinspektor Vinzenz Topp. Mochte er eine andere unglücklich machen. Mochte er sein Leben lang überhaupt nur mit losen Frauenzimmern umgehn. Als eine ständige Bedrohung des rechtmäßig angetrauten Gatten und als ein Anlaß zu dessen Eifersucht war er ja stets nachbarlich zur Hand und gut zu gebrauchen. Man muß alles ausnützen, aber man darf sich nicht wegwerfen.
Der Tag, an dem Andreas Pum seinen offiziellen Antrittsbesuch im Hof des Hauses 37 machte, war trübe und bleiern, trotz seiner spätsommerlichen Schwüle eine Vorahnung des Herbstes und von einem starken Feuchtigkeitsgehalt, der Andreas Schmerzen im fehlenden Bein verursachte. An diesen Tagen war er ohnehin schutzbedürftig, kindlich, verlassen, wehmutsvoll, sehnsüchtig. Kaum hatte er im Hof als ein schweigend ausgemachtes Erkennungszeichen die »Lorelei« intoniert, als Frau Blumich erschien, ihn bat, abzubrechen und in ihrer Wohnung sein Spiel fortzusetzen. Es war ein trauriges, ein melancholisches Lied und tat der Trauer keinen Abbruch.
Der Musik folgte ein artiger Knicks der kleinen, blassen Anna, die ein dünnes Zöpfchen mit einer übermäßig großen, fledermausartigen,

schwarzen Schleife trug. Das Kind war von den traurigen Aufregungen verstört und still. Der neue Mann mit dem hölzernen Fuß und dem Instrument gefiel ihr trotz seiner Fremdheit. Sie wurde sehr zutraulich. Sie war fünfjährig, ein Mensch in jenem Alter, in dem man noch ein wissender Gott ist, vor dem die verborgene Güte der anderen sichtbar liegt wie buntes Gestein unter klarem Bergwasser.

Dann floß das Gespräch, unterbrochen von Kaffee und hausgebackenem Kuchen, eine stille Totenfeier für Herrn Blumich. »Er hatte eine großartige Garderobe«, rühmte die Frau, »und gerade so gewachsen wie Sie war er auch. Zwei braune Anzüge sind kaum fünf Jahre alt, damals war er noch Soldat, und ich hab' mich um ihn gesorgt, wäre er doch draußen gestorben, wer kann da wissen, vielleicht wäre der Schmerz kleiner und das Kind nicht da, ein vaterloses Kind! Ach, Sie wissen ja nicht, wie eine ganz allein, mutterseelenallein stehende Frau in dieser bösen Welt lebt. Sie können das gar nicht wissen, die Männer können das gar nicht wissen.«

»Meine Mutter, die selige, war auch eine junge Witwe geblieben«, glaubte Andreas sagen zu müssen.

»Und sie hat nie wieder geheiratet?«

»Ja, sie hat einen Klempner genommen.«

»War er brav?«

»Sehr brav.«

»Lebt er noch?«

»Nein, sie sind beide im Krieg gestorben.«

»Beide im Krieg?«

»Ja, beide,«

»Nun, wenn man so glücklich ist und der zweite Mann auch ein guter treuer Lebenskamerad.« Hier hielt es Frau Blumich angezeigt zu weinen. Sie suchte nach ihrem Taschentuch, fand es und brach aus.

Andreas hielt diese traurige Szene nicht mit Unrecht für eine günstige Fügung. Jetzt konnte er es mit Aussicht auf Erfolg wagen. Und indem er sich über die schluchzende Frau beugte und wie von ungefähr ihre Brust streifte, sagte er:

»Ich will Ihnen immer treu sein.«

Frau Blumich entfernte das Taschentuch und fragte mit einer fast nüchternen Stimme:

»Wirklich?«

»So wahr ich hier sitze.«

Frau Blumich stand auf und drückte einen Kuß auf Andreas' Stirn. Er suchte ihren Mund. Sie fiel auf seinen Schoß. Sie blieb dort sitzen.
»Wo wohnst du jetzt?« fragte sie.
»In einer Pension«, sagte Andreas.
»Es ist nur wegen der Leute. Sonst könnten wir morgen schon zusammenziehen. Wir warten vielleicht vier Wochen.«
»So lang?« fragte Andreas und schlang beide Arme um Katharina, fühlte die stramme Weichheit ihres Körpers und wiederholte klagend: »So lang?«
Katharina riß sich mit einem entschlossenen Ruck los. »Was sein muß, muß sein«, sagte sie streng und so überzeugend, daß Andreas ihr recht gab und sich fügte, aber allsogleich die süßesten Zukunftsträume zu spinnen begann.

VI

Was war er doch für ein Glückspilz! Dergleichen Dinge geschahen nicht alle Tage, es waren keine gewöhnlichen Dinge, es waren Wunder. Wie viele seinesgleichen erwarteten jetzt zitternd den Winter, wie einsame, schwache Gesträuche, wissend, daß sie preisgegeben und zum Tode verurteilt, und dennoch ohne Kraft, dem langsam vernichtenden Schicksal durch einen schnellen Selbstmord zuvorzukommen. Ihn aber, Andreas Pum, unter tausend Invaliden, hatte die Witwe Katharina Blumich erwählt, die er langsam und wie um sich vorzubereiten, »Kathi« zu nennen begann. Sein war nun das erträumte Weib, das starkbusige, breithüftige, warme; brünstige Weichheit entströmte ihrem Körper, ein verlangender und betäubender Dunst, der langentbehrte Duft des Weibes, der selbst schon schwellend ist, wie das Fleisch wogend, wie ein Busen, der Duft, in den man sich betten kann wie auf einen Leib.
Reich an Vorzügen war Katharina Blumich. Aber nicht viel ärmer erschien in manchen Stunden Andreas sich selbst. Er war ein Mann von seltenen Gaben des Gemüts. Fromm, sanft, ordnungsliebend und in vollendeter Harmonie mit den göttlichen und den irdischen Gesetzen. Ein Mensch, der den Priestern ebenso nahestand wie den Beamten, von der Regierung beachtet, man konnte sagen: ausgezeichnet, niemals vorbestraft, ein tapferer Soldat, kein Revolutionär, ein Hasser und

Verächter der Heiden, der Trinker, der Diebe und der Einbrecher. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Willi zum Beispiel. Zwischen ihm und den vielen anderen, Unkontrollierbaren, die in den Höfen spielten und sangen, und all das ohne Lizenz! Der fernhallende Schritt des Polizisten erschreckte sie, stets konnte sie die Anzeige des bösen Nachbars erreichen, die geringen Einnahmen verloren sie am Schanktisch, Zuhälter, Verbrecher, die sie waren! Wieviel Beispiele konnte Andreas aus seiner Spitalzeit nur anführen, wie wimmelte es unter den Kranken von Heiden! Wieviel hatten häßliche, entstellende und anstekkende Krankheiten! Die armen Weiber! Sie wußten ja gar nicht, wem sie sich auslieferten! Aber Andreas war rein an Körper und Seele, wie geimpft gegen Sünden und Leiden durch das Leben gegangen, ein gehorsamer Sohn seines Vaters und später ein gern gehorchender Untergebener seiner Vorgesetzten. Er schielte nicht nach den Gütern der Reichen. Er kroch nicht durch die Fenster in ihre Villen. Er überfiel niemanden in den dunklen Alleen des Parks. Dafür belohnte ihn das Schicksal mit einem musterhaften Weibe. Jeder ist seines Glückes Schmied. Er verdiente das Gute. Nichts fällt einem so in den Schoß. Rebellen denken so. Sie täuschen sich. Sie fallen immer herein.
Plötzlich unterbrach ein Schrecken Andreas' fröhlichen Gedankenflug. Der Schmied Bossi fiel ihm ein und sein eigenes Zittern vor der Kommission, dem er die Lizenz zu verdanken hatte. Wie, wenn sich dergleichen wiederholte? Wer konnte wissen, ob nicht in seine Glieder, in seinen Körper, in sein Blut der Keim des Zitterns gelegt war, ob er nicht zur unrechten Zeit sprießen und stark würde, den armen Andreas überwältigend und ihn vernichtend? Wie kam er eigentlich dazu, vom Schicksal vor allen anderen ausgezeichnet, eine Lizenz zu besitzen, ohne dauernd zu zittern? Würde das Geschick sich nicht plötzlich einmal seinen Lohn holen? Er wollte Sicherheit haben, zum Doktor gehen. Zum Doktor? Wir haben ein berechtigtes Mißtrauen gegen die Doktoren. In ihren Wartezimmern wird man krank. Während sie mit ihren Händen, ihren Instrumenten, ihrem Verstand nach unserer Krankheit forschen, überfällt sie uns, an der wir niemals gelitten. Die Brille des Doktors, sein weißes Gewand, der Duft, den er ausströmt, die mörderische Sauberkeit seiner Gläser und Pinzetten liefern uns dem Tod aus. Noch hat ein Gott, der über allen Doktoren ist, über unsere Gesundheit zu entscheiden; und da er sich bis jetzt so freundlich erwiesen, ermutigt er uns geradezu selbst, auf ihn zu bauen.

Andreas' Nächte gebaren diese Gedanken und Befürchtungen, fruchtbar und beständig, bald grausam und bald freundlich. Ach! Das alles war wohl nur die Sehnsucht nach Katharina Blumich. Die Tage aber, die erfüllt sind von der Geschäftigkeit der anderen und unserm eigenen Tun, die hellen Straßen und ihre eilenden Menschen, die Kinder in den Höfen und die Dienstmädchen an den Fenstern geben uns, obwohl sie nichts gemein haben mit dem Ziele unseres Herzens, dennoch die tröstliche Gewißheit, daß wir es erreichen. Vor allem klang jeder Tag in einen Nachmittag im Hause der Frau Blumich aus, der Kathi, in einen Kaffee und in ein geflüstertes Liebesgespräch. Dieses bestand keineswegs aus eitlen oder verlegenen, heißen und gestammelten Liebesschwüren, sondern verfolgte praktische Zwecke und erwies die großen Vorteile der weiblichen Klugheit, die niemals ohne Anmut ist.
»Wir werden das Geschäft ausbauen«, sagte Katharina. »Wir werden einen kleinen Esel kaufen und deinen Kasten auf einen Handwagen stellen, dann brauchst du ihn nicht zu schleppen!«
Welch ein leuchtender Kopf! Welch ein liebreicher Einfall: einen Esel zu kaufen!
Ein Esel ist ein dummes, aber geduldiges Tier! dachte Andreas. So oft hatte er davon gehört. Esel halten viel aus. Dieses Tier war wie geschaffen für unsere Zwecke. Es übt in den Höfen und in den Straßen entschieden eine Anziehungskraft aus.
»Wie wollen wir den Esel nennen?« fragte Katharina.
Wirklich! An alles dachte sie. Wie konnte man einen Esel nennen? »Lux« war ein Hundename.
»Muli«, schlug Katharina vor, »Muli« war großartig.
Täglich, ehe die Dämmerung kam, fragte Kathi: »Wirst du Anni lieben?«
Darauf hätte Andreas, wenn er ehrlich sein wollte, keine Antwort geben können. Aber er nahm die kleine Anni, die nicht mehr so sauber war wie am ersten Besuchstag, bei der Hand und glaubte wirklich, eine unbekannte, väterliche Liebe für das Kind zu empfinden. Es war still und schien klug. Stille Kinder kommen uns immer wie wissende Beobachter vor, und es schmeichelt uns, wenn wir ihnen gefallen.
Die warme Lebendigkeit der kleinen Kinderhand nahm Andreas, ohne es zu wissen, auf den einsamen und langen Heimweg mit. Manchmal dachte er an Anni mit einer freudigen Hoffnung, daß sie bald ganz sein eigenes Kind würde. Stundenlang fühlte er in seiner gehöhlten Hand

ihre kleine, weiche Faust wie einen Vogel. Wieso kam es, daß man andere Dinge vergaß, die man berührt hatte, und Annis Faust nicht? Es war vielleicht so, daß die Hände ihr eigenes Gedächtnis hatten! Tirili! Ihr eigenes Gedächtnis! Sonderliche Gedanken denkt man, wenn man glücklich ist.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem Andreas seine Braut kennengelernt hatte. Und er hätte wohl noch zwei weitere warten müssen bis zum Anbruch eines neuen gemeinsamen Lebens, wenn ihm nicht die Natur zu Hilfe gekommen wäre.

Denn eines Nachmittags, während Kathi Kaffee kochte, erhob sich ein Sturm, und die offenen Fensterscheiben klirrten. Auf einmal wurde es dunkel. Es begann zu regnen. Und sei es, daß Katharina schon ohnehin längst gehofft hatte, ein unerwartetes Naturereignis würde ihrer bereits vorhandenen Neigung, ihre und Andreas' Wartezeit abzukürzen, zu Hilfe kommen, sei es, daß die Plötzlichkeit des Unwetters eine ebensolche der Entschlußkraft hervorgerufen hatte: Katharina besann sich nicht und sagte unvermittelt:

»Du kannst heute schon hierbleiben. In diesem Wetter jagt man keinen Hund auf die Straße.«

Am nächsten Morgen übersiedelte Andreas. Er nahm Abschied von Willi und ließ einen Gruß für Klara zurück. Willi begleitete ihn, trug ihm den Koffer bis zur Straßenbahn und pfiff unterwegs ein herausfordernd keckes Lied. Er verbarg beide Hände in den Hosentaschen und ging mit breiten Schritten und auseinandergespreizten Beinen gemächlich neben dem hinkenden Andreas. Den kleinen, aber schweren Holzkoffer hatte er mit einem Riemen um den Arm geschlungen wie eine Einkaufstasche oder einen leeren Marktkorb. Es bedeutete eine stille Ehrenbezeugung für den scheidenden Andreas, daß Willi so seine Riesenkräfte demonstrierte. Auch das ausgelassen muntere Lied pfiff er aus Wehmut. Und an der Haltestelle sagte er zwischen den Zähnen: »Viel Glück auch, Andreas!« – und machte kehrt und schlenderte gemächlich den Weg zurück und warf noch einen langen Blick in die Seitengasse, in der die Würste vor dem Delikatessenladen hingen, prall und feist wie dicke Gehenkte.

Es ließ sich nicht vermeiden, daß Andreas einige Tage später den Unterinspektor der Polizei kennenlernte und dessen Glückwunsch entgegennahm. Diese Begegnung verlief in Anwesenheit der Frau Katharina, die nicht merken konnte, welchen Schmerz Vinzenz Topp hinter

seiner fröhlichen Formgewandtheit verbarg. Daß man einen Krüppel ihm vorgezogen, dem bestgewachsenen Mann der ganzen Umgebung, daß man seinen Rang nicht beachtet hatte, seine Uniform und seine Klugheit, daß seine Frauenkenntnis wirkungslos, seine Andeutungen vergeblich geblieben waren – das alles verletzte Vinzenz Topp. Er beschloß, dem neuen Mann der Katharina Blumich – es war ein Mißgriff dieser sonst klugen Frau – keine Sympathie entgegenzubringen. Er grüßte kaum, wenn er und Andreas sich im Hause trafen.

Aber Andreas merkte nichts, denn er lebte in der neuen und betäubenden Glückseligkeit, die uns wie ein Panzer gefühllos gegen die Schlechtigkeit und die Kränkungen der Welt macht und wie ein gütiger Schleier die Bosheit der Menschen verhüllt.

Ja, Andreas war glücklich. Ein göttliches Weib wärmte sein Lager und wandelte es in ein Paradies. Kein Schmerz gemahnte an das fehlende Bein. In der neu gefütterten Krücke lag der Stumpf warm gebettet wie in der Höhlung einer liebenden Frauenhand. Den Morgen leitete die dampfende Kaffeetasse ein. Den Tag beschloß ein warmes Essen. Butterbrote lagen in seinen Taschen, begleiteten ihn auf seinen Wegen wie Grüße seiner Frau. In den Stunden der Dämmerung saß Anni, das blasse, großäugige Kind, auf seinem gesunden Knie. Andreas erklärte ihr den wunderbaren Sinn der Bilder auf dem Leierkasten.

»Du bist ein liebes, kleines Mädchen«, sagte er oft und sinnlos, denn er plagte sich vergeblich, um ein schöneres Wort für Anni zu finden.

Langsam und wie eine große, gute, heilende Wärme breitete sich in ihm die Liebe aus.

An einem der ersten Novembertage heirateten sie. Zum letztenmal in diesem Herbst schien die Sonne so warm, daß man ganz leicht und frei, wie im Frühling, vor der Kirche stehen konnte (vor der Kirche aus gelben Ziegelsteinen, die von einem leise bereiften Rasen umgeben war) und daß die kleine Anni nicht fror, obwohl sie ein dünnes weißes Musselinkleidchen trug, ohne Mantel. Sie sah aus wie eine kleine Braut.

Dann kamen die trüben, die regnerischen, die kalten Tage. Nur am Vormittag geht Andreas in die Höfe spielen. Ihn friert nicht. Ihn durchnäßt der zudringliche Regen nicht. Er trauert nicht um die wolkenverhangene Sonne. Dank seiner neuen, unten kantig gehobelten Krücke gleitet er niemals auf schlüpfrigem Pflaster. Hart an den Borden der Bürgersteige geht er, und vor ihm führt Muli, der kleine Esel,

den Kasten auf einem Handwagen. Alles ist Andreas' eigenes Gut. Nun denkt er schon an einen Papagei mit grünen und roten Losen für den Frühling. Kinder und Erwachsene sehen ihm nach. Trotz der Kälte regnet es Geld aus allen Fenstern, in allen Höfen. Trotz der Kälte greifen Passanten in die verborgenen Taschen. Alle – nicht alle, aber viele kennen ihn. Was fehlt Andreas Pum?
Er liebte alles in der Welt und besonders zwei – sind es Dinge oder Menschen? – Sie gehören zusammen und sind nicht von einer Gattung. Andreas liebte Anni und Muli, das Kind und den Esel.
Dem Esel hatte er einen kleinen Stall im Hof gebaut. In der Nacht denkt er manchmal daran, daß Muli friert. Am nächsten Tag will er mehr Stroh in den Stall tun.
Plakate sind an den Litfaßsäulen zu sehen. Die Invaliden sind wieder einmal unzufrieden. Heiden, die sie sind! »Kameraden!« schreien die Plakate. Die Regierung! Die Regierung! Sie wollen die Regierung abschaffen! Ihn, Andreas Pum, konnte man nicht für derlei Dinge haben. Er machte keinen Radau, er war ein ruhiger Mensch, er verachtete Kartenspieler, Trinker und Rebellen.
Mit dieser Verachtung im Herzen hätte Andreas Pum alle die langen oder kurzen Jahre leben können, die ihm vom Schicksal zugedacht waren, mit dieser Verachtung im Herzen, in dieser warmen, guten Behaglichkeit, in dieser vollendeten Harmonie mit den irdischen und göttlichen Gesetzen, den Priestern ebenso nahe wie den Beamten der Regierung – – wenn nicht ein ganz fremder Mann in Andreas Pums Leben getreten wäre, um es zu vernichten, nicht mit dem Willen zum Bösesein, sondern von der Blindheit des Zufalls dazu gezwungen, ein unwissendes Mittel in der Hand des Teufels, der manchmal die göttliche Regierung unterbricht, ohne daß wir es ahnen; so daß wir noch in der tröstlichen Gewißheit, daß ein Gott über uns wacht, unsere stummen Gebete zu ihm hinaufsenden – und uns wundern, wenn sie nicht erhört werden. Der Mann, dem Andreas sein Unglück zu verdanken hatte, war der Posamenteriehändler Arnold von der Firma Arnold & Hahn.

VII

Herr Arnold war groß, gesund, satt und dennoch unzufrieden. Das Geschäft florierte. Daheim wartete seiner eine treue Gattin, die ihm zwei Kinder geboren hatte: einen Knaben und ein Mädchen, genauso, wie er es sich gewünscht. Seine Anzüge saßen gut, seine Krawatten waren immer modern, seine Taschenuhr ging richtig, sein Tag war mit einer wohltätigen Genauigkeit eingeteilt. Keine unangenehme Überraschung konnte ihm die milde Ordnung seines Lebens stören. Es schien fast ausgeschlossen, daß ihm je eine Morgenpost den peinlichen Bettelbrief eines unbegüterten Verwandten bringen würde. Er hatte keine armen Verwandten. Er stammte aus einer wohlhabenden Familie, in der es keine Zwistigkeiten gab. Alle ihre Mitglieder einte eine versöhnende Sorglosigkeit und eine verwandte Art, die Welt zu sehen, die Politik zu beurteilen, den persönlichen Geschmack zu zeigen, die jeweils herrschende Mode zu kritisieren oder mitzumachen. Im Hause Arnolds gab es nicht einmal jene häuslichen Kümmernisse, deren Ursachen gewöhnlich in einem mißratenen Leibgericht zu suchen sind. Sogar die Kinder lernten gut, benahmen sich züchtig und schienen zu wissen, welche Verantwortung sie dem Namen ihres Vaters und seiner nicht unerheblichen Abstammung schuldig waren.
Dennoch litt Herr Arnold an einer chronischen und, wie man sieht, unbegründeten Unzufriedenheit. Er selbst wußte freilich Gründe genug. Einerseits regten ihn die Zeitverhältnisse auf. Er hatte von seinen Ahnen einen ausgeprägten Sinn für Ordnung geerbt, und ihm war, als gingen die Tendenzen der Gegenwart dahin, diverse Ordnungen zu stören. Andererseits näherte er sich jenem Alter eines Familienvaters, in dem eine weibliche Abwechslung zur Erhaltung des inneren Gleichgewichts nötig wird. Dieser Liebesdrang aber verursachte eine gewisse Unsicherheit, welche die Ordnung des Tags und noch mehr der Nacht zu sprengen drohte, und teilte sich allmählich der ganzen Tätigkeit des Herrn Arnold mit, beeinflußte die großen Abschlüsse und sogar die Erledigung der Korrespondenz; insbesondere diese, weil Arnold die Briefe der jungen Veronika Lenz, die geradezu absichtlich diesen Namen trug, zu diktieren pflegte.
Nun war Fräulein Lenz allerdings so gut wie verlobt. Dennoch hätte sich ein in den Dingen der Verführung mehr geübter Mann durch diese Tatsache nicht abhalten lassen. Gerade die mangelnde Übung hatte bis

jetzt den Herrn Arnold ausgezeichnet, seine Solidität unterstützt, seinen Ruf begründet und ihm die Kraft gegeben, sich gegen die zersetzenden Erscheinungen des gegenwärtigen Lebens zu empören. Ach! wie bangte ihm vor dem Tag, an dem er sich in den traurigsten Widerspruch zu seiner ganzen Existenz bringen würde, und wie sehnte er diesen Tag herbei! Wie mußte er sich stündlich vor sich selbst, vor seiner Umgebung, seinem Kompagnon, seiner Frau und seinen Kindern in acht nehmen. Und wie schwer fiel es ihm!

Denn es war nicht leicht, Veronika Lenz zu vergessen, ein hellblondes Mädchen mit kräftigen Händen und einem merkwürdig zarten Angesicht, in einer sehr vorteilhaften Kleidung, welche die wichtigsten Bestandteile des Körpers mit einer aufregenden Deutlichkeit ahnen ließ. Unvergeßlich blieb sie besonders an jenen Tagen, an denen sie in einer dunkelgrünen, ärmelfreien Bluse erschien und ein braunes Muttermal in der warmen, blauschattenden Ellbogenhöhlung sichtbar machte. Diese Stelle zu küssen wünschte sich Herr Arnold.

Er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen würde, wenn er nur erst einmal den Entschluß gefaßt hätte. Denn seine breitschultrige, rötlichblonde Männlichkeit mußte imponieren; obzwar sein Angesicht ein erblicher Fehler störte, der in verschiedenen Gesichtern der Familie Arnold seit Jahrhunderten schon heimisch war. Herr Arnold besaß eine schiefe, unten abgeplattete Nase. Das rührte von der schiefstehenden Scheidewand her, welche das eine Nasenloch rund, das andere dreieckig gestaltete. Immerhin versuchte die Natur, die auch in ihrer Bosheit noch gütig ist, diesen Fehler dadurch zu mildern, daß sie das Nasenende fleischig, platt und beweglich machte. Diese Rührigkeit konnte gelegentlich die schiefen Löcher als eine momentane Verschiebung gelten lassen, etwa durch ein zu starkes Schneuzen verursacht. Den flüchtigen Betrachter täuschte überdies auch der buschige, rötliche Schnurrbart, der die Nase als einen Gesichtsteil zweiten Ranges erscheinen ließ und sich auf ihre Kosten hervorragend bemerkbar machte.

Unbezweifelbar männlich waren alle anderen Merkmale der Arnoldschen Körperlichkeit. Schritt er, Briefe diktierend, durchs Zimmer, so seufzte die Diele unter seiner kräftigen Sohle. Er hatte die Gewohnheit, mit vorgeneigtem Körper, die Hände in den Rocktaschen, auf einem Fuß eine Weile lang stehenzubleiben und mit der Spitze des anderen den Teppich zu berühren, so daß er von ferne an die Stellung

einer Statue gemahnte, die einen eilenden Mann in einem bestimmten Moment seines Laufes festhält. Erst nach zwei oder drei Sekunden berührte die Ferse des anderen Fußes den Boden. Die Schritte waren gewaltsam breit und raumfressend. Das Diktat klang streng, und der Stil der Briefe erinnerte, auch wenn sie Höflichkeiten enthielten, an Rügen und Verweise. Obwohl Herr Arnold bereits seit mehr als zehn Jahren für die Firma Briefe zeichnete, bereitete ihm seine Unterschrift doch immer neue Freude. Denn sie war, und wurde sie auch noch so oft gegeben, wie eine Bestätigung der Arnoldschen Macht und rein als graphische Erscheinung ein imponierendes Ornament. Deshalb verrichtete er seine Unterschriften in einer atemraubenden Stille, schnell und dennoch sorgsam, in der Linken die Löschwiege als ein Mittel, die scharfe Wirkung des tintenfeuchten Namens zu beschwichtigen.

Indessen stand Veronika Lenz hinter seinem Stuhl und bezauberte ihren Herrn, ohne es zu wollen. Es war gewiß, daß sie keine anderen Absichten hegte, als die Korrespondenz gewissenhaft zu erledigen und die Stätte ihrer Arbeit schnell zu verlassen. Aber gerade daran zweifelte Herr Arnold. Denn so wenig er auch sonst vom Leben der jungen Mädchen dieser Zeit wußte, so viel schien ihm doch sicher: daß jemand, der so gut wie verlobt war, noch keine Braut genannt werden konnte. Diese Bezeichnung allein hätte ihn mit jenem distanzierenden Schauder erfüllt, den wir den geweihten und heiligen Namen gegenüber empfinden. An sündhafte Beziehungen zu fremden Bräuten dürfen wir nicht einmal im Traum denken. Es gleicht fast einem Ehebruch. Einem Raub fremden Gutes. Einem tückischen Diebstahl. Wir aber leben in einer Welt, in der das Eigentum des Nächsten geschont werden muß. Wo kämen wir denn sonst hin!

Dagegen bedeutet eine Verlobung, die noch nicht feststeht und die unter gewissen Umständen überhaupt nicht zustande kommen könnte, noch keinen heiligen Brautstand. Ja, sie gleicht viel eher einem weniger heiligen Verhältnis, auf das man keine Rücksichten zu nehmen braucht – insbesondere, wenn man weiß, daß jener Mann ein Tunichtgut ist, ein Artist, ein Komödiant, der durch die Städte der Welt reist und wahrscheinlich in jeder Stadt ein Mädchen besitzt. Ihn macht man nicht arm. Ihm raubt man gar nichts. Man tut – im Gegenteil – vielleicht ein gottgefälliges Werk, indem man dem Mädchen die Augen öffnet und ihren stumpfen Sinn für die bitteren Wirklich-

keiten dieser Erde schärft, die man nur vergessen und besiegen kann in kurzen, vorübergehenden und vor allem folgenlosen Räuschen.
Nachdem Herr Arnold durch derlei sorgfältige Überlegungen dazu gekommen war, den außergewöhnlichen Zustand seiner Verliebtheit als einen gewöhnlichen Wohltätigkeitsdrang erscheinen zu lassen, verlor er die Angst vor den Schwierigkeiten, die sich seiner Eroberung entgegengestellt hatten. Und so geschah es, daß er eines Tages, während er Unterschriften gab, die Löschwiege langsam hinlegte, seine Feder in das Tintenfaß steckte und – sich schnell erinnernd, daß man Federn ohne Schaden nicht in der Tinte lassen könnte – sie sofort wieder auf dem eisernen Haltergestell sorgfältig plazierte. Hierauf wandte er seinen Kopf, streckte beide Arme hoch und umklammerte den süßen, gebückten Nacken des blonden Mädchens.
Veronika Lenz stemmte sich gegen die umarmenden Hände, deren Druck stärker war und siegreich blieb. Sehr erschrocken und stöhnend in vergeblicher Abwehr mußte sie ihr Angesicht der Wange des Herrn Arnold nähern. Sie sah dabei die rötlichen Haarbüschel in seinen Ohren, roch den kalten Dunst von Zigarren und menschlichem Fett, der aus den Fugen zwischen Kragen und Hals des Mannes zu strömen schien. Die Rückenkante des Stuhls schnitt schmerzhaft in ihren Leib. Sie schloß die Augen, wie um den Tod zu erwarten, und fühlte einen Biß auf ihrer Wange.
Jetzt erst riß sie ihren Kopf heftig zurück, spuckte auf den Nacken des Herrn Arnold, raffte Jacke, Hut und Tasche zusammen und stürzte hinaus.
Arnold blieb nur eine Hoffnung: daß dieses Mädchen, das er jetzt haßte, nicht mehr kommen würde. Er wollte ihr sofort eine größere Summe anweisen lassen. Diesen beschämenden Vorfall würde er einmal schon vergessen. Man kommt über alles hinweg. Arbeiten und nicht verzweifeln! Allzeit Kopf hoch! Auch der Klügste begeht Dummheiten. Und schon träumte er, daß ein Jahr verflossen und das Ereignis begraben sei unter der wuchtigen Fülle von dreihundertfünfundsechzig arbeits- und abschlußreichen Tagen.
Also sein aufgeregtes Gemüt besänftigend, begab er sich im Automobil nach Hause, trat er mit lautem, herablassendem Gruß in sein Zimmer, küßte er beide Wangen seiner immer noch schönen Frau, versprach er den Kindern Geschenke zu Weihnachten, fand er ein leutseliges Wort für das Dienstmädchen, schüttete er Gnaden über sein Haus. Dann

schlief er eine lange, ruhige, gesunde Nacht und fuhr des Morgens pfeifend ins Geschäft.
Hier aber unterbrach Luigi Bernotat, ein Tierstimmenimitator aus dem Rokoko-Varieté, Herrn Arnolds zuversichtliche Laune. Luigi Bernotat, ein Mann von höflichen Formen, entschuldigte sich zuerst, daß er so früh schon störe, und begann, ohne zu zögern, von seiner Braut zu sprechen, die durch eine bedauerliche Zudringlichkeit eines Herrn dieses sonst so angesehenen Hauses gezwungen sei, den Dienst aufzugeben und eine Abfertigung zu verlangen.
»Mit dem größten Vergnügen«, unterbrach hier Herr Arnold Luigi Bernotats wohlgesetzten Vortrag.
»Das ist sehr nett«, sagte Bernotat, »aber im Grunde nur Ihre Pflicht. Darüber hinaus fühle ich, als der Verlobte der Dame, mich schwer gekränkt. Ich bin also gekommen, um Ihnen anzukündigen, daß ich den Gerichtsweg beschreiten werde, daß ich fest gesonnen bin, den Gerichtsweg zu beschreiten; – schon um ein Exempel zu statuieren.«
Jetzt entstand eine drohende Pause.
Herr Arnold ergriff das blanke Lineal aus Eisen, er drückte die Finger an das kühle Metall, es tat ihm wohl und vertrieb wenigstens an einer Körperstelle und für eine kurze Weile die plötzliche Hitze, die sich seines ganzen Leibes bemächtigt hatte. Er will erpressen, er will erpressen, ich bin hereingefallen, ich bin schön hereingefallen, dachte Herr Arnold. Dann stand er auf und sagte:
»Wieviel wollen Sie?«
Luigi Bernotat schien diese Frage erwartet zu haben. Denn wie ein Schauspieler, dessen Stichwort gefallen, begann er langsam und sicher, mit künstlichen Pausen und abwechselnd sehr schnell fließendem Vortrag eine Rede, und seine Stimme bannte ihren Zuhörer so, daß er eine kurze Zeit nur auf das mähliche Steigen und Fallen des Tones hörte, ohne zu unterbrechen.
»Sie denken wohl«, sagte Luigi Bernotat, »ich wäre ein Erpresser? Wie sollten Sie auch anders? Menschen Ihresgleichen glauben natürlich, daß die Ehre eines Mannes käuflich ist. Die meinige nicht! Bei mir nicht, Herr Arnold. Sie selbst werden dafür einstehen, was Sie zu unternehmen gewagt haben. Noch gibt es Gerichte. Sie glaubten, ein Artist würde das nicht so genau nehmen? Die Braut eines Geschäftsfreundes oder eines Rechtsanwalts, eines Studenten oder eines Offiziers hätten Sie nicht berührt. Ich werde Sie darüber belehren, daß

auch die Braut eines Artisten kein Freiwild ist. Ich könnte Sie fordern, wenn ich nicht der Antiduell-Liga angehören würde. Glauben Sie nicht, daß ich feige bin. Man kennt mich. Ich habe den bekannten Martin Popovics, seinen Namen werden Sie bestimmt schon gehört haben, den Kunstbläser Popovics, zweimal geohrfeigt, weil er einen dummen Witz gemacht hat. Übrigens bin ich Amateurboxer. Ich bin also, wie Sie sehen, nicht feige. Aber ich verleugne meine Grundsätze nicht. Konsequenz ist das wichtigste im Leben. Seien Sie ein konsequenter Mann, und tragen Sie die Folgen!«

Herr Arnold stand schweigend, weil der Stimme beraubt. Er beobachtete die rote, schwarz und braun gestreifte Schleife seines Gegners, die keck und wie ein Requisit der Lebensfreude über die beiden Kragenenden hinausragte. Es wurde sehr still, nachdem Luigi Bernotat mit erhobener Stimme seine Rede beendet hatte. Plötzlich begann Bernotat zu trillern. Er wollte offenbar seinen frechen Übermut beweisen, indem er eine Lerche täuschend imitierte. Sein Pfeifen schwoll an, und bald war es, als jubilierte ein ganzer Lerchenchor.

Da schrie Herr Arnold: »Trillern Sie hier nicht, Sie frecher Lausbub.«

Luigi Bernotat verneigte sich: »Das werden Sie beweisen«, sagte er leise und gar nicht konsequent, und er tänzelte, nachdem er sich noch einmal verneigt hatte, elegant hinaus.

Herr Arnold übersah, trotz seiner Aufregung, die ganz gefährlichen Folgen dieses Besuches nicht. Da hatte er was angerichtet! Fünfundvierzig Jahre eines anständigen Lebenswandels, eines tadellosen Rufes, eines glänzenden Geschäftsganges waren gefährdet. Und, ohne lange zu überlegen, fuhr er zu seinem Rechtsanwalt.

Freilich war dieser abwesend und beim Gericht. Ein Narr, wer es anders erwartet hätte! Wozu haben wir eigentlich unsere Rechtsanwälte? Damit sie verschwinden, sobald wir ihren Rat gebrauchen. Unsere Hausärzte? Sie kommen erst, wenn wir gestorben sind, und schreiben unsere Totenscheine. Unsere Büromädchen? Sie bringen uns eines dummen Witzes wegen in die allergrößte Verlegenheit. Unsere Frauen? Mit ihnen können wir überhaupt nicht sprechen, wenn unser Herz voll ist; unser Unglück löscht nur ihren ewigen Rachedurst. Unsere Kinder? Sie haben ihre eigenen Sorgen, und wir Väter sind womöglich ihre Feinde.

Und obwohl alle diese Verhältnisse seit Jahrhunderten wahr und gültig sein mochten, so war doch vieles von dem, was den besonderen Fall

Bernotat, Lenz und Arnold betraf, eine Schuld dieser Zeit; dieser entsetzlichen Gegenwart, deren Tendenzen dahin gingen, diverse Ordnungen zu zerstören. In welchem Zeitalter der Weltgeschichte wäre es sonst möglich gewesen, daß ein kleines Büromädchen ihren Verlobten zu ihrem Brotgeber schickte? Daß dieser »Bräutigam« – Herr Arnold dachte diese Bezeichnung in Gänsefüßchen – zum Chef eines altangesehenen Hauses käme und Rechenschaft forderte – notabene ein Bräutigam, der ein Zirkusmensch ist! In welcher anderen Zeit hätte diese Hefe der menschlichen Gesellschaft noch so viel impertinenten Mut aufgebracht?

Herr Arnold schickte das Auto weg und ging durch die Straßen. Er aß in einem Restaurant. Mochte seine Familie auch ein bißchen aufgeregt sein. Hatte er vielleicht die Verpflichtung, seit Jahren pünktlich heimzukommen? Mochten sie zu Hause nur glauben, ihm sei ein Unfall zugestoßen.

Im Gasthaus schien der Kellner eine so auffällige Erscheinung wie Herrn Arnold nicht bemerken zu wollen. Arnold zerschlug mit einem schweren Messergriff ein Salzfaß und nahm mit der wortlosen Gekränktheit eines gewaltigen Tyrannen die demütige Entschuldigung des feierlichen Direktors entgegen.

Dann trank er einen Mokka, um die Müdigkeit niederzuringen. Dennoch mußte er noch auf der Straße gegen den Schlaf ankämpfen, der mit der Zähigkeit einer langjährigen Gewohnheit auftrat.

Herr Arnold ging durch fremde Straßen mit eiligen Schritten, als wollte er bald ein Ziel erreichen. Mit jedem Schritt merkte er, bitter und dem Weinen nahe, wie wenig er eigentlich bedeutete. Man geht so durch die Welt, durch sein eigenes Land, durch seine Heimat, für die man fünfundvierzig Jahre geschuftet hat – und ist ein Niemand. Vor fremden Automobilen und Wagen muß man sich in acht nehmen. Die Lümmel von Polizisten sehen stolz auf uns herab. Gemeine Menschen aus den unteren Schichten des Volkes, versoffen und zerlumpt, gehen uns nicht aus dem Wege. Geschäftsdiener mit Gepäckstücken stoßen uns an. Sechzehnjährige Burschen bitten mit der Miene ernster Männer um Feuer für ihre Zigarette. Es fällt uns aber nicht ein, stehenzubleiben und Rotzbuben Gefälligkeiten zu erweisen. Auf Schritt und Tritt erkennt man die zersetzenden Tendenzen dieser Zeit. Dieser gottverlassenen Gegenwart!

Die Dämmerung senkte sich rasch über die Welt. Die ersten Laternen

erglommen. Ein hinkender Mann stellte sich Arnold in den Weg. Er trug auf Brust und Rücken ein aufreizendes Plakat. »Genossen!« – so begann es, »die Not der Invaliden kennt keine Grenzen. Die Regierung ist ohnmächtig!« In diesem Ton ging es weiter. Das war ja auch eine schöne Bande! Bettler, Diebe und Einbrecher. Viele waren ja gar nicht echt. Simulierten Schmerzen. Gaben vor, Krüppel zu sein! Eine nette Gesellschaft. Die Regierung ließ das zu. Auf öffentlichen Plakaten schreiben sie: Genossen! Ein schreckliches Wort. Anarchistisch. Zersetzend. Es riecht nach Bomben. Die russischen Juden erfinden solche Bezeichnungen. Der Polizist stand in der Nähe und griff nicht ein. Dafür zahlt man die horrenden Steuern! Schrecklich so was! Da ist ja auch das Versammlungslokal! Hinein strömen sie! Auffallend wenig Krüppel. Drei oder vier Blinde mit Hunden. Aber sonst? – Tagediebe, Bettler, Gesindel.

Es war spät. Man mußte heim. Am besten, man bestieg eine Straßenbahn.

Hätte der Herr Arnold, wozu er wohl in der Lage gewesen wäre, ein Auto genommen, um heimzukommen, er wäre der letzten Aufregung dieses furchtbaren Tages entronnen und sein Weg hätte sich nicht unheilvoll mit jenem des Leierkastenmannes Andreas Pum gekreuzt. So aber richtet es ein tückisches Geschick ein: daß wir zugrunde gehen nicht durch unsere Schuld und ohne daß wir einen Zusammenhang ahnen; durch das blinde Wüten eines fremden Mannes, dessen Vorleben wir nicht kennen, an dessen Unglück wir unschuldig sind und dessen Weltanschauung wir sogar teilen. Er gerade ist nun das Instrument in der vernichtenden Hand des Schicksals.

VIII

Es fügte sich, daß Andreas, der an diesem Nachmittag seinen Leierkasten zu Hause gelassen hatte und den Esel im Stall, wie er es an jedem Mittwoch zu tun gewohnt war, plötzlich so müde wurde, daß er, obwohl er sparsam und sein Haus nicht mehr weit entfernt war, die Straßenbahn bestieg. Hart an ihrem Eingang und so, daß er das halbe Trittbrett einnahm, stand Herr Arnold mit seinem Regenschirm wie ein Wächter. Mehrere Passanten hatten sich schon über den umfangreichen Herrn aufgeregt, der den Verkehr so anmaßend behinderte. Ar-

nold aber war – wir wissen weshalb – nicht in jener Stimmung, in der man seinen Mitmenschen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er, der sonst immer für die vorgeschriebene Ordnung auf öffentlichen Verkehrsanstalten eingenommen war, rebellierte gegen seine eigene Überzeugung. Andreas Pum war schon lange nicht Straßenbahn gefahren. Er hatte sie als ein sympathisches Verkehrsmittel in der Erinnerung. Immer boten ihm zwei und drei Passagiere gleichzeitig ihre Plätze an. Seine Krücke, sein militärischer Anzug, den er an Wochentagen trug, und sein blankes Kreuz sprachen zu dem Gewissen der Leute, selbst jener mürrischen Nebenmenschen, die immer tiefbekümmert und wie durch tausend Ungerechtigkeiten, die ihnen jemand zugefügt, erbittert durch die Welt gehen mit dem Ziel, allen, die ihnen in den Weg laufen, das Dasein zu erschweren. In der Straßenbahn begegnete Andreas Pum immer zuvorkommenden Gesichtern.
Um so größer war seine Verwunderung über den fremden Herrn, der nicht um einen halben Zoll von seinem Platz rückte, obwohl er sah, daß Andreas mit Krücke und Stock zumindest ein ganzes Trittbrett für sich allein benutzen mußte, wenn er die Bahn besteigen wollte. Hinter Andreas drängten die Leute. Der Schaffner befand sich im Innern des Wagens. Indessen aber sah Herr Arnold geradeaus vor sich hin, als wüßte er gar nicht, was sich alles vor ihm begab, und seine Gedanken waren etwa von dieser Art:
Das ist so ein Invalide. Ein Simulant. Das andere Bein hat er sorgfältig verborgen. Ein Soldat! Ha – ha! Das kennen wir. Diese Kerle schämen sich nicht, die Uniform zu entehren. Eine Auszeichnung! Welch ein gottloser Schwindel! Der kommt aus der Versammlung der Invaliden, die ich gerade gesehen habe. Die Herren Genossen! Man tut nicht genug für sie. Ich gehöre dem Wohltätigkeitskomitee vom Silbernen Kreuz an. Der Herr Reschofsky ebenfalls. Alle Herren aus meiner Gesellschaft. Jeder tut, was er kann. Sie sind unzufrieden. Undank ist der Welten Lohn. Der Fratz, den ich gestern kaum angerührt habe, schickt mir ihren Zuhälter an den Hals. Einen Artisten! Er wagt es, mich zu beleidigen. Die Gerichte sind imstande, ihm recht zu geben! Diese Gerichte heutzutage! Gibt es überhaupt noch eine Gerechtigkeit in der Welt?
Des Menschen Gedanken sind schneller als die Blitze, und ein empörtes Gehirn kann wohl in einer halben Minute eine ganze Revolution gebären. Die Straßenbahn wartete schon eine Minute länger. Andreas

Pum beschloß endlich, sich, so gut es ging, an dem steinernen Herrn vorbeizudrücken. Es gelang ihm, nachdem ihm eine Frau, die rückwärts stand, geholfen hatte. Nun aber wurde sogar der sanfte Andreas aufgeregt. Es fiel ihm nicht ein, in den Wagen zu gehen. Er blieb neben dem unbeweglichen Herrn.

Es geschah im Leben Andreas' zum erstenmal, daß ihm das Angesicht eines gutgekleideten Herrn unsympathisch war. Andreas sah die schiefe Nase und den rötlichen Schnurrbart. Längst hatte er sich damit abgefunden – ja, es war ihm kaum jemals eingefallen, darüber empört zu sein, daß andern Menschen kein Bein fehlte. Aber die körperliche Unversehrtheit dieses einen Herrn verdroß Andreas. Es war ihm, als machte er jetzt erst die Entdeckung, daß er ein Krüppel und die andern Menschen gesund waren.

Dem Herrn Arnold gegenüber stand eine große Dame. Sie trug über ihrem Jäckchen eine kleine Pelerine und hielt die Hände hoch über der Brust. Sie hatte ein gelbes, langes Gesicht, einen Kneifer und eine verschwindend kleine Nase mit trockenen Nasenlöchern. Sie sah einem gilbenden Schilfrohr ähnlich.

Zu ihr sprach plötzlich Herr Arnold: »Diese Invaliden sind gefährliche Simulanten. Ich war gerade jetzt in ihrer Versammlung. Alle natürlich Bolschewiken. Ein Redner gab Anleitungen. Die Blinden sind nicht blind, die Lahmen sind gar nicht lahm. Alles Schwindel.«

Die dünne Dame nickte und versuchte zu lächeln. Es war, als drückte jemand ihr Angesicht schmerzlich, wie man Zitronen zu pressen pflegt. »Auch die Einbeinigen«, fuhr Herr Arnold fort, »sind nicht einbeinig. Man macht das ganz einfach – so!« Und Arnold hob einen Fuß und wollte zeigen, wie man ein halbes Bein verbergen kann.

Da schrie plötzlich Andreas: »Sie Fettbauch, Sie!«

Er wußte nicht, wie er zu diesem Schrei gekommen war. Denn er hatte in seinem ganzen Leben nicht so laut geschrien, und er hätte sich vor fünf Minuten noch nicht vorstellen können, daß er einen fremden Herrn so angreifen würde. Ein unerklärlicher Haß vergewaltigte Andreas. Vielleicht hatte er lange in ihm geruht, verhüllt von Demut und Frömmigkeit.

Herr Arnold hob die Hand. »Sie Schwindler, Simulant, Sie Bolschewik, Sie!« schrie Arnold, und einige Passanten stürzten aus dem Wagen auf die Plattform.

Es waren im Wagen zum Unglück kleine Bürger und Frauen, Men-

schen, die durch die Ereignisse der Revolution verschüchtert, gedrückt, aber nicht minder erbittert, einen zähen Kampf gegen die Gegenwart führten, mit zusammengebissenen Zähnen und würgenden Tränen im Halse rückwärts sahen, in die strahlende Vergangenheit ihres Landes, und denen das Wort Bolschewik nichts anderes bedeutete als Raubmörder. Es war ihnen, als hätte vorn ein Mitglied ihrer Familie um Hilfe gerufen, als es den Schrei: Bolschewik! ausstieß.
»Ein Simulant! Ein Bolschewik! Ein Russe! Ein Spion!« riefen einige Stimmen durcheinander.
Und ein würdiger Herr, der im Innern des Wagens sitzen blieb, in einem Winterrock von erhabener Sauberkeit und glänzendem Alter, sagte vor sich hin: »Es wird ein Jude sein!«
Andreas hatte seinen Stock erhoben, halb, um sich im Falle eines Angriffs zu wehren, aber auch, um anzugreifen. Der Schaffner kam, verschloß sorgfältig seine Geldtasche, weil er aus Erfahrung wußte, daß bei jedem Gedränge Diebe waren, und mischte sich in die aufgeregte Passagiergruppe auf der Plattform. Die Bahn fuhr gerade durch eine lange, stille Straße, in der es wenig Haltestellen gab. Der Schaffner versuchte, die Leute in das Innere des Wagens zurückzuschicken. Er überlegte einen Augenblick, wer von den beiden wohl recht haben mochte, und er entsann sich eines Zeitungsartikels, aus dem zu erfahren war, daß die Simulanten geriebene Kerle seien und daß man durch Bettelei unter Umständen viele Tausende im Tag verdiene. Er wußte noch genau, wie er nach der Lektüre empört war über die Unverschämtheit der Bettler und ihre hohen Einnahmen, die er mit seinem eigenen Hungergehalt verglich. Außerdem gemahnte ihn das Angesicht und die Statur des schreienden Herrn von ferne an einen vorgesetzten Magistratsbeamten, den er einmal flüchtig gesehen hatte. Gleichzeitig erinnerte er sich an das Unglück eines Kollegen, der einen Herrn in der Bahn grob behandelt und infolgedessen seinen Posten verloren hatte. Der Herr war nämlich ein Magistratsbeamter gewesen. Alle diese Erwägungen veranlaßten den Schaffner, Andreas Pum um eine Legitimation zu fragen.
In jeder anderen Situation hätte Andreas mit Genugtuung seine Lizenz gezeigt, wie er es ja oft vor Polizisten tun mußte, um seine Berechtigung, zu spielen und auf einer Krücke zu humpeln, anstandslos zu beweisen. Jetzt aber wollte Andreas nicht. Erstens war ein Schaffner kein Polizeiorgan, zweitens dünkte er sich selbst mehr als ein Schaff-

ner, und drittens hätte man den Herrn zuerst um eine Legitimation fragen müssen. Und während Andreas zögerte, glaubte der Kondukteur, daß ihn der simulierende Invalide zum besten halte. Deshalb schrie er: »Also wird's?!«

So hatte noch kein Schaffner mit Andreas gesprochen. Er sagte also: »Von Ihnen lasse ich mir nichts vorschreiben!«

»Dann verlassen Sie den Wagen!« befahl der Beamte.

»Und wenn ich nicht will?« gab Andreas zurück.

»Verlassen Sie sofort den Wagen!« schrie der Schaffner, und seine Nase lief blau an. Zugleich blies er zweimal in seine Trompete, so daß der Motorführer mit einem gewaltsamen Ruck die Bahn zum Stehen brachte.

»Ich gehe nicht!« erklärte Andreas.

Der Schaffner faßte Andreas beim Arm. Herr Arnold schickte sich an, den zweiten Arm seines Gegners zu ergreifen. Da schlug Andreas mit der Krücke seines Stocks blindlings los. Er sah nichts mehr. Runde Flammen kreisten vor seinen Augen. Er traf das Ohr des Herrn Arnold und die Mütze des Beamten. Die Frauen flüchteten ins Innere des Wagens. Auf der Straße sammelten sich die Leute an. Unter ihnen wuchs plötzlich, wie ein Fakirwunder, ein Polizist hervor. Er zerteilte mit beiden Armen die Menge wie ein Schwimmer die Wellen. Er landete auf dem Trittbrett und befahl: »Kommen Sie herunter!«

Andreas beruhigte sich langsam, als er den Mann des Gesetzes sah, dem er sich kraft seiner Lizenz, seiner Weltanschauung und seines Ordens verwandt fühlte. In der sicheren Annahme, daß er sich jetzt endlich unter dem Schutze der Gerechtigkeit befinde, sagte er zum Polizisten: »Holen Sie erst den da runter!« – und zeigte auf Herrn Arnold.

Dadurch hatte Andreas jede Sympathie der Polizei von vornherein verwirkt. Denn der Mann, der sich der größten Autorität der Straßenmenge erfreut, liebt es nicht, untergeordneten Menschen – und untergeordnet sind alle Menschen – zu gehorchen, auch wenn sie tausendmal recht haben sollten. Der Polizist erwiderte:

»Sie haben mir nichts zu befehlen! Im Namen des Gesetzes! Kommen Sie runter!«

Während der Polizist »im Namen des Gesetzes« sagte, wurden alle Beteiligten und Neugierigen von einem kühlen Schauder erfaßt. Andreas sah im Geiste ein Kruzifix zwischen zwei brennenden Kerzen

und das bleiche Antlitz eines Richters mit einem Barett. Er kam ohne weiteres auf die Straße.
»Ihre Legitimation«, sagte die Polizei.
Andreas zeigte seine Lizenz. Hierauf vernahm der Polizist den Schaffner. Dieser schien die Ursachen der großen Aufregung gar nicht zu kennen. Er verschwieg die Vorgeschichte. Für ihn begann der Vorfall erst in dem Moment interessant zu werden, in dem Andreas sich geweigert hatte, seinen wohlberechtigten Anordnungen Folge zu leisten. »Ich kenn' ja meine Vorschrift«, schloß der Schaffner seinen Bericht.
In diesem Augenblick rief der Herr Arnold herunter: »Das ist ein Bolschewik, den hab ich in der Invalidenversammlung hetzen gehört!«
»Lügner!« schrie Andreas und erhob noch einmal seinen Stock. Aber der Polizist fuhr ihm an die Kehle. Schmerz und Haß raubten Andreas die Besinnung. Er schlug den Polizisten. Zwei Männer aus dem Publikum entrissen ihm den Stock. Dann sank er auf das Pflaster.
Der Beamte hob ihn mit einem Ruck wieder in die Höhe, ordnete die Uniform, steckte die Lizenz in das Notizbuch und dieses in die Tasche und entfernte sich.
Der Wagen fuhr weiter, die Menschen zerstreuten sich.
Andreas humpelte nach Hause.
Er wütete noch immer. Er schämte sich. Er war schmerzlich enttäuscht. Daß ihm so etwas geschehen mußte! Ihm, Andreas Pum, den die Regierung ausgezeichnet hatte! Er besaß eine Lizenz, er hatte ein Bein verloren und ein Kreuz bekommen. Er war ein Kämpfer, ein Soldat!
Plötzlich erinnerte er sich, daß er die Lizenz ja gar nicht mehr hatte. Er war auf einmal ein Lebender ohne Recht zu leben. Er war gar nichts mehr! Als wenn er aus einem Schiff in den großen Ozean geworfen wäre, so begann seine Seele die verzweifelten Anstrengungen eines Ertrinkenden zu machen, wenn er mit seinem Leierkasten ausging.
Er kam nach Hause, er erzählte alles seiner Frau. Unterwegs hatte eine leise Hoffnung durch sein aufgeregtes Gemüt geklungen, eine Hoffnung auf die Klugheit, die Güte, die Liebe seiner Frau. Aber während er ihr erzählte, wurde es um ihn kalt und kälter. Sie sagte nichts. Sie stand vor ihm, die Hände in den breiten Hüften, ein Schlüsselbund hing wie eine Waffe an ihrer linken Seite, und Teig klebte an ihren Fingern. Er sah ihr Gesicht nicht, er konnte nicht feststellen, welchen

Eindruck seine Rede machte. Er glaubte zu fühlen, daß sie ein bißchen spöttisch auf ihn heruntersah.

Er warf von unten einen scheuen Blick zu ihr hinauf und glich in diesem Augenblick einem Hund, der Prügel erwartet. Dann aber veränderte sich sein Angesicht, denn er erschrak. Plötzlich war es ihm, als stünde vor ihm ein fremdes Weib, das er nicht kannte und das fürchterlich war. Zum erstenmal machte Andreas die Entdeckung, daß ein menschliches Angesicht ganz anders aussehen kann, wenn man es von unten betrachtet. Er sah zuerst das fettwülstige Kinn seiner Frau und unmittelbar darüber, so, als hätte ihr Antlitz Mund und Lippen verloren, die breiten Nasenlöcher, die sich abwechselnd blähten und schlaff wurden und aus denen ein peinlicher und schwüler Hauch blies, der merkwürdigerweise an Wildgeruch erinnerte. Ein leises Stöhnen schien aus dem Innern der Frau zu kommen, wie ein wollüstiger und sehnsüchtiger Laut, der in dem hungrigen Rachen der Raubtiere entsteht, wenn sie Beute erblicken.

Andreas fürchtete sich vor seiner Frau.

Er brach mitten in der Erzählung ab. Katharina rückte einen Schritt von ihm weg, und ihm schien es, als schrumpfe er zusammen und würde klein, ganz klein, und sähe vor sich seine Frau, nur wie man einen riesigen Kirchturm mehr ahnt als sieht, wenn man sich sehr nahe vor ihm befindet.

Ihre Brüste hoben und senkten sich, und sie schnaufte mit den Nüstern. So rang sie einige Sekunden lang nach Luft und einem treffenden Wort. Endlich hatte sie es gefunden!

»Elender Krüppel!« kreischte sie.

Andreas wurde blaß. Mitten in einem großen Ozean schwamm er. Er klammerte sich an seinen Sitz wie an eine rettende Planke. Von ferne, durch Nebel und gleichsam untertauchend, hatte er noch Zeit, das Angesicht der kleinen Anna zu erblicken, die neugierig im Zimmer stand. Frau Katharina schien alles vergessen zu haben. Sie sah ihren Mann nicht und nicht ihr Kind. Sie hatte offenbar vergessen, daß Nachbarn lebten. Sie fuhr mit der rechten Hand durch die Luft und streifte eine Blumenvase aus bemaltem Gips, die mitten auf dem Tisch gestanden hatte. Das Wasser rann aus und gurgelte leise und plinkte in einzelnen wehmütigen Tropfen vom Rand der Wachstuchdecke auf den Boden. Um so besser! dachte Katharina. Das fließende Wasser verdoppelte ihren Zorn.

»Das ist der Dank, daß ich dich aufgenommen habe!« schrie sie. »Gehst herum und lebst von meiner Hände Arbeit, ja, von meiner Hände Arbeit und fängst dir Streit mit fremden Herren an und verlierst deine Lizenz. Bist du ganz verrückt geworden? Zehn gesunde Männer an jedem Finger hätte ich haben können statt deiner, statt eines elenden Mannes, der einem kein Schutz ist und keine Freude und jetzt auch noch eine Schande. Man wird dich einsperren, bei Wasser und Brot wirst du sitzen, und ich muß deinen Namen tragen. Pfui! Pfui! Pfui!«

Und dreimal spuckte Frau Katharina aus. Einmal traf sie die Hose ihres Mannes. Andreas wischte den Speichel seiner Frau mit zitterndem Handrücken weg.

Dann erst wandte sich Katharina den häuslichen Angelegenheiten zu. Sie warf sich auf die Knie und begann, mit einem quietschenden Fetzen den Boden aufzuwischen. Dazwischen schrie sie: »Ännchen, stell die Vase auf!« und »Tummel dich!« und »Schöne Bescherung!« und »So ein Krüppel!«

Sie wütete scheuernd gegen die längst getrockneten und gelblich glänzenden Dielenbretter. Sie fuhr mit den Nägeln zwischen die einzelnen Bretter in die Fugen und wirbelte und spritzte kleine Erdklümpchen auf. Trotz ihrer angestrengten Tätigkeit konnte sie denken und sogar in Wehmut schwelgen. Auf dem Boden ausgestreckt und ihn, wie zur Strafe, bearbeitend, dachte sie traurig an ihr verpfuschtes Leben. Ach, sie dachte an den schmucken, schlanken Unterinspektor der Polizei, Vinzenz Topp, den sie eines Krüppels wegen ausgeschlagen hatte. Oh, wo waren ihre Augen gewesen?!

Schnell erhob sie sich. Schnell löste sie ihr geschürztes Kleid, warf sie das Schlüsselbund auf den Tisch, ergriff sie einen Kamm, stellte sich vor den Spiegel und ordnete ihre Haare.

Dann schlug sie die Tür ins Schloß und rannte den Korridor entlang zu der Wohnung des Klempners Faßbend, bei dem der Unterinspektor ein möbliertes Kabinett innehatte.

Vinzenz Topp hatte in der letzten Nacht Dienst gehabt. Jetzt war er gerade im Begriff, sich zu rasieren. Mit einem halb eingeseiften Angesicht lief er zur Tür.

»Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, ich bitte vielmals um Entschuldigung!« sagte Vinzenz Topp, während er die Frau Katharina in sein Zimmer führte. Die Familie Faßbend war für zwei Tage aufs Land

gefahren zu der Kindstaufe eines landwirtschaftlichen Onkels. Vinzenz Topp ließ Frau Katharina niedersitzen und bat, sich rasieren zu dürfen. Die Höflichkeit war seine zweite Natur, man hätte ihn mitten in der Nacht wecken können, und er wäre höflich gewesen.

Frau Katharina war gekommen, um juristischen Rat zu erbitten. Sie hatte zu ihm Vertrauen wie zu einem Rechtsanwalt. Sehr schnell und mit jener präzisen Sachlichkeit, die sie vor ihren Geschlechtsgenossinnen auszeichnete, erzählte sie den ganzen Vorfall.

Vinzenz Topp kniff die Unterlippe ein, um sein wundrasiertes Kinn mit dem Stein einzureiben. Dann streute er wohlriechenden Puder auf sein Angesicht. Hierauf nahm er den Uniformrock von der Stuhllehne und schlüpfte in ihn sorgfältig, wobei seine Knochen knackten. Jetzt erst war er fähig, eine Auskunft zu erteilen.

Ach, es war nicht das erstemal, daß sich Leute – »Laien«, wie er sie nannte – an ihn um Rat und Auskunft gewandt hatten. Er wußte manches aus seiner Praxis. Dieser Fall schien ihm sehr verwickelt.

»Das ist bewaffneter Widerstand gegen die Staatsgewalt und übrigens Amtsehrenbeleidigung. Ihr Herr Gemahl« – Vinzenz sagte immer »Herr Gemahl«, denn er war ein besserer Mensch – »kann froh sein, wenn er mit einer Polizeistrafe davonkommt. Wahrscheinlich wird sich auch das Gericht mit der Sache beschäftigen.«

Katharina breitete ihre Arme aus, stützte sie auf den Tisch und ließ den Kopf auf die Platte sinken. Nach einer Weile wurde ihr Schluchzen hörbar. Ihre Arme lagen rosig, rundlich und verlockend da.

Vinzenz Topp legte seine duftende Hand auf einen dieser Arme. »Trösten Sie sich!« sagte er. Dann ging er zur Tür und schob für alle Fälle den Riegel vor.

Katharina erhob ihr tränenüberströmtes Antlitz. Sie wußte selbst nicht, ob sie um ihren Mann weinte oder um Vinzenz Topp. Er war so schön mit seinem weiß gepuderten Kinn und seinem noblen Toiletteseifengeruch. Seine Uniform saß wie angegossen. Oh, wo waren ihre Augen gewesen?

Sie verglich. Sie konnte nicht anders.

»Retten Sie mich!« schluchzte sie plötzlich auf und breitete ihre Arme aus. Vinzenz ließ sich in sie fallen.

So kam er endlich zu dem Genuß dieser Frau, die er lange und insgeheim ersehnt hatte. Es war eine freundliche Fügung des Schicksals.

Er vergaß nicht, schwere Beschuldigungen gegen Andreas zu häufen,

den er nicht mehr »Herr Gemahl« nannte. Auch der Frau Katharina machte er sanfte Vorwürfe. Aber alles sprach er in einem zärtlichen, überlegenen Schäkerton, wie ihn Katharina noch niemals vernommen hatte.
Als sie seine Wohnung verließ, war es später Abend. Sie roch nach seiner Seife, und sie trug freudig seine Atmosphäre mit sich herum. Man kann sagen, daß sie an diesem Abend vollkommen glücklich war.

IX

Das Unglück Andreas Pums hatte noch einem anderen wohlgetan: dem Herrn Arnold nämlich. Sein Zorn war verraucht. Den unangenehmen Luigi Bernotat versuchte er zu vergessen. Morgen wollte er zum Rechtsanwalt gehen. Er küßte seine Frau und seine blühenden Kinder. Er sprach wieder freundlich mit dem Dienstmädchen. Und obwohl ein strenger Ernst über seinem Wesen und seinen Bewegungen und seinen Worten lag, atmete seine Umgebung dennoch auf. Er warf einen freundlichen Schatten auf seine Familie.
Andreas Pum aber ging in den Stall. Da stand Muli und hauchte Wärme aus. Eine Fledermaus hing im Winterschlaf zwischen zwei Pfosten, die im Winkel ein Dreieck bildeten. Das feuchte Stroh stank und war in der Nähe der Tür gefroren. Der Wind blies durch ihre Fugen. Andreas sah ein paar Sterne des nächtlichen Winterhimmels durch eine Ritze. Er spielte mit einem Strohhalm. Er flocht einen Ring aus drei Halmen und schob ihn auf das Ohr Mulis. Das Tier war gut und ließ sich liebkosen. Es hob mit freundlicher Langsamkeit einen Hinterfuß, und das sah aus, als hätte es den ungelenken Versuch gemacht, Andreas zu streicheln. Es war hell genug, daß man seine Augen sehen konnte. Sie waren groß in der Dunkelheit und bernsteingrün. Sie waren feucht, als stünden sie voller Tränen und schämten sich doch zu weinen.
Je weiter die Nacht fortschritt, desto kälter wurde es. Andreas hätte am liebsten gewimmert, wenn er sich nicht vor dem Tier geschämt hätte. Sein fehlendes Bein schmerzte wieder, nach langer Zeit. Er schnallte die Krücke ab und betastete seinen Stumpf. Er hatte die Form eines abgeflachten Kegels. Dünne Rillen und Vertiefungen zo-

gen sich kreuz und quer über das Fleisch hin. Wenn Andreas seine Hand darauf legte, milderte sich der Schmerz. Aber der andere, der in seinem Innern wütete, hörte nicht auf.

Die Nacht war still und hell. Die Hunde bellten. Ferne Türen gingen. Der Schnee knisterte, obwohl ihn niemand betrat, und nur, weil der Wind über ihn hinstrich. Draußen schien sich die Welt zu weiten. Man sah durch die Ritze ein schmales Stückchen Himmel. Aber es gab eine deutliche Vorstellung von seiner Unendlichkeit.

Wohnte Gott hinter den Sternen? Sah er den Jammer eines Menschen und rührte sich nicht? Was ging hinter dem eisigen Blau vor? Thronte ein Tyrann über der Welt, und seine Ungerechtigkeit war unermeßlich wie sein Himmel?

Weshalb straft er uns mit plötzlicher Ungnade? Wir haben nichts verbrochen und nicht einmal in Gedanken gesündigt. Im Gegenteil: Wir waren immer fromm und ihm ergeben, den wir gar nicht kannten, und priesen ihn unsere Lippen auch nicht alle Tage, so lebten wir doch zufrieden und ohne frevelhafte Empörung in der Brust als bescheidene Glieder der Weltordnung, die er geschaffen. Gaben wir ihm Anlaß, sich an uns zu rächen? Die ganze Welt so zu verändern, daß alles, was uns gut in ihr erschienen, plötzlich schlecht ward? Vielleicht wußte er von einer verborgenen Sünde in uns, die uns selbst nicht bewußt war?

Und Andreas begann mit der Hast eines Menschen, der in seinen Taschen nach einer vermißten Uhr sucht, nach verborgenen Sünden in seiner armen Seele zu forschen. Aber er fand keine. War es etwa eine Sünde, daß er die Witwe Blumich genommen hatte, und rächte sich jetzt ihr toter Mann? Ach! lebten die Toten? Hatte er sich je an Muli, dem Esel, versündigt? War das etwa ein Unrecht, daß er das Tier, als es einmal unterwegs stehenblieb und etwas Unerklärliches auf dem Boden suchte, mit einem sanften Schlag weitertrieb? Ach, war der Schlag auch sanft gewesen? War es nicht vielmehr ein harter, ein schmerzlicher, ein unbarmherziger? »Muli, mein Esel!« flüsterte Andreas und legte seine Wange an die Stelle, die er geschlagen hatte.

Gegen Morgen schlief Andreas ein. In seinen ersten Schlaf rauschte schon der frühe Lärm der Straßen. Das Tier blieb unbeweglich. Es ließ ein leises Grunzen hören und näßte das Stroh, das sofort gefror. Sein Urin roch schwer und betäubend.

Am nächsten Tag kam Andreas grußlos in die Stube. Er entnahm selbst Brot und Margarine dem Schrank. Die kleine Anna kam aus der

Schule. Sie schmiegte sich an ihn, als wollte sie ihn versöhnen. »Spiel ein bißchen!« bat sie. Und Andreas spielte auf seinem Leierkasten die wehmütigsten Lieder, mit denen der Fabrikant das Instrument ausstaffiert hatte. »An der Quelle saß der Knabe« und die »Lorelei«. Und die Melodien erinnerten ihn an jenen glücklichen Sommertag, an dem er zum erstenmal in den Hof dieses Hauses gekommen war.
Oh, wunderbar war der Sommer, eine kostbare Schnur glücklicher Tage, Tage der Sonne und der Freiheit, der alten Lindenbäume in den gastfreundlichen Höfen. Die Fenster in allen Stockwerken flogen auf, rundliche rote Freudengesichter steckten die Mädchen wie festliche Lampions zu den Küchen hinaus, und der Duft guter Speisen sättigte die Nase. Lachende Kinder tanzten um die Musik, das Kreuz blinkte in der Sonne, die Uniform, heute von Stroh und Unrat beschmutzt, wie sauber und ehrfurchterregend war sie damals!
Katharina kam. Mit sachlichen, knappen Bewegungen hantierte sie im Hause. Sie schien ihren Mann gar nicht mehr zu sehn. Sie stellte wortlos und mit einem heftigen Ruck eine irdene Schüssel auf seinen Platz. Er kannte diese kleine Schüssel mit der schadhaften Glasur. Manchmal bekamen ein alter Bettler, eine verirrte Katze, ein zugelaufener Hund aus ihr zu essen. Katharina selbst schlürfte die Suppe aus einem rotgeränderten Porzellanteller. Auch hatte sie den Kohl von den Kartoffeln gesondert vor sich aufgestellt. Aber in der kleinen Schüssel Andreas' mischte sich alles, und ein großer Knochen ragte zwischen dem Mischmasch wie ein Dachtrümmerstück im Schutt eines zerfallenen Hauses. Was sollte er tun? Er aß und wurde demütig und richtete von Zeit zu Zeit sein Auge auf Katharina. Sie hatte ein rotes Gesicht und war sehr sorgfältig onduliert, mit vielen kleinen Wellchen, die bis zu den Augen reichten, und in der Mitte trug sie ein paar kurzgeschnittene und in die Stirn gekämmte, am Ende mit einem scharfen Lineal abgeschnittene Härchen, die wie Fransen eines Schals aussahen. Sie duftete wie ein Friseurladen nach allerlei Gerüchen, Patschuli mischte sich mit Haaröl und dieses mit Kölnischem Wasser. Ein anderer hätte sofort erkannt, daß Katharina einen ganzen Vormittag im Damenfrisiersalon zugebracht hatte. Andreas aber merkte nichts.
Ihn beschäftigte nur das Rätsel der plötzlichen Veränderungen, die sich um ihn vollzogen hatten. Es war wie eine Verzauberung. Er versuchte, sich den Vorfall in der Straßenbahn klar ins Gedächtnis zu rufen. Er sah wieder den Herrn, der ihn angegriffen hatte. War es nicht

umgekehrt gewesen? Was hatte der Herr nur gesagt? Daß die Invaliden simulierten! Und es stimmte. Wie oft hatte Andreas selbst Simulanten gesehen. Woraus entnahm er eigentlich, daß der Herr ihn persönlich gemeint hatte? Er sprach ganz allgemein. Er ärgerte sich mit Recht über die Versammlung. Waren es doch Tagediebe, Rebellen, Gottlose, sie wollten die Regierung stürzen, und sie verdienten ihr Schicksal.

Es war eben eine Ausnahme, daß Andreas das Pech hatte, mit einem unfreundlichen Schaffner, mit einem verständnislosen Polizisten zusammenzustoßen. Sie sollen ihn nur vor Gericht bringen. Hier wird er kategorische Bestrafung der untergeordneten Organe verlangen. Hier wird er seinen Lebenslauf erzählen, seine Kriegsteilnahme, seine Begeisterung für das Vaterland. Er wird die Lizenz wiederbekommen. Er wird Katharinas Achtung aufs neue erringen. Er wird Herr im Hause sein. Der Mann seiner Frau. Sie stand auf. Ihre breiten, in ein Mieder gepreßten Hüften bewegten sich selbständig, und die strotzende Fülle ihrer Brüste zappelte, wenn sie einen Schritt machte. Andreas erinnerte sich an ihre gemeinsamen Liebesfeste, an den Druck ihrer nachgiebigen und dennoch muskulösen Oberschenkel, und er höhlte die Hand und glaubte wieder die breite, weiche, schwellende Endlosigkeit ihrer Brust zu fühlen.

Ach! laßt uns nur vor Gericht kommen. Dort sitzen keine ungebildeten Polizisten und keine rohen Schaffner. Die Gerechtigkeit leuchtet über den Sälen der Gerichtshöfe. Weise, noble Männer in Talaren sehen mit klugem Blick in das Innere des Menschen und sondern mit bedächtigen Händen die Spreu vom Weizen.

Hätte Andreas eine Ahnung von der Jurisprudenz gehabt, so hätte er gewußt, daß die Gerichte sich bereits mit ihm beschäftigten. Denn sein Fall gehörte zu jenen sogenannten »eiligen Fällen«, die nach einem Erlaß des modernen Justizministers sofort in Behandlung genommen wurden und zur Erledigung kamen. Schon hatten die großen, rollenden Räder des Staates den Bürger Andreas Pum in die Arbeit genommen, und ohne daß er es noch wußte, wurde er langsam und gründlich zermahlen.

X

Am nächsten Morgen kam eine gerichtliche Vorladung an den »Lizenzinhaber Inhaber Andreas Pum«. Das Schriftstück trug ein Amtssiegel, einen weißen, lithographierten Wappenadler auf einem roten, runden Papier, und obwohl die Adresse von einer flüchtigen Hand geschrieben war und der Gerichte vielbeschäftigte Eile bewies, verbreitete das Schreiben dennoch eine Ahnung von jener langsamen Feierlichkeit, die unsere Ämter auszeichnet. Es enthielt die Vorladung vor die zweite Kammer, welche die eiligen und unbedeutenden Strafsachen zu behandeln hatte. Zum erstenmal wurde hier Andreas Pum als ein »Beschuldigter« bezeichnet, ein Wort, das, wenn es von einem Gericht geschrieben war, schon fast wie »Bestrafter« klang. Im übrigen enthielt das Schreiben nur noch die nähere Terminbestimmung, einen runden, roten Stempel, der etwas blaß und undeutlich ausgefallen war, und die unleserliche Unterschrift eines Richters, die anzudeuten schien, daß der Mann der Gerechtigkeit vorläufig nicht gekannt sein wollte.
Mehrere Male las Andreas das Schreiben des Gerichts, in einer törichten und aussichtslosen Hoffnung, daß er zwischen den gedruckten Zeilen des Formulars etwas herauslesen könnte, Nützliches oder Schädliches, etwas von der Stimmung, die den Richter beherrschte. Als das nicht gelang, versuchte er, sich das Gericht vorzustellen, das Kreuz, die Lichter, die Barriere, die Angeklagtenbank, den Ex-officio-Verteidiger, den Richter, den Schreiber, den Gerichtsdiener, die Aktenbündel und das große Bild des Gekreuzigten, zu dem er innerlich schon betete. Er ging in die Kirche aus gelben Ziegelsteinen hinüber, in der er seit seiner Trauung nicht gewesen war. Die Kirche war leer, ein Fensterflügel stand in der Höhe eines Stockwerks offen, und kalte Luft blies der Winter in das Gotteshaus, das dennoch muffig roch, nach Menschen, ausgelöschten Talgkerzen und Tünche. Andreas faltete die Hände, kniete nieder und sagte mit der dünnen Stimme, mit der er als Schulknabe vor dem Unterricht gebetet hatte, drei, vier, fünf Vaterunser auf.
Hierauf fühlte er sich beruhigt, gesichert vor böser Überraschung, vor dem gerichtlichen Urteil, das im Schoße des Morgen lag.
Er kehrte heim und traf einen fremden Mann im Zimmer. Der stand auf und verneigte sich leicht und setzte sich wieder und sagte sitzend zu Andreas: »Ich warte auf Ihre Frau Gemahlin. Sie entschuldigen

schon! Ihre Frau Gemahlin muß in einer Viertelstunde dasein. Ihre Frau Gemahlin war heute früh bei mir im Geschäft. Sie können selbst sehen, wie pünktlich ich bin. Den ganzen Tag unterwegs und immer pünktlich. Das ist meine Devise.«
Andreas betrachtete den Mann feindselig, obwohl er ihn weder kannte noch verstanden hatte. Gewiß war er zu irgendeinem bösen Zweck hier – Andreas ahnte es. Er gab sich einige Mühe, den Beruf und die Absichten des Fremden zu erraten. Aber es gelang ihm nicht. Solange der Fremde saß, machte er den Eindruck eines großgewachsenen Mannes, wenn er aufstand, war er sehr klein. Denn er hatte kurze Beine. Sein vorgewölbtes Bäuchlein hätte auf eine gewisse Gutmütigkeit schließen lassen, ebenso wie die rötlichen Mädchenwangen und der harmlose, kleine, schwarze Schnurrbart und das glatte, gepuderte und säuberlich rasierte Kinn, das in der Mitte eine lächelnde Mulde hatte. Auch das Näschen war zierlich, sorgfältig und wie aus Gips geformt. Aber in den kleinen, schwarzen Augen brannte ein böser Glanz. Der Fremde sah aus wie ein pausbäckiger Knabe mit dem Wuchs und dem Gebaren, der Stimme und dem Bartwuchs eines Mannes. Von ihm ging eine heitere Bosheit aus, eine niederträchtige Gutmütigkeit. Er saß da und hatte gar nicht das Angesicht eines Wartenden. Es schien, daß er sich nicht einen Augenblick langweilte. Seine brennenden Augen sprühten Funken über die Gegenstände des Zimmers, den Teppich, den Tischläufer, die Vase aus blauem Stein, das Kissen mit der Stickerei, als wollte er alles in Brand setzen. So saß er da, lebhaft beschäftigt, und ließ merken, daß sein reger Geist auch an den gleichgültigsten Dingen der Welt Interesse zu finden imstande war.
Immer noch duftend, von einer Wolke parfümierten Frohsinns umgeben, trat Frau Katharina ein, und als hätte ihn plötzlich etwas auf seinem Sitz gestochen, sprang der Mann in die Höhe. »Ich begrüße Sie ergebenst!« sagte er. »Wir wollen gleich ans Geschäft gehen. Nur nichts aufgeschoben! ist meine Devise.«
Katharina klirrte mit den Schlüsseln. Andreas beobachtete sie und den Mann schweigsam aus der Ecke. Er folgte ihnen, als sie hinausgingen. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß, und sein Herz klopfte in wuchtigen, die Brust fast sprengenden, von Zeit zu Zeit aussetzenden Schlägen. An die Tür gelehnt, die den Hof vom Flur trennte, stand er und sah, wie seine Frau den Stall Mulis aufsperrte und den Esel hinauszog. Es war sonnig und trocken, und das kleine Tier warf einen unwahr-

scheinlich riesigen Schatten auf den glitzernden Schnee. Vor Andreas' Augen verfinsterte sich die Welt. Der strahlende Himmel wurde dunkelblau und schien sich herabsenken zu wollen wie ein Vorhang. Alle Gegenstände wurden dunkelgrün, wie durch ein Bierflaschenglas gesehen. Alles spielte sich in dieser zauberhaften Traumbeleuchtung ab. Der Fremde tätschelte den Esel. Er kniff ihn, als wollte er sich überzeugen, ob das Fell dick genug sei. Er kitzelte das Tier an den Ohrenspitzen, daß es unwillig den Kopf wandte und schüttelte.

»Sehen Sie«, sagte der Fremde, »was fang' ich mit so einem Tier an? Ich will ja damit nicht gesagt haben, daß ich es überhaupt nicht brauche, aber was fang' ich mit einem Tier an? Wenn es wenigstens ein Pferd wäre, ein kleines Pferdchen«, sagte er mit zärtlicher Stimme, als spräche er schon zu einem kleinen Füllen.

»Ich sagte Ihnen ja: ein Esel«, erwiderte mit resoluter und schriller Stimme, die nichts Gutes verhieß, Frau Katharina.

»Gewiß, gewiß«, sagte der Mann mit niedergeschlagenen Augen, »ein Esel, gewiß. Aber so ein kleines Eselchen!«

»Ein Esel ist doch kein Kamel!« schrie Frau Katharina.

»Belieben zu scherzen, ha, ha, ein Esel ist gewiß ein Esel. Aber es gibt große und es gibt kleine Esel, auch ganz winzige Tierchen. Ich habe schon viel kleinere Tierchen gesehen!«

»Na, sehen Sie!« triumphierte Katharina. »Sie sagen's doch selbst!«

Zögernd griff der Mann nach der Brieftasche. Er zog drei Scheine, sie waren sehr neu und knisterten, und er zählte sie zweimal und hielt sie in die Luft und knatterte noch mit ihnen eine Weile.

Dann schlang er sein kleines, fettes Ärmchen um Muli, und das Tier trottete hinaus, an Andreas vorbei. Katharina blickte über ihn hinweg, als wäre er ein Bestandteil des Türpfostens.

Andreas sah seinem Esel bis zur Tür nach. Der Mann wandte sich noch einmal und grüßte: »Ergebenster Diener!« sagte er.

Andreas humpelte ihm nach. Er sah bis an das Ende der Straße. Da ging der Mann, und Muli trottete am Rande des Bürgersteigs, hart neben der Bordschwelle, das liebe Tier, das warme, kleine Wesen. Es hatte goldbraune Augen gehabt, und sein grauer Leib barg eine menschliche Seele.

XI

Der Tag, an dem Andreas vor Gericht erscheinen sollte, brach an wie ein ganz gewöhnlicher Tag, wie alle Tage, die ihm vorangegangen waren. In der Nacht, die Andreas auf dem Sofa, ohne Kissen und in Kleidern, zugebracht hatte, war ihm eine großartige Rede eingefallen, deren Wirkung keine andere sein konnte als die, daß man ihn um Entschuldigung bitten und den Herren, den Polizisten und den Schaffner einsperren würde. Der Morgen beruhigte Andreas. Um zehn Uhr sollte der Termin stattfinden. Es ist fast sicher, daß bereits um zwölf Uhr Andreas Pum siegreich und im Besitz seiner Lizenz das Gerichtsgebäude verlassen wird.

Die Sonne schien etwas wärmer, und der Frost war gebrochen. Der Schnee schmolz. Es tropfte von den Dächern mit einer süßen, hoffnungsfreudigen Melodie. Ja, es begann sogar ein Sperling zu zwitschern. Die freundliche Milde der Natur war wie Gottes tröstende Vergebung.

Andreas hätte sich nicht auf Anzeichen dieser Art verlassen, wenn er in den Gesetzen des Staates heimischer gewesen wäre. Er wußte nicht, daß die gut geölten Räder dieser Maschine auch manchmal – und besonders in kleinen Fällen – sich unabhängig voneinander drehten und, jedes für sich, das Opfer zermahlten, das ihnen der Zufall ausgeliefert hatte. Denn nicht nur den Gerichten, auch der Polizeibehörde steht das Recht zu, Strafen zu verhängen, und wer es mit ihr angefangen hat, muß zuerst von ihr erledigt werden. Es schien der Polizei, daß Andreas sich einer gewöhnlichen »Übertretung« schuldig gemacht hatte und daß er der Lizenz nicht mehr würdig war, die er durch eine besondere Gnade des Staates bekommen. Andreas Pum mußte also vor allem verhört werden.

So kam es, daß, während er zur Wanderung aufs Gericht rüstete, die Tür sich auftat und ein Kriminalagent eintrat, um Andreas zur polizeilichen Vernehmung abzuholen. Andreas verwechselte in seiner katastrophalen Unkenntnis der staatlichen Bestandteile diesen Mann der Polizei mit einem der Gerichte und sagte, daß der Termin erst für zehn Uhr angesetzt wäre. Der Beamte ließ sich die Vorladung zeigen, klärte Andreas mit der Sachkenntnis eines Menschen von Fach über den enormen Unterschied auf, zwirbelte dabei seinen blonden Schnurrbart und sagte endlich: »Pflicht ist Pflicht!« Das bedeutete, daß er nichts

dafür könne, daß er aber seinen Auftrag, Andreas zur Polizei zu bringen, ausführen müßte. Vor dem Kommissär, so riet er, möge Andreas seine Vorladung zeigen.
Andreas Pum tröstete sich. Zwar ahnte er ein neues Unglück. Aber sein Verstand sagte ihm, daß der Staat für seine eigenen Irrtümer verantwortlich sein müsse und daß der Staatsbürger nicht das Recht habe, die Behörden auf ihre Widersprüche aufmerksam zu machen. Also ging er. Unterwegs erzählte er dem freundlichen Kriminalbeamten den ganzen Vorfall. Der Mann lachte herzlich und stark, seine blauen Augen blitzten, und seine breiten, weißen Zähne leuchteten. »Ihnen geschieht nichts!« sagte er. Und Andreas faßte neuen Mut.
In der Polizei mußte er warten. Entweder war der Beamte, der ihn verhören sollte, noch nicht anwesend oder mit anderen Dingen beschäftigt. Die Normaluhr an der kahlen Wand des Amtszimmers zeigte halb zehn. Andreas näherte sich der Barriere, hinter der ein Mann in Uniform von gelben Karthotekzetteln Namen und Daten auf rote Zettel umschrieb, und sagte: »Entschuldigen Sie!«
Der uniformierte Mann schrieb weiter. Er behandelte den Buchstaben K. Darin wollte er nicht gestört sein. Erst als er die erste Seite umblätterte, die mit L anfing, wandte er den Kopf.
Andreas zeigte ihm die Vorladung. Der Uniformierte fragte, was für eine Geschichte das nun schon wieder wäre, als hätte er bereits eine schwere Enttäuschung mit dieser Persönlichkeit erlebt. Andreas erzählte den ganzen Vorfall haarklein. Im Zimmer warteten zwei Straßenmädchen. Sie lachten.
Der Uniformierte faltete die Vorladung wieder zusammen und sagte: »Warten Sie!« Dann schrieb er weiter. Endlich ging eine Tür auf, die Stimme eines unsichtbaren Menschen rief: »Andreas Pum!«
Andreas trat vor einen Herrn und machte eine Verbeugung, wobei seine Krücke ein wenig ausrutschte, so daß er mit der Hand gegen den Schreibtisch fiel, hinter dem der Kommissär saß.
»No, no!« sagte dieser.
»Erlauben bitte«, stotterte Andreas, »ich habe hier eine Vorladung!«
»Das weiß ich«, sagte der Herr, »antworten Sie, wenn Sie gefragt sind.«
Hierauf begann er, den Bericht jenes Polizisten vorzulesen, der Andreas aufgeschrieben hatte. Als er zu der Stelle kam, an der die Lizenz erwähnt wurde, schwang er sie ein wenig hoch, so daß Andreas sie sehen konnte.

»Ist das so?« fragte der Kommissär.
Es war ein junger Mann mit einem sehr hohen Stehkragen und einem sehr kleinen, dünnen Gesicht. Sein spitzes Kinn machte Anstalten, im Kragen zu verschwinden. Er sprach mit einer heiseren Stimme. Dabei glättete er seine Frisur mit beiden Händen und prüfte mit sanften Fingerspitzen immer wieder die gerade Linie seines Scheitels.
»Ja«, sagte Andreas, »aber nicht ganz.«
»Wie denn sonst?« fragte der Kommissär.
Andreas erzählte seine Geschichte zum drittenmal. Dann holte er schnell seine Vorladung hervor und zeigte sie dem Kommissär. Der sah nach der Uhr und sagte: »Zu spät! Weshalb sagen Sie das nicht gleich?!«
»Was soll ich jetzt tun?« fragte Andreas.
»Jetzt werden wir Sie erst erledigen.«
»Wie lange dauert es?«
»Das geht Sie gar nichts an!« schrie der Kommissär. »Gar nichts an«, wiederholte er – und sprang auf. Er begann, im Zimmer hin und her zu gehen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: »So eine Frechheit!«
Andreas fühlte, daß ihm Blut ins Gesicht schnellte. Haß gegen den Beamten ergriff ihn, schüttelte ihn so, daß er zitterte. Mit dem Stock schlug er auf den Boden. Speichel floß in seinem Mund zusammen. Er spuckte aus.
Der Beamte ballte die Fäuste. Andreas sah ihn in weiter Ferne. Der Beamte schrie. Andreas hörte seinen Schrei gedämpft und matt. Rote Räder kreisten vor Andreas' Augen. Er hob den Stock und traf einen Lampenschirm. Er klirrte schrill. Zwei Männer stürzten sich auf Andreas.
»Vierundzwanzig Stunden!« schrie der Beamte. Dann überreichte er den Akt Andreas Pum einem Schreiber: »Lizenzentziehung!« seufzte er und sagte: »Der nächste!«
Und während man Andreas über den Hof des Gebäudes in den Arrest für leichte Fälle führte, entschwanden alle Gedanken seinem Hirn. Es war, als ob sein Schädel auslaufen würde. Eine schmerzliche Leere entstand in seinem Kopf.

XII

Der Arrest für leichte Fälle schien sehr tief zu liegen, Andreas fiel ins Halbdunkel. Er blieb an der Tür stehen. Er hörte den knarrenden Schlüssel. Er war wie tot. Ausgelöscht war die Sonne. Endgültig verronnen waren die Tage, unauffindbar verschüttet wie große verlorene, auseinandergerollte Perlen. Das Leben kehrte nicht mehr wieder. Es war vertan. Nichts blieb übrig. Tot war das Auge. Über alles, was es gesehen und jemals gespiegelt, breitete sich der Vorhang. Hinter dem verblaßten die Bilder der Dinge, der Tiere, der Menschen. Gestorben ist Muli, der kleine Esel, an der Straßenecke, hinter der er verschwand. Ein rosiger, rundlicher Tod hatte das Tier gekauft und mit einem kurzen, fetten Arm erstickt. Gestorben ist Katharina, Kathi, die breithüftige, hochbusige Frau. Gestorben ist Anna, das kleine Mädchen mit den dünnen Zöpfen. Die große, weiße, breitflügelige Schleife war ein Vampir auf dem Kopf des Kindes. Ausgelöscht wie mit einem großen Schwamm, als wären sie nur eine Kreidezeichnung auf matter Tafel gewesen, sind das Spital, der Krieg, die Lizenz, die Kameraden, der Ingenieur Lang, Willi, seine Braut, der Leierkasten, die Straßenbahn. Nur in zarten, erlöschenden Umrissen wehten sie durch die Erinnerung.

Der Lagerplatz stieg auf aus dem Halbdunkel der Zelle, wie von einem Schnellmaler mit rasendem Pinselstrich an eine Leinwand gefegt. Da ist Kastor, der zottelige Hund mit den grün schillernden Augen, die in der Nacht phosphoreszierten, seine ernste Schweifquaste, die immer zu mahnen schien, weil sie die Bewegung eines väterlichen Zeigefingers nachahmte, sein tappender Schritt, der war wie ein Gang auf Teppichen der Finsternis. Dort der Zaun, braunlackiert und nach Ölfarbe riechend, mit dem dreifach gewundenen Draht auf dem oberen Rande, mit kleinen Zinken und Zacken wie einer eisernen Zahnreihe. Der Mond geht auf hinter geschichteten Brettern und klettert von vorragenden Latten empor, um sich über den Platz zu ergießen, das Sägemehl zu versilbern, das weich auf dem Boden liegt. Und Andreas schreitet, klirrend mit Waffen und Schlüsseln, den Hund hinter sich, neben sich, vor sich, rund um den Zaun. Wenn er müde ist, streckt er sich aus, den Rücken lehnt er gegen den Zaun, und seine müden Augen gleiten über seinen Bauch, seine Knie, seine Stiefelkappen.

Hört er ein Geräusch, knurrt der Hund, steht er behutsam auf, Schlüs-

sel und Waffen an sich drückend, und setzt, wie ein Tier auf Pfaden der Beute, ein Bein vor das andere, ein Bein vors andere, und die Stiefel unterdrücken das gewohnte Knarren, weil der Fuß sie dazu zwingt.
Er war ein guter Nachtwächter, Andreas Pum, er hätte es bleiben sollen.
Er wurde aber einbeinig.
Er verlor ein Stück von sich und lebte weiter.
Man kann ein gewichtiges, wertvolles, unbedingt notwendiges Stück seiner selbst verlieren und dennoch weiterleben. Man geht auf zwei Beinen, verliert unterwegs ein halbes aus dem losen Kniegelenk, wie ein Federmesser aus der Tasche, und geht weiter. Es tut nicht weh, das Blut ist nicht sichtbar, es war kein Fleisch, kein Knochen, keine Ader. War's Holz? Eine Krücke? Eine natürliche Krücke? Besser geleimt als die künstliche, geräuschlos wie Gummi und stark wie Stahl?
Man konnte unhörbar gehen und konnte laut schreiten. Man konnte mit beiden Füßen aufstampfen. Man konnte hüpfen. Man konnte einen Fuß in der Hand halten. Man konnte mit beiden laufen. Man konnte Kniebeugen machen, einfache und tiefe. Man konnte exerzieren.
Das alles und noch manches andere können wir nicht mehr.
Wie lange ist es her, daß wir nicht geräuschlos einen Fuß vor den anderen setzen konnten? Jeder unserer Schritte verursachte Hall und Widerhall. Wir kommen mit Geräusch und gehen mit Gepolter. Wir machen einen ständigen Lärm um uns. Die Krücke stößt Löcher in unsere Gedanken. Menschen auf zwei Beinen holen uns ein.
Die Zweibeinigen sind unsere Feinde. Zweibeinig ist der schiefnasige Herr auf der Plattform. Zweibeinig ist der polternde Schaffner. Zweibeinig ist der respektlose Polizist. Zweibeinig ist der Kommissär mit dem spitzen Kinn. Zweibeinig ist Katharina. Zweibeinig ist der rotwangige Tod, der Muli geholt hat. Die Zweibeinigen sind »Heiden«.
Ein Heide ist jetzt Andreas selbst. Er ist verhaftet worden. Man hat ihm die Lizenz genommen. Er ist, ohne Schuld, ein Heide geworden. Würde er sonst im Arrest sitzen?
Es sitzen noch andere in dieser geräumigen Zelle. Gewiß sind es Raubmörder, Gottlose, Halunken.
Aber sie sind auch Heiden, wie Andreas. Er ist ihnen nicht böse. Zwar hat er nicht geraubt, aber er hat Gott verloren.
Man kann Gott verlieren. Gott fällt aus dem Kniegelenk.
»Was stehst du?« fragte ein Mann, der auf einem Kistenboden saß.

»Platz genug für bessere Menschen!«
Andreas setzte sich.
»Du bist Invalide?« fragte der Mann.
»Ja!«
»Wozu trägst du das Blech da an der Brust?«
»Ich weiß nicht.«
Sie schweigen. Aus der Tiefe der Zelle sagte eine heisere Trinkerstimme durch die Luft: »Hast du Zigaretten?«
»Ja!«
Eine Gestalt tauchte aus dem Dunkel auf und schwamm näher, die Finsternis zerteilend.
Es waren drei Männer. Andreas hatte fünf Zigaretten. Sie beschlossen, Ketten zu rauchen.
»Du bist ein Neuer!« sagte der Mann mit der heiseren Stimme.
»Gib das Blech herunter!« schrie einer.
Der dritte trat zu Andreas, riß das Kreuz von seiner Brust und betrachtete es, indem er es ganz nahe vor die Augen führte.
»Haben dir ein Pflaster gegeben!« sagte der eine.
»Welcher Paragraph?« fragte der Heisere.
Der Heisere war ein »Jurist«.
Jemand übersetzte: »Was du ausgefressen hast, will er wissen!«
Andreas sagte: »Ich weiß nicht. Ich bin ja gar nicht hier zuständig. Ich habe eine Vorladung für heute!« Und er zeigte seine Vorladung.
Der »Jurist« las. Er entzündete ein Streichholz, das er lose in der Tasche hatte, an seiner Hose und las. »Du mußt schnell machen, Mensch! Wieviel Uhr ist es?«
»Es ist ja zu spät«, sagte Andreas.
»Na, dann haben Sie dich ja verknackt.«
»Wieso?«
»Weil du nicht da warst. Das Gericht weiß nichts von der Polizei. Und die Polizei weiß nichts vom Gericht. Bist du nicht bei deiner Verhandlung und du bist Angeklagter, dann hast du morgen die Aufforderung, die Strafe anzutreten. Was hast du denn getan?«
Andreas schilderte den Vorfall auf der Straßenbahn.
»Ja«, sprach der Heisere, »das kann körperliche Bedrohung eines Beamten sein. Amtsehrenbeleidigung auf jeden Fall. Es kann tätlicher Widerstand gegen die Staatsgewalt sein. Wenn die Beamten

aussagen, daß du sie geschlagen hast, so entscheidet das Gericht: Ein rabiater Kerl! Sechs Wochen! Wärst doch hingegangen?!«
»Sie haben mich ja hierhergeholt!«
»Du kehrst einfach nicht zurück. Dann brauchst du auch nicht zu sitzen. Sechs Wochen sind für mich eine Kleinigkeit. Aber für dich nicht. Wovon lebst du eigentlich?«
»Ich habe eine Lizenz! Zum Spielen!«
»Verkauf mir deine Drehorgel!«
»Da muß ich sie aber zu Hause holen!«
»Ich hol' sie dir. Wo wohnst du? Gib mir ein Zeichen für deine Alte, daß sie mich erkennt.«
»Reden wir morgen darüber«, sagte Andreas.
»Du bist sehr dumm«, sagte der Heisere. »Du hast alles ganz falsch gemacht. Ich hätte den Herrn verklagt. Man muß sich nur auskennen. Ich hätte ihn verprügelt und verklagt. Wie hat er denn ausgesehen? Vielleicht trifft man mit ihm zusammen. Denn die Welt ist klein und rund.«
Aber Andreas wußte keine genaue Auskunft.
Die anderen schliefen ein. Einer nach dem anderen begann zu schnarchen.
Andreas wollte gern sechs Wochen und noch länger sitzen. Er will lebenslänglich eingesperrt sein.
Man ist auch so ein Gefangener, Andreas Pum! Wie Fangeisen liegen die Gesetze auf den Wegen, die wir Armen gehen. Und wenn wir auch eine Lizenz haben, so lauern doch die Polizisten in den Winkeln. Wir sind immer gefangen und in der Gewalt des Staates, der Zweibeinigen, der Polizei, der Herren auf den Plattformen der Straßenbahn, der Frauen und der Eselskäufer.

XIII

Am nächsten Morgen erhielt Andreas Pum eine Schale Kaffee und ein Stück Brot. Er verabschiedete sich von den drei Männern. »Laß dich nicht wieder ein!« mahnte ihn der Heisere.
Als Andreas die Straße betrat, glaubte er, die Welt wäre neu angestrichen und renoviert, und er fühlte sich nicht mehr in ihr zu Hause; wie man fremd ist in einem Zimmer, in das man wiederkehrt, nachdem

seine Wände eine neue Farbe erhalten haben. Fremd und unverständlich waren die Bewegungen der Menschen, der Gefährte und der Hunde. Sehr merkwürdig nahmen sich in dem Gewimmel eines belebten Platzes die Radfahrer aus, wie helle Grasmücken zwischen den großen Autobussen und Bahnen, den Lastwagen und den schwarzen, gedeckten Droschken. Ein knallgelbes Automobil schlenkerte, rasselte, wütete über den Platz. An seinen Wänden brannte lichterloh die rote Reklame: »Raucht nur Jota.« Es war der Wagen des Wahnsinns. Der saß im Innern zwischen vier knallgelben und rotbemalten Wänden, und sein Atem wehte verderblich aus dem kleinen Gitterfenster. Wie merkwürdig, daß ich jetzt erst die Zusammenhänge sehe, denkt Andreas. Aus diesem Wagen breitet sich die Verrücktheit über die Welt. Tausendmal ist der Wagen an mir vorbeigefahren. Wie dumm war ich! Das kann kein Postwagen sein! Was hätte die Post mit roten Jotazigaretten zu tun? Was geht das die Post an, was die Menschen rauchen?
Tausend wunderbare Dinge entdeckt Andreas. An der Spitze einer Litfaßsäule befindet sich eine Windfahne. Sie vollführt kleine Drehungen, als könnte sie sich nicht für eine bestimmte Richtung entscheiden. Wenn man nahe vor ihr steht und sie ansieht, hört man auch ihr leises Knattern mitten durch den Lärm der Straße. Was macht eine Windfahne auf einer Litfaßsäule? Zeichen des allgemeinen Wahnsinns? Was ist es denn sonst? Ist es die Aufgabe einer Litfaßsäule, die Richtung des Windes anzuzeigen? Oder Vorträge, Theatervorstellungen und Konzerte?
Andreas schickte sein Auge verzweifelt zum Himmel empor, weil er dem Wahnsinn der Erde entrinnen wollte. Denn der Himmel ist von einer unsterblichen, klaren Bläue, und seine Farbe ist rein wie Gottes Weisheit, und ewige Wolken ziehen über sie hin. Heute aber verbanden sich Wolkenfetzen zu verzerrten Gesichtern, Fratzen wehten über den Himmel, und Gott schnitt Grimassen.
Da die Welt sich also verändert hatte, beschloß Andreas, sich mehr um sie zu kümmern und nicht wieder ins Gefängnis zurückzukehren.
Sein Blick fiel auf seine linke Brust. Er erinnerte sich, daß er kein Kreuz mehr trug. Und als hätte er das Bedürfnis, statt des Ordens, den er sich in seinem alten Leben erworben, einen neuen zu gewinnen, der seiner Wiedergeburt entsprochen hätte, wälzte er in seinem Gehirn das Wort »Heide«, ein trotziges Wort, das plötzlich eine neue Bedeutung erhielt und das er sich, als wäre es ein Orden, selbst verlieh.
Andreas Pum erklärte sich als einen Heiden. Schon zählte er sich mit

Übermut der Gilde der Verbrecher zu. Und sein Schritt wurde scheu, und sein Blick wurde lauernd, wenn ein Polizist vorbeiging. Als wäre er ein steckbrieflich verfolgter Mörder, so schlich Andreas durch die Seitenstraßen der Stadt.

So kam er, ohne es gewollt zu haben, vor seine alte Wohnung. Es war, als hätte er sie erst gestern verlassen. Er klopfte, wie er es immer getan hatte und wie es wegen des schwer schlafenden Willi nötig war, mit dem Stock dreimal gegen die Tür. Er hörte Willis verschlafenes Gähnen und das Knacken seiner starken Knochen, das immer vernehmbar wurde, wenn Willi die Arme dehnte.

»Da bist du ja wieder!« sagte Willi. »Wo ist dein Konzertflügel?«

Andreas faßte sehr viel Mut, als er Willi sah. Er hatte das Vertrauen, das man für einen Bruder empfindet. In traulichem Halbdunkel lag das Zimmer. Ein heimischer, liebgewordener Duft saurer Muffigkeit kam von den Wänden und von dem schmutzigen Lager. Und derselbe Rausch, der manche empfindsamen Menschen ergreift, wenn sie nach langer Weltreise die Grenze des Landes überschreiten, in dem sie geboren sind – derselbe Heimatrausch erfüllte Andreas Pum.

Willi deckte mit einem Pappendeckel den Tisch. Hierauf brachte er die Wurst, die er immer noch von seinem alten Lieferanten in der Seitenstraße bezog. Dann goß er Schnaps in das Teeglas.

»Gestern haben wir Geburtstag gefeiert von der Klara!« erläuterte er. Und er saß mit breit aufgestemmten Ellenbogen vor Andreas Pum und hörte diese seltsame, diese merkwürdige Geschichte, aus der er schloß, daß sie nur solchen Idioten wie diesem Krüppel zustoßen konnte.

»Du bleibst hier!« entschied Willi mit der Sicherheit eines Mannes, der Macht besitzt und schnelle Entschlüsse zu fassen weiß. »Wollen sehen, ob sie dich hier finden!« sagte Willi und war wirklich neugierig. Hierauf legte er sich wieder schlafen.

Auch Klara hörte mit großer Verwunderung Andreas Pums Geschichte. »So hast du Weib und Kind und alles auf einmal verloren!« sagte sie. Denn sie hatte ein weiches Herz.

»Wie gewonnen, so zerronnen«, sagte Willi. Dann sang er die erste Strophe eines Gassenhauers.

»Fang dir nicht mit den dummen Gerichten an!« sagte die weichherzige, aber immerhin etwas furchtsame Klara. »Geh hin und sitz deine sechs Wochen ab.«

Aber Willi, der von Nachgiebigkeit nichts hören wollte, stieß sie in

den Rücken, so daß sie über den Tisch fiel. In dieser Nacht schlief Andreas den lächelnden, tiefen, reinen Schlaf eines Kindes. Aber am Morgen kamen zwei Kriminalbeamte. Sie hatten ihn bei seiner Frau nicht angetroffen und von ihr die alte Wohnung erfahren. Sie holten Andreas ab. Sie fuhren mit ihm zur Vorortbahn und ein gut Stück weiter außerhalb der Stadt.

Die Strafanstalt lag in der Nähe weiter Felder, ein breiter Bau, mit vielen zackigen Türmchen aus braunroten Ziegelsteinen.

So lag das Gefängnis, das Land beherrschend, heilig wie eine Kirche und finster wie ein gemauertes Gesetz. Das letzte, das Andreas von der Welt sah, war eine junge Katze. Sie mochte einem Gefängniswärter gehören. Sie lief, ein helles Glöckchen an einem roten Band um den Hals, an dem Zaun entlang, der das Haus der Gerechtigkeit von einem Feldweg trennte. Sie erinnerte an ein kleines Mädchen.

XIV

An seine Zelle gewöhnte sich Andreas sehr schnell; an ihre saure Feuchtigkeit, ihre durchdringende Kälte und an das schraffierte Grau, das ihr Tageslicht war. Ja, er lernte die Phasen der Dunkelheit unterscheiden, welche den Morgen, den Abend, die Nacht und die nebelhaften Stunden der Dämmerung kennzeichneten. Er wuchs in die Finsternis der Nächte hinein, sein Auge durchbohrte ihre Undurchdringlichkeit, daß sie durchsichtig wurde wie dunkelgefärbtes Glas am Mittag. Er entlockte den wenigen Gegenständen, unter denen er lebte, ihr eigenes Licht, so daß er sie in der Nacht betrachten konnte und sie ihm selbst ihre Konturen darboten. Er lernte die Stimme der Finsternis kennen und den Gesang der lautlosen Dinge, deren Stummheit zu klingen beginnt, wenn die polternden Tage vergehn. Das Geräusch einer kletternden Mauerassel konnte er vernehmen, sobald sie die glatte Wandfläche verließ und eine Stelle erreichte, die den Mörtel verloren hatte und in ihrer rissigen Ziegelnacktheit lag. Die kümmerlichen Äußerungen der großen Stadt, die bis zum Gefängnis drangen, erkannte er, jede in ihrer Art und einer jeden Herkunft und Abstammung. An den feinsten Unterschieden ihrer Laute erkannte er Wesen und Gestalt und Ausmaß der Dinge. Er wußte, ob ein vornehmer Privatwagen draußen vorbeisauste oder nur eine gutgebaute Droschke;

ob ein Pferd die zarten Gelenke adeliger Zucht besaß oder die breiten Hufe des billigen Nützlichkeitsgeschlechts; er kannte den Unterschied zwischen dem flotten Trab des Rosses, das ein leichtes Wägelchen auf stummen Gummirädern führte, und jenem, das auf seinem Rücken den Herrenreiter trug. Er erkannte den schleppenden Schritt des alten Mannes und den schlendernden des jungen Naturliebhabers; das flotte Getrippel des hurtigen Mädchens und den zielbewußten Tritt der geschäftigen Mutter. Er konnte mit dem Ohr einen Spaziergänger von einem Wanderer unterscheiden; den Zartgebauten von dem Vierschrötigen; den Kräftigen von dem Schwachen. Er bekam die zauberhaften Gaben eines Blinden. Sein Ohr wurde sehend.

An den ersten Tagen seiner Haft versuchte er noch, durch das hohe Gitter hinauszusehen.

Er schob die Holzbank zum Fenster und ließ nicht nach, bis er mit seinen beiden Händen den unteren Rand der Mauerbuchtung gefaßt hatte, in der das Gitter saß. Ach – er war nur einbeinig, die stumpfe Krücke fand an der glatten Mauer nicht einmal den kümmerlichen Halt, den sein gesunder Fuß noch mühevoll ertastete, und er hing sekundenlang mit seinem ganzen Gewicht an den krampfdurchzuckten letzten Gliedern seiner Finger. So schwebte sein Körper in der Luft und seine Seele zwischen dem Verlangen, einen kargen Ausschnitt der Welt zu sehen, und der Furcht, hinunterzufallen und den Tod zu finden. Nie hatte er größere Gefahr gekannt. Denn niemals – auch im Felde nicht – hatte er so die Kostbarkeit des Lebens empfunden, dieses kleinen Lebensrestes, den ihm die Zelle gewährte. Ihr entriß er mit List und mit tausend Mühen den kurzen Augenblick in die Welt durch das schmutzige Glas hinter den engen Quadraten und kehrte dennoch erfrischt und bereichert in das ewige Dunkelgrau hinunter, als hätte er alle Schönheiten der Erde genossen. Diese kleinen Ausflüge, die sein Auge unternahm, versöhnten ihn immer wieder mit der Unerbittlichkeit seines Kerkers; bewiesen sie ihm doch, daß nicht einmal die Zelle, die ihn abschloß, außerhalb der Welt war und daß auch er noch dem Leben gehörte. Er war ein Krüppel und nicht unbeschränkter Herr über die Erde wie ein zweibeiniger Mensch. Er konnte nicht lautlos gehen, nicht hüpfen, nicht laufen. Aber er durfte wenigstens hinken und mit einer Sohle die Erde betreten, später, sechs Wochen später, kurze sechs Wochen später.

Manchmal hoffte er, die kleine Katze wiederzusehen, die er beim Ein-

tritt in die Anstalt getroffen. Aber sein Auge erreichte gerade noch den Saum des dunklen Föhrenwaldes in der Ferne und einen schmalen Streifen des Himmels; manchmal ein geflügeltes Tier; eine hurtige Wolke; einmal sogar die schmalen Tragflächen eines Aeroplans, dessen Geräusch er immer hörte; – denn ein Flugplatz befand sich in der Nähe. Er aber sehnte sich nach der jungen Katze. Sie hatte er in dem letzten Augenblick seiner Freiheit gesehen. In der Nacht hörte sein geschärftes Ohr ein liebliches, kleines Läuten. Er bildete sich ein, es käme von der Schelle, die um den Hals des Tieres gehängt war.
Bald aber vergaß er es. Er kroch nicht mehr die Wand hinauf. Traulich erschien ihm die Zelle. Tausend Bilder erblühten aus seiner Einsamkeit. Tausend Stimmen erfüllten sie. Er sah ein Schwein, das mit dem Rüssel in die Fuge zwischen Tür und Wand des Stalles geraten war und sich nicht wieder befreien konnte. Er kannte dieses Bild. Als Knabe, bei seinem Onkel, der ein Steuereinnehmer auf dem Lande war und einen Hof besaß, hatte er es gesehen. Er sah ein Schwalbennest im Klosett; einen Papagei an einer Kette, der nach seinem Finger schnappte; den Kompaß und den silbergefaßten Zahn an der Uhrkette des Vaters; die Geburt eines Schmetterlings aus der dünnen, gebrechlichen Hülle der Puppe in einer grasgefütterten Streichholzschachtel; getrocknete Anemonen in einem Herbarium; ein goldgerändertes Gesangbuch und den ersten Schlips aus roter Seide.
Andreas hatte viel zu tun. Er mußte die Bilder einordnen. Wie ein Kind an den Sprossen einer Leiter, so kletterte der neugeborene Andreas an diesen kleinen Erinnerungen zaghaft empor. Es schien ihm, als müßte er noch lange klettern, um zu sich selbst zu gelangen. Er entdeckte sich selbst. Er schloß die Augen und freute sich. Wenn er sie öffnete, hatte er ein neues Stück entdeckt, eine Beziehung, einen Klang, einen Tag und ein Bild. Ihm war, als begänne er zu lernen und Geheimnisse täten sich vor ihm auf. So hatte er also fünfundvierzig Jahre in Blindheit gelebt, ohne sich selbst und die Welt zu kennen.
Das Leben mußte anders sein, als er es gesehen. Eine Frau, die ihn liebte, verriet ihn in der Not. Hätte er sie gekannt, niemals wäre es ihm zugestoßen. Was aber hatte er von ihr gekannt? Nur die Hüften, den Busen, ihr Fleisch, ihr breites Gesicht und den schwülen Hauch, den sie ausströmte. Woran hatte er geglaubt? An Gott, an die Gerechtigkeit, an die Regierung. Im Kriege verlor er sein Bein. Er bekam eine Auszeichnung. Nicht einmal eine Prothese verschafften sie ihm. Jahre-

lang trug er das Kreuz mit Stolz. Seine Lizenz, die Kurbel eines Leierkastens in den Höfen zu drehen, schien ihm höchste Belohnung. Aber die Welt erwies sich eines Tages nicht so einfach, wie er sie in seiner frommen Einfalt gesehen hatte. Die Regierung war nicht gerecht. Sie verfolgte nicht nur die Raubmörder, die Taschendiebe, die Heiden. Offenbar geschah es, daß sie sogar einen Raubmörder auszeichnete, da sie doch Andreas, den Frommen, ins Gefängnis schloß, obwohl er sie verehrte. So ähnlich handelte Gott: Er irrte sich. War Gott noch Gott, wenn er sich irrte?

Jeden Morgen gingen die Insassen dieses Hauses im Hof spazieren. Der Hof war dicht gepflastert, von kleinen Ziegelsteinchen war der Boden bedeckt, und man sah kein Stückchen Staub, kein Stückchen Erde. Ein großes Ereignis war eine Henne, die oft im Hof erschien. Hundertvierundfünfzig Sträflinge wallten, einer hinter dem andern, mit gesenkten Köpfen immer in der Richtung von rechts nach links, immer die vier Wände entlang. In der Mitte gingen die weißbraun gesprenkelte Henne und der Aufseher, der ein Rohrstäbchen in der Hand schwang und einen Revolver an der Hüfte trug. Am linken Ärmel hatten die Gefangenen ihre schwarze Nummer. Der Zug begann mit Eins und endete mit Einhundertvierundfünzig. Viermal gingen sie das Quadrat des Hofes ab. Dann war die Stunde um. Sie sprachen nicht miteinander. Sie sahen sehnsüchtig nach der Henne. Einer lächelte manchmal. Der dreiundsiebzigste war Andreas Pum.

Einmal erblickte er im Hof ein Stückchen Zeitungspapier. Der Aufseher sah gerade in die entgegengesetzte Richtung. Andreas hob es auf und barg es in der Hand. Er war sehr neugierig. Es war, als würde in seiner Zelle ein Mensch erscheinen, um mit ihm zu sprechen. Vielleicht, ja wahrscheinlich enthielt dieses Stückchen Papier eine lustige oder eine merkwürdige Geschichte. Er zerknüllte es und hielt es zwischen zwei Fingern. So konnte er vorschriftsmäßig die Hände an der Hosennaht halten. Der Weg erschien ihm lang, die Stunde unendlich, der Hof grausam gewachsen. Endlich ertönte der Pfiff des Aufsehers. Andreas kam in die Zelle und wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnten. Dann entfaltete er das Papier, rückte die Bank zum Fenster und setzte sich. Er las:

»Personalien. Als Verlobte empfehlen sich Fräulein Elsbeth Waldeck, die Tochter von Prof. Leopold Waldeck, und Dr. med. Edwin Aronowsky, Fräulein Hildegard Goldschmidt und Dr. jur. Siegfried Tür-

kel, Fräulein Erna Walter und Willi Reizenbaum. Der Bankdirektor Willibald Rowolsky und Frau Martha Maria, geb. Zadik, zeigen hocherfreut die Geburt eines Sohnes an. Frau Hedwig Kalischer, geb. Goldenring, betrauert das Hinscheiden ihres Gatten Leopold Kalischer, Mitinhaber der Firma König, Schrumm & Kalischer, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Gemeinschaft der Chemikalienhändler AG, der nach schwerem Leiden im 62. Lebensjahre gestorben ist. Herr Johann Kotz zeigt das Ableben seiner Gattin Frau Helene Kotz an. Bergwerksdirektor Bergassessor Harald Kreuth gibt Nachricht vom Tod seines Vaters Sigismund Johann Kreuth. Im 77. Lebensjahre verschied nach langem Leiden der Geheime Sanitätsrat Dr. med. Max Treitel.«
Andreas wendete das Papier und las auf der Rückseite:
»Wenn das zutrifft, so versteht man jetzt, warum in den letzten Tagen die Poincaré-Presse den Sachverständigenbericht so geflissentlich als pro-französisch gepriesen hat – um ihren Herrn zu decken. Daily Mail, aus Paris direkt unterrichtet, zählt in bestimmter Form – –«
Hier brach das Papier ab.
Andreas Pum versuchte, sich die Menschen vorzustellen, von deren Leben er die wichtigsten Abschnitte erfahren hatte. Fräulein Elsbeth Waldeck war blond und vornehm, die Tochter eines Professors, die Braut eines Arztes. Der Doktor Siegfried Türkel war vielleicht ein Rechtsanwalt, und es wäre nicht von Schaden, seine Bekanntschaft zu machen. Vielleicht geriet man überhaupt nicht ins Gefängnis, wenn man mit dem Rechtsanwalt Türkel bekannt war. Ja, es war so: Alle, deren Namen auf diesem Stückchen Zeitungspapier standen, mußten miteinander befreundet sein. Der Doktor Aronowsky behandelte die Frau Martha Maria, geborene Zadik, und der Bergassessor Harald Kreuth lieh sich Geld vom Bankdirektor Willibald Rowolsky. Diesen vertrat der Rechtsanwalt Türkel bei Gericht, und der Rechtsanwalt Türkel machte dem Herrn Johann Kotz einen Kondolenzbesuch. Die Namen sprangen selbständig aus den Zeilen und verbanden sich wechselweise. Da hüpfte der Sanitätsrat zum Assessor und dieser zum Rechtsanwalt. Die Namen waren lebendig. Sie nahmen menschliche Gestalten an. Andreas Pum blickte auf das bedruckte Papier wie in ein Zimmer, in dem sich alle diese Menschen befanden und herumgingen und miteinander sprachen.
Dieses Bild bewegte ihn. Er stellte sich die Gesellschaft sehr glänzend vor. Es schien ihm, daß er hinter das Geheimnis der Welt gekommen

war. Er glaubte zu wissen, daß er in der Zelle saß, weil er keinen von diesen Verlobten, Geborenen und Verstorbenen kannte. Weshalb stand es nicht gedruckt, daß Herr Andreas Pum, Lizenzinhaber, nach ungerechter Behandlung und ohne gehört zu werden, zu sechs Wochen verurteilt war?

XV

Das kränkte Andreas Pum. Andreas empfand die Beschämung zurückgesetzter Menschen, sie sich auf eine Karriere vorbereitet hatten. Daß man gerade ihn eingesperrt hatte, daß man gerade ihn zum Heidentum zwang, war eine Ungerechtigkeit, grausam, unentschuldbar und verbrecherisch. Wie lange war es denn überhaupt her, daß er, fast mit der Würde eines Beamten, jedenfalls aber mit dem gottesfürchtigen Sinn eines Priesters, die Lizenz in der Tasche, an einer belebten Straßenecke die Nationalhymne spielte und die Leute zur Vaterlandsliebe fast ebensosehr anspornte wie zur Wohltätigkeit? Daß ein Schutzmann auf ihn zuschritt und sich, respektvoll grüßend, wieder entfernte, weil er die Berechtigung Andreas Pums, die Nationalhymne zu spielen, anerkennen mußte?
Was war denn eigentlich geschehen? Wie konnte sich die Welt so schnell geändert haben?
Ach! sie hatte sich gar nicht geändert! Immer war sie so gewesen! Nur wenn wir ganz besonders Glück haben, werden wir nicht eingesperrt. Aber unser Schicksal ist es, Anstoß zu erregen und im Gestrüpp der willkürlich wuchernden Gesetze zu stolpern. Wie Spinnen sitzen die Behörden, lauernd in den feinmaschigen Geweben der Verordnungen, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann wir ihnen anheimfallen. Und es ist nicht genug daran, daß wir einmal ein Bein verloren haben. Wir müssen unser Leben verlieren. Die Regierung, wie wir sie jetzt erkannt haben, ist nicht mehr etwas Fernes, hoch über uns Befindliches. Sie hat alle irdischen Schwächen und keinen Kontakt mit Gott. Wir haben vor allem gesehen, daß sie durchaus nicht eine einheitliche Macht ist. Sie gliedert sich in Polizei und Gericht und wer weiß noch wie viele Ministerien. Der Kriegsminister mag jemandem eine Auszeichnung verleihen, und die Polizei sperrt ihn dennoch ein. Das Gericht mag ihn vorladen, und der Herr Kommissär tut es auch. So wurde mancher gottlos, ein Heide und ein Anarchist.

Manchmal dachte Andreas, daß es notwendig wäre, sich wieder vernehmen zu lassen. Und einmal, als der Direktor der Strafanstalt, wie er es jede Woche seiner Vorschrift gemäß tat, die Zelle inspizierte, erzählte ihm Andreas seine Geschichte. Der Direktor war ein sehr strenger Mann, aber er glaubte, daß der Bestand des Staates von dem Ausmaß der Gerechtigkeit abhänge, die in seinen Grenzen zur Anwendung gebracht werde. Er ließ ein Protokoll mit Andreas Pum aufnehmen und versprach, »die Sache in die Wege zu leiten«.
Von diesem Tage an erfüllte Andreas Pums Brust ein neue, kleine Hoffnung. Zwar wußte er nicht, zu wem er zurückkehren sollte. Zwar hatte er das Wichtigste verloren, das ein Mensch in Freiheit nötig hat, um mit frohem Sinn und erfolgverheißender Kraft ein neues Leben zu beginnen: den Glauben nämlich, die Heimat der Seele. Und auch sein Körper hatte keine Heimat mehr. Von Katharina wollte er sich scheiden lassen. Wahrscheinlich hatte sie selbst schon die Scheidungsklage eingereicht. Sollte er zu Willi zurückkehren? Ein Straßenbettler werden? Würde er auch die Lizenz wiederkriegen? War es nicht überhaupt besser, er blieb in dieser Zelle, freiwillig, ein Leben lang?
Eines Tages erwachte er sehr früh. Er wußte nicht, wie spät es war, es konnte jedenfalls noch nicht sechs sein. Denn um sechs wurden die Sträflinge geweckt. An der Stelle, an der sein Bein abgesägt war, spürte er Schmerzen. Es mußte sich irgendeine bedeutsame Änderung des Wetters zugetragen haben. Plötzlich wurden leise plinkende Tropfen vernehmbar. Es regnete offenbar.
Andreas stand auf. Er schnallte seine Krücke an und stellte sich unter das Fenster. Jetzt hörte er den Regen ganz deutlich. Wäre das Fenster nicht in so tiefer Mauerbuchtung eingefaßt gewesen, so hätte der Regen sogar an die Scheiben getrommelt. So klatschte nur von Zeit zu Zeit ein einzelner Tropfen gegen eine Gitterstange. Jedenfalls aber stand fest: Es regnete.
Auf einmal erwuchs aus verschütteten Jahren ein Tag aus Andreas' Jugend. So war er mitten in der Nacht aufgestanden, von Erwartung und Unruhe getrieben, und hatte festgestellt, daß die Macht des langen Winters gebrochen war. Damals hatte er den Morgen gar nicht erwarten können, und auch jetzt konnte er es kaum. Was erschütterte ihn denn eigentlich so? Jahr um Jahr war er gewohnt, den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten zu erleben, und seit mehr als

dreißig Jahren hatte auf ihn der erste Regen keinen Eindruck gemacht. Er mußte weit zurückgreifen in die verschollene Jugend.
Und er sah die enge Gasse der ganz kleinen Stadt, in der er geboren war, und wie sie den einziehenden Frühling begrüßte, ihm spielende Kinder entgegenschickte und große Wasserbottiche, in denen sich das Regenwasser fangen sollte; wie sie ihre Kanalgitter öffnete, weil sie verstopft waren, und wie der Regen ungehemmt und in rastlos stürzenden, schäumenden, gurgelnden Fluten in die Untergründe der Gasse drang, wie er die schmutzigen winterlichen Schneereste an den Rändern des Bürgersteigs mit vernichtender Wut verschwinden, zerrinnen, Nichts werden ließ.
Ach, es wurde Frühling, und er sah es nicht! Die Welt änderte sich, und er war gefangen.
Jetzt klopfte der Wärter, und Andreas rief »Hier!« so schnell, daß der vorsichtige Beamte die Tür aufschloß und den angekleideten Andreas mit verwundertem Mißtrauen betrachtete. »Schon auf?« fragte der Wärter.
»Mein Knie schmerzt so!« antwortete Andreas.
»Heut ist kein Ausgang!« sagte der Wärter und schloß die Tür.
Oh, warum war heut kein Ausgang?
Die Finsternis lichtete sich, löste sich langsam in das gewohnte Dunkelgrau auf. Es wurde Tag. Der Regen wurde stiller. Auf einmal begann ein Vogel zu zwitschern. Eine ganze Vogelgruppe zwitscherte. Einige Spatzen drängten sich gegen das Gitter. Sie schrien und schlugen mit den Flügeln.
Andreas betrachtete die Vögel und lächelte. Er lächelte mild wie ein Großvater, der seinen spielenden Enkeln zusieht. Niemals hatte er sich um Spatzen sonderlich bekümmert. Jetzt schien es ihm, als hätte er eine alte Schuld an sie abzutragen. Er hätte sie gerne mit Brotkrumen gefüttert.
Er nahm sich vor, den Wärter darum zu bitten.
Als man ihm das Frühstück brachte, bat er den Wärter, einen Augenblick zu bleiben.
»Hören Sie«, sagte er, »bringen Sie eine Leiter! Ich möchte den armen Spatzen ein paar Brotkrumen streuen.«
Wenn Andreas dem Wärter zugemutet hätte, ihm die Schlüssel zu allen Zellen herauszugeben, die Überraschung wäre nicht größer gewesen. Der Beamte versah hier seit sechsundzwanzig Jahren seinen Dienst.

Von all den Tausenden Häftlingen, die seiner strengen Obhut anvertraut gewesen, hatte noch keiner einen solch verrückten Wunsch geäußert. Der Wärter dachte, von seinem beruflichen Argwohn gefaßt, der seine zweite Natur geworden war, zuerst an eine List des Häftlings. Er beleuchtete mit seiner Taschenlampe Andreas, um dessen Gesicht zu erforschen.
»Wie kommen Sie darauf?« sagte der Wärter.
»Sie tun mir sehr leid, die armen Vögelchen!« sagte Andreas mit einer erschütterten Stimme, daß der Wärter zu glauben anfing, Andreas sei verrückt.
»Lassen Sie sich nicht auslachen!« sagte er. »Der Herr sorgt für die Vögel. Essen Sie lieber das teure Brot allein!«
»Meinen Sie?« sagte Andreas. »Ist es so sicher, daß Gott für die Vögel sorgt?«
»Das ist nicht Ihre Sache!« erwiderte der Beamte. »Und meine auch nicht. Wozu hat man denn die Gesetze? Ich kenne meine Vorschriften. Es ist verboten, Leitern in die Zellen zu bringen. Wenn Sie krank im Gehirn sind, müssen Sie sich beim Herrn Doktor melden! Ich kann Sie ja aufschreiben, dann kommen Sie zur Marodenvisite. Wenn Ihnen der Herr Direktor es erlaubt, dann können Sie ja auch die Vögel füttern. Aber ein Gesuch müssen Sie machen.«
»Ich will ein Gesuch machen!« sagte Andreas.
Der Beamte notierte den Wunsch in sein Dienstbuch. Nach einer Stunde brachte er Papier, Tinte und ein Pult. »Schreiben Sie Ihr Gesuch«, sagte er, »der Herr Direktor hat es erlaubt.«
Andreas bat den Beamten um Hilfe. Dieser entzündete eine Kerze und zog seine Brille an. Dann diktierte er:

»An die hochwohllöbliche Direktion!
Endesgefertigter ersucht um die Bewilligung, einmal täglich den Spatzen sowie Vögeln anderer Art an den Fenstern seiner Zelle Brot und Speisereste auslegen zu dürfen.
Unterschrift: Andreas Pum, derzeit Häftling«

Dieses Gesuch steckte der Beamte ein.
Am Nachmittag kam der Doktor. Er hegte Zweifel an der geistigen Gesundheit Andreas Pums. Er begann, sich mit dem Häftling zu unterhalten. Andreas ergriff die Gelegenheit, auch dem Arzt seine Geschichte zu erzählen.

Der Doktor tröstete. Der Direktor, sagte er, würde schon die Sache in die Wege leiten. Andreas möge nur Vertrauen haben.
»Aber die Spatzen zu füttern wird man Ihnen nicht erlauben! Es ist so was einfach zu umständlich. Man kann Ihnen doch nicht eine Leiter in die Zelle bringen!«
»Wozu hab' ich dann ein Gesuch geschrieben?«
»Das ist Vorschrift. Wenn Sie einen Wunsch haben, müssen Sie ihn schriftlich äußern. Aber erfüllt wird er Ihnen nicht.« Der Doktor lächelte. Er war ein alter, beleibter Herr mit grauen Stoppeln auf Wangen und Doppelkinn. Er trug eine unmoderne, goldgeränderte Brille.
»Überlassen Sie doch dem lieben Gott die Sorge um seine Vögel!«
»Ach, Herr Doktor!« sagte Andreas traurig. »Manche sagen: Überlassen wir Gott die Sorge um diesen Menschen! Dann sorgt Gott nicht!«
Der Doktor lächelte wieder: »Es ist nicht gesund, ein Philosoph zu sein. Dazu reicht Ihre Kraft nicht. Man muß glauben, lieber Freund!«
Der Doktor wußte bereits, daß er es mit einem Narren zu tun hatte; aber auch, daß dieser Narr ungefährlich war. Im übrigen hatte er noch im ganzen drei Wochen abzubüßen. Also beschloß er, Andreas sich selbst und seinen philosophischen Gedanken zu überlassen. Außerdem erwartete der Doktor heute seine Nichte. Er mußte zur Bahn und vorher noch einmal nach Hause. Und da er ein Menschenfreund war, reichte er Andreas die Hand.
Spät am Tag, es mochte vor Anbruch der Dämmerung sein, sah Andreas, wie draußen der Himmel sich lichtete. Ein Stückchen strahlenden Blaus war sogar durch die schmutzige, kleine Scheibe zu sehen. Und wieder lärmten die Spatzen.
Dann vernahm er den leichten Trab eines Wägelchens, das regelmäßig jeden Tag hörbar wurde.
Obwohl es erst Februar war, nahm er an, daß die Knospen an den Weiden und Kastanien schon ziemlich groß sein müßten. Er dachte an sie mit derselben Zärtlichkeit, die er für die Vögel übrig hatte. Er nahm sich vor, einen weiten Spaziergang zu unternehmen, wenn man ihn freiließe.
In dieser Nacht schlief er spät ein. Er hatte Schmerzen im Knie. Der Wind wütete draußen und in den langen Gängen der Anstalt.
Am nächsten Tage war wieder Inspektion. Der Direktor sagte, die Sache laufe gut. In zwei Wochen könnte sie erledigt sein. Andreas würde also eine Woche früher freikommen. Man würde ein neues Verfahren

einleiten. Dann könnte Andreas sich vor Gericht beschweren. Dann würde man ja das Unrecht einsehen und Andreas freisprechen. Er, der Direktor, wolle jedenfalls ein hervorragendes Zeugnis schreiben. So ein Zeugnis hätte er noch niemandem geschrieben. Und was die Fütterung der Spatzen anbelangte, so sei dergleichen nicht üblich. Die Anstalt sei schließlich kein Tierschutzverein.
In diesem Augenblick entdeckte der Herr Direktor, daß der Kübel, in dem Andreas seine Bedürfnisse zu verrichten hatte, nicht neben dem Fenster, sondern in der Nähe der Bank stand, und weil der Herr Direktor die Ordnung fast genauso liebte wie die Menschlichkeit, sagte er streng: »Ihre Pflichten aber dürfen Sie nicht vernachlässigen!« Und genauso wie Willi fügte er hinzu: »Ordnung muß sein!«
Er ging, und hinter ihm klirrte der Säbel des Wärters.

XVI

Ein Tag war schöner als der andere.
Man merkte es nicht nur im Hof, wenn man den vorschriftsmäßigen Spaziergang absolvierte. Man merkte es sogar im Hof weniger. Denn seine Luft war muffig, und obwohl über seinen hohen Wänden der Himmel sich wölbte, schien es, als läge eine unsichtbare Decke über ihn gespannt. Nie kam die Sonne in diesen Hof. Deshalb war sein Pflaster immer feucht, als sonderte es Schweiß ab. Es war wie eine Krankheit der Pflastersteine.
Übrigens kamen jeden Tag die Spatzen in ganzen Massen vor das Zellenfenster, als wollten sie Andreas an sein Versprechen erinnern. Das tat ihm weh. Er sah hinauf und betrachtete schmerzlich die lärmenden, kleinen Wesen. Er hielt stumme Ansprachen, und sein Herz redete zu den Tieren, ohne daß sich seine Lippen bewegten. Meine kleinen, lieben Vögel, lange Jahrzehnte war ich euch fremd, und ihr wart mir gleichgültig wie der gelbe Pferdekot in der Straßenmitte, von dem ihr euch nährt. Wohl hörte ich euch zwitschern, aber mir war es gleich wie das Summen der Hummeln. Ich wußte nicht, daß ihr Hunger haben könntet. Ich wußte kaum, daß Menschen, also meinesgleichen, Hunger haben. Ich wußte kaum, was der Schmerz ist, obwohl ich im Krieg war und ein Bein verlor, aus dem Kniegelenk fallen ließ. Ich war vielleicht kein Mensch. Oder ich war krank am schlafenden Herzen. Denn

so etwas gibt es. Das Herz hält einen langen Schlaf, es tickt und tackt, aber es ist sonst wie tot. Eigene Gedanken dachte mein armer Kopf nicht. Denn ich bin von der Natur nicht mit scharfer Einsicht gesegnet, und mein schwacher Verstand wurde betrogen von meinen Eltern, von der Schule, von meinen Lehrern, vom Herrn Feldwebel und vom Herrn Hauptmann und von den Zeitungen, die man mir zu lesen gab. Kleine Vögel, seid nicht böse! Ich beugte mich den Gesetzen meines Landes, weil ich glaubte, eine größere Vernunft als die meinige hätte sie ersonnen, und eine große Gerechtigkeit führte sie aus im Namen des Herrn, der die Welt erschaffen. Ach! daß ich länger als vier Jahrzehnte leben mußte, um einzusehen, daß ich blind gewesen war im Lichte der Freiheit, und daß ich erst sehen lernte in der Dunkelheit des Kerkers! Ich wollte auch füttern, aber man verbietet es mir. Weshalb? Weil noch niemals ein Häftling diesen Wunsch hatte. Ach! jene waren vielleicht jünger, beweglicher und schneller, und sie dachten, wenn sie euch sahen, nicht an eure Nöte, sondern an ihre Freiheit, meine Vögel, und ich weiß schon, weshalb ich euch liebe. Ich weiß auch, weshalb ich euch nicht kannte, als ich selbst noch frei war. Denn damals war ich, obwohl einbeinig, dumm und alt, selbst wie ihr und ahnte nicht, daß tausend Gefängnisse auf mich warten, lauernd in den verschiedenen Teilen des Landes. Seht! ich möchte euch von meinem Brot geben, aber die Ordnung verbietet es. So nennen die Menschen den Kerker. Wißt ihr, was Ordnung ist, kleine Vögel?

Die Nacht heftete sich an den Tag und zerrann wieder im siegreichen Grau des Morgens. Andreas hörte auf, die Tage zu zählen. Jahre trennten ihn von seinem früheren Leben. Jahre trennten ihn von der kommenden Freiheit. Und obwohl er sich nach ihr sehnte, tat es ihm doch wohl, zu glauben, daß er niemals seine Sehnsucht erfüllt sehen würde. Er tauchte in seinen Schmerz tief hinab und beweinte sich wie einen teuren Toten. Er liebte seine Qualen wie treue Feinde. Er haßte seine verlebten Jahre wie verräterische Freunde.

Eines Tages wurde er entlassen.

Obwohl er dem Direktor der Anstalt bescheiden und demütig dankte und seine Hand in dessen dargebotene legte, fühlte er doch noch später stundenlang den Druck der mächtigen Direktorshand wie eine feindliche Macht und wie den Willen des Staates und der Behörden, ihr Opfer nicht wieder freizulassen. Andreas faßte einen tiefen Argwohn gegen das Gesetz und seine Vertreter, und schon begann er, sich vor dem

neuen Verfahren zu fürchten. Hatte man ihn nicht zum erstenmal ungerecht behandelt? Würde man ihn nicht noch einmal einsperren? Er wollte am liebsten fliehen. Die ganze Unermeßlichkeit der Welt war plötzlich vor ihm aufgetan, er sah Amerika, Australien und die fremden Gestade der Erde, und als wäre seine neugewonnene Freiheit noch ein Kerker, so empfand er das Land, in dem er lebte und in dem ihm Leid angetan war, als einen Gefängnishof, in dem er provisorisch frei spazieren durfte, um wieder in die Zelle zurückzukehren.
Indessen begab er sich zur Vorortbahn und löste, in einem kindischen Trotz, eine Karte zweiter Klasse. So saß er zum erstenmal auf grünen Polstern, breit in eine Ecke am Fenster gelehnt und den Ellenbogen stützend auf weiches, schwellendes Leder, und freute sich, daß er hier saß, wo nicht sein Platz war, daß er ein Unrecht beging und daß er sich anmaßte, was ihm nicht zukam. Er rebellierte gegen die ungeschriebenen und dennoch heiligen Gesetze der irdischen und der Bahnordnung, und sein trotziger Blick verriet den stillen und gutgekleideten Passagieren, daß er ein Rebell war. Sie rückten zur Seite, und Andreas freute sich. Er stand auf, es fiel ihm ein, daß er sämtliche Einrichtungen der zweiten Klasse sehen und genießen müsse, und er machte sich auf die Suche nach der Toilette im Korridor des Wagens. Sie war verschlossen. Er rief den Schaffner, der zufrieden in seinem Dienstabteil schlummerte, und er befahl mit der Stimme eines aufgeregten Herrn dem Beamten, das Klosett zu öffnen. Der Schaffner fand sogar ein Wort der Entschuldigung.
Andreas trat ein und prallte sofort zurück. Aus dem schmalen Spiegel gegenüber der Tür blickte ihm ein weißbärtiger Greis entgegen, mit einem gelben Gesicht und unzähligen Runzeln. Dieser Greis erinnerte an einen bösen Zauberer aus den Märchen, der Ehrfurcht und Furcht erweckt und dessen weißer Großvaterbart wie das Abzeichen einer verräterischen Liebe ist, einer heuchlerischen Güte und einer falschen Ehrlichkeit. Andreas glaubte, sich an die Farbe seiner Augen zu erinnern: Waren sie nicht einmal blau gewesen? Jetzt schillerten sie in grünlicher Bosheit. Änderte sich auch die Farbe der Augen in der Luft der Zelle?
Weshalb sollten die Augen bleiben, wie sie gewesen, wenn das braune Haar in kurzen Wochen weiß geworden war? In kurzen Wochen? Bewies ihm nicht gerade diese ehrwürdige Haarfarbe, daß er lange Jahre in der Zelle zugebracht hatte?

Jetzt war er ein Greis, unfähig, ein neues Leben zu beginnen, und dem Tode nah. Nun, er wollte sich nicht fürchten. Er wollte freiwillig wieder ins Gefängnis zurückkehren und sterben. Sein Leben war nur noch kurz.

Er kehrte an seinen Platz zurück. Die Leute rückten auseinander. Es schien, daß sie sich über ihn unterhalten hatten; so plötzlich und unwahrscheinlich war ihr Schweigen. Andreas sah zum Fenster hinaus wie einer, der seinem Tod entgegenfährt und Abschied nimmt von den bunten Bildern der Erde. Ein bißchen traurig war Andreas. Er sah selbst die häßlichen Bretterzäune und die Reklamebilder mit dem Schmerz eines Abschieds für ewige Zeiten.

Und dennoch erwachte eine neue Hoffnung in seiner Seele, als er den Bahnhof verließ. Er sah wieder den freudigen Wirbel der lebendigen, großen Stadt. Er sah über dem Gewirr der Wagen und Pferde und Menschen die neue Sonne des kommenden Frühlings. Und obwohl er ein weißhaariger Krüppel war, gab er seinen Trotz nicht auf. Todgeweiht, blieb er am Leben, um zu rebellieren: gegen die Welt, die Behörden, gegen die Regierung und gegen Gott.

XVII

Willi schlief nicht, obwohl es Mittagszeit war und die Stunde des besten und tiefsten Schlafs. Andreas brauchte nicht an die Tür zu klopfen. Willi hatte das Aufschlagen der Krücke im Hausflur gehört. Er öffnete und erschrak vor dem weißen Haar.

Aber mit der frechen Heiterkeit, die ihm eigen war und die Andreas freundlich entgegenschlug wie ein gutgemeinter, freundschaftlicher Stoß vor die Brust, fand Willi ein wohltätiges und lautes Scherzwort. Er traktierte Andreas mit Wurst und Witzen. Er holte eine große Schere, band ein Handtuch um Andreas und begann mit den Bewegungen eines Barbiers, den weißen Bart zu stutzen. Er machte ihn viereckig und ehrwürdig. Andreas sah sich im Spiegel und empfand Ehrfurcht vor seinem eigenen Angesicht. »Du siehst aus wie ein Waisenvater!« sagte Willi.

Hierauf begann Willi sich anzuziehen. Sehr erstaunt sah Andreas einen hellkarierten Anzug aus dem Dunkel des Kleiderkastens ans Licht kommen; einen hellbraunen, steifen Hut mit einem breiten, gerippten

Seidenband und eine seidene, sonnengelbe Krawatte. Bald stand Willi da wie ein Modell aus einer Schneiderzeitung. Seine übermäßig großen Hände steckten in braunen Lederhandschuhen, deren Nähte leise krachten. Unter dem Arm hielt er ein schlankes, bewegliches, gelbes Baumbusstöckchen mit einem goldenen Knopf. Dann sagte Willi: »Leb wohl! Ich geh' jetzt kontrollieren! Schlaf dich aus indessen! Nur keine Sorge!« Er grüßte mit dem Hut und schloß die Tür ab. Dann ging er »kontrollieren«.

In den fünf Wochen hatte sich nämlich eine große Änderung in Willis Leben vollzogen. Manchmal geschieht es, daß uns plötzlich die Lust packt, tätig zu sein und Geld zu verdienen, auch wenn wir von Natur den Müßiggang lieben. Sei es, daß der Frühling den neuen Tatendrang in uns weckt oder daß unsere Natur, der Faulheit müde, nach Abwechslung verlangt, ohne jede Rücksicht auf die Wandlung der Jahreszeiten – eines Tages treibt uns ein Zufall aus unserer Gleichgültigkeit, wir betreten die Straße, wir kehren in die Welt zurück, um uns in ihr zu tummeln, mit aufgeweckten, frischen und ausgeruhten Sinnen.

Ein Zufall rüttelte Willi auf. Er hatte immer Unternehmungsgeist besessen. Er war sich seiner Gaben bewußt. Er hatte schon oft daran gedacht, die Konjunktur dieser Zeit auszunützen. Er sah, wie junge Leute mit stumpfen Hirnen und nur mit dem Willen, Geld zu verdienen, eine gleichgültige Sache anfingen, einen Handel mit Streichhölzern oder Toiletteseife zum Beispiel, und wie sie es zu einem Vermögen brachten. Er hatte es nicht nötig, sich wegen seiner alten Sünden vor der Polizei ewig verborgen zu halten. Er besaß die Fähigkeit, Pässe zu fälschen, und er sah längst nicht mehr so aus wie vor vier Jahren, als er in der Basteistraße eingebrochen war. Heute klebte übrigens sein Bild nicht mehr an den Litfaßsäulen der Stadt. Er brauchte nichts mehr zu fürchten.

Diese Gedanken kamen ihm in einer Nacht, als Klara heimkehrte und ihm erzählte, der Alte aus der Herrentoilette des Cafés Excelsior wäre gestorben. Klara schlug ihm schüchtern vor, vielleicht vorläufig, für einige Wochen nur, in der Herrentoilette den Dienst zu übernehmen. Das lehnte Willi ab. Der Frühling kam. Die Rennsaison begann. Da gab es viel zu verdienen. Im Frühling setzte sich ein Mann von seinen Fähigkeiten nicht freiwillig in die Scheißbude.

Aber ein Einfall erleuchtete ihn plötzlich.

Drei Tage blieb Willi unterwegs. Zuerst besorgte er sich in einem La-

den, in dem eine schwerhörige Witwe Kaffeebohnen und Malz verkaufte, Betriebskapital. Das verursachte weiter keine Mühe. Er trat ein, neigte sich über den Ladentisch, gab sich verliebt, bediente auch ein paar Kunden, ohne daß ihn die Witwe dazu aufgefordert hätte. Dann half er ihr den Laden schließen, knipste das Licht aus und nestelte mit der Linken an dem Rock der Frau, während er mit der Rechten die Schubladen öffnete. Dann begab er sich in die großen Kaffeehäuser der Stadt, sprach mit den Wirten und Direktoren und entdeckte überall Mißstände: Die Toiletten waren nicht gut oder überhaupt nicht verwaltet, er war entsetzt über eine solch gefährliche Vernachlässigung der Hygiene und versprach, sich der Sache anzunehmen. Am nächsten Morgen klaubte er Invaliden und Nichtstuer von den Straßen auf und wählte unter ihnen die zuverlässigsten mit kundigem Blick und unerbittlicher Strenge. Da er nur wenig geeignetes Material fand, scheute er den weiten Weg zum Altersversorgungsheim auch nicht. Dort lebten die anständigsten Greise und Greisinnen. Er schrieb Zettel aus, gab jedem ein geringes Angeld, lief in die Toilettegeschäfte, bestellte Seifen, Nagelfeilen, Zahnpulver, Schwämme und Bürsten für die großen Kaffeehäuser und entdeckte, als er draußen war, daß er, fast ohne es zu wissen, ein paar Flaschen Kölnisch Wasser mitgenommen hatte. Diese brachte er zuerst in Sicherheit und nach Hause und stellte sie in Pyramidenform auf dem Brett über seinem Lager auf. Dann teilte er den Kaffeehausverwaltungen mit, daß er die »Organisation sämtlicher Garderoben, Herren- und Damentoiletten« übernommen habe. Und nach drei Tagen sammelte er seine ersten Einkünfte. In jedem Kaffeehaus saßen seine Leute. Hatte er die Toiletten schon besetzt gefunden, so errichtete er Garderoben. Er ging in seinem hellkarierten Anzug zur Behörde, fuchtelte mit dem Stöckchen, lud Wachtmeister zu einem Glas Bier und ließ Schnaps folgen und bekam eine Konzession auf den schönen Namen: Wilhelm Klinckowström, der eigentlich einem gefallenen Soldaten gehörte, dessen Militärpapiere sich Willi gesichert hatte. Von nun an hieß er: Herr Klinckowström, und manchmal setzte er noch ein bescheidenes »von« vor diesen ohnehin sehr anmutigen und noblen Namen. Er mietete ein »herrschaftlich möbliertes Zimmer« im vornehmsten Viertel der Stadt, kaufte eine Schreibmaschine, und Klara wurde seine »Sekretärin«. Sie kam jeden Tag aus ihrer alten Wohnung in die neue und lernte mühsam maschineschreiben. Willi diktierte gleichgültige Briefe mit erhobener Stimme und schrie von

Zeit zu Zeit. Seine Wirtin bezahlte er pünktlich, dafür verlangte er äußerste Sauberkeit unter der Devise: Ordnung muß sein. Klara gab ihre Stellung und ihren nächtlichen Beruf auf. Willi erwies sich als ein treuer und sorgfältiger Kavalier. Sie wollten im Mai heiraten. Willi kaufte Kleider, Sommerhüte, Goldkäferschuhe und seidene Strümpfe, Pyjamas und Busenhalter aus den feinsten Geweben. In jedem »seiner« Lokale war Willi ein gerngesehener und freigebig bedienter Stammgast. Er war sehr nützlich. Mit der Polizei wußte er zu reden, Musikanten und Kapellmeister billig zu verschaffen. Nachdem ihm eines Tages der Gedanke gekommen war, nach Südamerika auszuwandern, begann er, überall zu erzählen, daß er fünfzehn Jahre in Brasilien gewesen sei. Er schilderte haarklein das Leben in Brasilien und malte das Land so wunderbar, daß er immer stärkere Sehnsucht verspürte auszuwandern. Diesen Plan teilte er Klara mit. Sie war seit einigen Wochen sehr glücklich und mit allem einverstanden. Sie entsann sich sogar einer alten Tante und machte ihr einen Besuch mit Willi, den sie als ihren Gemahl, Herrn Klinckowström, vorstellte. Die Tante bekam regelmäßige, kleine Unterstützungen. Die Geschäfte florierten. Willi kaufte Puppen aus Stoff und Seide für die Damentoiletten. Sie fanden guten Absatz. Man beobachtete, daß seit kurzer Zeit alle Frauen, gesetzten und jüngeren Alters, aus den Toiletten mit großen Puppen zurückkehrten. Es gab viel zu tun. Gelegentlich starb ein Greis, der, mitten aus seiner trägen Altersstille herausgeholt, das geräuschvolle Nachtleben nicht vertrug. Ersatz mußte man schaffen. Einige waren unehrlich. Willi übergab sie der Polizei und kannte kein Mitleid. Ordnung mußte sein.

So wunderbar hatte das Schicksal Willis Leben verändert. Er wurde ein wohlhabender Mann. Nur sehr selten stahl er noch, um seine Geschicklichkeit zu erproben. Meist kaufte er, ohne lange zu überlegen, »das Beste an Qualität«. Er liebte Südfrüchte. Er rauchte Brasilzigarren. Aus alter Gewohnheit trug er noch seinen Schlagring in der Tasche, mit dem er viele Abenteuer gemeinsam bestanden hatte. Er war sehr sorgfältig rasiert und gewann mit der Zeit Vergnügen an gutgeschnittenen und dunklen Anzügen von sanfter und vornehmer Unauffälligkeit. Der teuerste Schneider nähte für ihn. Manchmal trug Willi auch ein Monokel und, wenn er schrieb, eine braungefaßte Hornbrille, die seinem Angesicht den Ausdruck unleugbarer Intelligenz verlieh. Weil ihm die Brille gefiel, schrieb er oft in Kaffeehäusern überflüssige Briefe und Rechnungen. Schließlich kam er auf die Idee, Artikel für

Zeitungen zu schreiben. Er schrieb »Erlebnisse in Verbrecherkreisen«, die den Stempel der Aufrichtigkeit und der Sachkenntnis trugen und deren stilistische Unvollkommenheit in den Redaktionen korrigiert wurde. Willi besuchte die Redakteure. Als ein alter Brasilianer und Allerweltskerl brauchte er keinen fehlerlosen Stil zu schreiben. Das war ohne weiteres verständlich.

Willi beschloß, Andreas im Café Halali einzustellen. Dieses Lokal war gerade dabei, seiner ursprünglichen Bestimmung untreu zu werden und das Geschäft auf eine neue Basis zu stellen. Früher war es ein Stammlokal der alten Jäger von Beruf und Jagdliebhaber gewesen. Jetzt führte Willi eine Salonkapelle ein. Die alten Jäger wanderten allmählich in die ewigen Jagdgründe ab. Eine neue Kundschaft, junge Leute und frisch geschminkte Mädchen, begann, der Alten Plätze einzunehmen. Der Inhaber ließ eine Wand durchstoßen und machte aus zwei stillen Zimmern ein lautes. Willi kam auf die Idee, eine Estrade in halber Wandhöhe für die Musik einzurichten. Dazu bedurfte es einer Genehmigung der Baupolizei. Baupolizei? Es war für Willi eine Kleinigkeit. Er bekam die Erlaubnis, einen ganzen Balkon zu bauen. Auch das Geld verschaffte er zu guten Zinsen, er verdiente Provision von beiden Seiten. Für die Garderobe gewann er eine ältere Dame aus einer städtischen Bedürfnisanstalt, die bereits fünf Jahre ihrem traurigen Beruf oblag und gerade in jenes Alter gekommen war, in dem die weibliche Seele einen späten Frühling feiert und nach Abwechslung verlangt. Nun fehlte nur noch ein Greis für die Herrentoilette. Andreas Pum besaß, nach Willis Ansicht, für diesen Beruf hervorragende Qualitäten. Am Abend holte Willi Andreas in die neue Wohnung. Er ließ den Alten schwören, daß er nie etwas von der Vergangenheit verraten würde. Willi war von diesem Tage an als Herr von Klinckowström anzusprechen. Andreas staunte über diese großartigen Veränderungen. Erschüttert von der neuen Herrlichkeit, begann er, fast zu glauben, daß Willi ein wirklicher Herr von Klinckowström war. So nannte er ihn bei diesem Namen, von dessen Glanz auch etwas auf denjenigen fiel, der ihn aussprach. Zu Klara sagte er: gnädige Frau Klinckowström. Willi leitete die geschäftliche Diskussion ein. »Wo ist deine neue Uniform?« fragte er. »Zu Hause, bei – ihr«, sagte Andreas. »Hol sie!« befahl Willi. Aber Andreas hatte Furcht. Also beschloß Willi, auf der Stelle zu Frau Katharina im Auto zu fahren.

Der Unterinspektor Vinzenz Topp öffnete. Daraus schloß Willi, daß

Andreas eigentlich diesem jungen Mann sein ganzes Unglück zu verdanken hatte. Er stellte sich als Herr von Klinckowström vor und bemerkte freudig, daß ein kurzes Zucken durch die sehnige Gestalt des Unterwachtmeisters lief und daß seine Brust sich leise wölbte. Hierauf forderte er die Kleider für Andreas und »überhaupt dessen Besitz«. Es stellte sich heraus, daß Katharina den Leierkasten längst verkauft hatte. Die neue Uniform war noch vorhanden. Willi drohte mit einer Anzeige wegen des verkauften Leierkastens und erreichte, daß man ihm die Uniform sofort übergab. Er pfiff, und der Chauffeur, mit dem er dieses Zeichen verabredet hatte, kam. Willi überreichte ihm den Anzug, sagte drohend »Guten Abend« und ging. Der Unterinspektor war gewiß, soeben den Besuch eines großen Mannes erhalten zu haben.
Die Uniform allein genügte noch nicht. Andreas erzählte, daß er sein Kreuz nicht mehr besitze. Willi behauptete, ohne Orden könne man keinen Dienst in der Toilette versehen. Er kannte die geheimen Zusammenhänge zwischen Bedürfnisanstalten und Patriotismus und wußte die ornamentale Wirkung eines dekorierten Invaliden im Klosett zu schätzen. Am nächsten Morgen kaufte er in einem Ordenladen fünf Auszeichnungen, darunter einen Stern aus Gold und Silberflitter an blauroten, rotweiß gestreiften und knallroten Bändern. Das mußte Andreas an die Brust nähen.
Zwei Tage später trat er seinen Dienst in der Toilette des Cafés Halali an.

XVIII

Zwischen blanken Kachelwänden und wandhohen Spiegeln, neben einer blauen Personenwaage saß Andreas Pum. Von den Wasserhähnen über den drei Porzellanbecken tropfte es in regelmäßigen Abständen, das plinkende Geräusch unterbrach die weiße, unendlich saubere Stille, und es war, als fielen Tropfen der Zeit in den Raum der Ewigkeit. Auf einem Tischchen lagen Handtücher, flachgebügelt, übereinandergeschichtet, und Seifenwürfel bildeten eine kunstvolle, sehr hohe und dennoch sichergegründete Pyramide. In einem gläsernen Wandkasten sah man Parfümflaschen, Würfelspiele, Trendel aus Messing und Stahl, ein Dominospiel für die Tasche und kleine Zauberspielkarten. Das alles bekam Willi »in Kommission«. Andreas verkaufte es. Um die

»Toilette« interessanter zu machen, hatte der Cafétier einen Papagei angeschafft. Er hieß Ignatz und besaß einen grünen Rücken, der violett schimmerte, eine rötliche Mütze und eine weiße Halskrause. Der Papagei sagte »Guten Tag« und »Guten Abend«, sooft ein Herr die Toilette betrat. In den Pausen, besonders an Nachmittagen, wenn keine Gäste kamen, unterhielt sich Andreas mit dem intelligenten Vogel. Sie hatten sich allerhand anzuvertrauen, Andreas und Ignatz. Der Papagei saß im Käfig, dessen Tür offenstand, aber es fiel ihm nicht ein, etwa weitere Ausflüge zu unternehmen als bis zum Wandkasten, der oben in der Mitte einen dreieckigen Giebel hatte.
Auf der Spitze saß der Papagei oft und rieb mit einer Kralle kunstvoll seinen Schnabel.
Andreas dachte an die Zeit, in der er sich zu seinem Leierkasten einen solchen Vogel gewünscht hatte. Er stellte fest, daß viele Wünsche spät in Erfüllung gehen, wenn der Mensch bereits alt und fast wunschlos geworden ist. Dieser Papagei war sehr musikalisch. Wenn die Musikkapelle im Café spielte, begann Ignatz zu pfeifen. Es gab Melodien, die er besonders liebte, und andere, die ihn aufregten. Erklang eine, die ihm unsympathisch war, so sträubte sich sein Gefieder, es bauschte sich sein rotes Samtkäppchen, und er begann, mit den Flügeln so wild um sich zu schlagen, daß seine bunten Federn flogen und die Seifenpyramide leise zitterte. Das ereignete sich bei den Klängen der Nationalhymne in einem ganz erstaunlichen Maße und bei einigen kriegerischen Märschen. Es schien, daß Ignatz ein Pazifist war und unpatriotisch bis zu einem sträflichen Grade. Darüber freute sich Andreas im stillen. Denn auch er liebte die patriotische Musik nicht mehr, und er dachte mit bitterem Hohn an jene Zeit zurück, in der er selbst noch durch seinen Leierkasten diese Melodien verbreitet hatte.
Ja, ja, Ignatz, wir sind Rebellen, wir beide. Leider kann es uns nichts nützen. Denn ich bin ein alter Krüppel, und du bist ein ohnmächtiger Vogel, und wir können die Welt nicht ändern. Wenn ich dir erzählen wollte, wieviel ich im Leben gelitten, was ich im Krieg durchgemacht habe und im Gefängnis, wie mir in der Zelle die Augen aufzugehen begannen und wie ich endlich entschlossen war, ein kräftiger, tätiger Heide zu werden, bis ich im Spiegel des Vorortzuges einsehen mußte, daß ich zu alt geworden war! Alle meine Freunde leben noch und sind kräftig und jung. Ich aber bin dem Tode verfallen, und wenn du mit

deinen Flügeln so wild um dich schlägst, so glaube ich schon, sein Rauschen hinter meinem Rücken zu hören.

Der Papagei sah versonnen und träumerisch und vollkommen ruhig Andreas an. Dann begann er zu pfeifen, als wollte er den alten Mann erheitern. Er pfiff ganz willkürlich, nach eigenen Tongesetzen, als würfe er die Sprossen der Tonleiter durcheinander, und besonders schrille Laute wiederholte er schnell und ohne Pause. Dann sprang er mit einem leisen Schrei Andreas auf die Schulter und bat um Zucker, den Andreas in viele kleine Stückchen teilte.

Es ging abwärts mit Andreas. Er sah aus wie ein Siebzigjähriger. Sein weißer Bart reichte knapp bis zu den bunten Ordensbändern auf seiner Brust, die ihm das Ansehen eines alten Schlachtenlenkers verliehen. Weißes Moos wucherte in seinen Ohren. Er hustete laut und trocken und war nach jedem Hustenanfall matt wie ein fieberkrankes Kind und einer Ohnmacht nahe. Er mußte ein paar Minuten sitzen, und um ihn kreisten die Spiegel, die blanken Kacheln und die Lichter, zuerst schnell, dann immer langsamer, bis sie endlich an ihrem gewohnten Ort stehenblieben. Diese seltsamen Bewegungen erinnerten Andreas an die letzten Drehungen eines Karussells, das aus den verschütteten Tagen seiner Kindheit auftauchte. Dazu kam die Musik aus dem Café, gedämpft, wie aus einem Jenseits und nur anschwellend, sooft ein Gast die Tür öffnete. Sehr oft schlief Andreas ein. Er träumte viel und sehr deutlich, und alle Bilder des Traumes behielt er scharf im Gedächtnis, wenn er erwachte. Er wußte bald nicht mehr zu unterscheiden zwischen Wachheit und Traum, und er nahm geträumte Bilder für wirkliche Ereignisse und diese für Träume. Er sah die Gesichter seiner Gäste gar nicht, er putzte ihre Kleider, reichte ihnen Seifen, Bürsten und Handtücher und hörte nicht, wenn sie ihm etwas sagten, dankte nicht für ihre Trinkgelder und zählte nicht seine Einnahmen. Er verkaufte auch nicht viel von Willis Waren, er pries nichts an, er »interessierte« nicht, wie Willi sagte, wenn er »kontrollieren« kam. Nur der alten Freundschaft hatte er es zu verdanken, daß er auf seinem Posten bleiben durfte.

Das schmale Fenster der Toilette ging in einen Hof, in dessen Mitte ein Kastanienbaum stand und der Andreas an die Höfe erinnerte, in denen er musiziert hatte. Jetzt wurden die Knospen immer größer, sie wuchsen zusehends, wurden fett und knallig, die Vögel hingen in den Zweigen, paarten sich und stritten. Andreas streute ihnen Krumen und sah

in den Frühling hinaus, der verborgen, kümmerlich und dennoch reich so viel Pracht entfaltete, als es die Bedingungen des gepflasterten Hofes zuließen und die Sonnenstrahlen, die nur am Nachmittag hierherkamen. Wenn ein Gast eintraf, mußte Andreas aus Gründen des Anstandes das Fenster schließen, denn gegenüber waren Küchenfenster und weibliches Hauspersonal, das neugierig hinüberzusehen schien.

Die Stelle am Knie schmerzte, die Polsterung der Krücke hätte längst erneuert werden müssen. Auch der Rücken tat aus unerklärlichen Gründen weh, die Feuchtigkeit verstärkte alte rheumatische Schmerzen, Gichtknoten bildeten sich an den Fingern, und ein drückendes Weh lastete auf der Brust, das Herz schien sekundenlang stillzustehen, und Andreas glaubte, er wäre bereits tot. Dann erwachte er, erschrak, daß er noch lebte, und glaubte bald wieder, er wäre nicht mehr auf Erden. Erst ein neuer Schmerz bewies ihm, daß er noch ein Lebender war. Er wußte nämlich, daß Verstorbene keine Schmerzen kannten, weil sie keinen Leib hatten, sondern nur aus Seelenstoff bestanden. Über derlei Fragen grübelte er lange, einsame Stunden, er suchte eine Erklärung für die sichtliche Ungerechtigkeit Gottes und seine Irrtümer, er dachte über die Möglichkeit einer Wiedergeburt und begann, verschiedene Wünsche zu äußern, als stünde er vor dem Ewigen und der Wahl, in welcher Gestalt er wieder ins Leben zurückkehren wolle. Er entschied sich für die Existenz eines Revolutionärs, der kühne Reden führt und mit Mord und Brand das Land überzieht, um die verletzte Gerechtigkeit zu sühnen. Von derlei Dingen las er in den Zeitungen, die er vom Café bekam. Sie waren meist schon zwei Tage alt, und er erfuhr alle Neuigkeiten, die nicht mehr wahr sein konnten, ehe er die Zeitungen in Rechtecke zerschnitt und sie in gleichmäßigen Päckchen an die Nägel hing. Denn Willi hatte ihm eingeschärft, das teure Klosettpapier zu sparen.

Spät in der Nacht kehrte er heim. Jetzt bewohnte er allein das alte Zimmer Willis, aber er blieb nicht gerne ohne Gesellschaft zu Hause. So bat er um die Erlaubnis, seinen Papagei aus dem Café mitnehmen zu dürfen. Er trug den Vogel im Käfig, über den er warme Decken stülpte, wenn es regnete und die Nächte kühl waren. Der Papagei schlief unterwegs und erwachte erst im Zimmer, wenn er Licht durch die dicken Hüllen verspürte. Dann sprach er ein paar Worte, wie ein Mensch im Schlaf oder im Halbschlummer zu sprechen pflegt, und Andreas besänftigte ihn mit guter, liebevoller Rede.

Einmal sah Andreas Einbrecher in der Nacht, aber er sagte nichts dem Polizisten, den er an der nächsten Ecke traf. Die Einbrecher arbeiteten an der Tür eines Ladens. Andreas freute sich im stillen. Es schien ihm, daß die Einbrecher den geheimen Zweck haben, die Gerechtigkeit in der Welt auf eine gewaltsame Weise wiederherzustellen. Las er in der Zeitung von Mord und Einbruch und Diebstahl, so freute er sich. Die Verbrecher, die »Heiden«, waren seine stillen Freunde geworden. Sie wußten es nicht. Er aber war ihr Freund, ihr Gönner. Manchmal träumte er, ein verfolgter Verbrecher flüchte sich zu ihm in die Toilette. Dann half er ihm freudig durchs Fenster in den Hof und in die Freiheit.

Indessen wurden die Apriltage warm, regenschwanger und wie süße Versprechungen. In den Nächten fühlte Andreas einen fernen Duft mit dem Winde daherkommen, seine Glieder wurden mehr müde als sonst. Er verlor das Interesse für viele Dinge. Sogar die Wiederaufnahme seines Verfahrens bekümmerte ihn nicht mehr. Er war alt, er war älter, als er selbst wußte. Schon ragte er hinüber ins andere Leben, während er noch die Pflastersteine dieser Erde trat. Seine Seele träumte sich ins Jenseits, wo sie heimisch war. Fremd kehrte sie in den Tag zurück.

Seine Schmerzen verstärkten sich, sein Husten wurde noch trockener, die Anfälle dauerten länger. Er vergaß heute, was gestern geschehen war. Er sprach mit sich selbst. Er vergaß manchmal den Papagei und schrak auf, wenn dessen Stimme unvermutet krächzte. Der Tod warf einen großen, blauen Schatten über Andreas.

Da kam eines Tages eine gerichtliche Vorladung. Sie war genau wie die erste mit einem würdigen Amtssiegel versehen, ein weißer Adler erhob seine Schwingen auf blutrotem Grunde, und obwohl die Adresse von flüchtiger Hand geschrieben war und der Gerichte vielbeschäftigte Eile bewies, strömte das Schriftstück doch jene Würde aus, welche den portofreien und amtlichen Briefen innewohnt. Andreas las. Er wurde noch einmal für zehn Uhr vormittags bestellt.

Er erinnerte sich wieder an seine Leiden, er arbeitete an einer Rede, er bereitete sich zu einer großen Anklage vor. »Hoher Gerichtshof«, wollte er sagen. »Ich bin ein Opfer dieser Verhältnisse, die Sie selbst geschaffen haben. Verurteilen Sie mich. Ich gestehe, daß ich ein Rebell bin. Ich bin alt, ich habe nicht lange mehr zu leben. Ich aber würde mich auch nicht fürchten, selbst, wenn ich jung wäre.« Noch viele tausend schöne und mutige Worte fielen Andreas ein. Er saß auf sei-

nem Stuhl neben der blauen Personenwaage und flüsterte vor sich hin. Ein Herr verlangte Seife, und er hörte es nicht. Ignatz flatterte auf seine Schulter und bat um Zucker. Andreas fühlte ihn nicht.

XIX

Von einer Turmuhr schlug die zehnte Vormittagsstunde. Eine zweite Uhr wiederholte die zehn Schläge. Mit langgezogenen, wehklagenden Tönen fiel eine dritte ein. Viele Türme, alle Türme der großen Stadt warfen Glockenschläge hinunter auf die kupfernen Dächer.

Andreas stand vor dem Richter. Die Vorladung hatte er soeben dem Gerichtsdiener übergeben. Der trug sie mit weihevoller Gebärde zum Schreiber, er schritt auf den Zehenspitzen, um die andächtige Stelle des Gerichtssaals nicht durch den schweren Tritt seiner offenbar genagelten Stiefel zu unterbrechen, und dennoch war in seinem Gang etwas Gewichtiges wie in dem Parademarsch eines lautlosen Gespenstes. Der Schreiber war uralt und hatte eine schiefe Schulter. Auch kurzsichtig schien er zu sein. Denn seine Nase berührte fast den Tisch, auf dem er schrieb, und die Spitze seines Federhalters ragte dünn und drohend, wie ein geschliffener Speer, über den Rand seines Kopfes. Noch hatte die Verhandlung nicht begonnen, und dennoch lief die Feder mit schnellen, raschelnden Lauten über das Papier, als gälte es, die Aussagen der Jahrhunderte abzuschreiben.

Der Richter saß in der Mitte zwischen zwei blonden, wohlgenährten Männern mit blanken Glatzen. Andreas hätte gerne gewußt, was die beiden Männer dachten. Sie sahen aus wie Zwillinge und unterschieden sich lediglich dadurch, daß der eine die Enden eines Schnurrbarts emporgezwirbelt, der andere sie nach beiden Seiten, links und rechts, waagrecht ausgezogen hatte. Der Richter war bartlos. Er hatte ein unbewegliches Antlitz voll steinerner Majestät wie ein toter Kaiser. Seine Gesichtsfarbe war grau wie verwitterter Sandstein. Seine großen grauen Augen waren alt wie die Welt und schienen durch die Wände in ferne Jahrtausende zu blicken. Nicht bogenförmig gekrümmt, wie bei anderen Menschen, sondern waagrecht, wie zwei lange schwarze Kohlenstriche standen die Brauen am unteren Rande der scharfen, kantigen Stirn. Die dünnen Lippen waren fest geschlossen, breit und blutigrot. So hätte dieses Angesicht wohl den Eindruck einer herzlosen Unerbitt-

lichkeit hervorgerufen, wenn in der Mitte des männlichen starken Kinns nicht eine versöhnende, fast kindliche Mulde gewesen wäre. Der Richter trug einen schwarzen Talar mit einem kleinen, noch schwärzeren Samtkragen.

Auf dem erhöhten Tisch, zwischen zwei weißen und dicken, aber nicht gleich großen Kerzen stand ein Kreuz, gelb und wuchtig, wie aus Würfeln aufgebaut. Es schien Andreas, daß dieses Kreuz aus den Seifenwürfeln bestand, die ihm Willi zum Verkauf übergeben hatte. Aber das war nur der Irrtum eines Augenblicks. Andreas sah ein, daß ein Kreuz niemals aus Seife sein könne und daß es sündhaft wäre, so etwas zu denken.

Er war gespannt auf den Gang der Verhandlung. Manchmal ging die Tür auf. Dann sah Andreas auf einer Bank im Korridor seine Frau Katharina, die kleine Anni, den Herrn von der Plattform der Straßenbahn und seltsamerweise auch den rotbackigen Händler, der den Esel gekauft hatte. Das waren die Zeugen. Wo aber blieben der Polizist und der Schaffner?

Der Richter verlas den Namen: Andreas Pum, er murmelte die Daten, die Konfession, den Geburtsort, den Beruf. Dann erhob er seine Stimme, die tief und weich war, und sagte ein paar Worte, die wie in Samt gehüllt waren. Andreas hatte nur den Klang der Stimme gehört und nicht, was der Richter sagte. Dennoch wußte er, daß man ihn aufforderte zu erzählen.

Plötzlich entsann er sich, daß er noch die bunten Orden an seiner Brust trug, die ihm Willi gekauft hatte. Er riß sie schnell herunter und behielt sie in der Faust. Gleichzeitig bemerkte er, daß die Wände des Gerichtssaales aus blaßblauen Kacheln bestanden, nämlich denen der Toilette im Café Halali. Von der Decke, die unendlich hoch sein mußte, zu der er aber nicht emporzublicken wagte, wehte es kühl und duftend wie im Sommer aus einem verdunkelten Friseurladen.

Er hustete einmal kurz und begann zu sprechen. Er fing mit der Schilderung der Szene auf der Plattform an. Aber der Richter streckte seine lange, schöne Hand aus, die aus den weiten Ärmeln der Toga weiß und edel herauswuchs, und machte eine abwehrende Bewegung. Zugleich ertönte seine Stimme, weich und dunkel, obwohl er die Lippen gar nicht bewegte. Das schien Andreas sehr wunderbar. Er hatte einmal als Knabe einen Bauchredner gehört. Aber dessen Stimme hatte grölend geklungen. Außerdem war ein Richter bestimmt kein Bauchredner.

Wie aber war es dennoch möglich, daß er mit geschlossenen Lippen klar und rein die Worte sprach:
»Andreas, was hast du auf dem Herzen?«
Andreas wunderte sich noch mehr über das »Du«. Aber plötzlich fiel ihm ein, daß er ja ein kleiner Junge war. Er trug kurze Hosen. Er hatte beide Beine und war barfuß. Seine Knie waren vom letzten Fall auf die Kieselsteine des Schotterhaufens am Flußufer zerschunden, rot und brennend.
Er dachte gerade über diese seltsame Verwandlung nach, als Musik ertönte. Im ersten Augenblick erinnerte sie an den Leierkasten. Dann aber schwollen die Klänge an, sie rauschten, fluteten, sanken wieder in sich zusammen, begannen zu flüstern, entfernten sich und kehrten zurück. Viele Menschen waren im Saal. Sie knieten nieder. Die Kerzen zu beiden Seiten des Kreuzes brannten golden und verbreiteten einen Duft von Weihrauch und Stearin.
Da begriff Andreas, daß er tot war und vor dem himmlischen Richter. Auch war er kein Knabe mehr. Er allein stand im ganzen Saal unter tausend Knienden. Er trat einen Schritt vor und stieß die Krücke auf, aber sie verursachte kein Geräusch. Andreas merkte, daß er auf weichen Wolken stand. Er erinnerte sich an die Rede, die er für die irdische Gerichtsverhandlung präpariert hatte. Ein starker Zorn wuchs in ihm, sein Angesicht flammte, und seine Seele gebar Worte, zornige, purpurne Worte, tausend, zehntausend, Millionen Worte. Nie hatte er sie gehört, gedacht oder gelesen. Tief in ihm hatten sie geschlafen, gebändigt von dem armseligen Verstand, verkümmert unter der grausamen Hülle des Lebens. Jetzt sprossen sie auf und fielen von ihm ab wie Blüten von einem Baum. Im Hintergrund klang leise und in feierlicher Wehmut die Musik. Andreas hörte sie zugleich mit dem Rauschen seiner eigenen Rede:
Aus meiner frommen Demut bin ich erwacht zu rotem, rebellischem Trotz. Ich möchte Dich leugnen, Gott, wenn ich lebendig wäre und nicht vor Dir stünde. Da ich Dich aber mit meinen Augen sehe und mit meinen Ohren höre, muß ich Böseres tun als Dich leugnen: Ich muß Dich schmähen! Millionen meinesgleichen zeugst Du in Deiner fruchtbaren Sinnlosigkeit, sie wachsen auf, gläubig und geduckt, sie leiden Schläge in Deinem Namen, sie grüßen Kaiser, Könige und Regierungen in Deinem Namen, sie lassen sich von Kugeln eiternde Wunden in die Leiber bohren und von dreikantigen Bajonetten in die Herzen ste-

chen, oder sie schleichen unter dem Joch Deiner arbeitsreichen Tage, sonntägliche, saure Feste umrahmen mit billigem Glanz ihre grausamen Wochen, sie hungern und schweigen, Ihre Kinder verdorren, ihre Weiber werden falsch und häßlich, Gesetze wuchern wie tückische Schlingpflanzen auf ihren Wegen, ihre Füße verwickeln sich im Gestrüpp deiner Gebote, sie fallen und flehen zu Dir, und Du hebst sie nicht auf. Deine weißen Hände müßten rot sein. Dein steinernes Angesicht verzerrt, Dein gerader Leib gekrümmt, wie die Leiber meiner Kameraden mit Rückenmarkschüssen. Andere, die Du liebst und nährst, dürfen uns züchtigen und müssen Dich nicht einmal preisen. Ihnen erläßt Du Gebete und Opfer, Rechtschaffenheit und Demut, damit sie uns betrügen. Wir schleppen die Lasten ihres Reichtums und ihrer Körper, ihrer Sünden und ihrer Strafen, wir nehmen ihnen den Schmerz und die Sühne ab, ihre Schuld und ihre Verbrechen, wir morden uns selbst, sie brauchen es nur zu wünschen; sie wollen Krüppel sehen, und wir gehen hin und verlieren unsere Beine aus den Gelenken; sie wollen Blinde sehen, und wir lassen uns blenden; sie wollen nicht gehört werden, also werden wir taub; sie allein wollen schmekken und riechen, und wir schleudern Granaten gegen unsere Nasen und Münder; sie allein wollen essen, und wir mahlen das Mehl. Du aber bist vorhanden und rührst Dich nicht? Gegen Dich rebelliere ich, nicht gegen jene. Du bist schuldig, nicht Deine Schergen. Hast Du Millionen Welten und weißt Dir keinen Rat? Wie ohnmächtig ist Deine Allmacht! Hast Du Milliarden Geschäfte und irrst Dich in den einzelnen? Was bist Du für ein Gott! Ist Deine Grausamkeit Weisheit, die wir nicht verstehen – wie mangelhaft hast Du uns geschaffen! Müssen wir leiden, weshalb leiden wir nicht alle gleich? Hast Du nicht genug Segen für alle, so verteile ihn gerecht! Bin ich ein Sünder – ich wollte Gutes tun! Weshalb ließest Du mich die kleinen Vögel nicht füttern? Nährst Du sie selbst, dann nährst Du sie schlecht. Ach, ich wollte, ich könnte Dich noch leugnen. Du aber bist da. Einzig, allmächtig, unerbittlich, die höchste Instanz, ewig – und es ist keine Hoffnung, daß Dich Strafe trifft, daß Dich der Tod zu einer Wolke zerbläst, daß Dein Herz erwacht. Ich will Deine Gnade nicht! Schick mich in die Hölle.

Die letzten Sätze hatte Andreas nach einer unbekannten, fremden, wunderbaren Melodie gesungen. Immer noch klang die Musik wie ein Orchester aus tausend Seufzern.

Da hob der Richter die Hand, und seine Stimme tönte: »Willst Du ein Diener im Museum sein oder Wächter in einem grünen Park oder einen kleinen Tabakverschleiß an der Straßenecke haben?«
»Ich will in die Hölle!« antwortete Andreas.
Da war auf einmal Muli, der kleine Esel, neben Andreas und führte den Leierkasten, aus dem Töne drangen, obwohl die Kurbel nicht bewegt wurde. Der Papagei Ignatz stand auf Andreas' Schulter. Der Richter erhob sich, er wurde groß und größer, sein graues Angesicht begann, weiß zu leuchten, seine roten Lippen öffneten sich und lächelten. Andreas begann zu weinen. Er wußte nicht, ob er im Himmel oder in der Hölle war.
Man sperrte die Herrentoilette im Café Halali und ließ die Herren in die Damenabteilung für diesen Abend. Nachdem sich alle Gäste entfernt hatten, schaffte man die Leiche Andreas Pums weg. Sie kam nach einigen Tagen, weil gerade Leichenmangel war und obwohl sie nur ein Bein hatte, ins Anatomische Institut und erhielt, dank einem geheimnisvollen Zufall, die Nummer 73, dieselbe, die der Häftling Andreas getragen hatte. Ehe man die Leiche in den Seziersaal trug, kam Willi, um Abschied zu nehmen. Er wollte gerade anfangen zu weinen. Da fiel ihm schnell das Lied ein, das er immer zu pfeifen pflegte.
Und pfeifend ging er, einen Greis für die Toilette suchen.

APRIL
Die Geschichte einer Liebe
1925

Die Aprilnacht, in der ich ankam, war wolkenschwer und regenschwanger. Die silbernen Schattenrisse der Stadt strebten aus losem Nebel zart, kühn, fast singend gegen den Himmel. Fein und dünngelenkig kletterte ein gotisches Türmchen in die Wolken. Die dottergelbe Scheibe der erleuchteten Rathausuhr hing wie an einem unsichtbaren Seil in der Luft. Um den Bahnhof roch es süß und trocken nach Steinkohle, Jasmin und atmenden Wiesen.

Die einzige Droschke der Stadt wartete, gleichgültig und bestaubt, vor dem Bahnhof. Die Stadt mußte klein sein. Sie besaß gewiß eine Kirche, ein Rathaus, einen Brunnen, einen Bürgermeister, eine Droschke. Das Pferd war braun, breithufig, trug rötliche Zottelmanschetten über den Fußgelenken und hatte keine Scheuklappen. Seine Augen glotzten groß und wohlwollend auf den Platz. Wenn es wieherte, neigte es den Kopf seitwärts, wie ein Mensch, der sich zum Niesen anschickt.

Ich stieg in die Droschke und überholte auf der Landstraße alle wakkelnden Hutschachteln und schwankenden Koffer mit den daran hängenden Menschen. Ich hörte, was die Leute einander sagten, und fühlte die Armut ihrer Schicksale, die Kleinheit ihres Erlebens, die Enge und Gewichtlosigkeit ihrer Schmerzen. Über die Felder zu beiden Seiten der Straße ergoß sich Nebel wie geschmolzenes Blei und täuschte Meer und Grenzenlosigkeit vor. Deshalb waren die Hutschachteln, die Menschen, die Reden, die Droschke so gering und lächerlich. Ich glaubte wirklich an das Meer zu beiden Seiten und wunderte mich über seine Stille. Es ist vielleicht gestorben, dachte ich. Der Schornstein einer Fabrik, der plötzlich neben einem weißen Häuserwinkel aufstieg, beängstigend trotz seiner Schlankheit, sah aus wie ein erloschener Leuchtturm.

Zufällige Menschen lagerten am Wegrand: Vorhuten der Stadt. Sie waren zutraulich und aufrichtig, ich konnte sehen, was in ihnen vorging: Eine Mutter wusch ihr Kind in einem Faßeimer. Das Gefäß trug einen blanken und grausamen Blechgürtel, und das Kind schrie. – Ein Mann saß in seinem Bett und ließ sich von einem Jungen einen Stiefel ausziehn. Der Junge hatte ein rotes, angestrengt-aufgedunsenes Gesicht, und der Stiefel war schmutzig. – Eine alte Frau kehrte mit einem Besen

auf den Dielen der Stube herum, und ich ahnte ihre nächste Tätigkeit; sie würde jetzt das blau-rote Tischtuch zusammenraffen, zum Fenster oder zur Tür gehen und die Speisereste in den kleinen Garten schütten. Ich hatte Mitleid mit dem Kind im Faßeimer, dem stiefelziehenden Jungen, den Speiseresten. Alte Frauen, die in der Nacht aufräumen, müssen schlecht sein. Meine Großmutter, die wie ein Hund aussah, kehrte immer in der Nacht mit dem Besen auf den Dielen umher. Ich war sehr klein, haßte die Großmutter und den Besen und liebte Papierschnitzel, Zigarrenstummel und allerlei Abfälle. Ich rettete alles, was auf dem Fußboden lag, vor dem Besen der Großmutter in meine Taschen. Ich liebte besonders Strohhalme. Von allen Dingen waren sie am meisten lebendig. Manchmal, wenn es regnete, sah ich zum Fenster hinaus. Auf den Wellen einer der unzähligen Regenbächlein schwamm, tänzelte, drehte sich kokett und unbekümmert ein Strohhälmchen und ahnte nichts von dem Kanalschacht, dem es zutrieb, in dem es verschwinden würde. Ich rannte auf die Straße, der Regen war schwer und wütend, er peitschte mich, aber ich lief den Strohhalm retten und erreichte ihn knapp vor dem Kanalgitter.

Viele Leute sah ich in der Nacht. In dieser Stadt gingen die Menschen vielleicht so spät schlafen, oder war es der April und die Erwartung, die in der Luft lag, daß alles Lebende wach bleiben mußte? Alle, die mir entgegenkamen, hatten irgendeine Bedeutung. Sie trugen Schicksale, waren selbst Schicksale; sie waren glücklich oder unglücklich, keineswegs gleichgültig und zufällig; oder sie waren zumindest betrunken. In kleinen Städten sind nachts keine zufälligen Menschen auf der Straße. Nur Liebhaber oder Straßenmädchen oder Nachtwächter oder Wahnsinnige oder Dichter. Die Zufälligen und Gleichgültigen sind sicher zu Hause.

In der Mitte des Marktplatzes stand der Gründer der Stadt, ein steinerner Bischof, als gäbe er acht. So mittendrin ist er und so wichtig. Ich glaube, die Leute hielten ihn für tot und erledigt. Sie gingen an ihm vorbei und grüßten nicht; sie hätten sich nicht gescheut, Geheimstes in seiner Nähe zu sagen oder auch ein Verbrechen zu begehen. Wozu hielten sie ihn überhaupt noch?

Mir tat der Bischof leid, der sich gewiß so geplagt hatte, als er die Stadt gründete. Er trug einen verkniffenen Zug um den Mund und sah ganz so aus wie jemand, der die Undankbarkeit der Welt kennengelernt hat. Ich versprach ihm in jener Nacht, fleißig in der Geschichte über ihn

nachzulesen. Aber ich kam nie dazu. Denn auch in dieser kleinen Stadt hatten die lebenden Menschen Geschichten, die mir in den Weg liefen, mich umstellten und einspannten. Und übrigens war es Frühling, und ich mag in solcher Jahreszeit keine Bischöfe und keine Gründer.

Ich wußte schon am nächsten Morgen ein paar Geschichten.

Ich wußte, daß der Briefträger erst seit einigen Tagen hinke und keineswegs von Geburt lahm sei. Er trank selten, zweimal im Jahr: an seinem Geburtstag, das war der 15. April, und am Todestag seines Sohnes, der in der großen Stadt durch Selbstmord geendet hatte. Der Rausch war nachhaltig, und der Briefträger taumelte drei Tage zwischen den Mauern des Städtchens herum, ehe er nüchtern wurde. An diesen drei Tagen bekamen die Leute dieser Stadt keinen Brief. Der Verkehr mit der Außenwelt stockte.

Vor einer Woche, am 15. April, war der Briefträger in seinem Rausch gestürzt und hatte sich ein Bein verrenkt. Davon kam sein Hinken.

Das war nicht die einzige Geschichte.

In dem Hotel, in dem ich schlief, roch es nach Naphthalin, Moschus und alten Kränzen. Der große Speisesaal hinter dem Schankladen war niedrig, die Decke gewölbt, und die Wände trugen viereckige, braunhölzerne Pflästerchen mit Sprüchen. Anna, das Mädchen, stützte den rechten Arm auf das Fensterbrett und gab acht, daß die Krüge nicht leer wurden. Sie wurden nie leer. Denn die Leute tranken hier nicht sehr viel Wein und klapperten mit den Krugdeckeln, wenn Anna nicht aufpaßte.

Anna war damals siebenundzwanzig Jahre alt und blond und glatt gekämmt. Sie sah immer so aus, als wäre sie vor einer Weile aus dem Wasser gestiegen. So straff und blank war ihr Gesicht, und so frisch und streng und feuchtblond zogen sich ihre gestrählten Haarsträhnen aus der Stirne.

Sie hatte schlanke, kräftige, aber schüchterne Hände, von denen ich immer glaubte, daß sie sich schämen.

Anna stammte aus Böhmen und liebte den Ingenieur. Der Ingenieur war der Betriebsleiter jener Fabrik, in der Annas Vater arbeitete. Anna hatte ein Kind von dem Ingenieur.

Der Ingenieur hatte geheiratet und Anna Geld gegeben fürs Kind und für die Reise. So war Anna Kellnerin in dem kleinen Städtchen.

Ich trat einmal zufällig in Annas Zimmer und sah die Photographie

ihres Kindes. Es war ein schönes Kind, es griff mit runden Fäusten in die Luft und trank die Welt mit großen Augen. Anna war schweigsam und erzählte ihre Geschichte sehr kurz.
Ich mag Ingenieure dieser Art nicht und liebte Anna.
»Sie lieben ihn immer noch?« fragte ich Anna.
»Ja!« sagte sie. Sie sagte es so selbstverständlich und trocken wie irgendeine geschäftliche Auskunft.

In dem Städtchen gab es ein Kinotheater. Der Besitzer war ein jüdischer Tuchwarenhändler. Er hatte ein Kino gegründet, weil er tüchtig und betriebsam war und es ihn schmerzte, daß er einen ganzen Sonntag nichts zu tun haben sollte. Er verkaufte daher an Wochentagen Tuchwaren und ließ Sonntag im Kino spielen.
Ins Kino ging ich mit Anna.
Im Städtchen gab es eine Bibliothek. Der junge Mann, der Besucher zu bedienen und, wenn niemand da war, Staub aufzuwischen hatte, war blaß, romantisch blaß und dünn wie ein auferstandener Dichter und hatte eine blond-gelbe Schopflohe, die von seinem Kopf gegen den Suffit flackerte. Er stand immer auf einer Doppelleiter, er spazierte mit der Doppelleiter hinter dem Ladentisch herum, er konnte es vortrefflich, besser als jeder Zimmermaler. Als hätte er überhaupt nur auf Doppelleitern gehen gelernt. Die Leihbibliothek hatte auch alte, gute Bücher, und ich ging mit Anna in die Leihbibliothek.
Anna freute sich sehr.
Manchmal wußte ich, daß Anna zärtlich sein könnte. Ich liebte die Frauen, deren Güte wie ein verschütteter Quell, unsichtbar fruchtlos, aber unermüdlich, jedesmal gegen die Oberfläche anströmt und, weil ein Ausweg nicht möglich, nach der Tiefe gedrängt, verborgene Schächte gräbt und gräbt bis zum Versiegen. Ich liebte Anna. Ich konnte ihren Reichtum nicht lassen. Sie wußte nicht, wieviel ihr verlorenging, wenn sie so daherschritt, rückwärts lebend, jede andere Sehnsucht ausschaltete und nur die nach Vergangenem trug und pflegte.
Ich habe noch nicht vom Park erzählt, in dem die Liebe dieser Stadt blühte. Der Goldregen wucherte leichtsinnig und liederlich zwischen Linden und Kastanien. Die Bänke standen nicht in den Alleen, sondern mitten auf den Beeten. Ich dachte, diese Bänke hätte der Bischof, als sie noch ganz jung waren, in die Erde gepflanzt, und sie

wuchsen immer jedes Jahr um ein Stückchen in die Breite. Die Füße hatten sicherlich schon Wurzel gefaßt im lockeren Boden.
Am Sonntag, nach dem Kino, ging ich mit Anna in den Park.
Einmal sahen wir, wie zwei sich küßten, und Anna lachte.
»Es ist nicht gut, Anna«, sagte ich, »über die Liebe zu lachen. Ich mag Menschen nicht, die so lügen können.«
Da hörte Anna zu lachen auf.
Als wir nach Hause kamen, erwies es sich, daß der Wirt Anna gesucht hatte, denn es war ein Gast gekommen. Er hatte einen knarrenden, neuen Lederkoffer mit vielen grünen und roten Heftpflästerchen. Er war schwarz gelockt und glutäugig, und er konnte gewiß Mandoline spielen und Mädchen verführen. Hätte ich in seine Brieftasche einen Blick tun können, so hätte ich eine ganze Sammlung bunter Schleifen und blonder Haare und rosa Liebesbriefe gesehn. Aber ich kam nicht dazu und wußte es auch so.
Er trank Bier in der Wirtsstube. Das Bier paßte nicht zu seinem Gesicht, er hätte Wein trinken müssen. Er ließ sich von Anna bedienen und war sehr höflich. Er sprach lauter Schnörkel. Seine Worte sehen aus wie seine Unterschrift wahrscheinlich, dachte ich.
In dieser Nacht bemerkte ich, daß mein Licht fehlte. Ich machte die Tür auf und ging zu Anna in die Stube. Anna war im Hemd und weinte. Sie blieb auf ihrem Bett sitzen und erschrak nicht, als ich kam, sondern weinte ruhig und mit Ausdauer weiter.
Dann sagte sie: »Er sieht genauso aus!«
Der neue Gast sah genauso aus wie Annas Ingenieur.
»Es ist schrecklich!« sagte Anna.

Seit damals liebten wir uns und verbargen es nicht voreinander. Anna konnte sehr zärtlich sein und eifersüchtig auch. Aber ich kümmerte mich nicht um die Frauen. Die Frauen dieser Stadt gefielen mir gar nicht.
Nur wenn ich sah, wie sie an goldumrahmten Frühlingsabenden über die Felder wanderten, ein Paar ums andere, rührten sie mich. Sie waren dazu da, die Welt zu erneuern. Sie wuchsen, liebten und gebaren. Im Frühling begannen sie ihr mütterliches Werk und vollendeten es im Laufe der Jahre. Ich sah, wie sie, berauscht und mit Appetit auf Rausch, harmlos und beflissen, Gottes Gebot zu erfüllen, wie Maikäfer in die Wälder ausschwärmten.

Spät in der Nacht noch standen sie in den dunklen Hausfluren, klebten sie an den Lippen und Schnurrbärten der Männer, kicherten und waren dankbar bis zur Demut für jedes gute Wort, das man ihnen in den Schoß warf. Schön waren die Nächte, in denen die Grillen und die Mädchen unermüdlich zirpten.

Und die Regentage auch.
Die Mädchen standen in den Fenstern und lasen in Büchern aus der Leihbücherei und aßen Butterbrot. Ein Regenschirm schwankte durch die Gasse und überdachte den zierlichen, dünnen Notariatsschreiber. Er sah aus wie eine aufrecht gehende Heuschrecke.
Strohhalme tänzelten, wirbelten, drehten sich kokett und schwammen ahnungslos dem Verderben der Kanalgitter zu. Ich lief nicht mehr, sie aufzuhalten. Immer dachte ich, daß ich es doch tun müßte. Der Regen, die Harmlosigkeit des Strohhalms, das Kanalgitter und ich gehörten zusammen. Vielleicht war auch noch der Notariatsschreiber dabei. Der Regentag war grau schraffiert, der Strohhalm ertrank, das Kanalgitter verschluckte ihn, der Notariatsschreiber stocherte schirmüberdacht durch die Gasse. Und ich hätte eigentlich laufen müssen, den Strohhalm retten. Jedes in der Welt hat seine Aufgabe.

Sehr früh am Morgen stand ich täglich auf. Anna schlief noch, und der Wirt und der zweite Gast. Die Stiefel der Hausbewohner standen, noch nicht gereinigt, ein Stück Gestern, vor den Türen. Im Hof pendelte der Pudel, gähnte und suchte nach vergessenen Knochen unter der Hoteldroschke, die, unbespannt, mit einer zwecklosen Deichsel, vor dem Schuppen wartete wie ein ausgegrabenes Gefährt. Jakob, der Kutscher, schnarchte im Schuppenbau, brünstig und stark; er schnarchte einen Hymnus auf Natur und Gesundheit. Es war gar nicht lächerlich, sein Schnarchen. Es klang selbstverständlich und machtvoll; ein Naturlaut, ein verhülltes Donnerrollen, ein Hirschröhren. Um fünf Uhr erhob sich ferne und wie aus übersinnlichen Welten heranschwellend das klagende Tuten der Dampfmühle und weckte Jakob, den Kutscher. Er mußte in den Kleidern geschlafen haben, denn er kam, gleichzeitig mit dem letzten, verzitterten Oberton der Mühlensirene, in seiner großkarierten Ärmelweste, in Hosen und bestiefelt, barhaupt, mit einem zerknitterten Pergamentgesicht, sprudelte aus trichtergeformtem Munde Wasser auf seine gekrümmten Handflächen und rieb

sich Stirn und Augen. Dann ging er quer über den Hof ins Haus, schwer und mühevoll, als müßte er jedes Bein wie einen Baum mit Wurzeln aus der Erde ziehn.

An der ersten Straßenbiegung klinkte Käthe ihr Fenster auf und sah hinunter in die Stadt. Ich grüßte Käthe immer. Ich hatte noch nie mit ihr gesprochen, ich hatte gar nichts mit ihr zu sprechen, ich grüßte sie nur, weil sie aus dem Fenster sah und weil die Welt so früh am Morgen noch nicht konventionell war, sondern einfach wie in den ersten Tagen ihrer Kindheit, ein paar Jahre nach der Erschaffung, als noch im ganzen zwanzig Menschen sie belebten und alle zwanzig freundlich und gut miteinander waren. Später, wenn ich heimkehrte, war's Mittag bereits, die Welt um alle Jahrtausende älter, und ich grüßte nicht mehr, weil es sich nicht schickte, in einer so fortgeschrittenen Welt ein Mädchen zu grüßen, mit dem man noch nie gesprochen.

Durch den Park knirschte ein rundbäuchiger Spritzwagen, Rasen und Beete berieselnd. Eine Amsel sprang mit Gassenbubengebärden neben dem Wagen her und schlug mit dem linken Flügel gegen die zerstäubenden Wassertropfen. Unsichtbar lärmte irgendwo oben ein ganzes, in die Ferien geschicktes Lerchenpensionat. Rund um die Bänke, die in der Mitte der Beete standen, war das Gras ein wenig müde und hergenommen von der nächtlichen Liebe der Menschen. Und mir entgegen schritt der lange Eisenbahnassistent durch den Park in den Dienst.

Den Eisenbahnassistenten haßte ich. Er war sommersprossig, unglaublich lang und gerade. Ich dachte, sooft ich ihn sah, an einen Brief an den Eisenbahnminister. Ich wollte vorschlagen, den häßlichen Eisenbahnassistenten als Telegraphenstange unterwegs irgendwo zwischen zwei kleinen Stationen zu verwenden. Nie hätte mir der Eisenbahnminister diesen Dienst erwiesen.

Ich wußte nicht, warum ich den Beamten so haßte. Er war außergewöhnlich groß gewachsen, aber ich hasse ja nicht grundsätzlich das Außergewöhnliche. Mir schien, daß der Eisenbahnassistent mit Absicht so hoch hinaufgeschossen sei, und das reizte mich auf. Mir schien, als hätte er seit seiner Jugend nichts anderes getan als wachsen und Sommersprossen sammeln. Und außerdem hatte er rötliche Haare.

Auch trug er immer seine Uniform und eine rote Kappe. Er machte langsame und kleine Schritte, obwohl er mit seinen langen Beinen ganz gut rasch hätte gehen können. Aber er ging langsam und wuchs, wuchs, wuchs.

Ich weiß noch heute sehr wenig über den Eisenbahnbeamten. Aber ich hätte damals schon schwören können, daß er viele versteckte Gemeinheiten begangen habe.

Solch ein Eisenbahnassistent konnte zum Beispiel einen Zug, in dem sein persönlicher Feind saß, zu einem Zusammenstoß bringen und die Schuld geschickt auf den Zugführer schieben. Es war eigentlich gefährlich, mit der Eisenbahn zu fahren.

Solch ein Eisenbahnassistent, dachte ich, ist niemals imstande, einer Frau wegen auf seine rote Kappe zu verzichten. Wenn er liebte, so legte er bestimmt die Kappe mit der Öffnung nach oben sorgsam auf einen Stuhl. Er vergaß nicht, die Hose im Bug zusammenzufalten, und verstand gewiß nicht die Lust, einer Frau dankbar zu sein. Er konnte auch Frauen durch eine List überrumpeln. Und eifersüchtig war er auch.

Sooft ich ihn sah, dachte ich über einen Brief an alle Frauen der Welt: Frauen! Hütet Euch vor dem Eisenbahnassistenten!

Anna mochte den Eisenbahnassistenten auch nicht. Anna fragte: »Warum hasse ich ihn?«

Ich wußte nicht, wie ich Anna antworten sollte, und erzählte ihr die Geschichte von Abel, meinem Freund, und der Frau seines Lebens.

Abel, mein Freund, sehnte sich nach New York.

Abel war Maler, Karikaturist. Er hatte bereits karikiert, als er noch nicht einen Bleistift halten konnte. Er achtete die Schönheit gering und liebte Krüppelei und Verzerrtheit. Er konnte keinen geraden Strich zustande bringen.

Abel achtete die Frauen gering. Männer lieben in einer Frau die Vollkommenheit, die sie zu sehen sich einbilden. Abel aber leugnete die Vollkommenheit.

Er selbst war häßlich, so daß ihn die Frauen liebhatten. Frauen vermuten Vollkommenheit oder Größe hinter männlicher Häßlichkeit.

Einmal gelang es ihm, nach New York zu fahren. Auf dem Schiff sah er zum erstenmal in seinem Leben eine schöne Frau.

Als er im Hafen landete, verschwand ihm die schöne Frau aus den Augen. Da kehrte er mit dem nächsten Schiff nach Europa zurück.

Anna konnte den Zusammenhang zwischen Abel, meinem Freund, und dem langen Eisenbahnassistenten nicht begreifen.

»Warum erzählst du mir von Abel?« fragte sie.

»Anna«, sagte ich, »alle Geschichten hängen zusammen. Weil sie einander ähnlich sind oder weil jede das Entgegengesetzte beweist. Zwischen dem langen Eisenbahnassistenten und meinem Freund Abel ist ein Unterschied. Ein sehr banaler Unterschied: Abel, mein Freund, geht zugrunde, aber der Eisenbahnassistent wird leben und Stationsvorstand werden. Abel, mein Freund, hat eine Sehnsucht. Nie wird der Eisenbahnassistent eine andere Sehnsucht haben als die, Stationsvorsteher zu werden. Abel, mein Freund, lief aus New York fort, weil er die Frau seines Lebens aus den Augen verloren hatte. Nie wird der Eisenbahnassistent einer Frau wegen aus New York fortlaufen.«
Ich war überzeugt, daß Anna nun den Zusammenhang verstehe. Anna aber umarmte mich und fragte: »Würdest du meinetwegen aus New York weglaufen?«

In dieser Nacht liebte ich Anna sehr, weil ich wußte, daß ich ihretwegen nie aus New York weglaufen würde. Ich fürchtete, es ihr zu sagen, und liebte sie dafür. Ich war feige und führte mich sehr männlich auf. Anna verstand mich aber und weinte. Jetzt sehe ich aus wie der Ingenieur, dachte ich.
Am Morgen schlief Anna, als ich fortging. Sie fühlte, daß ich aufgestanden war, und suchte, schlafend noch, mit schwachen Armen in der Leere herum.
Es regnete, deshalb ging ich ins Kaffeehaus.
Der Kellner trug einen zerknitterten Frack und eine schwere Juchtenledertasche an der rechten Hüfte. Er hieß Ignatz, und jeder nannte ihn so. Er hatte keinen anderen Namen. Nur ich sagte: Herr Ober!
Ignatz hatte Tag und Nacht Dienst. Er schlief auf zwei Stühlen im Kaffeehaus, und davon kam der zerknitterte Frack. Die Geldtasche schnallte er niemals ab. Er war an beiden Seiten etwas plattgedrückt, wie ein Fisch. Seine Arme hingen, wie bekleidete Rückenflossen, schlaff hinunter. Und außerdem hatte er große, graugrüne Fischaugen und kalte, feuchte Hände. Er wischte sie immer an der Ledertasche ab.
Ich mochte Ignatz nicht, denn er wollte kein Kellner sein. Er las alle Zeitungen und sprach mit den Gästen von Politik. Er wollte lieber Politiker sein.
Aber er blieb doch Kellner und war unzufrieden.
Er sah immer so aus, als gäbe er den Gästen die Schuld an seiner verpfuschten Karriere.

Er nahm Trinkgelder und dankte sehr kühl.
Einmal kam ich mit Anna ins Kaffeehaus, und Ignatz sagte: »Wie geht es, Fräulein Anna?« und wischte sich die rechte Hand an der Ledertasche ab, um Anna mit einer trockenen Hand zu begrüßen. »Wie geht's Ihnen, Ignatz?« fragte Anna und gab ihm die Hand.
Weil Ignatz die Hand zu lange behielt, sagte ich: »Herr Ober!« Da grüßte Ignatz und ging.
Im Kaffeehaus hing ein großer Wandkalender.
Jeden Morgen um acht Uhr kam der Postdirektor, ein alter Herr mit weißem Backenbart. Der Postdirektor ging sehr aufrecht und hatte überlange Hosen an und Sporen an den Stiefelabsätzen, vielleicht, um den Hosenrand zu schonen. Er hatte gewiß bei der Artillerie gedient.
Der Postdirektor hatte so unwahrscheinlich tiefblaue, gute Augen, daß ich glaubte, er hätte sie bei einem Optiker eigens für sich machen lassen. Auch sein Backenbart war so märchenhaft weiß. Der Postdirektor puderte seinen Backenbart vielleicht, jeden Morgen oder vor dem Schlafengehen.
Jeden Morgen riß der Herr Postdirektor einen Zettel vom Wandkalender im Kaffeehaus ab. Ignatz hätte das ganze Jahr den 1. Januar sein lassen. Aber der Postdirektor achtete darauf, daß jeder Tag seinen Namen und seine Nummer habe.
Ich liebte den Postdirektor.

Der Park, in dem die Liebe blühte, lag nicht in der Mitte, sondern am Ende der Stadt. Er lief hinaus in die Wiesenwege. Am Ausgang war ein Gasthaus, in dem ich Nachtmahl aß. Gegenüber war die Postdirektion.
Die Post war ein neues Gebäude, in einem schneeweißen Kalkgewande; es trug ein Wappen an der Stirn und am doppelflügeligen, grünen Haustor ein rundes Posthorn. Die Post war das einzige Haus mit zwei Stockwerken in dem Städtchen.
Im zweiten Stockwerk wohnte der Herr Postdirektor.
Immer stand ein Fensterflügel offen im zweiten Stockwerk. Ich dachte: Dort, wo das Fenster offensteht, wohnt der Herr Postdirektor. Er muß jedesmal in den Himmel sehn, damit seine Augen blau bleiben.
Der Herr Postdirektor, dachte ich, ist ein kinderloser Herr, und er hat eine alte Frau mit weißem, gescheiteltem Haar. Sie sprechen nur am Abend miteinander, der Postdirektor und die Frau.
Immer saß ich im Gasthaus so, daß ich das offene Fenster sehen

konnte. Vielleicht kommt einmal der Herr Postdirektor in den Himmel schaun – hoffte ich. Aber er kam selten. Eines Tages setzte sich ein wunderschönes Mädchen ans Fenster und sah in den Himmel.
Ich erschrak über die Schönheit und sah so plötzlich zum Fenster des Gasthauses hinaus und zu dem Mädchen empor, daß sie es fühlte und mich ansah. Weil ich verlegen wurde, grüßte ich. Sie grüßte auch. Nun kam sie täglich ans Fenster.

Ich pflanze meine Erlebnisse wie wildes Weinlaub und sehe zu, wie sie wachsen. Ich bin faul, und das Nichts ist meine Leidenschaft. Dennoch lebte ich seit der Stunde, in der ich das Mädchen am Fenster gesehen hatte, in einer steten Spannung, die ich nur noch aus meiner Knabenzeit kannte. Damals war ich noch Teil der Welt, Strohhalm im Strom des Geschehens, schwimmend und fortgerissen. Ich weinte über den Verlust einer Papiertüte, einer Nutzlosigkeit. Seitdem ich alt bin, weine ich nicht mehr und lache nicht. Niemand kann mir ein unmittelbares Leid zufügen. Über Schmerz und Freude bin ich hinausgewachsen.
Nun aber lebte ich Schmerz und Freude und sank tief in die Kleinigkeiten.
Das Mädchen sah jeden Tag zum Fenster hinaus, wenn ich vorbeiging. Jeden Tag grüßte ich. Am dritten Tag lächelte sie.
An ihrem Lächeln lernte ich, daß es nichts Geringfügiges gibt unter der Sonne. Ihr Lächeln am dritten Tag war ein großes Ereignis.
Ihr Gesicht war blaß und klein. Ihre schwarzen Augen blank, wie geputzt. Ihr Haar glatt und rückwärts gekämmt. Ihre Schultern schmal und furchtsam.
Auch wenn es regnete, sah sie zum Fenster hinaus, und das Fenster war offen. Ich saß im Wirtshaus, und die Fensterscheibe war von der Regenkälte angelaufen. Ich mußte das Glas jedesmal blank wischen. Jedesmal lächelte das Mädchen.
Einmal saßen zwei Männer an dem Tisch in der Fensterecke des Wirtshauses, und ich aß nicht, sondern ging hinaus und wanderte vor dem Wirtshaus auf und ab und war lächerlich wie ein Nachtwächter. Ich hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und ging langsam, mit großen Schritten. Von meinen Kleidern tropfte es. Die Leute standen im Haustor des Postgebäudes oder in der Einfahrt des Wirtshauses und warteten, bis der Regen aufhören würde. Wenn es blitzte, fuhren sie

ein bißchen zusammen und hörten auf zu reden. Manchmal sahen sie mich an. Ein junges Weib vom Lande, in Holzpantoffeln und mit aufreizend prallen Brüsten, die hinter der regenfeuchten Bluse fortwährend zitterten vor Kälte und Erregung, rückte einmal auf der Schwelle zur Seite, zupfte mich am Ärmel und wies auf den freien Platz. Ich aber ging weiter, und oben lächelte das Mädchen.

Die Menschen sahen zum Fenster hinauf und lachten. Das junge Weib lachte auch. Ich sah mich um, da waren sie alle verlegen, vielleicht hielten sie mich für verrückt.

Von diesem Vorfall lebte ich eine ganze Woche lang. Ich erzählte Anna von dem Mädchen, und Anna lachte mich aus. »Warum lachst du?« sagte ich. »Ich liebe das Mädchen am Fenster.«

»Warum gehst du nicht zu ihr hinauf?«

»Ich will's tun!«

»Nein, tu's nicht!« bat Anna. »Vielleicht liebst du sie wirklich.«

Ich werde niemals vergessen, wie eines Tages der Postdirektor neben dem Mädchen am Fenster stand. Ich grüßte, und der Postdirektor grüßte wieder. So selbstverständlich, als wäre ich sein guter Freund.

Das Mädchen war seine Nichte, sagte mir Anna.

Ich beschloß, zum Postdirektor zu gehn.

Aber es dauerte zwei Wochen, und ich ging noch immer nicht. Ich wollte sagen: Verehrter Herr Postdirektor, Ihre Augen und Ihre Sporen und selbst Ihre überlange Hose habe ich gern. Dieses Mädchen liebe ich aber. Ich glaube, sie ist die Frau meines Lebens. Ich will sie nicht verlieren wie Abel, mein Freund.

Und dann würde ich die Geschichte von meinem Freund Abel erzählen.

Der Postdirektor würde lächeln und aufstehn, und seine Sporen würden leise klirren, so wie kaum erwachsene silberne Tschinellen, die erst ordentlich klingen lernen müssen.

Das Mädchen würde meine Geschichte verstehen und nicht fragen wie Anna.

Das Mädchen ist überhaupt ganz anders.

Ich wüßte auch, was ich dem Mädchen zu sagen hätte.

Ich fuhr in die große Stadt, um mir selbst Geld zu schicken, und schrieb meinen Namen verkehrt und nur den Anfangsbuchstaben meines Vornamens. Dann kam ich zurück und wartete auf das Geld.

Der Briefträger kam und war sehr aufgeregt, weil er das letzte Mal vor

zwei Jahren Geld gebracht hatte. Das war schon lange her, und er wiederholte rasch die Vorschriften und verlangte meine Papiere. Er behielt die Kappe auf dem Kopf, während er im Zimmer stand, denn er war im Dienst.
Er wollte mir das Geld geben, aber ich sagte:
»Mein Name ist verkehrt geschrieben.«
»Das tut nichts«, sagte der Briefträger.
»Oh, doch!« sagte ich. »Tragen Sie das Geld zum Herrn Postdirektor, und fragen Sie ihn, ob Sie mir das Geld geben dürfen.«
Später saß ich zehn oder fünfzehn Minuten lang beim Herrn Postdirektor. Aber wir sprachen nur von meinem Geld, und er sagte, daß er gar nicht zweifle; ich wäre der rechtmäßige Empfänger. In dieser Stadt hat noch nie jemand so oder ähnlich geheißen.
»Ja, es ist eine sehr ruhige kleine Stadt«, sagte der Herr Postdirektor, und er wollte mir eigentlich damit ein Kompliment machen. Es war, als sagte er: Wo denken Sie hin! Einen so schönen, lauten Namen wie Sie trägt keiner hier.
Seine Sporen klangen leise, wie kaum erwachsene Tschinellen, und alles war eigentlich so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Nur von dem Mädchen am Fenster war nicht die Rede.
Als ich draußen stand, sah ich zum Fenster hinauf. Am Fenster stand der Herr Postdirektor. Ich grüßte ihn noch einmal, und er nickte. Ich glaubte, damals wäre der geeignete Augenblick gewesen, noch einmal hinaufzugehen und von dem Mädchen zu sprechen. Aber gerade die geeigneten Augenblicke auszunützen, bin ich niemals imstande.
Alles im Leben wird alt und abgenutzt: Worte und Situationen. Alle geeigneten Augenblicke sind schon dagewesen. Alle Worte sind schon gesprochen worden. Ich kann nicht Worte und Situationen wiederholen. Es ist, als trüge ich immerfort abgelegte Kleider.
Am Abend jenes Tages stand das Mädchen nicht am Fenster. Ich beschloß abzureisen.
Ich ging ins Hotel und packte meinen Koffer. Anna kam und fragte:
»Wie lange wirst du fortbleiben?«
Nie wäre es ihr eingefallen, daß ich für immer verreisen könnte.
»Zwei Tage!« sagte ich und fühlte nicht die Spur von Reue über diese Lüge. Was war eine Lüge Anna gegenüber? Das Mädchen am Fenster war nicht mehr da, und bei dem Postdirektor hatte ich den geeigneten Augenblick nicht ausgenützt.

»Warst du beim Postdirektor?« fragte Anna.
»Ja!« sagte ich. »Aber das Mädchen vom Fenster sah ich heut nicht mehr.«
»Sie wird krank sein!« sagte Anna.
»Krank? – Warum sagst du das?«
»Sie ist krank! Weißt du das nicht? Sie ist überhaupt krank! Schwindsüchtig und lahm. Deshalb geht sie auch niemals auf die Straße. Sie wird bald sterben!«
Anna sprach das alles sehr schnell. Ihre Worte schlugen Purzelbäume. Dennoch hörte ich jede Silbe, scharf und trocken. Diese Silben gruben sich in mein Hirn wie harte Münzen in eine schmelzende Wachsplatte. Ich sah Anna, wie sie dastand, mit straff zurückgekämmtem Haar, blank, als wäre sie eben aus dem Wasser gestiegen. Anna wird nicht sterben! dachte ich.
Das Mädchen am Fenster wird sterben! wird sterben! wird sterben! Nie werde ich mit ihr sprechen. Deshalb also hatte ich den geeigneten Augenblick nicht ausgenutzt. Nicht, weil ich geeignete Augenblicke nicht leide, sondern weil das Mädchen krank ist.
»Anna!« sagte ich: »Nun geh' ich für immer fort.«
»Weil sie krank ist?« lachte Anna.
»Ja!«
»Aber ich bin gesund!« sagte Anna.
In diesem Augenblick hatte sie das Gesicht einer Triumphierenden. Es war blaß und kalt.
»Ich gehe mit dir zur Bahn!« sagte Anna.
Anna ging mit mir zur Bahn.
Ein Zug kam an, und ich wollte gerade zum Fahrkartenschalter. Da kam der Reisende wieder und grüßte. Er hatte einen knarrenden Lederkoffer und roch nach Pomade.
Anna griff krampfhaft nach meinem Arm, und ich blieb stehen.
»Du, fahr nicht!« sagte Anna.
Sie glich nicht mehr einer Triumphierenden. Sie sah aus wie ein armes, verstörtes Tier, wie ein in die Enge getriebenes, umstelltes Eichhörnchen auf einem grausamen, baumlosen Acker.
Der Reisende trat auf mich zu, sagte: »Ergebenster!« und »Guten Abend!« und: »Sind wohl auch angekommen? Oder verreisen jetzt?«
»Nein!« sagte ich. »Soeben angekommen!« – und ging mit Anna in die Stadt zurück.

Ich schlief die ganze Nacht nicht, denn ich dachte an das sterbende Mädchen. Seitdem ich wußte, daß sie bald tot sein würde, fühlte ich mich sicher in meiner Macht über sie. Ich hielt sie fest, ich konnte ihre Hände greifen. Sie war in meinen Besitz übergegangen.
Ich dachte gar nicht daran, daß sie auch früher schon krank gewesen. Für mich war sie es eben erst geworden. Sie wird sterben, dachte ich, und es war mir wie einem, der weiß, daß man in einer Stunde kommen wird, um ihm einen Gegenstand zu pfänden, den er liebt.
Den ganzen nächsten Morgen schritt ich auf und ab vor dem Postgebäude. Der Herr Postdirektor kam jede Stunde einmal ans Fenster, sah mich und wunderte sich gewiß. Er ging um die Mittagszeit aus dem Hause, ich grüßte ihn, und er erwiderte und wunderte sich. Dann, um drei Uhr nachmittags, kam er zurück, und ich ging immer noch auf und ab vor dem Hause. Ich ging hin und zurück, bewußtlos wie ein Uhrpendel und getrieben von einem unbekannten Räderwerk.
Am Abend setzte ich mich ins Wirtshaus und sah hinaus: Das Fenster im Postgebäude ging auf, und sie kam.
Sie grüßte zuerst und etwas hastig, schien mir. Sie hatte wahrscheinlich geglaubt, ich würde heute nicht mehr warten, weil sie gestern krank gewesen war. Ich sah nur kurz hinauf, und in meinen Augen lag eine lange Rede.
Wenn ich drei Tage ununterbrochen gesprochen hätte, ich hätte ihr gar nicht so viel sagen können.
Ich war ganz dumm und knabenhaft aufgeregt. Sie verstand, schien mir, was ich gesagt hatte. Dann klinkte sie das Fenster zu, als es stärker dunkelte, im Zimmer floß plötzlich helles Licht, und die Gardinen schlossen sich. An der weichen, hellen Gardinenfläche zeichnete sich der Schatten eines großen Mannes ab. Es war nicht der Herr Postdirektor, denn der Schatten des Postdirektors hätte einen Backenbart gehabt. Es war ein bartloser Mann. Vielleicht der Bruder.
Ich ging noch eine Stunde durch den Park. Die Menschen liebten sich immer noch auf den Bänken und Beeten. Ich begegnete mehreren Frauen, die mit losen Haaren und mit einer fremdartigen Ausgelassenheit verlorener und berauschter Menschen auf den Kieswegen, ziellos scheinbar, wanderten. Ihr Gang war so taumelnd und dennoch erregt-lebendig. Sie nahmen sich aus wie Kreisel, die früher einmal von irgendeiner fremden Kraft in rastloses Rotieren versetzt worden waren und nun, da die Wirkung dieser unbekannten Macht erschöpft ist, im-

mer noch im nachhaltenden Zauber des rotierenden Schwunges befangen, aber müde, ihre letzten flatternden Runden vollziehen und nach einem äußeren Stützpunkt oder dem eigenen Gleichgewicht vergeblich suchen.
Alle diese, dachte ich, sind gesund und werden nicht sterben.

Ich traf Anna in ihrem Zimmer, wie sie im Hemd am Bettrand saß und weinte. Sie hielt die Hände nicht nach der Art weinender Menschen vor das Angesicht. Es schien, daß ihr unermüdliches, mit Landregengleichmaß und stetig rinnendes Weinen nicht aus ihrer Seele kam, sondern wie von außen her; etwas Fremdes, Plötzliches, Überfallendes, gegen welches sich zu wehren nutzlos, das zu verhüllen ohne Zweck war.
In dieser Nacht liebte ich Anna wie zum ersten Male, mit der Zärtlichkeit und der Freude, mit der man einen ganz neuen Besitz umhüllt.

Am nächsten Morgen erlebte ich die letzte Geschichte dieses Städtchens.
Sehr früh saß der Reisende schon im Kaffeehaus und aß Kuchen. Er aß nicht mit der Hand, sondern umständlich mit Messer und Teelöffel, denn der Reisende war ein feiner Mann und wußte sich zu benehmen. Er aß sehr lange an seinem Kuchen. Dann stand er auf, ging zum Wandkalender und riß das Datum von gestern herunter, entschieden und so, als schüfe er das Heute, den neuen Tag, stolz und machterfüllt wie ein Gott.
Mir bangte vor der Ankunft des Postdirektors.
Der Herr Postdirektor riß seit Jahrzehnten die alten Tage ab und entschleierte die neuen, behutsam und demütig, nicht wie ein Gott, sondern wie ein Diener Gottes. Heute würde er entsetzt nach dem Wandkalender sehen, irre werden in den Wochentagen und Daten und die Welt nicht mehr verstehen.
Deshalb hob ich den zerknitterten Zettel auf, glättete ihn und brachte ihn, so gut es ging, wieder am Wandkalender an.
Der Reisende sah mir zu und sagte: »Mein Herr, heute ist der 28. Mai!«
Ich erschrak fast, so laut sagte er das Datum dieses Tages, und obwohl es eine sehr einfache Sache war und alle Welt es wissen mußte, schien mir, als hätte der Reisende ein scheues Geheimnis mit unverschämter Roheit ausgebrüllt.
Der 28. Mai!
In diesem Augenblick schlug die Turmuhr halb acht, der Herr Postdi-

rektor trat ein, seine Sporen klirrten leise und übermütig, sie kicherten, und der Herr Postdirektor ging feierlich an den Wandkalender und enthüllte den neuen Tag. Erst jetzt war's der 28. Mai geworden!

Dieser 28. Mai wurde einer der wichtigsten Tage meines Lebens. Ich beschloß nämlich abzureisen.

Was hätte ich auch länger tun sollen in diesem Städtchen? Das Mädchen am Fenster mußte sterben, Anna tat mir weh, ihr Anblick schmerzte mich, und ich konnte ihr nicht helfen. Den Briefträger kannte ich schon auswendig und das silberne Sporenklimpern des Herrn Postdirektor auch. Käthe, dachte ich, wird jeden Morgen um die gleiche Stunde ihr Fenster aufklinken, und es wird nichts dabei sein, wenn ich nicht mehr vorübergehend guten Morgen sage. Und es war schon der 28. Mai.

Am 28. Mai konnte ich unmöglich länger bleiben. Fast ohne daß ich es gesehen hätte, waren die Ähren auf den Feldern mannshoch und noch darüber gewachsen. Wenn ein halbes Dutzend aufeinanderstehender Hasen durch die Felder geschossen wäre, man hätte nicht einmal eine Ohrenspitze des letzten und obersten gesehen. Es war ein gesegnetes Jahr, und in den Obstgärten lag der Blütenschnee so dicht und hoch, daß man mit nackten Füßen hätte gehen können und die Gartenerde nur wie eine ferne Wirklichkeit fühlen.

Auch sah man es den Wolken bereits an, daß sie sich nicht mehr, von Jugend und Sorglosigkeit getrieben, auf dem Himmel herumlümmelten, sondern mit bedächtiger Beschwer dastanden oder ihre fruchtbaren, schwellenden Leiber wälzten, um einer Pflicht zu genügen. Am 28. Mai weiß man bereits, was man will.

Es ist, dachte ich, so lächerlich, daß ich hier Abend für Abend vor dem Fenster eines Mädchens wandere, das sterben wird und das ich niemals küssen kann. Ich bin nicht mehr jung, dachte ich. Jeder Tag ist eine Aufgabe, und jede meiner Stunden war eine Sünde am Leben.

Einmal träumte ich von einem großen Hafen. Ich hörte ein machtvolles Klirren von zwanzigtausend Schiffsketten und das Brüllen beschäftigter Matrosen. Ich sah, wie schwere Kräne sich hoben und senkten, glatt und selbstverständlich und ohne Mühe, als würden sie nicht von Menschen in Bewegung gesetzt, sondern als arbeiteten sie aus eigenem und nach göttlichem Willen. Es war nicht der Krampf des Eisens, sondern die leichte Gelenkigkeit natürlicher Kräfte.

Manchmal träumte ich von einer großen Stadt, es war vielleicht New

York. Ich atmete das Rasseltempo ihres Lebens, ihre Straßen rannten groß, breit, unaufhaltsam, mit Menschen, Fahrzeugen, Pflastersteinen, Laternenpfählen, Litfaßsäulen, ich weiß nicht wohin und wozu. Die Stadt stand nicht, sondern lief. Nichts stand. Große Fabriken qualmten aus riesigen Schornsteinen den Himmel an. In sekundenkurzen Pausen hielt ich die Augen geschlossen, um die Melodien dieses Lebens zu hören. Es war eine greuliche Musik; sie klang so wie die Melodie eines verrückt gewordenen, ungeheuren Leierkastens, dessen Walzen durcheinandergeraten waren. Diese Musik aber reizte auf. Es war nur häßlicher, nicht falscher Rhythmus. Eine Weile schrie ich im Rhythmus mit, dann erwachte ich.
Als ich wach war, wunderte ich mich, daß ich eigentlich nicht mehr Teil der Stadt war, sondern gänzlich losgelöst von ihr und lächerlicher Bewohner eines lächerlichen Städtchens. Was war ich denn eigentlich? Der Mann unterm Fenster. Freund, sagte ich zu mir, begrabe dieses Mädchen, das ohnehin nicht mehr lebt, und gib dich mit dem Leben ab. Wichtig ist das Leben. Es hätte vielleicht mehr Sinn (nach den gültigen Regeln menschlicher Vernunft hätte es mehr Sinn), zu dem Mädchen hinaufzugehen und tagsüber an ihrem Bett zu sitzen und des Abends mit ihr am Fenster und ihr ein bißchen von dem ungeheuren Chaosrasseln mitzubringen und dem vielen roten Blut, das durch die Adern der Welt floß.
Aber wichtiger ist das Leben.
Indem ich so grausam zu mir sprach, versuchte ich, den Schmerz zu begraben. Ich begrub ihn unter einem Wall von Grausamkeit.

Ich fuhr in der einzigen Droschke der Stadt, in der ich gekommen war, zurück. Anna hatte ich nichts gesagt.
Es war später Nachmittag. Die Sonne rann in goldenen, breiten Strömen. Der Bahnhof kauerte wie eine große, gelbe Katze in der Sonne. Die Schienenstränge liefen weit in die Welt, eisern umspannten sie die Erde.
Als ich im Zug saß und zum Fenster hinaussah, war ich bereits von der Stadt und von den letzten Wochen durch Grausamkeit, Freude, Kraft getrennt.
Mochte der Briefträger sich einen Rausch antrinken, der Postmeister mit seinen Tschinellen klirren, der Reisende nach Pomade duften. Der Kellner Ignatz feuchte Hände haben. Anna seine Geliebte werden.

Und das Mädchen am Fenster? ...
Es kann sterben! sagte ich und schäme mich nicht zu gestehen, daß ich mich bei dieser Gelegenheit über meine Gesundheit freute.
Was war das für eine Krankheit, in der ich die letzten Wochen zugebracht hatte? Was war doch mein Freund Abel für ein sentimentaler Kerl? Nie, nie, nie würde ich aus New York wegfahren einer Frau wegen.
Ja, ich will gerade jetzt nach New York fahren. Amerika ist ein herrliches Land. Kein steinerner Bischof hat es gegründet.
Während ich so dachte, pfiff der Zug und tat einen Ruck. In diesem Augenblick trat der lange Eisenbahnassistent mit der roten Kappe aus der Tür seiner Amtsstube auf den Perron. Die Tür war noch eine Weile offen.
Und hinter dem Eisenbahnassistenten kam ein wunderschönes Mädchen. Es war, es war das Mädchen vom Fenster.
»Bleib noch!« hörte ich den Eisenbahnassistenten zu ihr sagen. »Ich bin gleich fertig!«
Das Mädchen aber hörte ihn nicht. Es sah mich an. Wir sahen uns an. Sie stand aufrecht, im weißen Kleid, gesund und gar nicht lahm, und auch gar nicht schwindsüchtig. Offenbar war sie die Braut des Eisenbahnbeamten oder seine Frau.
Während der Zug noch einmal anzog und leise zu rollen anfing, winkte ich und sah dem Mädchen in die Augen. Nur dieses Blickes wegen habe ich diese Geschichte geschrieben.
Im Kupee war mir, als hätte ich die Pflicht zu weinen. Ich aber lachte, sah, wie auf dem Felde ein Hirt seinen Hund schlug, ein Streckenwächter mit dem Signal strammstand, seine Frau Wäsche trocknete und ein kleiner Landwagen auf einem Feldweg torkelte.
»Das Leben ist sehr wichtig!« lachte ich. »Sehr wichtig!« und fuhr nach New York.

DER BLINDE SPIEGEL

1925

I

Die kleine Fini saß auf einer Bank im Prater und hüllte sich in die gute, bergende Wärme des Apriltages. Einer süßen, niegekannten, fremden Ohnmacht gab sie sich willig hin wie einer Melodie. Das Blut hämmerte schwer und schnell gegen die dünne Haut der Pulse und Schläfen. Das blasse Grün der Bäume und Wiesen breitete sich aus über Kinderwagen, Steinen und Bänken. Alles Sichtbare floß ineinander, als blickte man aus einem sehr schnellen Zug in eine sehr grünende Welt. Es dauerte einen ewigen Augenblick. Dann gewannen Menschen und Gegenstände der Umgebung ihre Konturen wieder, eigene Gestalt und eigenes Leben, Gang und Haltung, besonderes Merkmal und vertrautes Gesicht. Aber die Ohnmacht schwang noch nach, singend im Blut, mit ihm kreisend, füllte sie die Adern, den ganzen Körper wie ein Choral eine Kirche. Die Leere sang, schwer waren die Glieder, aber leicht und schwebend das Leben, Flügel bekam das Herz wie in der Stunde besiegten Sterbens. Fernab flatterten schwarze Ängste nieder, kein Dunkel drohte mehr, es wartete keine Gewalt, keine Furcht zuckte auf am weiten, glücklichen Horizont eines wunderbaren Tags. Fini konnte das langsame Pochen ihres Herzens hören, tröstend war diese unmittelbare Nähe des eigenen warmen Lebens, zum erstenmal und überraschend waren sie und ihr Herz merkbar allein, und sein Pochen wie eine langsam tropfende, tröstliche Antwort auf angstvoll verschwiegene Fragen. Die Brust war leicht wie kurz nach einer ausgeschütteten Qual, und sorglich gebettet in eine beglückende Wehmut – als würde man weinen, als löste sich eine schmerzlich gekrampfte Fessel nach langen Jahren – endlich, endlich.

Fini, die Kleine, erhob sich und streckte die Arme, jung, wie ein junger Vogel zu fliegen versucht, und als sie den ersten Schritt machte, kamen die Gedanken wieder. In rätselhafter Nähe hatten sie gelauert, wie Fliegenschwärme kamen sie; die kleinen Ängste, die flinken, schwarzen Sorgen, die häßlich huschenden Nöte, die Drohungen des Morgen und Übermorgen, die grausamen Bilder grausamer Tage, und die Furcht wölbte sich wie ein niederes Joch über zitterndem Nacken.

Verrauscht war die süße Musik der Ohnmacht, der gute, schläfrige Sang des Vergessens, verblaßt alle leuchtende Weite des sorglosen Nichts und ausgekühlt die bergende Wärme des lauen Tags. Fini fror im Aprilabend, als sie aufstand, um die Briefe auszutragen an die Firma Mendel & Co., an das Landesgericht I und II, an den Nebenkläger Wolff & Söhne, die fremden Briefe in dem grüngefaßten Buch, die fremden Briefe in die fremden Vorzimmer, die leichte, die schmerzende Last, die man austrug, um das Porto zu verdienen, von vier Uhr nachmittags bis sieben Uhr abends.

Durch die großen Straßen ging sie, verloren und gering, und merkte erst in einem Hausflur, daß der Brief an das Landesgericht I nicht mehr da war, der wichtige Brief, in der lockeren Reihe flüchtiger Unterschriften fehlte eine, war eine Zeile leer und rundete sich, sah man lange darauf, zu einem furchtbar glotzenden Loch, einem hohlen, weißen Auge. Ein großes Zittern befiel das kleine, frierende Mädchen, und die Kälte wuchs, die man kaum mehr ertrug, mitten im lauen Aprilabend – man fühlte ihn, und er wärmte nicht. Fini wollte die Wärme herabziehn und sie um die dünnen Schultern legen. Wie der Abend die Stadt einhüllte, so sollte er sie auch schützen, die verloren war in der unermeßlichen Straße.

Ach! wenn man so dünn und gering ist, tut es gut, sich irgendwo bergen zu können, in der lärmenden Wüste der Stadt. Drohend wölbt sich das eiserne Leben über unsern kleinen Köpfen, und wir sind machtlos und verloren, preisgegeben dem bellenden Hund und dem blinkenden Polizisten, dem gierigen Auge des Mannes und dem keifenden Ruf des kriegsbereiten Weibes, dem wir besinnungslos in den Weg treten, jeder Macht, die auf den Plätzen lebt und an den Ecken lauert. Jetzt müßte man ein Haus wissen, in das man gehn dürfte, ein schützendes Haus mit reichem Portal, das uns mütterlich empfängt und speist und tröstet und die große Furcht aus unsern Herzen treibt wie der mächtige Portier die unbefugten Eindringlinge; jetzt, da man die Unbarmherzigkeit des Draußen gefühlt hatte, täte ein großes, bergendes Haus so wohl. Keine Sorge wäre drin um den verlorenen Brief und das bange erwartete Morgen.

Als der weißgekittelte Mann kam und eine Laterne mit langer Stange entzündete, huschte eine kleine Wärme durch das frierende Mädchen und ein armer, aber guter Trost, daß zwischen dem Heute und dem Morgen noch eine lange Nacht lag. Zwischen dem Unglück und seinen

schrecklichen Folgen waren zwölf oder zehn Stunden und ein Schlaf und ein rettender Traum vielleicht und Zeit genug für ein Wunder, das einmal ja kommen muß in unserem Leben. Vielleicht, wenn kein Traum kam und das Wunder enttäuschte, ließ sich in der Früh noch mit Doktor Blum, dem Sozius, reden, der besser war, weil er jünger war, und eine Stirnlocke trug wie ein Student.

Wäre der Hausflur nicht, in den wir jeden Abend gehn müssen, der Hausflur, der schlimmer war als die Straße, in dem der Kot junger Katzen roch und die Pförtnerin lauerte, und die Treppe nicht mit dem schadhaften Geländer wie einem lückenreichen Gebiß und die vergrämte Mutter nicht mit der ewigen Neugier und dem ungläubig geschärften Ohr – wäre das alles nicht, so könnte man das Morgen Gott, dem lieben Gott, überlassen und heute noch feiern, im weichen Bett, ein Buch und Ansichtskarten auf der Decke.

II

Noch war die Mutter nicht zu Hause. – Es ist gut, wenn unsere Mütter nicht da sind, die Mütter mit den ungläubig forschenden Augen, die traurig sind und weinen müssen, strenge und fürchterlich und dennoch traurig, unsere armen Mütter, die nichts verstehen und schelten und vor denen wir lügen müssen. Wir brauchen niemandem Bericht zu erstatten, und keine Furcht ist in uns vor der Wirkung des Berichts, keine Furcht vor dem Zwang zur Lüge und keine um ihre Entdeckung. Fini entkleidete sich langsam; sie fühlte es warm und feucht an ihren Schenkeln rinnen, Blut mußte es sein, groß war ihre Sorge. Irgend etwas war mit ihr geschehen, und sie forschte in ihrem vergeßlichen Gehirn nach einer Sünde, einer vor grauen Tagen begangenen.

Es ist schön, sich allein im Zimmer vor dem Spiegel entkleiden zu können – allein, die Tür ist versperrt, als hätte man sein eigenes Zimmer wie Tilly, die Große – und festzustellen, wie die Brüste wachsen, weiß und fest und von rosigen Kuppen gekrönt, obwohl sie noch nicht so groß und durch die Kleider deutlich sichtbar sind wie bei Tilly, die einen Freund hat und küssen darf.

Gerührt, als streichelte sie ein kleines, fremdes Tier, so tastete Fini an ihrem Körper, erfühlte den beginnenden Schwung der Hüfte und das

kühl gerundete Knie und sah, wie das Blut eine schmale, rote Furche zog, das nackte Bein entlang.
Die kleinen Mädchen fürchten sich, wenn sie das rote Blut sehen und wenn sie nicht wissen, woher es kommt, und ganz allein und nackt sind, ohne die schützende Hülle des Kleides, mit einem lebendigen Spiegel eingeschlossen in einem Zimmer, rotes Blut, unbekanntes, aus unbekannten Gründen fließendes sehen, ist ihre Furcht dreimal so groß. Die Wunder haben in ihnen selbst ihre Ursache und ihr Leben, und wir erschrecken vor dieser Nähe des Rätsels, von dem wir geglaubt haben, daß es in der Weite wächst und ferne unsern Körpern.
Fini hielt den Atem an und hörte plötzlich die große Leere im Zimmer, fühlte das Totsein der toten Gegenstände, sah die Lampe in einem Nebel brennen, in einem weißen Nebel, der die Form eines Angesichts annahm und behielt, eines gespenstischen Angesichts mit leuchtendem Kern. Fini hörte aus unermeßlicher Ferne wie aus einem geahnten Jenseits Stimmen der Straße und das Kreischen einer Bahn, die Melodie einer ewigen Geige und ein tröstliches Rauschen der Stille wie aus einer großen Muschel. Kühl und weich flutete die unendliche Stille, ein Ozean, der von den Füßen aufstieg und stieg – schon stand sie mit den Knien darin, und die blaue Stille deckte die Hüften ein und wuchs um das Herz beklemmend.
Ein gutes Dunkel kam und deckte sie zu. Sie sank in die Ohnmacht, in den weichen, ausgebreiteten, gastlichen Mantel aus zärtlichem Samt.

III

So fand sie die Mutter, die allzeit geschäftige, in Sorgen ergrauende, die Mutter, die von der Tour kam, aus Purkersdorf mit der Westbahn.
Den Hut, den schiefen, auf der Fahrt beschädigten, zum Einkassieren unerläßlichen, warf sie auf das Sofa. Eier zerbrachen mit kläglichem Laut in der Tasche. Schön öffnete sie den zitternden Mund zum Fluch, ein häßliches Wort krümmte die Lippe, da erschrak sie, dachte an Selbstmord und grausigen Bericht in der Zeitung und beugte sich über Fini.
Das Mädchen erwachte und sah über sich das breite Gesicht der Mutter, sah in die schmerzlichen Augen und eine unbekannte Güte darin, einen Trost und ein fremdes Erschrecken. Rasch hob sie die Mutter auf

starken Armen ins weiße, breite, weiche Bett, kalte Milch brachte sie und küßte Stirn, Mund und Augen wie lange nicht mehr. Vertraut war die Berührung der mütterlichen Lippen, lang entbehrt und wie eine Wiederkehr der halbvergessenen Kindheit. »Mein gutes Kind«, sagte die Mutter und wiederholte die Worte, und ihre Stimme war verwandelt, die Stimme einer alten, einer gewesenen, verlorenen, zurückgekehrten Mutter. »Jetzt bist du unwohl«, sagte die Mutter und: »Nun bist du eine Frau.« Und Fini verstand, was Tilly, die Erwachsene, immer gefragt hatte: ob sie auch schon unwohl sei. Eine stille Feier entzündete sich im Innern, ein heimliches Fest, als trüge man ein weißes Kleid und würde konfirmiert.

»Bleib morgen zu Hause, geh nicht ins Büro«, sagte die Mutter. Weich und warm wie ein kleiner, lieber Wind ging ihre Stimme über Finis Gesicht. So merkwürdig verwandelt war alles; der Bruder schwieg, der sonst immer tobte, die Mutter summte leise in der Küche, und der Nachtwind spielte mit einer zart klirrenden Fensterangel im Nebenzimmer. Ruhe, weiße, war im Bett und in der Welt, die behagliche Wärme eines neugefundenen Heims, Heimat ohne Ende, Güte ohne Grenze und mit der Mutter die Gemeinsamkeit des Erwachsenseins und des Frauseins. Nicht mehr strafende Mutter war sie, sondern schwesterliche Frau.

Spät am Abend klingelte die Nachbarin noch, auf einen Plausch kam sie; leise rasselte ihr Schlüsselbund, und man hörte sie reden. Fini lauschte; die Mutter sprach mit der Frau vom Krieg; sie lasen im Abendblatt den Sieg von Sadowa und sprachen von den Männern, die lange nichts mehr schrieben. Der Duft bratender Erdäpfel wandelte durch die Zimmer; die Frauen aßen und kicherten; jetzt erzählte die Mutter von Fini, und das Kichern der alten Frau wurde unangenehm, und ihr Flüstern kam wie ein Zischen unverständlich und beunruhigend aus der Küche.

Zu schön war die Behaglichkeit des weißen, heimatlichen Bettes und zu aufregend ein mißtrauisches Lauschen. Es war besser, man legte sich gerade hin und dachte an gar nichts mehr.

Aber plötzlich überfiel Fini der Gedanke an den schrecklichen verlorenen Brief, und sie rief die Mutter herbei und erzählte es ihr, die nicht erschrak und nicht fluchte, sondern gütiger wurde und weicher, Trost und Vermittlung versprach und mit beiden Händen die Decke glättete. So verwandelt hat sich die Welt, eine Dankbarkeit strömt aus tausend

aufgebrochenen Quellen, und aus den Tiefen verschütteter Kindheit holen wir unsere alten, kleinen, frommen Gebete hervor und weinen ein bißchen zu dem auferstandenen Gott und schlafen ein.

IV

Um acht Uhr früh schon weckte eine schrille Klingel, eine Feldpostkarte des Vaters kündigte sie an oder eine Todesnachricht; eines von beiden nur konnte es sein. Tag für Tag, Stunde um Stunde wartete man auf die Karte, auf die Todeskarte vom Regiment, und man zitterte vor dem kurzen Geschrill der Glocke, das man ersehnte, wenn es ausblieb. Fini hörte der Mutter gewöhnliches Ächzen beim Aufstehen, das Schlurfen ihrer Pantinen bis zur Tür und zurück, den Gruß des Postboten und das Rattern der emporgezogenen, hölzernen Jalousien. Es dauerte ein paar Minuten, es waren Minuten süßer, banger Ungewißheit, die wir liebhaben, die gespannten Minuten mit dem angehaltenen Atem vor den großen Überraschungen, die man immer ersehnt, und wären sie auch fürchterlich.
Aus der Küche scholl der Mutter freudiger Ausruf, herbei eilte sie ans Bett und setzte sich und meldete die Ankunft des Vaters, der schon unterwegs war, entronnen dem Tode, verletzt, und vielleicht für immer dem Hause wiedergegeben.
Mit zärtlich zittrigen Fingern zerknitterte sie die rote Karte, schon sah sie aus wie am Busen zerdrückt, und der arme Kopf vergaß das Butterbrot für Josef und die Obliegenheiten der morgendlichen Stunden. Am Bettrand saß sie mit dünn gewickeltem Zopf und spann Träume, wollte Touren aufgeben, die vergeblichen wenigstens, und von Arnold, dem Onkel, die erträglichen und ertragssicheren abkaufen, in den Gegenden der Munitionsarbeiter, die sichere Gehälter bezogen und verläßliche Ratenzahler waren.
Eine merkwürdige Güte offenbarte das Leben, Gnaden schüttete Gott aus, er verwandelte die Mutter, die fluchende, die Rächerin und die Richterin, in die gütige, freudige Frau, fast konnte man's nicht glauben. Oft schon waren Zweifel in Fini des Morgens gewesen, ob sie in die Wirklichkeit des Tages erwacht oder entschlummert war in die Fortsetzung des Traumes. Diesmal war alles unwahrscheinlich, die Sonne und der plinkende Sperling am blechernen Fensterbrett, die gol-

dige Staubsäule in der Ecke beim Ofen, die Wiederkehr des Vaters und die Ruhe im Herzen.
Die Mutter strömte den schwülen Duft ihrer Körper- und Bettwärme aus, sie roch vertraut wie warme Milch und weckte in Fini das Verlangen, die Arme um den Hals der Frau zu legen, die nachgiebige Weichheit der mütterlichen Brüste zu fühlen und glücklich zu weinen. Wäre nicht der Gedanke an den verlorenen Brief noch lebendig in seiner ganzen Furchtbarkeit – wie wäre der Morgen sorgenfrei und wunderbar –, wäre die nächste, die kommende Stunde nicht in der Kanzlei vor dem Doktor Finkelstein.
»Ich will hingehen und ihm erzählen«, sagte die Mutter. Und Fini entsann sich der Schuljahre und der mütterlichen Vermittlungen und ungeschickten Ausreden und des blamierenden Diskurses zwischen Mutter und Lehrer und entschloß sich, selbst zu gehen. Wenn Gott, der wiedergekehrte, neuerbetete, helfen wollte, so half er in allen schwierigen Dingen den kleinen Mädchen, und wie immer, wenn wir fast keinen Ausweg mehr wissen, dämmert in unsern Köpfen langsam eine Ausrede und formt sich zum wahrscheinlichen Bericht, an den wir selbst am Ende glauben. Konnte man nicht mit der Feldpostkarte hingehn und den verlorenen Brief mit Aufregung entschuldigen, die man wohl glaubte, während man eine Ohnmacht, eine gewöhnliche, belächelte? Vieles Wunderbare war seit gestern geschehn, viel mehr Wunder brachte das Heute. – Und Fini, die Kleine, ging über die Straßen, vor denen sie sich gestern so gefürchtet hatte, und war nicht mehr gering und verloren, sondern stolz und gehoben, gewachsen und reif geworden in der schwülen, regenschwangeren Luft des trüben Tags. Die Wolken hingen fallbereit. Kleiner schien die Unermeßlichkeit der Atmosphäre und näher der Welt; verlangend lag der Himmel über der Erde, bereit, sie zu umarmen und zu befruchten.

V

Die Wunder hörten nicht auf, die Güte Gottes gebar sich immer neu. Ein Mann kam, eine Viertelstunde vor dem Doktor Finkelstein, und brachte den Brief, den verlorenen, in die Kanzlei. Fini gab ihm ihr letztes Straßenbahngeld. Sie sah den Mann genau an und behielt sein Gesicht, seine Kleidung, seinen Schnurrbart treu im Gedächtnis. Jah-

relang später wußte sie, daß ihm Haarbüschel, graue, aus den Ohren wuchsen. Allerdings kam der Sozius Blum in dem Augenblick herein, als der Mann fortging, groß, stark, duftend und strahlend, ein Gott der Frauen. Behutsam und väterlich faßte er Finis Arm, Milde und Verzeihung schwangen in seiner Stimme, als er zur Vorsicht für alle künftigen Fälle mahnte. Dabei spürte sie den sanften Druck seiner Finger am Oberarm, sie blickte zu ihm auf und sah seine sorgfältig verworrene Locke über dem linken Auge und seinen lächelnden Mund.

Später floß das Wunderbare über in die gewöhnliche Lauheit ärgerlichen Tages. Fini saß vor dem braunen Telephonapparat mit den verwirrenden Stöpseln und verworrenen Bändern, den grüngetupften, den rotgestreiften, den blauen und den unbesetzten Löchern, vor denen die rätselhaften Klappen aus rätselhaften Gründen plötzlich abfielen mit leisem Schlag wie verwelkte, harte Augenlider. Das Telephon schrillte, die helle Fanfarenstimme einer Frau verlangte den Doktor Blum; ein Stöpsel flog in ein beliebiges Loch, und Fini wartete auf den Erfolg. Schon ahnte sie gleichzeitig, daß es eine falsche Verbindung war, und sie wartete furchtsam wie in der Schule, wenn sie auf der Tafel eine Rechnung falsch gelöst hatte und hinter dem Rücken das peinliche Schweigen der Klasse fühlte und den triumphierenden Atem der Lehrerin auf der Schulter. Wie konnte man auch an diesem stöpselreichen Apparat den richtigen finden, wenn ein Wunder nicht zu Hilfe kam?

Ach, es kam nicht, sondern der Doktor Finkelstein. Gefräßig, mit einer Aktenmappe stürzte er, der ewig gefräßige, immer sturzbereite, streitbare, mit starken Brillengläsern funkelnde, herein; denn bei ihm hatte es geläutet und nicht beim Sozius, bei ihm hatte die Exzellenz Helena nichts zu suchen – »nichts zu suchen, sage ich« –, die Schlange, die sie beide noch ruinieren würde. »Ich mache keine Strafprozesse, das müßten Sie wissen, zehn Jahre sitzen Sie hier!« Lärm kündigte ihn an, den Doktor Finkelstein, in einer Wolke von Lärm lebte er, und er begann zu diktieren. »Lassen Sie den Apparat, den Sie doch nie verstehen werden, und setzen Sie sich an die Maschine!« – Und leise vor sich hin wiederholte er: »Zehn Jahre sitzt sie schon hier« – bis plötzlich ein Blick zu Fini hinüberflog und ihr Gesicht streifte und eine dunkle Erinnerung an die Erzählung des Doktor Blum von einer neuen, jungen Hilfskraft weckte.

Wie flatterte das Herz, wenn er diktierte, die großen, fremden, nie

gehörten Worte sprudelten, Sturzbäche erstaunlicher Satzgefüge, prachtvoll exotische Klänge, lateinische Namen, Sätze, labyrinthisch gebaute, mit kunstvoll verborgenen Prädikaten, die manchmal unerklärlich verlorengingen. Während Fini stenographierte, überhörte sie ein Wort, mißverstand sie einen Namen, und der Bleistift, mühsam unter den Druck des Zeigefingers gezwungen, begann zu flattern, wild auf raschelndem Papier, der Klang eines gehörten Wortes zeugte ein ähnliches im Bewußtsein, drohend erhob sich am Ende des Diktats die unerläßliche Vorlesung des Stenogramms, und daran mußte Fini denken, während sie schrieb. An die nächste halbe Stunde, in der es sich erweisen sollte, wie kläglich das Diktat ausgefallen war, an die mißlungenen Sätze mit den verstümmelten Namen, die weggelassenen Paragraphen und verschobenen Prädikate. Es war, als hätte man ein verrücktes, wirbelndes Rad zu stenographieren; große, bunte Räder kreisten, wuchsen violett und rot gerändert aus dem Papier.
Dann erfolgte die Kündigung, notgedrungen, Entlassung auf der Stelle sogar. Rückkehr mit hängendem Kopf und Suchen in den kleinen Anzeigen des Morgenblattes. Warten in den Vorzimmern und sorgsames Kalligraphieren der gleichlautenden Offerten. »Punktum, Schluß!« schrie Doktor Finkelstein, »lesen Sie, schnell!« Aber an diesem wunderbaren Tage strömte Rettung, plötzlich und dankbar empfangen, aus allen Türen. Nun klingelte jemand, und Exzellenz Helena trat ein, ihre Stimme klang hell, eine Siegesfanfare, in hellem Kleid rauschte sie mit dem kühngeschwungenen Hut voll jugendlicher Kornblumen. Aus einer merkwürdigen, großen Welt kam sie, aus der Welt der noblen Klientel; Leere war um sie, kein stenographierendes Mädchen und kein Bürodiener, durch Kleider und Körper drangen ihre Blicke, aus Glas war man selbst, ein durchsichtiger Gegenstand. Die tobende Wildheit Doktor Finkelsteins war dahin, Höflichkeiten stotterte er und empfahl sich bestens, den Sozius versprechend.
Einen Akt galt es zu suchen, einen verlorenen Akt. Exzellenz Helena contra Ehegatten, und man suchte ihn unter H, verzweifelt, schnell, fünfmal durchblätterte Fini den Buchstaben H, bis Doktor Blum ungeduldig Tuschak rief, Exzellenz Tuschak. Unter T fand sich der Akt.
Währenddessen saß Tilly eifrig gebeugt über raschelnden Papieren, Bleistifte spitzend, Radiergummis ordnend, Löschblätter schneidend, Briefmarken zählend; vergebens suchte Fini ihren Blick, den freundschaftlichen Blick, den Hilfe versprechenden – ein böses Ding war

Tilly, sie stellte sich fleißig und ließ den Kameraden im Unglück. Es verdroß und tat weh, das Blut schoß in die Wangen, Fini fühlte, wie ein Strumpfband sich lockerte, aber ein rettender Griff nach dem Knie war verboten und hätte ein Jucken vorgetäuscht, das lockere Band und der rutschende Strumpf nahmen den letzten Rest von Haltung, Papiere stoben flatternd auseinander.

Dann folgte eine heilende Stille, keine Klingel weckte. Fini sah durchs Fenster, sah die langsame Turmuhr, das rote Kloster mit dem Wandelgang für die Nonnen im Park, die hin und her schritten, schwarz und weiß, fremde Geschöpfe im Jenseits hinter den roten Mauern, im Garten, im Vorhof der ewigen Seligkeit. Die Scheu vor den Bräuten Christi verschwand, und Fini schien es wunderbar im Garten des Klosters. Langsam rückten die goldenen Zeiger vor, Exzellenz Helena verrauschte, einen Augenblick stand Doktor Finkelstein noch da mit funkelnden Brillengläsern, dann ratterte er los mit der schwarzen Mappe und der flatternden Hutkrempe.

In den Straßen war der Frühling, es hatte geregnet, und die großen Kieselquadersteine leuchteten rot und bläulich, als spiegelte sich in ihnen ein Regenbogen. Frisch gewaschen war das Gras auf den Rasenbeeten, die Amseln standen schwarz in der Straßenmitte, Fini schlenderte langsam mit Tilly, heute schon erwachsen, unwohl und Frau. »Ich sehe schlecht aus«, sagte Fini, »siehst du nicht? Ich bin unwohl«, sagte Fini wie etwas Selbstverständliches und maß die Brüste Tillys, die unter der dünnen Bluse zitterten. Die Männer lächelten sie an, die jungen Männer, die beutegierig durch die Straßen gingen.

Bei Trillby lockte gelbes Eis, von zarten Waffeln überdeckt, in rundgeschliffenen Eiergläsern, die halben und ganzen Portionen auf marmornen Tischchen draußen, und die tiefen Korbsessel. Das Porto, das bitter verdiente, ging zur Hälfte drauf, ein Trinkgeld bekam die Kellnerin, und knapp, ehe ein Einjähriger sich anschickte, aus der hinteren Ecke an den Tisch der Mädchen zu treten, standen sie auf und schritten, neu gestärkt und den Glanz der untergehenden Sonne vor sich auf den Gesichtern, um die Ecke.

Es duftet zu Hause nach süßen Dingen, die man für den heimkehrenden Vater bereitet, der Bruder Josef tobt – und als wären Jahrzehnte seit gestern vergangen, so füllt wieder die graue Unerbittlichkeit das Haus, die Treppe und die Mutter. Dahin ist die warme Bettheimlichkeit von gestern, die Mutter kommt forschend aus der Küche, Einzel-

heiten des Tagesablaufes will sie wissen, unablässig. Tief schneiden die Seufzer ihrer Unzufriedenheit ins Herz, die Nacht kommt und die geizige Petroleumlampe mit dem graublau angehauchten Glaszylinder, aus dem die Nachbarin Regen für morgen prophezeit.

VI

Es regnete wirklich, und der Vater kam, mit ergrauten Schläfen, rätselhaft klein geworden und behaftet mit dem Duft von Jodoform, Hygiene, Rotem Kreuz und Eisenbahn.

Eine Granate hatte ihn Gott sei Dank verschüttet; nun war er da, für immer vielleicht, aber ratlos inmitten seiner gesunden Familie, betäubt von der Ankunft in seinem eigenen Haus, heimatlos in der Heimat und außergewöhnlich zwischen dem Gewöhnlichen, mit suchenden Blikken, die immer abglitten und zurückzukehren schienen in eine Ferne, in die verlassene Ferne, deren Schattenriß wir kaum ahnen konnten, deren Wirklichkeit uns niemals erkennbar war.

In Fini lebte er als der große, starke Mann, der sie in die Arme nahm, als er schied, jetzt war er klein und gedrückt und ihn umarmte Fini. »Lauter sprechen«, bat er und erzählte, daß er schwerhörig geworden. Man sprach lauter, man schrie, und er hatte doch nicht verstanden, er war stocktaub, und nach zwei Tagen kam er mit einem schwarzen Hörrohr, das seltsam und erschrecklich aus der oberen Tasche seines Uniformrocks einen langen Hals mit breitem Trichter reckte. Verwandelt war er ohne Instrument und noch mehr, wenn er es ans Ohr legte. Jeden Tag humpelte er an seinem Stock ins Spital und brachte den Geruch der Medikamente nach Hause und manchmal einen großen, länglichen Brotlaib, den man beim Bäcker nicht bekam. Die Verwandten kamen, ihn zu begrüßen, sie schrien mit Lust und weideten sich an seinen Mißverständnissen und lachten verstohlen. Arnold, der Onkel, wollte seine guten Touren partout nicht verkaufen, und man sprach von einer Neugründung der Existenz.

Dann waren die lauten Besuchstage verrauscht, und einmal entstand ein Streit wegen einer Zündholzschachtel, die der Vater im Spital vergessen hatte oder im Wirtshaus – wer konnte es wissen? Ein wenig trank er, dann war er stiller als gewöhnlich, und manchmal stahl er kleine Dinge aus dem Hause. Die Mutter schrie, nur sie allein verstand

er gut, und er blieb die Antwort nicht schuldig. Aber sprach die Mutter leise, verstand er dennoch nichts, und sie durfte fluchen – und Worte, die sie tief zurückgedrängt hätte, wäre er nicht taub gewesen, tanzten jetzt frech über ihren Mund und trafen ihn nicht, so daß er lächeln konnte, wenn sie »Schubiak« sagte.

In der Nacht aber hörte man sie zärtlich flüstern im Bett, wenn Fini zufällig erwachte; spät nach Mitternacht drang das Wispern schwül aus dem Schlafzimmer. Da belebte sich wahrscheinlich sein Gehör, denn es ging um Liebesdinge. Merkwürdig war, daß sie ihren Streit vergessen konnten, wenn sie Körper an Körper lagen; der warme Milchduft, der von der Mutter kam, versöhnt ihn, dachte Fini.

Warm war die Nacht, und das Bett strömte Wärme aus; Fini stand auf und ging ans offene Fenster, während Vater und Mutter im Schlafzimmer eine Kerze anzündeten mit heiserem Kichern.

Rührung überfällt uns in der klaren Nachtluft, wenn die Sehnsucht aus den blauen Gründen zu uns kommt und am Fenster der Pfiff einer weitrollenden Lokomotive hängenbleibt, auf dem Bürgersteig gegenüber liebesdurstig eine Katze schleicht, in einem Kellerfenster verschwindet, hinter dem der Kater lauert. Groß und sternenreich ist der Himmel über uns, zu hoch, um gütig zu sein, zu schön, um nicht einen Gott zu erhalten. Die nahen Kleinigkeiten und die ferne Ewigkeit haben einen Zusammenhang, und wir wissen nicht, welchen. Vielleicht wüßten wir ihn, wenn die Liebe zu uns käme; sie ist mit den Sternen verwandt und mit dem Schleichen der Katze, mit dem Pfiff der Sehnsucht und mit der Größe des Himmels.

Zwei Menschen entkleideten sich drüben, hinter den Jalousien sah man ihre Schatten, eine Hand löschte mit wehendem Schwung die Kerze aus, und Mann und Frau gingen schlafen – jetzt flüsterten sie, wie die Eltern flüstern. Fini fühlte die Nachtluft nicht mehr, rote Kreise vor den Augen sah sie, ein jäher Blutstrom rann in die Schenkel, und die Spitzen ihrer Brüste wuchsen, streckten sich dem Draußen, den Lokomotiven, den Pfiffen, den Sternen entgegen.

Der neue Tag graute; hinter den Häusern erhob sich ein weißes Leuchten. Sonntag war es. Der Morgen breitete sich aus, schnell hellte das Zimmer auf, am Nachmittag gehen wir mit Tilly ins Atelier; wir werden neue, wunderbare Dinge erleben, in einer unbekannten Welt, neue, große Dinge, kleine, kleine Fini.

VII

Dieser Nachmittag im Atelier behielt seine leuchtende Seltsamkeit noch lange Jahre später, als Fini schon in einer anderen Welt lebte und die süße Dummheit ihrer jungen Tage vergessen und vergraben hatte. Mitten zwischen den großen und klugen Menschen war sie noch einsamer als daheim, geringer als in den weiten, großen Straßen der großen Stadt, wenn sich das Leben eisern über ihrem kleinen Kopfe wölbte. Aus allen Bereichen der wunderbaren, ungekannten und kaum erahnten Welt strömten die Gedanken der Menschen, die schönen, die zarten, die unverständlichen, die weichen Gedanken, die Musik aus unzähligen, verstreuten und verborgenen Instrumenten. Die Hälfte verstand sie nicht und wußte nicht, wen zu fragen; denn unerreichbar war Tilly, die Erwachsene, Gewandte, die kühn zu Hause war, wo man sie hinstellte, und aus der glanzvollen Mitte, die sie einnahm und die ihr gebührte, in den stillen Winkel Finis kühles Lächeln schickte und kalt strahlenden Blick. Fini fühlte, daß keine Hilfe kam, und es war ihr, als müßte sie, ungelernt, wie sie war, in der nächsten Stunde zur Prüfung treten. Stolz und mutig waren die Menschen, gewiß kamen sie aus den großen, kühlen, bewachten Häusern und aus den reichen Zimmern, in denen Spiegel an jeder Wand die Haltung ihrer Besitzer unter steter Aufsicht halten und bis zur Vollkommenheit verbessern. Wer aber, wie wir, aus den engen Häusern kommt und in den Zimmern mit den blinden Spiegeln heranwächst, bleibt zage und gering sein ganzes Leben lang.

Schon sprachen die Männer, sie hatten braune Gesichter und mutige Augen, und sie waren auch im Kriege gewesen, wie der Vater; aber sie kamen nicht klein und gedrückt und nicht taub nach Hause, und selbst aus ihrer Verstümmelung noch strahlte Glanz. Die Männer sind aus einer ganz anderen Welt als wir kleinen Mädchen, sie sind klug, stark und stolz, sie lernen viel und wissen viel, sie suchen die Gefahren, und durch die Straßen gehen sie herrschend, und ihrer ist, was sie sich wünschen, die Häuser, die Bahnen, die Frauen und die ganze Stadt.

Ein Maler, Ernst hieß er, zeigte Fini Skizzenblätter, einen Hund, ein nacktes Mädchen und Schwalben im Flug, und man sah es ihm an, daß er schenken wollte, weil Fini ihm leid tat. »Sagen Sie doch etwas«, bat er sie, aber nichts hatte sie zu sagen, und alles wäre so dumm gewesen, was sie einem Maler hätte sagen können, der Schwalben im Flug, einen

Hund und nackte Mädchen malen konnte und der so, was er erblickte und was ihm gefiel, auf ein Papier brachte. Er sprach, Fini hörte nicht jedes Wort; denn sie dachte, daß sie selbst etwas sagen müßte. Einige Male öffnete sie den Mund, aber ein halbgedachtes Wort blieb auf der Zunge, furchtsam über einen blamierenden Laut wachte das angestrengte Gehirn. Es wurde ihr heiß in der Ecke, sie wagte nicht aufzustehn, sie hätte ein paarmal auf- und abgehen mögen, und sie durfte es nicht, und hilflos wie ein Vogel mit geputztem Gefieder kauerte sie auf einem runden, kleinen Stuhl und die getünchte Wand im Rücken, an die sie sich nicht lehnen durfte wegen des dunkelblauen Kleides. Sie hörte aus einer großen Weite die Stimme des Hausherrn, der ein Musiker war und Ludwig hieß und eine geblümte Weste mit Perlmutterknöpfen trug, seine Stimme klang wie ein dunkles Cello, und Tilly durfte ihm du sagen, so nahe war sie den Menschen und glücklich.
Eine Skizze Ernsts stellte eine Frau dar, die auf einem dünnen Pfad zwischen weiten Wiesen und Feldern ging, und obwohl kein deutlicher Zusammenhang war zwischen dem Weg dieser einsamen Frau und Fini, behielt sie das Blatt dankbar, und es schien ihr, als wäre diese schöne, sanfte Frau sie selbst und ihr enger Pfad zwischen unendlich grünenden Wiesen, in ihrer Fruchtbarkeit dennoch traurigen, mit der ganzen Melancholie vergeblichen Blühens. In braunes Papier bettete sie das Bild, so lag es drei Tage an der Wand ihres kleinen Täschchens, bis einmal, da niemand zu Hause war, auch dieses Blatt das geheime Versteck fand, das niemandem bekannte, auf der nackten Tischplatte, unter dem mit Reißnägeln befestigten Wachstuch, wo das schöne, glatte Silberpapier sich breitete, unschätzbarer Reichtum, im verborgenen leuchtend.

VIII

Alle unsere kleinen Geheimnisse, die wir durch harte Monate geborgen haben vor dem rohen Zugriff unbekümmerter Hände, die lieben, kleinen Perlmutterknöpfe und das gepreßte Stanniolpapier, die künstlerischen Ansichtskarten und die farbenfreudigen Seidenproben, alle Dinge, die wir sorgsam gehütet haben wie warme Geschöpfe und an die wir täglich denken: im Büro, wenn der Doktor Finkelstein diktiert und wenn wir vor dem verwirrenden, braunen Telephonapparat ratlos

sitzen, auf der Straße, wenn wir die Briefe austragen, die wichtigen Briefe in dem grüngefaßten Buch – unsere warmen Geschöpfe, unsere Tröstungen und unsere Geheimnisse – eines Tages – man räumt zu Hause auf – werden sie aufgestöbert aus ihrem sicheren Gewahrsam, schamlos preisgegeben dem schamlosen Blick der Mutter und ihrer grausam vernichtenden Hand. Wie kleine Vögel, die eine herzlose Gewalt aus dem schützenden Nest schüttet, gehen unsere kostbaren Dinge verloren in der wirren Wüste der auseinandergeschobenen Möbel.

Eines Abends kehrte Fini heim und sah die Tischplatte nackt, ohne Wachstuch; Reißnägel lagen glänzend in einem kleinen Häuflein, und zerrissen waren die letzten Reste der künstlerischen Ansichtskarten und der Skizze mit der wandelnden Frau zwischen melancholisch blühenden Feldern. Es war eine Rückkehr in eine verwüstete Heimat, in der ein Feind gehaust. Zertrümmert lag die ganze, mit liebender Mühsal aufgebaute Welt. Ein Stück hing an jeder der verlorengegangenen Nichtigkeiten, und Fini weinte, obwohl sie wußte, daß sie lächerlich wurde vor dem Bruder und dem mitleidigen Hohn der Mutter. Niemand in der Welt verstand, was Fini verloren hatte: die wunderbare Skizze mit der wandelnden Frau, das Geschenk, empfangen in einer Stunde, in der die Tore eines neuen, fremden, wunderbaren Lebens aufgegangen waren. Fini weinte und schämte sich, daß sie kindischer Dinge wegen weinte, und sie weinte zugleich, weil sie die Kostbarkeit des Verlorenen verleugnen mußte.

Nur einer verstand sie vielleicht, der Vater, der taube, der mit den Augen hörte; sie waren wissend und mitleidsvoll, und mit den letzten Resten seiner aufgehobenen Herrlichkeit bemühte er sich, den Sohn zu beschwichtigen und die fluchende Frau. Plötzlich fühlte Fini seine harte Hand auf der Schulter; gute Worte sprach er und setzte sich zu Fini in die Ecke, auf die Kante des großen, eisenbeschlagenen Koffers, und beide waren sie Verbitterte und Gefesselte im Reiche der Mutter und des tobenden Bruders. Seit diesem Tag liebte Fini ihren Vater.

Die nie gestillte Sehnsucht lebte auf, die Sehnsucht nach einer kleinen, eigenen geheimen Lade, einem warmen Zuhause im kalten Heim, einer Stätte, die Zuflucht gewährte und Geheimes barg. So eine Lade versprach ihr der Vater; merkwürdig war sein Gebrechen: Seine Taubheit schwand, und die tiefsten Wünsche vernahm er mit tausend hellhörigen Ohren. Seine harthäutigen Finger zitterten ein bißchen und lagen auf denen Finis, und er bat sie: »Gehn wir spazieren!«

Und Fini ging mit dem Vater durch die lauten Straßen, die langsam dunkelten, und war mütterlich, als führe sie ein Kind, und schenkte dem Vater, dem humpelnden, die ganze Liebe, die dem Stanniolpapier gegolten hatte, den seidigen Bändern und der wandelnden Frau. Sie gingen spazieren und fühlten sich geborgen vor dem eisernen Zugriff der unermüdlich säubernden Mutter.

IX

Einmal, unterwegs, zwischen dem Landesgericht I und der Firma Marcus & Söhne, kam der Maler Ernst und grüßte tief, wie nur große Damen aus der noblen Klientel des Doktor Finkelstein gegrüßt werden. Es ließ sich nicht verbergen, daß sie das grüngefaßte Buch trug und die wichtigen Briefe darin, um das Porto zu verdienen. »Ich mache Geschäftswege«, sagte sie und ließ den Maler warten vor den Häusern, in die sie hineinging. Dann lenkte er ihre Schritte durch den dunklen Park, in dem die Pärchen saßen und die Liebe blühte, in dem die weißen Schwäne auf blauen Teichen schwammen und den zu betreten die Mutter verboten hatte, eingedenk der Sitte und der mütterlichen Pflicht.

Zum ersten Male ging Fini mit einem Mann des Abends durch den Park, den sie nur am hellen Nachmittag durchschritten, wenn auf den Bänken die Schläfer Sonne tranken; am Nachmittag nur wagte sie, die hurtigen Füße hemmend, über den Kies der Wege zu gehen und der Blumenbeete Reichtum zu bestaunen und, aufgeschreckt durch den wuchtenden Fall des Turmuhrschlages, die hämmernde Sorge wegen nachlässiger Verspätung durch zehnfach beschleunigten Schritt zu betäuben.

Der Park war anders, dichter und dunkler, wärmer und gütig. Was hinter den Bäumen war, sah Fini nicht, was in der betäubenden Helle der Lampen sich zutrug, der stehengebliebenen silbernen Blitze, die den Weg bis zum nächsten Licht in schwärzere Nacht tauchten. Melodien, von der Terrasse kommend, flossen gedämpft durch dichtbelaubte Bäume und abgelenkt durch das Rauschen abendlichen Windes, auf- und abschwellend, in seltsam geschwungenen Wellen, und der starke Rhythmus eines bekannten Marsches glättete sich in der dunklen Allee zum Walzer.

Und neben Fini ging der Mann, der siegreiche Mensch mit der tiefklingenden Stimme, und roch tierhaft und fremd, wie bitteres Kraut und Waldwurzel, und gleichgültig war, was er sagte. Wie unter einem segnenden Regen ging man unter dem gleichklingenden Strom seiner unverstandenen Reden und senkte den Kopf und spähte suchend nach einem bekannten Gesicht in der Fülle der Gesichter, das zu Hause verraten könnte.

Auf die Terrasse des Restaurants stiegen sie, marmorne, herrliche Stufen empor, wie sie zu Thronen führen und gelbgetöntem, schmelzendem Vanilleeis in sanft gerundeten Tassen. In einem zärtlichen Winkel saßen sie, enge die Knie an die marmorne Platte des niedrigen Tisches gedrückt, und der silberne Klang eines kleinen Löffels, der klirrend ans Glas schlug, betäubte für den Bruchteil einer einzigen Sekunde.

Dann sah man die schweigenden, marmornen Männer, gedrückt in das schwarze Grün der rauschenden Bäume, sah, wie die starren Gliedmaßen in der flutenden Stille der Nacht zu leben begannen. Zum erstenmal sah Fini so lebendige Denkmäler, hörte sie das Pochen des eigenen Herzens in den toten, nicht mehr toten, auferstandenen Dingen und fühlte den Kreislauf des eigenen Blutes in den Steinen, den Bänken, im Rasen und im Baum, in der nächtlich geschlossenen Wasserlilie auf der unhörbar murmelnden Oberfläche des Teiches und im düster ragenden Schilf.

Den Park verließen sie, über die weiße Brücke, die von Lichtern bekränzte, gingen sie auf den schweigenden Marktplatz, in süßer Ratlosigkeit wandelnd, zwischen verlassenen Ständen, gedrängt in den kargen Schatten der niedrigen Dächer und der pferdelosen Wagen, der Karren und der aufgestapelten Fässer. Heimatlose Kinder, wandelten sie, ein Dach suchend, ein Haus für ihre Liebe. Sie gingen endlose Straßen hinunter, und wenn sie an einem Hotel vorüberkamen, hielten sie beide einen Augenblick inne und gingen dennoch weiter.

Plötzlich, aufgetaucht an einer stillen Ecke, steht der Vater da, rastend auf den Krückstock gestützt, unter dem Licht einer Bogenlampe, mit einem einbeinigen Kameraden – sie kamen wohl beide aus dem Spital. Der Vater hob langsam seine lauschenden Augen und winkte ihr mit der Hand, und sie ließ Ernst und gab dem Alten die Hand, und der Vater tätschelte ihre Wange und zeigte sie dem Kameraden. Er sagte nichts, er schickte sie zurück mit einem leisen Wink des Zeigefingers. Fini lief zu Ernst, dem geduldig wartenden, und begann zu reden, als

spräche sie nicht mit dem Mann, dem sieghaft nach Erde und Wurzeln riechenden, sondern mit einer vertrauten Freundin. Alles schüttete sie in sein lauschendes Ohr, die Sehnsucht der Kinder und die Furcht ihrer Tage und die Bedrängnisse im Büro und die Enge daheim. Sie erzählte von dem verlorengegangenen Bild und dem sehnsüchtigen Schmerz um die wandelnde Frau auf engem Pfad, zwischen traurig und fruchtlos blühenden Feldern; vom atemberaubenden Diktat des Doktor Finkelstein, des fürchterlich mit kalten Brillengläsern funkelnden, des ewig gefräßigen, immer überfallbereiten, mit flatternder Hutkrempe und drohend geschwungener Mappe. Vom braunen Apparat mit den verwirrenden Stöpseln und den verworrenen Bändern, den grüngestreiften, den rotgestreiften, den blauen, von herrschend schrillen Frauenstimmen, die den Doktor Blum, den Sozius, verlangten. Von rätselhaften Klappen, die aus rätselhaften Gründen mit leisem, klagendem Klang niederfielen. Von der Mutter vergeblichen Touren nach Purkersdorf mit der Westbahn und von der Tilly Verrat im Büro, wenn sie, Bleistifte spitzend, Briefmarken klebend, den hilfesuchenden Blick nicht erwiderte. Von verwirrten Akten, die unter fremde Buchstaben gerieten, unauffindbar, wenn man sie brauchte. Von des Vaters plötzlich eingebrochener Taubheit und der Notwendigkeit, eine Existenz zu gründen.
Sie fuhren nicht mit der Bahn nach Hause, zu Fuß gingen sie den weiten Weg, durch die rauschenden Straßen der Stadt, in denen sich das Leben eisern und nicht mehr furchtbar über unsern Köpfen wölbt. Wir sind nicht verloren an der Seite eines schützenden Bruders, dem unsere Geheimnisse gehören; unsere Furcht vor daheim, unsere Furcht vor der Welt ist dahin, Jahre sind her, seitdem wir das letztemal allein nach Hause gegangen sind, Jahre seit gestern, vergangene Wochen liegen weit zurück, sagenhaft verschollen die Zeit unserer furchtsamen Einsamkeit. Wir sind hungrig und fühlen keinen Hunger, müde sind unsere Füße, und wir könnten meilenlang schlendern, kühl wird es in der späten Abendstunde, uns friert es nicht.
Neue Skizzen versprach Ernst und ein Wiedersehen auf dem Marktplatz, wo die Fässer standen, gehäuft neben der von Lichtern bekränzten Brücke – ein unauffälliger Ort, wo niemand sie finden sollte. Es war spät, nicht mehr lauerte boshaft hinter dem Geländer die Hausmeisterin. Aber erschreckend in seiner gutgemeinten Lautlosigkeit trat der Vater aus der Tür der benachbarten Schenke; er hatte gewartet, auf

Fini gewartet, um sie und sich selbst zu retten vor den forschenden Fragen der Mutter; einen gemeinsamen späten Spaziergang wollte er vorschützen, und die Gelegenheit, sich einen guten Sechsundneunziger zu gewähren, lockte ihn.
Sie stolperten beide die dunklen Treppen empor, eng umschlungen, beide kannten sie ihre Geheimnisse, die Sünder, und mutig traten sie in die Küche, der Mutter entgegen.

X

Das Leben, gestern noch gedrängt in die Enge der Straße, der Stadt und des Hauses, in die vier tapezierten Wände des Büros – wie wuchs es über die Mauern in die Wälder. Im geizigen Schatten der nächtlich lagernden Fässer trafen sie sich jeden Tag, durch die leeren hölzernen Hütten gingen sie, rochen den Duft verkaufter Seefische und liegengebliebener Zwiebelschalen und gingen dennoch fromm vorbei an den toten Tischen und schlaffen Säcken, Hand in Hand, immer bereit, in der herrlichen Dürftigkeit einer Hütte ein Liebeslager aufzuschlagen und erschreckt durch den ferne hallenden Schritt des wandernden Polizisten, das Bellen des Hundes, das Schlurfen des Bettlers.
Hinaus kamen sie mit der Straßenbahn, die unter hängenden Zweigen dahinfuhr, geliebkost vom dunkelblauen, schattenden Flieder, vorbei am grünen Segen der Gehöfte, am grauen Fluch der Kasernen, hinaus auf die hügelansteigende Landstraße.
Im weichen Moose lagerten sie, auf steilen Pfaden hielten sie sich umklammert, oft waren ihre Körper einander nahe, und vor ihnen war die endliche Vereinigung, wie ein Feiertag nahe ist seinem Vorabend. Immer fühlte Fini den sanften Druck einer zärtlich gewölbten Hand auf ihrer kleinen Brust, huschende Fingerspitzen auf der kühlen Rundung der Schulter und des Oberarmes, immer wenn sie allein war und zu Hause, im Traum und wenn sie erwachte, im Büro, wo der Doktor Finkelstein seine Grausamkeit jäh verlor und der braune Apparat nicht mehr schreckte.
Musik hörten sie, enge aneinandergedrückt in einer engen Reihe, von Menschen umgeben und allein. Es erschütterte sie ein plötzlicher leiser Sang, einen Schauer fühlte man auf der nackten Haut und wartete auf die Wiederkehr dieses einen süßen Tones. Es berauschte eine rau-

schende Welle und hüllte sie ein, wie eine große Stille vor einer Ohnmacht einzuhüllen vermag. Es glitten die seidenbespannten Fiedelbogen auf- und abwärts, und in der verschwimmenden Ecke liebkoste der Trommler mit demütig liebender Neigung des Oberkörpers die Triangel, daß sie silbern lächelte. Aus dem Gleichmaß der Bewegungen schwoll das warme Rauschen, keiner Stimme der Natur vergleichbar, keinem Sang menschlicher, tierischer Kehle. Schöner als Vogelsang war der samtene Fluß der Flöte und der zierliche Sprung eines jugendlichen Tones auf den breiten Rücken des ehrwürdig rauschenden Tiefklanges. Aber stärker als Baß und dunkelviolettes Cello, herzlicher als der samtene Fluß der jungen Flöte, erschütternder als der große Wirbel der Pauke und der kleinen, schalkhaften Trommel, all diese Zauber verzaubernd, die Töne übertönend, die Farben überglühend und alle Instrumente zusammenfassend, war die große Stimme der Orgel im Hintergrund, Sang Gottes, des Herrn der Welt, des Schöpfers und Schaffers, des grausamen, guten, großen Gottes. Die Orgel gebar alle Instrumente neu, und in jedem Ton, der ihr entströmte, schlummerte der nächste und der übernächste, der eben verrauschte und der längst verhallte, das ferne Echo der laut gebärenden und wiedergebärenden Wälder. Auf den zitternden Wellen der Luft schwammen die Worte der niemals gehörten, der unverständlichen Sprache, und tief versank auf unsichtbaren Grund die Mühsal grausamer Tage. In den Geräuschen der Stadt, in die man dann trat, hörte man ewig die Melodie des Orchesters. »Die Musik«, sagte Ernst, »enthält alle Geräusche der menschlichen Welt, eingefangen in gesetzmäßige Bindung und gesteigert ins Übermenschliche.« Aber das verstand Fini nicht.
Heim kam sie, nicht mehr ängstlich geduckt durch das dunkelgähnende Tor, nicht mehr furchtsam vorbei an der keifbereiten Hausmeisterin, nicht mehr traurig empor die knarrende Stiege mit dem schadhaften Treppengeländer steigend, nicht mehr den Gestank junger Kater beachtend – auch die häßliche Frage der Mutter hörte sie nicht mehr, und leicht kam ihr die Lüge, niemals konnte sie so gut lügen, wie wenn sie Musik gehört hatte. Straßenbahnen durften stundenlang Aufenthalt nehmen, Zusammenstöße mußten sich ereignen, Menschen von unwahrscheinlicher Ohnmacht befallen werden – und wie verwickeln sich kunstvoll die Fäden der Erzählung, wenn wir wollen, mühelos ersinnen wir einen gefallenen Gaul, dem man auf offener Straße eine Einspritzung macht, einen Wahnsinnigen, der nackt ein Gerüst em-

porklettert, wir befolgen die Einladung eines Inserats und stellen uns vor und müssen lange Stunden warten, ehe unter vielen Anwärterinnen an uns die Reihe kommt. Und Bescheid werden wir mit der Post erhalten.

Den kleinen Kasten hatte sie endlich, treulich gezimmert hat ihn der Vater. Am Sonntag zog er ihn aus der Ecke hervor, einen braunpolierten Kasten mit glänzendem Nickelschloß. Neue Skizzen von Ernst und eine neue wandelnde Frau auf einsamem Pfad zwischen melancholisch blühenden Feldern tat Fini hinein; mit lieblichen Fingern glättete sie gedrucktes Stanniolpapier ungesehen des Nachts auf der Bettkante, bunte Seidenfähnchen und Bänder, Perlmutterknöpfe und eine gefundene Schlipsnadel, einen japanischen Sonnenschirm aus buntem Papier und die weiche, oft gestreichelte Feder eines Hahnes, die rostbraune und golden schimmernde. Es war eine Heimat inmitten des Heims, eine heimliche Heimat, bergend und geborgen, liebend und geliebt, verschlossen und gütig. Unter dem Bett stand der Kasten, wartete auf die zärtliche, einsame Stunde vor dem Schlafengehen, zweimal knackte der sicher sitzende Schlüssel aus blankem, kühlem Stahl im sicheren Schloß, und leicht, wie in Gelenken, bewegte sich die Tür in den Angeln. Geborgen war alles gut vor dem Zugriff neugierig forschender Finger.

XI

Es geschah um diese Zeit, daß Tilly krank wurde. Es fehlte wochenlang der unermüdliche Lauscher, das durstig geöffnete Ohr, unausgesprochenes Erlebnis vieler Tage staute sich in Fini.

Nichts erfuhr sie von der Krankheit der Freundin, Ausflucht und lächelndes Mißtrauen hatte man in ihrem Hause für sorgende Fragen. Zwei Wochen später ging Fini ins Sanatorium, lange zögerte sie mit dem Entschluß, sie liebte die Luft des Spitals nicht und die vergitterten Fenster.

Es lebte in ihr das Krankenhaus, nie vergessen, unvergeßlich, in dem sie gelegen war, sechsjährig und scharlachkrank, die schleichende, schwarze Krankenschwester, die bärtige Nonne, die im nächtlichen Saal vor dem aufgestellten Spiegel auf dem Nachtkästchen Haare aus dem Kinn zupfte. Die Schwester mit der Warze auf der Oberlippe,

einem häßlichen Insekt. Noch schritt der weißgekittelte Arzt durch ihre Träume, die Brille auf die Stirn gerückt, der vieräugige Mann mit den tastenden Händen, den gelben, warmen, dichtbewachsenen; noch lebten in Fini die Besuchsnachmittage von drei bis fünf, wenn die Mutter kam und Kuchen liegenließ, den die Schwester sich nahm; die Korridore mit den Kranken in blaugestreiften Kleidern, mit den pergamentenen Gesichtern; und die große Badestube mit den vielen nackten Frauen, die verkrüppelte Zehen und Ballen an den Füßen hatten.
Geruch von Kampfer und Jodoform lagerte, eine böse Ahnung, über dem grünen Rasen des Sanatoriums und hemmte den Schritt. Fini roch an dem Flieder, den sie mitbrachte. Im dritten Stock lag Tilly, allein im kleinen Zimmer, blaß und verändert und mit hängendem Mund. Nicht mehr das Mädchen, das erwachsene, erwachte, sicher und bewundert; nicht mehr die Freundin, die starke, die ratende und tröstende, Tilly, die stolze und abweisende; krank war Tilly und unheilbar. Nicht mehr drohte ihr der Tod, gestorben war sie und lebte. Anders und eine Fremde.
»Kleine Fini«, sagte Tilly, »wenn du wüßtest. Ein Tier ist der Mann, wenn er zu uns kommt und wenn er uns verläßt. Wenn wir dem eisernen Druck seiner Schenkel nachgeben und wenn er aufsteht, müde und mit nachlässigen Fingern uns das Kleid zuhakt. Kein Arzt will dir das Kind abtreiben, und wenn du Seife nimmst, erkrankst du. Jetzt ist alles vorbei – er kam nicht, als ich ihm schrieb, als ich sterben sollte, und auch jetzt kommt er nicht. Er wird niemals kommen. Auf den Knien flehte er mich an, und süßen Orangenlikör mußte ich trinken. Kleine Fini, wenn du wüßtest.«
Wer war es? Ludwig war es. Fini hatte ihn vergessen, wie man einen alten Gegenstand vergißt, der auf dem Grunde des Kästchens ruhte, des sorgsam gehüteten. Ludwig mit der dunklen Cellostimme, der Geiger in der geblümten Weste. Von seiner geheimen Kraft erzählte Tilly, der die Frauen – und klügere auch – erlagen. Wenn er eine berührte, so, man kann es nicht schildern, würde sie schwach und war ihm verfallen. Ein böses, fremdes Tier ist Ludwig, der Mann.
»Allen mußte es geschehen. Du wirst es erleben!« sagte Tilly und weinte.
Der Abend brach plötzlich heran, er überfiel die Sonne. Eine Amsel pfiff im Garten. Ein Ruf scholl im Korridor und der huschende Schritt einer Schwester. Eine Klingel schrillte. Aus fernen Straßen kam Geheul einer Autohupe. Der mitgebrachte Flieder begann stark zu duften wie hundert Gärten.
Allein ging Fini durch die Straßen, nicht mehr am nächtlichen Marktplatz

vorbei, wo die schwarz gelagerten Fässer sparsamen Schatten gaben, wo Ernst wartete, der Mann, ein grausames Tier. Sie fühlte die sanfte Rundung seiner hohlen Hand dennoch auf der kleinen Brust, deren Spitzen sich hart und drängend entgegenstreckten, dem Abend, der Straße und dem grausamen Mann. Sie floh nach Hause, ängstlich geduckt unter dem Druck des eisernen Lebens, oft gestreift im Gewirr der Stadt vom Arm eines männlichen Wesens. Heim huschte sie, die kleine Fini, hinein in das dunkle Haustor, die schadhafte Treppe empor; niemand war zu Hause, und ungesehen durfte sie weinen.

Spät, nach Wochen, kam Tilly zurück, verändert und alt, mit einer neuen Frisur, weil sie lockeres Haar bekommen hatte. Wie eine Frau aus fremden Bezirken war Tilly, schweigsam und gut, nicht mehr fleißig geduckt über raschelnden Papieren, wenn Doktor Finkelstein eintrat, nicht mehr Bleistifte spitzend, sondern mit schlaffer Brust und länglich gewordener Nase, mit festgeschlossenen Lippen, nicht mehr lächelnd in den Straßen, durch die sie zusammen gingen, und einmal nur gesprächig, mit tränenerfüllten Augen, in der kleinen, billigen Konditorei, während es regnete, stundenlang, den ganzen Nachmittag.

Fremd und schrecklich war alles, was Tilly erzählte, von Ludwig, dem alle Mädchen verfielen, von den jungen Ärzten im Krankenhaus, von der Narkose, in die man untertauchte wie in ein Meer des Vergessens, von dem Erwachen, nachdem man sich tot geglaubt, von den düsteren Abenden daheim und dem ewigen Seufzen der Mutter.

Es regnete, und Tilly erzählte; gedrückt saßen sie in der dunkelnden Ecke der Konditorei.

XII

Eine neue Stelle für beide suchte und fand Tilly, in der großen Warenzentrale, in der man Teuerungszulagen bekam und in der es lustig war. Hell und weit gestreckt lagen die Räume, reich an Fenstern, besonnt und lärmvoll und erfüllt von der Tätigkeit vieler Mädchen und Männer. Die Mädchen saßen an den Schreibmaschinen, weiß und lächelnd, wie weiße Pflanzen blühten sie auf neben den Tischen. Viele Männer gab es, lächelnde und mürrische. Vorgesetzte, die man fürchtete und die zu gewinnen schwer war, und andere, denen man im Korridor begegnete, vor den doppelt gepolsterten Türen des Chefs.

Neue Freundschaft gewann Fini, mit Hede, der blonden, die Pralinés bekam und aus ihrer reich gefüllten Schublade verteilte.
Manchmal kam der junge Baron, vom Kriegsdienst enthoben und leutselig. Manchem weißen Mädchen griff er ans Kinn, und der und jener schenkte er Blumen.
Offiziere, heimgekehrt und in Urlaub, brachten froh gelaunt wunderbare Dinge, die man seit zwei Jahren nicht mehr gegessen hatte.
Nicht mehr ängstlich vor dem braunen Telephonapparat saß Fini, nicht mehr ratlos vor den buntgestreiften Schnüren.
Nicht mehr zitterte die Luft vor dem Schrei Doktor Finkelsteins, des fürchterlich mit Brillengläsern funkelnden.
Und am Nachmittag, spät, in die schiefen, gelben Strahlen der Sonne, liefen die Mädchen hinaus, und auf jede wartete einer.

XIII

Eines Tages wartete Ludwig draußen. Fini hatte ihn vergessen, wie man einen Gegenstand vergißt, der tief auf dem Grund des Kastens ruht, des sorgsam gehüteten.
Leise sprach er wieder, mit verschleierter Stimme, die wie ein Cello klang, barhaupt ging er, und sein weicher Hut steckte zusammengerollt in der Rocktasche.
Erschrocken war Fini und spähte nach einer Nebenstraße, durch die sie flüchten könnte. Ungeschickt war sie und dachte nach, wie sie fliehen könnte, wenn sie gewandter wäre in der großen Kunst der Lüge und der Ausflüchte.
Das war Ludwig, der Mann; weich ging seine Stimme, gern hörte sie ihren Klang. Einmal blickte sie seitwärts, um sein Angesicht zu sehen, und begegnete seinem Aug', dem dreieckig sonderbar geschnittenen, den aufwärts fliehenden, schmalen Brauen, und sie dachte an Tilly.
»Sie denken an Tilly«, sagte Ludwig, unheimlich, der Mann, ein wildes Tier, vor dem es keine Rettung gab.
»Tilly ist eine dumme Frau«, sagte Ludwig und lachte kurz und tief. Nie hatte Fini sein Lachen gehört, es klang wie ein kleiner, samtener Donner.
»Sie lieben den Maler Ernst?« fragte Ludwig.
»Nein!«

»Ich bin in Sie verliebt«, sprach Ludwig und steuerte in eine belebte Straße, in der sie sich aneinanderdrängen mußten.
»Tilly hat Ihnen von mir Böses erzählt, und ich bin eigentlich nicht immer gut zu ihr gewesen. Aber Ihnen bin ich gut. Sie sind jung und schüchtern und ein bißchen dumm.«
Von seinem Arm ging eine große Wärme aus, Fini fühlte sie durch das dünne Kleid.
»Gehn wir in den Park«, sagte Ludwig.
Es ist zu spät, hätte sie gerne gesagt, und sie mußte nach Hause. Dennoch ging sie an Ludwigs Seite und dachte an Tilly.
Sie gingen durch den Park, und jeden Augenblick fürchtete Fini, Ernst zu begegnen.
»Fürchten Sie nichts!« sagte Ludwig. »Ernst ist heute eingeladen!«
Alles las er in ihren dummen Augen, und ihre Furcht stieg und schwoll an, und nun zitterte sie leise im Dämmer des Parks.
Ludwigs Arm fühlte sie, und gleichzeitig fiel ihr Blick auf eine verborgene Bank. Da saß Tilly und neben ihr ein Mann.
Ludwig lachte noch einmal kurz, wie vorher.
Durch fremde, dunkle Alleen gingen sie, nicht mehr war es der vertraute Park, der gute, schattende. Weit waren die Klänge der Musik, aus einer fernen Welt kamen sie. Fremd war der Park und fremd der Teich und fremd die Wasserrosen, die auf ihm schwammen. Ludwig nahm den Arm nicht mehr weg, wie eine Fessel drückte er und schmerzte nicht.
Plötzlich standen sie vor einem Haus, gingen sie eine Treppe empor, eine zweite, eine dritte, und müde wurde Fini, und ihr schwindelte vor den Treppen, die gewunden und mit ungewöhnlich hohen steinernen Stufen unendlich auf einen Turm zu führen schienen. Sah sie durch das Geländer hinunter, erblickte sie einen kleinen Ausschnitt des Flurs, ein dunkles, unbekanntes und rufendes Loch. Neben ihr ging Ludwig auf der schmalen Treppe, gedrängt an sie und Wärme verbreitend, und – blieb sie stehn und hoffte sie, daß er vorbeigehn oder zurückbleiben würde – so geschah dieses nicht, sondern auch er blieb auf demselben Treppenabsatz, und ihre Müdigkeit erriet er und legte seinen Arm um ihren Körper. Nichts sprachen sie, niemand begegnete ihnen, keine Stimme erscholl, und kein Laut wurde lebendig hinter den Türen der Wohnungen, an denen sie vorbeikamen. Fini hörte nur ihr eigenes und Ludwigs starkes Atmen. Sie wußte nicht, wohin er sie führte, und sie

fürchtete sich auch nicht mehr. Eine große Leere war in ihr, und sie rastete eine Weile. Als lägen Schleier, stillende, über sie gebreitet, hörte sie gedämpftes Knarren einer Tür, und als blickte sie in einen Spiegel, sah sie sich selbst hineinschreiten in die weiße Helle des Ateliers.
Notenblätter sah sie, verstreute, über Tischen und Stühlen, und eine wirre Welt, vor der sie Achtung bekam. Hoch wohnte Ludwig, unter einem gläsernen Dach, und es fiel Fini ein, daß es furchtbar sein mußte, so allein und so preisgegeben ein Gewitter zu erleben, Blitz und Donner und prasselnden Regen, nur durch Glas getrennt von dem Zorn des Himmels, aber nicht vor ihm geschützt. Jetzt sah man die Sonne fern hinter den Dächern rot verglühen, und die Gegenstände im Atelier bekamen eine warme, goldene Färbung. Geheimnisvolle Zeichen waren die Noten auf den großen, harten Papierbogen, halbbeschrieben nur lagen einige, und die schwarzen Notenköpfchen saßen auf den dünnen Linien wie winzige Vögel auf Telegraphendrähten.
»Was soll ich Ihnen vorspielen?« fragte Ludwig, die Geige mit dem Kinn festhaltend, und mit unglaubhaft geschickten Fingern strich er an dem schmalen, weißglänzenden Bogen, als schliffe er ein Schwert, mit dem er Fini töten sollte. In einer großen Verlegenheit schwieg sie und suchte angestrengt in ihrem armen, vergeßlichen Kopfe nach dem Bild eines Konzertprogramms, auf dem ein Lied gestanden hatte, das ihr gefiel. Wenig wußte sie von Musik, Fini, die kleine, und schließlich fiel ihr ein, daß es auch gleichgültig sei, was er spielte.
So fing er an mit tiefen, dunkelvioletten Tönen, die Helle gebaren, kühn gewölbt spannten sich Bogen aus Musik, weich geschwellt und silbern gekräuselt flossen Wellen aus Musik. In der Mitte hörte er auf und legte die Geige auf den Tisch, aufschreckend wie plötzlicher Lärm fiel die plötzliche Stille ein.
Mitten aus der wirren Unordnung des gläsernen Schranks holte er die schlanke Likörflasche und zwei dünne Gläser mit unendlich zartem Geklirr. Fini trank Likör, zum erstenmal, er schmeckte süß und nach Orangenschalen, so ähnlich waren schon einmal gefüllte Schokoladenpralinés gewesen – dieser Likör aber war nackt, nicht freundlich gebettet in lindernde Schale, und er ließ eine süße Taubheit zurück und schuf ein sanftes Schaukeln violettfarbener Lichtwellen vor den schläfrigen Augen.
Noch hörte sie den Klang der plötzlich verstummten Geige und sah den abendlichen Himmel nahe über der gläsernen Decke des Ateliers.

Sie hörte Ludwigs leise Bewegungen nicht und wußte nur, daß sie hier eingeschlossen war mit dem Mann, der gefährlich war, aber sie noch ruhen ließ, und sie genoß diese Stunde, die ihr blieb, wie ein Verurteilter die letzte Spanne Zeit genießt, die ihn von seiner Strafe scheidet.
Nun stand er nahe bei ihr und sprach und sah ihr in die Augen und fiel, ehe sie begriffen hatte, in die Knie, barg seinen Kopf in ihrem Kleide und weinte. Es weinte Ludwig, der Mann, das Tier; sein Körper zuckte, seine breiten Schultern bebten. Fini, die kleine, verstand nicht, wie es gekommen war, sein Schmerz schmerzte sie.
Weil wir so klein und gering sind, wird uns doppelt weh, wenn ein großer Mann, der hoch unter dem Himmel in Gottes Nähe lebt und schmelzende Melodien spielt, kleiner und geringer als wir vor uns liegt – und wir nur können ihn erlösen. So leicht fallen uns die Kleider ab, die welke, unbrauchbare Schale, locker werden die Knöpfe und lösen sich selbst. In uns siegt das Blut, das rote, schwer ist der Kopf, im Nebel sehen wir die behaarte Brust des Mannes, riechen den Duft, den tierhaft fremden, sehen das Gesicht, das fremde, in der Nähe fremdere. Fini schloß die Augen, fühlte ihre Brust in der warmen, gehüllten Schale seiner Hand, der schmerzhaft und liebend pressenden, spürte seine zuckenden Finger drückender in der heimlichen Höhlung des Knies. Heiß überhauchte sie sein heißer Atem und deckte sie zu, scharf biß er in ihre Lippen, und wie ein großer, betäubender, schmerzhafter und erschreckender Jubel kam in sie der Mann, in ihrem Innern fühlte sie ihn, glühend mit ihrem Körper verschmelzend und fremd, ein Gast in ihr und in ihr zu Hause.
Langsam kehrte Fini wieder in die Welt, Ludwig küßte sie matt und leise. Ihr war, als leckte er ihr Gesicht mit heißer, vertrocknender Zunge, Ludwig, der Mann, ein dankbar demütiges Tier.

XIV

Heimlich, des Nachts, an der Bettkante glättete Fini neu gesammeltes Silberpapier und kramte unter den sorglich gehüteten Schätzen das Bild hervor, die wandelnde Frau zwischen melancholisch blühenden Feldern.
Nicht mehr lauschte sie aufgeregt dem nächtlichen Geflüster der Eltern, nicht mehr spähte sie nach den heißen Geheimnissen der nach-

barlichen Häuser. Immer noch pfiffen die Züge durch die Nacht, wölbte sich der Himmel über der schlafenden Straße, schlichen die Katzen, gedrückt an die Wände. Aber nichts mehr war wunderbar, nicht mehr lockte der sehnsüchtige Schrei der Lokomotiven, unverhüllt war das Geheimnis schleichender Tiere und nachbarlichen Tuns hinter blaßerleuchteten Gardinen. Leer lagen vor ihr die kommenden Tage, Tage ohne Furcht, ohne Hoffnung, wie ausgeräumte Gemächer, nichts konnten sie geben, nur den kärglichen Widerhall zaghafter Schritte. Gleichgültig war das Getriebe der Straße, nicht mehr spannte sich eisern das Leben, nicht mehr ging Fini ängstlich geduckt unter schmerzendem Joch.

Nicht mehr war sie die wandelnde Frau zwischen blühenden Feldern, und fern und verloren war Ernst, der vergeblich wartete im geizigen Schatten der nächtlich gelagerten Fässer.

Am Ende dieses Tages lauerte das Böse, das Tilly geschehen war, ferne noch lag es, aber sichtbar.

Inzwischen reihte sich eine abenteuerliche Stunde im Atelier an die andere, das Gespräch mit Ludwig an das Spiel seiner Geige. Er holte nicht die klirrenden Gläser aus dem Schrank und die schlankgeschliffene Likörflasche. Sie legten sich schlafen mit unerbittlichem Gleichmaß, und schal war das Aufstehen wie das Ende jeder sparsam genossenen Freude. Ein anderes Gesicht bekam Ludwig, wenn er zu Hause, entspannt und nicht mehr ringend um den eroberten Besitz, ohne Rock, in Pantoffeln herumging, nicht fremd mehr roch er, nicht tierhaft und nach bitteren Wurzeln, kein grausames Tier mehr – ein einsamer Mensch, alternd, kurzsichtig und mit spärlichem Haar, demütig und bittend, lässig und vergeßlich, von ärmlicher Sorge bedrückt und kleinen Schulden. Den warmen Celloklang verlor seine Stimme, er hörte zu spielen auf und war wie ein erloschener Krater.

Einmal erzählte er, daß er eine Brille haben müsse – und er kaufte sich eine mit schwarzem Hornrand und stark geschliffenen Gläsern. Verändert und entfremdet war er auf einmal, wie der Vater mit dem Hörrohr, und wenn er die Brille ablegte, suchte er mit verlegenen Augen nach Gegenständen, die ihm nahe waren und die er dennoch nicht greifen konnte.

Schüler, von denen er gelebt hatte, schickte er nach Hause, bestellte Arbeiten ließ er liegen. Oft hastete er, mühsam atmend, die Treppen empor und rannte wieder hinunter. Den Hut vergaß er und den Re-

genschirm. Flüchtige Küsse hauchte er auf den Nacken Finis, und während er mit ihr sprach, schweifte sein Auge ungeduldig über die Straße, den Platz, den Garten. Einmal brachte er einen Hund nach Hause, der sich verlaufen hatte, und am nächsten Tage kam der Besitzer, das Tier zu holen. Zwei Tage trauerte Ludwig um den Hund. Eine alte Nierenkrankheit wiederholte sich, weil er im Regen ohne Mantel ausgegangen war, und eine Woche lag er krank im Bett. Er wusch sich nicht, hatte Fieber, und sein Bart wuchs, graue Stoppeln umgaben sein Angesicht, tief in die Höhlen sanken seine dreieckig geschnittenen Augen. Zerrissen war seine Wäsche und mühsam geflickt und gelb das Leintuch, auf dem er lag. Besuche empfing er nicht. Freunde schickte er weg, ein Konzert in der Provinz gab er auf, die alte Wirtschafterin beschuldigte er des Diebstahls, und sie kam nicht mehr. Sein Haar lichtete sich schnell, an seinen Fingern wuchsen die Nägel, die Zigaretten schmeckten ihm nicht, schwarzen Kaffee trank er, um sich wach zu erhalten, und Brom nahm er, um einzuschlafen.

»Ich will dich heiraten«, sagte er zu Fini, und sie führte ihn nach Hause. Beschlossen war ihr Schicksal, vorbei das Jungsein, Mädchensein, Kindsein. Ihm war sie anheimgefallen, treu blieb sie ihm und brauchte das Schicksal Tillys nicht abzuwarten. Ein kranker, alter Mann war er, arm und verlassen, vom Leben, von der Musik, von den Freunden. »Wir werden zusammen wieder jung«, sagte er zu Fini. Sie führte ihn nach Hause, beklemmend legte sich ein Schweigen über das Zimmer, in dem sie saßen, die Mutter mit eilig übergeworfenem Schlafrock und der Vater mit dem bereitliegenden Hörrohr vor sich auf dem Tisch. Fini in der Mitte, zwischen ihm und den Eltern, mit hängendem Kopf, und die Fremdheit wuchs um jeden einzelnen, und jeder saß wie eingeschlossen in einer gläsernen Kugel, sah den andern an und erreichte ihn nicht.

Endlich hub der Vater an, vom Krieg erzählte er, die Mutter fiel ein und wußte Gleichgültiges zu sagen. Mit behutsamen Worten lockten sie aus Ludwig Geständnisse heraus. Alter, Stand, Abkunft und Wohnung, Geburt und Eltern, und Ludwig erzählte, aufgelebt für eine Stunde, von den Tagen der Kindheit und von der lang verstorbenen Mutter, Sorgen des Berufs und Plänen für die Zukunft. Eine Musikschule wollte er errichten, in fremdes, reiches Land fahren, zweimal im Jahr, und mit dem Geld beladen wiederkommen. Noch war er nicht alt und krank, nein, verjüngt, müde nur des Junggesellenlebens, und er aß mit Appetit und breiten, mahlenden Kiefern eilig bereitete Speisen.

Spät schied er, Fini küßte er auf den Mund vor der weinenden Mutter, der Vater stieg mit nächtlicher Kerze die Treppe hinunter und leuchtete. Die Mutter umarmte Fini und küßte sie wieder, nach langer Zeit. Aus dem Kästchen nahm Fini die Bilder Ernsts und verbrannte sie mit leisem Schluchzen, Stück für Stück, an der knisternden Kerze.

XV

Noch sprach man von der Heirat nicht, aber sie lag in greifbarer Nähe, und Fini galt als erwachsen, eine Stimme im Haus, ein Mensch, nicht mehr dem Schelten untertan, sondern Güte fordernd.
Und es änderte sich nichts, und vom Klappern der Maschinen erfüllt waren die Tage.
Tilly fand einen Freund und dachte Ludwigs nicht mehr und nicht des erlittenen Unglücks.
Niemanden hatte Fini mehr, zu dem sie sprechen konnte, und sie hätte gern erzählt, wie die Welt jetzt aussah, eine Welt ohne Geheimnis, ohne Furcht und ohne Erwartung.
Früher – wie war unser pochendes Herz gespannt, die Straße, die wir dahinschritten, von Geheimnissen erfüllt, wie lauerten die Abenteuer hinter jeder Ecke, um die wir biegen sollten! Nun ist unsere Erwartung ausgelöscht, auf unsern Wegen eine Stille ohne Grenze, eine Landschaft ohne Fernen verbergende Hügel, alles wissen wir, Anfang und Ende, männliche Armseligkeit und unseres eigenen Angesichts bittere Zukunft.
Verrauscht war die süße Musik des Unbekannten, der gute lockende Sang anbrechenden Lebens, verblaßt die leuchtende Weite unendlich sich dehnender Tage und ausgekühlt die bergende Wärme der Jugend. Vollendet ist unser kurzer Weg, und fremd ist uns der Mann; jeden Tag wird er fremder.
Fini sah, wie er mit anderen Menschen sprach, lässige Gebärde nahm er an und hörte keine Antwort mehr, Pfeifenköpfe schnitzte er, stundenlang hockend auf niederem Schemel, Schokolade, lange im Vorrat gekauft, barg er sorgfältig vor ihrem genäschigen Auge, hoch oben unter Pappendeckeln, auf staubübersätem Schrank, kleine und große Rippen, gelb vor Alter gewordene, und Silberpapier sammelte er in dichten Knäueln zur Verzierung der Pfeifenköpfe. Zwischen den No-

tenständern, den weißlackierten, im Winkel gehäuften, hielt er Tabak und Zigarren, die er niemals rauchte und niemals hergab, sorgfältig wachend mit hundescharfem Aug'. Kleiderstoffe lagerten geschichtet in wachsam raschelndem Papier, gestapelt im Schrank, unter den Hüllen gilbender Notenblätter.
Es war keine Sünde, ihm etwas zu stehlen, man stahl sich selbst etwas. Und manche Stunde, in der er hockend auf niederem Schemel einen Pfeifenkopf schnitzte, schlich Fini herum, stieg sie behend auf die Stühle, die knarrten, und auf splitternde Ständer, Schätze raffend. Schickte sie einen furchtsamen Blick dann in Ludwigs geschäftigen Winkel, sah sie, daß seine Augen zugefallen waren und daß er mit selbständig schnitzendem Messer seine Köpfe fertigmachte, dieweil seine Sinne schliefen, und sie weckte ihn.
Dann, plötzlich aufgewacht, besann er sich, strich die Weste zurecht und sammelte mit gespitzten Fingern Holzstaub und Schnitzer und begann zu erzählen von Fahrten in fremdes Land und ewig leuchtenden Sonnen. Manchmal gingen sie nebeneinander halbe Tage lang durch endlose Straßen, in den Auslagen der Konditoreien lockte schaumgefüllter Teig, braunleuchtend und süß. Hungrig war Fini, nach glattem, gelbschmelzendem Eis in sanft gerundeten Schalen sehnte sie sich. Hungrig ging sie mit Ludwig durch die Stadt. Von bösem Asthma bedrängt, mußte er sich setzen, und er setzte sich nicht auf die grünen Stühle im schattigen Park, die man bezahlen mußte, sondern draußen auf die unbarmherzig besonnte, staubige Bank. Die Beine spreizend, zeigte er offene Hosenknöpfe und an den vorgestreckten Stiefeln ein vielfach geknotetes Schnürsenkel. Fini weinte, während sie sprach, sie weinte nach innen, Tränen trockneten, unausgeschüttet, gesammelte Tränenbäche trockneten in ihr. Schmerzhaft würgte sie das gesammelte Leid im Halse. Sah sie manchmal Frauen vorbeiziehen, die verkrüppelte Männer schoben auf dreirädrigen Karren, so trug jede der Frauen Finis Gesicht.
Einmal in der Woche oder zweimal war der gemeinsame Schlaf auf dem Sofa im Atelier, eine trostlose Hingabe, still und von verborgenem Weinen begleitet, wie eines Todkranken krampfhaft gefeiertes Geburtstagsfest.
Ein Brief von Ernst fiel in diese Zeit, sehen wollte er sie wieder. Sie trafen sich, wie vor Wochen, an derselben Stelle auf dem nächtlichen Marktplatz, fremd war der Druck seiner Hand, Fini ging nicht mehr

im linden Regen seiner gütigen Worte. Hinaus fuhren sie, wie einst, mit der Straßenbahn, dahin unter hängenden Zweigen, die ansteigende Landstraße schritten sie schweigsam und legten sich am Wegrand hin in den Tau des Grases, umsungen von zirpenden Grillen.
Spät wurde es, ins Wirtshaus kehrten sie ein, eine Stube und Strohlager bekamen sie. Fini wartete mit wachen Augen auf den Morgen, gedrückt an die Wand, auf das raschelnde Bündel.

XVI

Süß und heiß ging der Sommer vorbei und ein Herbst und ein Winter, die Primeln kamen in den dunstenden Wäldern, der Krieg hatte aufgehört, fremd ging Fini an den großen Ereignissen vorbei, klein und fremd. Zu gewichtig sind für uns die Sorgen der großen Welt.
An ihrem neunzehnten Geburtstag im April mußte sie weinen, obwohl Ludwig ihr eine Rose gekauft hatte, eine schwerblütige, die ihre äußersten Blätter abzuwerfen begann wie lästige Gewänder.
Aussicht bestand für den Vater, es starb der Onkel plötzlich, dahingekommen von einem verspäteten Typhus; lohnende Touren wurden frei, es besserte sich das Gehör, langsam kehrten die fernen Augen wieder in die Gegenwart, und schon erhaschte das Ohr einmal den ungedämpften Schimpf der Mutter.
In den Prater ging Fini, und ihr war wie einem spät Gesundenden nach langer, erschöpfender Krankheit, aus der es keine Wiederkehr mehr gibt in vollkommenes Leben. Bescheiden muß er sich mit einem dürftig pochenden Herzen und Schonung fordernden Gliedern. An uns vorbei schreiten die jungen Mädchen, noch nicht gezeichnet vom bitteren Geschmack, vor ihnen die kommenden Tage, leuchtend und frisch wie niemals betretene Rasen.

XVII

Einmal hörte sie Rabold sprechen, den Redner, zwischen lauschende Menschen gedrückt, auf dem weiten Platz unter blau gewölbtem Himmel. Einige sprachen vor ihm, andere später, und aller Stimmen erstar-

ben im unbegrenzten Raum und wurden gedämpft durch zufällige Geräusche der Straße. Seine Stimme nur überwältigte kühn und singend den Platz, als hätten sich unerreichbare Himmel, die Straße zu säumen, genähert und sie abgeschlossen vor dem fremden Geräusch unbekümmerter Gefährte. Alle Redner standen auf dem Dach desselben Automobils, und Rabold auch. Aber wie er hinauftrat, wurde es Postament und Thron, einen König zu tragen.

Gedrückt zwischen lauschenden Menschen stand Fini, die kleine. Es sang in ihr die Stimme nach, klar und klingend, als läutete eine Glocke erzene Worte. Lange blieb sie unter den Menschen und blieb noch, als sie auseinandergingen, spät, vom Abendwind auseinandergeschickt. Hinauf hätte sie gehen müssen, ungezählte, enge Stiegen ins Atelier. Als schöbe sie jemand, bog sie in die Seitenstraße, in der nur ein Mensch ging, groß und in einem Kreis aus Gedanken und Stille, den Blick auf sie gerichtet: Rabold.

Es kam das Wunder in ihren Weg, spät genug, fertig war sie schon, nach der bitter vollendeten Jugend. In der Mitte blieb Rabold und wartete, bis sie herankam. Es schien ihr, als müßte sie, um zu ihm zu gelangen, den Kreis aus schweigenden Gedanken durchstoßen, ein Schritt noch trennte sie von ihm, und sie blieb stehen. Sein Wort brachte sie näher. Sie wußte nicht, welches, sie glaubte, er hätte ihren Namen gerufen.

Alles erriet sie, daß er verfolgt ist und unter fremdem Namen lebt, von Stadt zu Stadt fahrend. Diener einer gestrengen Gewalt und entfernt dem Getriebe dieses Lebens.

Morgen fuhr er weiter, aber eine Stunde war genug, und sie wußte, daß jetzt alle ihre Tage und Träume von ihm erfüllt sein werden.

Immer war Zeit und Raum in ihr für den Fremden. Manchmal schrieb er ihr einen Brief postlagernd. Dreimal täglich ging sie zum Schalter. Einmal kam ein flüchtiges Wort auf einer Ansichtskarte. Des Nachts auf der Bettkante saß sie und barg die Karte auf dem Grund ihres Kästchens zwischen Seidenpapier und der Schachtel mit Perlmutterknöpfen.

XVIII

Im Dunkel des Abends schlich sie zum Bahnhof, nicht weit wohnte Rabold, in sechs Stunden erreichbar. Im Wartesaal schrieb sie Briefe, nach Hause und an Ludwig. Die vielfach gebundene Pappschachtel legte sie ängstlich unter die Füße.
In der Nacht erreichte sie ihn und sank in sein Bett. Gestillt war die wühlende Unrast, erstickt jeder Wunsch, gestorben war Fini, die unselige, und selig auferstanden in Rabolds Welt.
Durch kleine Städte fuhren sie, durch winkelige Gassen gingen sie, der Sommer kam wieder, durchsonnte Abende, Wege, vielfach verschlungene, an altem Gemäuer vorbei.
Traum waren ihre Tage, ihre Nächte, so wuchs Fini, die kleine.
Seinen Namen kannte sich nicht, fremd lebte er in fremden Städten, von Häschern verfolgt, immer auf der Flucht, immer arm, kärgliches Brot aßen sie.
Im Herbst, schon fiel der erste Schnee, fuhren sie in die große Stadt und lebten einen sicheren Winter in warmer Stube, hoch im unsicheren Viertel der Armen, der Huren und Mörder. Das ängstliche Gewirr der Dächer, der schiefen Giebel und ineinander verankerten Mauerecken drängte sich in das einzige Fenster ihres Zimmers, es kam das Geheul naher Fabriksirenen herein und der unverständliche Schrei einer nachbarlichen Welt.
Es kamen Freunde zu ihm, verwegene Menschen, Verfolgte, Flüchtige und Glückliche. Einmal erreichte Fini ein Brief, man hatte ihr Versteck gefunden, es stand etwas von Tränen der Mutter darin und sogar von Tränen des Vaters. Der Schmerz, von dem sie las, war fremder Schmerz, nichts gingen sie die Tränen der Mutter an.
In ihr lebte Rabold, den sie kannte, dessen Vornamen sie nicht wußte, für den sie selbst einen Namen erfunden hatte, Rabold, der neben ihr schlief, der zu ihr kam, glühend und fremd, immer neu in tausend Gestalten, ein Gott zum irdischen Weibe. Seinen Körper fühlte sie, ehe sie einschlief, sein müdes Knie im Schlaf, die liebe Schulter, die warme behaarte Höhlung seines umarmenden Arms, in die sie ihren Kopf legte. Den nächtlichen Kuß seiner Lippe trug sie auf ihrem Mund, den liebenden Biß seiner Zähne im schwellenden Fleisch ihrer Brust. Neben ihr, in ihr, rings um sie lebte Rabold, ihr Mann. In finsterer Nacht sah sie das Leuchten seiner Augen, und dürstend trank sie gute Worte,

die er ihr schenkte. Einmal fuhr er weg, und Fini blieb zurück. Leere, unendliche, strömte jeder Winkel aus, sie heizte den kleinen, eisernen Ofen nicht und kauerte auf einem Kasten, gehüllt in den spärlich gefütterten Mantel, mit zerzaustem Haar und Augen, die sich röteten, ohne zu weinen. Kein Bild hatte sie von ihm, und es ergriff sie die Furcht, daß sie den und jenen Zug seines geliebten Gesichts vergessen könnte, den Schwung seiner Nase, die aufwärtsstrebende Braue über dem linken Aug', die leise Biegung seines Nackens und die Art, wie er einen Gegenstand griff, mit sparsamer Bewegung der Hand und vollkommener Ruhe des Arms und des Körpers. Jeden Augenblick schloß sie die schmerzenden Augen – ungeweintes Weinen lag in ihnen – und sah sein Gesicht, spät ging sie schlafen. Kalt war das Lager, und in der zaghaft beginnenden Wärme schlummerte sie ein, stieß mit vorgestrecktem Knie plötzlich ins Leere, erschrak, weil neben ihr nichts da war, und sie erwachte. Er ist gestorben! dachte sie auf einmal, stieg mit zitternden Knien hinunter, Licht zu machen, aus dem Schrank holte sie eine Karte, die er ihr einmal geschrieben, sie sah lange und eifrig Zug um Zug der flüchtigen Handschrift, um wenigstens gewiß zu sein, daß er gelebt hatte, neben ihr, mit ihr, ein bißchen für sie. Irgendwo fand sie sein Halstuch, es war weich und gut, von ihm kam es, noch roch es nach ihm, seinem Körper, seinem Leben – er konnte nicht gestorben sein, da das Halstuch noch von ihm warm war, sie nahm es ins Bett und legte ihre Wange darauf und schlief ein.
Sie horchte tagsüber auf den Schritt der Menschen draußen, den Briefträger vermutend, verhallende Schritte beklagte sie wie den Schall verschwindenden Glücks. Ein Freund kam und brachte Nachricht von Rabold, kein Brief war da, Geld nur schickte er. Fini brauchte nichts, sie warf die Scheine in das Nähzeug und dachte nach, unermüdlich. Er war gewiß gestorben und hatte Auftrag gegeben, ihr Geld zu bringen, und er lebte nicht mehr, gewiß, sonst hätte er geschrieben. Nichts wünschte sie mehr, als die liebe Rundung seiner Buchstaben zu sehn, in frischer, überzeugender Tinte. Die Nacht kam, wie gestern, kalt und leer, die letzten mitternächtlichen Schritte erstarben im Hause, Fini wünschte zu sterben, in dieser Nacht zu sterben.

XIX

Aber sie erwachte, geweckt vom unermüdlichen Gezwitscher eines frühen Vogels und dem Sang schmelzenden Eises auf metallenem Fensterbrett. Von Dächern gezackt, blaute hoch der Himmel, aus geöffneten Fenstern drang Lärm der nachbarlichen Kinder. In früher Stunde kam ein Leierkasten in den Hof, wie ein Bote des Stadtfrühlings. Es sah so aus, als käme heute eine Nachricht von Rabold oder als käme er selbst. Als die Schritte des Briefträgers enttäuschend verhallt waren, beschloß Fini, in die Straßen zu gehn, draußen auf ihren Mann zu warten, wer weiß, ihm vielleicht in den Straßen zu begegnen. Hinaus ging sie, von hastenden Menschen umgeben, von der Sonne begrüßt und der guten Luft des lächelnden Märztags. In das Zentrum der Stadt ging sie, schritt sie, mit rüstigen, jungen Füßen, durch die breiten Straßen.

Sie verließ die Stadt, sie kam an den Fluß und folgte seinem Lauf. Die Sonne stand hoch, sank tiefer, rann aus dem Himmel in den Fluß, daß beide sich röteten. Da setzte sie sich ans Ufer. Ein alter Angler stand und wartete auf seinen Fang. Der Ton einer abendlichen Flöte kam, im Ufergras zirpten die Grillen.

Fini saß, aber es war ihr, als ginge sie weit und hoch, höher hinauf in den Himmel, auf goldenen Wolken, Wolken aus Scharlach, Treppen aus Purpur. Sie führten aufwärs zu Rabold. Er stand und wartete. Ausgebreitet waren seine Arme, Fini zu empfangen.

Den Hunger fühlte sie nicht, aber er fraß sie auf, saß in ihren Eingeweiden, umklammerte ihr Herz – und sie fühlte ihn dennoch nicht. Die Müdigkeit ihrer Füße fühlte sie nicht, sie lag weich am Ufer und glaubte zu schweben. Treppen aus Wolken trugen sie, sie brauchte nicht emporzuklimmen.

Wie einen fernen Schatten sah sie den alten Angler am andern Ufer. Der Alte wuchs und stand wie ein Diener ehrfürchtig und wartend am Eingang. Hatte ihn Rabold vorausgeschickt, sie zu empfangen?

Sie nickte ihm zu, sie wollte ihn streicheln, da griff sie ins feuchte Gras, sank, glitt, glaubte, sie wäre auf einer Wolke ausgeglitten, und wollte sich hochraffen, aber sie konnte nicht mehr. Jetzt erst überfiel sie die Müdigkeit, nie mehr würde sie Rabold erreichen. Warum kam er nicht, ihr zu helfen?

Sie fiel ins Wasser, tat noch einen leisen Schrei, sank unter, und der

Strom führte sie mit, barg sie vor den Blicken der Welt. Drei Meilen weiter fand man sie, ihren aufgeschwemmten Leib, Wasserrosen und grüne Pflanzen im Haar, den Mund halb offen.
Sie kam in den Polizeibericht, der keine Ursachen anzugeben wußte.
Ihre Leiche lag in der Totenkammer, kam in die Anatomie; denn es fehlte an Leichen, man nahm auch aufgeschwemmte. Niemand wußte, daß sie in den Himmel hatte gehen wollen und ins Wasser gefallen war. Sie zerschellte an den weichen Treppen aus purpurnen und goldenen Wolken.

DIE FLUCHT OHNE ENDE

Ein Bericht

1927



VORWORT

Im Folgenden erzähle ich die Geschichte meines Freundes, Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tunda.
Ich folge zum Teil seinen Aufzeichnungen, zum Teil seinen Erzählungen.
Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum zu »dichten«. Das wichtigste ist das Beobachtete. –

Paris, im März 1927 JOSEPH ROTH



I

Der Oberleutnant der österreichischen Armee Franz Tunda geriet im August des Jahres 1916 in russische Kriegsgefangenschaft. Er kam in ein Lager, einige Werst nordöstlich von Irkutsk. Es gelang ihm, mit Hilfe eines sibirischen Polen zu fliehen. Auf dem entfernten, einsamen und traurigen Gehöft des Polen, am Rande der Taiga, blieb der Offizier bis zum Frühling 1919.
Waldläufer kehrten bei dem Polen ein, Bärenjäger und Pelzhändler. Tunda hatte keine Verfolgung zu fürchten. Niemand kannte ihn. Er war der Sohn eines österreichischen Majors und einer polnischen Jüdin, in einer kleinen Stadt Galiziens, dem Garnisonsort seines Vaters, geboren. Er sprach Polnisch, er hatte in einem galizischen Regiment gedient. Es fiel ihm leicht, sich für einen jüngeren Bruder des Polen auszugeben. Der Pole hieß Baranowicz. Tunda nannte sich ebenso.
Er bekam ein falsches Dokument auf den Namen Baranowicz, war nunmehr in Lodz geboren, im Jahre 1917 wegen eines unheilbaren und ansteckenden Augenleidens aus dem russischen Heer entlassen, von Beruf Pelzhändler, wohnhaft in Werchni Udinsk.
Der Pole zählte seine Worte wie Perlen, ein schwarzer Bart verpflichtete ihn zur Schweigsamkeit. Vor dreißig Jahren war er, ein Strafgefangener, nach Sibirien gekommen. Später blieb er freiwillig. Er wurde Mitarbeiter einer wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der Taiga, wanderte fünf Jahre durch die Wälder, heiratete dann eine Chinesin, ging zum Buddhismus über, blieb in einem chinesischen Dorf als Arzt und Kräuterkenner, bekam zwei Kinder, verlor beide und die Frau durch die Pest, ging wieder in die Wälder, lebte von Jagd und Pelzhandel, lernte die Spuren der Tiger im dichtesten Gras erkennen, die Vorzeichen des Sturms an dem furchtsamen Flug der Vögel, wußte Hagel- von Schnee- und Schnee- von Regenwolken zu unterscheiden, kannte die Gebräuche der Waldgänger, der Räuber und der harmlosen Wanderer, liebte seine zwei Hunde wie Brüder und verehrte die Schlangen und die Tiger. Er ging freiwillig in den Krieg, schien aber seinen Kameraden und den Offizieren schon in der Kaserne so un-

heimlich, daß sie ihn als einen Geisteskranken wieder in die Wälder entließen. Jedes Jahr, im März, kam er in die Stadt. Er tauschte Hörner, Felle, Geweihe gegen Munition, Tee, Tabak und Schnaps ein. Er nahm einige Zeitungen mit, um sich auf dem laufenden zu halten, glaubte aber weder den Nachrichten noch den Artikeln; selbst an den Inseraten zweifelte er. Seit Jahren ging er in ein bestimmtes Bordell zu einer Rothaarigen, Jekaterina Pawlowna hieß sie. Wenn ein anderer bei dem Mädchen war, wartete Baranowicz, ein geduldiger Liebhaber. Das Mädchen wurde alt, es färbte seine silbernen Haare, verlor einen Zahn nach dem andern und sogar das falsche Gebiß. Jedes Jahr brauchte Baranowicz weniger zu warten, schließlich war er der einzige, der zu Jekaterina kam. Sie begann ihn zu lieben, das ganze Jahr brannte ihre Sehnsucht, die späte Sehnsucht einer späten Braut. Jedes Jahr wurde ihre Zärtlichkeit stärker, ihre Leidenschaft heißer, sie war eine Greisin, mit welkem Fleisch genoß sie die erste Liebe ihres Lebens. Baranowicz brachte ihr jedes Jahr die gleichen chinesischen Ketten und die kleinen Flöten, die er selbst schnitzte und auf denen er die Stimmen der Vögel nachahmte.

Im Februar 1918 verlor Baranowicz den Daumen der linken Hand, als er unvorsichtig Holz sägte. Die Heilung dauerte sechs Wochen, im April sollten die Jäger aus Wladiwostok kommen, er konnte in diesem Jahr nicht in die Stadt. Vergeblich wartete Jekaterina. Baranowicz schrieb ihr durch einen Jäger und tröstete sie. Statt der chinesischen Perlen schickte er ihr einen Zobel und eine Schlangenhaut und ein Bärenfell als Bettvorleger. So kam es, daß Tunda in diesem wichtigsten aller Jahre keine Zeitungen las. Erst im Frühling 1919 hörte er von dem heimkehrenden Baranowicz, daß der Krieg beendet war.

Es war an einem Freitag, Tunda wusch das Eßgeschirr in der Küche, Baranowicz trat in die Tür, man hörte das Bellen der Hunde. Eis klirrte an seinem schwarzen Bart, auf dem Fensterbrett saß ein Rabe.

»Es ist Friede, es ist Revolution!« sagte Baranowicz.

In diesem Augenblick wurde es still in der Küche. Die Uhr im Nebenzimmer schlug drei starke Schläge. Franz Tunda legte die Teller sorgfältig und leise auf die Bank. Er wollte die Stille nicht stören, wahrscheinlich hatte er auch Angst, die Teller würden zerbrechen. Seine Hände zitterten.

»Den ganzen Weg«, sagte Baranowicz, »habe ich es mir überlegt, ob ich es dir sagen soll. Schließlich tut es mir leid, daß du nach Hause

gehn wirst. Wir werden uns wahrscheinlich nicht wiedersehn, und schreiben wirst du mir auch nicht.«

»Ich werde dich nicht vergessen«, sagte Tunda.

»Versprich nichts!« sagte Baranowicz.

Das war der Abschied.

II

Tunda wollte nach der Ukraine gelangen, von Shmerinka, wo er in Gefangenschaft geraten war, nach der österreichischen Grenzstation Podwoloczyska und dann nach Wien. Er hatte keinen bestimmten Plan, der Weg lag unsicher vor ihm, lauter Windungen. Er wußte, daß es lange dauern würde. Er hatte nur den *einen* Vorsatz: weder den weißen noch den roten Truppen nahe zu kommen und sich um die Revolution nicht zu kümmern. Die österreichisch-ungarische Monarchie war zerfallen. Er hatte keine Heimat mehr. Sein Vater war als Oberst gestorben, seine Mutter schon lange tot. Ein Bruder war Kapellmeister in einer mittelgroßen deutschen Stadt.

In Wien erwartete ihn seine Braut, Tochter des Bleistiftfabrikanten Hartmann. Von ihr wußte der Oberleutnant nichts mehr, als daß sie schön, klug, reich und blond war. Diese vier Eigenschaften hatten sie befähigt, seine Braut zu werden.

Sie schickte ihm Briefe und Leberpasteten ins Feld, manchmal eine gepreßte Blume aus Heiligenkreuz. Er schrieb ihr jede Woche auf dunkelblauem Feldpostpapier mit angefeuchtetem Tintenstift kurze Briefe, knappe Situationsberichte, Meldungen.

Seitdem er aus dem Lager geflohen war, hatte er nichts von ihr gehört. Daß sie ihm treu war und auf ihn wartete, daran zweifelte er nicht.

Daß sie auf ihn wartete, bis zu seiner Ankunft, daran zweifelte er nicht. Daß sie aber aufhören würde, ihn zu lieben, wenn er einmal da war und vor ihr stand, schien ihm ebenso gewiß. Denn als sie sich verlobt hatten, war er ein Offizier gewesen. Die große Trauer der Welt verschönte ihn damals, die Nähe des Todes vergrößerte ihn, die Weihe eines Begrabenen lag um den Lebendigen, das Kreuz auf der Brust gemahnte an das Kreuz auf einem Hügel. Rechnete man auf ein glückliches Ende, so warteten nach dem triumphalen Marsch der siegreichen Truppen über die Ringstraße der goldene Kragen des Majors, die

Stabsschule und schließlich der Generalsrang, alles umweht von dem weichen Trommelklang des Radetzkymarsches.
Jetzt aber war Franz Tunda ein junger Mann ohne Namen, ohne Bedeutung, ohne Rang, ohne Titel, ohne Geld und ohne Beruf, heimatlos und rechtlos.
Er hatte seine alten Papiere und ein Bild seiner Braut im Rock eingenäht. Es schien ihm günstiger, mit dem fremden Namen, der ihm geläufig war wie sein eigener, durch Rußland zu wandern. Erst jenseits der Grenze wollte er seine alten Papiere wieder verwenden.
Den Pappendeckel, auf dem seine schöne Braut abgebildet war, fühlte Tunda hart und beruhigend auf der Brust. Die Photographie stammte von dem Hofphotographen, der den Modezeitungen Bilder von Damen der Gesellschaft lieferte. In einer Serie »Bräute unserer Helden« hatte sich auch Fräulein Hartmann als die Braut des tapferen Oberleutnants Franz Tunda befunden; eine Woche vor der Gefangennahme noch hatte ihn die Zeitung erreicht.
Den Ausschnitt mit dem Bild konnte Tunda bequem der Rocktasche entnehmen, sooft ihn die Lust befiel, seine Braut zu betrachten. Er betrauerte sie schon, noch ehe er sie gesehen hatte. Er liebte sie doppelt: als ein Ziel und als eine Verlorene. Er liebte das Heldentum seiner weiten und gefährlichen Wanderung. Er liebte die Opfer, die nötig waren, die Braut zu erreichen, und die Vergeblichkeit dieser Opfer. Der ganze Heroismus seiner Kriegsjahre erschien ihm kindisch im Vergleich zu dem Unternehmen, das er jetzt wagte. Neben seiner Trostlosigkeit wuchs die Hoffnung, daß er allein durch diese gefährliche Rückkehr wieder ein begehrenswerter Mann wurde. Er war den ganzen Weg über glücklich. Hätte man ihn gefragt, ob ihn die Hoffnung oder die Wehmut glücklich machten, er hätte es nicht gewußt. In den Seelen mancher Menschen richtet die Trauer einen größeren Jubel an als die Freude. Von allen Tränen, die man verschluckt, sind jene die köstlichsten, die man über sich selbst geweint hätte.
Es gelang Tunda, den weißen und roten Truppen aus dem Weg zu gehen. Er durchquerte in einigen Monaten Sibirien und einen großen Teil des europäischen Rußlands, mit der Bahn, mit Pferden und zu Fuß. Er gelangte in die Ukraine. Er kümmerte sich nicht um den Sieg oder die Niederlage der Revolution. Mit dem Klang dieses Wortes verband er schwache Vorstellungen von Barrikaden, Pöbel und dem Geschichtslehrer an der Kadettenschule, Major Horwath. Unter »Barri-

kaden« stellte er sich übereinandergeschichtete, schwarze Schulbänke vor, mit aufwärtsragenden Füßen. »Pöbel« war ungefähr das Volk, das sich am Gründonnerstag bei der Parade hinter dem Kordon der Landwehr staute. Von diesen Menschen sah man nur verschwitzte Gesichter und zerbeulte Hüte. In den Händen hielten sie wahrscheinlich Steine. Dieses Volk erzeugte die Anarchie und liebte die Faulheit.
Manchmal entsann sich Tunda auch der Guillotine, die der Major Horwath immer Guillotin, ohne Endung, aussprach, ebenso wie er Pari sagte statt Paris. Die Guillotine, deren Konstruktion der Major genau kannte und bewunderte, stand wahrscheinlich jetzt auf dem Stephansplatz, der Verkehr für Wagen und Automobile war eingestellt (wie in der Silvesternacht), und die Häupter der besten Familien des Reiches kollerten bis zur Peterskirche und in die Jasomirgottstraße. Ebenso ging es in Petersburg zu und in Berlin. Eine Revolution ohne Guillotine war ebensowenig möglich wie eine rote Fahne. Man sang die Internationale, ein Lied, das der Kadettenschüler Mohr an den Sonntagnachmittagen vorgetragen hatte, den sogenannten »Schweinereien«. Mohr zeigte damals pornographische Ansichtskarten und sang sozialistische Lieder. Der Hof war leer, man sah zum Fenster hinunter, leer und still war er, man hörte das Gras zwischen den großen Quadersteinen wachsen. – – Eine »Guillotin« mit dem abgehackten, gleichsam von ihr selbst abgeschnittenen »e« war etwas Heroisches, Stahlblaues und Blutbetropftes. Rein als Instrument betrachtet, schien sie Tunda heroischer als ein Maschinengewehr.
Tunda nahm also persönlich keine Partei. Die Revolution war ihm unsympathisch, sie hatte ihm die Karriere und das Leben verdorben. Aber er war nicht im Dienst, sobald er sich der Weltgeschichte gegenüberstellte, und glücklich, daß ihn keine Vorschrift zwang, eine Partei zu ergreifen. Er war ein Österreicher. Er marschierte nach Wien.
Im September erreichte er Shmerinka. Er ging am Abend durch die Stadt, kaufte teures Brot für eine seiner letzten Silbermünzen und hütete sich vor politischen Gesprächen. Er wollte nicht verraten, daß er über die Lage nicht orientiert war und daß er von weit her kam.
Er beschloß, die Nacht zu durchwandern.
Sie war klar, kühl, fast winterlich; noch war die Erde nicht gefroren, aber der Himmel war es schon. Gegen Mitternacht hörte er plötzlich Gewehrschüsse. Eine Kugel schlug ihm den Stock aus der Hand. Er warf sich zu Boden, ein Hufschlag traf ihn in den Rücken, er wurde

ergriffen, hochgezogen, quer über einen Sattel gelegt, über ein Pferd gehängt wie ein Wäschestück über eine Leine. Der Rücken schmerzte ihn, vom Galopp vergingen ihm die Sinne, sein Kopf war mit Blut gefüllt, es drohte, ihm aus den Augen zu schießen. Er erwachte aus der Ohnmacht und schlief gleich ein – so wie er hing. Am nächsten Morgen band man ihn ab, er schlief noch, gab ihm Essig zu riechen, er schlug die Augen auf, fand sich auf einem Sack in einer Hütte liegen, ein Offizier saß hinter einem Tisch. Pferde wieherten hell und tröstlich vor dem Haus, auf dem Fenster saß eine Katze. Man hielt Tunda für einen bolschewistischen Spion. Roter Hund! nannte ihn der Offizier. Sehr schnell begriff der Oberleutnant, daß es nicht gut war, russisch zu sprechen. Er sagte die Wahrheit, nannte sich Franz Tunda, gestand, daß er auf dem Heimweg begriffen war und daß er ein falsches Dokument besaß. Man glaubte ihm nicht. Schon machte er eine Bewegung nach der Brust, wollte sein richtiges Papier vorzeigen. Aber er empfand den Druck der Photographie wie eine Warnung oder wie eine Mahnung. Er legitimierte sich nicht, es hätte ihm übrigens gar nicht geholfen. Er wurde gefesselt, in einen Stall geschlossen, sah den Tag durch eine Lücke, sah eine kleine Gruppe von Sternen, sie waren hingestreut wie weißer Mohn – Tunda dachte an frisches Gebäck – er war ein Österreicher. Nachdem er zweimal die Sterne gesehen hatte, wurde er wieder ohnmächtig. Er erwachte in einem Meer von Sonne, bekam Wasser, Brot und Schnaps, Rotgardisten standen um ihn, ein Mädchen in Hosen war unter ihnen, ihre Brust ahnte man hinter zwei großen, mit Papieren gefüllten Blusentaschen.
»Wer sind Sie?« fragte das Mädchen.
Sie schrieb alles auf, was Tunda sagte.
Sie reichte ihm ihre Hand. Die Rotgardisten gingen hinaus, sie ließen die Tür weit offen, plötzlich fühlte man die glühende Sonne, obwohl sie weiß und ohne Lust zu brennen war. Das Mädchen war kräftig, sie wollte Tunda emporziehen und fiel selbst nieder.
Bei strahlender Sonne schlief er ein. Dann blieb er bei den Roten.

III

Irene hatte wirklich lange gewartet. In der Gesellschaftsschicht, der das Fräulein Hartmann angehörte, gibt es eine Treue aus Konvention,

eine Liebe aus Gründen der Schicklichkeit, Keuschheit aus Mangel an Auswahl und infolge eines diffizilen Geschmacks. Irenes Vater, ein Fabrikant noch aus jener Zeit, in der die Redlichkeit eines Mannes nach der Anzahl der Prozente berechnet wurde, die er auf seine Waren anschlug, verlor seine Fabrik wegen der gleichen Bedenken, denen Irene beinahe ihr Leben geopfert hätte. Er konnte sich nicht entschließen, schlechtes Blei zu verwenden, obwohl die Verbraucher gar nicht anspruchsvoll waren. Es gibt eine geheimnisvolle, rührende Anhänglichkeit an die Qualität der eigenen Ware, deren Gediegenheit zurückwirkt auf den Charakter des Erzeugers, eine Treue zum Fabrikat, die ungefähr dem Patriotismus jener Menschen gleicht, die von der Größe, der Schönheit, der Macht ihres Vaterlandes die eigene Existenz abhängig machen. Diesen Patriotismus haben Fabrikanten manchmal mit ihren letzten Bürodienern gemein, wie den großen Patriotismus Fürsten und Korporale.

Der alte Herr stammte aus jener Zeit, in der ein Wille die Qualität bestimmte und in der man noch mit Ethik Geld verdiente. Er hatte Kriegslieferungen, aber keine richtige Vorstellung vom Kriegsleben. Deshalb lieferte er Millionen allerbester Bleistifte an unsere Krieger im Feld, Bleistifte, die unsern Kriegern ebensowenig halfen wie die miserablen Erzeugnisse der anderen Kriegslieferanten. Einem Intendanten, der ihm den Rat gab, geringere Ansprüche an seine Ware zu stellen, wies der Fabrikant die Tür. Andere behielten das gute Material für eine bessere Zeit.

Als der Friede kam, hatte der Alte nur schlechtes Material, das ohnehin im Preis gesunken war. Er verkaufte es mitsamt seiner Fabrik, zog sich in einen ländlichen Bezirk zurück, machte noch ein paar kurze Spaziergänge und schließlich den langen letzten zum Zentralfriedhof.

Irene blieb, wie die meisten Töchter verarmter Fabrikanten, in einer Villa zurück, mit einem Hund und einer adeligen Dame, die Kondolenzbesuche empfing und den Alten ehrlich betrauerte, nicht weil er ihr nahegestanden hatte, sondern weil er dahingegangen war, ohne ihr nahegestanden zu haben. Ihren Weg von einem Majordomus zur Gebieterin hatte der Tod unterbrochen. Jetzt besaß sie die Schlüssel zu Schränken, die ihr nicht gehörten. Sie tröstete sich durch eine ausgiebige Betrachtung der leidenden Irene.

Übrigens war die vornehme Dame mittelbar die Ursache der Verlobung mit Tunda gewesen. Irene hatte sich verlobt, um ihre Selbstän-

digkeit zu beweisen. Verlobtsein war beinahe soviel wie Großjährigkeit. Die Braut eines aktiven Offiziers im Krieg war sogar de facto großjährig. Wahrscheinlich hätte die Liebe, die auf diesem Grunde gewachsen war, die juristische Großjährigkeit, das Kriegsende, die Revolution nicht überdauert, wenn Tunda zurückgekommen wäre. Verschollene aber haben einen unwiderstehlichen Reiz. Einen Anwesenden betrügt man, einen Gesunden, einen Kranken auch und unter Umständen sogar einen Toten. Aber einen rätselhaft Verschwundenen erwartet man, solang es geht.

Es gibt verschiedene Ursachen weiblicher Liebe. Auch das Warten ist eine. Man liebt die eigene Sehnsucht und das bedeutende Quantum an Zeit, das man investiert hat. Jede Frau würde sich selbst geringschätzen, wenn sie den Mann nicht liebte, auf den sie gewartet hat. Weshalb aber wartete Irene? Weil anwesende Männer weit hinter Verschollenen zurückstehen.

Übrigens war sie anspruchsvoll. Sie gehörte zu der Generation der illusionslosen großbürgerlichen Mädchen, deren natürlich-romantische Veranlagung der Krieg zerstört hatte. Diese Mädchen gingen während des Krieges in die Mittelschule, ins Lyzeum, in die sogenannte Töchterschule. Das sind in ruhigen Zeiten die Brutstätten der Illusionen, der Ideale, der Verliebtheiten.

Im Krieg vernachlässigte man die Erziehung. Die Mädchen aller Stände lernten auf Kosten der Jamben Krankenpflege, aktuelles Heroentum, Kriegsberichte. Die Frauen dieser Generation sind skeptisch wie nur Frauen, die eine große Erfahrung in der Liebe haben. Die stumpfe, simple und barbarische Beschaffenheit der Männer ist ihnen langweilig. Von der armseligen, ewigen und unveränderlichen Methode männlicher Werbung wissen sie alles schon im vorhinein.

Irene nahm nach dem Krieg eine Stellung in einem Büro an, weil man sich damals anfing zu schämen, wenn man nicht arbeitete. Sie gehörte zu den besseren Bürokräften, die der Herr Chef selbst zu rufen, nicht durch den Sekretär holen zu lassen pflegte. Deshalb bildete man sich damals ein, die Welt stünde Kopf und die Gleichheit aller wäre gründlich durchgeführt. Welch eine Zeit, in der Fabrikantentöchter das Geehrte vom Achtzehnten dieses beantworten mußten, um bessere Strümpfe tragen zu können! Diese Zeit war »aus den Fugen«.

Irene wartete (wie viele tausend Frauen) morgens, mittags, abends auf den Briefträger. Er brachte manchmal einen gleichgültigen Brief vom

Notar. Inzwischen umgaben sie die Seufzer der aristokratischen Damen, deren Mitgefühl aussah wie eine Schadenfreude.
Irene verkehrte bei einer befreundeten Familie aus Triest. Es war eine alte Familie, die seit Dezennien von Kachelöfenerzeugung lebte und von klassischen Statuen aus Gips. Dieser Familie sind die meisten Diskoswerfer zuzuschreiben, die unter Glasstürzen auf Mahagonivitrinen stehen. Ein Zweig der Triestiner Familie hatte – wahrscheinlich aus geschäftlichen Gründen – dem Irredentismus gehuldigt, seine Büros nach Mailand verlegt und sich von dem habsburgertreuen Familienteil getrennt. Beide Lager wechselten nicht einmal mehr Hochzeitstelegramme. So tiefgehende Konsequenzen kann der Patriotismus erzeugen.
Nach dem Kriege knüpften sich die Beziehungen wieder langsam an. Da der Sieg zur Großmut verpflichtet, streckte der italienische Teil der Familie dem österreichischen zuerst die Hand entgegen. Es war ein Neffe, der von Mailand nach Wien kam – und das ist der Mann, den Irene schließlich heiratete.
Er eroberte sie durch Galanterie. Es war in jenen Tagen bei deutschen Männern eine seltene Eigenschaft – sie ist es noch heute. Er war unbedeutend, flink, geschäftstüchtig, er verdiente Geld und besaß die große, weltmännische Fähigkeit, geizig zu sein und gleichzeitig einer Frau kostbare und überraschende Geschenke zu machen. Sein persönlicher Geschmack stand in einem verblüffenden Gegensatz zu seinem beruflichen. In seinem Hause befand sich nicht eine einzige jener Statuen, die er fabrizierte. –
Irene war froh, als sie ihre väterliche Villa verließ, und nach fünfzehn Jahren zum erstenmal die adelige Dame.
Da der Hund dem Ehepaar folgte, übernahm die Wirtschafterin auch einen Teil seiner Funktionen: Sie knurrte den Briefträger an.
Irene vergaß Tunda nicht. Ihr erstes Kind, es war ein Mädchen, nannte sie gegen ihren guten Geschmack: Franziska.

IV

Ich habe erzählt, wie Tunda für die Revolution zu kämpfen begann. Es war ein Zufall.
Er vergaß seine Braut nicht, aber er befand sich nicht mehr auf dem

Wege zu ihr, sondern schon in der Nähe von Kiew und auf dem Marsch nach dem Kaukasus. Er trug einen roten Stern, seine Stiefel waren zerrissen. Noch wußte er nicht, ob er in seine Kameradin verliebt war. Aber nach althergebrachter Sitte schwor er ihr einmal Treue. Er begegnete ihrem Widerstand gegen jede Poesie und fühlte den Zusammenbruch ewiger Gesetze.

»Ich werde dich niemals verlassen«, sagte Franz Tunda.

»Ich werde dich loswerden!« erwiderte das Mädchen.

Man nannte sie Natascha Alexandrowna. Sie war die Tochter eines Uhrmachers und einer Bäuerin, hatte sich früh mit einem französischen Parfümerie-Fabrikanten verheiratet und nach einem Jahr von ihm scheiden lassen. Sie zählte heute 23 Jahre. Ihr Gesicht veränderte sich manchmal. Ihre gewölbte Stirn legte sich in viele kleine Falten, ihre starken, kurzen Augenbrauen schoben sich eng zusammen, die zarte Haut ihrer Nase straffte sich über dem Knochen, die Nasenlöcher wurden schmal, die Lippen, immer rund und halb offen, preßten sich gegeneinander wie zwei verbissene Feinde, der Hals streckte sich vor wie ein suchendes Tier. Ihre Pupillen, sonst braun, rund, in dünnen, goldenen Ringen, wurden schmale, grüne Ovale, zwischen zusammengezogenen Lidern wie Klingen in Futteralen. Sie wollte von ihrer Schönheit nichts wissen, rebellierte gegen sich, hielt ihre Weiblichkeit für einen Rückfall in die bourgeoise Weltanschauung und das ganze weibliche Geschlecht für den unberechtigten Überrest einer besiegten, verröchelnden Welt. Sie war mutiger als die ganze männliche Schar, in deren Mitte sie kämpfte. Sie wußte nicht, daß Mut die Tugend der Frauen ist und Furchtsamkeit die Klugheit der Männer. Sie wußte auch nicht, daß alle Männer nur deshalb ihre guten Kameraden waren, weil alle sie liebten. Sie wußte nicht, daß Männer keusch sind und sich schämen, ihre Herzen zu verraten. Sie hatte sich keinen von ihnen genommen; sie hatte keines einzigen Liebe gemerkt, weil sie bürgerlicher war, als sie sich zugestehen durfte.

Die Männer ihres Zuges waren Matrosen, Arbeiter, Bauern, ohne Bildung und von der Unschuld der Tiere. Tunda war der erste Mann von bürgerlicher Beschaffenheit. Ihn nahm sie sofort. Sie ahnte nicht, daß es der deutliche Rückfall in die Bürgerlichkeit war. Sie anerkannte seine erotische Ebenbürtigkeit, sie verspottete seinen bürgerlichen Horizont. Sie nahm sich vor, aus diesem Material einen Revolutionär zu machen. Sie wußte nicht, daß es ihr nur gelingen konnte, weil sie und

er, in der Mitte der anderen, dennoch auf einer unnahbaren Insel lebten und trotz ihrer verschiedenen Überzeugungen einander am schnellsten verstanden.

Natascha Alexandrowna verliebte sich in Tunda, regelrecht, nach allen von ihr bekämpften Liebesgesetzen der alten, von ihr verleugneten Welt. Deshalb sagte sie:

»Ich werde dich loswerden« und wußte nicht, daß sie log, Tunda schwor zuerst ewige Liebe mit der Sicherheit aller oberflächlichen Männer, denen viele kluge Frauen anheimgefallen sind. Erst der programmatische und unwahre, aber verblüffende Widerstand der Frau und ihr selbstbewußter und ihm so ungewohnt schroffer Verzicht auf alle Süßigkeiten männlicher Verführung machten ihn verliebt – zum erstenmal in seinem Leben.

Nun erst entschwand ihm seine Braut, mit ihr sein ganzes früheres Leben. Seine Vergangenheit war wie ein endgültig verlassenes Land, in dem man gleichgültige Jahre verbracht hat. Die Photographie seiner Braut war eine Erinnerung wie die Ansichtskarte von einer Straße, in der man gewohnt hat, sein früherer Name auf seinem echten Dokument wie ein alter polizeilicher Meldezettel, nur der Ordnung wegen aufgehoben.

Natascha sah einmal die Photographie seiner Braut, und obwohl sie eifersüchtig wurde, gab sie ihm das Bild mit einer gleichgültigen Hand zurück und sagte:

»Ein guter bürgerlicher Typ!«

Es war, als hätte sie das alte, aber für seine Zeit im Verhältnis noch anständig gebaute Modell einer heute schon weit übertroffenen Pistole betrachtet, für moderne, revolutionäre Kriegführung unmöglich zu gebrauchen.

Wie gut wußte sie die Stunden ihres Tages einzuteilen, die Kameradschaft mit dem Genuß der Liebe zu verbinden und diesen mit der Pflicht des Kampfes!

»Um elf Uhr dreißig rücken wir vor«, sagte sie zu Tunda, »jetzt ist neun. Wir essen bis halb zehn, du zeichnest die Karte für Andrej Pawlowitsch, um zehn bist du fertig, bis elf Uhr dreißig können wir miteinander schlafen, wenn du nicht fürchtest, dann müde zu sein. Mir macht es gar nichts!« fügte sie mit einem leisen Hohn hinzu und überzeugt, daß sie wieder einmal ihre männliche Überlegenheit bewiesen hatte.

Sie blieb wach und kontrollierte ihre Genüsse wie ein Posten die Geräusche der Nacht. Die körperliche Liebe war eine Forderung der Natur. Natascha erhob die Liebe fast zu einer revolutionären Pflicht und hatte fortan ein reines Gewissen. Tunda hatte sich weibliche Soldaten immer so vorgestellt. Diese Frau war wie aus Büchern gestiegen, ihrer literarisch bekräftigten Existenz ergab er sich mit Bewunderung und der demütigen Treue eines Mannes, der nach falschen Überlieferungen in einer entschlossenen Frau eine Ausnahme sieht und nicht die Regel. Er wurde ein Revolutionär, er liebte Natascha und die Revolution.

Viele Stunden des Tages benutzte Natascha dazu, ihn und ihre Leute »politisch aufzuklären« und Tunda besondern Nachhilfeunterricht zu erteilen, weil er von der Revolution weniger verstand als die Arbeiter und Matrosen.

Es dauerte lange, ehe er es sich abgewöhnte, bei dem Wort »Proletariat« an Gründonnerstag zu denken. Er war mitten in der Revolution, und er vermißte noch die Barrikaden. Als seine Leute – denn er kommandierte sie jetzt – einmal die Internationale sangen, erhob er sich mit dem schlechten Gewissen eines Verräters, er schrie hurra mit der Verlegenheit eines Fremden, eines Gastes, der bei einem zufälligen Besuch ein Fest mitfeiern muß. Es dauerte lange, ehe er sich daran gewöhnte, nicht zu zucken, wenn ihn seine Kameraden Genosse nannten. Er selbst nannte sie lieber bei ihren Namen und wurde in der ersten Zeit verdächtigt.

»Wir sind im ersten Stadium der Weltrevolution«, sagte Natascha in jeder Nachhilfestunde, »Männer wie du gehören noch zur alten Welt, können uns aber gute Dienste leisten. Wir nehmen dich eben mit. Du verrätst die bürgerliche Klasse, der du angehörst, du bist uns willkommen. Aus dir kann ein Revolutionär werden, aber ein Bürger bleibst du immer. Du warst Offizier, das tödlichste Werkzeug in der Hand der herrschenden Klasse, du hast das Proletariat geschunden, du hättest erschlagen werden müssen. Sieh doch den Edelmut des Proletariats! Es erkennt an, daß du was von Taktik verstehst, es verzeiht dir, es läßt sich sogar von dir führen.«

»Ich führe es ja nur deinetwegen – weil ich dich liebe«, sagte der altmodische Tunda.

»Liebe! Liebe!« schrie Natascha. »Das kannst du deiner Braut erzählen! Ich verachte deine Liebe. Was ist das? Du kannst es nicht einmal erklären. Du hast ein Wort gehört, in euren verlogenen Büchern und

Gedichten gelesen, in euren Familienzeitschriften! Liebe! Ihr habt das wunderbar eingeteilt: Da habt ihr das Wohnhaus, dort die Fabrik oder den Delikatessenladen, drüben die Kaserne, daneben das Bordell und in der Mitte die Gartenlaube. Ihr tut so, als wäre sie das wichtigste in eurer Welt, in ihr schichtet ihr alles auf, was Edles, Erhabenes, Süßes in euch ist, und ringsum ist Platz für eure Gemeinheit. Eure Schriftsteller sind blind oder bestochen, sie glauben eurer Architektur, sie schreiben von Gefühlen statt von Geschäften, von Herz statt von Geld, sie beschreiben die kostbaren Bilder an den Wänden und nicht die Kontos in den Banken.«

»Ich habe nur Detektivromane gelesen«, warf Tunda schüchtern dazwischen.

»Ja, Detektivromane! Wo die Polizei siegreich ist und der Einbrecher gefangen wird, oder wo ein Einbrecher nur deshalb siegreich ist, weil er ein Gentleman ist und den Frauen gefällt und einen Frack trägt. Wenn du nur meinetwegen bei uns bist, werde ich dich erschießen«, sagte Natascha.

»Ja, nur deinetwegen!« sagte Tunda.

Sie atmete auf und ließ ihn am Leben.

Es ist gleichgültig, ob jemand durch Lektüre, Nachdenken, Erleben Revolutionär wird oder durch die Liebe. Sie rückten eines Tages in ein Dorf im Gouvernement Samara ein. Einen Popen und fünf Bauern, die beschuldigt waren, Rotarmisten zu Tode gefoltert zu haben, führte man Tunda vor. Er befahl, den Popen und die fünf Bauern zusammenzubinden und zu erschießen. Ihre Leichen ließ er zur Abschreckung liegen. Er haßte noch die Toten. Er nahm persönlich Rache an ihnen. Man hielt es für selbstverständlich. Niemand von der Truppe wunderte sich darüber.

Überraschte es sie denn nicht, daß einer töten konnte, ohne zu wollen?

»Das hast du für mich getan«, sagte Natascha verächtlich.

Zum erstenmal aber hatte Tunda etwas nicht für Natascha getan. Als sie ihm den Vorwurf machte, fiel es ihm ein, daß er gar nicht an sie gedacht hatte. Aber er gestand es nicht.

»Natürlich für dich!« log er.

Sie freute sich und verachtete ihn.

Alle seine Kameraden aus der Kadettenschule und vom Regiment hätte er im Namen der Revolution erschossen. Eines Tages wurde ein politi-

scher Kommissar ihrer Truppe zugeteilt, ein Jude, der sich den Namen Nirunow beigelegt hatte, ein Schriftsteller, der flinke Zeitungen und Aufrufe herstellte, der flammende Reden hielt, bevor es zu einem Angriff kam, und ebenso plump war im Gespräch, wie er geschickt war in der Fähigkeit zu begeistern. Dieser Mann, häßlich, kurzsichtig und töricht, verliebte sich in Natascha, die ihn wie einen politisch Ebenbürtigen behandelte. Tunda wollte ebenso sprechen können wie der Kommissar, er eiferte ihm nach. Er eignete sich die technischen Ausdrücke des Politikers an, er lernte auswendig mit der Fähigkeit eines Verliebten. Der Kommissar wurde eines Tages verwundet, man mußte ihn zurücklassen, Tunda hielt seitdem politische Reden und verfaßte Aufrufe.
Er kämpfte in der Ukraine und an der Wolga, er zog in die Berge des Kaukasus und marschierte zurück an den Ural. Seine Truppe schmolz zusammen, er füllte sie auf, er warb Bauern an, erschoß Verräter und Überläufer und Spione, schlich sich hinter den Rücken des Feindes, ging für einige Tage in eine von Weißen besetzte Stadt, wurde verhaftet, entfloh. Er liebte die Revolution und Natascha wie ein Ritter, er kannte die Sümpfe, das Fieber, die Cholera, den Hunger, den Typhus, die Baracke ohne Arznei, den Geschmack des verschimmelten Brotes. Er stillte den Durst mit Blut, er kannte den Schmerz des Frostes und seinen Brand, das Frieren in den mitleidlosen Nächten, das Schmachten in heißen Tagen, er hörte in Kasan einmal Trotzki reden, die harte, tatsächliche Sprache der Revolution, er liebte das Volk. Er erinnerte sich manchmal an seine alte Welt, wie man sich an alte Kleider erinnert, er hieß Baranowicz, er war ein Revolutionär. Er haßte die reichen Bauern, die fremden Armeen, die den Weißgardisten halfen, er haßte die Generäle, die gegen die Roten kämpften. Seine Kameraden begannen, ihn zu lieben.

V

Er erlebte den Sieg der Revolution.
Die Häuser in den Städten zogen rote Fahnen an und die Frauen rote Kopftücher. Wie lebendiger Mohn gingen sie herum. Über dem Elend der Bettler und der Obdachlosen, über den verwüsteten Straßen, den zerschossenen Häusern, dem Schutt auf den freien Plätzen, den Trüm-

mern, die nach Brand rochen, den Zimmern, in denen Kranke lagen, den Friedhöfen, die unaufhörlich ihre Gräber öffneten und schlossen, den seufzenden Bürgern, die den Schnee schaufeln und die Bürgersteige reinigen mußten, lag die unbekannte Röte. In den Wäldern verhallten mit weichem Echo die letzten Schüsse. Letzter Feuerschein huschte über nächtliche Horizonte. Die schweren und schnellen Glocken der Kirchen hörten nicht auf zu läuten. Die Setz- und Druckmaschinen begannen, ihre Räder zu drehen, sie waren die Mühlen der Revolution. Auf tausend Plätzen sprachen die Redner zum Volk. Die Rotgardisten marschierten in zerrissenen Kleidern und in zerrissenen Stiefeln und sangen. Die Trümmer sangen. Freudig stiegen die Neugeborenen aus den Schößen der Mütter.

Tunda kam nach Moskau. Es wäre ihm gelungen, in jenen Tagen, in denen es Ämter regnete, einen Schreibtisch und einen Stuhl zu bekommen. Er hätte sich nur melden müssen. Er tat es nicht. Er hörte alle Reden, ging in alle Klubs, sprach mit allen Menschen, ging in alle Museen und las alle Bücher, die er bekommen konnte. Er lebte damals von Artikeln für Zeitungen und Zeitschriften. Es gab ein Klischee für Proteste und Aufrufe, ein zweites für Skizzen und Erinnerungen, ein drittes für Empörung und Anklage. Seine Gesinnung war revolutionärer als diese fertige Sprache. Er übernahm nur das Handwerkszeug. Schriftsteller erleben alles durch das Mittel der Sprache, sie haben kein Erlebnis ohne Formulierung. Tunda aber suchte nach bestehenden, oft erprobten und zuverlässigen Formulierungen, um nicht im Erlebnis unterzugehen. Er griff wie ein Ertrinkender mit ausgestreckten Armen nach der nächsten Klippe. Tunda, der im Jahre 1914 ausgezogen war, um nach einigen Monaten über die Ringstraße von Wien zu marschieren, zu den Klängen des Radetzkymarsches, taumelte in der zerrissenen und zufälligen Kleidung eines Rotarmisten durch die Straßen von Moskau und fand für seine Ergriffenheit keinen anderen Ausdruck als den abgewandelten Text der Internationale. Nun gibt es Augenblicke im Leben der Völker, der Klassen, der Menschen, Augenblicke, in denen die Billigkeit einer Hymne gleichgültig ist gegenüber der Feierlichkeit, mit der sie gesungen wird. Dem Sieg der russischen Revolution waren selbst die beruflichen Schriftsteller nicht gewachsen. Alle machten billige Anleihen und schrieben abgegriffene Worte in die Zeit. Tunda wußte gar nichts von der Billigkeit dieser Worte, sie erschienen ihm ebenso großartig wie die Zeit, in der er lebte, wie der Sieg, den er erfochten hatte.

Mit Natascha traf er nur des Nachts zusammen.
Sie bewohnten ein Bett in einem von drei Familien benutzten Zimmer und nährten sich mit Hilfe eines Spirituskochers, der mit Petroleum geheizt wurde. Ein Vorhang, aus drei blauweiß gestreiften Schürzen zusammengenäht, spielte die Rolle einer Wand, einer Tür und eines Fensters. Tunda, wie alle Männer ein Sklave der Gewohnheit, die man Liebe nennt, verstieß doppelt gegen die Gesetze, die Natascha aufgestellt hatte, indem er eifersüchtig wurde. Er machte Natascha laute Vorwürfe mit der Harmlosigkeit naiver Männer, die glauben, es genüge, unsichtbar zu sein, um auch nicht gehört zu werden. Übrigens kümmerten sich die Nachbarn, die ihre Neugier allmählich in dieser Enge verloren hatten, ungefähr wie lebenslänglich Eingekerkerte das Augenlicht verlieren, gar nicht um den Inhalt der eifersüchtigen Mahnungen und Klagen Tundas, sondern nur um die Störung, die sie bedeuteten.
Tunda wollte wissen, was Natascha den Tag über bis Mitternacht tat. Sie hätte, selbst wenn es ihre Grundsätze gestattet hätten, nicht erzählen können, denn es war viel. Sie organisierte Frauenheime, lehrte Wöchnerinnen Hygiene, beaufsichtigte obdachlose Kinder, hielt Vorträge in Fabriken, in denen die Arbeit unterbrochen wurde, damit sie den Marxismus ungestört erläutern könne, arrangierte revolutionäre Theatervorstellungen, führte Bäuerinnen in Museen, versenkte sich in die Kulturpropaganda, ohne die breiten Reiterhosen, in denen sie gekämpft hatte, gegen einen Rock zu vertauschen. Sie blieb gewissermaßen eine Frontkämpferin.
Den Vorwürfen Tundas begegnete sie, ja sie kam ihnen zuvor mit anderen, die im Zusammenhang mit der Größe der Zeit wichtiger waren.
»Weshalb arbeitest du nicht?« rügte sie, »du ruhst auf deinen Lorbeeren aus. Wir haben noch nicht den Sieg, es ist noch Krieg, er beginnt jeden Tag aufs neue. Die Zeit des Bürgerkriegs ist vorbei, der viel wichtigere Krieg gegen das Analphabetentum beginnt. Wir führen heute einen heiligen Krieg um die Aufklärung unserer Massen, um die Elektrifizierung des Landes, gegen die Verwahrlosung der Kinder, für die Hygiene der arbeitenden Klasse. Für die Revolution ist uns kein Opfer zu teuer«, sagte Natascha, die im Felde immer origineller gesprochen hatte, aber seit ihrer gesteigerten öffentlichen Tätigkeit nicht anders mehr reden konnte.

»Da hast du was von Opfern gesagt«, erwiderte der naive Tunda, der sich von Zeit zu Zeit seine eigenen Gedanken über die historischen Ereignisse zu machen pflegte, »ich wollte dich schon oft fragen, ob du nicht auch dieser Meinung bist: Ich stelle mir die Zeit des Kapitalismus so vor, daß er die Zeit der Opfer war. Seit den ersten Anfängen der Geschichte opferten die Menschen. Zuerst Kinder und Rinder für den Sieg, dann opferten sie die Tochter, um den Ruin des Vaters zu verhindern, den Sohn, um seiner Mutter ein angenehmes Alter zu bereiten, die Frommen opferten Kerzen für das Seelenheil der Toten, die Soldaten opferten ihr Leben für den Kaiser. Sollen wir nun auch für die Revolution opfern? Mir scheint, jetzt beginnt endlich die Zeit, in der man nicht opfert. Wir haben nichts, wir haben ja das Eigentum abgeschafft, nicht wahr? Auch unser Leben gehört uns nicht mehr. Wir sind frei. Was wir haben, gehört allen. Alle nehmen von uns, was ihnen gerade notwendig erscheint. Wir sind keine Opfer, und wir bringen keine Opfer für die Revolution. Wir sind selbst die Revolution.«
»Eine bürgerliche Ideologie«, sagte Natascha. »Welchen Arbeiter lockst du damit hinter seinem Ofen hervor? Du redest verstiegenes Zeug, ich wundere mich, woher du es hast. Du redest, als hättest du mindestens sechs Semester Philosophie. Ein Glück, daß deine Artikel nicht so geschrieben sind. Ein paar sind ganz gut.«
Für die Liebe bezeugte Natascha immer weniger Interesse. Die Liebe gehörte ja zu den Gebräuchen des Bürgerkrieges, zu den Sitten im Felde, der friedlichen Kulturpropaganda konnte sie abträglich sein. Natascha kam um Mitternacht nach Hause, bis zwei Uhr dauerten ihre Diskussionen, um sieben Uhr früh mußte sie aufstehen. Die Liebe hätte zur Folge gehabt, daß sie eine Stunde später ihr Tagewerk begonnen hätte.
Auch langweilte sie Tunda, ein Mann ohne Energie, dessen Rückfälle in die bourgeoise Ideologie allein schon in seiner stärkeren Liebesbereitschaft deutlich wurden. Nikita Kolohin, ein ukrainischer Kommunist, der für die nationale Autonomie der Ukraine kämpfte und die Großrussen verachtete, weil sie nicht alle Worte des ukrainischen Dialekts verstanden, hatte in den letzten Tagen mit Natascha viele Stunden lang die Lage der ukrainischen Nation besprochen und bei dieser Gelegenheit bewiesen, wie hoch er über einem österreichischen Offizier stand. Natascha erinnerte sich, daß sie ja in Kiew zur Welt gekommen, also eigentlich Ukrainerin war, daß in Kiew ihr Posten war und nir-

gendwo sonst. Sie reiste mit Nikita nach Kiew – – was war da anderes zu machen?
Sie lernte ein paar kernige ukrainische Ausdrücke, fuhr durch die Dörfer, erinnerte die Bauern an ihre nationalen Pflichten und traf mit Nikita wieder in Charkow zusammen, das nunmehr Charkiw hieß und in dem ein kleines Zimmer für sie und Nikita bei Freunden vorbereitet war.
Leider vergaß Natascha, Tunda rechtzeitig von ihrem längeren Aufenthalt in der Ukraine zu verständigen. Daher kam es, daß Tunda zuerst eifersüchtig wurde und annahm, ein Mann oder mehrere würden Natascha verhindern, in der Nacht nach Hause zu kommen. Er suchte sie in allen Klubs, allen Heimen, allen Redaktionen, allen Büros. Dann wurde er wehmütig; es war der erste Schritt zur Erkenntnis. Er vergaß, Artikel zu schreiben, das nötige Geld für die nächsten Tage zu verdienen, er hungerte fast. Ein paar bekannten Genossen erzählte er von Nataschas Abwesenheit. Sie sahen ihn gleichgültig an. Jeder von ihnen hatte in diesen Monaten ähnliche Erfahrungen gemacht. Aber es stand ja fest, daß die Welt neu eingerichtet werden mußte und daß kleine private Schmerzen lächerlich waren.
Nur Iwan Alexejewitsch, Iwan der Grausame genannt, weil er im Bürgerkrieg den gefangenen Popen aus ihren langen Haaren Zöpfe geflochten, einige an den Zöpfen zusammengebunden und jeden dann in eine andere Richtung hatte laufen lassen, Iwan Alexejewitsch, der jetzt noch bei der Kavallerie diente, eigentlich gutmütig war und Grausamkeiten nur aus Überfluß an Phantasie beging, Iwan allein ließ sich in ein längeres Gespräch über die Liebe ein.
»Die Liebe«, so sagte Iwan, »ist gar nicht abhängig von der Revolution. Im Krieg hast du mit Natascha geschlafen, sie war ein Soldat, du warst ein Soldat, ob Revolution oder nicht, ob Kapitalismus oder Sozialismus, die Liebe hält nur bei gleich und gleich einige Jahre. Jetzt ist Natascha kein Soldat mehr, sie ist eine Politikerin, und du bist – – das weiß ich nicht, was du bist. Früher einmal hat man die Frau geschlagen, wenn sie nicht nach Hause kam, aber wie willst du diese Frau schlagen, die wie zwanzig Männer gekämpft hat? Sie hat nicht nur gleiche Rechte, sie hat mehr Rechte als du. Deshalb bin ich gar nicht in mein Dorf zurück. Dort lebt meine Frau mit fünf Kindern (wenn sie nicht noch einige hat, aber die ersten fünf sind von mir). Bevor ich zur Roten Armee ging, habe ich alle geschlagen, alle fünf und die Frau,

jetzt bin ich aufgeklärt, wenn ich nach Hause käme, müßte ich selbst sagen: Mit dem Prügeln ist es aus. Aber es wäre gegen meine Natur, ich hätte doch fortwährend Lust, diesen und jenen in meiner Familie zu verprügeln, und ich dürfte es nicht. Daraus könnten sich dann Konflikte entwickeln, und ein anständiges Familienleben käme nicht zustande, wenn ich mich fortwährend beherrschen müßte.«

Nicht einmal die Rückkehr Nataschas tröstete Tunda. Sie kam nach einigen Wochen, mußte zu einem Arzt und dachte weder an Tunda mehr noch an die ukrainische Nation. Sie blieb acht Tage im Bett, Tunda bediente den Spirituskocher. Wer diese Tätigkeit kennt, wird wissen, daß keine andere wie sie geeignet ist, auch sentimentale Männer zur Kritik zu erziehen. In diesen acht Tagen wurde Tunda seiner Liebe, die sich in Kochen verwandelt hatte, einfach müde.

Mit Hilfe einiger alter Freunde aus der Zeit des Kriegskommunismus fand er einen Schreibtisch. Er saß in dem Büro eines neubegründeten Instituts, dessen Aufgabe es war, einige kleine Völker des Kaukasus mit einem neuen Alphabet, mit Fibeln, mit primitiven Zeitungen zu versehen, neue rationale Kulturen zu schaffen. Tunda bekam den Auftrag, mit Probezeitungen, Zeitschriften, Propagandamaterial nach dem Kaukasus zu reisen, an den Fluß Terek, an dessen Ufer ein Völkchen lebte, das nach alten Statistiken 12 000 Seelen zählen sollte.

Er wohnte einige Wochen im Hause eines besser situierten Kumüken, der aus religiösen Gründen Gastfreundschaft übte und den unbequemen Fremden mit freundlicher Fürsorge behandelte.

Es blieb Tunda nicht viel zu tun übrig. Einige junge Leute hatten sich schon der Kultur bemächtigt, Klubs gegründet und Wandzeitungen verfaßt.

Es stellte sich heraus, daß die Leute nicht schnell genug lernten. Man mußte ihnen mit Filmen nachhelfen. Tunda wurde Leiter eines Kinos, das allerdings nur dreimal in der Woche spielen konnte.

Zu seinen ständigen Gästen gehörte ein Mädchen namens Alja, Tochter eines Grusiniers und einer Tattin.

Das Mädchen lebte bei ihrem Onkel, einem Töpfer, der seine Arbeit unter freiem Himmel verrichtete und dank einer bestimmten Veranlagung, aber auch infolge des eintönigen Lebens ein bißchen stumpfsinnig geworden war. Er verstand keine Sprache, er verwendete, um sich zu verständigen, nur ein paar Brocken, die er langsam mit den Fingern aus seinem Hirn herauszuholen schien.

Das Mädchen war schön und still. Sie ging in der Stille herum wie in einem Schleier. Manche Tiere erzeugen so eine Stille, in der sie dann ihr Leben verbringen, als hätten sie ein Gelübde getan, einem geheimen und höheren Zweck zu dienen. Das Mädchen schwieg, ihre großen braunen Pupillen lagen in dunkelblauem Augenweiß, sie ging so aufrecht, als trüge sie einen Krug auf dem Kopf, ihre Hände lagen immer auf dem Schoß wie unter einer Schürze.
Dieses Mädchen war Tundas zweite Liebe.

VI

Tunda führte sein Beruf manchmal nach Moskau. Er ging jede Nacht auf den Roten Platz. Der Rote Platz war still, alle Tore waren geschlossen, die Posten in den Eingängen zum Kreml standen in langen Mänteln wie aus Holz, das Mausoleum Lenins war schwarz, rechts auf dem Dach züngelte die rote Fahne gegen den Himmel, von unten her beleuchtet. Hier war der einzige Ort, auf dem man noch die Revolution fühlte, und Mitternacht die einzige Stunde, in der man sie fühlen durfte.
Tunda dachte an den roten Krieg, an die Jahre, in denen man nur zu sterben wußte und in denen das Leben, die Sonne, der Mond, die Erde, der Himmel nur Rahmen oder Hintergrund für den Tod waren. Der Tod, der rote Tod, marschierte Tag und Nacht über die Erde mit einer großartigen Marschmusik, mit großen Trommeln, die klangen wie galoppierende Hufe über Eisen und zertrümmertes Glas, Scherben schüttete er aus seinen Händen, die Schüsse hörte man wie ferne Rufe marschierender Massen.
Jetzt bemächtigte sich die Ordnung des Tags dieses großen, roten Todes, er wurde ein ganz gewöhnlicher Tod, der von Haus zu Haus schlich wie ein Bettler und sich seine Toten holte wie Almosen. Man begrub sie in roten Särgen, Gesangvereine warfen Strophen in die Gräber, die Lebenden gingen zurück und setzten sich wieder in die Büros, schrieben Register und Statistiken, Aufnahmebogen für die neuen Mitglieder und Urteile gegen Ausgeschlossene.
Es ist kein Trost, zu denken, daß man ohne Schreibtisch und Federn, ohne Büsten aus Gips und ohne revolutionär drapierte Schaufenster,

ohne Denkmäler und Tintenlöscher mit dem Kopf von Bebel als Griff wahrscheinlich keine neue Welt einrichten kann; es ist kein Trost, es ist keine Hilfe.

»Aber eine Revolution zerfällt nicht«, sagte Kudrinski, ein Matrose, den man aus der Partei ausgeschlossen, der ein Jahr lang ein Kriegsschiff kommandiert hatte und der jetzt vergeblich nach einer Tätigkeit suchte.

Er traf Tunda in einer Nacht auf dem Roten Platz. Es ist anzunehmen, daß auch Kudrinski hierhergekommen war, um die rote Fahne zu sehen, die züngelnde Fahne auf dem Dach des Kremls.

»Eine Revolution zerfällt nicht«, sagte Kudrinski. »Sie hat ja gar keine Grenzen. Der Große Ozean hat keine Grenzen, und das große Feuer – es muß nämlich irgendwo so ein Feuer geben, so groß, so grenzenlos wie der Ozean, vielleicht unter der Erde – vielleicht aber auch im Himmel – ein großes Feuer, es hat keine Grenzen. So ist die Revolution. Sie hat keinen Körper, ihr Körper ist das Brennen, wenn sie ein Feuer ist, oder das Fluten, wenn sie ein Wasser ist. Wir selbst sind Tropfen im Wasser oder Funken im Feuer, wir können gar nicht hinaus.«

Natascha wohnte in einem requirierten Hotel. Sie oblag von sechs Uhr abends der Liebe, natürlich der geschlechtlichen, an der das Herz, der Allgemeinheit gehörig, nicht beteiligt war, der ausdrücklich einwandfreien und hygienischen Liebe. Vom Standpunkt der Gleichberechtigung der Frauen war nichts dagegen einzuwenden. Die Kameradschaft war ihr heilig. Da Tunda als Mann nicht mehr in Betracht kam, erübrigte es sich auch, ihn zu verachten. Er war nur mehr beinahe ein gleichgestellter Genosse. Wie eifrig bemühte sie sich, ihm zu helfen! Mit welchem Ernst bemühte sie sich, mit ihm zu diskutieren. Tunda aber sah sie, wenn er nahe vor ihr stand, wie in einem blassen Spiegel. Er kam zu ihr, wie man in eine Ortschaft kommt, in der man einmal jung gewesen ist. Sie war nicht mehr sie selbst, sie war gleichsam nur der Ort ihres eigenen früheren Lebens. Hier hatte Natascha gelebt – sagte sich Tunda – wenn er sie anblickte. Sie trug einen blauen Kittel, sie erinnerte an eine Pflegerin, eine Aufseherin, eine Schaffnerin, nur nicht an eine Geliebte und nicht mehr an einen Soldaten der Revolution. Von ihr ging, obwohl sie der Liebe bedürftig war und von der Liebe schon verwüstet, dennoch eine Art Keuschheit aus, eine unbegreifliche Art trockener Keuschheit, die verlassenen Mädchen ebenso eigen ist wie den Frauen, die mit Vernunft und aus Prinzip die Liebe

ausüben. Sie wohnte in einem schmalen, mangelhaft beleuchteten Hotelzimmer. Zwischen einem Sessel, auf dem zerfranste Broschüren lagen, und dem Bett, auf dem sie für die sexuelle Gleichberechtigung wirkte, stand sie wie auf einer Kommandobrücke oder wie auf einem Rednerpodium, die Haare weit aus der Stirn gekämmt, sie preßte die Lippen zusammen, sie standen nicht mehr halb offen wie einst, als sie noch Tunda geküßt hatten.

Tunda sagte ihr:

»Ich kann dich nicht mehr Vorträge halten hören, hör auf! Ich erinnere mich, wie ich dich geliebt und bewundert habe. Ich war sehr stolz auf dich! Im Krieg war deine Sprache frisch, deine Lippen waren frisch, wir lagen im nächtlichen Wald, eine halbe Stunde vom Tod entfernt, unsere Liebe war größer als die Gefahr. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so schnell lernen könnte. Du warst immer größer und stärker als ich, plötzlich bist du kleiner und schwächer geworden. Du bist sehr arm, Natascha! Du kannst nicht ohne den Krieg leben. Du bist schön in den Nächten, in denen es brennt.«

»Deine bürgerlichen Vorstellungen wirst du niemals los«, sagte Natascha. »Was du dir für Bilder von einer Frau machst! In brennenden Nächten! Wie romantisch! Ich bin ein Mensch wie du, mit einem zufällig anderen Geschlecht. Es ist viel wichtiger, ein Krankenhaus zu leiten, als in brennenden Nächten zu lieben. Wir haben uns niemals verstanden, Genosse Tunda. Daß wir uns, wie du sagst, geliebt haben, gibt dir heute kein Recht, über meine Veränderung feige zu weinen. Geh lieber hin und melde dich zum Eintritt in die Partei. Ich habe keine Zeit mehr! Ich erwarte Anna Nikolajewna, wir müssen einen Bericht machen.«

Das war Tundas letzte Begegnung mit Natascha.

Sie holte einen Spiegel aus ihrer Aktentasche und betrachtete ihr Gesicht. Sie sah zwei Tränen aus ihren Augen rinnen, langsam und in gleichem Tempo bis zu den Mundwinkeln. Sie wunderte sich, daß ihre Augen weinten, obwohl sie selbst nichts fühlte. Sie sah im Spiegel eine fremde Frau weinen. Erst als Anna Nikolajewna eintrat, wollte sie mit der Hand ihr Gesicht trocknen. Sie besann sich schnell. Es war klüger, Tränen nicht zu verbergen. Sie hielt ihr nasses Angesicht Anna entgegen wie eine Drohung oder wie ein Schild oder wie ein stolzes Geständnis.

»Warum weinst du?« fragte Anna.

»Ich weine, weil alles so nutzlos ist, so vergebens«, sagte Natascha, als klagte sie etwas ganz Allgemeines an, was Anna Nikolajewna niemals verstehen konnte.

VII

Ich habe schon erzählt, daß jenes stille Mädchen aus dem Kaukasus, Alja genannt, Nichte des stumpfsinnigen Töpfers, Tunda gefiel. Von allen Handlungen und Erlebnissen Tundas, der mir manchmal merkwürdig erscheint, ist mir sein Verhältnis zu Alja am verständlichsten. Sie lebte inmitten der Revolution, der historischen und der privaten Wirrnisse, wie die Abgesandte einer anderen Welt, Vertreterin einer unbekannten Macht, kühl und neugierig, vielleicht der Liebe ebensowenig fähig wie der Klugheit, der Dummheit, der Güte, der Schlechtigkeit, aller irdischen Eigenschaften, aus denen sich ein Charakter zusammensetzen soll. Welch ein Zufall, daß sie ein menschliches Gesicht und einen menschlichen Körper hatte! Sie verriet keinerlei Art von Erregung, von Freude, Ärger, Trauer. Statt zu lachen, zeigte sie ihre Zähne, zwei weiße, fest aufeinanderschließende Reihen, ein schöner Kerker für alle Töne der Kehle. Statt zu weinen – sie weinte selten –, ließ sie aus weit offenen Augen über ein freundlich gleichmütiges, fast lächelndes Angesicht ein paar große, helle Tränen fließen, von denen man auf keinen Fall glauben konnte, sie schmeckten nach Salz wie alle vulgären Tränen der Welt. Statt einen Wunsch zu äußern, deutete sie mit den Augen nach dem Gegenstand, den sie wünschte, es schien, als könnte sie nichts ersehnen, was außerhalb ihres Gesichtsfeldes gelegen war. Statt etwas abzulehnen oder abzuwehren, schüttelte sie den Kopf. Nur wenn vor ihr im Kino jemand die Aussicht auf die Leinwand verhinderte, zeigte sie Zeichen stärkerer Unruhe. Die Fläche der Leinwand war ihr ohnehin zu klein, sie mußte jedes Detail sehen, ja wahrscheinlich interessierte sie die Kleidung der handelnden Personen oder der gleichgültige Gegenstand einer Zimmereinrichtung mehr als das Drama und eine Katastrophe.

Ich beschränke mich bei der Beschreibung Aljas nur auf Vermutungen. Auch Tunda kannte nicht viel mehr von ihr, obwohl er beinahe ein Jahr mit ihr zusammenlebte. Daß er zu ihr kam, erscheint mir, wie schon gesagt, selbstverständlich. Ach, er gehörte nicht zu den sogenannten »aktiven Naturen«. (Es wäre allerdings ebenso falsch, von sei-

ner »Passivität« zu sprechen.) Alja empfing ihn wie ein stilles Zimmer. Abgeschlossen von jeder Lust, sich anzustrengen, zu kämpfen, sich zu ereifern oder auch nur sich zu ärgern, lebte er auf einem abseitigen Weg. Er brauchte nicht einmal verliebt zu sein. Auch die kleine häusliche Strategie blieb ihm erspart. Alja half ihrem Onkel, dem Töpfer, bei Tag. Wenn der Abend anbrach, schlief sie bei ihrem Mann. Es gibt kein gesünderes Leben.

Inzwischen bekam Tunda einen Stellvertreter. Er selbst ging mit seiner Frau nach Baku. Er sollte Filmaufnahmen für ein wissenschaftliches Institut machen.

Es schien ihm, daß er den wichtigsten Teil des Lebens hinter sich habe. Es war nicht mehr an der Zeit, sich Erwartungen hinzugeben. Er hatte das dreißigste Jahr überschritten. Er ging am Abend an das Meer und hörte die traurige, dünne Musik der Türken. Er schrieb jede Woche seinem sibirischen Freund Baranowicz. Im Laufe der Zeit, in der sie sich nicht sahen, wurde Baranowicz wirklich sein Bruder. Der Name Tundas war nicht falsch, Tunda war wirklich Franz Baranowicz, Bürger der Sowjetstaaten, zufriedener Beamter, verheiratet mit einer schweigsamen Frau, wohnhaft in Baku. Vielleicht kamen zu ihm seine Heimat und sein früheres Leben manchmal im Traum.

VIII

Jeden Abend konnte man im Hafen von Baku abseits von einer heiteren, buntgekleideten, lärmenden Menge einen Mann sehen, der in jeder anderen Stadt die Aufmerksamkeit einiger Menschen erregt hätte, hier aber unbemerkt und in eine starke und undurchsichtige Einsamkeit gehüllt blieb. Manchmal setzte er sich auf die niedrige, steinerne Mauer, welche die See einfaßte, als wäre sie ein Garten, seine Füße hingen über dem Kaspischen Meer und seine Augen hatten kein Ziel. Nur wenn ein Schiff landete, geriet er in eine sichtbare Erregung. Er drängte sich durch die dichten Scharen der Wartenden und betrachtete die aussteigenden Passagiere. Man hätte glauben können, daß er jemanden erwarte. Aber sobald alles vorbei war, die türkischen Lastträger wieder an den weißen Mauern lehnten oder in Gruppen Karten spielten, die leeren Phaetons langsam, die besetzten in einem feurigen und fröhlichen Tempo davongerollt waren, kehrte der einsame Mann

offensichtlich zufrieden heim, nicht mit dem Ausdruck der Verlegenheit, die uns befällt, wenn wir jemanden vergeblich erwartet haben und allein zurückgehen müssen.

Wenn in Baku Schiffe ankommen, seltene, nur russische, aus Astrachan, herrscht Aufregung im Hafen. Die Menschen wissen, daß kein fremder Dampfer ankommen wird, kein englischer, kein amerikanischer. Aber aus der Ferne, wenn man den Rauch sieht, tun die Menschen so, als wüßten sie nicht, ob das Schiff nicht zufällig doch ein fremdes ist. Denn über allen Dampfern wehen die gleichen blauweißen Rauchfahnen. Auch wenn keine Dampfer ankommen, befindet sich Baku in einer Erregung. Sie kommt vielleicht von dem vulkanischen Boden. Manchmal erhebt sich der gefürchtete Wind, der keinen Widerstand findet, der über die flachen Dächer fegt, über die gelbe Landschaft ohne Vegetation, der Fenster, Stukkaturen, Steingeröll mit sich trägt und in dem selbst die Bohrtürme zu schwanken scheinen – in diesem Lande Stellvertreter der Bäume.

Tunda ging zum Hafen, wenn die Schiffe ankamen. Obwohl er wußte, daß es nur die alten heimischen Pendeldampfer waren, die einheimische Beamte und selten fremde Kaviarhändler bringen konnten, stellte er sich doch immer wieder vor, die Schiffe kämen von irgendwelchen fremden Meeren. Schiffe sind die einzigen Fahrzeuge, denen man jede abenteuerliche Fahrt zutraut. Es müssen nicht einmal Dampfer sein. Jedes gewöhnliche Boot, jedes gemächliche Floß, jeder klägliche Fischerkahn kann das Wasser aller Meere gekostet haben. Für den Menschen, der an einem Ufer steht, sind alle Wasser gleich. Jede kleine Welle ist eine Schwester der großen und gefährlichen.

Ach, er war entschlossen gewesen, nichts Überraschendes mehr zu erwarten. Die Schweigsamkeit seiner Frau dämpfte das Geräusch der Welt und mäßigte den Lauf der Stunden. Dennoch floh er aus seinem Hause, er ging zum Hafen, und der Geruch dieses kleinen Meeres beunruhigte ihn heftig. Er kehrte wieder heim, sah Alja unbewegt am Fenster sitzen und die leere Straße betrachten. Sie wandte kaum den Kopf, wenn er kam, und wenn ein Geräusch im Zimmer entstand, lächelte sie, als wäre ihr etwas Heiteres begegnet.

In diesen Tagen begann Tunda, alle unbedeutenden Ereignisse niederzuschreiben, es war, als bekämen sie dadurch eine gewisse Bedeutung. Eines Tages schrieb er:

IX

Auszug aus Tundas Tagebuch

»Gestern, um halb elf Uhr abends, lief mit einer Verspätung von drei Stunden der Dampfer ›Grashdanin‹ ein. Ich stand, wie immer, am Hafen und sah das Gedränge der Träger. Es kamen viele auffallend gut gekleidete Menschen, Passagiere der ersten Klasse. Es waren, wie gewöhnlich, russische NEP-Leute und einige auswärtige Händler. Seitdem ich dieses Tagebuch schreibe, interessieren mich die Ausländer besonders. Früher habe ich sie gar nicht beachtet. Die meisten kommen aus Deutschland. Wenige aus Amerika, einige aus Österreich und aus den Balkanländern. Ich unterscheide sie gut, manche kommen zu mir ins Institut, um Auskünfte zu holen. (In unserm Institut bin ich der einzige, der Deutsch und Französisch sprechen kann.) Ich gehe zum Hafen, schätze die Nationalität der Fremden ab und freue mich, wenn ich sie erraten habe. Ich weiß eigentlich nicht, woran ich sie erkenne. Ich wäre in Verlegenheit, wenn ich die nationalen Merkmale aufzuzählen hätte. Vielleicht ist es die Kleidung, nach der ich sie agnosziere. Da sind es auch nicht einzelne Kleidungsstücke, sondern die ganze Haltung. Manchmal könnte man Deutsche mit Engländern verwechseln, besonders, wenn es sich um ältere Menschen handelt. Deutsche und Engländer haben manchmal dieselbe rote Gesichtsfarbe. Aber die Deutschen haben Glatzen, die Engländer meist dichte, weiße Haare, so daß ihre Gesichtsröte tief dunkel erscheint. Ihr silbernes Haar ist nicht imstande, Ehrfurcht in mir zu erwecken. Im Gegenteil scheint es manchmal, als wären die Engländer aus Koketterie alt und grau geworden. Ihre Frische hat etwas Widernatürliches, und ich weiß nicht, ob man es sagen kann: Gottloses. Sie sehen so unnatürlich aus wie Bucklige in Geradehaltern. Sie gehen herum wie zur Reklame für Turngeräte und Tennis-Raketts, die ein jugendliches Greisenalter garantieren.

Dagegen sehen manche ältere Herren vom Kontinent so aus, als hätten sie eine Reklame für Büromöbel und gute Sessel zu besorgen. Von den Hüften abwärts werden sie breit, ihre beiden Knie stoßen gegeneinander, auch die Arme sind dem Oberkörper so nahe, als lägen sie auf weichen, breiten, ledernen Stuhllehnen.

Gestern kamen drei Europäer an, von denen ich im ersten Augenblick

nicht wußte, aus welchem Lande sie stammen konnten. Es waren eine Dame, ein älterer, kleiner, breitschulteriger Mann mit braunem Gesicht und schwarzgrauem Bart, ein jüngerer Mann, braun, mittelgroß, mit hellen Augen, die in seinem tiefbraunen Gesicht fast weiß waren, einem sehr schmalen Mund und auffallend langen Beinen in weißen Leinenhosen, in denen die Kniegelenke eingehüllt waren wie in einer zweiten oberen Haut.

Der kleine, bärtige Mann erinnerte ein wenig an die Zwerge aus buntem Stein und Gips, die in manchen Gärten in der Mitte der Beete stehen. Auch an diesem Herrn beleidigte mich die Gesundheit, das übermütig gebräunte Gesicht in der bärtigen Umrahmung. Er ging mit schnellen, kurzen Schritten neben dem langbeinigen Mann und der großen Dame, er hüpfte fast neben ihnen. Es sah eigentlich aus, als würde er wie ein Tier von der Dame an einer dünnen Leine geführt. Er machte lebhafte Bewegungen, einmal warf er seinen weichen, hellen Hut in die Luft, knapp bevor sie in den Phaeton einstiegen. Zwei Träger folgten ihnen mit Koffern.

Ich denke mir, daß die Bewegungen des Bärtigen zu Hause langsam und genau berechnet sind. Auf Reisen ist er lebhaft. Der Lärm war groß, auch sprachen sie leise, so daß ich nichts hörte, obwohl ich mich bis zu ihnen vordrängte.

Die Frau in der Mitte war die erste elegante Dame, die ich seit meiner Rückkehr aus dem letzten Wiener Urlaub gesehen habe.

Heute früh kamen sie zu mir.

Es sind Franzosen. Der Herr ist ein Pariser Rechtsanwalt, er schreibt nebenbei für den ›Temps‹. Die Dame ist seine Frau, der junge Mann sein Sekretär. Der junge Mann ist einer der wenigen Franzosen, die Russisch verstehen. Deshalb und wahrscheinlich der Dame wegen ist er auch nach Rußland gekommen.

Als mich die Dame ansah, fiel mir Irene ein, an die ich schon lange nicht gedacht hatte. Nicht als ob diese Dame meiner Braut ähnlich wäre!

Sie ist schwarz, sehr schwarz, ihr Haar ist fast blau. Ihre Augen sind schmal, sie schaut mich mit einer vornehmen Kurzsichtigkeit an. Es sieht aus, als paßte es ihr nicht, mich offen und gerade anzusehen. Ich erwarte, wenn sie zu mir spricht, immer irgendeinen Befehl. Aber es fällt ihr gar nicht ein, mir zu befehlen. Wahrscheinlich wäre ich sehr glücklich, wenn sie geruhen würde, mir einen Auftrag zu geben.

Sie trommelt manchmal mit Zeige-, Mittel- und Ringfinger einer Hand auf ein Buch, eine Stuhllehne, den Tisch. Es ist ein langsames Trommeln und eine Art schnelles Streicheln. Ihre Nägel sind schmal und weiß, blutleere Nägel, ihre Lippen sind, als wär's ein absichtlicher Kontrast, sehr rot geschminkt.
Sie trägt schmale, graue Schuhe aus dünnem Handschuhleder, ihre Zehen sind lang, man sieht sie unter dem Leder, ich möchte sie mit einem Bleistift nachzeichnen.
Der Sekretär – nach seiner Karte heißt er Monsieur Edmond de V. – sagte mir:
›Sie sprechen nicht Französisch wie ein Slawe. Sind Sie Kaukasier oder Russe?‹
Ich log. Ich erzählte ihm, daß meine Eltern Eingewanderte wären und ich in Rußland geboren sei.
›Wir fahren jetzt‹, sagte Monsieur de V., ›nun drei Monate durch Rußland. Wir waren in Leningrad, in Moskau, in Nischnij Nowgorod, auf der Wolga, in Astrachan. Man weiß bei uns in Frankreich sehr wenig von Sowjetrußland. Bei uns stellt man sich ein russisches Chaos vor. Wir sind überrascht von der Ordnung, allerdings auch von der Teuerung. Für dieses Geld hätten wir alle französischen Kolonien in Afrika durchforschen können – insoweit sie nicht schon zu langweilig sind.‹
›Sie sind also enttäuscht?‹ fragte ich.
Der bärtige Rechtsanwalt warf einen Blick auf seinen Sekretär. Die Dame sah geradeaus, sie wollte sich nicht einmal mit einem Blick an unserem Gespräch beteiligen. Ich merkte, daß alle drei vor meiner Frage erschraken. Wahrscheinlich glaubten sie doch nicht an die Ordnung bei uns. Sie hielten mich vielleicht für einen Spitzel.
›Sie haben nichts zu fürchten. Sagen Sie ruhig Ihre Meinung. Ich bin nicht von der Polizei. Ich mache wissenschaftliche Filmaufnahmen für unser Institut.‹
Die Dame warf mir einen schmalen, schnellen Blick zu. Ob sie böse war oder ob sie mir glaubte, konnte ich nicht erkennen.
(Jetzt erst fällt mir ein, daß ich sie vielleicht enttäuscht habe. Vielleicht gefiel ich ihr gerade, solange sie glauben konnte, ich trüge irgendein Geheimnis.)
Monsieur Edmond de V. aber sagte mir, indem er freundliche Augen machte und einen verächtlichen Mund – so daß ich nicht wußte, welchem Gesichtsteil ich glauben sollte –, Monsieur de V. sagte:

›Sie dürfen nicht glauben, mein Herr, daß wir Angst haben. Wir sind mit den besten Empfehlungen ausgestattet, es ist beinahe so, als hätten wir eine offizielle Mission. Wir würden es Ihnen sagen, wenn wir enttäuscht wären. Nein, wir sind es nicht. Wir sind entzückt von der Gastfreundschaft Ihrer Behörden, Ihrer Menschen, Ihres Volkes. Wir sehen nur – ich darf es von uns allen sagen –, wir sehen nur in dem, was Sie als eine grundsätzliche soziale Veränderung bezeichnen, eine ethnologische, eine russische. Für uns ist der Bolschewismus so russisch wie – verzeihen Sie diesen Vergleich – der Zarismus. Außerdem – und ich befinde mich in diesem Punkte im Gegensatz zu den Herrschaften – habe ich die Hoffnung, daß Sie viel Wasser in Ihren Wein schütten werden.‹

›Sie wollen wahrscheinlich sagen‹, erwiderte ich, ›Wein in Ihr Wasser.‹

›Sie übertreiben, mein Herr, ich schätze Ihre Höflichkeit.‹

›Sie provozieren vielleicht!‹ sagte die Dame und sah in die Luft.

Es war der erste Satz, den sie direkt an mich gerichtet hatte, und sie sah mich nicht an, als wollte sie zu erkennen geben, daß sie, auch wenn sie zu mir sprach, nicht gerade unbedingt und nur zu mir sprach.

›Ich hoffe, daß Sie scherzen und keinen Verdacht –‹

›Es war ein Scherz‹, unterbrach mich der Rechtsanwalt. Wenn er sprach, bewegte sich sein Bart, ich versuchte, schon aus den Bewegungen zu erkennen, was er gesagt hatte.

›Vielleicht wird es Ihnen angenehm sein, mir von Frankreich zu erzählen. Es kommt selten jemand aus Ihrem Lande. Ich kenne es nicht.‹

›Es ist schwer, Frankreich zu beschreiben, einem Russen, der Europa nicht kennt‹, sagte der Sekretär, ›und es ist besonders für uns Franzosen schwer. Jedenfalls werden Sie aus unseren Büchern und Zeitungen nicht einen ganz genauen Eindruck haben. Was wollen Sie? Paris ist die Hauptstadt der Welt, Moskau wird es vielleicht noch werden. Paris ist außerdem die einzige freie Stadt der Welt. Bei uns wohnen Reaktionäre und Revolutionäre, Nationalisten und Internationalisten, Deutsche, Engländer, Chinesen, Spanier, Italiener, wir haben keine Zensur, wir haben loyale Schulgesetze, gerechte Richter –‹

›– und eine tüchtige Polizei‹, sagte ich, weil ich es aus den Erzählungen einiger Kommunisten wußte.

›Gerade über Ihre Polizei haben Sie sich nicht zu beklagen‹, sagte die Dame. Sie sah mich immer noch nicht an.

›Unsere Polizei haben Sie nicht zu fürchten‹, meinte der Sekretär.

›Wenn Sie einmal zu uns kommen wollten, nicht mit feindlichen Absichten natürlich – so können Sie immer auf mich rechnen.‹
›Sicherlich‹, bekräftigte der Bart.
›Ich werde mit den friedlichsten Absichten kommen‹, versicherte ich. Ich fühlte, wie treuherzig ich dabei aussah. Die Dame sah mich an. Ich betrachtete ihre schmalen roten Lippen und sagte, plump und kindisch, denn es schien mir, daß ich meine grobe Treuherzigkeit noch übertreiben müßte: ›Ich würde zu Ihnen kommen – Ihrer Frauen wegen.‹
›Oh, Sie sind charmant!‹ stieß der Bart sehr eilig hervor. Vielleicht hatte er Angst, daß seine Frau es sagen würde. Er konnte es trotzdem nicht verhindern, daß sie lächelte.
Ich hätte ihr gerne gesagt: Ich liebe Sie, Madame.
Sie begann zu sprechen, als wäre sie ganz allein:
›Ich könnte niemals in Rußland leben. Ich brauche den Asphalt der Boulevards, eine Terrasse im Bois de Boulogne, die Schaufenster der Rue de la Paix.‹
Sie verstummte plötzlich, wie sie zu sprechen angefangen hatte. Es war, als hätte sie alle duftenden, glänzenden Kostbarkeiten vor mir ausgeschüttet. Es lag an mir, sie aufzulesen, zu bewundern, zu besingen.
Ich sah sie an, minutenlang, nachdem sie aufgehört hatte. Ich wartete noch auf einige Herrlichkeiten. Ich wartete eigentlich auf ihre Stimme. Es war eine tiefe, scharfe und kluge Stimme.
›Nirgends lebt man so gut wie in Paris‹, fing der Sekretär wieder an, ›ich selbst bin ein Belgier. Es ist also kein Lokalpatriotismus.‹
›Sie sind aus Paris?‹ fragte ich die Dame.
›Aus Paris; wir wollen nachmittags ins Petroleumgebiet fahren‹, sagte sie schnell.
›Wenn Sie nichts dagegen haben, begleite ich Sie.‹
›Ich würde dann arbeiten und erst morgen früh hinfahren‹, sprach der Bart.
Vorher aß ich im vegetarischen Restaurant, denn ich hatte keinen Hunger. Auch das Geld ging zu Ende. Ich bekam erst in zehn Tagen Gehalt. Ich fürchtete, die Dame würde einen Wagen brauchen – ich hätte ihn noch bezahlen können. Aber wie, wenn sie mehr brauchte? Wenn sie plötzlich essen wollte? Ich durfte mir vom Sekretär nichts bezahlen lassen.

Ich aß ohne Appetit. Um halb drei Uhr stand ich in glühender Sonne vor dem Bahnhof.
Nach zwanzig Minuten kam sie in einem Wagen, allein.
›Sie werden mit mir allein fahren müssen‹, sagte sie. ›Wir haben beschlossen, Herrn de V. bei meinem Mann zu lassen. Er will in der Stadt herumgehen und hat Angst, weil er sich nicht verständigen kann.‹
Wir saßen zwischen Straßenhändlern, Arbeitern, halbverhüllten Mohammedanerinnen, obdachlosen Knaben, lahmen Bettlern, Kolporteuren, weißen Zuckerbäckern, die orientalische Süßigkeiten verkauften.
Ich zeigte ihr die Bohrtürme.
›Es ist langweilig‹, sagte sie.
Wir kamen in Sabuntschi an.
Ich sagte: ›Es ist überflüssig, die Stadt zu sehen. Es wäre mühevoll, es ist heiß. Wir wollen auf den nächsten Zug warten. Wir fahren zurück.‹
Wir fuhren zurück.
Als wir wieder in Baku ausstiegen, schämten wir uns. Nach einigen Minuten sahen wir uns gleichzeitig an und lachten.
Wir tranken Sodawasser in einer kleinen Bude, die Fliegen summten, ein ekelhaftes Fliegenpapier hing am Fenster.
Mir wurde sehr heiß, obwohl ich unaufhörlich Wasser trank. Ich hatte nichts zu sagen, das Schweigen war noch drückender als die Hitze. Sie aber saß, unberührt von der Hitze, dem Staub, dem Schmutz, der uns umgab, und wehrte nur manchmal eine Fliege ab.
›Ich liebe Sie‹, sagte ich – und obwohl ich ohnehin ganz rot vor Hitze war, wurde ich noch röter.
Sie nickte.
Ich küßte ihre Hand. Der Sodawasserhändler sah mich böse an. Wir gingen.
Ich ging mit ihr durch die asiatische alte Stadt. Der Tag war noch voll. Ich verwünschte ihn.
Wir gingen zwei Stunden kreuz und quer. Ich fürchtete, sie würde müde werden oder wir könnten ihrem Mann und dem Sekretär begegnen. Wir gelangten zum Meer, ohne Absicht. Wir saßen am Kai, ich küßte immer wieder ihre Hand.
Alle Menschen sahen uns an. Ein paar Bekannte grüßten mich.
Die Nacht fiel schnell ein. Wir gingen in ein kleines Hotel, der Wirt erkannte mich, es ist ein levantinischer Jude. Er hält mich für einen einflußreichen Mann und ist wahrscheinlich froh, daß er etwas Intimes

von mir weiß. Wahrscheinlich hat er sich vorgenommen, gelegentlich von seinem Geheimnis Gebrauch zu machen.
Es war finster, wir fühlten das Bett, wir sahen es nicht.
›Hier sticht etwas‹, sagte sie später.
Aber wir machten kein Licht.
Ich küßte sie, sie zeigte mit dem Finger dahin, dorthin, ihre Haut leuchtete im Dunkel, ich jagte mit zitternden Lippen ihrem hüpfenden Finger nach.
Sie stieg in einen Wagen, sie will morgen vormittag mit dem Mann und dem Sekretär wiederkommen. Sie wird Abschied nehmen. Sie fahren in die Krim und dann von Odessa nach Marseille.
Ich schreibe dies zwei Stunden, nachdem ich sie geliebt habe. Es scheint mir, daß ich es aufschreiben muß, damit ich morgen noch weiß, daß es wahr gewesen ist.
Soeben ist Alja ins Bett gegangen.
Ich liebe sie nicht mehr. Ihre stille Neugier, mit der sie mich seit Monaten empfängt, erscheint mir tückisch. So wie ein Schweigsamer einen Angeheiterten und einen Beredten aushorcht, so empfängt sie meine Liebe – –«

Sie kamen am nächsten Tag von Tunda Abschied nehmen.
»Ich habe«, sagte der Rechtsanwalt, »Herrn de V. absichtlich gestern zurückgehalten. Ich bin überzeugt, daß man zwei Personen nicht soviel zeigen kann wie einer einzigen. Nach dem, was meine Frau gestern erzählt hat, müssen Sie eine Menge interessanter Dinge gesehen haben.«
Der Rechtsanwalt hatte wirklich Ähnlichkeit mit einem Zwerg, aber nicht mehr mit einem harmlosen, der in einem grünen Rasen steht, sondern mit einem, der in einem unheimlichen Geröll wohnt.
Sie verabschiedeten sich wie fremde Menschen. »Hier«, sagte die Dame, bevor sie ging, und sie gab Tunda einen Zettel mit ihrer Adresse.
Er las ihn erst eine Stunde später.
Seit diesem Tag wußte Tunda, daß er in Baku nichts mehr zu tun habe.
Die Frauen, die uns begegnen, erregen mehr unsere Phantasie als unser Herz. Wir lieben die Welt, die sie repräsentieren, und das Schicksal, das sie uns bedeuten.
Von dem Besuch der fremden Frau war ihr Wort von den Schaufen-

stern der Rue de la Paix zurückgeblieben. An die Schaufenster der Rue de la Paix dachte Tunda, als er seine alten Papiere hervorsuchte.
Es war ein offener Befehl, Nummer 253, mit rundem Stempel unterschrieben von Kreidl, Oberst, ausgestellt vom Feldwebel Palpiter. Das gelbe, in seinen Falten porös gewordene Papier hatte eine gewisse Weihe bekommen, es war glatt, es fühlte sich an wie Talg und erinnerte an die Glätte der Kerzen. Unbezweifelbar war sein Inhalt. Da stand, daß der Oberleutnant Franz Tunda zwecks Monturenfassung sich nach Lemberg zu begeben habe.
Wäre er nicht einen Tag später in Gefangenschaft geraten, so wäre aus dieser Dienstreise ein kleiner, verstohlener Abstecher nach Wien geworden.
Hier stand der Name Franz Tunda so groß, so stark, so sorgfältig mit Haar und Schatten aufgezeichnet, daß er beinahe aus der Fläche des Papiers herauskam zu eigenem Leben.
In den Namen lebt eine Kraft wie in Kleidern. Tunda, der seit einigen Jahren Baranowicz war, sah aus dem Dokument den alten Tunda heraustreten.
Neben dem offenen Befehl lag die Photographie Irenes. Der Pappendeckel war verbogen, das Bild verblaßt. Es zeigte Irene in einem dunklen, hochgeschlossenen Kleid, einem ernsten Kleid, wie man es anzieht, wenn man sich für einen Krieger im Feld photographieren läßt. Lebendig war noch der Blick, kokett und klug, gelungene Mischung aus einer natürlichen Veranlagung und einer photographischen Retusche.
Während Tunda das Bild ansah, dachte er an die Schaufenster der Rue de la Paix.

X

Eines Tages erschien im österreichischen Konsulat in Moskau ein Fremder in einer schwarzen Lederjoppe, in zerrissenen Schuhen, mit Bartstoppeln in einem braunen und hart geschnitzten Gesicht, mit einer alten Pelzmütze, die noch älter aussah, als sie war, weil draußen die erste warme Märzsonne leuchtete. Sie fiel durch zwei breite Fenster auf die braune Holzbarriere, hinter der ein Beamter saß, und bestrahlte bunte Prospekte aus den Kurorten von Salzburg und Tirol. Der

Fremde sprach einen einwandfreien ärarischen Dialekt, den Dialekt der besseren österreichischen Stände, der auch manche hochdeutsche Worte gestattet, wenn sie mit Melodie gesagt werden, und der aus der Ferne wie eine Art nasales Italienisch klingt. Dieser Dialekt bekräftigte und erhärtete die Erzählungen des Fremden besser, als es jedes Dokument vermocht hätte. Eines Nachweises bedurften diese Erzählungen allerdings, denn sie klangen unwahrscheinlich.
Der Fremde gab an, daß er im Jahre 1916 als österreichischer Oberleutnant in ein sibirisches Kriegsgefangenenlager gekommen war. Von dort war es ihm gelungen zu fliehen. Seit dem Tage seiner Flucht lebte er in den sibirischen Wäldern mit einem Jäger zusammen, der ein Haus am Rande der Taiga besaß. Beide Männer nährten sich von der Jagd. Endlich hatte den einen das Heimweh ergriffen. Er begann ohne Geld seine Wanderung. Sechs Monate war er unterwegs. Mit der Bahn konnte er nur kurze Strecken zurücklegen. Er hatte noch ein altes Dokument, einen offenen Befehl. Daraus war zu ersehen, daß der Fremde Franz Tunda hieß und Oberleutnant in der alten österreichischen Armee gewesen war. Die österreichische Staatsbürgerschaft hatte er auch nach dem Zerfall der Monarchie nicht verloren, weil er nach seinem Vater in Linz, Oberösterreich, zuständig war. Ein Telegramm nach Linz mit bezahlter Rückantwort bewies die Behauptungen des früheren Offiziers. Im Archiv des Kriegsministeriums in Wien befanden sich noch alte Klassenbücher der Kadettenschule, die des Oberleutnants Angaben ebenfalls bestätigten. Die letzten Bedenken des Konsuls zerstreute die sympathische und aufrichtige Art des Fremden, der so aussah, als ob er nie in seinem Leben gelogen hätte, und die Tatsache, daß der schlaue Beamte einem ehemaligen Offizier nicht die Klugheit zutraute, die zu einer Lüge gehört.
Es bestand kein Gesetz, demzufolge verspätete Heimkehrer aus Sibirien eine Heimfahrt auf Kosten des sparsamen österreichischen Staates unternehmen konnten. Wohl aber gab es eine Unterstützungskasse für »besondere Fälle« – und der österreichische Gesandte gestattete nach einigem Zögern, das er mehr seinem Amt als seinem Gewissen schuldig war, die Einreihung Tundas unter »besondere Fälle«.
Tunda bekam einen österreichischen Paß, durch Vermittlung der Gesandtschaft eine Ausreisebewilligung vom russischen Kommissariat für Auswärtige Angelegenheiten und eine Fahrkarte über Kattowitz nach Wien. Es war schneller gelungen, als er gedacht hatte. Er konnte

also seine Absicht, nach Baku zu fahren und von seiner Frau Abschied zu nehmen, nicht mehr ausführen. Denn er nahm an, daß er von der Polizei beaufsichtigt und daß seine Rückkehr ihn verraten würde. Er befand sich in einer jener Situationen, in denen man durch äußere Umstände gezwungen wird, ein Unrecht, das man mit Willen und Wissen begeht, noch gegen den eigenen Willen zu verschärfen. Er war feige, weil er eine Frau allein ließ. Aber er wurde noch jämmerlicher, weil er von dieser Frau nicht einmal Abschied nahm. Er schrieb ihr nur, daß er für einige Monate verreisen müsse. Er legte einige Geldscheine in den Brief, weil er Angst hatte, das Geld auf der Post aufzugeben. Er teilte seiner Frau noch die Adresse seines Bruders mit. Irkutsk, postlagernd, für alle Fälle.

Dann saß er eines Abends in einem Zug, der nach dem Westen fuhr, und es schien ihm, daß er nicht freiwillig fahre. Es war so gekommen wie alles in seinem Leben, wie das meiste und Wichtigste auch im Leben der anderen kommt, die durch eine geräuschvolle und mehr bewußte Aktivität verführt werden, an die Freiwilligkeit ihrer Entschließungen und Handlungen zu glauben. Indessen vergessen sie nur über ihren eigenen lebhaften Bewegungen die Schritte des Schicksals.

An einem jener schönen Aprilvormittage, an denen Wiens innere Stadt ebenso fröhlich wie elegant ist, an einem jener Vormittage, an denen auf der Ringstraße schöne Frauen mit unbeschäftigten Herren spazierengehen, auf den jungen Terrassen der Kaffeehäuser dunkelblaue Siphons leuchten und die Freiwillige Rettungsgesellschaft Propagandaumzüge mit Musik veranstaltet, erschien auf der bevölkerten Sonnenseite des Grabens Franz Tunda in demselben Anzug, in dem er vor dem Moskauer Konsulat aufgetreten war, und erregte zweifellos Aufsehen. Er sah genauso aus, wie sich ein Drogist, der an der Ecke vor der Tür seines duftenden Ladens stand, einen »Bolschewiken« vorstellte. Tundas lange Beine erschienen noch länger, weil er Reithosen und hohe, weiche Kniestiefel trug. Sie verbreiteten einen starken Geruch von Leder. Die Pelzmütze saß tief über seinen mißmutigen Augen. Der Drogist las jedenfalls in diesem Gesicht Gefahr für seinen Laden.

Tunda befand sich also in Wien. Er bezog Arbeitslosenunterstützung, lebte kümmerlich und suchte einige seiner alten Freunde auf. Man erzählte ihm, daß seine Braut geheiratet hatte und wahrscheinlich in Paris lebte.

XI

Ende April erhielt ich folgenden Brief von Franz Tunda.

»Lieber Freund Roth,
gestern nacht habe ich zufällig Deine Adresse erfahren. Vor zwei Monaten bin ich heimgekehrt – ich weiß nicht, ob dieses Wort angebracht ist. Ich lebe vorläufig von der Arbeitslosenunterstützung und bewerbe mich um eine Stelle als Schreiber beim Wiener Magistrat. Das ist wahrscheinlich aussichtslos. In dieser Stadt bewerben sich vierzig Prozent der Einwohner um irgendeine Stelle. Außerdem – ich gestehe Dir gerne, daß ich unglücklich wäre, wenn ich hier einen Posten bekäme.
Du fragst natürlich, warum ich Rußland verlassen habe. Ich weiß keine Antwort. Ich schäme mich auch nicht. Ich glaube nicht, daß es einen Menschen in der Welt gibt, der Dir mit reinerem Gewissen sagen könnte, weshalb er das oder jenes getan oder unterlassen hat. Ich weiß nicht, ob ich nicht morgen nach Australien, nach Amerika, nach China oder zurück nach Sibirien zu meinem Bruder Baranowicz ginge, wenn ich gerade könnte. Ich weiß nur, daß nicht eine sogenannte ›Unruhe‹ mich getrieben hat, sondern im Gegenteil – eine vollkommene Ruhe. Ich habe nichts zu verlieren. Ich bin weder mutig noch abenteuerlustig. Ein Wind treibt mich, und ich fürchte nicht den Untergang.
Ich esse nur einmal täglich kalt und trinke Tee in einem kleinen Volkskaffee.
Ich trage eine blaue Rubaschka und eine graue Mütze und falle auf.
Wenn Du kannst, schick mir einen alten Anzug, aber einen neuen Hut. Ich wandere mindestens dreimal täglich über die Ringstraße, auch über den Graben am Vormittag, wenn das elegante Publikum spazierengeht. Ich lasse mir inzwischen einen Bart wachsen, weil ich ohnehin schon auffällig bin.
Heute vor zehn Jahren gehörte ich selbst zu diesem Publikum. Es war mein letzter Urlaub. Fräulein Hartmann ging an meiner Rechten, an meine Linke schlug der Säbel. Es war damals mein einziger Wunsch, nach dem Krieg zur Kavallerie transferiert zu werden. Der alte Herr Hartmann hätte es durchsetzen können. Jetzt liegt er am Zentralfriedhof. Ich habe aus Pietät und Langeweile sein Grab gese-

hen. Es ist eine sogenannte Familiengruft. Ewige Veilchen blühen hier unter einer roten Laterne, die ein geflügelter Knabe hält. Die Inschrift ist würdig und einfach, wie Hartmann selbst immer gewesen ist.

Ich höre, daß meine Braut erst vor vier Jahren geheiratet, also eine erheblich lange Zeit auf mich gewartet hat. Vor vier Jahren wäre ich vielleicht auch noch ein Mann für sie gewesen.

Heute aber – ich glaube, daß ich sehr fremd in dieser Welt geworden bin. – –

Du fragst, ob ich in Rußland heimisch war?

Ich lebte in den letzten Monaten in einem Zustand, für den es keinen Namen gibt, weder im Russischen noch im Deutschen, wahrscheinlich in keiner Sprache der Welt, in einem Zustand zwischen Resignation und Erwartung. Ich stelle mir vor, daß die Toten einen Augenblick lang in dieser Situation sind, wenn sie das irdische Leben aufgegeben und das andere noch nicht begonnen haben. Es kam mir vor, als hätte ich eine Aufgabe vollendet, so ganz, so rund vollendet, daß ich kein Recht mehr hatte, im Anblick ihrer unerbittlichen Fertigkeit zu verharren. Es war mir, als wäre Baranowicz gestorben und Tunda noch nicht geboren.

Ich lebte mit Alja, meiner kaukasischen Frau in Baku, in einer ganz bestimmten Vorläufigkeit, die kein Ende hat. Ich hatte die Aufgabe, photographische und Kinoaufnahmen aus dem Leben kaukasischer Völker zu machen und machen zu lassen. Ich strengte mich nicht an. Aber es ist ein großes und breites, verworrenes, mit Absicht, Kunst und viel Raffinement verworrenes Verwaltungssystem in den Sowjetstaaten, innerhalb dessen jeder einzelne nur ein kleiner oder größerer Punkt ist, verbunden mit einem nächstgrößeren Punkt und nichts ahnend von seiner Bedeutung für das Ganze. Du siehst im Leben, in den Straßen, in den Büros lauter solche Punkte, die in einer geheimen und wichtigen Beziehung, sogar in einer sehr nahen, zu Dir stehen, aber Du kennst diese Beziehung nicht. Es gibt einige erhöhte Punkte, die alle Beziehungen kennen, sie sehen Dich gewissermaßen aus der Vogelperspektive. Du selbst aber siehst nicht, daß sie höher gelegen sind. Du weißt nicht, ob Du ruhig in deiner Lage verbleiben wirst. Es ist möglich, daß Du bald, im nächsten Augenblick, verschoben wirst – und gar nicht von oben her, sondern gleichsam von dem Fundament aus, auf dem Du stehst. Stelle Dir ein Schachbrett vor, auf dem die

Figuren nicht stehen, sondern in dem sie stecken, und die Hand des Spielers, der unter dem Tisch sitzt, dirigiert sie von unten her.
Du kannst nicht nur fürchten und hoffen, Du hast sogar Pflichten und Funktionen. Du hast einen Idealismus, es ist Raum für einen persönlichen Ehrgeiz. Manchmal kannst Du den Erfolg oder den Mißerfolg einer Handlung auch voraussehen. Aber in vielen Fällen geschieht etwas wider alle Deine Erwartungen. Du hast zum Beispiel eine Pflicht außer acht gelassen und erwartest eine sehr unangenehme Folge. Aber es geschieht entweder gar nichts oder etwas sehr Angenehmes. Dabei weißt Du nicht, ob sich die unangenehme Konsequenz nicht in der Maske einer angenehmen gezeigt hat. Du traust weder Deinen Erfolgen noch Deinen Mißerfolgen.
Das schlimmste ist, daß Du fortwährend beobachtet wirst und nicht weißt, von wem. In dem Büro, in dem Du arbeitest, ist jemand Mitglied der Geheimpolizei. Es kann die Putzfrau sein, die jede Woche den Boden scheuert, es kann aber auch der gelehrte Professor sein, der eben ein Alphabet der tattischen Sprache zusammenstellt. Es kann die Sekretärin sein, der Du diktierst, oder der Hausverwalter, der sich um die Beschaffenheit der Büroutensilien kümmert und zerbrochene Fensterscheiben durch neue ersetzt. Alle sagen Dir gleichmäßig Genosse. Alle nennst Du gleichmäßig Genosse. Aber Du wähnst in jedem einen Beobachter und weißt gleichzeitig, daß jeder Dich für einen Beobachter hält. Du hast kein schlechtes Gewissen, Du bist ein Revolutionär, Du hast keine Beobachtungen zu fürchten. Dann fürchtest Du zumindest, daß Du für einen Spitzel gehalten würdest. Du bist harmlos. Aber weil Du Dich bemühen mußt, harmlos zu erscheinen, merken die anderen Deine Bemühungen. Du hast dann Angst, sie könnten Dich nicht mehr für harmlos halten.
Es gehören gesunde Nerven zu diesem Leben und eine große Portion revolutionärer Überzeugung. Denn man muß voraussetzen, daß die Revolution, von lauter Feinden umgeben, keine anderen Möglichkeiten hat, ihre Macht zu sichern, als die, jedes Individuum zu opfern, wenn es nötig ist. Stelle Dir also vor: Man liegt jahrelang auf einem Altar und wird nicht geschlachtet.
Ich wäre dennoch in Rußland geblieben – ich glaube es wenigstens –, wenn nicht eines Tages eine Gesellschaft aus Frankreich gekommen wäre, mehr Vergnügungs- als Studienreisende, ein Rechtsanwalt mit seiner Frau und seinem Sekretär. Der Sekretär war der Liebhaber der

Frau, und der Rechtsanwalt wußte es so einzurichten, daß ich einen Tag allein mit seiner Frau zubrachte, einen Tag und einen unvergeßlichen Abend in einem Hotel. Ich war das Werkzeug seiner Rache. Die Frau, die mich für einen gefährlichen Spitzel von der Tscheka hielt, ließ mir beim Abschied einen Zettel zurück, auf dem sie mit triumphierender Schrift geschrieben hatte: ›Sie sind also doch von der Geheimpolizei!‹ – nachdem ich mich bemüht hatte, ihr den absurden Gedanken auszureden.

Deshalb also hatte sie mit mir geschlafen.

Das nur nebenbei. – Wichtig ist, daß die Ankunft dieser Fremden mir plötzlich klarmachte, daß ich mein Leben erst zu beginnen hätte, obwohl ich schon ziemlich viel erlebt hatte. Merkwürdig war, daß mir sofort, als ich die Dame sah, der Name meiner Braut einfiel: Irene. Ich sehne mich nach ihr.

Vielleicht, weil ich nicht erfahren kann, wo sie lebt, mit wem sie verheiratet ist, und vielleicht, weil ich weiß, daß sie lange Zeit auf mich gewartet hat.

Ich glaube, daß die Ankunft der fremden Dame in Baku mehr bedeutet als einen Zufall. Es war, als hätte jemand eine Tür geöffnet, von der ich die ganze Zeit gedacht hatte, sie wäre keine Tür, sondern ein Teil der Mauer, die mich umgab. Ich sah einen Ausgang und benützte ihn. Jetzt stehe ich draußen und bin allerdings ratlos.

Das also ist Eure Welt! Ich wundere mich immer wieder über ihre Festigkeit. Als wir in Rußland für die Revolution kämpften, dachten wir, gegen die Welt zu kämpfen; und als wir siegten, war der Sieg über die ganze Welt nahe. Noch jetzt weiß man drüben gar nichts von der Standhaftigkeit dieser Welt. Ich fühle mich fremd in ihr. Es ist, als protestierte ich gegen sie, wenn ich es Dir zweimal sage. Ich gehe mit fremden Augen, fremden Ohren, fremdem Verstand an den Menschen vorbei. Ich treffe alte Freunde, Bekannte meines Vaters und verstehe nur mit Anstrengung, was sie mich fragen.

Ich spiele meine Rolle als eben heimgekehrter ›Sibiriak‹ weiter. Man fragt mich nach meinen Erlebnissen, und ich lüge, so gut ich kann. Um nicht in Widersprüche zu geraten, habe ich angefangen, alles aufzuschreiben, was ich im Laufe einiger Wochen erfunden habe; es sind fünfzig große Quartseiten geworden, ich amüsiere mich dabei; ich bin gespannt darauf, was ich weiter schreiben werde.

Es ist ein sehr langer Brief geworden. Du wunderst Dich darüber

nicht – es ist lange her, seitdem wir uns zuletzt gesprochen haben. Ich grüße Dich in alter Kameradschaft

Franz Tunda.«

XII

Wozu hatte er Rußland verlassen? Man könnte Tunda unsittlich nennen und charakterlos. Männer, die einen klaren Weg und ein sittliches Ziel haben, auch die Menschen, die einen Ehrgeiz haben, sehen anders aus als mein Freund Tunda.

Mein Freund aber war das Muster eines unzuverlässigen Charakters. Er war so unzuverlässig, daß man ihm nicht einmal Egoismus nachsagen konnte. Er strebte nicht nach sogenannten persönlichen Vorteilen. Er hatte ebensowenig egoistische Bedenken wie moralische. Wenn es unbedingt nötig wäre, ihn durch irgendein Attribut zu kennzeichnen, so würde ich sagen, daß seine deutlichste Eigenschaft der Wunsch nach Freiheit war. Denn er konnte seine Vorteile ebenso wegwerfen, wie er Nachteile abzuwenden wußte. Er tat das meiste aus Laune, manches aus Überzeugung, und das heißt: alles aus Notwendigkeit. Er besaß mehr Lebenskraft, als die Revolution augenblicklich nötig hatte. Er besaß mehr Selbständigkeit, als eine Theorie, die sich das Leben anzupassen sucht, brauchen kann. Im Grund war er ein Europäer, ein »Individualist«, wie gebildete Menschen sagen. Er brauchte, um sich auszuleben, kompliziertere Verhältnisse. Er brauchte die Atmosphäre verworrener Lügen, falscher Ideale, scheinbarer Gesundheit, haltbaren Moders, rotbemalter Gespenster, die Atmosphäre der Friedhöfe, die wie Ballsäle aussehen, oder wie Fabriken, oder wie Schlösser, oder wie Schulen, oder wie Salons. Er brauchte die Nähe der Wolkenkratzer, deren Baufälligkeit man ahnt und deren Bestand für Jahrhunderte trotzdem gesichert ist. Er war ein »moderner Mensch«.

Freilich lockte ihn seine Braut Irene. Er hatte den Weg, vor sechs Jahren begonnen, ein wenig unterbrochen. Er nahm ihn wieder auf. Wo lebte sie? Wie lebte sie? Liebte sie ihn? Hatte sie auf ihn gewartet? Was wäre er heute gewesen, wenn er damals zu ihr gelangt wäre?

Ich gestehe, daß ich, nachdem ich Tundas Brief gelesen hatte, zuerst alle diese Fragen überlegte und nicht die nächste: wie Tunda zu helfen? Ich wußte, daß er zu den Menschen gehörte, denen eine materielle

Sicherheit gar nichts bedeutet. Er hatte niemals Furcht unterzugehen. Er hatte niemals die Angst vor dem Hunger, die heute fast alle Handlungen der Menschen bestimmt. Es ist eine Art Lebenstüchtigkeit. Ich kenne ein paar Menschen dieser Art. Sie leben wie Fische im Wasser: immer auf der Jagd nach Beute, niemals in der Furcht vor dem Untergang. Sie sind gefeit gegen Reichtum und gegen Elend. Entbehrungen sieht man ihnen nicht an. Daher sind sie auch mit einer Hartherzigkeit ausgestattet, die sie die private Not anderer nicht empfinden läßt. Sie sind die größten Feinde der Barmherzigkeit und des sogenannten sozialen Empfindens.
Sie sind also die geborenen Feinde der Gesellschaft.
Ich dachte erst eine Woche später daran, Tunda zu helfen. Ich schickte ihm einen Anzug und überlegte, ob ich nicht an seinen Bruder schreiben sollte, mit dem Tunda seit seinem Eintritt in die Kadettenschule nicht gesprochen hatte.

XIII

Tundas Bruder Georg war Kapellmeister in einer mittelgroßen deutschen Stadt.
Eigentlich hätte Franz Musiker werden sollen. Der alte Major Tunda wußte die musikalische Begabung seines jüngeren Sohnes nicht zu schätzen. Er war ein Soldat, für ihn war ein Musiker ein Militärkapellmeister, ein Zivilbeamter, durch einen ganz ordinären Vertrag mit der Armee verbunden, immer in der peinlichen Lage, gekündigt werden zu können, mit einer geringen Pensionsberechtigung, wenn es nicht geschah. Der Major hätte aus dem einen Sohn am liebsten einen Staatsbeamten gemacht, aus dem anderen einen Offizier.
Georg fiel eines Tages, brach ein Bein und sollte sein Leben lang hinken. Er konnte die Schule nicht mehr regelmäßig besuchen. Franz hatte Musikunterricht genommen, Musiker werden wollen. Da aber die Krankheit des Bruders viel Geld kostete, Georg durch sein Gebrechen dem Major ohnehin nicht mehr gefiel, entschied er, daß die Musikstunden von nun ab Georg zu nehmen habe.
Franz kam aus Sparsamkeitsgründen in die Kadettenschule.
Damals haßte Franz seinen Bruder. Er beneidete ihn um das Glück, gefallen zu sein und das Bein gebrochen zu haben. Er wollte um jeden

Preis die Kadettenschule verlassen. Er hoffte, eines Tages auch zu fallen und ein Bein zu brechen oder einen Arm. Was dann geschehen sollte, kümmerte ihn nicht mehr. Er wünschte sich zumindest einen Herzfehler. Er glaubte, sehr schlau zu sein. Aber die Resultate seiner Bemühungen waren das Entzücken seiner Lehrer und seines Vaters und ausgezeichnete Prognosen für eine militärische Laufbahn.
Je größer seine Erfolge in der Kadettenschule wurden, desto stärker haßte er seinen Bruder. Georg studierte inzwischen an der Musikakademie. Zu den Weihnachts- und Osterferien mußten beide Brüder nach Hause kommen. Sie schliefen in einem Zimmer, aßen an einem Tisch und sprachen kein Wort miteinander. Sie unterschieden sich übrigens äußerlich stark. Franz sah seinem Vater ähnlich, Georg der Mutter. Es ist möglich, daß er durch das Gebrechen und durch den Zwang, im Zimmer zu bleiben, durch Einsamkeit und Nachdenklichkeit und Beschäftigung mit Büchern den traurigen Gesichtsausdruck bekam, der die meisten Juden auszeichnet und manchmal überlegen erscheinen läßt. Franz aber unterdrückte durch seine Lebensweise die tragischen Anlagen, die er vielleicht von seiner jüdischen Mutter geerbt hatte. Im übrigen möchte ich eher der Beschäftigung eines Menschen als seiner Rasse einen Einfluß auf seine Gesichtsbildung einräumen. (Ich habe schon antisemitische Bibliothekare gesehen, die, ohne aufzufallen, in jedem westjüdischen Tempel Vorbeter hätten sein können.)
Die beiden Brüder sprachen also nichts miteinander.
Es war Franz, mein Freund, der Urheber dieser verdrossenen Schweigsamkeit. Denn Georg war, wie man bald sehen wird, eine konziliante Natur. Er war der verwöhnte Liebling der Mutter. Darum beneidete ihn Franz fast mehr als um das lahme Bein. Er hätte gerne in der warmen Nähe der Mutter gelebt, nicht in der herben, kühlen und alkoholhaltigen Luft, die den Vater umwehte. Jedes Lob des Vaters schmerzte ihn. Jede Liebkosung, die Georg von der Mutter zuteil wurde, schmerzte ihn noch mehr.
Es waren die Ferienmahlzeiten im elterlichen Haus, die Franz niemals vergaß und von denen er manchmal erzählte. Da saß er an der linken Seite des Vaters, gegenüber der Mutter, neben der Mutter saß Georg, der Kusine Klara gegenüber, die ein Lyzeum in Linz besuchte und in Georg verliebt war. Man hätte glauben sollen, daß ein lahmer Musiker in den Augen eines jungen Mädchens auf jeden Fall weniger zu bedeuten hat als ein gesunder, mutiger Kadettenschüler. Dem war aber nicht

so. Die Mädchen, besonders die aus den Lyzeen, die mit der besonderen Vorliebe für Turnen und Ausflüge, sind mehr für Hinkende als für Reitende eingenommen und mehr für Musikalisches als für Martialisches. Das hat sich nur für die vier Jahre des Weltkrieges geändert, als sogar die Musik selbst, die Gymnastik und die Natur in den Dienst der Vaterländer traten, mit ihren männlichen und weiblichen Anhängern. Damals aber, als die schweigsamen Mahlzeiten im Tundaschen Hause stattfanden, war die Welt noch weit vom Kriege entfernt. Franz hatte Anlaß genug, auf Georg eifersüchtig zu sein.

Es kam gelegentlich vor, daß sie in ihrem gemeinsamen Zimmer gleichzeitig erwachten. Ihre Augen trafen sich, es fehlte wenig und einer hätte dem anderen guten Morgen gesagt. Denn so selbstverständlich war ihre Feindschaft, daß sie beinahe schon eine Fremdheit wurde, im Laufe einer Nacht vergessen – und wenn nicht vergessen, so doch keineswegs gewachsen. Aber dann besann sich der eine oder der andere – gewöhnlich war es Franz, der sofort umkehrte und so lange weiterschlief, bis der Bruder angezogen war und das Zimmer verlassen hatte.

XIV

Nach dem Krieg heiratete Georg seine Kusine.

Er heiratete seine Kusine aus Mangel an Phantasie, aus Bequemlichkeit, aus Gewohnheit, aus Courtoisie, aus konzilianter Freundlichkeit, aus praktischen Gründen – denn sie war die reiche Tochter eines reichen Grundbesitzers. Nur ein Mann, dem es an Phantasie mangelte, konnte sie heiraten, denn sie war eine von den Frauen, die man »gute Kameraden« nennt und die einen Mann mehr stützen als lieben können. Man kann sie gut verwenden, wenn man zufällig Bergsteiger, Radfahrer oder Zirkusakrobat ist oder auch gelähmt in einem Rollstuhl liegt. Was aber ein normaler Städter mit ihnen anfängt, ist mir immer rätselhaft geblieben.

Klara – schon dieser Name scheint mir verräterisch – war ein guter Kamerad. Ihre Hand glich ihrem Namen, sie war so einfach, so gesund, so bieder, so zuverlässig, so ehrlich, daß ihr nur noch die Schwielen fehlten, es war die Hand eines Turnlehrers. Klara hatte, sooft sie einen Mann begrüßen mußte, Angst, er könnte ihr die Hand küssen. Sie gewöhnte sich deshalb einen ganz besonderen Händedruck

an, einen resoluten, biederen, bei dem der ganze Unterarm des Mannes nach unten gedrückt wurde – schon dieser Händedruck war eine Turnübung. Man ging gestärkt daraus hervor. In Deutschland und in England, in Schweden, Dänemark, Norwegen, in vielen protestantischen Ländern gibt es Frauen, die derart Männern die Hand drücken. Es ist eine Demonstration für die Gleichberechtigung der Geschlechter und für die Hygiene, es ist eine wichtige Episode in dem Kampf der Menschheit gegen die Bazillen und die Galanterie.

Klaras Beine waren sachliche, gerade Beine, Wanderbeine, keineswegs Instrumente der Liebe, sondern eher des Sports, ohne Waden. Daß sie in seidene Strümpfe gehüllt waren, schien ein unverzeihlicher Luxus. Irgendwo müssen sie doch Knie haben, dachte ich immer, irgendwo müssen sie in Schenkel übergehen, es ist doch unmöglich, daß Strümpfe in Unterhöschen hineinwachsen und damit basta?! Es war aber so, und Klara war kein Geschöpf der Liebe. Sie hatte sogar etwas wie einen Busen, aber es schien nur ein Etui für ihre sachliche Güte zu sein. Ob sie ein Herz besaß, wer kann es wissen?

Ich habe bei dieser Beschreibung Klaras kein gutes Gewissen. Denn es scheint mir sündig, einen der tugendhaftesten Menschen, die mir im Leben begegnet sind, zuerst nach seinen sekundären Geschlechtsmerkmalen zu beurteilen. Sie war nämlich tugendhaft, Klara, wie konnte sie anders? Sie bekam ein Kind, natürlich von ihrem eigenen Mann, dem Kapellmeister – und obwohl es keineswegs eine Sünde, sondern im Gegenteil eine Tugend ist, von dem eigenen Mann Kinder zu bekommen, sah die legitime, ehrwürdige Schwangerschaft bei Klara wie ein Seitensprung aus, und wenn sie das Kind säugte, war es wie das achte Wunder, wie eine Anomalie und eine Sünde zugleich.

Übrigens konnte das Kind – es war ein Mädchen – schon im vierten Jahr radfahren.

Von ihrem Vater, dem reichen Gutsbesitzer, hatte Klara ihre soziale Gesinnung gelernt und geerbt. Soziale Gesinnung ist ein Luxus, den sich die Reichen gestatten dürfen und der außerdem noch den praktischen Vorteil hat, daß er zum Teil den Besitz erhält. Ihr Vater pflegte mit dem Oberförster ein Gläschen Wein zu trinken, mit dem Förster einen Kognak und mit dem Forstgehilfen ein Wort zu wechseln. Auch die soziale Gesinnung kennt feine Unterscheidungen. Er ließ sich niemals die Stiefel von einem seiner Diener ausziehen, er benutzte aus Gründen der Menschlichkeit den Stiefelknecht. Seine Kinder mußten

sich im Winter mit Schnee waschen, allein den weiten Weg in die Schule gehen, um acht Uhr abends in ihre stockdunklen Zimmer steigen und die Betten selbst machen. Nirgends in der Nachbarschaft hatten Dienstboten eine bessere Behandlung. Klara mußte ihre Hemden eigenhändig bügeln. Kurz: der Alte war, wie man zu sagen pflegt, ein Mann von Schrot und Korn, ein tugendhafter Grundbesitzer, eine lebendige Abwehrmaßnahme gegen den Sozialismus, weit und breit verehrt und in den Reichstag gewählt, wo er als Mitglied einer konservativen Partei den Beweis lieferte, daß Reaktion und Humanität nicht unvereinbare Widersprüche sind.
Er erlebte noch Klaras Hochzeit, war loyal gegen den Kapellmeister und starb einige Wochen später, ohne auch nur mit einer Miene verraten zu haben, daß ihm ein Gutsbesitzer lieber gewesen wäre: Humanität bis zum Grabe.

XV

Georg war konziliant. Es gibt Eigenschaften, die man nur mit einem Fremdwort bezeichnen kann. Ein konziliaηter Mensch hat es im Leben schwerer, als man glaubt: Die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, können sich derart verdichten, daß er mitten im Lächeln eine tragische Erscheinung wird. Georg, der lauter Erfolge hatte, von den Frauen unaufhörlich in Anspruch genommen wurde und nicht nur die Kapelle des Operntheaters, sondern auch einen Teil der Bürgerschaft dirigierte – Georg war unglücklich. Er war sehr einsam inmitten der liebenswürdigen Welt, der eigenen und der fremden Freundlichkeit. Er hätte lieber in einer feindlichen oder in einer gleichgültigen Welt gelebt. Seine Freundlichkeit bedrückte zwar nicht sein Gewissen, aber seinen Verstand, der ungefähr so stark war wie der Verstand unliebenswürdiger Menschen, die manche Feinde haben. Jede Lüge, die er sagte, würgte ihn. Er hätte lieber die Wahrheit gesagt. Doch stieß im letzten Augenblick seine Zunge den Beschluß seines Gehirns um, und statt der Wahrheit erklang – worüber Georg selbst manchmal erstaunte – irgendeine polierte, runde Sache von rätselhafter, angenehmer, melodiöser Beschaffenheit. An der Donau und am Rhein, den beiden legendären Strömen Deutschlands, wachsen manchmal solche Männer – wenig ist von den harten Nibelungen übriggeblieben.

Georg liebte seinen Bruder nicht – er vermutete in ihm den einzigen, der seine Lügen durchschaute. Er war froh, als man von Franz nichts hörte. Verschollen! – welch ein Wort! Welch ein Anlaß, traurig zu sein, traurig liebenswürdig, eine neue, bisher ungeübte Konzilianz. Dennoch war Georg der einzige, der vorläufig Franz helfen konnte.
Deshalb teilte ich Herrn Georg Tunda mit, daß sein Bruder zurückgekommen sei.
Hoch erfreut war darüber Klara. Jetzt hatte ihre Güte, lange Zeit tatenlos und ausgeruht, ein neues Objekt. Franz erhielt zwei Einladungen, eine herzlich aufrichtige und eine herzlich formvollendete. Die zweite stammte natürlich von Georg. Franz aber, der vor fünfzehn Jahren zuletzt mit seinem Bruder gesprochen hatte und daher weit davon entfernt war, ihn zu kennen – obwohl Georg gerade von Franz durchschaut zu sein glaubte –, Franz, der seinen Bruder nur der Musik wegen gehaßt hatte, Franz fuhr an den Rhein, in die Stadt der guten Oper und einiger Dichter von besserem Ruf.

XVI

Unterwegs mußte er einmal umsteigen. Er hielt sich nirgends auf. Er sah von Deutschland nur die Bahnhöfe, die Schilder, die Reklametafeln, die Kirchen, die Gasthöfe in der Nähe der Bahn, die stillen und grauen Straßen der Vorstädte und die Vorortbahnen, die an müde, dem Stall entgegentrabende Tiere erinnern. Er sah nur die wechselnden Passagiere, einzelne Herren mit Aktentaschen in Cutaways, die jedes offene Fenster strafend ansahen und einen freien Platz mit finsterer Entschlossenheit einnahmen wie eine Festung. Sie schienen kampfbereit irgendeinen Feind zu erwarten, der zu ihrem Ärger nicht kam. Indessen studierten sie in Papieren, die sie den Taschen entnommen hatten, mit dem Eifer, mit dem man sich auf einen bevorstehenden Feldzug vorbereitet. Es mußten wichtige Papiere sein. Denn die Herren beschatteten sie mit ihren Armen, umrahmten sie oder nahmen sie gleichsam unter ihre Fittiche, damit kein unbefugter Blick sie treffe.
Andere, weniger strenge Herren ohne Aktentaschen, in weltgewandten, grauen Reiseanzügen setzten sich mit einem Seufzer, sahen freundlich auf den Gegenübersitzenden und begannen bald mit einem Gespräch, das einen ernsten, moralischen, wenn nicht tagespolitischen

Inhalt hatte. Hier und dort stieg ein Jäger ein, die Flinte in braunem Lederfutteral in der Rechten, in der Linken – oder auch umgekehrt – einen Stock mit einem Hirschgeweih als Griff. Es sah teils gemütlich und teils bedrohlich aus.

Tunda dachte mit Sehnsucht an die russischen Eisenbahnen und ihre harmlos geschwätzigen Passagiere.

In allen Kupees hingen Land- und Ansichtskarten, Reklametafeln für deutschen Wein und Zigaretten, für Landschaften, Berge, Täler, Ledermäntel, Speisewagen, Zeitungen und Zeitschriften, für Sicherheitsketten, mit denen man Koffer so zuverlässig an die Gepäcknetze schmieden konnte, daß eventuelle Diebe auch noch daran hängenblieben, so daß man die Missetäter nach der Rückkehr aus dem Speisewagen gemächlich fassen und gegen eine Entlohnung beim Stationsvorsteher abgeben konnte. Man konnte sich aber auch, wollte man bequemer zu Geld kommen, gegen sogenannten Reisediebstahl versichern lassen, womit nicht der Diebstahl einer Reise, sondern der gelegentlich einer Reise gemeint war, gegen Eisenbahnunfälle, gegen die ohnehin schon Hacke, Beil und Säge in Glaskästen ausgestellt waren, um den Unfällen von vornherein zu drohen. Man konnte sein Leben, seine Kinder, seine Enkel versichern lassen, so daß man fröhlich, in der Erwartung eines nahen Zusammenstoßes, durch Tunnels raste, enttäuscht wieder aus der Finsternis kam und in der nächsten Station Frankfurter Würstchen mit Senf essen durfte.

Welch ein zuverlässiger Betrieb! Die Zeitschriften, die Würstchen, die Mineralflaschen, die Zigaretten, die Koffer, die Briefsäcke von der Post lagen sauber und in Fächern, hinter Glas und in Stanniolpapier und auf rollenden Karren, und wenn der Zug aus den großen Hallen glitt, die an Dome erinnerten, schien es, als rollten die Zurückgebliebenen, mit den Taschentüchern Winkenden, Schreienden, immer etwas Allerletztes noch Nachrufenden ebenfalls auf Rollschuhen. Selbst die Bahnhöfe standen nicht. Nur die Wächterhäuschen und die Signale standen wie Ehrenposten. Daß sie nicht in die Luft schossen, erschien wie eine Pflichtverletzung.

Tunda stand im Korridor und rauchte, er sah die Tafel nicht, die es ausdrücklich verbot, weil der Mensch etwas Widersinniges nicht sieht. So will es die Natur. Außerdem rauchte noch ein anderer Herr, verbarg aber, als er mit geübtem Ohr den Schaffner kommen hörte, die Zigarette in der gehöhlten Hand. Der Schaffner sah zwar auch die ver-

borgene Zigarette, stellte den braven Herrn aber nicht zur Rede, denn es geht den meisten Autoritäten weniger um die Einhaltung der Gebote als um die Einhaltung des Respekts. Der Schaffner machte nur Tunda aufmerksam, daß er Strafe zahlen würde – unter gegebenen Umständen, das heißt, wenn er, der Schaffner, nicht zufällig ein so gutmütiger Mensch wäre. Hierauf zerdrückte Tunda gehorsam die Zigarette, aber leider an der Fensterscheibe. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm der brave Herr, der freiwillig die Pflichten des Schaffners auf sich zu nehmen gewillt schien, daß zum Ausdrücken der Zigaretten die Aschenbecher da wären, allerdings in den Abteilen.
Tunda, von zwei Seiten in die Schule genommen, versuchte durch Höflichkeit einem drohenden Unterricht zu entgehen, dankte, verneigte sich und begann, die Landschaft zu loben, gewissermaßen, um sich zu revanchieren. Der Herr fragte ihn, ob er ein Fremder wäre. Tunda freute sich wie ein Schüler, der mit seinem Klassenlehrer in einen menschlichen Kontakt gerät und zum Beispiel Schulhefte nach Hause tragen darf. Bereitwillig erzählte er, daß er geradewegs über Wien aus Sibirien komme.
In Anbetracht dieses Umstandes, meinte der Herr, wäre es selbstverständlich, daß Tunda versucht hätte, die Zigarette an der Fensterscheibe auszudrücken.
Wahrscheinlich gäbe es auch Läuse in Sibirien.
»Freilich gibt es auch in Sibirien Läuse«, sagte Tunda zuvorkommend.
»Wo denn sonst?« fragte der Herr mit einer hellen Stimme, die aus einem gläsernen Kehlkopf kam.
»Nun, überall, wo Menschen wohnen«, erwiderte Tunda.
»Doch nicht, wo saubere Menschen wohnen«, sagte der Herr.
»Es wohnen auch in Sibirien saubere Menschen«, meinte Tunda.
»Sie scheinen ja das Land sehr zu lieben«, sagte der Herr ironisch.
»Ich liebe es«, gestand Tunda.
Hierauf entstand eine Pause.
Nach einigen Minuten erst sagte der Herr:
»Man gewöhnt sich leicht an fremde Länder.«
»Unter gewissen Umständen ja.«
»Ich war letzten Frühling in Italien«, begann der Herr, »Venedig, Rom, Sizilien – nachgeholte Hochzeitsreise, wissen Sie, man kam als Assessor ja gar nicht dazu – verzeihen Sie –«
Hier erfolgte eine merkwürdige Verwandlung des Herrn, er war plötz-

lich um einen Kopf größer, seine trüben Augen blitzten kühn und blau, über seiner Nasenwurzel erschien ein winziges Koordinatensystem aus Falten –
»Verzeihen Sie«, sagte der Herr mit vorgeneigtem Oberkörper: »Staatsanwalt Brendsen.«
Gleichzeitig schlugen seine Fersen mit scharfem Knall zusammen.
Tunda glaubte einen Augenblick, seine Verhaftung stünde bevor. Er besann sich, wurde ebenso ernst, machte Lärm mit den Stiefeln, nahm aktive Haltung an und schoß seinen Namen ab:
»Oberleutnant Tunda.«
Nachdem ihn der Staatsanwalt noch eine Weile gemustert hatte, setzte er seine Erzählung von der nachgeholten Hochzeitsreise fort.
Es ergab sich später, daß der Staatsanwalt Tunda sogar eine Zigarette anbot, vorsichtig rechts und links nach dem Schaffner spähte und im Hinblick auf diesen äußerte:
»Ein braver Kerl!«
»Ein gewissenhafter Mensch!« stimmte Tunda zu.
Diese Charakteristik schien den Staatsanwalt wieder aufzuregen, wahrscheinlich paßte ihm die Verbindung von gewissenhaft und Mensch nicht. Deshalb sagte er nur:
»Na, na!«
Unter solchem Zeitvertreib erreichten sie die Stadt am Rhein.

XVII

Es war zehn Uhr abends.
Auf dem Bahnsteig standen Menschen mit Regenschirmen, in nassen Kleidern. Die Bogenlampen schaukelten und wischten leichte Schatten über die feuchten Steine. Auf den Bogenlampen saßen viele Mücken und ließen sich wiegen. Man mußte sie bemerken, denn sie verdunkelten das Licht ganz erheblich, ließen aber dennoch nicht vergessen, daß es Bogenlampen waren.
Alle wunderten sich über die schwache Leuchtkraft der Lampen, sahen auf und schüttelten die Köpfe über die Frechheit der Insekten.
Tunda spähte, einen schweren Koffer in der Hand, nach einem bekannten Gesicht aus.
Ihn zu erwarten, war natürlich Klara gekommen. Georg war aus meh-

reren Gründen zu Hause geblieben. Erstens war es ein Sonnabend, an dem der Klub tagte. In diesem Klub versammelten sich die Akademiker der rheinischen Stadt und die Künstler, die Journalisten und von den anderen Berufen nur diejenigen, die das Ehrendoktorat hatten. Die Stadt selbst hatte eine Universität, die Ehrendoktorate für die Aufnahme in den Klub verteilte wie Eintrittskarten. Denn man konnte die Statuten, die nur Akademiker aufzunehmen erlaubten, nicht umstoßen. Allmählich war der Andrang in den Klub und zu den Ehrendoktoraten so groß geworden, daß die Universität einen Numerus clausus für Stifter aus Industriellenkreisen einführen mußte, nachdem schon ein anderer Numerus clausus für ausländische Juden einige Jahre lang bestanden hatte. Den Numerus clausus gegen ausländische Juden hatten die einheimischen Juden durchgesetzt, die behaupteten, ihre Vorfahren wären schon vor der Zeit der Völkerwanderung absichtlich mit den Römern an den Rhein gekommen. Es sah beinahe so aus, als wollten die Juden sagen, ihre Vorfahren hätten den Germanen erlaubt, sich am Rhein anzusiedeln, weshalb es die dankbare Pflicht der heutigen Deutschen wäre, die rheinisch-römischen Juden vor den polnischen zu bewahren. In diesem Klub war Georg heute.
Zweitens kam er nicht zur Bahn, weil er dadurch Klara ihres alten Vorrechts beraubt hätte, allein alle Angelegenheiten durchzuführen, die gewöhnlich in anderen Familien eine männliche Hand verlangen.
Drittens kam Georg nicht, weil er ein wenig Angst vor dem Bruder hatte und weil ein friedlicher Bruder, sobald er schon im Zimmer und womöglich vielleicht auch noch im Bett lag, viel weniger gefährlich war als ein eben aus dem Zug gestiegener.
Klara steckte in einer Lederjoppe aus braunem Kalb, es erinnerte an die Lederhemden, die mittelalterliche Ritter unter der Rüstung trugen. Sie erweckte den Eindruck, daß sie von weit her kam, Gefahren in dunklen Wäldern zu bestehen hatte, sie erinnerte an Bürgerkrieg. Sie kam mit der offenen, lauten Herzlichkeit verlegener und braver Menschen zu Tunda.
»Ich habe dich gleich erkannt«, sagte sie.
Dann küßte sie ihn auf den Mund. Dann versuchte sie, ihm den schweren Koffer abzunehmen. Er konnte ihn ihr nicht entwinden und lief neben ihr her wie ein Kind, das ein Dienstmädchen von der Schule abgeholt hat.
Vor dem Bahnhof sah er ein Gewimmel von Drähten, Bogenlampen,

Automobilen, in der Mitte einen Schutzmann, der wie ein Automat die Arme streckt, rechts, links, aufwärs, abwärts, gleichzeitig aus einer Trillerpfeife Signale gab und so aussah, als würde er im nächsten Augenblick auch noch seine Beine für die Verkehrsregelung in Anspruch nehmen müssen. Tunda bewunderte ihn. Aus einigen Kneipen tönte Musik, sie füllte die Pausen, die der Verkehrslärm gelegentlich offenließ, es war eine Atmosphäre von Sonntagsfreude, Becherklang, Steinkohle, Industrie, Großstadt und Gemütlichkeit.

Der Bahnhof schien ein Zentrum der Kultur zu sein.

Tunda kam erst zu sich, als sie vor der Villa des Kapellmeisters hielten. Da war ein Gitter, das sofort zu knarren anfing, wenn man einen Knopf drückte, und gleichzeitig leicht aufging wie Butter. Da stand ein Diener in blauer Livree und verneigte sich wie ein Edelmann. Man ging über knirschenden, nassen Kies, es war, als hätte man Sand zwischen den Zähnen. Dann kamen ein paar Treppen, auf deren oberster unter einer silbernen Bogenlampe ein weißes Mädchen stand, wie ein Engel, mit Schwingen am Hinterkopf, mit sanften, braunen Augen und knicksenden Beinen. Dann kamen sie in eine braungetäfelte Halle, in der man Hirschgeweihe vermißte und in der eine Beethovenmaske das Jagdgerät vertrat.

Denn der Herr dieses Hauses war ein Kapellmeister.

»So reich seid ihr also?« sagte Tunda, der manchmal in seine alte Naivität zurückfiel.

»Nicht reich!« lächelte Klara verzeihend, deren soziales Gewissen sich mehr gegen das Wort als gegen den Zustand empörte:

»Wir leben nur kultiviert. Georg muß es haben.«

Georg kam erst in einer Stunde nach Hause.

Er war im Smoking, hatte weiße und glattgepuderte Wangen, roch nach Wein und Rasierseife, was zusammen einen Geruch von Menthol ergab.

Franz und Georg küßten sich zum erstenmal in ihrem Leben.

Der Kapellmeister hatte vor Jahren von russischen Flüchtlingen einen silbernen Samowar gekauft, als Kuriosität. Zu Ehren des Bruders, der eine Art Russe geworden sein mochte, wurde das Möbelstück von dem livrierten Diener auf einem rollenden Tischchen hereingefahren. Der Diener trug weiße Handschuhe und griff mit einer silbernen Zuckerzange kleine Kohlenwürfel, um den Samowar zu heizen.

Ein Gestank wie von einer Kleinbahnlokomotive erhob sich.

Hierauf mußte Franz darlegen, wie man einen Samowar behandelt. Er

hatte in Rußland keinen benützt, gestand es aber nicht, sondern verließ sich auf seine Intuition.
Indessen sah er viele jüdische Geräte im Zimmer, Leuchter, Becher, Thorarollen.
»Seid ihr zum Judentum übergetreten?« fragte er.
Es stellte sich heraus, daß in dieser Stadt, in der die ältesten jüdischen verarmten Familien wohnten, viele kostbare Geräte von künstlerischem Wert »halb umsonst« zu haben waren. Übrigens gab es in anderen Zimmern auch Buddhas, obwohl weit und breit am Rhein keine Buddhisten leben, es gab auch alte Handschriften von Hutten, eine Lutherbibel, katholische Kirchengeräte, Madonnen aus Ebenholz und russische Ikonen.
So leben Kapellmeister.
Franz Tunda schlief in einem Zimmer, das der modernen Malerei gewidmet war. Auf seinem Nachttisch dagegen lag »Der Zauberberg« von Thomas Mann.

XVIII

Als er am nächsten Tag erwachte, war es Sonntag.
Hochmoderne, von pazifistisch umgestellten Kanonenfabriken aus Kriegsmaterial erzeugte Glocken riefen die Welt zum Gebet.
Im Hause roch es nach Kaffee. Beim Frühstück erfuhr Tunda, daß es ein koffeinfreier Kaffee war, der dem Herzen nicht schadete und dem Gaumen schmeckte.
Der Kapellmeister schlief noch. Künstler brauchen Schlaf. Klara aber hatte auch in der Ehe die gesunde Sitte ihres Elternhauses nicht vergessen. Sie erwachte wie ein Vogel mit dem ersten Sonnenstrahl. Mit dünnen Gummihandschuhen, wie sie die Operateure gebrauchen, wischte sie den Staub von den religiösen Gegenständen.
Tunda beschloß spazierenzugehen.
Er ging in die Richtung, aus der das Klingeln der Straßenbahn von Zeit zu Zeit ertönte. Er ging durch stille Gartenstraßen, in denen gut gekleidete Knaben und Mädchen auf Fahrrädern schön geschlungene Schleifen machten. Dienstmädchen kehrten vom Gottesdienst heim und kokettierten. Stolze Hunde lagen wie Löwen hinter den Gittern.
Herabgelassene Jalousien erinnerten an Ferien.

Dann geriet Tunda in den alten Stadtteil, zwischen bunte Giebel, zwischen Weinstuben mit mittelhochdeutschen Namen; armselig gekleidete Männer kamen ihm entgegen, offenbar Arbeiter, die zwischen gotischen Buchstaben wohnten, aber wahrscheinlich in Bergwerken internationaler Besitzer ihr Brot verdienten.
Musik ertönte. Junge Männer in Doppelreihen, mit Stöcken bewaffnet, marschierten hinter Pfeifern und Trommlern. Es klang wie Musik von Gespenstern oder wie von einer Art militarisierter Äolsharfen. Die jungen Leute marschierten mit ernsten Gesichtern, keiner sprach ein Wort, sie marschierten einem Ideal entgegen.
Hinter und neben ihnen, auf den Bürgersteigen und in der Straßenmitte marschierten Männer und Frauen, im gleichen Schritt, sie gingen auf diese Weise spazieren.
Alle marschierten zum Bahnhof, der wie ein Tempel aussah, Gepäckträger hockten auf den steinernen Stufen wie numerierte Bettler. Die Lokomotiven pfiffen sakral und ehrwürdig.
Die Doppelreihen fielen ab und verschwanden im Bahnhof.
Hierauf machten die Begleiter kehrt, mit lässigerem Schritt, verklärten Gesichtern, das Echo der Pfeifen noch in den Seelen. Es war, als hätten sie eine freudige Pflicht erfüllt und als dürften sie sich jetzt dem Sonntag mit ruhigem Gewissen hingeben.
Über die Straße fegten abgeschminkte Freudenmädchen außer Dienst. Sie gemahnten an den Tod. Einige trugen Brillen.
Eine Gruppe hurtiger Radfahrer glitt klingelnd einher. Würdig, mit Rucksäcken, wanderten kindlich gekleidete Männer in die Berge.
Vereinzelte, gleichsam versprengte Feuerwehrmänner spazierten blinkend mit Weib und Kind.
Kreiskriegerverbände lockten auf den Litfaßsäulen mit großen Militär-Doppelkonzerten.
Hinter den großen Spiegelscheiben der Kaffeehäuser türmte sich Schlagsahne vor genußfreudigen Menschen in Korbstühlen.
Ein verwachsener, komischer Zwerg verkaufte Schnürsenkel.
Ein Epileptiker lag zuckend in der Sonne. Viele Menschen standen um ihn. Ein Mann erläuterte den Fall wie in der Hochschule. »Er muß immer im Schatten gehn«, so schloß er seine Ausführung.
In kleinen Gruppen kamen junge Männer einher, mit viel zu kleinen Mützen, schwarz verpackten Gesichtern und gläsernen Augen hinter gläsernen Brillen. Es waren Studenten.

In der Ferne rauschte der Rhein.
Es kamen auch noch andere Männer mit Studentenkappen aus Papier. Aber es waren keine Studenten: Es waren Schornsteinfeger, gewaschene, die ein Fest veranstaltet hatten.
Würdige Greise führten Hunde spazieren und Greisinnen.
In der Ferne ragten grünpatinierte Kirchenspitzen. Aus Weinstuben scholl Gesang.
Schatten verdichteten sich plötzlich über der Stadt, ein schneller Platzregen ging nieder, weißgekleidete Frauen ließen ihre rundgezackten weißen Unterröcke sehen, es war wie ein zweiter Sommer aus Leinwand.
Über hellen, strahlenden Kleidern wölbten sich schwarze Schirme. Alles sah aus wie eine traumhafte, etwas überstürzte, nasse Totenfeier.
Tunda wurde hungrig, vergaß, daß er kein Geld hatte, und trat in eine Weinstube. Als er die Preise auf der Karte sah, wollte er wieder hinausgehen. Drei Kellner verstellten ihm den Weg.
»Ich habe kein Geld!« sagte Tunda.
»Bitte nur den Namen«, sagte der Kellner.
Als er seinen Namen nannte, wurde Tunda als Herr Kapellmeister behandelt.
Sein Bruder begann ihm zu imponieren.
Ein buckliger Mann trat in das Lokal, gedrückt, krank, mit flehenden Augen und furchtsam zitternden Beinen schlich er von Tisch zu Tisch und legte überall einen Zettel hin. Er tat es wie eine geheime Sünde.
Auf dem Zettel las Tunda:

Tanz und Gymnastik.
Schulung des Körpers: Entspannung – Spannung,
Elastizität, Schwung, Impuls, Gehen, Laufen,
Springen, Eurhythmie, Raumgefühl, Choreographie,
Harmonielehre der Bewegung, Ewige Jugend,
Improvisationen zu Musikbegleitung bis zur Gruppenform.

Er aß, trank und ging hinaus.
Er erkannte die Straße nicht wieder. Die nassen Steine trockneten schnell. Am Himmel stand ein Regenbogen. Die Straßenbahnen fuhren schwer, mit vielen Menschen bepackt, der Natur in die Arme. Betrunkene stolperten über sich selbst. Die Kinos öffneten ihre Portale.

Die Portiers standen rufend mit goldgeränderten Mützen und verteilten Zettel an die Passanten. Die Sonne lag auf den höchsten Stockwerken der Häuser. Alte, verhutzelte Frauen gingen durch die Straßen, in Kapotthütchen mit klingenden, gläsernen Kirschen. Die Frauen sahen aus, als kämen sie aus alten Schubladen, die der Sonntag aufgesperrt hatte. Wenn sie auf spät besonnte, weite Plätze trafen, warfen sie merkwürdige, lange Schatten. Es gab ihrer so viele, daß es aussah wie eine Wallfahrt märchenhafter, alter Zauberinnen.

Über den Himmel zogen Wolken aus Perlmutter, aus denen man Hemdknöpfe macht. Sie standen in einer rätselhaften, aber deutlich fühlbaren Beziehung zu den dicken Bernsteinspitzen, die viele Männer zwischen den Lippen hielten.

Immer seltener wurde die Sonne, immer fahler das Perlmutter. Von allen Sportplätzen kehrten die Menschen zurück. Sie brachten Schweiß mit und entwickelten Staub. Autohupen jammerten wie überfahrene Hunde.

Freudenmädchen erschienen in dunklen Torfahrten, von Bernhardinern und Pudeln gezogen. Gespenstische Hausverwalter rutschten mit Stühlen, auf denen sie festgeklebt waren, zu den Türen hinaus und genossen den Feierabend.

Junge Mädchen aus dem Volk kreischten, Proletarier gingen sonntäglich in grünen Hüten, in schiefen Anzügen, mit schweren Händen, die sich überflüssig vorkamen.

Soldaten gingen wie Reklamegegenstände. Es roch nach feuchten Blumen wie Allerseelen.

Die Bogenlampen, zu hoch über der Straße, schwankten unsicher wie Windlichter. In verstaubten Anlagen wirbelten Papierknäuel. Ein zager Wind erhob sich mit einzelnen Stößen.

Es war, als wäre die Stadt gar nicht bewohnt. Nur am Sonntag kamen Verstorbene auf Urlaub aus den Friedhöfen.

Man ahnte weit geöffnete, wartende Grüfte.

Am Abend ging Tunda nach Haus.

Ihm zu Ehren gab der Kapellmeister ein kleines Fest.

XIX

Es war ein kleines Sonntagsfest. Die Teilnehmer sahen zwar nicht so aus, als müßten sie auf einen Sonntag warten, um ein Fest mitzumachen. Denn sie gehörten den gehobenen Ständen an, jenen Ständen, die auch am Mittwoch oder am Donnerstag oder selbst am Montag eingeladen werden konnten und auch eingeladen wurden. Es waren Künstler, Gelehrte und Gemeinderäte. Ein Zweiter Bürgermeister, der musikalisch interessiert war, befand sich unter den Gästen. Ein Professor der Universität, der am Freitag von sechs bis acht Uhr abends las und von den Damen der Gesellschaft frequentiert wurde. Ein Schauspieler, der im Staatstheater in Berlin mit Erfolg gespielt hatte. Eine junge, kleine Schauspielerin, die zwar mit dem dicken Zweiten Bürgermeister geschlafen hatte, aber unbeschädigt aus seiner Umarmung wieder herausgekommen war und teilweise sogar erfrischt. Ein Museumsdirektor, der ein paar Arbeiten über van Gogh geschrieben hatte, obwohl ihm Böcklin am Herzen lag. Der Musikkritiker eines größeren Blattes, der einen stillschweigenden Pakt mit dem Kapellmeister geschlossen zu haben schien.

Der und jener hatte seine Frau mitgebracht. Die Damen zerfielen in zwei Gruppen: in elegante, die nach Paris tendierten, und in sachliche, die an die masurischen Seen erinnerten. Es lag ein Glanz von Stahl und Sieg um die letzteren. Hier und dort trug eine ein geschlitztes Kleid. Es bildeten sich drei Gruppen. Erstens: die sachlichen Damen; zweitens: die eleganten Damen; drittens: die Männer. Nur Franz und seine Schwägerin pendelten zwischen den drei Gruppen hin und her und spendeten Erfrischungen. Um Franz, der in einer sibirischen Gloriole steckte und den großen Atem der Steppe und des Eismeers verbreitete, bewarben sich die kühnen Blicke einiger eleganter Frauen. Männer klopften ihm auf die Schulter und schilderten ihm, wie es in Sibirien aussah. Der Musikkritiker erkundigte sich nach der neuen Musik in Rußland. Er wartete aber keine Antwort ab, sondern begann einen Vortrag über das Moskauer Orchester ohne Dirigenten zu halten. Der Museumsdirektor kannte die Petersburger Eremitage auswendig. Der Professor, der Marx verachtete, zitierte die Stellen, in denen Lenin sich selbst widersprach. Er kannte sogar das Buch Trotzkis von der Entstehung der Roten Armee.

Es war keine richtige Organisation in den Gesprächen. Diese zu schaf-

fen war ein Fabrikant berufen, der erst gegen Mitternacht eintraf. Es war ein Ehrendoktor und ein Klubmitglied. Mit rotem Gesicht, mit verzweifelt suchenden Händen, die an die Hände Ertrinkender erinnerten, obwohl der Fabrikant mit beiden Füßen auf festem Boden stand, begann er, Tunda ins Verhör zu nehmen.
Der Fabrikant hatte Konzessionen in Rußland. »Wie steht es mit der Industrie im Uralgebiet?« fragte er.
»Ich weiß es nicht«, gestand Tunda.
»Und wie mit dem Petroleum in Baku?«
»Ganz gut«, sagte Tunda und fühlte, wie er Boden verlor.
»Sind die Arbeiter zufrieden?«
»Nicht immer!«
»Da haben wir's«, sagte der Fabrikant. »Also die Arbeiter sind nicht zufrieden. Aber Sie wissen verdammt wenig von Rußland, lieber Freund. Man verliert so die Distanz zu den Dingen, wenn man in der Nähe ist. Das kenne ich. Das ist keine Schande, lieber Freund.«
»Ja«, sagte Tunda, »man verliert die Distanz. Man ist den Dingen so nahe, daß sie einen gar nichts mehr angehen. So, wie Sie sich nicht darum kümmern, wieviel Knöpfe Ihre Weste hat. Man lebt so in den Tag hinein wie in einen Wald hinein. Man trifft Menschen und verliert sie wieder, wie Bäume Blätter verlieren. Begreifen Sie denn nicht, daß es mir gar nicht wichtig erscheint, wieviel Petroleum in Baku gewonnen wird? Es ist eine wunderbare Stadt. Wenn sich ein Wind in Baku erhebt –«
»Sie sind ein Dichter«, sagte der Fabrikant.
»Liest man Ilja Ehrenburg in Rußland?« fragte die kleine Schauspielerin. »Er ist ein Skeptiker.«
»Ich kenne diesen Namen gar nicht, wer ist es?« fragte strafend der Professor.
»Es ist ein junger russischer Schriftsteller«, sagte zu allgemeinem Erstaunen Frau Klara.
»Fahren Sie in diesem Jahr nach Paris?« fragte eine Dame die andere aus der Pariser Frauengruppe.
»Ich habe in der ›Femina‹ die letzten Hüte gesehen, wieder topfartig, Kostümjacken mit zarter Andeutung von Glocken. Ich glaube, es lohnt in diesem Jahr gar nicht.«
»Wir waren vergangene Woche in Berlin, mein Mann und ich«, sagte die Frau des Musikkritikers. »Diese Stadt wächst unheimlich. Die Frauen werden immer eleganter.«

»Mächtig, mächtig«, ließ sich der Fabrikant hören, »diese Stadt nimmt ganz Deutschland den Atem.«
Er knüpfte irgendeine Geschichte an das Thema Berlin. Immer war er es, der dem zerfallenden Gespräch ein neues Zentrum zu geben verstand.
Er sprach von der Industrie und vom neuen Deutschland, von den Arbeitern und dem Untergang des Marxismus; von der Politik und vom Völkerbund; von der Kunst und Max Reinhardt.
Der Fabrikant begab sich in ein abgelegenes Zimmer. Er legte sich, halbverdeckt von einem kupfernen Weihkessel, einer katholischen Rarität, auf ein breites Sofa. Er hatte die Lackschuhe aufgebunden, den Kragen aufgeknöpft, seine Hemdbrust stand offen wie eine doppelte Flügeltür, auf der nackten Brust lag ein seidenes Taschentuch.
So traf ihn Tunda.
»Ich habe Sie früher ganz genau verstanden, Herr Tunda«, sagte der Fabrikant. »Ich habe ganz genau verstanden, was Sie mit dem Wind in Baku gemeint haben. Ich habe ganz genau verstanden, daß Sie so viel erlebt haben und daß wir jetzt so ahnungslos daherkommen und Sie dumme Dinge fragen. Was mich betrifft, so habe ich meine praktischen Fragen aus einem ganz bestimmten, egoistischen Grunde gestellt. Ich war gewissermaßen dazu verpflichtet. Sie verstehen das noch nicht. Sie müssen erst eine längere Zeit bei uns leben. Dann werden Sie auch bestimmte Fragen stellen und bestimmte Antworten geben müssen. Jeder lebt hier nach ewigen Gesetzen und gegen seinen Willen. Natürlich hat jeder einmal, als er anfing, beziehungsweise als er hierherkam, seinen eigenen Willen gehabt. Er arrangierte sein Leben, vollkommen frei, niemand hatte ihm was dreinzureden. Aber nach einiger Zeit, er merkte es gar nicht, wurde, was er aus freiem Entschluß eingerichtet hatte, zwar nicht geschriebenes, aber heiliges Gesetz und hörte dadurch auf, die Folge seiner Entschließung zu sein. Alles, was ihm nachträglich einfiel und was er später ausführen wollte, mußte er gegen das Gesetz durchdrücken, oder er mußte es umgehen. Er mußte warten, bis es gewissermaßen die Augen vor Übermüdung einen Augenblick schloß. Aber Sie kennen das Gesetz ja noch gar nicht.
Sie wissen ja noch gar nicht, wie furchtbar offene Augen es hat, an den Brauen festgeheftete Augenlider, die niemals zuklappen. Wenn es mir zum Beispiel, als ich hierherkam, gefiel, bunte Hemden mit angenähten Kragen und ohne Manschetten zu tragen, so gehorchte ich mit der

Zeit einem sehr strengen und unerbittlichen Gesetz, indem ich diese Art Hemden trug. Sie ahnen ja gar nicht, wie schwierig es war, aus praktischen Gründen – denn es war eine Zeit, in der es mir schlechtging – weiße Hemden mit auswechselbaren Kragen anzuziehen. Denn das Gesetz befahl: Der Fabrikant X trägt bunte Hemden mit festen Kragen, wodurch er beweist, daß er ein Mann der Arbeit ist wie seine Arbeiter und Angestellten. Er braucht nur seine Krawatte abzuknöpfen, schon sieht er aus wie ein Proletarier. Langsam, ganz vorsichtig, als hätte ich die weißen Hemden irgend jemandem gestohlen, begann ich, sie anzuziehen. Zuerst einmal in der Woche, am Sonntag, denn an diesem Tag pflegt das Gesetz manchmal ein Auge zuzudrücken, dann am Sonnabendnachmittag, dann am Freitag. Als ich zum erstenmal an einem Mittwoch ein weißes Hemd trug – Mittwoch ist ohnehin mein Unglückstag –, sahen mich alle Menschen vorwurfsvoll an, meine Sekretärin im Büro und mein Werkführer in der Fabrik.
Nun, Hemden sind ja auch nicht sehr wichtig. Aber sie sind symbolisch. Wenigstens in diesem Fall. Es geht ja auch mit den ganz wichtigen Dingen so. Wenn ich hierherkam als Fabrikant, glauben Sie, ich könnte hier jemals Kapellmeister werden, und wenn ich ein zehnmal besserer wäre als Ihr Herr Bruder? Oder glauben Sie, Ihr Bruder könnte jemals Fabrikant werden? Nun, auch der Beruf ist meinetwegen keine so wichtige Sache. Es ist nicht maßgebend, wovon man lebt. Aber wichtig ist, zum Beispiel, die Liebe zu Frau und Kind. Wenn Sie anfingen, aus freiem Willen ein guter Familienvater zu sein, glauben Sie, daß Sie jemals aufhören können? Wenn Sie Ihrer Köchin eines Tages erklärt haben: Ich liebe kein helles Fleisch, glauben Sie, daß Sie nach zehn Jahren Ihren Entschluß ändern können? Als ich hierherkam, hatte ich viel zu tun, ich mußte Geld beschaffen, eine Fabrik einrichten – denn ich bin der Sohn eines jüdischen Hausierers, müssen Sie wissen –, ich hatte keine Zeit für Theater, Kunst, Musik, Kunstgewerbe, religiöse Gegenstände, israelitische Kultusgemeinde, katholische Dome. Wenn mir also jemand mit irgendeiner Sache an den Leib rückte, wehrte ich ihn in einer groben Weise ab. Ich wurde also sozusagen ein Grobian oder ein Mann der Tat, man bewunderte meine Energie. Das Gesetz bemächtigte sich meiner, befahl mir Grobheit, unbekümmertes Handeln – ich muß, verstehen Sie, mit Ihnen so sprechen, wie es mir das Gesetz befiehlt. Wer befahl mir, Konzessionen in diesem dreckigen Rußland aufzunehmen? Das Gesetz! Glauben Sie,

der Wind in Baku interessiert mich nicht mehr als das Petroleum? Aber darf ich Sie nach Winden fragen? Bin ich ein Meteorologe? Was wird das Gesetz dazu sagen?
So wie ich, lügen alle Menschen. Jeder sagt das, was ihm das Gesetz vorschreibt. Die kleine Schauspielerin, die Sie früher über einen jungen russischen Schriftsteller fragte, interessiert sich vielleicht mehr für Petroleum. Aber nein, die Rollen sind jedem zugeteilt. Der Musikkritiker und Ihr Bruder zum Beispiel: Beide spielen an der Börse, ich weiß es. Wovon reden sie? Von gebildeten Dingen. Sie können, wenn Sie in ein Zimmer treten und die Menschen ansehen, sofort wissen, was jeder sagen wird. Jeder hat seine Rolle. So ist es in unserer Stadt. Die Haut, in der jeder steckt, ist nicht seine eigene. Und wie in unserer Stadt ist es in allen, wenigstens in hundert größeren Städten unseres Landes.
Sehen Sie, ich war in Paris. Ich sehe davon ab, daß ich nach meiner Rückkehr niemandem sagen durfte, daß ich lieber als armer Mann in Paris unter der Seinebrücke leben möchte als in unserer Stadt mit einer mittelmäßigen Fabrik. Niemand wird es mir glauben, ich zweifle schon selbst daran, ob es mein aufrichtiger Wunsch war. Aber ich wollte Ihnen was anderes sagen: In der Avenue de l'Opéra spricht mich einer an. Er will mir Bordelle zeigen. Ich bin natürlich vorsichtig, der Mann sucht meine Bedenken zu zerstreuen. Er zählt mir seine Kunden auf. Er nennt mir den Minister, mit dem ich eine Woche vorher verhandelt habe. Er nennt mir nicht nur Namen, er hat Beweise. Er zeigt mir Briefe. Ja, es ist die Handschrift des Ministers. Lieber Davidowiczi, schreibt ihm der Minister, ein guter Freund von Davidowiczi. Weshalb schreibt er ihm ›Lieber‹? Weil der Minister eine ganz bestimmte Perversität hat. Weil er Tag und Nacht nur an Ziegen denkt, an nichts anderes. Ich bitte Sie: an Ziegen. Und er ist nicht einmal Minister für Landwirtschaft. Er legt mit einem unwahrscheinlichen Eifer bei den Verhandlungen los. Man glaubt, auf den kann sich sein Ressort verlassen. Woran denkt er aber fortwährend? An Tiere. Wer verbietet ihm, das zu sagen, wovon er sprechen möchte? Das Gesetz.«
Der Fabrikant mußte schnell seinen Anzug wieder in Ordnung bringen, weil zwei Damen sich näherten. Es war merkwürdigerweise eine aus der Gruppe der Sachlichen mit einer aus der Gruppe der Pariserinnen. Sie sprachen von Kleidern, es hatte ganz den Anschein, daß sich die Sachliche bei der Eleganten erkundigen wollte.
»Er müßte ja nicht«, flüsterte der Fabrikant, »gerade von den Tieren so

direkt sprechen, wie er es mit Davidowiczi tut. Aber er könnte ja auf Umwegen von ihnen sprechen, zum Beispiel von ihrem Nutzen für die Hauswirtschaft. Nicht einmal das tut er. Wer tut es denn? Was glauben Sie, wie viele Dinge da herauskämen, wenn wir in den Schubläden jedes einzelnen suchen könnten – und noch mehr als in den Schubläden, in den inneren, verborgenen Winkeln?

Als Sie von dem Wind sprachen, kamen mir die Tränen. Glauben Sie, ich hätte weinen dürfen? Ich darf poltern.

Ich will Ihnen gestehen, daß ich manchmal ins Kino gehe, um mich auszuweinen. Ja, ins Kino.«

Eine Dame kam, sah Tunda und lächelte ihn an, hold, lockend und distanziert, so als hielte sie ein Zentimetermaß vor ihren Leib, so als gäbe es ein bestimmtes Gesetz, das befiehlt, nur eine gewisse Anzahl Zähne beim Lächeln zu zeigen.

»Und Sie haben niemals Heimweh gehabt?« fragte sie. »Wir haben manchmal von Ihnen gesprochen. Sie waren ja verschollen.« Sie neigte den Kopf, als sie dieses Wort aussprach. Sie kam in Verlegenheit, weil sie einem anwesenden Menschen zu sagen hatte, er sei verschollen gewesen. Es war ein peinlicher, vielleicht sogar ein unanständiger Zustand, verschollen zu sein. Es war so etwas wie einem Lebendigen sagen, er sei scheintot gewesen.

»Ihr Bruder hat oft von Ihnen erzählt. Wie Sie zusammen in ihre Kusine Klara verliebt waren, wenn Sie zu Weihnachten und Ostern nach Hause kamen, und wie Sie deswegen beinahe böse geworden wären. Und wie Sie dann Abschied genommen haben, als Sie in den Krieg gingen« (beinahe hätte sie »zogen« gesagt) »und Ihren Bruder küßten, der so traurig war, daß er seines Beines wegen zu Hause bleiben mußte. Ja, wir haben oft von Ihnen gesprochen. Haben Sie manchmal gedacht, daß man von Ihnen sprechen könnte wie ...«

Sie beendete diesen Satz nicht. Wahrscheinlich hatte sie sagen wollen: wie von einem Toten. Aber so was sagt man einem Lebendigen nicht ins Gesicht.

Franz wunderte sich über die Erzählungen seines Bruders.

Jedenfalls sagt man einer Dame, die derlei Dinge erzählt: Setzen wir uns! Und sie setzten sich. Es gab viele Gelegenheiten zum Sitzen im Hause des Kapellmeisters. Es war eine besondere Eigenschaft dieser Gelegenheiten, daß man sofort in ihnen lag, wenn man sich in sie setzte. Es scheint, daß diese Sitte mit der Mode der Frauen zusammen-

hängt. Man trägt Kleider, die zum Liegen auffordern oder zumindest an das Liegen erinnern. Außerdem ist eine gewisse Abkehr von europäischen Sitten festzustellen.
Tunda setzte sich also mit der Dame hinter den breiten, braunen Rücken eines Buddhas, es war beinahe wie in einer Laube hinter wildem Wein. Die glattrasierten Beine der Dame lagen nebeneinander wie zwei gleichgekleidete Schwestern, beide in seidenen Trikots – Tunda legte eine Hand um ein Bein, aber die Dame schien es gar nicht zu beachten. Sooft sich Schritte näherten, versuchte sie wegzurücken.
Ach, was tut man nicht alles für einen Verschollenen?
Wenn Tunda alle Möglichkeiten ausgenützt hätte, die ein sibirischer Zauber und solide, religiöse Gegenstände verursachen, wäre sein Schicksal vielleicht aufgeschoben, aber keineswegs abgewendet worden. Ob er sie später dennoch ausgenützt hat, weiß ich nicht.

XX

Nachdem die Gäste fort waren, blieben die Brüder allein in einem Zimmer; allein, wenn man Bilder, Götter und Heilige nicht mitzählt. Tunda war an diese stillen Lauscher nicht gewöhnt. Was mich betrifft, so mache ich mir selbst aus Lakaien nichts, die hinter meinem Sessel stehen und meine Haare zählen. Im Hause des Kapellmeisters hätte es Lakaien sicherlich gegeben, wenn nicht die soziale Gesinnung der Frau Klara gewesen wäre. Es widerstrebte ihr offenbar, Menschen zu entwürdigen.
Bei Göttern aber machte es nichts.
Übrigens befand sich in dem Zimmer, in dem sie saßen, von Frau Klara hingestellt, eine jener praktischen Erfindungen, die man das Entzücken der Hausfrau nennt.
Es war eine merkwürdige Lampe, eine sanfte, auf einem Sockel stehende Lampe, deren Licht durch mehrere kleine, gleichmäßig im Kreis an ihrem zarten, durchsichtigen Leib angebrachte Löcher drang. Aber diese Lampe hatte nicht etwa den Zweck zu leuchten, es war vielmehr ihre Aufgabe, den Rauch zu verschlingen, der sich im Laufe des Abends im Zimmer angesammelt hatte. Diese Lampe ersparte offene Fenster, Zugwind, Verkühlungen und schließlich den Arzt. Derlei ausgezeichnete Erfindungen werden in Deutschland und in Amerika jedes

Jahr gemacht. Der Kapellmeister benützte auch eine: Er rauchte nämlich nikotinfreie Zigaretten. Und selbst deren Rauch wurde von der Zauberlampe aufgesogen.

Es war ein hygienisches Haus ohnegleichen.

»Gute Nacht!« sagte Klara, nachdem sie die Lampe hingestellt hatte, ging hin und gab ihrem Mann einen herzhaften Kuß auf die Stirn. Es war ein erotinfreier Kuß. Franz bekam einen gleichen und geriet trotzdem in Aufregung. Er schob den Sessel, wollte aufstehen, aber seine Schwägerin drückte ihn bei den Schultern zurück.

So blieben nun die beiden Brüder und sollten zum erstenmal miteinander sprechen.

Der Kapellmeister, dessen Geschicklichkeit über schwierige Anfänge hinüberzugleiten bekannt war, ergriff als erster das Wort und sagte sehr vernünftig das Nächstliegende:

»Wie gefällt dir unsere Stadt?«

Nichts ist so ansteckend wie gesellige Höflichkeit. Franz unterdrückte den wichtigsten und größten Teil seiner Meinung und erwiderte:

»Ich habe sie mir viel lustiger, lebendiger, also rheinischer vorgestellt.«

»Sie hat eine angenehme, ruhige Bevölkerung. Die Arbeiterschaft ist hier nicht so radikalisiert wie in anderen Gegenden. Der Oberbürgermeister ist Mitglied der Deutschen Volkspartei, der Erste und der Zweite Bürgermeister sind Sozialdemokraten. In meinem Orchester sind auch fünf Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei. Der Bassist ist sogar sehr gut.«

»Weshalb wunderst du dich darüber?« fragte Franz. »Weshalb sollte die Partei einen hindern, ein guter Bassist zu sein?«

»Doch«, sagte der Kapellmeister, »eine politische Aktivität ist der Kunst abträglich. Kunst ist etwas Heiliges, dem Tag Abgewandtes. Wer ihr dient, übt eine Art Priesterberuf aus. Kannst du dir vorstellen, daß man eine politische Rede hält und dann ›Parsifal‹ dirigiert?«

»Ich kann mir vorstellen«, sagte Franz, »daß unter Umständen eine politische Rede ebenso wichtig ist wie ›Parsifal‹. Ein guter Politiker kann so wichtig sein wie ein guter Musiker. Ein Priester ist er allerdings nicht. Ein Konzertsaal ist ebensowenig ein Tempel der Kunst wie ein Versammlungslokal ein Tempel der Politik.«

»Du hast keine europäischen Anschauungen mehr«, sagte der Kapellmeister sanft und leise wie ein Nervenarzt. »Ähnliche Anschauungen haben leider auch schon einen großen Teil von Deutschland ergriffen.

Sie gehen von Berlin aus. Aber hier am Rhein gibt es noch ein paar alte Festungen der alten bürgerlichen Kultur. Unsere Traditionen reichen vom Altertum über das katholische Mittelalter, den Humanismus, die Renaissance, die deutsche Romantik. – –«

»Ist das europäische Kultur?« fragte Franz und zeigte auf die Buddhas, die Polster, die breiten und tiefen Sofas, die orientalischen Teppiche.

»Ihr habt, scheint es mir, einige Anleihen gemacht. Deine Gäste haben heute einige Negertänze getanzt, die wahrscheinlich nicht im ›Parsifal‹ vorkommen. Ich verstehe nicht, wie du noch von europäischer Kultur sprechen kannst. Wo ist sie? In den Kleidern der Damen? Hat der Fabrikant, der heute bei dir war, europäische Kultur? Er gefällt mir übrigens besser als die anderen, denn er verachtet euch. Diese alte Kultur hat tausend Löcher bekommen. Ihr stopft die Löcher mit Anleihen aus Asien, Afrika, Amerika. Die Löcher werden immer größer. Ihr aber behaltet die europäische Uniform, den Smoking und die weiße Hautfarbe und wohnt in Moscheen und indischen Tempeln. Wenn ich du wäre, würde ich einen Burnus tragen.«

»Wir machen ein paar Konzessionen«, sagte der Kapellmeister, »nichts mehr. Die Welt ist kleiner geworden, Afrika, Asien und Amerika sind uns näher. Man hat zu allen Zeiten fremde Sitten übernommen und sie der Kultur eingefügt.«

»Wo aber ist die Kultur, der ihr sie einfügen wollt? Ihr habt ja lauter Attrappen einer alten Kultur. Sind die Studenten mit den farbigen und schlechtsitzenden Mützen alte deutsche Kultur? Ist es euer Bahnhof, dessen größtes Wunder es ist, daß Züge von ihm abgehen und in ihm ankommen? Ist Kultur in euren Weinstuben, wo man ›Ein rheinisches Mädchen‹ singt, wenn man besoffen ist, und Charleston tanzt, wenn man nüchtern ist? Ist alte Kultur in euren trauten Giebeldächern, in denen Arbeiter wohnen, keine Handwerker, keine Goldschmiede, keine Uhrmacher, keine Meistersinger, sondern Proletarier, die in Bergwerken leben und in elektrischen Fahrstühlen zu Hause sind, aber nicht zwischen den unleserlichen gotischen Buchstaben? Das ist ja ein Maskenfest und keine Wirklichkeit! Ihr kommt ja aus den Kostümen nicht heraus! Heute sah ich einen Feuerwehrmann in blendender Uniform einen Kinderwagen schieben. Es brannte nicht, weit und breit war es ruhig. War das ein Kindermädchen, das sich als Feuerwehrmann verkleidet hatte, oder ein Feuerwehrmann, der ein Kindermädchen darstellen wollte? Es kamen Studenten mit Mützen aus Tuch und

dann Bürger mit Studentenmützen aus Papier. Waren die Studenten verkleidet oder die Bürger? Dann sah ich ein paar junge Leute in Samtkappen, mit Seemannshosen, ich fragte einen Kellner, der sagte mir, es wäre alte Zimmermannskleidung. Ist denn das so? Macht man Särge und Kinderwiegen mit Samtmützen auf dem Kopf? Wandert man noch mit Bündeln über Landstraßen, wo es doch fast keine Landstraßen mehr gibt und nur Automobile und Flugzeuge?«

»Du hast viel an einem Tag gesehen«, sagte der konziliante Kapellmeister, »ich gehe niemals auf die Straße.«

»Warum nicht? Es interessiert dich nicht? Paßt es dir nicht, weil du ein Priester der Kunst bist, dich unter das Volk zu mischen? Bist du zufrieden zwischen deinen Weihbecken und Bildern und deiner alten Kultur? Erfährst du alles nur aus den Zeitungen?«

»Ich lese keine Zeitungen!« lächelte der Kapellmeister. »Ich lese nur musikalische Angelegenheiten.«

»Da wußte ich sogar in der Kadettenschule mehr von der Welt als du!« sagte Franz. »Übrigens haben wir ein ganzes Leben nichts miteinander geredet. Jetzt haben wir nichts Besseres zu tun, als Politik zu besprechen, als hätten wir uns in einem Kupee getroffen.«

»Du bist also nicht einmal im Schlafwagen gefahren!« rief der Kapellmeister erschüttert.

Sie hatten nichts miteinander zu reden, wenn sie die Dinge der Allgemeinheit außer acht ließen, wie sich bald darauf erwies.

Selbst dem konzilianten Kapellmeister fiel gar nichts ein.

Endlich entschloß er sich zu fragen:

»Hast du was von Irene gehört?«

»Sie soll geheiratet haben«, sagte Franz.

»Ich habe gehört, daß sie in Paris lebt«, sagte Georg.

Dann gingen sie schlafen.

XXI

Manchmal fuhr der Kapellmeister in die nächste kleinere oder größere Stadt am Rhein, blieb einige Tage fort und kam blaß und erholungsbedürftig zurück.

»Er muß Klimawechsel haben, der arme Georg«, sagte Klara.

»Ich brauche Entspannung«, sagte der Kapellmeister.

Er fuhr, wie sich bald herausstellte, zu Liebeszwecken. Er erinnert an einen Vogel, der von Ast zu Ast hüpft und überall ein Liedchen schmettert. Die jungen Mädchen in den alten Kulturzentren verehren neben Boxern und Turnlehrern auch die Priester der Kunst. Dadurch unterschieden sie sich von ihren Schwestern in den größeren Städten, in denen die Barbarei heimisch ist.

Die Ehe des Kapellmeisters glich einem stillen See mit ständiger kühler Brise. Das Kind schwamm vergnügt zwischen Vater und Mutter wie zwischen zwei Häfen. Es wurde niemals krank, es bekam nicht einmal Keuchhusten. Es weinte nicht. Es hatte keine Launen. Es hatte die ruhige, rauschfreie Milch seiner Mutter eingesogen und dementsprechend seinen Charakter gebildet. Es war ein Muster von einem kleinen Mädchen. Es spielte mit Puppen aus Schwämmen, mit denen es gleichzeitig gewaschen werden konnte. Es sagte Papa und Mama und nannte alle Menschen mit gleichmäßiger Freundlichkeit Tante und Onkel.

Man aß im Hause des Kapellmeisters viel Gemüse und Eier, Rahm und Früchte und manche Süßspeisen, die nach Papier schmeckten. Man trank bekömmliche Tischweine und erhob sich von den Mahlzeiten leicht wie ein Luftballon. Dennoch schlief der Kapellmeister nach dem Essen, er legte sich auf sein Sofa, aber es schien, als schliefe er nicht, als hätte er sich nur zurückgezogen, um allein mit seiner persönlichen Kultur zu sein.

Man empfing und machte Besuche.

Innerhalb der Stadt, die selbst ein Kulturzentrum war, gab es noch Häuser, die kleinere Kulturzentren waren. Es gab Künstler, die in Ateliers wohnten und die Boheme darstellten. Es gab einen Rechtsanwalt, der zu den jüdischen Festtagen die christlichen Mitbürger einlud und so wenigstens in den höheren Sphären den konfessionellen Frieden herstellte. Es gab einen christlichen Zeichner, der von jüdischen Ornamenten lebte und gegen angemessene Honorare die Stammbäume aller alten rheinischen Familien herstellte. Es gab einen Briefmarkensammler, der alle paar Wochen Ausstellungen seiner besten Markenexemplare veranstaltete, verbunden mit Festen, bei denen hie und da eine Ehe zustande kam. Es gab Nachfahren alter Dichter von der Zweiten romantischen Schule, bei denen man interessante, unveröffentlichte Briefe einsehen konnte. Es gab einen lebendigen Lyriker von Ruf, der ein Stübchen in einem Museum bewohnte, und einen alten Professor, der den ganzen Tag auf einem Kirchturm saß und das berühmte

Glockenspiel verursachte, das im Baedeker erwähnt wird. Es gab einen alten Friedhof, auf dem die Schüler der Zeichenakademie ganze Vormittage zubrachten, um die malerischen Grabsteine in Skizzenbüchern festzuhalten. Es gab ein paar alte, historische Brunnen, die der Magistrat eines Tages gesammelt und zu einer einzigen Gruppe im Stadtpark vereint hatte, der Bequemlichkeit halber und weil in diesem Park schon ohnehin ein Kriegerdenkmal im Jahre 1920 errichtet worden war und seit dem Jahre 1872 eine Bismarck-Eiche, von Stacheldraht umgeben, durch die Sommer rauschte. Außerdem gab es viele Inhaber von Fahrrädern, welche die Automobile des kleinen Mannes genannt werden.

Das Ansehen, das der Kapellmeister genoß, übertrug sich schließlich auch auf Franz, der nur gelegentlich einiger Besuche von Sibirien erzählen mußte. Er fügte zu den fünfzig Quartseiten noch weitere dreißig. Er hatte schon eine Menge Abenteuer erfunden, es war ihm ein leichtes, ein berühmter Sibirienforscher zu werden.

»Meine vollkommene Untätigkeit«, schrieb er in sein Tagebuch, »bedrückt mich in dieser Stadt gar nicht. Und wenn ich hier noch weniger arbeiten würde, ich käme mir sehr nützlich vor.

Es gibt keinen arbeitenden Menschen unter den Leuten, die ich sehe, es seien denn die Fabrikanten, nicht einmal die Geschäftsleute arbeiten. Es kommt mir vor, daß die Menschen mit den Füßen noch auf der Erde stehen, ihr ganzer Unterleib ist irdisch, aber von den Händen aufwärts leben sie nicht mehr in irdischen Luftschichten. Jeder besteht aus zwei Hälften. Eines jeden obere Hälfte schämt sich der unteren. Jeder hält seine Hände für bessere Gliedmaßen als seine Füße. Sie haben zwei Leben. Ihr Essen und Trinken und Lieben vollziehen die unteren, die minderwertigen Partien, ihren Beruf die oberen.

Wenn Georg dirigiert, so ist er ein anderer Georg als jener, der mit seinen kleinen Anbeterinnen schläft. Gestern erzählte mir eine Dame, sie wäre im Kino gewesen und wenig hätte gefehlt und sie hätte ihr Gesicht verhüllt. Sie ging ins Kino nur mit der unteren, minderwertigen Körperpartie, sie sah den Film mit einem Paar vulgärer, zu niedrigen Zwecken verwendbarer Augen, die sie zur Verfügung hat wie ein Opernglas und ein Lorgnon. Ich schlief mit einer Frau, die mich nach einer Stunde weckte, um mich zu fragen, ob meine seelische Liebe zu ihr auch meiner körperlichen Leistungsfähigkeit entspreche. Denn ohne Seelisches käme sie sich ›beschmutzt‹ vor. Ich mußte mich sehr

schnell anziehen, und während ich meinen davongerollten Hemdknopf unter dem Bett suchte, erklärte ich ihr, daß meine Seele immer in jenen Körperteilen wohne, die ich gerade zur Ausübung irgendeiner Tätigkeit brauche. Also wenn ich spazierengehe, in den Füßen, und so weiter.

›Du bist ein Zyniker‹, sagte die Frau.

Unter meinen dümmsten Kameraden in der Kadettenschule und später beim Regiment habe ich mich besser gefühlt. Die weiblichen Hilfskräfte zweiter Klasse aus der Etappe waren klüger als diese Damen. Die einzige Konzession, die sie an die Wirklichkeit machen, sind ihre Turnübungen jeden Morgen um sechs Uhr. Da heißt aber das Turnen auch nicht Turnen, sondern Eurhythmie. Sonst kämen sie sich bei jeder tiefen Kniebeuge beschmutzt vor.

Meine Schwägerin erinnert mich an Natascha. Ich hätte mich niemals in Natascha verliebt, wenn ich den umgekehrten Weg gemacht hätte, aus dem Haus meines Bruders nach Rußland. Natascha hat der revolutionären Idee geopfert, Klara opfert teils der Kultur und teils der sozialen Gesinnung. Natascha aber handelte offensichtlich gegen ihre Natur, während Klara sich überhaupt nicht zu überwinden braucht. Nichts fällt ihr leichter als dieses soziale Empfinden, das sie veranlaßt, die Gesundheit des Lakaien zu schonen, Kellner wie Kriegskameraden zu behandeln und mich wie einen Milchbruder. Ich denke manchmal, daß sie ein verzaubertes Wesen ist, sie könnte auf einen gesunden Weg gebracht werden, man könnte aus ihr eine Frau machen. Aber das ist ebenso unwahrscheinlich wie die Liebe zu einem Staubsauger, Vacuum genannt, mit dem sie hierzulande des Morgens über die Teppiche fahren.

Mein Bruder spricht mir wahrscheinlich die moralische Berechtigung zu leben ab, weil ich keinen Beruf habe und kein Geld verdiene. Ich komme mir selbst schuldbewußt vor, weil ich sein Butterbrot esse. Übrigens könnte ich gar keinen Beruf in dieser Welt haben, es sei denn, man würde mich dafür bezahlen, daß ich mich über die Welt ärgere. Ich passe nicht einmal zu irgendeiner der herrschenden Gesinnungen.

Vor einigen Tagen habe ich eine Frau kennengelernt. Schriftstellerin und Kommunistin. Sie hat einen rumänischen Kommunisten geheiratet, ebenfalls einen Schriftsteller, der mir talentlos und dumm vorkommt, der aber schlau genug ist, seine Dummheit in der kommunisti-

schen Gesinnung zu verbergen und seine Faulheit mit Politik zu entschuldigen. Dieses Ehepaar lebt von den Subventionen eines kapitalistischen Onkels, eines Bankiers, und Aufsätzen für radikale Zeitschriften. Die junge Frau trägt Schuhe mit niedrigen Absätzen und verspottet die Gesellschaft, von der sie lebt. Mit ihrer eigenen Tochter spricht sie wie die Leiterin einer Besserungsanstalt mit einem minderjährigen Zögling. Man hält sie für einen launischen Auswuchs der Familie und sieht ihr alle Unarten nach. Sie hat einen unwahrscheinlich überlegenen Blick, sie verkehrt mit einigen Literaten, kennt ein Berliner Nachtlokal und hat einmal, aus Protest und der Gesinnung wegen, in einem proletarischen Viertel gelebt. Nach drei Monaten schickte ihr der Onkel Geld, und sie zog nach dem Westen. Seit jener Zeit kennt sie alle Höhen und Tiefen der Gesellschaft und schreibt Novellen aus dem Proletarierleben. Sagt man ihr ›Gnädige Frau‹, so bekommt man ihre Verachtung zu fühlen, und sagt man ihr ›Frau Tedescu‹, so ist sie schockiert. Mich verachtet sie schon von vornherein, weil ich nicht in Rußland geblieben bin. Sie weiß natürlich nicht, daß ich im Bürgerkrieg gekämpft habe, und würde es mir wahrscheinlich auch nie glauben. Höflichkeit hält sie für eine bürgerliche Gemeinheit. Ich habe eine besondere Art von Behandlung für sie erfunden. Ich drücke männlich ihre zarte, kleine Hand, schüttle sie, sage ihr ›Genossin‹ und spreche unverblümt von geschlechtlichen Dingen, die sie in ihren Novellen behandelt. Manchmal ist sie nahe am Weinen.
Ich werde nur bei einer einzigen Gelegenheit warm und wehmütig: wenn ich an Irene denke. Es ist nicht einmal Irene, meine Braut, die ich gekannt habe, als ich noch ein dummer Oberleutnant und Bräutigam war. Es ist irgendeine unbekannte Frau, die ich liebe und von der ich nicht weiß, wo sie lebt.
Georg sagte mir, er hätte gehört, sie wäre in Paris. In diesem Augenblick wurde mir kalt und warm, ich sah etwas leuchten, es war wie in Baku, als mir die Dame die lächerlichen Schaufenster von der Rue de la Paix nannte. Es ist so, als wäre ich mein ganzes Leben auf der Suche nach Irene und da und dort sagte mir einer, er hätte sie getroffen. Ich suche sie aber in Wirklichkeit ja nicht. Ich sehne mich auch nicht nach ihr. Vielleicht ist sie etwas ganz anderes als die übrige Welt, und es ist ein letzter Rest von Gläubigkeit in mir, wenn ich an sie denke. Man müßte vielleicht ein Schriftsteller sein, um das genau auszudrücken.
Manchmal erscheint es mir notwendig, sie aufzusuchen. Ich müßte

nach Paris fahren, vielleicht würde sie mir begegnen. Dazu müßte man Geld haben. Aber ich kann es nicht von Georg nehmen. Das ist eine lächerliche Hemmung. Er würde es mir wahrscheinlich geben und wäre obendrein noch sehr erfreut, daß ich ihn verlasse. Aber für alle anderen Zwecke nähme ich Geld von Georg, nur nicht für diesen.
Und es ist außerdem an der Zeit, daß ich etwas verdiene. In dieser Weltordnung ist es nicht wichtig, daß ich arbeite, aber es ist um so nötiger, daß ich Geld einnehme. Ein Mensch ohne Einkommen ist wie ein Mann ohne Namen oder wie die Schatten ohne Körper. Man kommt sich vor wie ein Gespenst. Das ist kein Widerspruch zu dem, was ich oben geschrieben habe. Ich habe keine Gewissensbisse wegen meiner Untätigkeit, sondern weil meine Untätigkeit kein Geld einbringt, während die Untätigkeit aller anderen gut bezahlt ist. Geld allein verleiht Existenzberechtigung.«

XXII

In jener Zeit lebte ich in Berlin. Eines Tages sagte mir M.:
»Ich habe Irene Hartmann getroffen. Ich habe sie gegrüßt. Sie erkannte mich aber nicht. Ich gehe zurück, denke, daß ich mich geirrt habe, und grüße wieder. Sie erkennt mich aber nicht.«
»Sie haben sich bestimmt nicht geirrt?«
»Nein!« sagte M.
Ich schrieb hierauf an Franz Tunda.
»Lieber Freund«, schrieb ich ihm, »ich bin mir nicht klar über den Grund Deiner Rückkehr.
Du weißt es ja selbst nicht. Sollte es aber Irene sein, die Du finden willst – Herr M. hat sie vor kurzer Zeit in Berlin getroffen.«
Nach einigenTagen kam Tunda.
Er gefiel mir außerordentlich.
Es dauert sehr lange, ehe die Menschen ihr Angesicht finden. Es ist, als wären sie nicht mit ihren Gesichtern geboren, nicht mit ihren Stirnen, nicht mit ihren Nasen, nicht mit ihren Augen. Sie erwerben sich alles im Laufe der Zeit, und es dauert, man muß Geduld haben, bis sie das Passende zusammensuchen. Tunda war jetzt erst mit seinem Angesicht fertig geworden. Seine rechte Augenbraue war höher als die linke. Dadurch bekam er den Ausdruck eines ständig erstaunten, über die son-

derbaren Zustände dieser Welt hochmütig verwunderten Mannes, er hatte das Gesicht eines sehr vornehmen Menschen, der mit unmanierlichen Leuten an einem Tisch sitzen muß und ihr Gebaren mit herablassender, geduldiger, aber keineswegs nachsichtiger Neugier beobachtet. Sein Blick war gleichzeitig schlau und duldsam. Er schaute wie ein Mensch, der manche Schmerzen in Kauf nimmt, um Erfahrungen zu sammeln. Er sah so klug aus, daß man ihn fast für gütig halten konnte. In Wirklichkeit aber schien er mir schon jenen Grad der Klugheit zu besitzen, der einen Mann gleichgültig macht.

»Du willst also Irene sehen?«

»Ja«, sagte er. »Als ich deinen Brief erhielt, wollte ich sie sehen. Jetzt ist es mir wieder sehr zweifelhaft. Vielleicht würde es mir genügen, sie anzuschauen und dann zufrieden weiterzugehen.«

»Nehmen wir den Fall, du träfst mit ihr zusammen: sie glücklich verheiratet, liebt wahrscheinlich ihren Mann mit jener Liebe, die sich zusammensetzt aus Gewohnheit, Dankbarkeit, gemeinsam erlebten Ähnlichkeiten, aus der körperlichen Erfahrung, die von den zahlreichen Liebesstunden kommt, aus den zeitweilig hervorbrechenden Leidenschaften, aus der Vertrautheit, in der es keine Scham mehr gibt – glaubst du, sie würde einfach aus dankbarer Erinnerung an eine verschüttete Brautzeit an deinen Hals fliegen? Liebst du sie denn mit der Leidenschaft, die sie dazu berechtigen würde? Wäre es dir vor allem erwünscht?«

»Das sind Dinge«, sagte Tunda, »die sich erst ereignen müßten, damit ich ihre Berechtigung erfahre. Wenn ich zu Irene rechtzeitig zurückgekehrt wäre, hätte mein Leben anders ausgesehen. Lauter Zufälle haben mich daran gehindert. Ich will dir gestehen, daß ich mir Vorwürfe mache. Ich werfe mir vor, daß ich mich wehrlos den Zufällen ausgeliefert habe. Jetzt ist es mir, als müßte ich Irene suchen, um mich zu rehabilitieren. In Wirklichkeit weiß ich nicht, was ich soll. Man muß doch ein Ziel haben?«

»Immer noch besser ein Ziel«, erwiderte ich, »als ein sogenanntes Ideal.«

»Immer noch besser«, sagte Tunda, »wenn es wirklich ein Ziel wäre.«

Wir erfuhren, daß Irene drei Wochen im Hotel Bellevue gewohnt hatte und nach Paris abgereist war.

»Ich werde hinfahren«, sagte Tunda.

XXIII

Er kam auf den Einfall, seine sibirischen Erfindungen drucken zu lassen. Dieses Buch war nicht beendet. Ich schrieb ein Nachwort, in dem ich mitteilte, daß der Autor in Sibirien verschollen und daß mir das Manuskript auf eine wunderbare Weise in die Hände gekommen sei. Es erschien unter dem Namen Baranowicz, in der Übersetzung von Tunda. Es erschien in einem großen Berliner Verlag.

Ich entsinne mich noch, wie Tunda überrascht war von den Straßen, den Häusern. Er sah die unwahrscheinlichen Ereignisse und Tatsachen, weil ihm auch die gewöhnlichen merkwürdig erschienen. Er saß auf den Dächern der Autobusse. Er stand vor jedem der hundert grauenhaften hölzernen Pfeile, die in Berlin Richtungen anempfehlen und verbieten. Er besaß die unheimliche Fähigkeit, den unheimlich vernünftigen Wahnsinn dieser Stadt zu begreifen. Er hatte beinahe Irene vergessen.

»Diese Stadt«, so sagte er, »liegt außerhalb Deutschlands, außerhalb Europas. Sie ist die Hauptstadt ihrer selbst. Sie nährt sich nicht vom Lande. Sie bezieht nichts von der Erde, auf der sie erbaut ist. Sie verwandelt diese Erde in Asphalt, Ziegel und Mauer. Sie spendet mit ihren Häusern dem Flachland Schatten, sie liefert aus ihren Fabriken dem Flachland Brot, sie bestimmt die Sprache des flachen Landes, die nationalen Sitten, die nationalen Trachten. Es ist der Inbegriff einer Stadt. Das Land verdankt ihr seine Existenz und geht gleichsam aus Dankbarkeit in ihr auf. Sie hat ihre eigene Tierwelt im zoologischen Garten und im Aquarium, im Vogelhaus und im Affenhaus, ihre eigenen Pflanzen im botanischen Garten, ihre eigenen Felder aus Sand, auf denen Fundamente gesät werden und Fabriken aufgehen, sie hat sogar ihre eigenen Häfen, ihr Fluß ist ein Meer, sie ist ein Kontinent. Sie allein von allen Städten, die ich bis jetzt gesehen habe, hat Humanität aus Mangel an Zeit und anderen praktischen Gründen. In ihr würden viel mehr Menschen umkommen, wenn nicht tausend vorsichtige, fürsorgliche Einrichtungen Leben und Gesundheit schützten, nicht weil das Herz es befiehlt, sondern weil ein Unfall eine Verkehrsstörung bedeutet, Geld kostet und die Ordnung verletzt. Diese Stadt hat den Mut gehabt, in einem häßlichen Stil erbaut zu sein, und das gibt ihr den Mut zur weiteren Häßlichkeit. Sie stellt Pfeiler, Hölzer, Planken, ekelhafte, gläserne, bunte, von innen beleuchtete Kröten an die Straßen-

ränder, in die Kreuzungen, auf die Plätze. Ihre Verkehrspolizisten stehen mit metallenen Signalen da, die wie eben und provisorisch von der Eisenbahnverwaltung ausgeliehen sind, und tragen dabei gespenstisch weiße Handschuhe.
Außerdem duldet sie noch in sich die deutsche Provinz, freilich, um sie eines Tages aufzufressen. Sie nährt die Düsseldorfer, die Kölner, die Breslauer, um sich von ihnen zu nähren. Sie hat keine eigene Kultur in dem Sinne wie Breslau, Köln, Frankfurt, Königsberg. Sie hat keine Religion. Sie hat die häßlichsten Gotteshäuser der Welt. Sie hat keine Gesellschaft. Aber sie hat alles, was überall in allen anderen Städten erst durch die Gesellschaft entsteht: Theater, Kunst, Börse, Handel, Kino, Untergrundbahn.«
Wir sahen in einigen Tagen: einen Amokläufer und eine Prozession; eine Filmpremiere, eine Filmaufnahme, den Todessprung eines Artisten Unter den Linden, einen Überfallenen, das Asyl für Obdachlose, eine Liebesszene im Tiergarten am hellichten Tag, rollende Litfaßsäulen, von Eseln gezogen, dreizehn Lokale für homosexuelle und lesbische Paare, ein schüchternes, normales Paar zwischen vierzehn und sechzehn, das seine Namen in die Bäume schnitt und von einem Wachtmeister aufgeschrieben wurde, weil es eine Beschädigung öffentlichen Gutes verübte, einen Mann, der Strafe zahlte, weil er quer über einen Platz gegangen war statt im rechten Winkel, eine Versammlung der Zwiebelessersekte und die Heilsarmee.
Ich führte meinen Freund Tunda auch in das Lokal der Künstler.
Es war die Zeit, in der die Literaten, die Schauspieler, die Filmregisseure, die Maler wieder Geld verdienten. Es war die Zeit nach der Stabilisierung des deutschen Geldes, in der neue Bankkontos angelegt wurden, sogar die radikalsten Zeitschriften gut bezahlte Inserate hatten und die radikalen Schriftsteller in den literarischen Beilagen der bürgerlichen Blätter Honorare verdienten. Die Welt war schon so konsolidiert, daß die Feuilletons revolutionär sein durften. Man war so weit entfernt vom Bürgerkrieg, daß die revolutionären Schriftsteller mit einem gewissen Vergnügen den Prozessen und den Staatsanwälten entgegensahen und deren Drohungen als freundliche Komplimente entgegennahmen.
Ich zeigte Tunda alle berühmten Leute: den Schriftsteller, der mit schönem, frühgebleichtem Haar dasaß, mit silbernem, wie von einem Juwelier verfertigtem Kopf, der die sanften Bosheiten verfaßte und

dessen Stil zu einer Hälfte aus gutem Geschmack und zur anderen aus Furcht vor Sentimentalität bestand; den Herausgeber einer Zeitung, der seine Herzensgüte jedem offerierte – auch denen, die nicht auf sie reflektierten –, statt des schriftstellerischen Ehrgeizes eine gewöhnliche männliche Eitelkeit besaß und der, mit einer großen Geschicklichkeit für Börsengeschäfte begabt, Geld verdiente und die Großindustrie bekämpfte; den bekannten Zeichner, der, von mittelmäßigem Talent, so lange alle Berühmtheiten zeichnete, bis sie nicht umhin konnten, ihren eigenen Glanz auf ihn zurückzustrahlen; den revolutionären Autor revolutionärer Erzählungen, der, ein Opfer der Justiz, drei Monate gesessen hatte für die Freiheit, für die Gerechtigkeit, für eine neue Welt – und nichts anderes erreicht hatte als seinen eigenen Ruhm, der vorläufig auch nicht schaden konnte.

Ich zeigte Tunda die nachdrängende, immer wieder sich erneuernde Jugend, die mit dem Hochmut der Späterkommenden die bereits Anwesenden grüßte, fremde Erfolge erörterte, um für die eigenen zu profitieren, Monokel trug und bunte Krawatten, an die Nachkommenschaft reicher Bankiers erinnerte und vor der Wahl, der Enkel einer jüdischen Großmutter oder der uneheliche Sohn eines Hohenzollernprinzen zu sein, noch unentschlossen schwankte.

Ich zeigte Tunda alle, die mich verachten und die ich grüßen muß, weil ich vom Schreiben lebe.

Am nächsten Tag schickte Tunda Geld: seiner Frau nach Baku und Baranowicz nach Irkutsk. An Baranowicz schrieb er einen ausführlichen Brief.

Erst am 27. August sollte ich ihn in Paris wiedersehen.

XXIV

Er kam nach Paris am 16. Mai um sieben Uhr morgens.

Er hatte den Sonnenaufgang gesehen. Über einer Landschaft aus dunklem Grün, in der sich gewöhnliche Laubwälder wie Zypressenhaine ausnahmen, rollte, wie mit der Zeitlupe aufgenommen, ein glühender Ball empor und verblaßte zusehends.

Es war Tunda, als hätte er zum erstenmal den Aufgang der Sonne gesehen. Immer war sie aus Nebeln aufgestiegen, die den Übergang von der Nacht zum Tage verhüllen und aus dem Morgen ein Geheimnis

machen. Diesmal aber erschienen ihm Nacht und Tag deutlich voneinander getrennt durch einige saubere Wolkenstriche, auf denen der Morgen heraufstieg wie auf Treppen.
Er hatte in Paris einen klaren, blauen Morgenhimmel erwartet. Aber der Morgen in Paris ist mit einem weichen Bleistift gezeichnet. Ein zerstäubter Rauch von Fabriken vermischt sich mit unsichtbaren Resten silberner Gaslampen und hängt über den Fronten der Häuser.
In allen Städten der Welt sind es um sieben Uhr morgens die Frauen, die zuerst aus den Häusern treten: Dienstmädchen und Stenotypistinnen. In allen Städten, die Tunda bis jetzt gesehen hatte, bringen die Frauen noch eine Erinnerung von Liebe, Nacht, Betten und Träumen in die Straßen. Die Pariserinnen aber, die des Morgens die Straßen betreten, scheinen die Nacht vergessen zu haben. Sie haben die frische, neue Schminke auf Lippen und Wangen, die wunderbarerweise an eine Art Morgentau erinnert. Es sind vollkommen angezogene Frauen, es ist, als gingen sie ins Theater. Sie aber gehen mit klaren, nüchternen Augen in einen klaren, nüchternen Tag. Sie gehen schnell, mit starken Beinen, auf sicheren Füßen, die zu wissen scheinen, wie man Pflastersteine behandelt. Tunda hatte, als er sie gehen sah, den Eindruck, daß sie niemals Absätze und Sohlen verbrauchen.
Er ging durch häßliche, alte Gassen mit aufgerissenem Pflaster und billigen Läden. Aber wenn er den Blick erhob über die Ladenschilder, waren es Paläste, die mit unberührter Gleichgültigkeit Händler zu ihren Füßen duldeten. Es waren immer die gleichen, alten Fensterscheiben, in acht Parallelogramme aufgeteilt, mit den gleichen, grauen, dünn gerillten, bis zur Hälfte herabgelassenen Jalousien. Nur selten war ein Fenster offen, und selten stand an einem offenen Fenster ein unbekleideter Mensch.
Vor den Läden saßen Katzen, sie schwenkten die Schweife wie Fahnen. Sie saßen mit sorgfältig beobachtenden Augen wie Wachhunde vor den Körben mit grünem Salat und gelben Mohrrüben, dem bläulich schimmernden Kohl und den rosaroten Radieschen. Die Läden sahen aus wie Gemüsegärten, und trotz der weichen, bleifarbenen Atmosphäre, welche die Sonne verhüllte, trotz dem Rauch und der plötzlich aus dem Asphalt aufsteigenden Hitze war es Tunda, als wanderte er durch freies Land, und er roch den Duft der aufsteigenden Erde.
Er gelangte auf einen kleinen, runden Platz mit einem lächerlichen Denkmal in der Mitte. Ja, als er dieses Denkmal sah, lachte er laut, daß

er glaubte, die Menschen würden aus den Häusern treten. Aber nicht einmal diejenigen, die draußen waren, gaben auf ihn acht. Es waren eine dicke, schwarze Frau, die vor einem Putzereiladen stand, und ein großer Mann mit einem weithin glänzenden, schwarzen Schnurrbart, der eben sein kleines Schokoladengeschäft öffnete. Sie sprachen miteinander, schienen Tunda zu sehen, aber ihn absichtlich nicht zu beachten. Sie machten Witze am frühen Morgen. Tunda lachte vor dem Denkmal.

Es stellte einen glattrasierten Herrn in einem flatternden Mantel in Lebensgröße auf einem Sockel vor. Daß der Tod seinen Alltag nicht unterbrochen hatte, schien ihm eine ausgemachte Sache. Eine kleine Störung, nichts weiter. Man stellte sich, statt den weiten Weg ins Jenseits zu wandern, bequem in der Mitte eines runden Platzes hin, ein Theaterchen mit klassischen Säulen im Hintergrund, und hing weiter seiner Beschäftigung nach, nämlich dem Dichten.

Der Platz, mit Ausnahme seiner zwei Läden, schlief noch. Die Häuser legten sich um ihn, in sanfter Rundung, wie ein Ring um einen Finger. Von einigen Lücken aus liefen strahlenförmig Gassen nach allen Seiten, und aus einer schimmerte das dunkle Grün eines offenbar dichten Parks herüber, in dem Vögel lärmten.

An der Ecke war ein Hotel, ein Hotel wie ein Laden.

Tunda ging hinein, es war dunkel, eine Glocke wimmerte, und eine junge, geschminkte Frau trat hinter einem billigen, sanft geblümten Vorhang hervor. Sie erschien sehr kühn und hoher Bewunderung wert, weil sie den Mut hatte, in dieser Dunkelheit, hinter diesem Vorhang zu leben, weil sie Tunda mit ebenso rücksichtsloser, fast aggressiver, aber doch wieder freundlicher Stimme nach seinen Wünschen fragte. Sie kam ihm sehr kühn vor, es schien, daß sie die großartige Fähigkeit hatte, als ein Mensch aus Fleisch und Blut durch Träume zu gehen und inmitten von Wundern selbst ein Wunder zu sein.

In diesem Hotel, dieser Frau wegen, mietete Tunda ein Zimmer im sechsten Stock. Vom Fenster aus konnte er den weichen Hut des steinernen Dichters sehen, Spatzen, die auf seinem Kopf tanzten, das Dach mit dem dreieckigen Giebelvorsprung des Theaters, alle strahlenförmigen Straßen, rechts das dunkle Grün des Gartens und weit und breit hüpfende Schornsteine wie Kinder in einem blauen Dunst.

Am Nachmittag ging er durch kleine und große, enge und breite Straßen, in denen Kaffeeterrassen blühten mit runden Tischchen auf dün-

nen Beinen, und die Kellner gingen wie Gärtner einher, und wenn sie Kaffee und Milch in Tassen schütteten, war es, als besprengten sie weiße Beete. An den Rändern standen Bäume und Kioske, es war, als verkauften die Bäume Zeitungen. In den Schaufenstern – er dachte an die törichten Schaufenster der Rue de la Paix – tanzten die Waren durcheinander, aber in einer ganz bestimmten und stets übersichtlichen Ordnung. Die Polizisten in den Straßen lustwandelten, ja, sie lustwandelten, eine kleine Pelerine auf der rechten oder auf der linken Schulter – daß dieses Kleidungsstück vor Hagel und Wolkenbruch schützen sollte, war merkwürdig. Doch trugen sie es mit einem unerschütterlichen Vertrauen auf die Qualität des Stoffes oder auf die Güte des Himmels – wer kann es wissen? Sie gingen nicht wie Polizisten herum, sondern wie Nichtstuer, die Zeit haben, sich die Welt anzusehen.

Es schien Tunda, daß er einen von ihnen fragen könnte, wo Irene sei, und er würde ihm antworten oder wenigstens einen guten Rat geben. In dieser Stadt lebte Irene. In dieser Stadt lebte Frau G. Seit dem Augenblick, in dem er Paris betreten hatte, konnte er beide Frauen nicht mehr voneinander unterscheiden. Sie wurden *eine* Frau, und er liebte sie. Er beschloß, an Frau G. zu schreiben.

Er wußte ihre Adresse. Er hatte sie ein dutzendmal umgeschrieben, und außerdem lag in einem Fach seiner Brieftasche jener fatale Zettel, mit dem sie sich verraten hatte.

Er hatte neues, weiches, glattes Quartpapier gekauft, es war ihm, als begänne mit diesem Papier ein neuer Abschnitt seines Lebens. Es hängt viel von solchen Dingen ab, entscheidende Briefe, Schicksalsbriefe, müssen auf einem gefälligen, einladenden, aufmunternden, fröhlichen, festlichen Papier geschrieben werden. Er schrieb diesen Brief mit violetter Tinte, um ihn gleichsam von allen anderen, gewöhnlichen Briefen auszuzeichnen. Er hatte Frau G. vor allem ein Geständnis zu machen und eines, das sie vielleicht enttäuschen würde.

Als er aber zu schreiben anfing, glaubte er, daß gerade die französische Sprache für Geständnisse geschaffen war. Nichts Leichteres, als auf französisch aufrichtig zu sein. Die nackte Wahrheit, die immer einen brutalen Klang hat, liegt weich gebettet in den Wendungen und dennoch klar gezeichnet, sie ist mehr sichtbar als hörbar, wie es sich für eine Wahrheit geziemt. Es war gewiß ein fehlerhafter Brief, aber in keiner Sprache lassen sich so noble, so selbst um Verzeihung bittende

Fehler machen wie in der französischen. Als er den Brief geschlossen und die Adresse sorgfältig gemalt hatte, war er fast so mutig wie seine junge, geschminkte Hotelwirtin.

Einige Tage vergingen. Es kam keine Antwort. Er wartete. Aber dieses Warten war nicht mit Qual verwandt und nicht mit Furcht, sondern es war wie das Warten vor einem herabgelassenen Theatervorhang.

Er blieb den größten Teil des Tages zu Hause. Am späten Morgen erwachte er von einem regelmäßig jeden Tag einsetzenden Geräusch auf der Straße, dessen Ursache zu ergründen er sich nicht entschließen konnte. Er war neugierig. Er wollte sehen, was er jeden Morgen hörte. Aber er schob es auf – von einem Tag zum andern, es war angenehm, daß er freiwillig aufschieben konnte, und der Neugier zu befehlen gewährte einen ungeahnten, einen herrschaftlichen, einen wirklichen Machtgenuß.

Ein Diener kam und säuberte das Zimmer, obwohl Tunda noch im Bett lag. Dieser Diener schien seit Jahrzehnten im Hotel beschäftigt, dennoch verrichtete er seine Arbeit mit einem großen, erschütternden Interesse, jedes Staubkörnchen betrachtete er mit einem neugierigen Wohlgefallen, das Waschbecken drehte er um, als hoffte er, auf der Rückseite Unerwartetes zu entdecken. Er sagte jeden Morgen: »Es ist schönes Wetter heute, Sie müßten in den Park gehen!« Jeden Morgen sagte Tunda: »Ich erwarte einen wichtigen Brief.« Er sprach zu Tunda wie ein guter Onkel zu einem eigensinnigen Neffen oder wie ein sanfter Irrenwärter zu einem gutgearteten Patienten. Er war, dieser Diener, ironisch und höflich, obwohl er gerne wie ein Poltron erscheinen wollte und immer die Wahrheit ins Gesicht sagte. »Sie schlafen aber gern!« sagte er einmal. Und je länger Tunda schlief, desto häufiger entschuldigte er sich: »Ich habe Sie geweckt, verzeihen Sie!«

Eines Tages kam er früher als gewöhnlich, schwenkte ein blaues Kuvert und rief: »Das ist der Brief, den Sie erwarten!« Er legte ihn auf die Decke und zog schnell die Hand zurück, so als brennte ihn das Papier, als würde es bald explodieren. Es war ein billiges, durchsichtiges, gemeines Kuvert, es fühlte sich an wie ein Löschblatt und enthielt die Rechnung.

An diesem Tag ging Tunda zum zweitenmal aus, setzte sich in den nahen Park, einem Teich gegenüber, auf dem Knaben kleine Segelschiffchen schwimmen ließen. Er wollte einen Brief herbeilocken. Der Brief sollte überlistet werden. Er sollte nicht wissen, daß man ihn mit Ungeduld erwartete, dann würde er gewiß kommen.

Aber es kam kein Brief.
Tunda fragte noch einmal die junge Frau, ob man ihn nicht gesucht hätte. Und genau wie das erstemal sagte sie mit einem tröstenden Kopfnicken – es war wie das kalte, berufliche Beileid eines Sarghändlers –:
»Die letzte Post ist noch nicht dagewesen; der Briefträger kommt gegen sieben Uhr.« –
Es kam auch mit der letzten Post nichts.
Es wurde wieder Morgen, das bekannte unbekannte Geräusch weckte Tunda, der Diener kam, er kaute noch an seinem Frühstück. Plötzlich sagte er, während er den Hahn der Wasserleitung zärtlich zu polieren begann:
»Irgend jemand hat gestern nach Ihnen gefragt.«
»Wer? Wann? Um wieviel Uhr? Eine Dame?«
»Es war so gegen fünf Uhr nachmittags –«
Und er zog an seiner dicken, silbernen Kette eine dicke, silberne Uhr hervor, sah einige Sekunden lang auf sie, als hätte er sich auf dem Zifferblatt etwas notiert und wiederholte:
»Ja, gegen fünf Uhr nachmittags.«
»Und wer war es?«
»Eine Dame.«
»Hat sie nichts zurückgelassen?«
»Nein.«
»Eine junge Dame?«
»Ja, es wird wohl eine junge Dame gewesen sein.«
»Und hat sie nicht gesagt, daß sie wiederkommt?«
»Mir nicht.«
»Wem denn sonst?«
»Niemandem.«
Dann putzte er weiter ausführlich den Hahn der Wasserleitung, warf die Seife in die Luft wie einen Ball und fing sie wieder auf, lächelte und sagte:
»Eine hübsche, kleine, junge Dame.«
»Und Sie allein haben mit ihr gesprochen?«
»Ja, ich ganz allein.«
»Und warum haben Sie es gestern nicht gesagt?«
»Gestern abend war ich frei. Ich bin spazierengegangen.«
»Hier haben Sie ein Trinkgeld. Und wenn sie noch einmal kommt, sagen Sie es mir, bevor Sie spazierengehen.«
Er warf das Geldstück in die Luft, wie vorhin die Seife, sagte:

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe« und ging.
Dann kam ein langer Sonnabend, der Diener brachte neue Bettwäsche und Handtücher, er streichelte sie, bevor er sie auf eine Sessellehne hängte, und wandte sich zum Gehen. Er hielt die Klinke einen Moment in der Hand, zögerte, als hätte er noch etwas Wichtiges, aber Peinliches zu sagen.
Schließlich sprach er, schon halb in der Tür:
»Es ist niemand dagewesen.«
Tunda erwachte am hellen Sonntagmorgen.
Der Himmel war ganz nahe über dem Fenster, weiße Wölkchen wehten, es war unbestreitbar Mai in der Welt.
Es klopfte an der Tür, und der Diener sagte:
»Jemand will Sie sprechen –«
Frau G. trat ein.
Sie streifte langsam einen Handschuh ab, er fiel auf die Bettdecke, leicht, von einem zärtlichen Wind hingelegt. Da lag er, hohl, schlaff, aber wie ein weiches, lebendiges, merkwürdiges Tier.
»Nun, mein Freund«, sagte sie, »sind Sie gekommen, mich zu sehen oder die Revolution vorzubereiten?«
»Sie zu sehen! Glauben Sie mir immer noch nicht? Es ist alles wahr, was ich Ihnen geschrieben habe. Ich schwöre es!«
Tunda holte seine Papiere herbei, als wäre sie von der Polizei, als gälte es, seine Freiheit zu retten.
Sie setzte sich aufs Bett – und das war wie ein Wunder. Sie kraute mit drei Fingern die Papiere, sah sie mit Verachtung an und zog die Photographie Irenes sofort hervor.
»Wer ist diese schöne Frau?«
»Sie war meine Braut.«
»Und sie ist tot?« fragte sie mit einer ruhigen Stimme, es gab nichts Einfacheres in der Welt als den Tod Irenes. Nicht nur Irene, alle Frauen waren tot, begraben.
»Ich glaube, daß sie noch lebt«, sagte Tunda schüchtern, als bäte er um Entschuldigung.
Er küßte ihre Hand, sie steckte mit der Linken eine Zigarette in den Mund, und er sprang auf, um Streichhölzer zu holen.
Es schien plötzlich in der ganzen Welt nichts Wichtigeres zu geben als diese Streichhölzer. Das Streichholz brannte, ein kleines, blaues Freudenfeuer.

»Auf Wiedersehen!« sagte sie, sah ihn aber nicht an, sondern die Photographie Irenes, die noch auf dem Bett lag.
Der Himmel war immer noch blau.

XXV

Tunda hatte ein paar Empfehlungen – von seinem Bruder und von Bekannten. Er machte Besuche.
Es waren Besuche höchst langweiliger Art. Es waren gelehrte und halbgelehrte Männer, würdig, aber von einer durch witzige Veranlagung gemilderten Würde. Es waren Männer mit glatten, alten und gut erhaltenen Gesichtern und sorgfältig gebürsteten, grauen Bärten, in denen man noch die Zähne der Kämme sehen konnte. Diese Männer bekleideten öffentliche Stellungen, sie waren Professoren oder Schriftsteller oder Präsidenten humanitärer und sogenannter kultureller Vereine. Sie hatten seit dreißig Jahren wenig anderes mehr zu tun gehabt, als zu repräsentieren. Von ihren deutschen Kollegen unterschieden sie sich durch bestimmte, runde, vollkommene Bewegungen und eine Politesse des Redens.
Tunda lernte den Präsidenten Marcel de K. kennen. Er bewohnte eine Villa in einem Vorort von Paris, den er nur zwei- oder dreimal im Jahre verließ, um besonderen, festlichen Sitzungen der Akademie beizuwohnen.
Er versicherte Tunda, daß er Deutschland liebe.
»Herr Präsident«, sagte Tunda, »Sie tun mir eine große Ehre an, indem Sie mich, einen Privatmann, Ihrer wertvollen Liebe zu Deutschland versichern. Aber ich bin beinahe nicht befugt, diese Ihre freundliche Versicherung entgegenzunehmen. Ich habe kein öffentliches Amt, nicht einmal ein privates. Ich wäre sogar in Verlegenheit, wenn ich Ihnen sagen müßte, was mein Beruf ist. Ich bin vor nicht langer Zeit aus Rußland zurückgekommen, habe mich kaum in Deutschland umgesehen und war zwei Wochen in Berlin. Etwas länger lebte ich bei meinem Bruder in der Stadt X. am Rhein. Ich habe nicht einmal Zeit gefunden, mich in meiner Heimat, in Österreich, zurechtzufinden.«
Er hatte den alten, ehrwürdigen Herrn in eine gewisse Verlegenheit gebracht. Deshalb sagte er: »Ich könnte Ihnen noch am meisten von Sibirien erzählen, wenn es Sie interessiert.«

Sie sprachen von Rußland. Der Präsident hatte die Vorstellung, daß in Petersburg immer noch geschossen wird.
Tunda erlebte bei diesem Präsidenten einen delikaten Geschmack, der ihm jede Ahnungslosigkeit erlaubte. Er hatte das Recht, gar nichts zu wissen. Frankreich gab ihm alles, was er brauchte: Berge, Meer, Geheimnis, Klarheit, Natur, Kunst, Wissenschaft, Revolution, Religion, Geschichte, Freude, Anmut und Tragik, Schönheit, Witz, Satire, Aufklärung und Reaktion.
Tunda betrachtete den alten Herrn mit dem reinen Vergnügen, das manche Menschen auf einem Spaziergang in einem gepflegten Garten empfinden. Er sah sein altes, gleichmäßiges Gesicht, an dem der Kummer mit Vorsicht gearbeitet hatte, die Enttäuschungen lagen in ihren vorbestimmten Falten, die kleinen Freuden des Lebens hatten einen schönen, klaren Glanz in den Augen hinterlassen, um den schmalen, scharfen und weiten Mund war der Bart gebreitet wie eine silberne Ruhe, auf dem Kopf waren nur soviel Haare ausgegangen, wieviel nötig sind, eine schöne, kluge, repräsentative Stirn entstehen zu lassen. Welch ein Greis! Keiner konnte mit größerer Berechtigung Herr Präsident heißen als er.
Tunda hatte die Gewohnheit angenommen, der Schönheit zu mißtrauen. Deshalb glaubte er in der ersten Zeit dem Präsidenten kein Wort, auch nicht das gleichgültigste. Wenn er zum Beispiel erzählte, daß er vor zwanzig Jahren in der Kammer diesen oder jenen Minister beiseite gerufen hatte, um ihm unter vier Augen die Wahrheit zu sagen, so hielt es Tunda für eine Übertreibung, die das Alter entschuldigt. Denn die Wahrheiten, die der Herr de K. zu sagen hatte, konnten auch ohne Furcht vor eventuellen Folgen in der Öffentlichkeit gesagt werden.
Nachdem er aber den freundlichen Herrn drei- und viermal gesprochen hatte, begann er zu ahnen, daß der Alte keineswegs übertrieb. Nicht die Tatsachen übertrieb er, sondern den Grad und die Gefahren seiner Aufrichtigkeit. Das, was er mit einem gewissen Schauder die Wahrheit nannte, war ein gleichgültiger, fast ein lächerlicher Teil der Wahrheit. Er übertrieb wirklich nicht mit Wissen. Wenn er ein allgemeines, oft wiederholtes, zur Banalität entwürdigtes Wort über Deutschland sagte, so war es in seinem Mund keine gedankenlose Wiederholung, sondern etwas wie eine höfliche Entdeckung. Er machte immer wieder längst erledigte Erfahrungen. Wenn er väterlich sagte:

»Ich schätze Ihre Gesellschaft, lieber junger Herr«, so mußte sich Tunda wirklich ausgezeichnet fühlen. In diesem bedächtigen Munde, infolge der langsamen Bewegungen der Zunge, bekam jede Phrase ihre alte, ursprüngliche Bedeutung. Und es war selbstverständlich, daß der alte Herr einen Minister unter vier Augen sprechen mußte, um ihm etwa zu sagen:

»Ich habe den doppelten Sinn Ihrer Rede wohl gemerkt.«

Tunda sah bei diesem Herrn, worin ein wichtiger Teil der Vornehmheit besteht: nämlich in der Furcht vor der Übertreibung (schon die ungeschminkte Wahrheit ist eine Übertreibung); in dem Vertrauen auf die Richtigkeit, auf die Gerechtigkeit der oft erprobten Wendung – denn schon eine neue Formulierung schießt über das Ziel hinaus.

Er lernte bei dem würdigen Präsidenten einige Menschen kennen: den Herausgeber einer Zeitschrift »von Bedeutung«, seine Mitarbeiter, eine Frau, von deren Beziehungen zu einem Minister Andeutungen gemacht wurden, einen Herrn von Adel, der am Rhein zu Hause war und Verwandte auf Schloßruinen in Frankreich, Italien und Österreich hatte. Es war einer von jenen Aristokraten, die Zeitschriften herausgeben, um sich durch eine Abart schöpferischer Tätigkeit ihres klangvollen Namens würdig zu erweisen. Sie haben sich mit der besiegelten Ohnmacht der Aristokratie noch nicht abgefunden, und während sie an den Tischen ihrer Erben, der Industriellen, den Hunger stillen, vergessen sie nicht einen Augenblick, daß sie diese Tische auch zieren. Weil sie nicht, wie manche ihrer Standesgenossen, die Fähigkeit haben, auch nur repräsentative Fabrikdirektoren und Empfangschefs in Kohlengebieten zu werden, beschäftigen sie sich mit der Politik. Und weil sie durch Kriege keine Besitzvergrößerungen mehr erhoffen, machen sie Friedenspolitik. Der besondere Reiz des Mannes, von dem hier die Rede ist, lag übrigens noch darin, daß er aus Prinzip für eine Diktatur war, für starke Fäuste. Er erwartete ein geeinigtes Europa unter der Herrschaft eines Papstes mit weltlicher Diktaturgewalt oder etwas Ähnliches. Wenn er sprach, legte er die Hände zusammen, so daß sich die Spitzen der Finger berührten, er muß es einmal von einem Abbé gelernt haben, wie man Giebel aus Händen konstruiert. Er sprach mit der eindringlichen, leisen und klangvollen Stimme beruflicher Hypnotiseure und bekleidete nüchterne Erzählungen mit mystischen Schimmern. Im übrigen gab er sich gerne für einen armen Teufel aus – – auch das kann in der guten Gesellschaft ein Reiz sein.

Frauen reicher Fabrikanten, die sich immer noch unverstanden wähnen, aber wenig Gelegenheit haben, mit der Literatur Fühlung zu bekommen – weil Literaten unter Umständen doch gefährlich werden können –, ergeben sich gerne Aristokraten mit literarischen Neigungen, in denen die weibliche Seele alles findet, wessen sie bedarf: Verständnis, Zartheit, Adel, einen Schuß Bohème. Jener Herr aß nicht nur an den Tischen der Industrie, er schlief auch in ihren Betten. In den unregelmäßigen Zwischenräumen gab er seine Zeitschrift heraus. Er hatte Mitarbeiter aus allen Lagern. Denn es gibt auch ehrliche Menschen, die am europäischen Frieden Interesse haben.
Wie zum Beispiel jenen Diplomaten, der an der Berliner französischen Botschaft beschäftigt, seine Karriere von einer deutsch-französischen Verständigung abhängig gemacht hatte. Er lebte seit Jahren in Deutschland und haßte es aufrichtig. Aber was konnte dieser Haß gegen seine Liebe zu sich selbst? Jeden Schritt der sogenannten Annäherung schrieb man ihm zugute, er vollbrachte Leistungen wider seinen Willen, er war ein Spezialist für Liebe zu Deutschland.
Ehrlicher, aber auch ahnungslos war die Dame mit den Beziehungen, die außer einem freundlichen Gesicht und einer gut gebauten Statur gerade soviel Verstand hatte, wie ein Zeitungsbericht erfordert und ein Gespräch mit einem deutschen Minister.
Sie alle sprachen in weihevollen Stunden von einer Gemeinsamkeit der europäischen Kultur. Einmal fragte Tunda:
»Glauben Sie, daß Sie imstande wären, mir präzise zu sagen, worin diese Kultur besteht, die Sie zu verteidigen vorgeben, obwohl sie gar nicht von außen angegriffen wird?«
»In der Religion!« – sagte der Präsident, der niemals die Kirche besuchte.
»In der Gesittung« – die Dame, von deren illegitimen Beziehungen die Welt wußte.
»In der Kunst« – der Diplomat, der seit seiner Schulzeit kein Bild betrachtet hatte.
»In der Idee Europa« – sagte klug, weil allgemein ein Herr namens Rappaport.
Der Aristokrat aber begnügte sich mit dem Zuruf:
»Lesen Sie doch meine Zeitschrift!«
»Sie wollen«, sagte Tunda, »eine europäische Gemeinschaft erhalten, aber Sie müßten sie erst herstellen. Denn die Gemeinschaft ist ja nicht

vorhanden, sonst würde sie sich schon selbst zu erhalten wissen. Ob man überhaupt irgend etwas herstellen kann, scheint mir ja sehr zweifelhaft. Und wer sollte übrigens diese Kultur, wenn sie noch da wäre, angreifen? Etwa der offizielle Bolschewismus? Der will sie ja auch in Rußland.«
»Aber zugleich hier – jedenfalls hier zerstören, um sie vielleicht allein zu besitzen«, rief der Herr Rappaport.
»Ehe er dazu kommt, ist sie wahrscheinlich durch einen neuen Krieg verschwunden.«
»Eben den wollen wir ja verhindern«, sagten mehrere auf einmal.
»Wollten Sie es nicht auch im Jahre 1914? Als aber der Krieg ausbrach, gingen Sie in die Schweiz, gaben dort Zeitschriften heraus, und hier erschoß man die Kriegsdienstverweigerer. Sie haben jedenfalls genug, um ein Billett nach Zürich rechtzeitig zu lösen, und immer Beziehungen, um einen gültigen Paß zu bekommen. Aber das Volk? Ein Arbeiter muß sogar in Friedenszeiten drei Tage auf ein Visum warten. Nur einen Einberufungsschein bekommt er sofort.«
»Sie sind ein Pessimist«, sagte der gütige Präsident.
In diesem Augenblick betrat ein Herr das Zimmer, den Tunda schon kannte. Es war Herr de V. Er kam eben von einer Amerikareise zurück. Er war wieder Sekretär, nicht mehr bei dem Rechtsanwalt, sondern bei einem hohen Politiker.
Nie hätte er gedacht, so sagte er, daß Tunda wirklich nach Paris kommen könnte. Und welch ein glücklicher Zufall, der sie bei seinem alten, lieben Freund – so dürfe er doch wohl sagen –, dem Herrn Präsidenten, zusammenführte.
Dann begann der Sekretär, von Amerika zu erzählen.
Er war ein »geborener Erzähler«. Er ging von einer anschaulichen und übertriebenen Situation aus und kam von privaten Erlebnissen auf allgemeine Zustände. Er hob und senkte die Stimme, er erzählte die Hauptsachen sehr leise, so daß er Nebensachen mit lauter Stimme übertäuben durfte. Sehr ausführlich schilderte er den Verkehr in den Straßen und die praktischen Hotels. Über die Amerikaner machte er sich lustig. Theatervorstellungen beschrieb er mit Bosheit. Von Frauen deutete er Intimes an. Jedesmal zog er an den Bügelfalten über seinen Knien, es erinnerte von ferne an die schüchterne Bewegung eines jungen Mädchens, das seine Schürze zupft. Der Sekretär war unbedingt ein sympathischer Mensch. Aber seine plötzliche Rückkehr aus Ame-

rika bewirkte, daß der alte, gütige Präsident Tunda nicht mehr häufig einlud und daß er nicht mehr »Lieber Herr« zu ihm sagte, sondern »Mein Herr«.

XXVI

Tunda konnte bei Frau G. den intimen Freund eines großen Dichters und andere Menschen sehen.
Die Damen saßen in Hüten, eine ältere Dame zog nicht die Handschuhe aus. Sie nahm das kleine Gebäck mit den ledernen Fingern entgegen, steckte es zwischen Lippen aus Karmin, kaute es mit Zähnen aus Porzellan – ob ihr Gaumen echt war, blieb zweifelhaft. Aber nicht sie, sondern der Freund des großen Dichters erregte Aufsehen.
Der Freund des Dichters, ein Ungar, hatte sich in Paris so akklimatisiert wie einmal in Budapest. Die ungarische Melodie, mit der er französisch sang, hätte die empfindlichen Ohren der Franzosen beleidigt, wenn er nicht in dieser Melodie Geschichten aus dem Leben seines großen literarischen Freundes vorgetragen hätte. Auch der Ungar war ein Kulturvermittler und polyglott seit seiner Geburt. Er konnte davon leben. Denn er übersetzte Molnar, Anatole France, Proust und Wells – – jeden in die Sprache, in der es gerade verlangt wurde, und außerdem die gangbaren Possen in alle Sprachen zugleich. Er war bekannt auf der Pressetribüne des Völkerbundes in Genf, in den Kanzleien der Berliner Revuetheater, der Theateragenten und in den Feuilletonredaktionen aller großen Zeitungen des Kontinents.
Er sprach wie eine Flöte. Es war wunderbar, daß er mit dieser weichen Kehle in der Liga für Menschenrechte Protektionen für ungarische Freunde durchsetzen konnte. Er tat überhaupt manches Gute, nicht aus angeborener Hilfsbereitschaft, sondern weil ihn seine Verbindungen zwangen, Gefälligkeiten zu erweisen.
Es traf sich, daß er mit Tunda zusammen das Haus der Frau G. verließ. Er gehörte zu jenen mitteleuropäischen Männern, die ihre Gesprächspartner am Arm führen, bei jeder Straßenecke stehenbleiben oder zu sprechen aufhören müssen. Sie verstummen, wenn man ihnen den Arm entzieht, wie eine elektrische Lampe erlischt, wenn man den Kontakt aus der Wand entfernt.
»Sie kennen Herrn de V.?« fragte er.

»Nicht sehr genau!« erwiderte Tunda.
»Welch ein geschickter Mann – sehen Sie, jetzt kommt er gerade aus Amerika zurück. Eine Weltreise ist für ihn ein Katzensprung. Er hat übrigens schon die halbe Welt gesehen. Das kostet ihn keinen Pfennig. Er ist immer bei irgendeinem reichen oder wenigstens einflußreichen Mann beschäftigt. Als Sekretär oder –«
Er wartete eine lange Minute, dann sagte er: »Mit Frau G. ist es aus.«
Er ließ Tundas Arm los, stellte sich ihm gegenüber, als erwarte er etwas Außerordentliches.
Statt dessen aber sagte Tunda gar nichts.
»Sie wußten es wohl?« fragte er.
»Nein!«
»Aber Sie interessieren sich nicht für den Herrn.«
»Nur wenig.«
»Dann gehen wir einen Kaffee trinken.«
Und sie gingen einen Kaffee trinken.

XXVII

Um diese Zeit begann Tundas Geld auszugehen.
Er schrieb seinem Bruder. Georg antwortete, daß er mit barem Geld leider nicht helfen könne. Sein Haus stände allerdings immer offen.
Die Kühnheit der schönen Hotelwirtin, die Tunda so bewundert hatte, verwandelte sich in Hohn. Denn die schönen, jungen und kühnen Wirtinnen der Hotels haben nicht umsonst ein Leben hinter dunklen, billig geblümten Vorhängen verbracht. Dafür will man bezahlt sein.
Die Armut eines Mieters halten sie für eine ausgeklügelte Bosheit, ihnen persönlich vom Mieter zugedacht.
Die Vorstellung, die der kleine Bürger von der Armut hat: Der Arme hat sich lange um die Armut beworben, um mit ihrer Hilfe seinem Nächsten ein Leid anzutun.
Aber gerade vom kleinen Bürger ist, wer gar nichts hat, abhängig. Hoch oben hinter den Wolken lebt Gott, dessen Allgüte sprichwörtlich geworden ist. Ein bißchen tiefer unten leben die verwöhnten Menschen, denen es gutgeht und die vor jeder Ansteckung mit der Armut so gefeit sind, daß sich bei ihnen die wunderbaren Tugenden entwikkeln: Verständnis für die Not, Barmherzigkeit, Güte und sogar Vorur-

teilslosigkeit. Aber zwischen diesen Edlen und den andern, die den Edelmut am ehesten brauchen, sind als Isolatoren die Mittelständler geklemmt, die den Brothandel betreiben und die Versorgung der Menschen mit Kost und Quartier. Die ganze »soziale Frage« wäre gelöst, wenn die Reichen, die ein Brot verschenken können, auch die Bäcker der Welt wären. Es gäbe viel weniger Ungerechtigkeit, wenn die Juristen vom obersten Gerichtshof in den kleinen Strafgerichten säßen und die Polizeipräsidenten selbst die kleinen Diebe verhaften wollten.
So aber ist es nicht.
Der Hoteldiener fühlte zuerst, daß Tunda kein Geld mehr hatte. Im Laufe eines langen Lebens hatte er seinen angeborenen Instinkt für den Besitzstand der wechselnden Herren zu einer Prophetie entwickelt. Er hatte Millionen Rasierklingen stumpf werden sehen, Millionen Seifen kleiner werden, Millionen Zahnpastatuben flach werden. Er hatte tausend Anzüge aus den Kleiderschränken auswandern sehen. Er lernte erkennen, ob einer hungrig aus einem Park zurückkehrte oder satt aus einem Gasthaus.

XXVIII

Tunda kannte Europa noch nicht. Er hatte anderthalb Jahre für eine große Revolution gekämpft. Aber hier erst wurde ihm klar, daß man Revolutionen nicht gegen eine »Bourgeoisie« macht, sondern gegen Bäcker, gegen Kellner, gegen kleine Gemüsehändler, winzige Fleischhauer und machtlose Hoteldiener.
Niemals hatte er die Armut gefürchtet, er hatte sie kaum gefühlt. Aber in der Hauptstadt der europäischen Welt, aus der die Gedanken der Freiheit ausgehen und ihre Gesänge, sah er, daß man keine trockene Brotrinde umsonst bekommt. Die Bettler haben ihre ganz bestimmten wohltätigen Spender, und aus jedem mitleidigen Herzen, an das man klopft, kommt die Antwort: Schon besetzt!
Er ging einmal zu Frau G.
Zum erstenmal kam es ihm in den Sinn, daß zwischen ihr und ihm gar nichts bestand, daß jener Nachmittag, jener Abend in Baku nichts mehr waren als die Begegnung zweier Menschen auf einem Bahnhof, bevor sie in verschiedene Züge steigen. Er erkannte, daß ihre Fähigkeiten zu erleben, Schmerzen zu fühlen, Freude, Angst, Kummer, Jubel

und alles, was Leben ausmacht, erstorben waren. Er konnte nicht entscheiden, ob der Besitz, ob die materielle Sicherheit, in der sie lebte, sie stumpf gemacht hatten. Sie hatte ja die bewundernswerte, rätselhafte Fähigkeit, mit schlanken Fingern die Gegenstände und die Menschen, mit schönen schmalen Füßen und Zehen den Boden zu berühren. Jede ihrer Bewegungen hatte doch ihren Sinn, einen fernen, einen dichterischen Sinn, er war da außer dem unmittelbaren Zweck und wichtiger als dieser. In ihr war der Siedlungsbereich der europäischen Kultur, von der die Unglücksverhüter, die Europäer, sprachen. Keinen anderen, keinen stärkeren Beweis für die Existenz einer europäischen Kultur als diese Frau G. Aber damit sie sei, waren die Menschen ohne Herz, die Bäcker hart und die Armen ohne Brot. Und sie, das Resultat dieses Unglücks, wußte es nicht, durfte es nicht wissen, sie durfte nicht einmal eine große Leidenschaft fühlen, weil Leidenschaft der Schönheit schadet. So einfach war die Welt trotzdem nicht, wie Natascha einmal erklärt hatte. Es gibt auch andere Gegensätze als reich und arm. Aber es gibt eine Not, der man tausend Erkenntnisse und das Leben verdankt, und einen Reichtum, der tot macht, tot und schön, tot und zauberhaft, tot, glücklich und vollkommen.

Wie durch irgendein Gesetz verpflichtet, sagte Tunda: »Ich liebe Sie!« – vielleicht nur, um seine Anwesenheit zu erklären.

Denn was hätte er sonst hier zu suchen gehabt? Er suchte wie ein Mensch, der einen Menschen verliert, aus dem Trieb, der manchmal stärker ist als der Trieb der Selbsterhaltung, nach einem letzten Mittel, sie zu halten.

Er dachte die ganze Zeit: Was würde sie sagen, wenn es ihm einfiele, sie um Geld zu bitten. Wie häßlich käme es ihr vor, erstens, daß er kein Geld hatte, zweitens, daß er in ihrer Gegenwart davon sprach, drittens, daß er keine wichtigeren Sorgen hatte als die, was er morgen essen werde? Wie würde sie ihn verachten! Wie häßlich ist Geld, das man nicht hat! Um wieviel häßlicher, wenn man es mitten in der schönsten Stadt der Welt vor einer schönen Frau nötig hat. Arm sein war in ihren Augen das Unmännlichste – und nicht nur in ihren Augen. In dieser Welt war Armut Unmännlichkeit, Schwäche, Torheit, Feigheit und ein Laster.

Er verließ sie mit jener falschen, hoffnungslosen Freudigkeit, die dem Lächeln müder Artisten im Varieté gleicht, mit jener Freudigkeit, die wir hundertmal im Tage anlegen, als hätten wir uns vor einem Publi-

kum zu verneigen. Er nahm von ihr einen stillen Abschied wie ein überzeugter Selbstmörder von einem geliebten und verachteten Leben. Er ging die Rue de Berri entlang, in der sie wohnte, erreichte die Champs Élysées und befand sich außerhalb dieser Menschen, die er dennoch mit dem Ärmel streifte. Als stünde er wie ein Bettler jenseits der Welt und sähe sie nur durch eine harte, undurchdringliche, in all ihrer Freundlichkeit bedrohliche Fensterscheibe.

Es war ein heller Nachmittag, die kleinen Automobile liefen wie Kinder über die breiten Straßen, verspielt, heiter, lärmend. Da gingen die schönen, alten Herren, helle Handschuhe an den Händen, helle Gamaschen an den Füßen – und im übrigen waren sie dunkel gekleidet und feierlich und zugleich lebenslustig. Sie gingen in den Bois de Boulogne, um dort ihren fröhlichen, einem zweiten Morgen gleichen Lebensabend zu verbringen. Da gingen die kleinen Mädchen, die gesitteten, reifen, klugen Weltstadtkinder, die ihre Mutter an der Hand führen und mit der zierlichen Sicherheit der Damen über das Pflaster wandern, zauberhafte Wesen zwischen Tier und Prinzessin. Da saßen auf den Terrassen die erwachsenen Damen, zwischen roten Lippen gelbe Halme wie dünne Flöten. Die Welt lag hinter Glas, wie in einem Museum alte und wertvolle Teppiche, um deren Zerfall man zittert.

Tunda begegnete dem Freund des großen Dichters, denn es war die Zeit, in der in Paris die Angehörigen einer bestimmten Gesellschaftsschicht die Champs Élysées bevölkern – wenn mit dem Wort bevölkern der Spaziergang dieser Damen und Herren bezeichnet werden darf.

Es war, als würde sie jemand führen, wie man Tiere in den zoologischen Gärten oder in den Menagerien zur bestimmten Zeit des Tages herumführen mag; es war, wie man Museen für einige Stunden in der Woche öffnet und den Anblick seltener und alter Kostbarkeiten freigibt.

Wer dirigierte diese Menschen? Wer legte sie aus, in diesem Museum, das Champs Élysées genannt war, wer hieß sie herumgehen und sich drehen wie Mannequins? Wer führte sie in die Salons der Präsidenten und bei den Tees der schönen Frauen zusammen? Wie kamen die großen Dichter zu ihren Freunden und diese zu den großen Dichtern? Wie kam der Herr de V. zu dem Präsidenten?

Es waren keine Zufälle, es waren Gesetze.

Ach, was trieben sie nicht alles! Manchmal kamen sie Tunda vor wie

Totenwürmer, die Welt war ihr Sarg, aber im Sarg lag niemand. Der Sarg lag in der Erde, und die Würmer bohrten Wege durch das Holz, bohrten Löcher, kamen zusammen, bohrten weiter, und einmal wird der Sarg ein einziges Loch sein – dahin die Würmer und der Sarg, und die Erde wundert sich, daß keine Leiche dringelegen hat –

XXIX

Eines Tages faßte Tunda den Entschluß, den würdigen Präsidenten um Hilfe zu bitten. Er hatte einige Wochen gezögert. Denn er wußte nicht, ob es besser war, dem alten Herrn, der wahrscheinlich seine eigenen Schritte sehr sorgfältig überlegte und sich selbst vielleicht niemals einen noch so geringen Fehler verziehen hätte, einen ausführlichen, wenn auch knappen, wirkungsvollen und höflichen Brief zu schreiben oder ihn zu besuchen.

Tunda erfuhr, daß alle seine Erlebnisse nicht ausreichten, um ihn in einer Welt, in der er nicht heimisch war, sicher zu machen. Auf einmal verstand er die Furchtsamkeit der Invaliden, dieser Invaliden, die im Fegefeuer des Krieges Augen, Ohren, Nasen und Beine verlieren und in der Heimat dem Befehl eines Dienstmädchens gehorchen, das sie vom »Eingang für Herrschaften« verjagt. Er hatte Herzklopfen. Was er an Mut und an Lebenskraft jemals aufgebracht hatte, war nur die Folge bestimmter Situationen gewesen, und Feigheit war das Wesen des gezähmten Menschen.

Er schrieb einige Briefe und zerriß sie wieder. Er zwang sich, an die roten Nächte zu denken, an den flammenden Purpur seiner vergangenen Tage, an das gewaltige, unendliche, absolute Weiß des sibirischen Eises, an die gefährliche Stille der Wälder, die er durchwandert hatte und in denen nichts anderes hörbar war als der Atem des Todes, an den würgenden Hunger, der in seinen Eingeweiden gefressen hatte, an seine gefährliche Flucht und an jenen Tag, an dem er ohnmächtig über den Rücken eines galoppierenden Pferdes gehängt war, an jenen Augenblick, in dem er das Bewußtsein verlor und der so war wie ein jäher, aber dennoch langsamer Fall in eine schwarzrote Schlucht aus Weichheit, Entsetzen und Tod. Aber keine Erinnerung half. Denn die Gegenwart ist tausendmal stärker als die stärkste Vergangenheit – – und er verstand den Schmerz der Menschen, die vor zehn Jahren eine

gefährliche Operation heroisch überstanden haben und heute an einem Zahnschmerz zugrunde gehen.
Er entschloß sich, den Herrn Präsidenten aufzusuchen. Er hatte sich nicht angekündigt, und es war ihm, als er vor der Tür stand, ein Trost zu denken, daß er die ersten zwei Minuten mit der Entschuldigung seines plötzlichen Besuches ausfüllen konnte. Darauf würde der Präsident sicherlich mit gewohnter und gleichsam meisterhaft gehandhabter Herzlichkeit erwidern, es sei ihm gerade sehr angenehm, daß Tunda ihn aufsuche. Dann würde Tunda den Mut aufbringen, ihn zu enttäuschen.
Der Herr Präsident war zu Hause, und er war allein. Wiederum bewunderte Tunda die präzise, die ahnungslose und unerbittliche Maschinerie des Zeremoniells, das keinen Augenblick stockte und das sich um den Zweck seines Besuches nicht kümmerte, ihn die Ehren genießen ließ, die nur einem Unabhängigen, Stolzen, Freien gebühren. Ebenso zuvorkommend wie der Diener ihn heute noch behandelte, ebenso unerschütterlich würde er ihn morgen abweisen, wenn er endgültig und allen sichtbar in die traurige Kategorie der vergeblichen Bittsteller gesunken war. Es gibt keine Ausnahmen. Tunda dachte an das Gesetz, von dem einmal der angeheiterte Fabrikant gesprochen hatte. Man hat schon längst den Ausbruch aus seiner Klasse, seinem Stand, seiner Kategorie vollzogen, aber das Zeremoniell weiß noch nichts davon, und ehe es einen Aufstieg oder einen Absturz zur Kenntnis genommen hat, kann dieser und jener nicht mehr wahr sein. Tunda war wie einer, der aus einer durch Erdbeben vernichteten Stadt kommt und von den Ahnungslosen so empfangen wird, als käme er geradewegs aus einem fahrplanmäßig eingelaufenen Zug.
Erschienen ihm aber Vorzimmer und Diener noch wie in alten Zeiten – wie hatten sich die wenigen Wochen zu Dezennien plötzlich ausgedehnt! –, so empfand er im Anblick des Herrn Präsidenten doch die ganze Veränderung seiner Lage. Denn die Besitzenden, die Ruhigen, die Sorglosen, ja auch nur die mäßig Versorgten entwickeln einen Abwehrinstinkt gegen jeden Einbruch in ihre geschützte Welt, sie scheuen auch nur die Berührung mit einem Menschen, von dem sie eine Bitte erwarten dürfen, und ahnen die Nähe der Hilflosigkeit mit jener Sicherheit, die den Tieren der Prärie vor einem Waldbrand zu eigen wird. Der Herr Präsident hätte die ganze Veränderung in Tundas Lage erraten, und wenn er ihm bis dahin als ein Millionär und Klubge-

nosse des Citroën bekannt gewesen wäre, in dem Augenblick hätte er sie erraten, in dem sich ihm Tunda näherte, um ihm seine Armut einzugestehen – – der Präsident hätte sie erraten dank der prophetischen Gabe, die den Besitz, die Wohlgeborgenheit, die Bürgerlichkeit begleitet wie der Schäferhund den blinden Bürstenbinder.
Des Präsidenten Adel verwandelte sich in Furcht, seine Zurückhaltung in Strenge, seine Vorsicht in Verdrossenheit. Ja, sogar seine Schönheit war einer billigen, äußerlichen, leicht erklärbaren Eitelkeit gewichen. Sein schöner, silberner Bart war das Ergebnis eines Kammes und einer Bürste, seine glatte Stirn ein Abzeichen des gedankenlosen und bequemen Egoismus, seine gepflegten Fingernägel eine Art soignierter Krallen, sein Blick der Ausdruck eines glatten, gläsernen Auges, das die Bilder der Welt nicht anders aufnahm als ein Spiegel.
»Es geht mir schlecht, Herr Präsident!« sagte Tunda.
Der Präsident machte ein noch ernsteres Gesicht und wies auf einen bequemen, ledernen Sessel, wie ein Arzt, bereit, zu horchen und mit jenem freudigen Interesse zu hören, mit der Ärzte eine Krankheitsgeschichte vernehmen, weil es ihr Studium auf jeden Fall fördern kann. Er saß da wie der Ewige, im Schatten wie in einer Wolke, während auf Tunda durch das Fenster ein breiter Sonnenstreifen fiel, so daß seine Knie beleuchtet waren und das Licht vor ihm stand wie eine goldene, durchsichtige Wand, hinter welcher der Herr Präsident saß und hörte oder auch nicht hörte. Dann aber geschah das Merkwürdige, daß der Herr Präsident aufstand – die Wand aus gläsernem Gold war bis zu ihm vorgerückt, er durchbrach sie, da wurde sie ein goldener Schleier, der sich seinen Körperformen anpaßte, auf seiner Schulter lag und ein paar weiße Haarschuppen auf seinem blauen Anzug sichtbar machte. Der Präsident stand, menschlich geworden, streckte Tunda die Hand entgegen und sagte: »Vielleicht kann ich was für Sie tun.«

XXX

Tunda ging durch die heiteren Straßen mit der großen Leere im Herzen, wie sie ein entlassener Sträfling auf seinem ersten Gang in die Freiheit fühlt. Er wußte, daß der Präsident ihm nicht helfen konnte, auch wenn er ihm die Möglichkeit verschaffte, zu essen und einen Anzug zu kaufen. Ebensowenig macht man einen Sträfling frei, wenn man

ihn aus dem Gefängnis entläßt. Ebensowenig macht man ein elternloses Kind glücklich, wenn man ihm einen Platz im Waisenhaus sichert. In dieser Welt war er nicht zu Hause. Wo war er es? In den Massengräbern.

Das blaue Licht brannte auf dem Grab des Unbekannten Soldaten. Die Kränze dorrten. Junge Engländer standen da, die weichen, grauen Hüte in den Händen und die Hände auf dem Hintern. Aufgebrochen aus dem Café de la Paix waren sie, das Grabmal zu sehn. Ein alter Vater dachte an seinen Sohn. Zwischen ihm und den jungen Engländern war das Grab. Tief unter den beiden lagen die Gebeine des Unbekannten Soldaten. Der Alte und die Jungen reichten sich über das Grab hinweg die Blicke. Es war ein stilles Einverständnis zwischen ihnen. Es war, als schlössen sie einen Pakt, den toten Soldaten nicht gemeinsam zu beklagen, sondern gemeinsam zu vergessen.

Tunda war schon einigemal an diesem Denkmal vorübergegangen. Immer umstanden es Touristen, die Reisehüte in der Hand – und nichts kränkte ihn mehr als ihre Ehrenbezeugung. Es war, wie wenn Weltenbummler, die auch noch fromm sind, während eines Gottesdienstes eine berühmte Kirche besichtigen und, den Reiseführer in der Hand, vor einem Altar niederknien, aus Gewohnheit und um sich nichts vorwerfen zu müssen. Ihre Andacht ist eine Lästerung und ein Lösegeld für ihr Gewissen. Nicht dem toten Soldaten zu Ehren, sondern den Überlebenden zur Beruhigung brannte das blaue Flämmchen unter dem Arc de Triomphe. Nichts war grausamer als die ahnungslose Andacht eines überlebenden Vaters am Grabe seines Sohnes, den er geopfert hatte, ohne es zu wissen. Manchmal war es Tunda, als läge er selbst dort unten, als lägen wir alle dort unten, die wir aus einer Heimat auszogen, fielen, begraben wurden oder auch zurückkehrten, aber nicht mehr heimkehrten – denn es ist gleichgültig, ob wir begraben oder gesund sind. Wir sind fremd in dieser Welt, wir kommen aus dem Schattenreich.

Nach einigen Tagen ließ ihn der Herr Präsident kommen.

Zwischen beiden war nunmehr die Distanz, die zwischen dem Helfer und dem Hilflosen besteht, eine andere Distanz als die zwischen dem Älteren und dem Jüngeren, dem Heimischen und dem Fremden, dem Mächtigen und dem zwar Schwachen, aber Selbständigen. In den Blikken des Präsidenten lag zwar keine Geringschätzung, aber auch nicht mehr jene stille Bereitschaft zur Hochachtung, die noble Menschen für

jeden Fremden übrig haben, die Gastfreundschaft der Vorurteilslosigkeit. Vielleicht war Tunda sogar seinem Herzen nähergekommen. Aber sie waren nicht mehr gleich Freie. Vielleicht hätte der Alte von nun an sogar eines seiner Geheimnisse Tunda anvertraut; aber nicht mehr eine seiner Töchter.
»Ich habe etwas gefunden«, sagte der Präsident. »Da ist der Herr Cardillac, dessen Tochter eine Reise nach Deutschland unternimmt und die ein wenig Konversation braucht. Man sucht ja gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten ältere Damen auf, die aus dem Elsaß stammen. Aber ich bin prinzipiell gegen diese Art Lehrerinnen, weil sie zwar die Sprache beherrschen, aber ein ganz anderes Gebiet der Sprache – nicht dasjenige, das eine junge Dame aus reichem Hause nötig hat. Es fehlt diesen Lehrerinnen an den nötigen Vokabeln. Dagegen dachte ich, daß ein junger Mann von guter Erziehung, von Welt, von Kenntnissen, von allerhand Erfahrung« – die Zahl der Tugenden Tundas wuchs zusehends – »gerade die richtige und notwendige Sprache führt. Es wird sich darum handeln, der jungen Dame auch von den Zuständen des Landes zu erzählen, in das sie jetzt fährt, ohne Kritik natürlich und ohne in ihr Vorurteile zu erwecken. Diese Vorurteile wären um so schlimmer, als Herr Cardillac, der, unter uns gesagt, gar nicht so heißt, Verwandte, entfernte Verwandte allerdings, in Deutschland besitzt, in Dresden und Leipzig, wenn ich nicht irre.«
Als bedürfte ein Präsident, der sich für den europäischen Frieden einsetzte, Hochachtung für Deutschland bezeugte, als bedürfte ein solcher Präsident der Erklärung dafür, daß er einen Herrn Cardillac kenne, der deutsche Verwandte besitzt, sagte der alte Herr:
»Herrn Cardillac kenne ich nicht genau, er selbst ist mir vor einigen Jahren empfohlen worden, von einer alten Mailänder Familie, die weltbekannte Kachelöfen und weitverbreitete Nippesgegenstände erzeugt. Herr Cardillac ist ein wohlsituierter Mann, er beschäftigt sich, glaube ich, mit Kunsthandel, seine Beziehungen sind zwar mehr geschäftlicher als gesellschaftlicher Natur, aber Sie wissen ja, mein lieber Herr« – er sagte wieder: mein lieber Herr – »wie nach dem Krieg geschäftlich und gesellschaftlich identische Begriffe geworden sind – –«
Und der Herr Präsident versank für einige Augenblicke in Schweigen, in eine Erholungspause, um sich von dem Schock, den er sich durch die Feststellung der Identität von gesellschaftlich und geschäftlich selbst zugefügt hatte, zu kurieren.

Er wollte zwar den Frieden unter den Nationen, aber er verstand darunter den Frieden einiger gesellschaftlicher Schichten, er hatte zwar keine Vorurteile, er kam sich wie der fortschrittlichste Mensch der gebildeten Welt vor, aber die Kategorien, die er sich geschaffen hatte, lagen festgegründet gerade auf den Vorurteilen, die er ablehnte. Mit denen, die man »Reaktionäre« nennt, hatte der Präsident die Fundamente gemein, nur war sein Haus luftiger, es hatte mehr Fenster, mußte aber in dem Augenblick zusammenbrechen, in dem man das Fundament anrührte. Gewiß schämte er sich seiner Bekanntschaft mit Herrn Cardillac. Daß er von diesem Herrn sprechen mußte, war ihm unangenehm. Vielleicht wäre es ihm ebenso leichtgefallen, Tunda einem andern und höher gestellten Fräulein zu empfehlen. Aber so hoch stand Tunda nicht mehr in seinen Augen, seitdem er ihn um Hilfe gebeten hatte.

XXXI

So kam Tunda in das Haus des Herrn Cardillac.

Er hatte nie ein größeres Haus gesehen. Es erschien ihm noch geräumiger, als es war, weil er es nicht ganz kennenlernte, weil er immer wieder nur Teile, Bruchstücke des Hauses zu sehen bekam, er kannte dieses so wenig, wie man ein Lexikon kennt, aus dem man nur von Zeit zu Zeit einen bestimmten Band herausgreift, um ein bestimmtes Wort zu suchen.

Am stärksten interessierte ihn Fräulein Pauline, mit der er Konversation zu führen hatte. Achtzehnjährig, braun, von dem Teint, den man vom Balkan her kennt – Herr Cardillac kam aus dem südlichen Rumänien –, dem Teint, der an die Farbe von Meteorsteinen erinnert und aus Eisen, Wind und Sonne zu bestehen scheint, mit abfallenden, schmalen, ärmlichen und mitleiderweckenden Schultern, mit weichen und sanften Hüften, denen einmal eine gefährliche, entstellende Breite drohte, erschien Pauline würdig eines besseren Vaters, als es der ihrige war, und eines reicheren, satteren Lebens, als sie führte. Es war eine der verhängnisvollen Neigungen Tundas, mit den hübschen Frauen Mitleid zu haben. Ihre Schönheit schien ihm nur der berechtigte Lohn für ihren Wert zu sein, er konnte sich nicht daran gewöhnen zu denken, daß die Schönheit eines weiblichen Körpers kein Überfluß, keine

Gnade, kein Luxus ist, etwa wie das Genie eines männlichen Geistes, sondern das selbstverständliche Werkzeug ihrer Existenz wie ihre Gliedmaßen, ihr Kopf, ihre Augen. Ihre Schönheit ist das einfache, ja das primäre Abzeichen einer Frau, wie die Brust ein Organ ihrer Geschlechtlichkeit und ihrer Mütterlichkeit. Die meisten Frauen sind schön – ebenso wie die meisten Menschen keine Krüppel sind. Tunda aber verblüffte jede Schönheit in dem Maße, daß er eine Erklärung für sie in einem nicht genügend gewürdigten Verdienst ihrer Trägerin zu suchen geneigt war. Am Anfang seiner Liebe stand immer das Mitleid – neben dem Zwang, eine himmelschreiende Ungerechtigkeit aus der Welt zu schaffen.

Zuerst also überschätzte er Pauline. Es bereitete ihm ein Vergnügen, zu sehen, wie sie ins Zimmer trat, in dem er sie erwartete, wie sie einen Augenblick lang einen Spalt der Tür offenließ, die in ihr Zimmer führte und das mit unbeschreiblichen, gestaltlosen, rein atmosphärischen Kostbarkeiten gefüllt zu sein schien. Es freute ihn zu sehen, wie sie mit graziöser Hilflosigkeit den Arm hinter den Rücken steckte, um die Tür, deren Klinke sich in der Höhe ihres Kopfes befand, zu schließen – sie tat es wie etwas Verborgenes, Gefährliches und nur ihnen beiden Bewußtes, so daß es jedesmal einen Augenblick aussah, als hätten sie hier eine verbotene Zusammenkunft. Ihre dünnen Hände, die kaum etwas zu halten wagten, waren kühl, von einer zarten, nur zögernd verblassenden Röte, die ständig an die jüngst verflossenen Backfischjahre Paulines erinnerte. Sie gebrauchte diese Hände vorsichtig, als wären es geliehene, kostbare Gliedmaßen; ungefähr wie junge Vögel ihre Flügel, so empfand Pauline ihre Hände. Sie streckte den Arm zu weit aus, oder sie hielt den Ellenbogen zu ängstlich an die Brust gepreßt, sie hatte noch nicht Übung im Abschätzen der Distanzen. Es gefiel Tunda die Viertelbogenrundung am Profil des gesenkten Kinns und der weiße, weiche Flaum, der über dem ganzen braunroten Angesicht gebreitet war, eine Art silbernes Moos der Jugend und der Schönheit.

Dennoch wußte er immer, daß dieses Mädchen, so jung und klein es auch noch war, ebenso wie die Großen aus einer Welt kam, die er verachtete und die ihre Schönheit nicht verdiente. Von welchen Menschen kam sie, zu welchen Menschen fuhr sie? Ihre Tage und Nächte waren ausgefüllt mit den schmählichen und lächerlichen Gedanken, Reden, Erlebnissen und Bewegungen dieser Menschen. Sie fuhr mit

ihnen spazieren, besuchte Bälle, Berge und Badeorte, verliebte sich in sie, spielte und tanzte mit ihnen, heiratete einen von ihnen und gebar Kinder, die ihnen allen glichen. Grund genug, sie zu verachten! Grund genug zu denken, daß die Natur, blind wie sie ist, auch die Frauen dieser widernatürlichen Kaste schön macht, wie sie ihre Männer gesund wachsen läßt. Ähnlich wie ein Mönch, der in die Gefahr gerät, an einer Frau Gefallen zu finden, dieser Gefahr entgeht dank der unnatürlichen, aber unfehlbaren Methode, die Frau von ihren Reizen zu subtrahieren, so begann Tunda, Pauline zu ihrer Welt zu addieren. Bald fand er in der Tiefe ihrer hurtigen, koketten und stets besonnten Augen, in der anatomisch nicht festzustellenden, medizinisch nicht benannten Tiefe eine stumpfe Wand, an der die Bilder der Welt traurig zerschellten.

Er fand in den glatten und gepflegten Zügen die kalte Dummheit, die so ähnlich ist der lieblichen Gutmütigkeit, der herzlichen Grazie, der ahnungslosen Lebensfreude, diese trostlose, entzückende, elegante Dummheit, die sich des Bettlers am Straßenrand erbarmt und mit jedem ihrer leichten Schritte tausend Leben zertritt.

Es war ein reiches Haus. Die jungen Leute, die dort verkehrten, kannten sich in den Tattersalls und auf den internationalen Sportplätzen ebensogut aus wie ihre Väter auf den Juwelenbörsen zwischen Bukarest und Amsterdam. Aber ebenso wie an leichter Farbenblindheit Kranke für einen Teil der Farbenskala keine Empfindung haben und Violett von Blau und Blau von Dunkelgrün schwer oder gar nicht unterscheiden können, so fehlte diesen jungen Leuten der Sinn für Schönheit, Häßlichkeit, Natürlichkeit, Unnatur, Annehmlichkeit und Ekel bestimmter Situationen und bestimmter »Zustände«. Ja, dergleichen hatten sie überhaupt nicht. Am meisten wunderte sich Tunda darüber, daß sie, die doch von der Natur begeistert und mit ihr verbündet zu sein vorgaben und es auch glaubten, von den wechselnden Launen der Natur gar nicht berührt wurden, daß sie an trüben und kühlen wie an warmen und heiteren Tagen die gleiche Physiognomie des Gemüts aufwiesen, daß sie in gewittriger Schwüle wie in frischer Nachregenzeit, am Mittag, bei Auf- und Untergang der Sonne sich immer in jener heiter-festlichen, hastigen und etwas verschwitzten Stimmung befanden, wie sie bei Tennisturnieren Teilnehmer und Ballaufklauber beherrscht. Im Smoking wie im Sporthemd waren sie die gleichen. Mit starken, weißen, breiten und wie eine Reklame für Kalo-

dont wirkenden Zähnen, die sie entblößten, statt zu lächeln, mit breit wattierten Schultern und schmalen Taillen, mit großen, muskulösen und von jedem Tastgefühl gesäuberten Händen, mit bunten und dünnen Katzenschleifchen am Hals, mit sauber geschnittenem, gut gepflegtem Haar, das seine Farbe niemals zu verlieren versprach, massiert, geduscht und jeden Augenblick wie aus Seebädern gestiegen, kamen ihm die jungen Männer wie eine Art großstädtischer, gezähmter und auf dem Korso gehaltener Raubtiere entgegen, für deren Unterhalt der Magistrat zu sorgen hatte. Sie sprachen mit schallenden Stimmen, in den Mundhöhlen entstand schon das Echo. Höflichkeitsphrasen, wie sie in den billigsten Führern zu einem guten Benehmen stehen, sagten sie mit unerschütterlichem Ernst auf. Von allen Gebieten des menschlichen Lebens wußten sie zu sprechen, in dem Ton, in dem die mondänen Zeitschriften auf den letzten Seiten und im kleinsten Druck, nachdem die Moden der nächsten Saison absolviert sind, pflichtgemäß von Politik, Literatur und Finanzen berichten. Über Maschinen und Automobile unterhielten sich die jungen Leute in der Sprache der Inserate. Überhaupt schienen sie ihren Stil aus den Anzeigenteilen der Zeitungen zu beziehen. Immer wußten sie Bescheid – und was sie von Dingen und Zuständen sagten, traf Dinge und Zustände ungefähr so, wie die Aufnahme eines fliegenden Photographen im Park die Physiognomie eines unruhigen Brautpaares.

Die weiblichen Mitglieder dieser Gesellschaft führten ein frohgelauntes Leben in dünnen, bunten, leichten und kostbaren Kleidchen. Sie gingen auf tadellos geformten Beinen, in Schuhen von überraschendem, ja manchmal exzentrischem Schnitt über das Pflaster, lenkten Automobile, galoppierten auf Pferden, kutschierten leichte Wägelchen, und Claude Anet war der Autor ihres Herzens. Sie tauchten niemals einzeln oder zu zweit auf, sie formierten sich, den Zugvögeln ähnlich, in Schwärmen, und sie waren alle gleich schön wie Vögel. Untereinander mochten sie sich wohl durch bestimmte Kleider und Schleifen, durch die Verschiedenheit einiger Haarfärbemittel und Lippenstifte unterscheiden. Dem Außenstehenden aber waren sie Kinder derselben Mutter, Schwestern von verblüffender Gleichheit. Daß sie verschiedene Namen trugen, war ein Irrtum der Behörden.

Übrigens hatten die meisten englische Vornamen. Man hatte sie – und das war vollkommen gerecht – nicht nach Heiligen genannt und nicht nach Großmüttern, sondern nach Heldinnen amerikanischer Filme

oder englischer Salonlustspiele. Nichts fehlte ihnen mehr zur Übernahme bestimmter Rollen. So wie sie ins Zimmer traten, eine Wolke von Duft und Schönheit vor sich her wehend und um sich verbreitend, konnten sie eine Bühne betreten oder sich in agierende Schatten auf einer Leinwand verwandeln. Es war selbstverständlich, daß sie, die so lebendig waren, nicht lebten. Tunda empfand sie nicht als Wirklichkeiten, ebenso wie man die Girls auf den Varietébühnen, weil sie so unwahrscheinlich gleichartig, schön und zahlreich sind, trotz ihrer körperlichen Lebhaftigkeit, ihrer fleischlichen Tugenden dennoch wie eine Art Wachtraum empfindet, eingeschaltet zwischen Amüsiernummern, Folgen einer hypnotischen Suggestion. Alle diese Mädchen erschienen Tunda wesenlos wie Photographien in illustrierten Zeitungen. Es war, wenn sie ihm entgegenkamen, als hätte er sie aufgeblättert. In Wirklichkeit waren sie ja auch die anmutigen Objekte der illustrierten Zeitungen. Sie waren ja die größere Hälfte der mondänen Welt, im Winter (strahlend weiße Wolle an den Körpern) im blendenden Schnee von St. Moritz rodelnd, im Februar blumenbekränzt auf dem Faschingskorso in Nizza, im Sommer nackt an den Ufern der Meere, im Herbst heimkehrend und mit neuen Hüten die Wintersaison eröffnend.
Sie waren alle schön. Sie besaßen die Schönheit einer Gattung. Es schien, als hätte ihr Schöpfer eine große Quantität Schönheit an alle gleichmäßig verteilt, aber sie reichte nicht aus, um sie untereinander zu differenzieren.

XXXII

Dachte Tunda an Irene, so erschien sie ihm ebensoweit von dieser sorglosen und anmutigen Welt entfernt wie er selbst. Man kann ein solches Verhältnis »romantisch« nennen. Es scheint mir, daß dies der einzige Begriff ist, der heute noch Berechtigung hat. Es scheint mir, daß zwischen der Qual, diese Wirklichkeit, diese unwahren Kategorien, seelenlosen Begriffe, ausgehöhlten Schemata zu ertragen, und der Lust, in einer Unwirklichkeit zu leben, die sich selbst bekennt, keine Wahl mehr sein kann. Zwischen einer Irene, die Golf spielt und Charleston tanzt, und einer, die nicht einmal polizeilich registriert ist, vor die Wahl gestellt, entschied sich Tunda für die zweite. Was aber gab

ihm das Recht, eine Frau zu erwarten, die anders war als alle, die er sah? Als Frau G. zum Beispiel, die er doch einen Abend lang geliebt hatte, das ferne Abbild der fernen Irene. – Nur die Tatsache, daß er sie versäumt hatte; daß er auf dem Wege zu ihr, von einem fremden Schicksal wie von einem Wind ergriffen, in andere Gegenden getragen worden war, in andere Jahre, in eine andere Existenz.

Es war das letzte Mal, daß er zu Pauline kam. Ihre Koffer standen halbgefüllt und immer offen in ihrem Zimmer. Sie fuhr endlich nach Dresden. Tunda sprach mit ihrem Vater. Herr Cardillac saß auf einem Stuhl, der ihn nicht ganz fassen konnte, er ragte über den Sitz hinaus und über die Lehne, obwohl er nicht etwa allzuviel Fett oder Fleisch besaß, sondern eher muskulös als dick war, eher gedrungen als kolossal. Er war klein, er stand auf kurzen Beinen sehr fest, unerschütterlich wie ein eiserner Gegenstand, sein Nacken war rot und hart, sein Hals kurz, seine Hände breit, aber seine Finger, als hätte er sie erst spät anfertigen lassen, von einer gewissen Grazie. Sie machten ihn beinahe sympathisch, wenn sie ungezogen auf dem Tische trommelten oder die Knöpfe der Weste abtasteten oder zwischen Hals und Kragen krochen, um den steifen Hemdsaum zu lockern. Ja, Tunda fand Herrn Cardillac sogar erträglich. Die ältere Generation konnte er überhaupt besser leiden. Ein Sohn des Herrn Cardillac wäre ihm unerträglich gewesen. Der Vater aber hatte noch, wenn er sich für kurze Augenblicke vergaß und schwach wurde, die sympathische, biedere, eigentlich mitleidheischende Armut des arbeitenden Mannes, die einer Vorurteilslosigkeit gleich ist und der Güte nahekommt. Seine simple Ehrlichkeit lag begraben, aber fühlbar unter einer Schicht von anerzogenen Manieren, schwer erworbenen und schwer erhaltenen Hemmungen, unter mühsam aufgeschichteten Verteidigungsschanzen aus Stolz, Selbstbewußtsein und nachgeahmter Eitelkeit. Wenn man aber Herrn Cardillac ins Auge sah – er trug eine Brille, ohne weitsichtig zu sein und nur um sein nacktes Auge zu maskieren, über dem die Brauen ausgegangen waren –, wenn man gleichsam mit einem vertrauten Blick diese Brille abnahm und also Herrn Cardillac entkleidete, dann geschah es, daß er mit leiser Stimme von seiner harten Jugend zu sprechen begann und nur wenig log. In dem Augenblick aber, in dem die Rede auf das Allgemeine geriet, wurde Cardillac offiziell, und es war, als hätte er das Mandat, die Gesellschaft zu vertreten, deren Stütze er war und die ihm seine angenehme Lage ermöglichte.

Tunda unterhielt sich also mit Herrn Cardillac, er war sogar ein bißchen wehmütig, da er sein Haus verlassen sollte. Cardillac lud ihn ein, im Winter wiederzukommen. Es gebe kleinere und wohl auch größere, aber meist intime Gesellschaftsabende, bei denen junge Männer immer gerne gesehen würden. Sie schüttelten sich die Hände, Tunda nahm einen Scheck entgegen, verabschiedete sich von Fräulein Pauline und ging.

Vor dem Haustor stand ein Auto, der Motor sang noch, der Chauffeur machte die Tür auf, und eine Dame trat heraus. Sie war schlank, blond, grau gekleidet. Tunda sah mit einem Blick die schmalen Schuhe, graues, glattes Leder, die den Fuß sanft umspannten, sah den dünnen, gleichsam blühenden Strumpf, diese künstliche und doppelt erregende Haut des Beins, er umklammerte mit beiden Augen, wie mit zwei Händen, die schmalen, lockeren Hüften. Die Frau kam immer näher, und obwohl vom Rand des Bürgersteigs bis zur Schwelle des Hauses, auf der er stand, kaum drei Schritte zurückzulegen waren, schien es ihm, als dauerte ihr Weg eine halbe Ewigkeit, als ginge sie zu ihm, geradewegs zu ihm und nicht in das Haus und als hätte er schon seit Jahren auf diesem Fleck diese Frau erwartet.

Ja, sie kam heran, er sah in ihr schönes, stolzes, geliebtes Gesicht. Sie erwiderte seinen Blick. Sie sah ihn an, ein bißchen unwillig und ein bißchen geschmeichelt, wie Frauen im Vorübergehen den Spiegel eines Restaurants oder einer Treppe sehen, vergnügt festzustellen, wie schön sie sind, und die Billigkeit des Glases verachten, das dennoch nicht imstande ist, ihre Schönheit wiederzugeben. Irene sah Tunda und erkannte ihn nicht. Eine Wand stand in der Tiefe ihres Auges, eine Wand zwischen Netzhaut und Seele, eine Wand in ihren grauen, kühlen, unwilligen Augen.

Irene gehörte zur anderen Welt. Sie ging zu den Cardillacs. Sie fuhr mit Fräulein Pauline nach Dresden. Sie lebte gesund und glücklich, spielte Golf, badete an den sandigen Ufern der Meere, hatte einen reichen Mann, empfing und gab Gesellschaften, gehörte Wohltätigkeitsvereinen an und hatte ein gutes Herz. Tunda aber erkannte sie nicht.

XXXIII

Tunda bekam einen dicken Brief, endlich den ersten Brief von Baranowicz.
Er hatte einige Umwege gemacht, war von Berlin zu Georg gegangen, es war ein weit gewanderter Brief, drei Monate hatte er gebraucht. Es schien, daß er unterwegs zugenommen hatte.
Baranowicz dankte für das Geld, er war bereit, es zurückzuschicken und noch etwas dazu. Denn er hatte glänzende Geschäfte gemacht, einen Teil seines Grundstückes hatte ihm der Staat abgekauft, die Erde enthielt kostbare Minerale. Man sprach von Platin. Außerdem würde in einem halben Jahre eine neue wissenschaftliche Expedition abgehen, mit Baranowicz als Führer durch die Taiga. Hätte Tunda Lust, so könnte er mitkommen. Baranowicz hatte schon Vorschuß für allerhand Ausrüstungen bekommen.
Dann kam ein Abschnitt, der Tunda ein wenig überraschte. Er lautete:

»Fast hätte ich das Wichtigste vergessen: Vor zwei Monaten kam eine Frau bei mir an, es taute schon, und die Tage wurden länger, eine Frau wie ein Vogel. Sie stellte sich als meine Schwägerin vor, sie kam vom Kaukasus her, mit vielen Pelzen und Deiner Photographie als Beweis, drei Wochen hatte sie gebraucht. Ein Pelzhändler aus Omsk brachte sie, Du hättest ihr Geld geschickt, sagte sie. Und zu mir kam sie, weil ich ihr einziger Verwandter in der Welt wäre – und ihr Onkel, ein Töpfer, sei gestorben.
Sie heißt Alja und ist den größten Teil des Tages stumm.
Ich lasse sie wohnen, mache ihr ein Bett, und so lebt sie neben mir. Wir sprechen selten, und ich frage sie nicht, was sie ohne Dich machen wird. Sie spricht sehr schlecht Russisch, wenn sie überhaupt den Mund aufmacht. Wenn ich mich recht darauf verstehe, ist sie schön.
Ich kann ihr auch Geld geben, wenn Du willst, daß sie zu Dir kommt. Ich kann sie aber auch behalten. Mir ist es gleich! Schreibe mir, Irkutsk postlagernd. Jeden Monat holt Isaak Gorin, der Grammophonhändler, meine Post ab.
Ich hab' ihm auch ein Grammophon abgekauft, und die Frau, die Deine Frau zu sein angibt, hört gern zu. Manchmal weint sie auch. Vielleicht weint sie um Dich, denke ich so – und dann können mir auch die Tränen kommen.

Jekaterina Pawlowna wollte ich schon einmal zu mir holen, aber sie geht nicht. Sie hat Geld erspart. Sie will nicht unter Wölfen sterben, sagt sie, sondern in der Stadt, unter Menschen.«

Tunda konnte also zurückkehren – zu Baranowicz, von dem er fortgegangen war, Irene zu suchen.
Er konnte zurückkehren. Seine Frau erwartete ihn schon.
Er sah das Gehöft seines Bruders, die zwei Hunde, Barin und Jegor, den großen kupfernen Kessel, in dem das Fleisch kochte, die Felle der Elentiere auf dem tiefen Bett, er hörte den Schlag der Uhr und das leise Ächzen, das sie vor jedem Schlag ausstieß, und das harte Klopfen der Rabenschnäbel auf dem Fensterbrett.
Aber er hatte keine Sehnsucht nach der Taiga. Hier, so schien es ihm, war sein Platz und sein Untergang. Er lebte vom Geruch der Fäulnis, und er nährte sich von dem Moder, er atmete den Staub der zerfallenden Häuser und lauschte mit Entzücken dem Gesang der Holzwürmer.
Er behält die Photographie Irenes, wie er sie jahrelang getragen hat. Sie liegt auf seiner Brust. Er geht mit ihr durch die Straßen. Auf dem Platz vor der Madeleine bleibt er stehen und sieht in die Rue Royale.
Damals traf ich Tunda.

XXXIV

Es war am 27. August 1926, um vier Uhr nachmittags, die Läden waren voll, in den Warenhäusern drängten sich die Frauen, in den Modesalons drehten sich die Mannequins, in den Konditoreien plauderten die Nichtstuer, in den Fabriken sausten die Räder, an den Ufern der Seine lausten sich die Bettler, im Bois de Boulogne küßten sich die Liebespaare, in den Gärten fuhren die Kinder Karussell. Es war um diese Stunde, da stand mein Freund Tunda, 32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger, starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der Madeleine, inmitten der Hauptstadt der Welt und wußte nicht, was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus.
So überflüssig wie er war niemand in der Welt.

DAS REICHE HAUS GEGENÜBER

Novelle

1928

Ich war um jene Zeit, in der ich das Folgende erlebt habe, nicht reich und nicht arm. Es ging mir nicht so schlecht, daß ich etwa im Anblick reicher Häuser und Menschen dem Neid anheimgefallen wäre, den man den Trost der Armen nennen könnte. Es ging mir andererseits nicht so gut, daß ich im Anblick des Reichtums gleichgültig hätte bleiben können. Ich befand mich vielmehr gerade in jener Situation, in der man die Nähe des Reichtums freiwillig aufsucht, in einer Art geheimer und sorgfältig vor sich selbst verschwiegener Hoffnung, daß man einmal oder sogar bald selbst sich seiner wird bedienen können. Ich befand mich in einer Lage, in der ich die arme Umgebung, das Viertel der Not, die engen und schmutzigen Gassen nicht mehr ertragen zu können glaubte. Ich beschloß, in eine Gegend zu übersiedeln, deren Name allein schon so glanzerfüllt war wie die Macht ihrer Bewohner. Sooft dieser Name ausgesprochen oder gelesen wurde, schien er nicht ein einziges Stadtviertel zu kennzeichnen, sondern ein ganzes, fremdes und fernes Reich, in dem es unmöglich war, einen Notleidenden zu finden. Man vergaß, daß auch in diesem Viertel Beamte, Hausbesorger und dienendes Volk, kleine Krämer und Handwerker wohnen mußten. Der Name des Viertels überglänzte die Armut der Armen, und wenn ich damals etwa einen von ihnen getroffen hätte, ich wäre niemals auf den Gedanken gekommen, daß er dort wohnen könnte, wo die großen Herausgeber der Zeitungen, die Bankiers und die Fabrikanten ihre stolzen Häuser hatten.

Ich fand ein kleines Hotel, das sich von all den andern, die ich früher bewohnt hatte, nur dadurch unterschied, daß es in einem reichen Viertel stand. Meine Nachbarn waren herabgekommene Reiche, welche die Nähe des Geldes nicht aufgeben wollten, weil sie offenbar glaubten, sie brauchten in einem geeigneten Augenblick weniger Zeit und Umwege, es wieder zu erreichen. So ähnlich bleibt ein Hund, den man aus einem Zimmer verweist, immer noch in der Nähe der Tür, durch die er das Zimmer hatte verlassen müssen. Meinem kleinen und schmalen Fenster gegenüber stand ein großes und breites Haus. Sein braunes Tor war geschlossen und hatte in der Mitte einen goldenen Knauf, der das Licht der Sonne einfing, verstärkte und widerstrahlte, so daß es aussah,

als wäre er keineswegs dazu da, eine Klinke zu ersetzen, sondern einen Scheinwerfer zu spielen, dessen Licht geradewegs zu mir ins Fenster sprühte, so daß ich gleichsam durch seine liebenswürdige Vermittlung die Sonne kennenlernte, die mein Hotel vernachlässigte und sich ganz dem reichen Haus gegenüber zugewendet hatte.

Vor den Fenstern des Hauses hingen verschwiegene Jalousien – den ganzen Tag. Manchmal verwendete ich zwei Stunden und noch mehr darauf, das große, braungelbe Tor zu überwachen in der Hoffnung, daß ich einen Ein- oder Ausgehenden bemerken könnte. Es schien mir unbedingt wichtig, meine reichen Nachbarn kennenzulernen. Denn ich konnte nicht den ganzen Tag oder gar Tag für Tag meinen Augen gegenüber ein Geheimnis wissen, das eigens, um mir Unruhe zu bereiten, aufgebaut schien. Aber das Tor ging nicht auf. Es wurde Nacht, und ich legte mich schlafen.

In der Frühe erwachte ich von einem fröhlichen und geschäftigen Lärm. Ich blickte zum Fenster hinaus. Das Haus gegenüber hatte alle seine Fenster geöffnet und das Tor auch. Livrierte und weißbeschürzte Männer und Frauen putzten Möbel und Fensterscheiben, klopften Teppiche, lüfteten Polster, rieben Messingstangen und bohnerten die Dielen. Ich sah Fenster, groß und breit wie Portale, ahnte die stille Tiefe reicher und weiter Zimmer, den stillen und vornehmen Glanz kostbarer Gegenstände, glaubte sogar den Duft des Holzes zu riechen, der von den Möbeln kam, und hörte den diensteifrigen Gesang eines Stubenmädchens, das einen alten Gassenhauer hinschmetterte wie einen harten, metallenen Gegenstand.

Eine Stunde später waren Fenster und Tor wieder geschlossen, das Haus war verlassen. Die Diener mußten durch einen rückwärts gelegenen, eigens für sie bestimmten Ausgang fortgegangen sein. Die Jalousien hingen verschwiegen und stolz vor den Fenstern.

Jeden Morgen wiederholte sich dasselbe. Zwei Monate lang. Der Winter verging. Immer strahlender und heißer brannte die Sonne im goldenen Knauf des Tores, ja in der Mittagsstunde war es, als ob er schmelzen wollte, und schon glaubte ich zu hören, wie er in klingenden Tropfen auf das Pflaster herunterfiel wie Siegellack auf einen Brief. Aber das Tor blieb geschlossen.

Ich fragte meine Wirtin. Drüben, sagte sie, wohne ein alter Herr, der jedes Jahr für zwei Monate komme. Bald würde er dasein.

Eines Tages war er da. Er glitt langsam in einem großen, schwarzen

Auto durch das weitgeöffnete Tor. Am Nachmittag erschien er auf dem Balkon. Er stützte sich auf einen Stock, eine Dogge begleitete ihn langsam, als erfüllte sie ein Zeremoniell, er trug eine weiße Weste und einen braunen Rock, und sein Gesicht war zart, schmal, grau, bartlos. Seine Nase war scharf und hart wie der Rand einer sonderbaren Waffe. Seine Augen waren grau, schmal und sahen geradewegs zu mir herüber, ohne es sich merken zu lassen. Es war, als hätten sie nicht die Bilder der Außenwelt dem Bewußtsein des Alten zu vermitteln, sondern als förderten sie Bilder, die sie im Innern verwahrt hatten, wieder auf ihre eigene Netzhaut. Jeden Nachmittag erschien der Alte auf dem Balkon. Ein Diener brachte ihm einen Mantel. So stand der Herr und sah zu mir herüber.

Eines Tages, es war etwa eine Woche seit seiner Ankunft vergangen, grüßte ich den alten Herrn. Er erwiderte, zögernd, aber deutlich. Wir sahen einander an. Ehe er den Balkon verließ, nickte er mir zu, aber hastig. Und jeden Tag, wieder sieben Tage lang, wiederholte sich dieselbe Szene. Etwa zehn Tage später starb der Herr. Plötzlich. In der Nacht. Meine Wirtin erzählte es mir. In der stillen Straße sprachen die kleinen Leute, ein Schuster, ein Kohlenhändler und die Hausbesorger vom Tod des alten Herren. Ich sah das Leichenbegängnis vom Fenster aus. Einen Augenblick lang überlegte ich, ob ich nicht zum Friedhof mitgehen sollte. Aber der feierliche Glanz der kühlen und stolzen Leidtragenden schreckte mich ab.

Das Haus blieb still und geschlossen. Ich dachte gerade an die Grausamkeit des Alten, der so kühl und beinahe unmenschlich heimgekehrt war, weil sein Tod schon auf ihn gewartet hatte, und der wahrscheinlich ohne Liebe gewesen war und nur ein Verwalter seines Reichtums, als sich der bekannte Notar M. bei mir anmelden ließ, dessen Namen ich wußte. Der Notar überreichte mir einen Brief und sagte mir, es sei ein Brief meines Nachbarn, dessen Testament gestern eröffnet worden wäre. Im Testament habe der alte Herr bestimmt, daß der Notar mir persönlich den Brief zu überreichen hätte. »Eine von seinen Marotten!« sagte der Notar und ging. Der Brief lautete:

Sehr geehrter Herr,

ich habe, wie Sie sehen, Ihren Namen in Erfahrung gebracht. Warum? Weil ich Sie liebgewonnen habe. Sie waren der einzige Mensch, der mein Freund hätte werden können. Denn Sie behielten, obwohl ich

Ihnen sympathisch war, die Distanz und, obwohl Sie neugierig waren, die Schweigsamkeit. Ich hinterlasse nur Schulden. Sonst wären Sie mein Erbe. Behalten Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr
I. B.

Am nächsten Tag zog ich in eine andere Gasse.

ZIPPER UND SEIN VATER
1928

Für Benno Reifenberg

I

Ich hatte keinen Vater – das heißt: Ich habe meinen Vater nie gekannt –, Zipper aber besaß einen. Das verlieh meinem Freund ein besonderes Ansehen, als wenn er einen Papagei oder einen Bernhardiner gehabt hätte. Wenn Arnold sagte: »Ich gehe mit meinem Vater morgen auf den Kobenzl«, so wünschte ich mir, auch einen Vater zu haben. Man konnte ihn bei der Hand nehmen, seine Unterschrift nachahmen, man konnte von ihm Rügen, Strafen, Belohnungen, Prügel erhalten. Manchmal wollte ich meine Mutter veranlassen, noch einmal zu heiraten; denn selbst ein Stiefvater kam mir begehrenswert vor. Die Lage der Dinge ließ es aber nicht zu.

Der junge Zipper protzte immer mit seinem Vater. Dies hatte ihm der Vater gekauft, jenes verboten. Dies hatte er ihm versprochen, jenes versagt. Mit dem Lehrer wollte der Vater sprechen, einen Hauslehrer wollte er bestellen, Arnold eine Uhr zur Konfirmation kaufen und ihm ein eigenes Zimmer einrichten. Selbst wenn der Vater dem Sohn eine Unannehmlichkeit zufügte, so war es, als hätte Arnold sie selbst gewünscht. Der Vater war ein mächtiger, aber zugleich auch ein dienstbarer Geist.

Manchmal kam ich mit Arnolds Vater zusammen. Eine Viertelstunde lang behandelte er mich wie seinen eigenen Sohn. Er sagte mir zum Beispiel: »Mach den Kragen zu, es geht ein Nordwest, man kann Halsweh kriegen.« Oder: »Zeig mir mal deine Hand her, du hast dich ja verletzt, wir wollen drüben in die Apotheke gehen und etwas draufstreichen.« Oder: »Sag deiner Mutter, sie soll dich zum Friseur schikken. Im Hochsommer trägt man keine langen Haare.« Oder: »Kannst du schon schwimmen? Ein junger Mann muß schwimmen können!« Dann war es, als hätte mir der junge Zipper den alten geliehen. Ich war meinem Freund dankbar, hatte aber zugleich das peinliche Gefühl, daß ich ihm seinen Vater zurückgeben müsse, wie ich ihm den Robinson zurückgeben mußte. Geliehene Sachen waren schließlich nicht eigene. Immerhin durfte ich zuweilen Zippers Vater längere Zeit behalten, wenn auch nur, um ihn mit Arnold zu teilen. Wir gingen gelegentlich

alle drei zu besonderen Anlässen, wir bestiegen bedeutende Türme, besichtigten Menagerien, Mißgeburten, Liliputaner, Tanagratheater und den Schnelläufer, der in zehn Minuten die lange Lastenstraße zurücklegte. Damals behauptete Zipper, es wären eigentlich elf Minuten und fünfundvierzig Sekunden gewesen. Denn er nahm es mit der Zeit genau. Er besaß eine Uhr, von der mein Freund mit Recht sagte, sie wäre ein Chronometer. Es war eine große goldene Uhr mit Deckel. Das Zifferblatt bestand aus lila Emaille. Die schwarzen römischen Ziffern hatten goldene Ränder. Ein unscheinbarer, kaum sichtbarer Haken neben dem Bügel brachte ein Läutewerk in Bewegung. Eine klare, kleine, silberne Glocke schlug die eben verflossene Stunde und Viertelstunde. »Diese Uhr«, so sagte Zippers Vater, »kann ein Blinder ebensogut benützen wie ein Sehender. Die Minuten«, fügte er hinzu, »muß er sich freilich dazudenken. Diese Uhr ist noch nie beim Uhrmacher gewesen. Sie geht schon einundvierzig Jahre Tag und Nacht. Ich habe sie einmal unter ungewöhnlichen Umständen in Monte Carlo erworben.«

Diese »ungewöhnlichen Umstände« gaben dem jungen Zipper und mir nicht wenig zu denken. Der Vater, mit dem wir bei hellichtem Tage zusammenkamen, der ein Mensch war wie andere Menschen, mit einem schwarzen, runden Hut und einem Stock mit Elfenbeingriff – der übrigens auch seine Geschichte hatte –, dieser Vater hatte irgendwann und gerade in Monte Carlo unter ungewöhnlichen Umständen etwas erlebt. Wir sahen mit Ehrfurcht, wie der alte Zipper die astronomische Uhr der Sternwarte mit seiner Uhr verglich, den Stand der Sonne um Mittag kontrollierte, die elektrischen Zeitmesser in der Stadt. Manchmal, wenn er am Tisch saß und alle schweigsam aßen, schob er den Riegel an der Uhr, und die Tischgenossen lauschten verwundert dem rätselhaften Klang.

Zippers Vater liebte Überraschungen. Er gebrauchte sogenannte Juxgegenstände, falsche Zündholzschachteln, aus denen kleine Mäuschen sprangen, Zigaretten, die explodierten, und kleine Gummiblasen, die unter dem dünnen Tischtuch gespensterten. Er kümmerte sich um viele kleine Dinge, die Erwachsene gewöhnlich verachten. Er hatte aber auch Interesse für wichtigere Gegenstände, für Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften zum Beispiel. Die alten Sprachen achtete er gering, auf die modernen legte er das größte Gewicht. »Englisch und Französisch«, so sagte er, »muß heutzutage jeder junge Mann ler-

nen. Hätte ich eine bessere Jugend gehabt, ich wäre direkt polyglott geworden. Latein lasse ich mir noch gefallen. Eventuell braucht man's, wenn man Mediziner oder Pharmazeut wird. Aber Griechisch? Eine tote Sprache! Homer kann man auch in der Übersetzung lesen. Die griechischen Philosophen sind längst überholt. Am liebsten hätte ich Arnold in die Realschule gegeben. Aber die Mutter! Dabei behauptet sie, daß sie ihren Sohn liebt. Liebt ihn und läßt ihn griechische Grammatik lernen!«

Es gab noch mehr Meinungsverschiedenheiten zwischen dem alten Zipper und seiner Frau. Sie hatte Respekt vor Lehrern, Priestern, dem Hof und den Generalen. Er war ein Leugner ewiger Wahrheiten, ein Rebell und ein Rationalist. Er verehrte ausnahmsweise Genies, Goethe, Friedrich den Großen und Napoleon, verschiedene Erfinder, Nordpolfahrer und besonders Edison. Er hatte Respekt vor der Wissenschaft und nur vor denjenigen unter ihren Jüngern, die ihm durch den Tod oder durch eine bedeutende geographische Entfernung entrückt waren. Seiner Hochachtung vor der Medizin entsprach sein Mißtrauen gegen Ärzte. Er behauptete, niemals krank gewesen zu sein. Er bedurfte ebensowenig eines Arztes wie seine Uhr eines Uhrmachers. Dennoch befand er sich manchmal in einem Zustand, den er Ruhebedürfnis nannte. Dann erklärte er, daß der gesunde Mensch – und gerade der gesunde – von Zeit zu Zeit ein Bedürfnis nach Ruhe und sogar erhöhter Temperatur habe. Er hatte mehrere Methoden, die Temperatur zu messen. Kein anderer konnte so gut wie er das Quecksilber im Fieberthermometer hinuntertreiben. Seine Heilungsmethoden waren merkwürdig und in der Medizin unbekannt. Sie hätten eher für seine Neigung zum Aberglauben zeugen können, sie widersprachen seinem einzigen Glauben: dem an die Vernunft. Er aß Zwiebeln, wenn er Kopfweh hatte, legte Spinngewebe auf offene Wunden und heilte Gicht durch Wassertreten.

II

Die Familie Zipper wohnte in dem Viertel der kleinen Bürger, in dem die Wohnungen aus zu engen Zimmern bestehen, dünne Wände haben und nutzlosen Zierat enthalten.

Es gab einen außerordentlich noblen Raum in der Wohnung Zippers.

Er lag hinter dem Schlafzimmer. Man hätte ihn auch vom Flur aus erreichen können. Dort aber war die Tür geschlossen. Sie öffnete sich nur einmal im Jahr, zu Ostern, wenn des alten Zippers Bruder aus Brasilien zu Besuch kam. Für uns, den jungen Zipper und mich, war das vornehme Zimmer, das man Salon nannte, am Sonntagnachmittag zugänglich, wenn wir versprachen, uns ruhig zu verhalten und »nichts zu zerbrechen«. Denn viel Zerbrechliches war dort angesammelt. Ich erinnere mich an ein gläsernes, blaßblaues Tintenfaß mit silbernem Deckel, ein kleines Streusandfäßchen von gleicher Farbe und einen Federhalter aus blauem Glas. Es war eine Garnitur. Sie stand in der Mitte der rubinroten, schweren Trinkgläser auf der Kommode, der silbernen Becher und der neusilbernen Obstbestecke. In den Gläsern, die immer ein wenig verstaubt waren, lagen Perlmutterknöpfe und Kinderringe aus weichem Silber, Krawattenhalter und hölzerne Nadeletuis, Agraffen, mit gläsernen Brillanten besetzt, schwarzer, biegsamer und klebriger Flitter, der jedesmal von dem schwarzen Prachtkleid der Frau Zipper abfiel und den sie sammelte, um ihn gelegentlich wieder anzunähen.
Immer lag der Salon im Halbdunkel. Schwere, rote Vorhänge gestatteten der Sonne nur einen spärlichen Zutritt, kaum daß es einem Strahl manchmal gelang, sich einen schmalen Weg zu bahnen und eine dünne silberne Staubsäule vom Fenster zum runden Tisch zu ziehen. Mottenkugeln rochen scharf aus den ewig geschlossenen Schränken. Eine dumpfe Feuchtigkeit gemahnte an herbstliche Felder, Allerseelen, Weihrauch in kühlen Kapellen. An der Wand hingen Porträts von den Großeltern und Eltern der Frau Zipper. Der alte Zipper besaß keine Bilder von seinen Ahnen. Denn er stammte aus einer Familie, die »einfach« war und die sich nie hatte porträtieren lassen. Er selbst aber schien der Ahnherr eines respektvollen Geschlechtes werden zu wollen. Er ließ sich oft photographieren und alle seine Bilder vergrößern. Er hängte sie an die Wände des Salons. Da sah man Herrn Zipper mit Hut und Stock auf einer Gartenbank, Jasmin im Hintergrund. Dort: am Schreibtisch, in einem dicken Buch lesend. Rechts hing das Bild, das Herrn Zipper in der Uniform eines Feldwebels – eines Rechnungsfeldwebels – der Infanterie darstellte. Links: Herr Zipper im Zylinder mit weißen Handschuhen, wie er eben von einer Hochzeit oder von einem Begräbnis kam. Hier war er noch junger Bräutigam, einen Blumenstrauß in weißer Tüte in der Hand. Dort ein bereits ernster Vater, Arnold, den Kleinen, auf den Knien.

Noch öfter als der alte war der junge Zipper photographiert. Arnold, wie er sechs Monate alt war, splitternackt, lächelnd, auf einem Bärenfell; Arnold als Einjähriger auf dem Arm der Mutter; Arnold als Vierjähriger in den ersten langen Hosen; Arnold als Sechsjähriger mit dem ersten Schulranzen, mit Schiefertafel und baumelndem Schwamm; Arnold als Siebenjähriger mit dem ersten Schulzeugnis; Arnold als Achtjähriger mit gekreuzten Beinen, zu Füßen seines Lehrers, umgeben von seinen Schulkameraden; Arnold im spanischen Nationalkostüm und als Radfahrer; als kleiner Reiter im Hippodrom und als Chauffeur im Vergnügungspark; Arnold auf einem Esel und auf dem Kutschbock; Arnold am Klavier und mit der Geige; Arnold mit Pfeil und Bogen und Arnold mit Säbel; Arnold als kleiner Dragoner und als kleiner Matrose; Arnold in allen Altern, allen Kleidungen, allen Lagen; Arnold, Arnold, Arnold ...

Weshalb, fragte ich, ist nicht Arnolds Bruder, der ältere, den man Cäsar nannte, photographiert? Er hieß Cäsar, nach dem früh verstorbenen Bruder seiner Mutter. Es schien, daß dieser Name den Knaben beschwerte, ihm Aufgaben stellte, für die er nicht geboren war. Er mußte entweder ein Genie sein oder ein Hund. Wer war imstande, mit solch einem Namen seinen Eltern Freude zu bereiten?

Nein! Er bereitete ihnen keine Freude, wenigstens nicht dem Vater. Man sah Cäsar selten zu Hause. Er trieb sich in den Straßen herum, man traf ihn vor dem Eingang zum Zirkus Cavalli, vor den Kinos in den Vorstädten und in der kleinen Gasse, in der jedes Haus ein Bordell war. Und er war im ganzen vierzehn Jahre alt. Ich erinnere mich deutlich an sein rotes, grobes Gesicht, in das die Züge roh und provisorisch eingezeichnet waren, an seine kurze, von vielen Runzeln zerknitterte Stirn, die aussah, als wollte sie falsche Sorgen vortäuschen, an den merkwürdigen Gegensatz zwischen dem ungläubigen Mund, der an eine traurige, alte Sichel erinnerte, und den hellen, grünen, bestialisch und irrsinnig glänzenden Augen. Als er fünfzehn Jahre alt war, schlief er mit allen Dienstmädchen der Nachbarschaft, ein schwarzer Bart sproßte aus allen Winkeln seines Gesichts, seine Augenbrauen wuchsen an der Nasenwurzel zusammen. Er »wollte nicht lernen«. Der alte Zipper »nahm ihn« aus dem Gymnasium und »gab ihn« in die Realschule. Hier geriet er mit einem Mitschüler in Streit, zerschlug ihm das Nasenbein, ohrfeigte einen Lehrer, der vermitteln wollte. Da »nahm« der alte Zipper Cäsar aus der Realschule und »steckte« ihn in die Bür-

gerschule. Hier gab es mehrere Cäsars, die Lehrer hüteten sich vor Schlägen. Cäsar Zipper erregte nicht besonderes Aufsehen, er blieb je zwei Jahre in jeder Klasse, aber es half ihm nichts. Als er die Schule verließ, konnte er gerade lesen und schreiben.

Es war, als gehörte Cäsar nicht zur Familie Zipper. Vor allem traf man ihn niemals zu Hause, es sei denn während der Mahlzeiten. Da saß er am Ende des Tisches, die Tür, die zur Küche führte, im Rücken, gegenüber dem alten Zipper, der dem ungeratenen Sohn zwischen je zwei Gängen wütende, verachtende Blicke zuwarf. Cäsar erwiderte sie nicht. Cäsar sah immer auf den Teller, knurrte leise, klopfte mit den Absätzen auf den Fußboden, trommelte mit den Fingern auf den Sessel und wußte, daß die Raserei in seinem Vater stieg. Ja, er schien mit Vergnügen zu hören, wie es in dem alten Zipper kochte. Noch hielt der an sich. Schon aber nahte die Mehlspeise, mit der Zipper niemals zufrieden war, und plötzlich explodierte er. Er schleuderte das Salzfaß gegen Cäsar, der es schon längst erwartet hatte und mit dem geübten Griff eines gewandten Menschen auffing und wieder auf den Tisch stellte. Dann hörte man ein Sesselrücken, der alte Zipper erhob sich. Er stand gebückt, die Serviette in der Linken, mit der Rechten griff er hinter den Rücken, er suchte die Lehne des Stuhls. Einen Augenblick lang sah man seine Hand, wie sie die leere Luft krallte. Ich sehe noch deutlich diese rechte Hand, sie sah aus wie ein Tier, eine behaarte Spinne etwa, die blind nach einer nicht vorhandenen Beute greifen will, sie war schrecklich, diese Hand, schrecklicher als das Gesicht des Alten, das zu harmlos war, um auch nur einen Augenblick schrecklich sein zu können.

In dieser Sekunde hatte Cäsar bereits die Tür, die zur Küche führte, mit der Linken geöffnet. Schon hörte man das Brodeln der Töpfe vom Herd, schon roch man die Düfte der Speisen, man hörte, wie sich draußen die Frau Zipper schneuzte und räusperte. Die Klinke in der Linken, die Rechte vor sich als ein Schild, streckte Cäsar dem Vater eine rote, lange Zunge heraus. Die Zunge war etwas Schamloses, Nacktes, gleichsam auch der weißen Haut Beraubtes. Sie streckte sich dem Vater entgegen wie eine Wunde und wie eine Flamme. Dabei kam ein düsteres Knurren aus dem Innern Cäsars, wie ein kleines Erdbeben. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Einige Male in der Woche – und sooft mich der alte Zipper zu einer Mahlzeit einlud – wiederholte sich diese Szene. Arnold kannte schon

alle ihre Phasen, er interessierte sich nicht mehr für sie. Ja, es schien, daß er sie mit einer besonderen Zufriedenheit an sich vorüberziehen ließ, ich sah manchmal, wie er ein perfides Lächeln zu verbergen suchte und dennoch offenbarte, während des kurzen, wortlosen, nur von furchtbaren Bewegungen und unmenschlichen Lauten begleiteten Sturms, der zwischen dem Vater und dem Bruder wütete. Ich erinnere mich nicht, gesehen zu haben, daß Cäsar oder der alte Zipper jemals ihre Mehlspeise zu Ende gegessen hätten. Immer blieben einige häßliche Reste in ihren Tellern. Trümmer, die ein Unwetter zurückläßt.

Aber wie der Sonnenschein dem Sturm folgt, so begann der alte Zipper sofort zu scherzen, nachdem sein mißratener Sohn verschwunden war. Noch standen die Reste der unterbrochenen Mahlzeit vor ihm. Er schien sie nicht zu sehen. Schon sprach er vom Nachmittag und was wir eigentlich heute zu machen gedächten. Ob wir schon mit unsern Arbeiten fertig wären. Ob wir schon das neue Karussell gesehen hätten, das ein Italiener in der letzten Woche errichtet habe, neben den vielen, die es schon gebe. Ob wir schon wüßten, daß Andreas' Puppentheater heute ein neues Programm habe. Ob wir schon in der Zeitung gelesen hätten, daß die Sommerferien in diesem Jahr nicht wie gewöhnlich Ende Juni, sondern schon Mitte des Monats beginnen würden.

Denn das waren, wie schon einmal erwähnt, die Sorgen des alten Zipper. Manchmal ging er zum Kleiderschrank, öffnete ihn langsam wie einen Altar und entnahm ihm die Geige im schwarzen Geigenkasten, der an einen Sarg erinnerte. Die Jugend und die Hoffnungen Zippers lagen in ihm begraben, neben der Geige. Denn der alte Zipper hatte einmal ein Musiker werden wollen. Er wäre es beinahe geworden. Er besaß, wie er sagte, ein »unheimliches Gehör«, und ohne Lehrer, ohne Noten, »ohne Anfangsgründe« hatte er zu spielen angefangen, eines schönen Tages, »von einem Geist gesegnet«. Er spielte in der folgenden Zeit »alles, was er hörte«. Er spielte »Menuetts und Walzer«. Er ging zu »allen neuen Operetten«, er spielte am nächsten Tag ihre Schlager – »nach dem Gehör«. Heute konnte er nur noch *ein* Stück spielen, nämlich: »Weißt du Mutterl« – ein Lied, das den alten Zipper gar nicht traurig machte und mich zum Weinen rührte. Im Gegenteil: Je verzückter, melancholischer und jenseitiger Zippers Gesicht wurde, desto lustiger war seine Seele. Er dehnte die Töne ins Unermeßliche, er zog sie wie Gummi, seine Geige wehklagte, jammerte, heulte, ob es

nötig war oder nicht, und wo es ihm gerade gefiel, schaltete er ein Tremolo ein. Es wurde mir kalt im Rücken, Zippers Vater aber verriet seine fröhliche Laune durch die muntere Art, in der er mit dem Fuß den Takt schlug, durch die zufriedenen Pausen, die er einschaltete, wo sie nicht vorgeschrieben waren, und in denen er einen selbstgefälligen Blick um sich warf wie ein Künstler, der irgendein fernes, nur ihm selbst vernehmbares Bravoklatschen hört.

Auf jeden Fall war es die Musik, die der alte Zipper am meisten von allen Künsten, ja von allen geistigen Erscheinungen und Formen des Lebens verehrte. Sie ersetzte ihm den Glauben an Gott, den er leugnete. Sie ersetzte ihm vielleicht die Liebe, die er nicht genoß, das Glück, das ihn floh. Kein Wunder, daß er gewünscht hatte, wenigstens aus einem seiner Söhne einen Musiker zu machen. Mit einer gewissen Hoffnung hatte er wahrgenommen, daß Cäsar unwillig und schwer lernte und eine Abneigung vor Büchern bewies, also einen »schlechten Kopf« hatte. Aha, dachte der alte Zipper, das wird ein Musiker! Cäsar Zipper war ein Name wie geschaffen für einen Künstler. Cäsar ein Virtuose, Arnold ein Gelehrter! Aber es erwies sich, daß Cäsar auch in der Musik keine Fortschritte machte, daß er nach drei Jahren eines kostspieligen Studiums bei den besten Lehrern der Stadt noch immer die Tonleiter kratzte. »Nicht einmal einen Walzer kann er!« klagte der alte Zipper. »Wenn schon kein Künstler aus ihm wird, man kann es ja nicht von jedem verlangen, so soll er wenigstens in Gesellschaft spielen können, wenn man gerade tanzen will. Ein junger Mann muß sich angenehm und beliebt machen können!« Cäsar aber machte sich keineswegs beliebt.

Eines Tages kehrte der alte Zipper von seinem täglichen Vormittagsspaziergang um eine Stunde früher heim als gewöhnlich. Was war geschehen? Es war einer der heitersten Frühlingstage, Ostern nahte heran, man erwartete den Bruder aus Brasilien, und die ganze Wohnungs Zippers befand sich in jener freudigen Erregung, die unvorhergesehene Geldausgaben, eine Wäscherin im Haus und die Erwartung eines Fremden verursachen. Die Sonne schien, und die Spatzen lärmten. Der alte Zipper aber durchmaß mit festen Schritten und den Kopf gesenkt ein Zimmer nach dem anderen. Was war geschehen?

Er hatte unterwegs den Musikprofessor Cäsars getroffen. Er hatte erfahren, daß sein »elender Sohn« seit Monaten nicht mehr »zur Lektion« erschienen war; daß er wahrscheinlich das Honorar, das man

ihm jeden Monat für den Lehrer mitgab, verschwendet hatte. Als Cäsar ahnungslos heimkam, nahm ihm der Vater die Geige ab, erhob sie und zertrümmerte sie auf dem widerstandsfähigen Schädel seines Sohnes, ohne ein Wort zu sagen.
Die Reste der Geige sammelte der alte Zipper sorgfältig vom Boden auf, umschnürte sie mit einem kräftigen Bindfaden und legte sie in einen Sack.
»Bis zu meinem Tode!« schwur der alte Zipper, »werde ich diese zerbrochene Geige bewahren.« Sie lag in der feuerfesten Kasse von Eisner & Co. neben der Versicherungspolice und dem Trauungsschein.

III

Wenn ich heute an den alten Zipper zurückdenke, so wundere ich mich darüber, daß ich damals seine große Trauer nicht bemerkt habe. Ihm selbst kam sie nie zum Bewußtsein. Er hatte etwas von einem traurigen Clown. Aber ich fand ihn lustig, wie Kinder einen Clown immer lustig finden. Der alte Zipper mit seinem dünnen, hellen, teefarbenen Schifferbart, der sein breites, rundes Gesicht einfaßte und gleichsam ein überflüssiger Luxus war wie ein Rahmen um ein gleichgültiges Bild, der alte Zipper mit seinen braunen, gutmütigen, immer todernsten Augen, der alte Zipper mit seinem ewigen runden, steifen Hut, den er aufsetzte, wenn er zum offenen Fenster ging, wenn er sich nur einen Schritt vom Haus entfernte, um eine Zeitung zu kaufen, der alte Zipper mit seinem schwarzen Stock aus »echtem Mahagoni«, dieser alte Zipper verbreitet heute, sooft ich ihn in meine Erinnerung zurückrufe, eine große Schwermut. Er macht mich traurig, jetzt, in diesen Stunden, da ich von ihm erzähle. Er hatte viel Kummer in seinem Leben und wahrscheinlich keinen Schmerz. Aber eben deshalb ist er so traurig, traurig wie ein aufgeräumtes Zimmer, traurig wie eine Sonnenuhr im Schatten, traurig wie ein ausrangierter Waggon auf einem rostigen Gleis.
Es gab dennoch einen Menschen, dem er, der Sanfte, der Harmlose, großes Leid zufügte, sicherlich ohne es zu wissen. Es gab nämlich noch *Frau* Zipper.
Sie paßten nicht zueinander, nein, sie paßten nicht zueinander. Aber, wie es so ist, man dachte niemals daran, daß sie zueinander nicht paß-

ten. Es geht uns gewöhnlich so, wenn wir ältere Ehepaare betrachten. Sie stellen ein Fait accompli dar, es ist nicht mehr an ihrer Gemeinsamkeit zu zweifeln. Sie haben schon Kinder, große Kinder. Nichts mehr ist übriggeblieben von den Widerständen, die sie in der ersten Zeit ihrer Ehe gegeneinander zu Felde geführt haben wie Waffen. Beide haben ihre Schärfen abgewetzt, ihre Munition verbraucht. Sie sind zwei alte Feinde, die aus Mangel an Kampfmitteln einen Waffenstillstand schließen, der aussieht wie ein Bündnis. Und man weiß nichts mehr von ihrer alten Feindschaft.

Aber in den Augenblicken, die wir fremden Beobachter nicht kennen, gebrauchen sie noch gegeneinander die übriggebliebenen Reste der Waffen, oder sie verwenden andere Geräte, Geräte des Friedens, zum häuslichen Kampf. Sie haben noch aus der Zeit, als ihre Feindschaft jung gewesen, verschiedene Mittel des Hasses, die sich nicht abnützen: ein Lächeln, das gerade dort einsetzt, wenn es den andern schmerzt; ein Wort, das an eine längst vergangene wüste Szene erinnert und das, wiederhervorgeholt, vernarbte Wunden aufreißt; eine Art, einander anzuschauen, die beide erstarren läßt; plötzliche Bewegungen, die ihre umnebelte, eingeschlafene Feindschaft jäh erwecken, wie abgeschossene Raketen eine dunkle Situation im Krieg erhellen und seine ganze Schrecklichkeit.

So war es mit dem Ehepaar Zipper. Das Angesicht der Frau Zipper wird mir immer in Erinnerung bleiben. Es lag hinter einem feuchten Schleier. Es war, als lägen ihre Tränen, immer bereit, vergossen zu werden, schon über ihrem Augapfel. Sie trug lange, blaue Schürzen, die sie einer Krankenschwester zweiter Klasse ähnlich machten. Auf sanften Pantoffeln ging sie durchs Leben. Niemals sprach sie mit lauter Stimme. Oft seufzte sie und schneuzte sich. Wenn sie ihr Taschentuch vors Gesicht führte, sah man ihre Hände, trockene, harte Hände, an denen die Finger unverhältnismäßig stark waren, wie künstlich angesetzt an eine viel zu schwache Hand. Zog sie manchmal, an Festtagen, ihr schwarzes Flitterkleid an, so sah sie noch gelber aus als gewöhnlich, sie hatte etwas Erfrorenes, als hätte man sie aus einem Eiskasten genommen. Steif – nicht vor Stolz, sondern vor Ergebenheit, Ohnmacht, Unglück und Trauer –, steif saß sie in einem Sessel. Ihr schütteres, farbloses Haar hatte sie in die weite, hohe Stirn hineingekämmt, es war eine Art erzwungener Verschönerung, eine Maßnahme gegen den Willen der Frau Zipper, als hätte man sie frisiert, während sie in einer

tiefen Ohnmacht lag, und als hätte sie nicht einen Moment lang in den Spiegel gesehen. Nur der Mund der Frau Zipper, der heute eingefallen war und verbissen aussah, verriet, wenn sie ihn zu einem seltenen Lächeln öffnete, einen längst erstorbenen Reiz, eine verschwundene, schöne, runde Fülle, und im Kinn erschien für den Bruchteil einer Sekunde ein sanftes Grübchen – nein! kein Grübchen mehr! –, sondern eine Erinnerung an ein Grübchen. Ihr Lächeln, ihr seltenes Lächeln, war wie eine sanfte, verstohlene Totenfeier für ihre Jugend. In ihren blassen, feuchten Augen entzündete sich ein schwaches, fernes Licht, das schnell wieder erlosch wie das Blinkfeuer eines sehr weiten Leuchtturmes.

Niemals lächelte sie in Anwesenheit ihres Mannes. Niemals beteiligte sie sich an seinen kleinen Späßen, niemals ging sie auf ein Gespräch ein, das er manchmal anzuknüpfen versuchte. Auf seine Fragen antwortete sie mit Ja oder Nein. Wie mußte sie ihn hassen, verachten vielleicht! Er mochte ihren Haß hinter ihrer Stille fühlen, wie man glattes, scharfes Eis unter der Schneedecke spürt. Sie reizte ihn. Weil er nicht klug war, begann er, sie zu verspotten. Sooft Cäsar nach einem Sturm verschwunden war, trat sie mit einem Seufzer aus der Küche. Dann geschah es, daß der alte Zipper mit einer frohlockenden Stimme sagte: »Hat dir dein lieber Sohn gesagt, wohin er sich begeben hat?« Zwar hatten die Zippers ein Dienstmädchen, aber der Alte wollte keine »fremden Gesichter beim Essen sehn«. Deshalb mußte die Frau Zipper selbst die Speisen von der Küchentür zum Tisch bringen. Wenn sie die Suppenterrine in die Mitte des Tisches stellte, sagte Zipper: »Etwas näher, Madame, bitte, spielen wir doch nicht Versailles!« Manchmal sagte er: »Die Serviette ist schon mindestens zwei Wochen alt! Ein anderer muß sie benützt haben! Hier sind Spuren von Eiern, und ich esse keine Eier. Seit Jahren keine Eier!«

An den Tagen, an denen ich eingeladen war, schien ihm ganz besonders an einer Konversation gelegen zu sein. Er versuchte um jeden Preis, das Schweigen seiner Frau zu brechen. Ja, er zwang sich sogar, ihr eine Freundlichkeit zu sagen. An ihr aber glitt selbst seine Güte ab wie ein Tropfen Öl an vereistem Glas. Wenn Cäsar oder Arnold einen Fettfleck auf ihre Kleider machten, unachtsam waren, ein Glas Wasser verschütteten, so sagte der alte Zipper zu seiner Frau: »Sieh her, wie sich deine Kinder schon wieder benehmen.« Seit einem Jahrzehnt trank er nach jedem Essen einen Tee. Es mußte ein ganz besonderer

Tee sein, das Glas nicht zu voll, damit Zipper es am oberen Rand fassen konnte, ohne sich die Finger zu verbrühen. War aber der Rand zu breit gelassen, so sagte er witzig: »Was kostet ein *ganzes* Glas, Madame?« War der Tee zu hell, so schickte er ihn zurück, damit er länger aufgebrüht werde. War er zu dunkel, so verlangte er warmes Wasser. Er bekam es in einer metallenen Kanne, deren Henkel so heiß war, daß er ihn mit einem Taschentuch anfassen mußte; und obwohl er wußte, jedenfalls aus Erfahrung wissen mußte, daß der Henkel nicht zu fassen war, griff er doch immer mit nackten Fingern nach ihm, fuhr erschrokken zurück, schüttelte die Hand in der Luft wie einen weißen Vogel und durchbohrte seine Frau dabei mit jenem Blick, mit dem man einen bedenkt, der uns auf ein Hühnerauge getreten ist. Niemals vergaß der alte Zipper, sich über den Tee, seine Zubereitung, die verschiedenen Arten, seine Heilkraft, seine Schädlichkeit zu verbreiten. Mindestens sechzehnmal habe ich selbst aus seinem Munde gehört, wie er sich einmal einen Teerausch angetrunken hatte. »Es war allerdings«, schloß Zipper, »kein Tee wie dieser hier!« Und dabei sah er seine Frau an.

Wenn ich mir heute das Bild der Frau Zipper zurückrufe, sehe ich, daß sie in einem Nebel gelebt hat, in einer Art von grauem, trübem Heiligenschein, wie er für Märtyrer paßt, die für lächerliche Zwecke und aus lächerlichen Gründen Schmerz und Pein erdulden. Ich weiß nicht, ob sie ihre Kinder geliebt hat. Vielleicht waren sie ihr gleichgültig oder verhaßt wie der Vater. Sie schien mir mehr für den Schmerz dazusein als für die Liebe. Was die Kinder betrifft, so kam Arnold erst spät dazu, seine Mutter zu lieben. Vorläufig hielt er sich mehr an den Vater, der ihm ja mehr Spaß bereitete. Die Erziehung hatte der alte Zipper allein übernommen, obwohl er seine Söhne häufig *ihre* Kinder nannte. Es waren Söhne, und er hatte beschlossen, aus ihnen »Menschen zu machen«.

Er begann mit der »Erziehung zur Männlichkeit«. Die spartanischen Methoden imponierten ihm, aber Athen nicht weniger. Von Sparta und Athen wußte er nur, was er, ein Autodidakt, unter der Hand an Wissen errafft hatte. Er kannte überhaupt die Geschichte aus Anekdoten, die Welt aus dem Photoplastikon, das Leben aus dem Briefkasten der Zeitung. Was er nicht wußte, erfuhr er aus dem Lexikon oder am Mittwoch von der Redaktion. Viele Fragen beschäftigten ihn im Laufe eines Tages. Ihn interessierte die Entfernung der Erde vom Mond, vom Mond zur Sonne, von der Sonne zum Mars. Ihn interessierten die

Milchstraße, der Brand von Moskau, der Krieg in der Krim, die letzte Choleraepidemie in Wien, ein System, Geld in Monte Carlo zu gewinnen, die Schädlichkeit der Fliegen, die Wirkung eines Sonnenbrands, die Höhe des Gaurisankars, der erste Aeroplan, das Privatleben des Grafen Zeppelin, die erste Aufführung der »Räuber«, die letzten Indianer in Bolivien. Er hatte den ewig ungestillten Wissensdurst des einfachen Mannes, der sich hinaufgearbeitet hat und der an dem Irrtum leidet, Wissen sei Bildung, Bildung mache stark und Stärke erfolgreich. Er schwor auf Hygiene. Er selbst tauchte seine Kinder jeden Tag in kaltes Wasser. Als sie drei Jahre alt waren, kaufte er ihnen kleine Fahrräder. Cäsar hatte sich schon mit acht Jahren selbständig gemacht. Arnold aber bekam immer neue, immer größere Fahrräder. Er bekam Roller, Schlittschuhe, Schlitten und Skis, Tennisraketts und Säbel zum Fechten. Als Fünfjähriger lernte Arnold tanzen. Er lernte Nationaltänze. Er tanzte Mazurka, Krakowiak, Kasatschok, Csárdás, er lernte mit Kastagnetten klappern. Der alte Zipper ließ bei einer Wohltätigkeitsvorstellung Arnold als Tänzer auftreten. Der Alte saß in der ersten Reihe. Für den halben Saal hatte er Freikarten verteilt. Weite Verwandte, gleichgültige Bekannte schleppte er herbei. Dann ließ er Arnold auf der Bühne photographieren. Er selbst kam heraus und verneigte sich, nachdem er fünf Minuten vorher geklatscht hatte.
Er führte Arnold jeden Sonntag ins Hippodrom und lehrte ihn reiten. Er nahm einen »Lehrer für dramatische Kunst«, Arnold lernte deklamieren. Bestimmte Verse mußte Arnold immer wieder seinem Vater vorsprechen. Der Alte hatte einen besonderen literarischen Geschmack. Er liebte ein Gedicht von Rudolf Baumbach: »Die Reise ins Paradies«. Obwohl er den Kaiser verachtete, hörte er doch gerne das Gedicht eines zeitgenössischen Lyrikers, der zum Thema seiner Dichtung den Tag des Kaisers gewählt hatte. Jede Strophe behandelte je eine Stunde dieses Tages und die Arbeit, die der Monarch in dieser Stunde verrichtete. Der alte Zipper liebte: »An der Quelle saß der Knabe«, »Habe nun, ach, Philosophie«, »Der Türmer, der schaut zu Mitten der Nacht«, »Durch diese hohle Gasse muß er kommen«, »Der Gott, der Eisen wachsen ließ« und die »Lorelei«. All das rezitierte Arnold »fließend«, wie der alte Zipper zu sagen liebte. Denn auf den Fluß kam es ihm an.
Blieb aber Arnold einmal irgendwo stecken, so legte der alte Zipper die Hände auf seine Stirn und fragte: »Was soll aus dir werden?« Dieselbe

Frage erfolgte, wenn Arnold vom Rad oder vom Pferd fiel. Was sollte aus ihm werden?! Nach dem Wunsch des Vaters alles mögliche; ein Zirkuskünstler und ein Schauspieler; ein Gelehrter und ein Dichter; ein Erfinder und ein Kavalier; ein Diplomat und ein Zauberer; ein Glücksritter und ein Komponist; ein Don Juan und ein Musikant; ein Abenteurer und ein Ministerpräsident. Alles konnte Arnold werden; alles, was der alte Zipper *nicht* geworden war.

IV

Weshalb war aus dem alten Zipper nichts geworden – wenigstens seiner Meinung nach nichts geworden? – Weil er den größten Teil der Energie, die ihm Gott mitgegeben hatte, dazu hatte verwenden müssen, um aus einem Proletarier ein Bürger zu werden. Denn das ist der Weg der kleinen Menschen. Als Zipper, der Sohn eines Tischlers, jung war, sollte er auch ein Tischler werden. Er wurde Lehrling. Er fertigte Tische aus Eichenholz, Schränke, Wiegen, Koffer und Särge. Schließlich kam er zu einem großen Tischler in die Lehre nach Wien.

In der kleinen Stadt ist es, als wäre man von Geburt an für irgendeinen Beruf, irgendeine Sendung, irgendein Geschäft bestimmt. Der ist Gemeindepolizist und jener Totengräber. Der ist Uhrmacher, und jener handelt mit Nahrungsmitteln. Der ist ein reicher Kaufmann und jener ein armer Glasermeister. Schon der Vater des Reichen war reich, und der Großvater des Reichen war es auch schon. Die ältesten Menschen der Stadt können sich nicht erinnern, daß irgendein Vorfahre des Reichen arm gewesen wäre. Der Sohn eines Tischlers wird niemals ein Totengräber. Der Sohn eines Delikatessenhändlers wird niemals ein Flurwächter. Zipper, der Sohn eines Tischlers, wäre ein Tischler geblieben, wenn er nicht in die große Stadt gekommen wäre.

Er steckte nicht mehr ganz in seinem Beruf. Er ragte mit einem Teil seiner Strebsamkeit über die Grenzen hinaus, die seinem Leben gezogen waren. Schließlich lag ihm die Strebsamkeit im Blut. Ein wenig flatterhaft war er auch. Er arbeitete nicht mehr in einer einfachen Werkstatt mit drei Gesellen, wie zu Hause bei seinem Vater, sondern in einer großen Sargfabrik mit dreihundert Arbeitern, die keine Tischler waren. Jeden Tag wurden genau siebzig Särge fertiggestellt. Wo viele Menschen leben, sterben auch viele. Es war ein trauriges Ge-

schäft. Im Anfang dachte Zipper fortwährend an den Tod. Er aber war dem Leben zugeneigt.
Er wechselte den Beruf, aber er blieb beim Holz. Er kam zu einem Instrumentenmacher in die Lehre. Er lernte Violinböden herstellen, Stege und Bodengriffe. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er seine musikalische Begabung. Er gedachte nicht so lange zu warten, bis er eine ganze Geige hätte verfertigen können. Er hoffte auf ein außergewöhnliches Glück, zumal da er sich in ein Mädchen verliebt hatte, dessen Eltern, wohlhabende Delikatessenhändler, ihre Tochter nur einem wohlhabenden Manne zu geben gewillt waren. Er spielte in der Lotterie und gewann. Hierauf besuchte er die Eltern seiner Geliebten und sprach davon, eine Musikalienhandlung zu eröffnen. Er verlobte sich. Eine kleine Musikalienhandlung paßte ihm nicht, er wollte mit einer großen anfangen. Dazu mußte man mehr Geld haben, als er gewonnen hatte. Weil er an sein Glück glaubte, auch einige Abenteuer zu bestehen gedachte, ging er zur Bahn und fuhr nach Monte Carlo. Und dort ereigneten sich jene außergewöhnlichen Umstände, unter denen er seinen Chronometer erstanden hatte.
Er verlor den größten Teil seines Geldes, kam zurück, heiratete. Es reichte nicht einmal mehr für eine kleine Musikalienhandlung. Er bekam durch die Vermittlung seines Schwiegervaters ein Papiergeschäft in Kommission. Wie weit war er da vom Eichenholz entfernt! Er mußte den ganzen Tag zu den großen Firmen der inneren Stadt gehen, um Bestellungen auf Drucksorten aufzunehmen. Indessen saß seine junge Frau in einem kleinen Delikatessenladen und verkaufte Heringe auf Kredit. Nachdem Zipper sich, wie es heißt, »eingearbeitet« hatte, gab seine Frau die Heringe auf. Man konnte bei dem Papiergeschäft nie reich werden, aber lange am Leben bleiben. Allmählich war Zipper seine Beschäftigung lieb geworden. Sie war keine Arbeit. Sie gestattete ihm, langsam durch die lebendigsten Straßen der Stadt zu gehen, mit den Direktoren der größten Geschäfte zu sprechen, bei der und jener Gelegenheit manches zu erfahren, wonach ihn zu wissen dürstete. Er schaffte sich Verbindungen, an denen ihm viel gelegen war. Theaterkassierern, Varieté-Agenten, Zirkusdirektoren kam er immer näher. Kleinen Menschen machte er gelegentlich kleine Geschenke, zum Beispiel Visitkarten. Wo andere zahlen mußten, stand ihm der Zutritt frei. Wo andere warteten, drang er als erster vor. Und selbst, wo man, ohne zu warten, vordringen konnte, war es ihm lieb, so zu tun, als könnte nur er zuerst darankommen.

Seinem Beruf entsprechend wechselte seine Kleidung. Eine bestimmte Delikatesse in der Wahl seiner Stoffe und seiner Hemden und seiner Krawatten schien ihm angeboren. Daß er von Zeit zu Zeit in Modeschriften einen Blick warf, glaubte er seiner Karriere schuldig zu sein. Sie zu machen war er fest entschlossen. Doch war auf dem Weg eines alltäglichen Papierhandels freilich kein großer Reichtum zu erwarten. Infolgedessen unterbreitete Zipper, in seinem »Auftreten« unterstützt durch die elegante Note seiner Kleidung, verschiedenen einflußreichen Persönlichkeiten »Projekte«. Seine Vorschläge bezogen sich auf die Verbesserung der Straßenbahnbremsen, auf die Hebung des Fremdenverkehrs, auf eine neue Organisation des Reklamewesens. Manche Einfälle gebar sein Kopf. Ständig ging er mit Plänen schwanger. Allmählich, da kein einziger gedieh, wurde er traurig, wie ein Gärtner, der kraftlosen Samen gesät und dem der Sommer und der Herbst ohne Gabe vorbeiziehn. Er gab immer weniger auf seine Haltung acht. Verschiedene Methoden, eleganter zu erscheinen, als er in Wirklichkeit sein konnte, behielt er noch bei. Er trug weiße Krawatten zu einem schwarzen Anzug. Er sah einem Herrenreiter ähnlich, einem Lakaien, einem Fischer am Sonntag, einem Kapitän, der nach langen Jahren zum erstenmal wieder festen Boden betritt, einem Manager in einem Zirkus, weiß Gott noch wem. Als ihm die Haare auszugehen begannen, erfand und mischte er allerhand Salben, sie zu bewahren. Durch eine Verbindung von Terpentin, Chinin, Schwefel und Salz gelang es ihm, ein Haarmittel herzustellen, das er selbst mit Erfolg verwendete und dessen Geheimnis er einem Friseur verkaufte – um den Preis eines Gratisabonnements für zwei Jahre, Haarschneiden einmal im Monat inbegriffen. Denn es ging dem alten Zipper keineswegs um einen Verdienst, sondern um die Möglichkeit, sich sogar in puncto Rasieren und Haarschneiden von andern Männern zu unterscheiden, die ihren Barbier mit barer Münze bezahlten.
Es war sein Ehrgeiz, »Protektionen« zu haben. Meist gelang es ihm, die Gunst derjenigen Persönlichkeiten zu gewinnen, die man überhaupt im Leben nicht braucht. Da er sich aber einbildete, man müsse Freundlichkeit erhalten, verlor er viel Zeit – die ihm allerdings immer zur Verfügung stand. Er kannte die Rayoninspektoren der Polizei, einige Männer von der Feuerwehr, er hatte seine Beziehungen auf den verschiedensten Bahnhöfen, er grüßte Zollbeamte, Magistratssekretäre, Gerichtsadjunkten, Männer, die Steuern einkassierten, Sollizi-

tatoren, Notare. Ja, auch den Henker kannte er. Er rühmte sich seiner Fähigkeit, Hinrichtungen beiwohnen zu können, ließ es aber niemals darauf ankommen – ich vermute, daß ihn sein weiches Herz nicht gehen ließ. Doch gelang es ihm immer, bei Unglücksfällen, Bränden, Volksversammlungen, Verhaftungen, Demonstrationen, Umzügen, offiziellen Feiern und andern Gelegenheiten dort durchzukommen, wo es verboten war. Er, der sich aus dem Kaiser nichts machte und abfällige Witze über ihn sogar im Kaffeehaus vorbrachte, marschierte am Vorabend des kaiserlichen Geburtstages an der Seite der Fackelträger und der Veteranenmusik.
Wenn eine hohe Persönlichkeit begraben wurde, hinderte ihn seine Ungläubigkeit nicht, in einer Reihe mit den nächsten Leidtragenden in der Kirche zu sitzen. Jeden Sommer, wenn der Kaiser nach Ischl fuhr, befand sich der alte Zipper unter Generälen, Bürgermeistern und fast neben dem Stationschef – den er kannte – auf dem Bahnsteig. Längst nachdem er wegen starker Krampfadern von der Teilnahme an Manövern befreit war, ging er in die Dörfer, in denen sie stattfanden. Alle Bewegungen der Truppen kannte er. Dank seiner Beziehung zu einem Portier des Parlaments, saß er, wenn es tagte, neben der Journalistenloge. Bedeutenden Prozessen wohnte er bei. Eintrittskarten hatte er für alle Angehörigen zur Verfügung.
Indessen gingen leider seine Geschäfte immer schlechter. Denn er bemühte sich weniger um die Kunden, die ihm Aufträge erteilten und bei denen er verdienen konnte, als um jene, die ihm für gleichgültige Gelegenheiten kleine Vorteile verschafften. Andern wieder machte er Geschenke, er lieferte ihnen Drucksorten umsonst. »Man muß sich revanchieren!« sagte der alte Zipper. Es ging abwärts mit seinen Geschäften. Seine Frau blieb dem Greisler schuldig, das Klavier war erst zur Hälfte bezahlt, die Monatsrechnung für das Lexikon, Darwin, Häckel und Schillers gesammelte Werke blieb liegen, der Ratenagent kam und drohte mit der Pfändung. Aber Zipper lächelte: ihn pfänden? Gab es im ganzen Bezirk *einen* Steuereinnehmer, der Zipper pfänden würde?

V

Eines Abends, es war Sommer, neun Uhr, knapp nach dem Abendessen, just um die Stunde, in der die Bewohner des Viertels ihre Wohnungen verlassen (die Frauen ohne Hüte, die Kinder an der Hand, die

Hunde ohne Leine und die Männer ohne Weste), um in den nächsten kleinen Park zu gehen oder auf den Kai, da sagte Zipper plötzlich zu seiner Frau:

»Ich habe heute den Salon vermietet.«

An diesem Abend ging die Familie Zipper nicht mehr an die Luft. Alle, die im Zimmer waren – auch ich, der ich gekommen war, meinen Freund abzuholen –, dachten, der alte Zipper sei verrückt geworden. Die Frau Zipper stand auf, trat hinter die Lehne ihres Sessels wie hinter eine Schanze, um sich zu verteidigen. Als sie sah, daß ihr Mann ruhig saß, blieb auch sie bewegungslos stehen. Sie sah ihn gerade an, sie schien am schnellsten von uns zu begreifen. Auf einmal begann sie, den Kopf zu schütteln, es war, als bekräftigte sie etwas, was sie nur für sich gedacht hatte, als bejahte sie irgendeinem Unsichtbaren eine Frage, die er, nur ihr hörbar, gestellt hatte. Ja, ja, ja, ja, sagte fortwährend ihr armer Kopf, und ihre knochigen, harten Hände lagen regungslos auf der Stuhllehne. Ja, ja, ja, ja, nickte ihr Kopf, und nichts sonst bewegte sich im Zimmer. Arnold saß ruhig da, Cäsar war schon fortgegangen, ich kauerte auf der Ecke eines Sofas, am Kopfende des Tisches saß der alte Zipper, und ihm gegenüber stand seine Frau und nickte mit dem Kopf.

»Was nickst du so?« sagte Zipper. – Sie antwortete nicht – das heißt: Ihr Mund antwortete nicht, aber ihr blasses, feuchtes Auge antwortete, es ließ eine Träne fallen. Ich erinnere mich, wie sie glänzte, diese Träne auf dem gelben Gesicht.

»Da läßt sich mein Freund, der Sekretär Wandl«, begann Zipper, »von seiner Frau scheiden. Das heißt, ich meine: nur von Tisch und Bett. Er sucht eine Wohnung. Wo soll er hin? ›Kommen Sie zu mir!‹ sag' ich ihm. ›Ich hab' einen Salon frei, ein Bett kann ich Ihnen nicht geben, aber jetzt werden Sie doch froh sein, eine Zeitlang kein Bett zu sehen, glaub' ich, was?‹ Darauf lacht er natürlich. Von dem Preis –«

»Ja, was zahlt er?« unterbrach ihn die Frau Zipper. Es war zum erstenmal, daß ich die Frau Zipper ihren Mann unterbrechen hörte. Die dachte an die unbezahlten Rechnungen, die arme Frau, und sie war schon über das Unglück getröstet, das ihr Mann eben verkündigte. Sie sah schon die Kehrseite dieses Unglücks, es fing an, einer Hoffnung ähnlich zu sehen. Da sagte Zipper: »Von dem Preis haben wir natürlich nicht gesprochen.« Dieses »natürlich« habe ich damals nicht begriffen. Warum war es Zipper so natürlich, nicht vom Preis zu sprechen? Ach, was war er doch für ein nobler Mensch, der alte Zipper! ...

Jetzt kam aus dem Auge der Frau Zipper die zweite Träne. Still und glänzend kam sie, rollte langsam und lautlos in die Stille und verlor sich bei den Lippen.
Dann nahm der Abend seinen Lauf. Frau Zipper begab sich in die Küche, Arnold und ich arbeiteten an einer mathematischen Aufgabe, Herr Zipper las die Zeitung. Die alte Wanduhr, die in dem vermieteten Salon hing, schlug die Stunden, das Fenster war offen, man hörte Stimmen plaudernder Menschen und von Zeit zu Zeit einen Hund bellen, ein Kind schreien, eine schwere Fliege um die Lampe summen. Alles war so, wie es jeden Abend hätte sein können. Aber es war außer all dem noch etwas da, der Atem eines Fremden, der Flügelschlag eines unbekannten Fluches, das unhörbare Signal einer Entscheidung. Wir waren alle zerschmettert, als hätten wir soeben erfahren, daß in dieser Nacht die Welt untergehen würde. Was schien mir denn so schrecklich an der Tatsache, daß die Zippers den Salon vermieten würden? War es, weil ich so oft in jenem kühlen, modrigen Zimmer gespielt hatte? War es mir lieb geworden? Ging es mir verloren, ein Stückchen Heimat? Sah ich den schmalen Sonnenstreifen schwinden, die Staubsäule vom Tisch zum Fenster? Dachte ich mit Wehmut an die blaue, gläserne Garnitur?
Es war, als wäre jemand gestorben. Der alte Zipper raschelte mit der Zeitung – und jedesmal, wenn er ein Blatt umwandte, ergriff mich ein Schrecken. Arnold zeichnete mechanisch, er konnte nichts begreifen. Wir wollen lachen und können nicht. Plötzlich sehen wir uns an und senken wieder die Köpfe über den Heften. Aus der Küche kommt ein Schluchzen. Wahrscheinlich weint Frau Zipper. Arnold geht hinaus und kommt wieder nach zwei Minuten. Er sagt gar nichts. »Wo warst du?« fragt der Herr Zipper. »Draußen!« sagt Arnold.
Schließlich erhob sich der Herr Zipper, ging, die Hände auf dem Rükken verschränkt, ein paarmal durch das Zimmer, setzte sich wieder, faltete die Zeitung zusammen, fuhr mit der flachen Hand über sie hin, um sie geradezubügeln, sah auf seinen Chronometer und sagte:
»Es ist elf Uhr und siebzehn Minuten.«
Da ging ich nach Hause.

VI

Der Postsekretär Wandl zog in den Salon. Man ließ alles dort stehen, wie es gestanden war. Man öffnete, wie sonst nur vor Ostern, wenn Zippers Bruder aus Brasilien kommen sollte, die Tür vom Flur zum Salon. Das Klavier blieb. Wenn der Postsekretär Wandl nicht zu Hause war, durfte Arnold üben. Er war ein gutmütiger Mann, der Sekretär Wandl. Er zahlte, ohne daß man es gefordert hätte, einen anständigen Preis. Die Frau Zipper bezahlte das Lexikon, Darwin, Schiller, Häckel und den Greisler für drei Monate. Es gab wieder Emmentaler, jeden Abend, Salami und Bier. Wie vor vielen Jahren ging Zipper wieder am Nachmittag ins Kaffeehaus.

Es war ein lärmendes Kaffeehaus, wo die meisten Gäste Karten spielten. Der Rauch der Zigaretten und Zigarren stand kalt über ihren Köpfen, kalt, schwer und fest, in Knäueln, Klumpen und Blöcken. Die Männer saßen in Hemdsärmeln, die Kellner standen hinter ihnen, sahen zu, wie sie spielten. Man mischte Karten mit zauberhafter Geschwindigkeit. Man warf sie auf die Tische, sie klatschten auf, als wären sie ins Wasser gefallen. Die Spieler riefen einander harte Worte zu, eine rätselhafte Art fremder Zauberflüche, es sah aus, als stritten sie heftig, indessen sie lachten. Kreide lief kreischend über trockene Täfelchen. Nasse Schwämmchen lagen auf Schalen, merkwürdige Tiere. Vom anderen Ende des Saales kam ein leises Klappern von Billardkugeln herüber.

Der Raum war halb dunkel. Es war das Dämmerlicht einer Grotte, eines Verschwörerhauses, eines Freimaurersaals. Er erregte meine Phantasie. Trat man aus dem Kaffeehaus in das helle Sonnenlicht, so war es, als wäre man mitten aus einem Traum geweckt worden. Saß man drinnen, so hatte die Zeit aufgehört. Über der Kasse hing zwar eine Uhr, sie tickte sogar, wurde jeden Abend vom Oberkellner Franz aufgezogen, aber sie hatte keine Zeiger. Was konnte schrecklicher sein als diese Uhr? Sie ging und ging, in ihrem verborgenen Innern lief die Zeit ihren regelmäßigen Lauf, aber man sah es nicht. Man wußte nur, daß Stunden schwinden, aber wie viele, das wußte man nicht. Die Menschen, die dort saßen, sahen trotzdem jedesmal auf die Uhr, sie bildeten sich wahrscheinlich ein, jetzt wüßten sie die Stunde. Das Tikken, das sie hörten, beruhigte sie offenbar.

Dort saß Zipper und spielte Sechsundsechzig, jeden Nachmittag, von

drei bis sechs Uhr. Er spielte und verlor. Er verlor keine großen Summen, aber er verlor immerhin so viel, daß er anfing, billigere Zigarren zu rauchen und schließlich eine Pfeife mit dem billigsten Tabak. – »Eine Pfeife«, erklärte er damals, »ist viel gesünder als eine Zigarre, von der Zigarette ganz zu schweigen. Man sieht vor allem, was man raucht. – Für manche Menschen riecht es vielleicht nicht angenehm«, sagte er noch, wenn seine Frau am Tisch war. Manchmal aber brachte er eine Zigarre nach Haus, eine Trabuko, vielleicht hatte sie ihm jemand geschenkt. Sie steckte einzig und einsam in seinem Zigarrenetui, das ganz schlaff und welk geworden war, mit hängenden Backen. Sie war außerdem noch in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt. Am Abend rauchte sie Zipper, tat drei Züge, sah sie an, tat noch einen Zug, legte sie vor sich hin, drehte sie, betrachtete sie von allen Seiten, als suchte er an ihr nach irgendeiner Wunde, steckte sie wieder in den Mund und schwieg. Den Stummel steckte er sorgfältig in seine gelbe, alte Bernsteinspitze und rauchte ihn so lange, bis ein kleines, armseliges Stummelchen zurückblieb. Dieses holte er mit einem Bleistift heraus, reinigte es von der Asche, zerkrümelte es und schüttelte es in seinen Tabaksbeutel.

Es ging ihm immer schlechter, dem alten Zipper. Aber je trauriger es mit seinen Einnahmen aussah, desto mehr gesellschaftliche Ehren häufte er an.

Jetzt gehörte er schon drei Wohltätigkeitsvereinen und mehreren Geselligkeitsklubs, und in jedem hatte er irgendein Amt. Hier war er Kassierer und dort Obmann und dort Vizepräsident und dort Sekretär. Ein paar Abende im Monat mußte er für Versammlungen, Feiern, Generalrapporte »opfern« – wie er sagte. Je schäbiger, älter, farbloser sein schwarzer Anzug wurde, je grauer und schmutziger seine weiße Krawatte, desto häufiger zog er sich festlich an.

Manchmal hatte er seine großen Tage. Da mußte er Reden halten. Zwei Wochen vorher setzte er eine Rede auf, und zwei Wochen lang lernte er sie auswendig. Es kamen in jeder Rede dieselben Wendungen vor, aber der alte Zipper war so fest davon überzeugt, daß er immer wieder besonders originelle Gedanken niedergeschrieben hatte, daß er sich verpflichtet fühlte, sie zu vergessen. Er ging hin und her im Zimmer, in dem alle saßen, und lernte laut, eindringlich und feierlich. Frau Zipper mußte ihn abhören. Obwohl sie die Rede längst auswendig wußte, nahm sie das Manuskript zur Hand und folgte mit dem Zeigefinger

jeder Zeile. »Pause!« sagte sie, sooft Zipper allzuschnell von einem Gedankengang zum andern hastete.
Meine verehrten Anwesenden! – so begann jede Rede. Und Zipper memorierte auch die Ansprache jedesmal. Wir alle konnten die Rede schon auswendig, außer Cäsar, dessen Kopf widerstandsfähig war gegen jeden Eindruck. Wir alle konnten die Rede schon, es gab Stunden, in denen sie ganz selbständig und obwohl ich mich gegen sie wehrte, in meinem Gehirn abrollte, wie von einer Spule ein Faden, der kein Ende nimmt.
Frau Zipper und Arnold gingen zu den großen Abenden Zippers, manchmal nahm er auch mich mit. Man saß in dem Gesellschaftsraum eines Kaffeehauses, im Untergeschoß, von vorne hörte man aus der heiteren Oberwelt das Klirren der Tassen, das Stimmengewirr der Gäste, ein paar Takte einer Musik. Sooft die Tür aufging, drang der reiche Lärm mit ganzer Kraft in den tiefen Raum, es war, wie wenn man sich mitten in der Straße die Ohren zuhielte und sie wieder für einen Augenblick offenließe, um sie dann wieder zu verdecken. Man ahnte, daß dort oben schöne, lebendige, kräftige Dinge sich abspielten. Hier aber saß Frau Zipper bleich im schwarzen Flitterkleid, dicke Herren und dicke Damen neben und hinter ihr, Arnold stand im Hintergrund des Saals, etwas blaß und zitternd, und auf dem Podium stand, grell beleuchtet, der Herr Zipper, den Zylinder in der Hand und im Innern des Zylinders lag das Manuskript seiner Rede. Er konnte sie immer noch nicht. Frau Zipper flüsterte lautlos vor sich hin, jedes Wort der Rede, noch ehe es ihr Mann ausgesprochen hatte.
Sie flüsterte und bebte.

VII

Nach dem Abitur – Zipper hatte es wegen der alphabetischen Reihenfolge erst am letzten Tag abgelegt – hielt der alte Zipper seinem Sohn eine kleine Privatrede:
»Ich selbst habe nie studiert, wie du weißt. Ich bin dennoch ein Mann geworden. Ich hätte aber studiert, wenn nicht die ungünstigen Umstände mich daran gehindert hätten. Ich kann dir nicht so viel geben, daß du wie ein reicher junger Mann lebst. Aber zu essen wirst du haben, und studieren kannst du, was dir gefällt. Ich rate dir, Jura zu

studieren. Mach auf jeden Fall den Doktor. Ich selbst gebe nichts auf Titel und äußere Ehren. Aber die Welt ist noch nicht so fortgeschritten.«

Arnold Zipper wurde also Jurist. Ich studierte Philosophie. Aber wir kamen immer noch einige Male in der Woche zusammen. Wie bisher aß ich oft bei den Zippers. Des Alten Sympathie blieb mir gesichert. Nichts ereignete sich im Hause Zipper, was ich nicht einen Tag später erfahren hätte.

Eines Sonntags, es war ein heißer Sommertag, wurde der Thronfolger in Sarajevo erschossen.

Die Frau Zipper war untröstlich. Man hätte glauben können, ihr Bruder sei erschossen worden. Herr Zipper dagegen hatte hier eine glänzende Gelegenheit, seine rebellische Gesinnung zu beweisen. Während seine Frau, das Taschentuch vor einem Auge, das Lorgnon vor dem andern, in der Zeitung die Details las, sagte Zipper:

»Man soll von den Toten nur Gutes sprechen. Der Thronfolger war ein Hund. Aber vielleicht wäre er gar nicht so böse gewesen ohne seine Frau. Vor zwei Jahren bestellt sie bei Weinhorn einen Anzug auf Maß für ihren jüngeren Sohn. Der Zuschneider selbst fährt hinaus, einmal, zweimal, zehnmal. Dann ist der Anzug fertig, der Zuschneider bringt ihn persönlich, da sagt die Sophie: ›Sie müssen ihn zurücknehmen, ich kann Ihnen nicht helfen, ich habe ausdrücklich kurze Hosen bestellt, ich hasse die langen Hosen bei Kindern!‹ Und nichts! Nicht einen roten Kreuzer Trinkgeld! So sind diese Leute! Die Serben müssen ersticken im eigenen Fett. Die ungarischen Magnaten haben Angst, ihre Schweine werden billiger werden. Alles zusammen ein Gesindel! Als ich bei den Vierundachtzigern war, kam er einmal zu den Manövern. Ein Hund! Die Bosheit strahlte ihm aus den Augen!«

»Der arme Kaiser!« klagte Frau Zipper.

»Der Kaiser wird froh sein, daß der Kerl umgekommen ist!«

»Pst!« sagte Frau Zipper. »Sprich nicht so laut!«

»Ich hab' keine Angst, ich sag' jedem meine Meinung!«

Zippers Meinung änderte sich aber doch in den nächsten Tagen, als die Demonstrationen begannen. Er selbst zog vor die serbische Gesandtschaft. Er kam nach Hause und erzählte:

»Man wird's ihnen schon zeigen! Der Thronfolger war ein Hund, aber was geht es die Serben an? Wir wären schon selbst mit ihm fertig geworden. Jetzt werden sie sehn, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Die

Polizei ist doch großartig! Zieht vom Leder, und im Nu sind alle weggeblasen. Der ganze Platz in fünf Minuten gesäubert. Der Inspektor Hawerda hat heute Dienst gehabt. ›Brav habt' s ihr gearbeitet!‹ hab' ich ihm gesagt – (Ein netter Mensch, der Inspektor Hawerda.) ›Aber doch ein bissel zu viel mit den Säbeln. Schließlich ist das der Wille des Volks.‹ ›Dienst ist Dienst!‹ sagte der Hawerda. – Das muß man auch verstehn!«

Schließlich war Zipper enttäuscht, daß man nicht sofort gegen die Serben marschierte. Von allen Menschen, die ich damals kannte, war er der einzige, den die Mobilisierung nicht überraschte.

»Ich hab' es immer gesagt, daß es ohne Krieg nicht ausgehn wird.«

Und Zipper, Zipper, der revolutionäre Zipper sagte zu seiner Frau: »Pack mir die Uniform aus, man kann nicht wissen. Im Krieg spielen Krampfadern keine Rolle. Ich bin ein alter Soldat, mag der Kaiser sein, wie er will, ich hab' den Eid geleistet.«

Vielleicht wäre Zipper gegen den Krieg gewesen, wenn sich die Gesinnung seiner Frau nicht geändert hätte. An dem Tag, an dem die ersten Männer einzurücken begannen, hörte ihr Patriotismus auf.

»Wenn man will, kann man sich immer in Güte einigen«, sagte Frau Zipper.

»Misch dich nicht in die Weltpolitik«, rief der Alte. »Arnold, morgen meldest du dich freiwillig!«

Da sah ich zum erstenmal Frau Zipper aufspringen. Zum erstenmal hörte ich sie kreischen. Sie stand auf gegen ihren Mann, sie erhob den Sessel, sie mußte in diesem Augenblick die Kraft von tausend Müttern gefühlt haben.

»Nein!« rief sie. »Solange ich lebe, wird sich keiner meiner Söhne freiwillig melden. Arnold nicht und Cäsar auch nicht. Geh allein in den Krieg. Ich brauch' dich nicht! Geh, geh zu deinem Kaiser! Du! Du!«

Sie raufte sich die Haare. Zum erstenmal sah ich Blut in ihr Gesicht steigen. Sie wurde schön. Zum erstenmal nach zwanzig Jahren wurde sie wieder schön.

Da schwieg Zipper. Arnold meldete sich nicht, und der Alte meldete sich auch nicht.

Aber jedesmal, sooft ich mit dem Herrn Zipper zusammentraf, hielt er folgenden Vortrag:

»Wir ziehen uns zurück, wir lassen die galizische Ebene den Russen. Wir teilen uns, wir werden zwei Fronten bilden. Vom Norden und

vom Süden werden wir die Russen packen, verstehen Sie, in einer Zange!« Er krümmte Zeige- und Mittelfinger, spreizte sie und schloß sie wieder. »Indessen wird im Westen Paris erobert. Die Franzosen unterwerfen sich, denn wenn sie noch länger warten, werden sie im Süden von Italien angegriffen. Dann wirft Wilhelm die ganze Armee nach dem Osten. In drei Monaten ist der Zar vernichtet. Die ganze Kunst besteht heutzutage darin, den Feind zu umzingeln. Mit möglichst wenig Truppenmaterial umzingeln! Außerdem muß man die richtige Balance halten zwischen Offensive und Defensive.«

Jeden Tag las Zipper alle Zeitungen. Er vernachlässigte sogar das Sechsundsechzig. In seinem Stammkaffee war er einer der glühendsten Patrioten. Einige begannen, sich über ihn lustig zu machen. Er wurde wild. Er drohte, den und jenen anzuzeigen. Man zog sich zurück. Die Zweifler grüßte er nicht. Mit seiner Frau sprach er nicht mehr. Auch seine kleinen Scherze gab er auf. Wie lange war es schon her, seitdem er seinen Chronometer hatte läuten lassen! Wie lange war es her, seitdem er zum letztenmal im Zirkus gewesen war! Nur in die Theater ging er noch. Selbst seine einflußreichen Freunde vernachlässigte er, Polizeiinspektoren verachtete er. Was taten sie? Sie blieben zu Hause. Sie drückten sich! Sie »taschinierten«!

Der Sekretär war eingerückt, zur Feldpost. Seine seltenen Karten waren Zippers abendliche Zerstreuung:

»Ich bin neugierig, wo diese Feldpost steckt. Das ist doch ein kluges System. Nur Nummern – und die drüben wissen schon, wo es hingehört. Und dabei geht sicher nichts verloren. Organisation ist eine großartige Sache. Nie hat die Post im Frieden so gut funktioniert!«

Der Salon stand leer. Frau Zipper hängte einen Zettel an das Haustor: Zimmer für soliden Herrn zu vermieten. Herr Zipper entfernte den Zettel wieder. Er trat mit ihm am Abend ins Haus, hielt ihn mit zwei Fingerspitzen hoch, wie ein ekelhaftes Gewürm, und sagte:

»Meine Frau hängt gerade jetzt den Zettel heraus! Jetzt sucht sie erstens einen soliden Herrn. Alle soliden Herren sind eingerückt, und die Krüppel sind schon mit Wohnungen versorgt. Zweitens wird Wandl zurückkommen. Was wird man ihm sagen, wenn sein Zimmer vermietet ist? Es ist eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen, einem Feldgrauen das Zimmer hinter dem Rücken zu vermieten!« Den Zettel warf Herr Zipper zum Fenster hinaus.

Eines Tages sah ich ihn mit einer schwarzen, eisernen Uhrkette. Auch

trug er drei eiserne Ringe. »Gold gab ich für Eisen!« stand auf allen drei eingraviert.
Einmal ging er mit Arnold und mir, Nägel in den »Eisernen Mann« schlagen.
»Hier«, sagte er, »ich spendiere dir einen Nagel!« Und er kaufte für mich einen Nagel, weil ich kein Geld hatte. Er selbst schlug nicht weniger als fünf ein.
Jede Woche kam er mit einem neuen Abzeichen. Er trug das schwarzgelbe Kreuz, das silberne und ein Edelweiß am Hut. Einer der Wohltätigkeitsvereine, denen er angehörte, veranstaltete eine Sammlung alter Kleider und warmer Wollsachen für unsere Krieger zu Weihnachten. Zipper selbst begleitete den Wagen, einen großen Trainwagen. Vor jedem Haus hielt er, ging mit einer Glocke in den Flur und nahm die Geschenke entgegen. Er fuhr eine Woche lang herum, die ganze sogenannte Warme-Woll-Woche. Jeden Abend kam er spät nach Hause. Sein Papier-Kommissionsgeschäft begann, langsam einzuschlafen. Nur von einem patriotischen Verein, der unter dem Protektorat der Gräfin Windischgrätz stand, bekam er jeden Monat einen Auftrag, Drucksorten zu beschaffen. Auch im militärgeographischen Institut war man auf Zipper aufmerksam geworden. Eine Zeitlang schien es, als würde er bei der Papierlieferung für das Werk »Unsere Helden im Winter« etwas verdienen. Da kam ein anderer und machte das Geschäft.
Nein! Zipper verdiente immer weniger. Im Jahre 1915 gab er endlich zu, daß der Salon vermietet würde – und zwar nur an eine Militärperson. Es war der superarbitrierte Oberleutnant Mauthner vom Kriegsministerium. Dieser Offizier, in Zivil Antiquitätenhändler, kümmerte sich überhaupt nicht um den Krieg. Er leitete im Kriegsministerium das Büro, das die Eintrittskarten für die Besucher ausstellte. Am Abend zog der Oberleutnant seine Zivilkleider an und ging ins Kaffeehaus, wo er Geschäftsfreunde traf. Mit der Zeit stellte es sich heraus, daß Zippers Salon dem Oberleutnant nur als Absteigquartier diente. Der Herr Mauthner wohnte mit Frau und Kindern in sechs Zimmern außerhalb der Stadt. In Zippers Salon quartierte er das Fräulein Minna vom Rathauskaffee ein. Er zahlte aber gut und war schließlich ein Oberleutnant.
Endlich kamen Arnold und ich zum Militär. Einen Monat später war auch Cäsar in Uniform. Arnold konnte, sollte und mußte Offizier werden. Also kümmerte sich der alte Zipper um seinen Sohn Cäsar

überhaupt nicht. Cäsar wohnte in der Kaserne, kam nur einmal nach Haus, einen Tag, bevor seine Marschkompanie ins Feld ging. Er betrank sich, lag achtzehn Stunden auf dem Sofa und schrie aus dem Schlaf. »Ein schöner Held, ihr Sohn!« sagte der alte Zipper. Am Abend holte uns der alte Zipper von der Einjährigenschule ab. Er trank ein Glas Bier mit unserem Feldwebel. Eines Tages, es war ein nebliger Novemberabend, das Licht der kriegsmäßig reduzierten Laternen sah aus wie in Watte gepackt, standen wir fünf Minuten vor der Schule und warteten auf den alten Zipper. Er kam nicht. Plötzlich tauchte vor uns ein Feldwebel auf, ein kleiner Feldwebel. Wir salutierten. Da lachte der Feldwebel. Es war der alte Zipper. Er hatte sich freiwillig gemeldet.

Oh, wie schön sah er aus! Er trug eine Extrauniform, seine Goldborten glänzten, sein teefarbener Schifferbart war verschwunden, nur sein kleiner, grauer Schnurrbart, auch er stark reduziert, war übriggeblieben. In der prallen Uniform sah man deutlich, daß der alte Zipper einen Bauch hatte und daß er sich in den Hüften wiegte, wenn er ging, und daß er mit den Füßen stark nach auswärts trat.

Er ließ uns ein paarmal auf der Straße salutieren. Wir gingen mit ihm in ein Wirtshaus, und er erzählte alte Geschichten von seinem Regiment. Jetzt war er im Landsturm, und weil er etwas Tschechisch verstand, kam er nach einigen Tagen in die russische Zensurabteilung. Er sollte die Briefe an russische Kriegsgefangene prüfen. Er konnte sie aber nicht lesen. Er fing an, Russisch zu lernen. Indessen häuften sich auf seinem Tisch die Briefe. Er verteilte sie unter seinen Untergebenen und lernte fleißig Russisch.

Er ließ sich photographieren: am Schreibtisch, die Briefe, die er nicht lesen konnte, in zwanzig sortierten Päckchen vor sich; mit Mütze, Überschwung und Säbel; mit Arnold, dem Einjährigen; mit Arnold und mir; mit Arnold zu Hause; mit Arnold auf der Straße. Alle Bilder hingen im Salon.

Dann gingen wir ins Feld, er begleitete uns zur Bahn. Er begann zu winken, bevor der Zug abging. Der Zug stand nämlich noch nicht auf dem richtigen Geleise. Man verschob ihn oft. Immer, wenn ich dachte, jetzt wäre der alte Zipper schon zu Hause, erschien er wieder. Weil er ein Feldwebel war, konnte er bis in die fernsten Güterbahnhöfe vordringen, während alle andern den ersten Bahnsteig schon verlassen mußten. So froh wie damals, als wir in den Tod gingen, hatte ich den alten Zipper noch nie gesehen. Als unser Zug schon endgültig abrollte,

erschien er noch einmal, lief neben dem Waggon her, ein Zeitungsblatt in der Hand und rief uns nach:
»Sieg bei Lublin!«
Wir sahen uns an, Arnold und ich, und begannen, eine Wurst zu essen.

Zwei Monate später verlor Cäsar sein linkes Bein.
Der alte Zipper teilte diese Begebenheit Arnold mit: »Er bekommt eine tadellose Prothese!« schrieb der alte Zipper. Und die Mutter schrieb nur eine einzige Zeile dazu. Man sah, wie ihre Hand gezittert hatte. Ich erinnere mich deutlich an ihre Schrift. Die Buchstaben lagen wie Bündel dünner Drähte über- und nebeneinander. »Bleibe ganz und gesund!« schrieb die Frau Zipper.
Arnold aber bekam einen Steckschuß und Urlaub und die Leutnantscharge. Was gab es Schöneres für den alten Zipper. Er ließ sich photographieren als Feldwebel, der Sohn als Leutnant daneben. Arnold schickte mir die Photographie. Da stand der alte Zipper, hielt seine Hand auf der Schulter des Leutnants und blickte starr geradeaus. Immerhin war er älter geworden. Seine Wangen hingen schlaff an den Gesichtsknochen, und auf der Hand, die des Sohnes Schulter hielt, sah man Krampfadern. Arnold schrieb, es ginge jetzt nicht mehr so schlecht. Die Mutter beziehe Geld für alle drei eingerückten Männer. Cäsar würde jetzt versorgt werden, weil er ja ein Bein verloren habe.
Ein wenig später bekam ich Urlaub. Da sah ich, wie die Frau Zipper um Mitternacht mit einem Schemel und einem halbgestrickten Strumpf, mit Brille und Topf und Markttasche vor den Laden ging, um am Morgen Fleisch und Milch zu holen. Immer noch sprach Zipper zu seiner Frau in der dritten Person. Dennoch stand er um drei Uhr morgens auf, um seine Frau abzulösen. Cäsar hätte als Invalider, ohne zu warten, alle Nahrungsmittel bekommen können. Aber er kam nur einmal in der Woche aus dem Spital nach Hause, am Samstagnachmittag, humpelte zur Lade in der Kommode, wo die Mutter ihre Geldbörse verbarg, leerte sie und begab sich ins Wirtshaus.
Er war finster geworden, seine kurze Stirn schien noch kürzer zu sein, sie bestand nur noch aus einem kleinen Stückchen tausendfach zerknitterter Haut. Immer hing ein trauriges, dumpfes Lächeln in seinen Mundwinkeln, es war wie das Abzeichen eines selbstgefälligen Stumpfsinns, wie der Anfang eines Fluches und wie der Beginn einer Verwandlung aus dem Menschen zum Tier.

Er bekam eine Prothese, die nicht paßte, er warf sie weg. Er zerbrach eine Krücke nach der andern. Wenn die Mutter ihn im Spital besuchte, versteckte er sich im Klosett. Man schickte ihn ins Irrenhaus. Er bekam einen Wutanfall, wurde in die Tobsuchtszelle gesperrt, weinte, wurde sanft, sprach nichts mehr. Er begann, Zeitungspapier zu essen. Die Irrenhäuser füllten sich, man konnte ihn nicht mehr behalten, man schlug den Zippers vor, ihn nach Hause zu nehmen.

Jetzt schien er endgültig verblödet zu sein. Er saß in einem samtenen roten Stuhl, den man aus dem Salon geholt hatte, und aß die Kriegsberichte, die der alte Zipper gelesen hatte.

Einmal aber erwischte er eine Zeitung, die der Vater erst am Nachmittag lesen sollte. Der alte Zipper versuchte, seinem Sohn das Blatt wegzunehmen. Da verlor Cäsar seine Sanftmut. Er sprang auf, fiel nieder, erhob sich, verwüstete mit seinem Stock alle Möbel, das Geschirr, die Spiegel. Man holte Sanitäter, Cäsar verfiel in Delirium und starb einige Tage später.

In der einen Stunde, in der Cäsar wütend und die Frau Zipper in Ohnmacht gefallen war, färbten sich die Haare Zippers weiß. Er begrub seinen Sohn und war plötzlich ein alter Mann. Er sprach zu seiner Frau wieder, er sagte ihr wieder du. Die Briefe, die er Arnold ins Feld schickte, klangen wie zerbrochene Glocken. Seine Schrift war immer noch flott, seine Buchstaben waren immer noch rund und groß, seine Unterschrift lag immer noch eingewickelt in ihrem alten Ornament, das einer großen Schleife ähnlich sah oder einem Schmetterling. Die Wendungen, mit denen er seine Briefe einleitete und schloß, waren immer noch die alten. Jeder Brief begann mit der Anrede: »Mein innig geliebter Sohn!« – und jeder schloß mit den Worten: »ohne sonstige Wichtigkeiten Dein Dich liebender Vater.« Aber in den Briefen war die Rede von der Bitterkeit der Zeit. Sie strömten einen trostlosen, unerbittlichen Nebel aus. Er stieg aus ihnen auf wie aus herbstlichen Feldern. Die Briefe rochen schlimmer als der Tod. Sie waren wie das Leben der Lebendigen im Krieg.

Man hatte dem alten Zipper ein Verdienstkreuz gegeben. Er bat um die Erlaubnis, außerhalb der Dienststunden Zivil zu tragen. »Ich wünsche mir nur«, so schrieb er einmal an Arnold, »Dich noch einmal zu sehen.«

Ich dachte an den Alten aus den Friedenszeiten, der mit uns die Türme bestiegen, die Liliputaner besichtigt hatte, den Schnelläufer, den Wan-

derzirkus, den Löwenmenschen, die Frauen ohne Unterleib, an den alten Zipper, der seine Uhr unter merkwürdigen Umständen in Monte Carlo erworben hatte, der sein geheimes Läutewerk in Bewegung setzte. Mäuschen aus Zündholzschachteln springen ließ und das Tischtuch gespenstisch bewegte. Ich sah, wie es zu Ende ging mit ihm, den wir gekannt hatten. Er verwandelte sich in einen ganz unbekannten, neuen. War das noch der Zipper?

Als ich das letztemal in Urlaub kam, besuchte ich ihn. Er ging in Zivil, es war ein Sonntag, ich traf ihn vor seiner Haustür. Sein Schnurrbart war weiß, seine Haare waren weiß, er stützte sich auf den Stock mit der Elfenbeinkrücke, und sein Rücken war rund. Zipper war um einen halben Kopf kleiner geworden. Einige Male blieb er auf der Stiege stehen, nicht um Atem zu holen, wie mir schien, sondern um nachzudenken. Er sprach sehr wenig. Als wir oben waren, ging er in die Küche und sagte: »Fanny, komm her!«

Es kam die Frau Zipper. Ich erfuhr so zum erstenmal, daß sie Fanny hieß.

Ihre Haare waren farblos wie immer. Ihr Gesicht war mager, ihre Hände waren hart wie immer. Nur aus ihrem Kinn war, wenn sie lächelte, die letzte Erinnerung an ein Grübchen geschwunden.

In der Ecke neben dem Fenster, in dem Zimmer, in dem wir so oft gesessen hatten, als in der Welt noch Frieden und bei den Zippers noch Krieg gewesen war, in der Ecke stand ein roter, samtener Sessel aus dem Salon.

»Hier«, sagte Zipper, »ist Cäsar immer gesessen, die letzten Wochen.«

Frau Zipper ging wieder in die Küche.

»Wann wird dieser Krieg zu Ende sein?« fragte Zipper.

»Noch nicht, glaube ich«, sagte ich. »Wir warten auf den Tod.«

Ich fuhr wieder in den Krieg. Und der Krieg war nicht zu Ende. Die alten Zippers dienten und die jungen. Millionen Zippers schossen und starben, und hunderttausend wurden verrückt.

Jedesmal kamen Briefe an Arnold. Sie enthielten alle dasselbe.

Arnold schrieb Briefe nach Hause. Ich fügte immer einen Gruß hinzu.

Manchmal, wenn ich die Feldwachen kontrollierte, sah ich das Zimmer der Zippers vor mir – und es kam mir vor wie ein Zimmer des Friedens.

VIII

Dennoch hörte eines Tages der Krieg auf. Die Monarchie zerfiel. Wir kamen nach Hause.
Im letzten halben Jahr hatte ich Arnold nicht gesehen. Er war krank geworden und als Rekonvaleszent zu einem Bahnhofskommando gekommen. Ich kehrte infolge verschiedener widriger Umstände erst Anfang Dezember 1919 zurück. Da war Arnold schon wieder in Zivil. Es stand fest, daß er nicht mehr den Doktor machen würde. Er mußte schnell eine Arbeit suchen.
Es war ein häßlicher Winter im Jahre 1919. Er war feucht, der Schnee hielt kaum einen Tag. Der Wind galoppierte durch die Stadt wie ein nasser Mörder. Die Straßen waren finster. Italienische Offiziere trugen warme, wollene Schals, Gamaschen, knarrende, gelbe Ledertaschen, sie gingen siegreich herum, sie waren die Verbündeten des Winters und überhaupt Verbündete. Aus Amerika kamen: Cornedbeef, Pastoren mit Weihnachtsbäumen für arme Kinder und die befreiten Zivilgefangenen. Aus Rußland und aus Italien kamen die Heimkehrer. Viele, die sie erwartet hatten, starben und machten ihnen Platz. Die Börse war lebhaft, und das Geld wurde wertlos. Eine Million junger Männer ging herum und suchte Arbeit. Arnold war unter ihnen.
Bis zu dieser Zeit hatte ich Arnold nur im Schatten seines Vaters und seines Hauses gesehen, ich hatte nur den Mitschüler Zipper gekannt, der in der dritten Bank an der Ecke saß, immer einen halben Kopf kleiner war als die »ganze Klasse«, sich durch viele Sommersprossen vor den andern auszeichnete, die mich an geröstete Semmelbrösel erinnerten, der manchmal fleißig und manchmal faul war wie alle andern und Gedichte »fließend« aufsagte, wie es sein Vater ja verlangte. Dann war Arnold ein Student wie viele andere. Er liebte ein Mädchen, das ihm Briefe an die Universität schickte, sein Name stand oft auf der schwarzen Tafel bei der Portierloge, der letzte Name (nicht viele Namen begannen mit Z). Dann wurde Arnold Soldat. Und er verbarg wie alle seine Physiognomie. Vielleicht hatte er bis dahin auch noch keine gehabt. Ich sah ihn wachsen, älter werden, Geburtstage feiern. Aber ich sah nicht, wie er ein Gesicht bekam. Ich betrachtete ihn niemals, ich glaubte, ihn so genau zu kennen. Acht Monate vorher hatte ich ihn in einer Uniform gesehen, die wie die meisten Uniformen der jungen Offiziere jener kriegerischen Zeit immer um ein wenig gegen die Vor-

schriften verstieß – um das kleine bißchen gegen die Vorschriften verstieß, das genügte, die Heldenhaftigkeit in Koketterie zu verwandeln. Denn die Eitelkeit war in jenen Tagen – nicht zum erstenmal im Lauf der Jahrtausende – stärker als die Disziplin und sorglos vor dem Tod. Arnold trug zum Beispiel, was Infanterieoffizieren verboten war, eine Mütze ohne Schild schief auf dem Kopf. Er war nicht kindisch genug, um mit seiner militärischen Existenz und seinem Offiziersgrad zufrieden zu sein; und den Charakter selbstgefälliger Keckheit verlieh er seiner Kleidung nicht deshalb, weil er sich mit der Uniform freute. Aber er gehörte zu jenen Männern – ich konnte es später bei vielen bemerken –, die einer Mode erliegen wie Menschen mit empfindlichen Atmungsorganen einer Influenza.
Ich weiß, daß mir Arnold Zipper erst auffiel, als ich ihn nach dem Krieg traf.
Obwohl ich ihn nur ein halbes Jahr nicht gesehen hatte, schien er mir doch in der Zivilkleidung so verwandelt, daß ich glaubte, ihn nach langen Jahren wieder getroffen zu haben. Er trug einen dunkelblauen Anzug aus billigem, gefärbtem Militärstoff. Es war einer von den Anzügen, die man in armen Vierteln auf Stangen vor kleinen Läden hängen sieht, die, wenn man sie angezogen hat, den menschlichen Körper abzuschrecken scheinen, so daß er sich selbst vor ihnen zurückzieht und zwischen sich und dem Stoff, der ihn bekleiden sollte, der ihn aber nur umhüllt, einen luftleeren Raum läßt. Hinter den Bewegungen, die Arnold Zipper in diesem Anzug machte, ahnte ich die ursprünglichen, feineren und gelenkigeren Bewegungen des nackten Körpers. Es war, als kämen der Ärmel und die Hose dem Arm und dem Bein um den Bruchteil einer Sekunde nach. So entstand eine kaum bemerkbare Unbeholfenheit im Gehaben Zippers – vielleicht verursachte sie es eigentlich, daß ich Arnold jetzt genauer zu beobachten begann.
Ein blauweiß gestreifter, weicher Kragen, den Arnold zu einem Hemd von der gleichen Farbe, aber einem andern Muster trug, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß die auffallenden Farben die Verschiedenheit der Zeichnung vergessen machen, lenkte vielleicht erst meine Aufmerksamkeit auf das frauenhafte Grübchen in seinem Kinn, das mich manchmal an seine Mutter erinnerte und das ihm den Ausdruck eines genußfreudigen Menschen und eines gutherzigen verlieh. Auffallend waren seinen kleinen, weißen Zähne, die Zähne eines Nagetiers, die Arnolds Angesicht heiter machten, beinahe übermütig, wenn er

sprach. Hielt er den Mund geschlossen, so war sein Gesicht düster. Seine Stirn war rein und groß, sie wirkte unschuldig und unbeschrieben. Seine Augen hatten einen federleichten Blick, der von den Zielen abglitt wie ein Korkpfropfen, abgeschossen aus einer Knabenflinte. Mit diesen Blicken sah Arnold die Welt. Er kannte ihre Flächen, ihre Glätte und ihre Rauheit, ihre Buntheit und ihre Eintönigkeit. Manchmal wirkte seine Gabe, zu fühlen, was er nicht sehen konnte. Im übrigen war er verschwiegen, aber nicht vorsichtig genug, um sich nicht zu verraten. Er war feinfühlig, aber nicht aufmerksam genug, um niemanden zu verletzen. Mit seinem Vater verglichen, erschien er nicht merkwürdig, sondern eher gewöhnlich.

Er wohnte, obwohl er wenig Geld hatte, nicht bei seinen Eltern. Er aß nur bei ihnen. Wovon er das übrige bestritt, wußte ich lange nicht. In einer andern Zeit hätten ihm seine Fähigkeiten eine Existenz gesichert. In den ersten Monaten nach dem Krieg aber konnte nur einer jener außergewöhnlichen Zufälle helfen, die man »Glück« nennt, oder jene außergewöhnliche Kraft, die ein Genie oder ein Brutaler vor sich her treibt wie einen Tank. Arnold Zipper war nicht genial und nicht herzlos. Er war im Gegenteil zart, gutherzig, begabt und schüchtern.

Vom Dezember bis zum März lebte er von dem Handel mit Militärstoffen, wie ich bald erfuhr. Er vermittelte zwischen Käufern und Verkäufern. Es war damals Sitte im Land: Die »abgerüsteten« Offiziere, die ohne Beruf waren oder ihren Beruf nicht mehr ausüben konnten, handelten mit Militärstoffen. Zipper gehörte nicht zu den Tüchtigen.

Er haßte sein Geschäft. Bevor er in ein Kaffeehaus trat – denn in den Kaffeehäusern wickelte man die Geschäfte ab –, hatte er hundert Bedenken. Andere kamen mit der siegreichen Festigkeit eines Commis voyageur von Beruf, in der Überzeugung, ihr Opfer zu finden, zu überreden und gefügig zu machen; eine Überzeugung, die Geschäftsreisende ebenso unwiderstehlich macht wie couragierte Liebhaber und angreifende Generale. Zipper aber war zaghaft, und er zog infolgedessen das Mißgeschick an, ungefähr wie manche Menschen Krankheiten anheimfallen, weil sie Ansteckung und Erkältung fürchten. Zippers Empfindlichkeit verursachte es, daß er den zufälligen und harmlosen Blick eines Kellners für einen vorwurfsvollen hielt. Man mußte im Spielsaal des Kaffeehauses stehen, so lange, bis der Käufer von seiner Kartenpartie aufstand. Wie oft aber kam es vor, daß der Käufer Zipper schon bei seinem Eintritt bemerkte, ihm durch ein Zeichen zu verste-

hen gab, daß er warten möchte, und in der Hitze des Spieles den Wartenden vergaß oder nur zu vergessen schien! Denn es war auch eine Methode darin, denjenigen, der das Angebot machte, zu zermürben; zu erproben, ob er so sehr »im Druck« war, daß er geduldig wartete, oder ob er so unabhängig war, sofort wegzugehen, wenn der Käufer nicht schnell genug zugriff. Andere konnten in dem Kaffeehaus, in dem sie ein Geschäft abschließen wollten, auch Gäste werden – durch die recht einfache Tatsache, daß sie sich an einen Tisch setzten, von dem aus sie ihr Opfer zu beobachten vermochten und wo sie einen Kaffee tranken. Allein diese »Spesen« konnte Zipper nicht aufbringen. Für ihn bestand die Schwierigkeit darin, in ein Kaffeehaus so zu treten, als suchte er einen Geschäftsfreund; zu warten, bis der Geschäftsfreund mit seinem Spiel fertig war – und zwar so zu warten, daß man ihn weder für einen Unerwünschten noch für einen Zudringlichen, noch für einen Bemitleidenswerten halten durfte. Er mußte die Fähigkeit vortäuschen, jeden Augenblick einen Kaffee zu bestellen, und jene Freiheit der Haltung, die dem Kellner zu verstehen gibt, daß man nur deshalb nichts bestellt, weil man gesättigt und ganz ohne Wunsch ist.
Man wurde müde, während man stand, durfte sich aber nicht setzen, weil man nicht einen Tisch einnehmen konnte, ohne zu »konsumieren«. Es gab nichts Schlimmeres für Zipper als diese Viertel- und halben Stunden, in denen er wartete, im Zwielicht des Spielsaals, in dem die gelben Lichter schon entzündet waren, obwohl aus dem vorderen Raum noch die Sonne eindrang. (Aber die Spieler brauchten diesen vorgetäuschten Abend ebenso wie die Besucher der Freudenhäuser herabgelassene Jalousien.) Zipper wartete. Er ging hin und zurück. Er blieb stehen und blätterte in einer Zeitung und gab sich den Anschein, als hätte er gerade eine Notiz gefunden, die ihn besonders interessierte. Dabei durfte er den Mann, auf den er wartete, nicht aus dem Auge lassen. Ja, er mußte von Zeit zu Zeit versuchen, seine Anwesenheit dem Käufer in Erinnerung zu bringen. Gelang es ihm endlich und stand der Ersehnte auf, so war Zippers Energie schon verbraucht, die Energie, deren er bedurft hätte, um den Widerspenstigen von der Notwendigkeit eines Kaufs zu überzeugen. Hätte Arnold doch die harmlose, optimistische Freude am Gespräch gehabt, die seinen Vater auszeichnete! Aber der junge Zipper hatte ein schwereres Blut als der alte, ein klügeres Gehirn und eine zartere Haut.
Wenn es Arnold trotzdem gelang, so viel zu verdienen, daß er jeden

Abend ins Kaffeehaus gehen konnte – in ein anderes Kaffeehaus, wo keine Kunden saßen –, daß er Zigaretten rauchte und mit der Straßenbahn manchmal die freie Natur erreichte, so verdankte er es dem Umstand, daß viele seiner früheren Kameraden unter den Geschäftsleuten waren, die für ihn in Betracht kamen. Diese Kameraden, Kaufleute aus Zufall, hatten eine leichtere Hand, ein menschliches Herz und eine gewisse Solidarität mit Zipper. Sie gaben ihm zu verdienen – wie man sagt. Nachdem aber schon all seine Bekannten an der Reihe gewesen waren, mußte Zipper eine neue Beschäftigung suchen.

In der Familie Zipper hatte die Hoffnung Platz gegriffen, daß Arnold nach Brasilien kommen könnte, zu des alten Zippers Bruder, der seit dem Krieg nicht geschrieben hatte. Manche, die keinen Onkel drüben wußten, machten sich auf den Weg. Die Heimat war so eng geworden, daß die ältesten Menschen, die nie ihren Bezirk verlassen hatten, Sehnsucht bekamen, in eine sehr ferne Welt auszuwandern und die nahe auszutilgen aus der Erinnerung, aus dem Herzen, aus dem Leben. Arnold schien es der einzige Ausweg. Wenn er sich aufrichtig nach seinen Absichten ausforschte, so mußte er zugeben, daß ihm nichts gleichgültiger war als eine öde, geregelte Arbeit zu Hause. Vielleicht mußte man in der Fremde härter arbeiten, aber es war die Ferne. Er las viele Reiseschilderungen. Er hatte sie schon seit seiner Knabenzeit gelesen. Aber niemals war der Wunsch zu reisen in ihm vorher erwacht. Erst als er aus dem Krieg zurückkam, dieses Haus wiedersah, in dem er groß geworden war, diesen Vater, der ihn erzogen, diese Mutter, die um ihn geweint hatte, als er den Schatten des Bruders fühlte, der jetzt erst, nach dem Tode, ein Mitglied der Familie geworden war; als Arnold dieses Land sah, dessen Bürger er war, in dem es galt, jeden Augenblick irgendeiner Partei anzugehören, irgendeine Gesinnung zu bezeugen, in Wirklichkeit also weiter zu dienen für irgendein »öffentliches Wohl«, das man nicht kannte, das man nicht sah und griff und das nur in den Zeitungen beschrieben stand, da erst wollte er nach Brasilien.

Er war aber zu empfindlich, um im Vertrauen auf seinen Onkel auszuwandern, wie es seine Eltern gewünscht hatten. Von allen Grundsätzen der verkehrten Erziehung, durch die der Mensch verdorben wird, war einer der dümmsten Arnolds Überzeugung geworden, jener Grundsatz, der in dem geflügelten Wort seine törichte Form gefunden hat: »Selbst ist der Mann!« Er hatte diesen amerikanischen Ehrgeiz, ganz allein, ohne Hilfe, etwas zu erreichen. Den Grundsatz, der einen

amerikanischen Milliardärssohn veranlaßt, nicht im Alter von zwanzig Jahren so nützlich zu werden, wie er sein könnte, sondern zuerst mit Streichhölzern zu handeln und den Weg, den sein Vater schon gemacht hat, noch einmal zurückzulegen. Ein widernatürlicher Ehrgeiz, etwa jenem vergleichbar, der einen jüdischen Verteidiger für Zivilsachen zwingt, als erster einen noch nie erstiegenen Alpengipfel ohne Führer zu erklimmen; einen Artisten, seine Kunststückchen auf einem Aeroplan zu vollführen, obwohl sie auch auf dem Trapez lebensgefährlich sind; einen Maurermeister, ohne Gerüst an einem Wolkenkratzer zu arbeiten. Diesen Ehrgeiz besaß Arnold. Er wollte allein nach Brasilien, und er träumte davon, eines Tages seinen Vater mit einem Telegramm von Bord eines Dampfers zu überraschen. Im Grunde war sie vielleicht ein Erbe des alten Zipper, diese Freude an Überrumpelungen, ein Vergnügen für kleine Bürger. Es gab in jener Zeit viele Agenten für Auswanderer in romantische Fernen. Es gab Vereine von jungen Leuten, die eine gemeinsame Fahrt nach Australien für einen Sonntagsausflug hielten und die überzeugt waren, daß ihnen nichts unmöglich sei, weil sie dem Tod entronnen waren. Einem dieser Vereine trat auch Arnold bei. Es schien ihm besserzugehen, seitdem er seinen Wochenbeitrag regelmäßig zahlte. Sein Leben hatte wieder einen Sinn bekommen. Etwas zu verbergen war auch eine Beschäftigung. Aber nach kurzer Zeit verschwand der Kassierer des Vereins mit allen Monatsbeiträgen. Wahrscheinlich war er der einzige, dem es gelang, Brasilien zu erreichen.
Indessen hatte Zippers Vater schon an den Bruder geschrieben. Man knüpfte wieder Beziehungen an wie Staaten untereinander. Von Zippers brasilianischem Bruder kam ein eingeschriebener Geldbrief. Man möge warten, schrieb der Bruder. Er gedenke, seine alljährlichen Besuche wieder anzufangen wie vor dem Kriege, und bald wolle er kommen.

IX

Im Hochsommer kam Zippers Bruder aus Brasilien.
Ich hatte ihn früher nie gesehen. Denn wenn er gekommen war, lud man mich nicht ein. Man sah ihn nur einmal im Jahr, man wollte mit ihm allein sein. Sein Aufenthalt kostete Geld, und man gestand ihm

nicht, daß man »knapp war«. Die Zippers konnten gerade noch ihn bewirten, und er mußte für zehn Männer essen – nach den Beschreibungen, die mir Arnold gab. Nach diesen Beschreibungen malte ich mir den Onkel Arnolds wunderbar aus. Vor allem war er ein Farmer. Ein Mann also, der die Phantasie bewegt. Ein Mann, der Sklaven hält. Ein Mann, der eventuell wilde Pferde einfängt. Ein Mann, der vielleicht eines Tages eine Goldmine findet oder sie schon gefunden hat. Ein Mann ohne Rock und Weste, mit breitem Gürtel und großem Panamahut. Die Tatsache, daß der Bruder dieses braven Bürgers Zippers ein Farmer war, schien mir noch weniger wahrscheinlich als die Geschichte von den merkwürdigen Umständen in Monte Carlo.

Dennoch war es so. Arnolds Onkel war ein echter Farmer aus Brasilien. Diesmal sollte ich ihn sehen.

Er kam an einem heißen Tag, es war im Juli oder im August. Am Nachmittag gingen der alte und der junge Zipper zur Bahn.

Am nächsten Tag aß ich Mittag mit dem Farmer.

Er war wirklich beinahe so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Vergeblich suchte ich nach einer Familienähnlichkeit mit dem alten Zipper im Gesicht seines Bruders. Aber er war gar nicht wie ein Bruder, er war wie eine merkwürdige Geschichte, eine Geschichte aus Brasilien. Er war um drei Köpfe größer als der alte Zipper. Er hatte einen glattrasierten Kopf, einen dunkelbraunen, gleichsam durchgesottenen Nakken, eine starke, rote Nase und winzige, helle Augen unter dichten und kurzen Brauen. Sein Blick war spitz und schnell wie ein Pfeil. Seine Augen waren wie helle Lichter in einem dunklen Abend. Sein Kinn war ein vollendetes Trapez. Breit und hart, erinnerte es mich an eine Art Pult oder an einen glatten, hautüberzogenen Stein. An Stein erinnerte übrigens der ganze Mann. Er stand wie eine Mauer. Er schwieg wie eine Mauer. Menschlicher wurde er, wenn er trank. Er schickte Arnold um einige Flaschen Wein. Er hatte selbst von unterwegs einige mitgebracht. Im Vorzimmer stand sein merkwürdiger Koffer. Nur einen einzigen führte er mit sich. Es war ein altes Felleisen aus braunem Leder, der Deckel und der Boden waren harmonikaartig gefaltet. Auf dem Sofa lag sein Hut – er legte ihn niemals im Vorzimmer ab. Und es war wirklich ein großer, breitrandiger Panamahut. »Sehr erfreut!« sagte er in einem fremden Deutsch, als er mir zum erstenmal die Hand gab, eine entsprechend große, warme, trockene Hand. Dann erkundigte er sich nach dem Krieg in einem Ton, in dem man sich nach

der Ernte erkundigt oder nach dem Ausgang einer interessanten Veranstaltung. Er hätte wichtigere Dinge zu Hause gehabt, das Vieh, die Ernte und die Knechte beanspruchten sehr viel Zeit. Wäre er reich gewesen und sorglos, dann wäre er vielleicht herübergekommen, um an dieser oder jener Seite zu kämpfen. Aufrichtige Bewunderung zollte er den drei eisernen Ringen Zippers. Einen Aschenbecher aus einem Schrapnell, das Arnold mitgebracht hatte, gedachte er, nach Brasilien zu nehmen. Den samtenen Sessel, auf dem Cäsar gesessen hatte, betrachtete er ein paarmal täglich. Er fühlte nicht, daß Zippers Herz stillstand, er sah nicht, wie Zippers Augen groß wurden und sein Blick fern (ein Blick, der in die weiten Gefilde des Schmerzes wandert), wenn er den Sessel beklopfte, umdrehte und mit einer gleichgültigen Stimme sagte:
»Also hier hat Cäsar gelebt, ein Sessel hat ihm genügt. Als ich das letztemal hier war, war ihm die ganze Stadt nicht groß genug. Kein Wunder, daß man in diesem Sessel verrückt wird.«
Jeden Tag, wenn die Zeitung kam, fragte der Farmer: »Sind Bilder heute drin?« Denn er glaubte, unsere Zeitung erscheine heute illustriert und morgen nur mit einem Text, weil ihr Photograph zufällig geschlafen hat. »Schlecht sind eure Virginier geworden«, sagte er mitten im Rauchen, und er zerkrümelte die teure Zigarre, für deren Stummel ihm der alte Zipper dankbar gewesen wäre. Eine unbändige Vergnügungssucht trieb ihn an alle Orte, wo man musizierte, tanzte, Theater spielte. Für die Stunden, die er zu Hause blieb, kaufte er ein Grammophon, das er den Zippers zurückzulassen versprach. Nach dem Essen legte er sich auf das Sofa, auch wenn ich da war. Dann sah ich, wie sein Blick im Zimmer herumirrte, auf Menschen und Gegenständen haften blieb, als suchte er etwas, dessen Abbild er in den Schlaf herübernehmen wollte. Schließlich blieb er auf dem roten Sessel kleben, wurde selig-gefällig-schläfrig, und die Augenlider des Farmers schlossen sich.
Ich bemerkte an dem Farmer einige ungebräuchliche Wendungen, er sprach gewissermaßen in einem eigenen Stil. Gefiel ihm etwas, ganz gleichgültig, ob es ein Mann, eine Frau, ein Vorgang, eine Sache war, so sagte er: Es wäre gemütlich. Er konnte sagen: Die Suppe sei gemütlich, ich sei gemütlich – denn es schien, daß ich ihm gefiel –, der Aschenbecher aus dem Schrapnell sei gemütlich. Gefiel ihm etwas nicht, so nannte er es nicht, wie ich voller Spannung erwartet hatte,

ungemütlich, sondern ausgeschlossen. So sagte er zum Beispiel: Dieses Theater wäre ausgeschlossen, und er meinte, daß ihm der Zuschauerraum nicht gefalle, weil er zuviel Säulen habe, und die Bühne sei ausgeschlossen, weil der Vorhang eine alte »Malerei« enthalte. Denn jedes Bild nannte er eine Malerei, wodurch er ausdrücken wollte, daß das Gemalte sich vom Photographierten unterscheide. Die Möbel, die man bewegen konnte, also Stühle und Tische, nannte er Vehikel. Der Frau Zipper sagte er Schwägerin, dem Herrn Zipper Bruder, Arnold nannte er Zipper junior. Er sagte, Vornamen könne er sich nicht merken und sie seien überflüssig. Seine eigenen Söhne – er besaß drei – hatte er der Einfachheit halber gleich genannt. Sie hießen alle William.
»Nun, ist er nicht ein Prachtkerl?« sagte der alte Zipper von seinem Bruder. »Das ist ein energischer Mensch. Weder ich noch die anderen Brüder waren so. Mit vierzehn Jahren ist der Bursche hinübergegangen. Ich wollte es ihm nachmachen, sehen Sie, wenn Monte Carlo nicht dazwischengekommen wäre, ich wäre heute ein Farmer wie er.«
Ich dachte an die ganz besonderen Umstände, sah den alten Zipper an, der jetzt mit einem zahnlosen, schwachen, weichen Mund redete, die Worte feucht machte, ehe er sie sprach, den weißhaarigen, gebeugten, alten Zipper, und verglich ihn mit seinem Bruder, der nur ein Jahr jünger war als er. Er war nicht von diesem Kontinent, der Farmer, er kam nicht aus diesem Mittelstück Europas, wo der Krieg angefangen hatte, wo er aufgebrochen war wie eine alte Eiterbeule. Nie wäre der alte Zipper ein Farmer in Brasilien geworden, er war ein Bürger von Mitteleuropa.
Nachdem der Farmer eine Woche nichts mehr als Gast gewesen war, begannen die Zippers, von Arnolds Absichten zu sprechen. Arnold wollte nicht gerne dabeisein.
»Ich will nicht«, sagte er mir, »daß mir der Onkel hilft. Hast du ihn nicht gesehen? Ein brutaler, engstirniger, egoistischer Mensch. Wenn er mich hinübernimmt, wird er mich ausbeuten, schlimmer als ein Fremder. Ich hasse dieses eigene Blut. Ich will nichts mit meiner Familie zu tun haben. Nie werde ich mit dem Onkel nach Brasilien gehen. Ich werde mir meinen eigenen Weg suchen. Ich werde schon nicht untergehen.«
Aber es fiel dem Farmer gar nicht ein, Arnold mitzunehmen.

X

Es war spät in der Nacht, aus den Gärten hörte man das Zirpen der Grillen. Wir traten aus dem Kaffeehaus. Wir trafen uns dort oft. Man schloß es zu früh, es gab eine Polizeistunde, die wir haßten. Wir kamen spät einen Mokka trinken. Es schien uns damals, daß wir einander viel zu sagen hätten und daß es unmenschlich sei, Kaffeehäuser überhaupt zu schließen. Ich kann es mir heute, nachdem ich mich längst mit den Polizeistunden abgefunden habe, noch nicht erklären, weshalb wir damals glaubten, nur im Café könne man miteinander reden. Vielleicht weil wir gerade aus dem Krieg gekommen waren. So finster, arm und verzweifelt die Stadt auch aussehen mochte, wir waren heimgekehrte Städter und fühlten uns in ihr wohl nach den vielen hundert Abenden und Nächten im Schützengraben, nach den Nächten im Lehmboden, im Sumpf, nach den Nächten in Dorfhütten, mit der alten Zeitung in der Hand, nach den Nächten der Angriffe und der Trommelfeuer. Man warf uns hinaus, man schloß das Kaffeehaus, man stellte die Stühle übereinander, die Kellner versammelten sich an der Kasse, um abzurechnen. Da schlichen wir uns fort, heimatlose Hunde.

Es war eine warme Sommernacht. Wir gingen hin und zurück, einer begleitete den andern, und war man vor der Haustür des einen angelangt, so fühlte man das Grauen, das oben wartete, im Zimmer, im Bett, im Schlaf, im Traum. Man kehrte um und ging vor die Tür des andern. Erst als der Morgen bleich hinter den Häusern stand, trennte man sich in der Mitte der Wege. Man fühlte jetzt weniger Angst vor diesem Haus, nach dem man sich im Krieg so gesehnt hatte und in dem man nicht mehr heimisch wurde nach der Rückkehr. Man schlief bei aufgehender Sonne ruhig ein; denn man wollte nicht sehen, wie ein Tag beginnt.

In so einer Nacht erzählte Arnold, was der Onkel über seine Absichten gesagt hatte:

»Und wenn ihr mir eine Million dazugeben würdet, Schwägerin und Bruder, ich nehme euren Sohn nicht. Ich habe Geld, er könnte bei mir leben, er könnte auf jeden Fall essen. Aber ich nehme ihn nicht. Brasilien ist ein gefährliches Land. Wer dort etwas werden kann, der ist schon längst hingegangen, dort ist er ein fertiger Mensch geworden. Aber einen fertigen Europäer nehme ich nicht auf mein Gewissen. Wenn ich ihm mit einem Darlehn helfen kann, wenn er sich hier im

Lande ansiedeln will, ich will ihm helfen. Kann er ein Bauer sein? Ich will ihm helfen. Aber gegen Ehrenwort und Unterschrift; denn ich mache keine Geschenke, die ein Vermögen sind, oder ich spucke dem Manne ins Gesicht, dem ich Geld auf ewig geliehen habe. Fragt ihn, er soll sagen, was er will.«

»Nun, hast du dich entschlossen?«

»Nein«, sagte Arnold, »kann ich mich überhaupt jemals entschließen? Manchmal scheint es mir, ich könnte ganz gut ein Bauer sein. Dann kommt es mir romantisch und absurd vor. In die Natur gehen? Kann ich mit den Hühnern schlafen gehen und mit ihnen aufstehen? Kann ich einen einzigen Abend das Kaffeehaus entbehren, ein Gespräch mit dir, mit einem andern? Kann ich heiraten, Kinder haben, die das Vieh auf die Weide führen?«

»Aber in Brasilien müßtest du das alles doch auch!«

»In Brasilien – ja. Ebenso könnte ich ja in New York auf der Straße Zeitungen verkaufen und hier nicht!«

»Warum nicht hier?«

»Weil man mich kennt. Weil das komisch wäre, ich wäre eine lächerliche Figur.«

Ich versuchte keineswegs, Arnold zu überzeugen. Aber ich verstand nicht, daß er nicht hier Zeitungen verkaufen zu können glaubte. Warum wäre er eine lächerliche Figur geworden? Durch keine Beschäftigung irgendwelcher Art wird man lächerlich, wenn man es nicht schon gewesen ist, wollte ich ihm sagen. Aber ich sagte es ihm nicht. Ich fühlte, daß es überflüssig war. Ich fühlte, daß dieser Mensch wie jeder andere bestimmten Gesetzen gehorchte, wenn er etwas unternahm oder etwas unterließ. In dieser Nacht fühlte ich das Gesetz der Welt. Ich hörte den geschwinden, genauen, unerbittlichen, reibungslosen Gang der Räder, die den Mechanismus des Schicksals ausmachen. Ich dachte, daß der Sohn des alten Zipper einem unbekannten Gebot untertan war, wie der Alte es gewesen, wie es die Enkel des Alten auch sein würden. Ich stellte mir jenen Abend vor, an dem der Farmer den Zippers jede Hoffnung genommen hatte. Es mußte ein Schweigen entstanden sein, jenem vergleichbar, das dem Bericht des Alten von der Vermietung des Salons gefolgt war. Die Eltern Arnolds mußten überzeugt gewesen sein, daß ihr Leben umsonst war. Der Sohn hätte ihrem Alter Wärme und Licht geben müssen, und er kam zu ihnen eine Suppe essen.

Am nächsten Tag traf ich den alten Zipper. Er saß in einem Park, eine Zeitung las er mit einer großen Lupe in der Hand, denn die Brille genügte ihm nicht mehr. Wie er so dasaß in seinem schäbigen, schwarzen Anzug, der an den Schultern fast so grün war wie das Laub, das ihn umgab, in der Ecke auf der Bank, hätte man ihm ein Almosen geben können, wenn er nicht durch die Zeitung und die Brille eine gewisse Reputation bekommen hätte. Ich setzte mich zu ihm.

»Nun«, sagte er, »Arnold hat dir sicherlich erzählt, daß mein Bruder nichts von ihm wissen will. Du bist ja sein Jugendfreund, du kennst ihn so gut wie ich, noch besser, möcht' ich sagen. Glaubst du, daß er allein nach Brasilien gehen kann? Glaubst du nicht auch, daß er begabt ist – über den Durchschnitt? Wenn dieser Krieg nicht gewesen wäre! Was hätte Arnold nicht alles sein können? Mein Geschäft ging gut« (der alte Zipper hatte vergessen, daß der Krieg weniger an seinen geringen Einnahmen schuld war als er selbst), »ich hätte ihn noch eine Zeitlang ausgehalten. Er soll ein Bauer werden, meint mein Bruder. Mein Arnold – ein Bauer! Warum nicht gleich ein Tischler wie mein Vater? Ich dachte, es ginge aufwärts mit meiner Familie, nicht abwärts.«

Und Zipper redete eine halbe Stunde lang ähnliche Sätze. Schließlich erzählte er mir »im Vertrauen« – und er nahm meine Hand und beschwor mich zu schweigen –, daß er selbst für Arnold eine Stelle suche. Alte Verbindungen »grabe er aus«. Arnold aber sollte nicht wissen, daß sein Vater »vorarbeite«. Arnold sollte eines Tages eine »schöne Karriere« vor sich haben.

Da ging er hin, der alte Zipper. Die Zeitungen ragten ihm aus der Rocktasche, Sonnenkringel spielten auf seinem Rücken, er ging nicht nur gebückt, er wackelte auch vor Schwäche, es war, als zögen ihn schwere Gewichte rechts und links. Er kannte und begrüßte den Gärtner des Parks – eine vornehme Persönlichkeit, eine von jenen Persönlichkeiten, von denen Zipper immer geglaubt hatte, es wäre gut, sich mit ihnen zu vertragen. Ja, er blieb sogar stehen, der Gärtner, der den Rasen umgegraben hatte, kam, auf die Schaufel gestützt, vor das Eisengitter, das die Beete von der Allee abschloß. Zipper sprach mit dem Gärtner. Wahrscheinlich freute sich der Alte, er wußte, daß ich ihn noch sehe, er konnte mir zeigen, daß er ein bekannter Mann war. Ihm allein, von allen Spaziergängern im Park, konnte es gelingen, den Rasen zu betreten. Wahrscheinlich erfüllte diese Macht den alten Zipper mit Stolz, auch jetzt noch, da er für Arnold eine Stelle suchte.

Er kannte den Hofrat Kronauer vom Finanzministerium. (Wer kannte ihn nicht? Jedem hatte Kronauer schon irgendeinmal geholfen.) Er war einer der ältesten Kunden Zippers. Was ging den Hofrat Kronauer die Revolution an? Einen zweiten Kenner der Gesetze, der Verordnungen, der Einkommen- und Gewerbesteuer, der Abzüge und der Zuschläge gab es nicht. Er blieb im Amt, er wurzelte geradezu drin wie ein alter, großer Baum in einem Park. Er spendete Güte, Hilfe, Protektionen. Der alte Zipper war nicht umsonst bei ihm gewesen. Arnold bekam eine Anstellung.

»In einer Zeit, in der Beamte, die schon zehn Jahre gedient haben, auf die Straße gesetzt werden, bekommt Arnold einen Posten«, sagte der alte Zipper. »Auch eine Republik kann ohne wirkliche Tätigkeit nicht regiert werden. Der beste Beweis dafür ist Arnolds Fall.«

»Das ist sehr gemütlich!« sagte der Farmer. Am nächsten Tag reiste er ab.

Man sprach selten von ihm im Hause Zipper. Er hatte sich blamiert. Er hatte Arnold abgelehnt! Ein Genie wie Arnold nicht nach Brasilien mitzunehmen – dazu gehörte schon die enorme Ungebildetheit dieses Farmers.

»Im Grunde«, sagte der alte Zipper einmal von seinem Bruder, »hat er niemals Zeit gehabt, etwas zu lernen noch auch nur nachzudenken.« Und man ging über den Farmer zur Tagesordnung über.

Die Tagesordnung bestand darin, daß man Arnold lobte. Zipper schien ganz vergessen zu haben, daß er selbst es gewesen war, der Arnold eine Stellung verschafft hatte. Man tat so in der Familie, als hätte der Sohn einen großartigen Ruf erhalten, die Finanzen des Landes zu ordnen.

Einen Monat später trat Arnold in das Amt ein.

Er war ein kleiner Beamter mit einem geringen Gehalt. Der Vater aber sah in ihm schon einen Finanzminister. Arnold hatte nichts von dem Optimismus seines Vaters.

»Wie soll ein Mensch, der im Krieg war, vorher nicht Beamter gewesen ist, jetzt acht Stunden täglich an einem Schreibtisch sitzen?« fragte er. »Ich sitze in einem Zimmer im vierten Stock, mit noch zwei Männern; beide sind so alt wie mein Vater. Du ahnst nicht, wie sie mich hassen! An einem der letzten Tage bin ich mit meinem neuen, hellgrauen Anzug ins Büro gekommen. Der eine, Herr Kranich, ist sofort in alle Büros gelaufen und hat erzählt, daß hier ein junger Mann mit einem hellen Anzug in den Dienst gekommen sei. Sooft ich hinausging, stan-

den im Korridor einige Beamte, tuschelten miteinander und sahen mich an. Andere machten wie zufällig die Türen ihrer Kontore auf, schauten hinaus und machten wieder zu. Endlich ließ mich der Kronauer rufen und sagte mir, ich möchte mit Rücksicht auf die schlechte Laune der Beamten, die Familienväter seien, nicht neue Anzüge im Amt tragen. Er selbst trage auch seine alten. Außerdem möchte ich doch die vorgeschriebene Uniform anziehen.
Du kannst dir kaum vorstellen, wie mir vor dieser Uniform graut. Schon wieder eine! Soeben habe ich sie abgelegt! Ich habe versucht, meinen Tisch etwas näher an das Fenster zu rücken. Man sieht zwar nichts, es geht in einen Hof, hat Gitter vor den Scheiben, auf der anderen Seite sind auch Büros, der Hof ist langweilig sauber, es ist streng verboten, Papierschnitzel, Asche, Zigaretten hinunterzuwerfen. Aber der Tisch des andern Beamten, der in der Nähe des zweiten Fensters sitzt, muß in gerader Linie mit meinem stehen. Ich war fünf Minuten draußen. Als ich zurückkam, stand mein Schreibtisch wieder dort, wo er vorher gestanden war. Die beiden Alten haben ihn zurückgeschoben.
Sie haben Seife, Nagelbürste und Handtücher im Schrank. Sie waschen sich die Hände, bevor sie weggehen. Ich kann mir dort nicht die Hände waschen. Ich bin froh, wenn ich fort bin, ich gehe mit schmutzigen Händen nach Hause. Infolgedessen kann ich das Amt früher verlassen als die beiden. Ich sage ›Guten Abend!‹ – sie antworten nicht. Ich gehe weg. Von der Stiege ruft einer: ›Herr Zipper!‹ – Was ist los? – Ich soll den Schlüssel morgen früh nicht beim Portier, sondern auf Zimmer 25 im zweiten Stock abholen, wenn ich zufällig früher kommen sollte. Der Dienst beginnt um neun Uhr. Ich komme fünf Minuten vor neun. Die beiden sind schon da. Einmal versuche ich, um dreiviertel neun zu kommen. Am nächsten Tag sind sie schon um halb neun im Amt.
Ich habe dienstlich nichts mit ihnen zu tun. Sie sind nicht meine Vorgesetzten. Aber wenn ich mit einem Schriftstück fertig bin, kommt immer einer von den beiden zu meinem Schreibtisch und sagt: ›Sehr schön, Herr Zipper.‹ Sie wagen nicht, mich zu tadeln, aber sie haben eine tückischere Methode gefunden: Sie demütigen mich durch Lob. Manchmal beginnen sie ein allgemeines Gespräch über die Jugend von heute. Jeder junge Mann glaube, weil er im Krieg gewesen sei, er sei klüger als die Alten. Einmal konnte ich mich nicht enthalten, ihnen zu

sagen: ›Ihr habt uns ja selbst in den Krieg geschickt!‹ Und ich dachte dabei an meinen Vater. Erinnerst du dich, wie er eines Tages in der Uniform vor der Einjährigenschule stand? Übrigens, mein Vater: Ich kann gar nicht mehr zu Hause essen. Er hat tausend Fragen. Immer will er wissen, ob man mit mir zufrieden ist. Ich muß ihm ganz genau von meiner täglichen Arbeit berichten. Er bildet sich ein, ich verfaßte Steuergesetze. Ich aber, weißt du, was ich mache? Additionen und Divisonen und Multiplikationen mit Dezimalbrüchen.
Es ist nicht zum Aushalten! Ich möchte etwas anderes suchen. Aber wenn ich mit dieser Arbeit fertig bin, möchte ich so schnell wie möglich zu Hause sein. Es geht eine Straßenbahn um sechs Uhr zwölf, und die nächste um sechs Uhr zwanzig. Oft kommt es vor, daß mir einer der beiden Alten noch etwas Gleichgültiges ganz langsam sagt – wenn ich unten bin, muß ich acht Minuten auf die Bahn warten. Diese acht Minuten sind länger als der ganze Tag.
Ich will die Straße nicht sehen, solange noch der Tag nicht ganz vorbei ist. Ich gehe nach Hause, ziehe mir das Neueste an, die besten Schuhe, das beste Hemd, dann spiele ich etwas, nur ein paar Melodien, die mir so im Gedächtnis geblieben sind, dann ist endlich der Abend da. Er kommt, während ich spiele, es scheint mir, daß ich ihn herbeirufe. Ich pfeife auf die ganze Erziehung, ich bin meinem Vater nur für das eine dankbar, daß er mir zur Musik verholfen hat.
Am Abend kann ich auf die Straße. Ich schäme mich, solange noch ein Stückchen Tag ist. Denn diesen Tag habe ich mit dem Amt angefangen, er ist verdorben, schmutzig, ich kann nichts mit ihm machen. Außerdem bin ich müde wie nach einem Rückzug, nach einem Marsch von drei Tagen. Ich habe einen Hunger den ganzen Tag, als lebte ich in frischer Luft. Es ist der Hunger, der die Erschöpfung begleitet. Menschen im hohen Greisenalter, die den ganzen Tag im Bett liegen, haben auch so einen Hunger.
Schließlich könnte man sich abfinden mit jeder Tätigkeit, auch wenn sie sinnlos wäre. Das Militär war auch sinnlos. Aber man sah einen Vorgesetzten, er ersetzte den Sinn. Man wurde bestraft, belohnt, jeden Tag und jede Stunde. Man hatte einen Befehl, er ersetzte das Ziel. Im Amt aber siehst du nicht, wohin der Akt kommt, wozu er gemacht wird, für wen. Manchmal, ich muß es dir gestehen, packt mich irgendein dummer Ehrgeiz. Ich fange an, besonders schöne Buchstaben zu malen und vollendete Zahlen, ich schreibe an einem Akt eine halbe

Stunde, ich könnte ihn in fünf Minuten fertig haben. Verstehst du das?«

»Ich verstehe«, sagte ich. »Ich glaube, der Krieg hat uns verdorben. Gestehen wir, daß wir zu Unrecht zurückgekommen sind. Wir wissen soviel wie die Toten, wir müssen uns aber dumm stellen, weil wir zufällig am Leben geblieben sind. Diese Straße und dieses Amt, die Steuern und die Post und der Tanz und das Theater und die Krankheit, das Elternhaus und alles andere – alles kommt uns so lächerlich vor. Wir können vielleicht nur noch zwei Sachen, die uns beweisen, daß wir lebendig sind. Wir können gehorchen und befehlen. Aber lieber gehorchen als befehlen. Wir haben es als eine Art Gesellschaftsspiel getrieben. Denn da wir dem Tod geweiht waren, waren die militärischen Vorbereitungen für den Tod ja nur ein Spiel. Wir waren ebenso darüber hinaus wie ernste Männer, die sich in der Eisenbahn die Zeit vertreiben wollen, über die Dominosteine erhaben sind, mit denen sie spielen. Aber es hat uns interessiert, das heißt, es hat uns abgelenkt. Heute denke ich, daß diese Welt, diese militärische Welt, die allerdings nur für Todgeweihte gut ist, eine sauber eingerichtete, bequeme Welt war. Sie ersparte uns das Leben, das Mühe bringt, Sorgen, das aus Plänen, Gedanken, Hoffnungen, Zusammenbrüchen besteht. Beim Militär gab es keine Hoffnung, keinen Plan, keine Gedanken. Um zwei Uhr dreißig mußt du zum Rapport erscheinen. Du weißt ganz genau, wie der Oberst aussieht, was er sagt, was er befiehlt, womit er dich straft. Es steht im Dienstreglement. Hat den Oberst der Schlag getroffen oder die Kugel, so steht dort der Major. Wenn er nicht da ist, der Hauptmann. Wenn niemand da ist, hast du dir selbst alles zu sagen, hast du alles zu tun, was für deinen Fall zutrifft.

Wie herrlich ist diese Welt eingerichtet. Es gibt keinen Zweifel, keine Ungewißheit, kein Gewissen, keine Sorge. Gibt es kein Brot, so hungerst du. Fünfundzwanzig Zigaretten hast du am Tag. Um sechs Uhr früh wird marschiert. Um halb fünf Uhr weckt man dich. Um fünf Uhr bekommst du schwarzen Kaffee.«

»Hör auf!« rief Zipper. »Man könnte glauben, du rätst mir, wieder einzurücken. Es ist zu spät. Es gibt keinen Krieg mehr vorläufig.«

»Ich rate dir«, sagte ich, »eine Frau zu nehmen.«

»Soll ich mich verlieben?«

»Vielleicht sogar: dich verlieben. Auf jeden Fall hilft dir eine Frau. Sie hilft dir zu der Täuschung, daß du noch etwas in dieser Welt zu suchen

hast. Sie will Kleider und Schuhe, eine Wohnung und Essen und manchmal ein Kind. Wenn du für etwas zu sorgen hast, bildest du dir leichter ein, du hättest auch für etwas zu leben.«
»Ich war ein einziges Mal verliebt«, sagte Arnold. »Wirklich verliebt. Kanntest du Erna Wilder? Sie war meine Nachbarin. Als Kinder trafen wir uns in der Früh, wenn wir zur Schule gingen und wenn wir heimkamen. Ihre und meine Eltern hatten einmal eine Ferienreise gemacht. Wir waren in einem schlesischen Bad, wir bewohnten die gleiche Villa. Unsere Väter waren Geschäftsfreunde. Wilder ging es nicht glänzend, aber immerhin ging es ihm besser als meinem Vater. In jenem Bad konnten wir nur zwei Wochen bleiben, die Wilders blieben länger. Aber in der Erinnerung kommen mir diese zwei Wochen wie sechs vor – so viel habe ich dort erlebt. Ich war fünfzehn Jahre alt, sie war dreizehn, glaube ich. Den ganzen Tag spielten wir zusammen, da waren wir fast im gleichen Alter. Es gab einen Berg, man nannte ihn ›Gloriette‹. Ein Serpentinenweg führte hinauf. Unterwegs standen Bänke, Liebespärchen saßen dort. Bei Tag sahen wir sie nicht oder sahen an ihnen vorbei. Wir hatten Wichtigeres zu tun. Hirschkäfer zu suchen, Eicheln zu sammeln, Schmetterlinge zu fangen. Wenn es aber dämmerte, verwandelte sich Erna. Gingen wir an einem Liebespaar vorbei, so drängte sie sich einen Augenblick an mich, lief dann weg, wartete, bis ich sie erreicht hatte, und lachte leise. Es war dunkel, ich wußte nicht mehr, wie sie aussah, wenn sie zu lachen anfing. Es schien mir, daß sie sich in eine fremde Frau verwandelt hatte, es war nicht ihre Stimme, sie lachte nicht so, wie sie bei Tag zu lachen pflegte. Dann wollte ich sie fassen, um zu fühlen, daß sie es noch ist, die dort im Finstern lacht. Ich greife geradeaus und fühle ihre Brust, bin erschrokken, ziehe die Hand zurück, da läuft sie davon.
Am nächsten Morgen treffen wir uns im Park, und es ist so, als ob gestern die Nacht gar nicht gewesen wäre. Wir suchen wieder Hirschkäfer.
Einmal sah ich, wie ein älterer Herr auf der Kurpromenade sie anschaut. Dann will sie wieder zurück, obwohl wir auf dem Weg zur Wiese waren. Sie sagt, sie möchte ein Konzertprogramm sehen. Vor dem Pavillon, wo die Musik spielt, steht der Herr, und Erna lacht. Er kneift ein Auge zu, sie wird rot. Ich glaube, daß ich mich in diesem Augenblick verliebt habe. Ich kann nicht mehr so mit Erna spielen. Ich versuchte immer, mit ihr in der Dunkelheit auf die ›Gloriette‹ zu ge-

hen, ich brenne danach, noch einmal ihre Brust zu berühren. Aber es gelingt nie mehr wieder.
Einmal war Fest im Kursalon. Ich stand da und sah, wie sie mit Offizieren tanzte. Am nächsten Tag wurde sie von vielen Herren gegrüßt. Sie war auch schon verändert. Sie hüpfte nicht mehr über die Straße wie gestern noch, sie ging wie eine Dame. Kam sie an einen Bach, in den sie früher oft mit den Schuhen gestiegen war, so blieb sie einen Moment stehen, ehe sie sich entschloß, ihm auszuweichen, die schmalste Stelle zu suchen. Dann mußte ich zuerst hinüber und ihr die Hand reichen. Ich liebte sie, ich hatte schlaflose Nächte. Dann fuhren wir weg. Ich war eifersüchtig, gekränkt, gedemütigt, ich haßte meine Eltern, weil sie kein Geld hatten. Ich träumte mir banale Geschichten zurecht. Ein Waisenhaus brennt, ich rette alle Kinder, mein Name steht in der Zeitung, sie kommt zu mir und bittet mich um Verzeihung und sagt: ›Du kannst meine Brust berühren, wenn du willst.‹
Dann, nach den Ferien, sah ich sie wieder. Wir sprachen aber nicht mehr miteinander, obwohl ich ihr oft nachging bis zum Haus und sie es gesehen haben muß.«
»Und was macht sie jetzt?«
»Man sagte mir, sie hätte sich im Krieg verlobt, die Verlobung sei dann zurückgegangen. Erna ist jetzt in der Schauspielschule, sie will Schauspielerin werden. Ich glaube, sie hat recht, wenn ich mich erinnere, wie sie in der Dunkelheit lachen konnte.«
»Wie lang habt ihr euch nicht gesehen?«
»Es werden zehn Jahre her sein. Ich weiß nicht, ob ich sie wiedererkenne.«
An diesem Abend begleiteten wir einander nicht mehr nach Hause. Es war eine kühle und neblige Nacht. Arnold verabschiedete sich sehr schnell. Es schien mir, daß er sich schämte.
Wir hatten so viel miteinander gesprochen, wir hatten uns eigentlich nichts mehr zu sagen. Er mochte fühlen, daß die Schweigsamkeit auf einem gemeinsamen Weg uns quälen könnte. Außerdem hatte er an eine alte Geschichte zum erstenmal nach Jahren gerührt. Tun wir es manchmal, so ist es, als hätten wir eine längst verstopfte Quelle wieder geöffnet und als müßten wir warten, bis der Strom sich besänftigt hat, der uns vorläufig bedrängt.
Vielleicht hatte Arnold den Wunsch oder die Sehnsucht, Erna wiederzusehen, und er wollte über den Weg nachdenken, auf dem er sie am

besten treffen könnte. Vielleicht hoffte er, in ihr, mit ihrer Hilfe zumindest, seine Kraft und ein Ziel zu finden. Vielleicht war auch nur die Erinnerung an sie die schönste und leichteste Flucht aus dem schmalen Dasein, das er führte; und er wollte mit der Erinnerung allein sein, wie man auf einem Friedhof allein sein will.

XI

Seitdem Arnold im Finanzamt war, besuchte er das Kaffeehaus eher aus Leidenschaft als aus Gewohnheit. Es gehörte zu seinen Erfüllungen und nicht mehr zu seinen Bedürfnissen. War er schon früher – und besonders, seitdem er aus dem Krieg zurückgekommen war – nicht fähig gewesen, einen Abend allein zu sein, so erfaßte ihn jetzt ein wahres Entsetzen vor der Einsamkeit. Nicht daß er etwa die Sehnsucht gehabt hätte, in einer Gesellschaft zu leben. Er wollte nur im Kaffeehaus sitzen, nichts anderes als im Kaffeehaus sitzen.
Er hatte ein paar Bekannte, vielleicht ein paar Freunde. Es waren Schriftsteller, Maler, Musiker, Bildhauer. Ich kannte keinen genaueren Leser, kein gewissenhafteres Publikum, keinen eifrigeren Theaterbesucher, keinen frömmeren Hörer von Musik als Arnold. Für alle Künste interessierte er sich. Jenen, die sie ausübten, nahe zu sein gehörte zu seinen bescheidenen Freuden. Sicherlich beneidete er sie. Denn sie allein, so schien es ihm, hatten einen Sinn in ihrem Leben gefunden und besaßen ein Recht dazusein, Geltung zu haben, Ansehen und Macht. Was sie sprachen, schien ihm so wichtig, daß er ihnen nur zuhörte, ohne sich an ihrem Gespräch zu beteiligen. Vielleicht fand er einen Trost darin, daß er ihre Abende teilte, obwohl seine Tage so ganz anders aussahen als die ihrigen. Vielleicht aber auch war er klüger, als ich glaubte, und er tröstete sich, wenn er die Künstler sah, damit, daß auch sie schließlich nicht von anderen Sorgen sprachen als alle Welt. Auch sie hatten kein Geld. Auch sie konnten keine Reisen machen. Auch sie spielten Tarock und Sechsundsechzig und Domino. Auch sie tranken Kaffee und tauchten ihre Kipfel ein.
Arnold spielte nicht, aber er sah gerne zu. Er war mit der Zeit manchen Spielern ein unentbehrlicher Kiebitz geworden. Man erholte sich einigermaßen von den Aufregungen des Spiels, wenn man von den Karten aufblickte und Zipper ansah. Die ständige Schwermut seines Ange-

sichts – deren Grund übrigens niemand wußte und wahrscheinlich nur ich allein verstand, weil ich das Haus Zipper kannte, also die Heimat dieser Schwermut –, seine unveränderliche Leidenschaft, den Wechsel von Pech und Glück mitzuerleben, seine aufmerksame Schweigsamkeit, sein genauer Blick, der den Bewegungen und den Händen und den Karten immer folgte, mußte die Spieler ebenso beruhigen und zufriedenstellen wie einen Autor, der sein Werk vorliest, ein gespannter und mitgenommener Zuhörer. Es schmeichelte den Spielern, wenn Zipper ihnen zusah. Es war, als spendete er ihnen stillen Beifall. Wenn sie vom Spiel aufstanden, verließ Arnold nur zögernd den Tisch. Es tat ihm offensichtlich leid. Er fühlte sich leer. Er mußte jetzt zu einem anderen Tisch gehen, man spielte dort nicht mehr, man sprach nur, und ein Gespräch war lange nicht so übersichtlich. Außerdem war er an einem Tisch, an dem man nur sprach, mehr fremd als an einem, an dem man spielte. Denn verlangten die Gesetze des Kartenspiels geradezu einen Kiebitz, so waren die Gesetze einer Unterhaltung einem Außenseiter nicht hold. Arnolds hellhörige Empfindlichkeit erriet hundertmal die Frage, die sich viele stellten und die niemand aussprach: Was macht eigentlich dieser Zipper hier? Denn man wußte, daß er nicht malte, nicht schrieb und nicht komponierte, aber alle, die malten, schrieben und komponierten, kannten Zipper. Er beschäftigte sich nicht einmal mit der Politik, die ebenso wie die Tätigkeit in einer Redaktion jeden Gast in diesem Kaffeehaus heimisch machte. Dennoch gehörte Arnold in dieses Kaffeehaus und in kein anderes. Er ging unter den Schriftstellern herum – die immer auf der Jagd nach einem »Thema« waren – wie ein Romanstoff, der sich umsonst anbietet. Die Schriftsteller aber sind nicht geneigt zu glauben, daß ein Kiebitz literarisch brauchbar sein kann.

Sie gewöhnten sich an Zipper. Jeder hatte sich die Frage, was er eigentlich hier mache, schon so oft gestellt, daß er schließlich der Meinung war, er hätte schon eine Antwort auf sie gefunden. Es gefiel ihnen, einen Menschen in der Nähe zu haben, der nicht vom Fach war, aber dem Fach immerhin so nahe, daß man nichts übersetzen mußte, um ihm verständlich zu sein. Auch wenn sie sprachen, war er ihr Publikum. Und da sie mehr sprachen, als sie schrieben, war ihnen ein Leser, der zuhörte, von Nutzen.

Und Arnold hörte zu. Das Kaffeehaus lockte ihn jeden Abend, wie das Gasthaus einen Trinker, wie der Spielsaal einen Spieler. Er konnte

nicht mehr leben, ohne den regelmäßigen Anblick der kleinen, weißen, runden und der viereckigen, grünen Tische; der dicken Säulen, die einmal in der ersten Jugend dieses Kaffeehauses seinen prunkvollen, majestätischen Charakter betont haben mochten, die heute schwarz von Rauch waren, gleichsam von jahrzehntelangen Opferbränden, und an denen Zeitungen hingen wie dürre Früchte in dürren, gelben, klappernden Rahmen; der dunklen Nischen, beschattet von Überkleidern an schwerbehängten Ständern; der Toilette im Korridor, vor der ein ständiges Kommen und Gehen war, vor der man Bekannte traf und begrüßte und vor der man, ohne zu merken, wie die Zeit verstrich, eine halbe Stunde stehen konnte; der blonden Kassiererin am Büfett, die jeden beim Namen kannte und die den Stammgästen die Post verteilte, während sie Briefe und Karten, die für die gewöhnliche »Laufkundschaft« gekommen waren, in einer unpersönlichen, dienstlich kühlen Vitrine ausstellte; der Kellner, die niemals wechselten, niemals starben, niemals nach den Wünschen der Gäste fragten, sondern immer das Gewohnte brachten; der Karbidlampen, die um jene Zeit das Gas und die Elektrizität ersetzten und die aussahen wie gezähmte und zum Nutzen der Menschheit verwendete Irrlichter. Sie sangen übrigens – und auch diese Musik war Arnold unentbehrlich. Sie flackerten, wenn sie am Ende ihrer Kräfte waren, und warfen zackige Schatten um die Tische. Dann stieg ein Kellner auf Stühle und hauchte ihnen mit einem Blasebalg neues Leben ein. Fliegen summten, Karten klatschten, Dominosteine klapperten, Zeitungen rauschten, Schachfiguren fielen mit hartem Schlag auf Bretter, Billardkugeln rollten dumpf über gepolstertes Holz, Gläser klirrten, Löffel klangen, Schuhe schlurften, Stimmen murmelten, Wasser tropfte sentimental aus einem fernen, wie geträumten Hahn, der sich niemals schloß – und über allem sangen die Karbidlampen. Manchmal glich das Kaffeehaus einem Lager überwinternder Nomaden, manchmal einem bürgerlichen Speisezimmer, manchmal einem großen Wartesaal in einem Palast und manchmal einem warmen Himmel für Erfrorene. Denn es war warm, es war eine animalische Wärme, unterstützt von glimmenden Kohlen in drei breiten Öfen, durch deren Gitter es rötlich schimmerte und die aussahen wie Eingänge zu einer Hölle, die nichts Schreckliches hat. Erst wenn Arnold dieses Kaffeehaus betrat, war er seinem Tag endgültig entronnen. Hier erst begann seine Freiheit. Denn obwohl die Drehtür sich unaufhörlich bewegte, konnte Arnold doch sicher sein, in diesem Kaffeehaus keinen

Menschen zu finden, der ihn an seine Arbeit oder an eine Arbeit überhaupt erinnerte. Nicht an seine Arbeit, nicht an das Viertel, aus dem er kam, nicht an die Freunde seines Vaters konnte hier irgend etwas gemahnen. Nur dünne, gelbe Vorhänge verhüllten die Straße an den Fenstern. Aber diese Vorhänge waren so dicht, daß man glauben konnte, selbst Steine und Schüsse würden an ihnen wirkungslos zurückprallen. Diese Welt hatte nichts mit der bitteren und nüchternen des Tages zu tun. Auch wenn die Sonne noch am Himmel stand, hier hatte sie nichts zu suchen.

Nur ein Theater oder ein Konzert konnte Arnold veranlassen, nicht etwa überhaupt einen Abend das Kaffeehaus nicht zu betreten, sondern um elf Uhr zu kommen statt wie gewöhnlich um sieben Uhr.

Die Liebe zum Theater hatte Arnold, wie manches andere, vom alten Zipper geerbt. War aber der alte Zipper mit Vorliebe zu Operetten gegangen, so zog der junge der Unterhaltung die Kunst vor. Hatte der alte Zipper seine Freikarten den Beziehungen zum Kassierer zu verdanken gehabt, so bekam der junge die Plätze unmittelbar vom Regisseur. Hatte sich der Alte für den Zauber der Kulissen interessiert, für den Mechanismus der Bühne, so verfolgte der Junge die Bemühungen der Regie und der Schauspieler.

Wenn Arnold mit Leidenschaft das Theater besuchte, so tat er es nicht etwa, weil er sich vorstellte, er selbst stünde auf der Bühne. Er war nicht so kindisch und nicht einmal in Träumen ehrgeizig. Er wollte nur die Luft des Theaters atmen, wie er ins Kaffeehaus kam, nicht um Karten zu spielen, sondern um die Luft des Kaffeehauses zu atmen. Er war Publikum mit genauer Fachkenntnis. Wenn er einen Schauspieler kennenlernte, fühlte er den Zwang, ihn spielen zu sehen. Sah er einen Schauspieler auf der Bühne, so mußte er ihn kennenlernen. Kannte er einen Autor, so mußte er ihn lesen. Las er ein Buch, so wollte er den Autor sehen. Sprach er mit einem Maler, so besuchte er ihn im Atelier. Diese seine Neigungen und Leidenschaften waren fast wissenschaftlich. Mehr als ein gedrucktes Buch interessierte ihn ein Manuskript, mehr als ein vollendetes Werk ein unfertiges, mehr als der verarbeitete Gegenstand die Veranlassung und die Ursache der Arbeit, mehr als das Porträt das Modell. Es schien, als suchte seine unglückliche Natur zu erfahren, wie es »gemacht würde«. Denn er besaß die Gabe der Empfindung wie ein Schöpfer, das Interesse für das Handwerk wie ein Berufener. Aber er konnte nichts hervorbringen. Er lebte wie in einem

Angsttraum, wenn man rufen will und nicht kann. Da er so eifrig forschte, wußte er vieles aus dem Privatleben seiner Lieblinge. Trotzdem war er nie zudringlich. Denn sein Eifer hatte die wissenschaftliche, unpersönliche Kühle. Auch war er verschwiegen wie ein Gelehrter, der die Ergebnisse seiner Forschungen aufbewahrt bis zu dem Tag, an dem er mit ihnen seine Theorie aufzubauen gedenkt.
Da ich Arnolds Interesse für das Theater kannte, wunderte ich mich nicht darüber, daß ich ihn schon an einigen Abenden nicht im Kaffeehaus gesehen hatte. Er muß noch vor dem Theater dagewesen sein, dachte ich. Wahrscheinlich treten in dieser Woche Schauspieler auf, die ihn interessieren. Wahrscheinlich ist er eingeladen worden.
Als er aber länger als eine Woche ausblieb, wurden selbst die Spieler unruhig. Arnolds tragische Schweigsamkeit fehlte ihnen. Für wen spielten sie noch? Jedesmal, wenn ich an einem Tisch vorbeiging, hielt mich einer am Rock fest und fragte: »Wo bleibt Zipper so lange?« Auch ich fragte. Die Kellner hatten ihn nicht gesehen, die Kassiererin auch nicht. Ja, am Büfett lag Post für ihn, die er nicht abgeholt hatte.
Ich war schon lange nicht bei den Zippers gewesen. Es war Winter, ich wußte, daß sie nicht heizten.
Oh, ich kannte diese Winter im Hause Zipper! Da saß der Alte im Winterrock, die Frau Zipper hatte nach der Art der Bäuerinnen ihrer Heimat einen Schal kreuz und quer um den Körper geschlungen, die Fensterscheiben waren trüb, kleine Wässerchen rannen an ihnen herunter, sie waren nicht wie aus Glas, sondern wie aus trübem Wasser, aus den Mündern der Menschen kam ein grauer Hauch, ihre Hände waren rot, ihre Finger geschwollen, eine tote Fliege klebte hier und dort in einer Ecke, das Licht war aus unbekannten Gründen grünlichgrau, die Wohnung erinnerte an eine Art Meeresgrund, an eine Art Bassin, an ein Aquarium. Der Abend fiel früher in diese Wohnung, als er von Rechts und Natur wegen sollte. Waren die Lampen angezündet, so brannten sie in einem grauen Nebel, man sah ihren Kern nicht, sie erinnerten an Mitternachtssonnen. Der alte Zipper schneuzte sich fortwährend. Er hatte einen Rachenkatarrh seit seiner ersten Jugendzeit. Ich erinnere mich, daß er Jahr für Jahr davon gesprochen hatte, nach Kudowa zu fahren. Da aber auch sein Magen nicht ordentlich arbeitete, schwankte der alte Zipper, ob er nicht doch lieber nach Karlsbad fahren sollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er nirgends hinfuhr, weil er kein Geld besaß. Er bildete sich ein, er bliebe zu Hause, weil er

zwei Übel habe, von denen jedes einen anderen Kurort verlange. Er krächzte, räusperte sich, trank Sliwowitz und hustete.
Als ich diesmal die Wohnung der Zippers betrat, sah ich, daß der Alte den Schal seiner Frau trug. Er war ein bißchen krank, er konnte seinen bescheidenen Geschäften nicht mehr nachgehen. Ein Glück, daß Wandl heil aus dem Krieg zurückgekommen war und die Miete für den »Salon« bezahlte. Sie war jetzt Zippers einzige Einnahme. Er traktierte mich mit Weichselschnaps und Tee. Er wurde warm, er sprach viel, er war sogar optimistisch. Hörte man ihm zu, so konnte man glauben, er ginge einem glücklichen, sorglosen Greisenalter entgegen. Arnold war gut versorgt. Während eine Million junger Männer brotlos umherirrte, saß er an einer Stelle, auf der man wachsen und gedeihen konnte, eine Pflanze in einem gut placierten Blumentopf. Nichts konnte mehr in seinen Weg kommen. Er war nicht einmal nur Vertragsbeamter. Er war ausnahmsweise schon mit Dekret angestellt. Er war auch schon seit einigen Tagen nicht zu Hause gewesen.
Um ihn nicht unruhig zu machen, log ich, daß ich Arnold erst vorgestern im Kaffeehaus gesehen hätte. Warum vorgestern? – Es schien mir, daß ich weniger log, wenn ich eine vorgetäuschte Unterredung vor einer längeren Zeit stattfinden ließ.
Ich wußte aber schon, daß Arnold etwas zugestoßen war. Oh, kein Unglück, keine Katastrophe! Denn in dem Leben der Zippers hatten die Schicksale keine ursprüngliche und plötzliche Kraft. Sie hatten die langsame, langweilige Tätigkeit der Bohrwürmer. An dem grauen Himmel, der sich über den Zippers wölbte, entluden sich keine Gewitter. Sie zogen sich nur an ihm zusammen. So eine zaghafte Wolke fühlte ich jetzt herannahen. Ich sprach aber nicht von ihr. Ich tat so, als wäre es heller Sonnenschein.
An diesem Abend wollte ich Arnold im Kaffeehaus erwarten.
Es schien mir, daß es nicht mehr so aussah wie immer. Arnold Zipper fehlte. Alle, die sich so oft im stillen gefragt hatten: »Was macht eigentlich dieser Zipper hier?« fragten heute laut: »Warum ist Zipper nicht da?« Er fehlte den Spielern wie den Sprechern. Einige standen früher von den Spieltischen auf, weil die ermunternde, düstere Zustimmung Arnolds ihnen mangelte. Einige Beredte schwiegen heute, weil gerade jener Zuhörer ausblieb, den sie immer übersehen hatten, wenn er da war. In der Symphonie der Gesichter, der Geräusche und der Stimmungen, die den Wert des Kaffeehauses ausmachten, fehlte das

Gesicht Arnolds, seine Schweigsamkeit und sein tragischer Schatten. Die Polizeistunde nahte heran, und Arnold kam nicht.
Am nächsten Tag ging ich ins Amt. Einer von seinen Kollegen sagte mir, Herr Zipper hätte sich krank gemeldet und wäre schon einige Tage ausgeblieben. Ich glaube, es war Herr Kranich, der es mir sagte. Ich glaube auch, daß er es mit jener hämischen Kälte sagte, die vielen unglücklichen Staatsbeamten nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit eigen ist.
Auch in seiner Wohnung war Zipper nicht. Daß er nicht krank war, wußte ich sofort. Sollte er plötzlich nach Brasilien gefahren sein? So plötzliche Entschlüsse entsprachen nicht seiner Langsamkeit. Ein Zipper beging keine Gewaltstreiche. Wo sollte ich ihn suchen?
Ich gab mir selbst eine Frist von acht Tagen. Ich fand mich vorläufig damit ab, daß Arnold nicht da war. Ich löschte ihn aus der Liste der Lebenden aus und tat so, als wäre er nie dagewesen. Ich beschloß, erst nach acht Tagen wieder an ihn zu denken.
Aber die acht Tage waren noch nicht verstrichen, als ich Zipper traf. Es war um die Mittagszeit. Ich kam ins Kaffeehaus, um nachzusehen, ob ein Brief für mich gekommen wäre. Da saß Zipper, in einem Winkel, fast verborgen, und schrieb offenbar an einem Brief. Er sah mich noch nicht. Ich beobachtete, wie er den Mund halb geöffnet hatte, wie ein Schlafender oder wie ein Kind. Sein Kopf lag tief über dem Papier, auf dem er schrieb. Er schrieb nicht fließend. Er schien nachzudenken oder Pausen zu machen, in denen er einem Zug fremder Gedanken nachsah, wie man Vögeln nachsieht, die am Horizont dahinschweben. Obwohl er seine Augen auf mich gerichtet hatte, sah er mich nicht.
»Guten Tag, Arnold!«
Er legte den Ellenbogen auf das Papier, erinnerte sich, daß er sich durch diese Bewegung verraten hatte, zog den Arm zurück, tat, als ob er etwas Gleichgültiges geschrieben hätte, und rückte zurück, um mir Platz zu machen. Ich setzte mich aber nicht.
»Wo steckst du?«
»Ich arbeite so viel.«
»Du bist aber doch krank gemeldet im Amt?«
»Ach so, du warst dort, freilich – –! Ich arbeite etwas anderes.«
»Warum kommst du nicht mehr am Abend hierher?«
»Weil ich müde bin. Es langweilt mich auch schon. Ich mag nicht.«
»Wollen wir zusammen essen?«

»Wenn du mich einlädst.«
»Willst du nicht den Brief zu Ende schreiben?«
»Das hat Zeit!«
»Ist er nicht sehr wichtig?«
»Doch, er ist sehr wichtig!«
»Dann schreib ihn lieber.«
»Ich kann aber nicht mehr.«
»Warum gehst du nicht ins Amt?«
»Ich halte es nicht mehr aus!«
Arnold packte den Brief ein, er faltete ihn viermal zusammen und legte ihn in die Brieftasche. Auf der Straße sagte ich:
»Wenn dich jemand sieht?«
»Das wäre mir recht.«
»Willst du denn aus dem Amt weg?«
»Eigentlich nicht. Aber ich wünsche, daß man mich zwingt, es zu verlassen. Es wäre mir lieb, wenn jetzt der Hofrat Kronauer zum Beispiel vorbeiginge. Ich habe nicht die Kraft wegzugehen. Ich erwarte ein Malheur. Es steht in meiner Macht, es heraufzubeschwören, aber ich habe nicht die Kraft dazu.«
In diesem Moment sah ich von ferne den Hofrat Kronauer vorbeigehn. Ich ergriff Arnold beim Arm:
»Du, der Kronauer!«
»Wo?« rief Arnold. Im nächsten Augenblick stand er schon verborgen in einem Haustor.
Ich zog ihn wieder heraus wie aus einer Schublade.
»Warum hast du dich versteckt?«
»Ich weiß nicht.«
Wir aßen schweigend. Nach dem Essen sagte Arnold: »Heute gehe ich wieder ins Amt. Am Abend komme ich ins Kaffeehaus.«
Ich erwartete ihn am Abend. Er kam nicht.
Man fragte nicht mehr so dringend nach ihm. Man schien sich zu gewöhnen. Die Spieler blieben wieder länger an ihren Tischen. Die Sprecher begannen wieder, ihre Vorträge zu halten. Irgendein leerer, aber unbestimmter Platz füllte sich wieder. Ein Loch, das Arnold gelassen hatte, verschwand in der immer dichteren, schöpferischen, sich selbst nachzeugenden Atmosphäre.
Plötzlich erschien Arnold. Es war gegen Mitternacht. Man rüstete schon zum Aufbruch. Ein paar Tische lagen schon im Schatten. Die

flackernden Karbidlampen blies man nicht mehr aus. Es waren so wenig Menschen da, daß der Eintritt Arnolds ein dreifach starkes Aufsehen hervorrief.
Man rückte die Stühle weg. Alle umringten ihn. Es war, als wenn er von einer langen Reise zurückgekommen oder von einer langen, schweren Krankheit aufgestanden wäre. Die Kellner standen im Hintergrund, schon bereit, Arnold zu beglückwünschen, nachdem er mit seinen Freunden fertig geworden war.
Diese Begrüßung freute Arnold wie jedes Ereignis, das ihm bewies, daß er für jemanden einen Wert hatte, und sei es auch nur den Wert eines Zuschauers. Er, der immer am Rande stand, befand sich für einige Minuten in der Mitte. Jener Teil seiner Persönlichkeit, der das Schauspielerische enthielt, wurde geweckt und aktiv. Fünf Minuten lang stand Arnold auf der Bühne. Er spielte und verbeugte sich gleichzeitig. Nichts rührte mich so sehr wie dieser kurze Auftritt, der die entscheidenden Momente einer ganzen Rolle und eines ganzen Abends enthielt.

XII

Die Stammgäste begrüßten ihn so herzlich nicht etwa, weil sie sich über seine Wiederkunft aufrichtig freuten, sondern weil seine Heimkehr ein Ereignis war. Ihr Leben war arm an Ereignissen. Die Stammgäste saßen im Kaffeehaus wie Belagerte in einer Festung. Nichts aus der Welt gelangte zu ihnen, keiner von ihnen erreichte die Welt. Sie hätten sich ebenso gefreut, wenn sie in diesem Augenblick nicht Arnold wiedergesehen, sondern wenn sie etwa erfahren hätten, daß er Selbstmord begangen habe. Sie mochten ahnen, daß etwas Wichtiges, etwas Geheimnisvolles in sein Leben getreten sei. Denn sie hatten es noch niemals gesehen, daß jemand aus einem gleichgültigen Grund länger als eine Woche aus dem Kaffeehaus weggeblieben wäre.
Es war wirklich eine wichtige Veränderung mit Arnold vorgegangen: Er hatte Fräulein Erna Wilder getroffen.
Natürlich erzählte er das nicht bei Licht. Arnold Zipper sprach von ihr – und überhaupt, wenn er ein Geständnis abzulegen hatte – nur in der Nacht, wenn wir nach Hause gingen. Er erzählte nicht die ganze Wahrheit. Er sagte nur, nachdem wir eine halbe Stunde schweigsam

nebeneinander gegangen waren und während ich fühlte, wie er nach einem passenden Anfang suchte – er sagte nur:
»Ich habe Erna Wilder getroffen.«
Getroffen war ein falsches Wort. Arnold hatte sie aufgesucht, wie ich später erfahren sollte. Da sie die Wohnung ihrer Eltern vor einem Jahr verlassen hatte, mußte sich Arnold in der Schauspielschule erkundigen. Man gab ihm nicht ihre Adresse. Er wartete also vor der Schule, wie ein verliebter junger Mann es tut. Er sah sie herauskommen. Er ging ihr nach, bis sie ihr Haustor erreicht hatte und von ihrer Begleitung Abschied nahm. Bevor sie die Treppe hinaufstieg, grüßte Zipper und fragte, wie es ihr gehe.
Das alles erfuhr ich aber erst später. Vorläufig begnügte sich Arnold mit der Mitteilung, daß Erna ein »netter, sympathischer Mensch« geworden sei. Sie hätte sich stark verändert seit dem Sommer im schlesischen Kurort. Das sei schließlich kein Wunder.
Auf solche allgemeine Mitteilungen beschränkte sich Arnold.
Ich fragte ihn nur, ob er jetzt wieder ins Amt gehe. Er sagte, daß er seit drei Tagen wieder arbeite, daß er aber noch keineswegs entschlossen sei, dort zu bleiben, Staatsbeamter zu sein und auf »die Welt« zu verzichten.
Immerhin schien es mir, daß Arnold, ob er im Amt blieb oder nicht, verliebt sei. Das heißt: daß er sich in einem Zustande befinde, den man seit Jahr und Tag Verliebtheit nennt.
Er war es zum erstenmal in seinem Leben. Ich wunderte mich darüber, weil er keine Veranlagung hatte, sich zu verlieben. Er brachte sozusagen in die Liebe nicht die geringste Voraussetzung mit. Wenn sein Verstand nicht besonders scharf und auf der Hut war, so war sein Temperament doch nicht stark genug, ihn zu betäuben. Wenn Arnold auch sentimental von Natur war, so besaß er doch Geschmack genug, die Sentimentalität zu bekämpfen. Wenn er auch empfindlich und imstande war, einem fremden Einfluß, einem Reiz, einer Stimmung zu unterliegen, so war er doch den Frauen im allgemeinen gegenüber zu gleichgültig, als daß es möglich gewesen wäre, daß er einer verfiele. Ich hatte schon längst beobachtet, daß Arnold einer der wenigen Männer war, die in der Gesellschaft von Frauen ihre Haltung nicht veränderten. Die Spieler interessierten ihn mehr. Die Frauen machten gerade noch so viel Eindruck auf ihn, daß er feststellen konnte, sie gehörten nicht zum männlichen Geschlecht. Damit war alles für ihn erledigt. Er

glaubte zu wenig an sich, um eitel zu sein wie alle andern Männer. Denn auch um sich zu verlieben, muß man ein wenig eingebildet sein. Ich kam schließlich zu dem Ergebnis, daß Arnold sich aus Verzweiflung verliebt hatte, ähnlich wie einer, dessen Natur sich gegen den Alkohol sträubt, aus Verzweiflung ein Trinker wird. Um aus der monotonen Tragik, in der er lebte – aus der er beinahe bestand –, in eine bewegtere zu gelangen, mußte er nach einem altbewährten dramatischen Mittel suchen. Wahrscheinlich war er sich nicht darüber klar, während er es tat. (Aber auch, wenn man selbst die Gründe seiner Tat nicht kennt, so sind sie doch ihre Gründe.) Arnold hatte nichts anderes getan, als was ich ihm vor einigen Wochen gesagt hatte. Unfähig, wie er war, eine Frau zu finden, kam er auf den bequemen Ausweg, sich an eine zu erinnern, die er vor zwölf Jahren gefunden hatte. Zu gleichgültig, vielleicht auch zu faul, um eine zu wählen, kehrte er zu einer zurück, von der er glaubte, sie wäre ihm schon bekannt genug und ersparte ihm die Arbeit einer Wahl. Zu schwach, eine neue zu erleben, weckte er eine alte wieder auf. Es war sein Schicksal, kein Zweifel. Sah er sich schon einmal gezwungen, aus dem törichten Gleichmut in eine Leidenschaft zu fliehen, so suchte er nach der bequemsten aller Leidenschaften: derjenigen, in der man schon heimisch ist. Nachdem ich diese Erklärung aufgestellt hatte, blieb mir nichts anderes übrig, als Erna kennenzulernen.
Er brachte sie in eine kleine Gesellschaft von Literaten. Sie war zu klug, um selbst etwas Gescheites zu sagen – was sie bestimmt gekonnt hätte –, deshalb schwieg sie. Aber zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um andern zuzuhören, und in der Angst, zu verraten, daß sie nur an sich denke, spielte sie eine meisterhafte stumme Szene, während der jeder Zuschauer geschworen hätte, daß ihr unermüdliches, nervöses Gehirn an den Sätzen arbeite, die gesprochen wurden. Ich erinnerte mich an ähnliche Szenen, die ich selbst gespielt hatte, in der Schule, wo mir daran gelegen war, die Achtung des erklärenden Lehrers zu gewinnen, zugleich aber keine Zeit für das Zuhören zu verschwenden. Ich mußte an wichtigere Dinge denken, nämlich an diejenigen, die mich selbst angingen. Zu der Meisterschaft, die Fräulein Erna besaß, hatte ich es freilich nie gebracht. Denn sie konnte nicht nur sich selbst hingegeben sein, während es so aussah, als wäre sie dem Gespräch hingegeben! Nein! In einem ganz bestimmten Augenblick, in dem sie fühlte, daß sie nicht länger schweigen dürfe, um nicht erkannt zu werden,

gelang es ihr, dem Gespräch durch einen einzigen Satz eine neue Wendung zu geben. Jetzt hatte sie es dazu gebracht, daß alle eine Viertelstunde die Frage diskutierten, die sie aufgeworfen hatte. Eine kostbare Viertelstunde für sie: denn eine Viertelstunde, in der sie wieder an sich denken konnte.

Es waren einige Männer am Tisch, die sie eben kennengelernt hatte. Nach einer geraumen Zeit, als wir müde von den fruchtlosen und anstrengenden Gesprächen, die uns Fräulein Erna aufgegeben hatte, anfingen, Scherze zu machen und menschlich zu sein, nannte sie alle bei Namen. Sie hatte sich die Namen gemerkt. Sie hielt es nicht mehr der Mühe wert, die Anrede »Herr« zu gebrauchen. Sie behandelte uns bereits wie ihre Kollegen, die jungen Schauspieler. Sie heuchelte eine Kameradschaft, weil es die leichteste Art war, herzlich zu erscheinen, freimütig, redlich und einfach. Sie gab sich burschikos – was jeden überzeugen mußte, daß sie aufrichtig sei. Sie benahm sich wie ein Junge. Daraus schloß man, daß sie bequem zu behandeln wäre. Sie war aufgeräumt. Das erweckte den Glauben an ihr Temperament. Sie ließ sich einen groben Witz gefallen, sie rief ihn sogar hervor – und sie schien erhaben über alle Vorurteile. Sie zollte Schauspielerinnen, von denen man sprach, eine scheinbar aufrichtige Anerkennung; und wir hielten sie für neidlos. Sie machte sich lustig über das Theaterspielen. Deshalb glaubte man, sie hätte keinen Ehrgeiz. Sie ließ die Meinung eines jeden gelten. Deshalb meinte man, sie wäre gerecht. Sie fragte sogar den und jenen nach seiner Meinung; und der und jener fühlte sich geschmeichelt. Wenn sie sprach, wurde sie schön. Eine braune Röte kam in ihr Gesicht, ein goldener Glanz in ihre braunen Augen, sie bewegte den kleinen Kopf mit so kunstvoller Heftigkeit, daß ihre Haare in geregelter Wirre in ihre Stirn fielen und an ihrer Heiterkeit teilnahmen. So fand sie oft Gelegenheit, ihre empfindliche Hand, die ein eigenes Gehirn zu haben schien, an das Haar zu führen – eine Bewegung, die jede Frau schön macht. Denn es ist eine intime Bewegung. Sie ist wie der Beginn einer Entkleidung.

Ich zweifelte nicht daran, daß Arnold sie liebte. Aber ich zweifelte auch nicht daran, daß er ihr vollkommen gleichgültig war. Die Vertraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, war um einige Grade wärmer als die, mit der sie die andern auszeichnete. Von ihm erwartete sie, daß er ihr in den Mantel helfe, daß er ihr einen Bleistift leihe, daß er ihren Spiegel halte, daß er ihr Taschentuch aufhebe, daß er sie nach Hause

führe. Und niemals sah ich Arnold glücklicher. Wie gut wußte sie, daß er – wie die meisten Männer – sich einbildete, die kleinen Dienste, die man von ihm verlangte, kündigten eine teure Belohnung in der Zukunft an; daß ein schneller Blick, den sie mit ihm tauschte, auch ein Einverständnis bedeute, obwohl es in Wirklichkeit nur ein Blick war, der ihn kontrollierte.

Wozu aber bedurfte sie seiner? Er war ein Finanzbeamter und ein Kiebitz, ohne Geld, ohne Macht und ohne Aussichten. Wenn sie überhaupt einen Mann brauchte, so durfte es nicht Arnold sein, der sie hemmte. Warum ließ sie ihn nicht wissen, daß er ihr gleichgültig war? Ich wußte es erst später. Ich sah, daß sie nicht nur nach Helfern für ihre Karriere suchte, sondern auch nach Dienern, die sie nicht zu entlohnen brauchte.

Arnold veränderte sich in der nächsten Zeit. Er ahnte noch nicht, was ihm bevorstand. Vorläufig wurde er selbstbewußt. Er litt nicht mehr an dem Glauben, daß er überflüssig in der Welt sei. Er mischte sich in das Gespräch derjenigen, denen er bis jetzt nur mit Achtung zugehört hatte. Er beteiligte sich sogar am Spiel. Es schien, daß er aufhören wollte, ein Kiebitz zu sein.

Sein Amt gab er auf. Er meldete sich krank und schrieb dann einen Brief an den Hofrat Kronauer, in dem er mitteilte, daß er auf die Laufbahn eines Staatsbeamten verzichten müsse. Es war jener Brief, den er vor einigen Wochen angefangen hatte zu schreiben, als ich ihn im Kaffeehaus traf. Er suchte jetzt nach einer privaten und, wie er sagte, »provisorischen« Stellung. Da er keine fand, gab er sein Zimmer auf und zog wieder zu seinen Eltern. Mit der Festigkeit, die man aufbringen kann, wenn man verliebt ist, erklärte er seinem Vater, daß er kein Beamter sein wolle.

Dem armen alten Zipper half seine ewige törichte Einbildung, daß alles, was seinem Sohn Arnold zustoße, von Nutzen sei. Hatte Arnold eingesehen, daß er nicht im Amt bleiben könne, so war es ein Beweis dafür, daß man dort nicht weiterkommen konnte. Schien es Arnold an der Zeit, sich zu verlieben, desto besser. Daß aber Arnold nicht mehr ins Amt ging, eben weil er verliebt war, wußte der alte Zipper nicht. Seine Einfalt bestand vor allem in seiner Unfähigkeit, die klarsten Ursachen der Ereignisse zu erkennen. Er glaubte, daß Arnold so dachte wie er selbst. Konnte es etwas anderes sein als die Aussichtslosigkeit, jemals nach Verdienst behandelt zu werden, was seinen Sohn veran-

laßte, eine so gute Stellung aufzugeben? – Nein! – Also hatte Arnold recht.
Eine Frau, in die Arnold sich verlieben konnte, mußte eine außergewöhnliche Frau sein. Und der alte Zipper brannte danach, sie zu sehen. Er erinnerte sich ihrer noch aus dem schlesischen Bad und war aus dem Gedächtnis verliebt.
»Nicht wahr«, sagte er, »sie ist blond?« Denn die Blonden gefielen ihm.
»Nein«, erwiderte Arnold, »sie ist braun.« Er wollte nicht schwarz sagen.
»Aber ich erinnere mich doch deutlich, daß sie helle Augen hat?«
»Ja«, sagte Arnold, um nachzugeben, »wenn sie lacht, werden ihre Augen allerdings hell.«
»Sie muß aber doch schon groß und stark geworden sein?«
»Sie ist klein und zart geblieben.«
»So, so«, sagte Zipper, »die Mode will es heutzutage, daß die Frauen zart sind. Will sie denn wirklich eine Schauspielerin werden?«
»Ja, warum denn nicht?«
»Da könnt ihr aber doch gar nicht heiraten?«
»Das muß ja nicht sein! Wer spricht denn vom Heiraten?«
»Freilich, das muß nicht sein!« bekräftigte der alte Zipper, der schon immer für die Lockerung der Sitten gewesen war. Er war kein Reaktionär, er ging mit der Zeit.
Einigemal kam Fräulein Erna in das Haus der Zippers. Weshalb denn nicht? Sie stammte aus einem ähnlichen Haus, sie war im Begriff, es zu verlassen. Sie haßte die täppische Zärtlichkeit ihres Vaters, den kleinbürgerlichen Hochmut ihrer Mutter, ihre stete Empfindlichkeit, die Szenen, die sie dem Mann machte, wenn er einmal mit zu geringen Geschenken von einer Reise kam, ihre wachsame Furcht, man könnte ihr gegenüber nicht »aufmerksam« genug sein.
Wie aus diesem Haus am schnellsten fliehen? – Fräulein Erna erfand die »innere Berufung«, der kein gutmütiger Vater und keine eitle Mutter widerstehen können. Und es zeigte sich in der Folge, daß sie gescheit genug war, um sogar Talent zu haben. Nichts ist unmöglich.
Schon führte sie das »eigene Leben«, das sie sich immer gewünscht hatte. Niemandem mehr Rechenschaft geben über den Verlauf des Tags, wenn man spät in der Nacht in sein Zimmer kam. Nicht mehr tausend gleichgültige Fragen hören, die man der Wahrheit gemäß be-

antworten könnte – so harmlos sind sie – und auf die man doch mit einer Lüge erwidert, nur weil man dem Fragenden die Wahrheit nicht gönnt; den tausend Verwicklungen entgehen, die dadurch entstehen, daß man morgen vergißt, was man heute gesagt hat; dieser törichten und zudringlichen Neugier der Mutter entrinnen, die an der Jugend der Tochter ihre eigene Jugend wieder aufwärmen will; diesem lächerlichen Stolz des Vaters, den sein Glaube an die starke Persönlichkeit der Tochter nicht hindert, sie wie ein ahnungsloses Kind zu behandeln.
Jetzt kam Erna nach Hause, wann sie wollte. Der Beruf, für den sie sich vorbereitete, reichte in eine so ferne Welt hinüber, daß ihre Eltern es aufgaben, etwas zu erfahren. Das war kein Mädchenlyzeum, das die Mutter auch besucht hatte. Das war »die Bühne«, die nach Sünde roch, fernen, unbekannten Reichtümern, einem Glanz, der einen Untergang begleitet oder ein großes Glück – beides so fern von allen bürgerlichen Möglichkeiten, daß man sich fast über das Glück nicht freuen, den Untergang nicht beklagen kann. Diese Welt, für die Erna jetzt rüstete, lag außerhalb der Kontrolle ihrer Eltern. Sie selbst war schon ihrer Macht, ihrer Liebe, ihrem Stolz und ihrer Torheit entgangen.
Weil sie klug war, fürchtete sie nichts so sehr wie ihren eigenen unbewußten Rückfall in eine der tausend häßlichen Formen ihrer Heimat. Sie beobachtete sich unaufhörlich, aus Furcht, an sich selbst eine Ähnlichkeit mit ihrer Mutter zu finden. Vor Fremden log sie ihre Eltern in einfache Menschen ohne Ansprüche um. Sie fand diesen Ausweg glücklich – der andere nämlich, sein Haus als vornehm auszugeben, war schon zu banal und jeder kleinen Schauspielerin geläufig.
»Wenn man aus einem so einfachen Haus kommt wie ich –«, sagte sie häufig, auch wenn es vollkommen überflüssig war. Am liebsten wäre es ihr gewesen, die Welt glauben zu machen, ihr Vater sei ein Analphabet und ein armer Holzhacker. Es war nach der Revolution Mode bei der Jugend, die sich mit Literatur und Kunst befaßte und gerne dem Proletariat nahe sein wollte, weil es eine kurze Zeit siegreich aussah, seine Abstammung nach unten zu verlegen. (Ich kannte den Sohn eines reichen Juweliers, der behauptete, sein Vater wäre ein Uhrmacher.)
Das schien Arnold nicht zu merken. War sein Vater nicht imstande, Ursachen und Wirkungen zu erkennen, so war es Arnold nicht gegeben, Lügen von Wahrheiten zu unterscheiden. Welchem Liebenden ist es übrigens möglich?

XIII

In der nächsten Saison gelang es Erna, eine kleine Anstellung an einem kleinen Theater in Breslau zu bekommen. Sie wußte genau, daß es nicht der Weg zum Ruhm war, sondern der Kampf gegen die Gefahr, den Willen zu verlieren. Sie wußte, daß sie Feindschaft, Neid, Bosheit, Entmunterung erwarteten und niemals ein Trost, niemals ein Wort, das ihr den Glauben wiedergeben würde, niemals eine Anerkennung, niemals die Liebe eines Mannes ohne Eigennutz. Deshalb willigte sie ein, daß Zipper sie begleitete. Er, im ersten Jubel, fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle.
Sie wollte.
Es war mir damals nicht verständlich. Er wäre ihr bis ans Ende der Welt gefolgt, ohne ihre Liebe dafür zu verlangen. Es war mir unverständlich, daß eine Frau wie sie etwas kaufte, was sie umsonst hätte haben können. Später erkannte ich, daß sie für seine Treue, seine Arbeit, sein Leben und vielleicht sein Glück – denn er hätte auch glücklich werden können – ihm nicht so viel gab, wie er nahm. Denn seit Jahrhunderten leben die Männer in dem Wahn – und Dichter und Romanschriftsteller nähren ihn –, daß eine Frau immer das Höchste gebe, wenn sie sich gibt. Daher die fassungslose Haltung eines Mannes von Wert, wenn er entdeckt, daß seine Frau ihn mit einem Wertlosen betrogen hat. Daher die übertrieben schauerhafte Vorstellung, die man von dem Verlauf einer Hochzeitsnacht ohne Liebe hegt. Daher die Leichtigkeit einer »Verführung«. Daher der übertriebene Respekt vor den Casanovas.
Erna schätzte ihren Körper gering – wie viele Frauen. Sie schlief mit einem Mann, der ihr gleichgültig war, weil ihr die Liebe gleichgültig war. Es schien ihr besser, das erste Engagement als eine jung verheiratete Frau anzutreten. Es war zumindest originell. Es bedeutete etwas, wenn ein Mann ihr folgte, wenn Eifersucht sie umgab und sie doppelt begehrenswert machte. Sie hatte gar keine Illusionen. Sie hatte nur Verstand.
Arnold heiratete, und obwohl es eine Trauung vor dem Standesamt war und ihr keine Feier folgte, trug Frau Zipper doch nach vielen Jahren zum erstenmal wieder ihr schwarzes Flitterkleid. Ob sie die abgefallenen Flitter wieder in die roten Gläser schüttete? Ob das blaue Tintenfaß noch da war? Ob überhaupt die Kommode noch dort stand? –

Das waren, ich erinnere mich, die Fragen, die mich bei Arnolds Trauung beschäftigten. Still und mit einer Feierlichkeit, die der Einfachheit der Zeremonie nicht entsprach, stand der alte Zipper da. Hatte er nicht selbst einmal gefragt, ob sie sich heiraten werden? Und siehe da, sie heirateten wirklich: sein Sohn und eine junge Schauspielerin. Merkwürdig war es nicht. Eine religiöse Zeremonie brauchte man nicht. Eine Feier war schließlich auch nur ein Vorurteil. Und der alte Zipper, der immer mit der Jugend ging, sagte wiederholt, daß ihm das Geld leid sei, das seine eigne Hochzeit gekostet hatte.
Wovon Arnold leben wollte, wußte man nicht. Zipper trieb noch Geld für ihn auf – ob er es gespart oder geliehen hatte, blieb ungewiß. Dann fuhr Arnold nach Breslau.
Ich verlor ihn aus den Augen, ich hörte wenig von ihm. Ich weiß nicht, wovon er gelebt hat, er muß schwer gearbeitet haben. Er folgte seiner Frau in den nächsten zwei Jahren in viele Provinzstädte. Endlich gelang es ihr, Verbindung zu Filmleuten herzustellen. Zipper und seine Frau kamen nach Berlin.
Es ging zu langsam mit dem Theater. Es mußte im Film schneller gehn. Denn das Theater hatte viele Zentren, der Film nur ein einziges: Hollywood. Dort hinzukommen, Geld zu haben, Ruhm und Macht!
Es war für Erna mehr ein Triumph als ein Erfolg, als sie durch einen Film, »Der ewige Schatten« – in dem sie nur eine Nebenrolle spielte –, der Presse so aufgefallen war, daß man sie mehr lobte als die Trägerin der Hauptrolle.
Jetzt erst begann ihre Arbeit. Denn die Stimmen der Presse waren damals für die Maßgebenden der »Branche« keine Urteile, sondern ein Gegendienst für Inserate. Für Erna hatten die Kritiken immerhin den Wert, daß ihr Name den ersten schüchternen Klang bekam und die ersten Konturen einer Physiognomie. Mit der Gewandtheit, die ihr angeboren war, begann sie, an ihrer Karriere zu arbeiten.
Sie hatte es beim Film vorläufig mit Menschen zu tun, die ihrem Vater glichen: kleine Bürger mit großen Redensarten. Es waren die Inflationsjahre der Filmindustrie. Da waren sie herbeigekommen aus allen Branchen, aus allen Randgebieten, aus allen Provinzen: die von der Manufaktur und die vom Gastgewerbe, die aus den Drogerien und die von der Photographie, die aus den Modesalons und die von den Rennpferden, die Buchmacher und die Journalisten, die Reisenden von der Konfektion und die Hofphotographen, die Offiziere außer Dienst und

die Gelegenheitsverdiener, die aus Kattowitz und die aus Budapest, die aus Galizien und aus Breslau, aus Berlin und der Slowakei. Der Film war ein Kalifornien. Alte Börsenmakler aus Czernowitz setzten sich mit deutschnationalen Großindustriellen zusammen und erfanden patriotische Filme. Reisende in Lampenschirmen rasten in den Ateliers herum, brüllten Mechaniker an und nannten sich Beleuchtungskünstler. Mittelmäßige Porträtzeichner wurden Architekten. Studenten, die akademische Dilettantenklubs geleitet hatten, wurden Hilfsregisseure. Gehilfen, die aus Möbellagern ausgeschieden waren, wurden Ausstattungskünstler, Photographen hießen Aufnahmeleiter, Devisenhändler Direktoren, Polizeispitzel Kriminalfachmänner, geschickte Dachdekker Bautenarrangeure, und alle, die kurzsichtig waren, Sekretäre. Mancher schlaue Wechselstubenbesitzer machte sich selbständig, mietete ein Büro in der Friedrichstraße und nannte es »Direktion«, einen Winkel am Tempelhofer Feld und nannte es »Atelier«, verfaßte selbst seine Filme und war ein Autor, befahl einer Dilettantin zu weinen und ihrem Partner zu poltern und war ein Regisseur, leimte Pappendeckel zusammen und war ein Architekt, zündete ein Magnesiumlicht an und war ein Beleuchtungskünstler. Da war er und blieb er, selbst ist der Mann.

Zigarrenhändler eröffneten Kinos, ab sieben Uhr abends nach Geschäftsschluß, verkauften dreimal soviel Karten, als sie Plätze im Saal hatten. Wenig Plätze aber zählte der Saal, weil sie soviel falschen Marmor angebracht hatten, kubistische Logen und expressionistische Brüstungen. Die Intellektuellen warben nur mit seltenem Glück um die Beherrscher des Marktes und der Ateliers. Hier und dort gelang es einem, alle fingierten Konferenzen zu überstehen, während derer man ihn nicht empfing, alle Stenotypistinnen durch Liebe zu erweichen, die wie Hunde vor den Kanzleien ihrer Brotgeber saßen und bellten, alle Sekretäre zu überlisten, die ihm übelwollten, weil sie um ihr Brot zitterten, und schließlich die eigenen Hemmungen zu überwinden, um dem und jenem die Hand zu drücken und »sich umzustellen« – wie man damals sagte. Trotzdem hatten sie in der Branche nur eine Stimme, aber kein Wort, was verstanden sie vom Geschäft, vom Publikum, von Amerika?

Statistinnen opferten ihre Jungfernschaft für das vage Versprechen eines Hilfsregisseurs dritter Klasse, aus ihnen eine »Diva« zu machen. Neben den weißen Himmelbetten der Backfische bürgerlicher Häuser

hingen die Ansichtskartenporträts der Lieblinge, eigenhändig von ihnen unterschrieben am Tage einer Premiere. Um die Schönheiten der Welt authentisch in spannende Begebenheiten zu flechten, machten Filmkarawanen weite Reisen, zu Maharadschas, Geishas, Toreros und Fakiren. Aktiengesellschaften fielen in Trümmer, und neue waren auferstanden. Direktoren sanken zu Statisten, und Statisten stiegen zu Stars.

Es war eine Welt für schlaue Menschen, es war eine Welt für Erna. Das war nicht mehr das Provinztheater mit den belesenen Sekretären, mit den empfindlichen, ungebildeten Regisseuren, den bedächtigen und furchtsamen und bedürftigen Direktoren, da war nicht mehr die ewige Furcht vor dem »Schließen« – sondern im Gegenteil: die ewige festliche Aufregung des Eröffnens. Beim Theater war es ein besonderes Glück, wenn der Regisseur etwas konnte und noch nicht in Berlin war, wenn er sie von Herzen liebte und noch nicht mit ihr geschlafen hatte und wenn er, nach drei Liebesstunden, immer noch überzeugt war, daß sie »Zukunft« habe. Beim Theater, das zu sterben anfing, nutzte ihr keine Klugheit. Hier gab es keine Taktik, alle Kraft war verschwendet, jede Umarmung, jedes Kokettieren mit dem Theateragenten, jedes falsche Schmeichelwort, das man dem Direktor gab, jede feine Intrige, die man gegen eine Kollegin spann, jede hervorragende Szene, die man »hinlegte«, jeder Blumenstrauß, den man sich schicken ließ. Beim Film dagegen war alles neu, es roch nach Lack, es gab noch keine Tradition im »Ausstechen«, »Hereinlegen«, »Zerspringenlassen«, »Dingedrehn«, »Chosendeichseln« – alle Traditionen waren der Theaterwelt entlehnt und noch nicht genügend der Branche angepaßt. Zwar galt hier ein Wort noch weniger, eine Verabredung war ein Witz, eine Unterschrift ein »Wennschon«, ein Versprechen ein »Hereinfall« und ein Vertrag ein »Dreh«. Aber der Argwohn weckte Respekt, Schlauheit Achtung, Beziehungen erregten Furcht, und in einem ewigen Wechsel sich zu halten war leichter als in einem ständigen langsamen und sichern Sterben. Wenn man das Leben so genau und bitter sah wie Erna, konnte man beim Film leichter eine »Position« erringen als beim Theater.

Der kleinbürgerlichen Primitivität der Branche-Männer galt es zu imponieren. Durch Schönheit? – Sie hatten einen merkwürdigen Geschmack. Durch gespielten Adel der Seele? – Sie wußten nicht, was es ist. Durch einen vornehmen Ton? – Sie überhörten ihn im Lärm, den

sie selbst erzeugten. Durch kuriose Allüren? – Sie ahmten sie nach. Durch ein Verhältnis mit einer »Kapazität«? – Das gab es schon. Durch Ausschweifung? – Das war zu leicht verständlich. Durch Talent? – Das hatte jede. Es gab *einen* Ausweg: alle Mittel zu mischen, zu komponieren und sie je nach Bedarf anzuwenden – und – was niemals schaden konnte – ein wenig »pervers« zu werden. Es hielt die unerträglichen langweiligen Männer fern und gab immer einen Gesprächsstoff. Schließlich führte es so weit vom elterlichen Haus weg, von der Mutter, vom Vater, vom eigenen Blut, daß man fast sicher war, nie mehr in die eigene Vergangenheit zurückzufallen.
So bekam Erna eine Freundin, zwei, drei Freundinnen.
Frühere Heiratsvermittler, die zu der Branche gekommen waren, ehe sie selbst wußten, warum, schüttelten den Kopf und erwogen in Gedanken, wie eine so hübsche Frau zur Normalität bekehrt werden könnte. Im Grunde überlegten es alle Männer, sogar die Intellektuellen, die ja mit der Erscheinung vertraut waren. Ihnen gefiel Erna ausgezeichnet. Ihnen gefiel diese Koketterie, die doch an Männer nutzlos verschwendet zu werden schien und eben deshalb die Männer reizte; diese Klugheit, die den schwierigen Gedanken folgen konnte; diese kollegiale Einfachheit, die keine Mühe machte; diese Grazie, die so krank und verloren war; dieses »außergewöhnliche Talent«, dem der »ungewöhnliche Intellekt« nicht schadete; diese ewige Bereitschaft Ernas, sich hinzugeben – aber keinem Mann; die Aussichtslosigkeit, ihr gefallen zu können, und das Bedürfnis, das sie verriet, trotzdem umworben zu werden. Man schätzte sie hoch wie alles Unerreichbare, vor das die Natur selbst Schranken gelegt hat.
War Erna mit Geschäftsleuten von der Branche zusammen, so benahm sie sich anders: Sie machte die Intellektuellen lächerlich und ihre »Weltfremdheit«. Sie gab zu erkennen, daß diese Zeit Männer der Tat brauche und daß Geldmachen eine größere Kunst sei als Theaterspielen. Sie schwärmte von Amerika und erzählte, daß sie schon als Kind dort gewesen sei. Sie verbreitete Legenden über ihre armselige Abstammung und behauptete, so viel Geld verdienen zu müssen, weil sie noch Eltern und Geschwister auszuhalten habe, die im dunkelsten Stadtteil von Wien lebten. Das hinderte sie freilich nicht, ungarische Grafen zu kennen. Sie verlor keinen Augenblick die Überlegenheit eines Künstlers, obwohl sie vorgab, Talent nicht zu schätzen, am wenigsten ihr eigenes. Sie benahm sich wie ein Aristokrat, der keine Vor-

urteile zu kennen vorgibt, unter Bürgern, die ihn verehren – nicht weil er keine Vorurteile hat, sondern weil er ein Aristokrat ist, der keine hat.
Sie sprach von oben herab und von gleich zu gleich.
»Sie ist charmant!« sagte Herr Prinz von der Alga GmbH.
»Ob sie charmant ist!« bestätigte der Herr Direktor Natanson.
Und beide luden sie – ohne daß einer vom andern wußte – zu einer Spazierfahrt ein.
Sie ging mit einem, sie ging mit dem andern, ließ jeden von ihnen ihre scheinbare schüchterne Wehrlosigkeit auskosten, jeden die Hoffnung hegen, daß er und gerade er sie zu einem »normalen Leben« zurückzuführen imstande wäre, wenn dieser ersten Fahrt ein paar noch intimere folgen könnten, und bekam von beiden Angebote.
Kleine Rollen übernahm sie nicht mehr. Dem bedeutenden Rechtsanwalt – dem sie vorläufig nichts zahlte – vertraute sie ihre Geschäfte an. Sie ließ Regisseure warten, lernte reiten, fechten, schwimmen, klettern, springen, Akrobatik am Trapez – – alles, was man für den Wilden Westen von Hollywood braucht. Sie wurde manchmal plötzlich krank, erlitt Unfälle, lud jeden Mittwoch maßgebende Männer ein, nahm einen Sekretär auf und nur wenig Einladungen, kaufte Buddhas bei Antiquitätenhändlern, wurde in illustrierten Blättern reproduziert, gab »grundsätzlich« kein Interview, flog im Aeroplan, statt in der Eisenbahn zu fahren, setzte sich wirklichen Gefahren aus, um berühmt zu werden, unterstützte Streikkomitees, trug radikale Gedichte vor, nannte Menschen, die sie geringschätzte, Genossen, ließ sich aber auch mit hohen Offizieren bekannt machen und »konnte auch sie verstehen«, erreichte schließlich, daß man ihr hohe Gagen zahlte, und machte Schulden, hatte Erfolg, Ehren und alle Vorteile, welche die Kunst zu imponieren einbringt.
Sie begann, nach Hollywood Fäden zu spinnen.

XIV

Ich fühlte niemals den Wunsch, Erna, die immer noch und gleichsam provisorisch am Theater spielte, auf der Bühne zu sehen. Ich könnte eher sagen, daß ich das Bedürfnis hatte, sie nicht in den Rollen zu beobachten, die ihr der Beruf zuteilte, sondern in den anderen, die sie

sich selbst ausgesucht hatte und die sie am Tag besser spielte als die offiziellen am Abend und auf der Bühne. Zu einer natürlichen Geringschätzung des Theaters, von der ich glaube, daß sie mir angeboren ist, gesellte sich im Fall Erna die Furcht, ich könnte die Klarheit verlieren, mit der ich sie sah und durchschaute, die Furcht, daß ich durch das Spiel der beruflichen Komödiantin verwirrt, dem der privaten verfallen müßte. Dieser Vorgang ist nicht selten. Es scheint mir, daß die Schauspieler und besonders die Schauspielerinnen sich einer moralischen Beurteilung entziehen, indem sie sich einer künstlerischen aussetzen, und daß sie, sooft ihnen jemand verfällt, in Liebe, Ergebenheit und Verehrung, sie ihre Eroberung nicht mit den ehrlichen, sozusagen primären Mitteln der Frau gemacht haben, sondern sie der Milde zu verdanken haben, mit der man zum Beispiel ihrer billigen Koketterie begegnet, in Anbetracht ihrer beruflichen Notwendigkeit, in manchen Augenblikken billig zu werden, um wirksam zu sein. Deshalb verzeihen wir eine Geschmacklosigkeit einer Frau von der Bühne eher als einer andern. Mancher Schauspielerin sehen wir, sogar wenn wir Moralisten sind, eine moralische Unzulänglichkeit nach. Und all das nicht etwa aus »Achtung vor der Kunst«, sondern aus einem unbewußten Respekt vor der Anstrengung, die es erfordern muß, sowohl der Menge zu gefallen als auch einen einzelnen nicht abzustoßen. Gegen Erna war ich voreingenommen. Aber weil ich wußte, daß jede Art von Urteilen, also auch Vorurteile mehr oder weniger gerecht sein können, und weil ich an die Gerechtigkeit meines Vorurteils glaubte, hielt ich es, trotz meiner Neugier und meiner Teilnahme an allem, was meinen Freund Arnold betraf, nicht mehr für nötig, mir über die Bühnenkünstlerin Erna ein Urteil zu bilden, das vielleicht günstiger ausgefallen wäre. Dennoch konnte ich eines Tages der Forderung Arnolds nicht widerstehen. Ich ging mit ihm ins Theater. Ich sah Erna in einer Rolle, in der sie dem Publikum gefiel. Es war ein gleichgültiges Stück, dessen Namen und Autor, ja dessen Inhalt ich vergessen habe. Erna spielte die sogenannte unverstandene Frau eines braven, philiströsen Mannes. Mich reizte schon der schamlose Vorwurf dieses Stückes. Denn abgesehen von der Billigkeit der Schablonen: unverstandene Frau und philiströser Mann, die meinen Geschmack langweilten, war mir der Eindruck, den die Argumente des Autors auf die Zuschauer machten, zu körperlich nahe und unangenehm wie ihr Schweiß und ihr Geruch. Es ist, als wenn tatsächlich die Absonderung der menschlichen Körper

abhängig wäre von dem mehr oder weniger künstlerischen oder geistigen Eindruck, den sie empfangen. Die Menschen lachen anders über einen groben als über einen feinen Witz. Die Träne, die eine Frau aus dem Volk über eine plumpe Tragik vergießt, hat eine gröbere Beschaffenheit als jene, die sie im Anblick einer echten, also stilleren Trauer verlieren könnte. In diesem Stück war Erna nun unmittelbar die Ursache der Stimmungen, die das Publikum beherrschten. Sie spielte ihre Rolle gewiß glaubhafter, als sie der Autor geschrieben hatte. Aber gerade, weil sie so außerordentlich geeignet war, die plumpen Absichten eines plumpen Schriftstellers so zu verfeinern, daß sie fast wie künstlerische erschienen, erkannte ich die Erna aus dem Literatencafé, ertappte ich sie geradezu. Sie besaß etwa die Fähigkeiten einer geschickten Vorstadtmodistin, mit billigem Material nahezu vornehme Wirkungen im Schaufenster zu erzielen. Eine doppelte Möglichkeit zu gefallen. Die Leute sind von der Billigkeit des Stoffs angezogen und von dem falschen Beweis, daß er trotzdem vornehm sein kann.
Im Leben war Erna zart. Auf der Bühne erschien sie gebrechlich, aber mit Grazie. Im Leben war sie elastisch und widerstandsfähig. Im Spiel war sie spröde und hilflos. In der Gesellschaft von Männern benahm sie sich so, daß jeder sich mit ihr beschäftigen mußte, ja daß jeder glaubte, sie hätte ihm ein Amt zugewiesen. Auf der Bühne sah sie so aus, als würden sie alle Männer verlassen, so daß jeder männliche Gast im Parkett ihr zu Hilfe auf die Bühne hätte eilen mögen. Am Nachmittag sprach sie mit einer tiefen Stimme, die aus dem Herzen zu kommen schien. Am Abend mit einer hohen, hellen, die aus der Angst kam. Die wohlüberlegte Koketterie, mit der sie sich bei Tag klug und geistreich machte, verwandelte sich am Abend in eine andere, aus der eine edle, stille, demütige Einfalt kam. Sprach man mit ihr und kam die Rede auf einen ihr unangenehmen Gegenstand, so wich sie aus mit der Elastizität eines Gummiballons, der scheinbar nachgibt und die Luft, das Material seines Widerstandes, verbergen kann, ohne sich merklich zu verändern. Spielte Erna aber, so schien es, daß sie sich mit einer wonnigen Ahnungslosigkeit gerade den Gefahren aussetzte, die sie am Tag so vorausschauend abzuwehren wußte. Man hatte Angst um sie. Man wollte ihr zurufen: Gehen Sie nicht! Sagen Sie das nicht! Nehmen Sie sich in acht! Lügen Sie ein bißchen! Ihr, die sich immer in acht nahm und die meistens log, nicht weil sie soviel zu verbergen hatte, sondern weil sie genau wußte, daß die Lüge reizvoller ist als die Wahrheit, auch wenn man diese kennt und jener nicht glaubt.

Trotz ihrer großen Fertigkeit schien es mir doch, als könnten auch andere – nicht nur ich, der ich sie kannte, sondern auch Kritiker zum Beispiel (vorausgesetzt, daß sie nur halb soviel von Frauen verstünden wie vom Theater) – erkennen, daß es einen unerklärlichen Widerspruch gab zwischen der Sprödigkeit, mit der sie jeden Augenblick zu zerbrechen drohte, und der schlangenhaften, gespannten, fast muskulösen Elastizität, mit der sie ihren Körper, ihre Arme, ihren Hals bewegte. Sie schlug die Augen im Dialog auf wie im Gebet. Aber es mußte doch schließlich auffallen, daß dieser Blick, der ewig zum Himmel gewandt war, auch wenn es im Text hieß: »Ein Glas Wasser, bitte!«, aus einer großen Gleichgültigkeit kam, aus der Seele eines Menschen, der den Himmel mit einem Gartenzaun verwechseln konnte. Man mußte doch hören, daß die Gabe, immer flehen zu können, die Fähigkeit des Betens ausschloß! Man mußte schließlich erkennen, daß diese Eleganz, die die Gattinnen der Fleischermeister betörte, aus einer Art didaktischer Überlegung kam und nicht zwecklos war wie das Spiel selbst, sondern es unterstützen und den Zuschauern belehren sollte.

Arnold saß, obwohl wir nahe genug der Bühne waren, mit dem Opernglas da, es schien eine natürliche Fortsetzung seiner Augen zu sein. »Sie ist nicht zufrieden«, sagte er mir, »wenn ich sie ohne Glas betrachte. Sie sagt, mein nacktes Auge könnte ihr Unglück bringen. Ich sehe nicht durchs Opernglas, um sie besser zu beobachten, sondern um ihr nicht mein Gesicht zu zeigen.«

Ich aber ahnte, ja ich glaubte es zu wissen, daß Erna nicht das Auge fürchtete; daß es ihr daran lag, von Arnold deutlich gesehen zu werden, deutlich und unerreichbar, und seine Phantasie zu entzünden durch eine vorgetäuschte Nähe, die auf Distanz nicht zu verzichten brauchte. Auch erkannte ich wohl an Arnold, daß er litt, indem er so nahe sah, was ihm zu halten nicht möglich war.

Warum aber plagte sie ihn? Ich fand keine Antwort, ich finde sie auch heute nicht. Ich glaube, daß Erna von der Qual Arnolds lebte, daß sie den Schmerz des Liebenden brauchte wie andere Frauen den Liebenden allein. Es ist nicht wahr, daß es Frauen gibt, die zwecklos quälen. Sie brauchen die Qual des andern wie ein Heil- oder wie ein Schönheitsmittel. Auch glaube ich, daß die abergläubischen Methoden, deren sich Schauspielerinnen so gerne bedienen, nicht aus einer reinen Furcht kommen, sondern einen vernünftigen Grund haben und einen überlegten Zweck verhüllen, wie es der Aberglaube Ernas tat.

XV

Arnold Zipper sang den Ruhm seiner Frau. Er war schließlich durch allerlei Verbindungen, durch ein Zusammenspiel von Zufällen, das bereits wie ein Schicksal aussah, Filmredakteur an einer Mittagszeitung geworden.

Es schien mir, daß er endlich den Beruf gefunden hatte, der ihm paßte. Er besaß gerade jene konziliante Art, in der allein man etwas kritisieren kann, an dem man finanziell beteiligt ist. An der Stelle, an der er sich befand, galt es, eine Unparteilichkeit so geschickt vorzutäuschen, daß die Empfindlichkeit der Inserenten nicht getroffen wurde. Schlechte Filme durfte man nicht loben, aber man mußte an ihnen immerhin so viel Interessantes finden, daß das Publikum nicht wenigstens sofort darauf verzichtete, sie zu sehen. Es war schwer, sich in dem dunklen und unübersichtlichen Gewirr auszukennen, das die Zeitungs- und die Filmindustrie zueinander gesponnen hatten.

Es gab wichtige Nachrichten, die man zurücklegen mußte, um abzuwarten, ob und wann derjenige, von dem man die Nachricht bekam, sie auch bezahlen würde. Es gab andere, unwichtige, die keinen Leser etwas angingen und die man brachte, weil sie aus einer Quelle stammten, die jedes halbe Jahr regelmäßig Geld spendete. Es gab Nachrichten von feindlichen Seiten, die man sofort in den Papierkorb warf. Es gab verstohlene Nachrichten von Gegnern, die sich auf eine verzweifelt listige und außerordentlich geheimnisvolle Weise einzuschmuggeln versuchten und die man schnell entlarven und unerbittlich zurückweisen mußte. Es gab Zeitschriften, aus denen man Nachrichten und Artikel »schneiden« durfte, und andere, die auf dem Index des Verlegers standen. Es gab Interviews mit Finanzleuten aus der Filmwelt, die man just zu einer bestimmten Stunde bringen mußte, an einem ganz bestimmten Tag, an dem die internationale »Konstellation« einem Interview hold war. Es gab Fusionen, von denen man schon wußte, zwei Wochen, ehe sie noch zustande gekommen waren, und die der Welt mitzuteilen Arnold begierig war. Aber nein! Der Verleger befahl Geduld selbst auf die Gefahr hin, daß ein Konkurrenzblatt die Nachricht früher brächte. Manchmal mußte man die Konkurrenz fürchten und ein anderes Mal die traurigen Konsequenzen eines Berichts.

Immer aber fürchtete Arnold den Verleger.

Immer fürchtete Arnold den Verleger. Was er tat, schien ihm so wich-

tig, seinen Beruf nahm er so ernst, daß er um keinen Preis seine Stellung verlieren wollte. Er hatte keine Angst vor der Arbeitslosigkeit oder vor dem Hunger. Aber hier, wo er saß, war der einzige Ort, an dem er für seine Frau arbeiten konnte – soviel eben Arnold für seine Frau arbeiten konnte. Hier erfuhr er von günstigen Möglichkeiten, die sie ausnützen konnte, von drohenden Gefahren, die sie meiden sollte, von Persönlichkeiten, die »noch in Position« oder schon ausgeschieden, von Rollen, die noch unbesetzt waren, von auftauchenden Rivalinnen und von drohenden Intrigen. Oh, wie heilig war Arnold dieser Beruf! Fast als Gleichberechtigter saß er jetzt am Tisch der Schriftsteller – manche bedurften seiner Unterstützung und schmeichelten ihm sogar –, nicht mehr in dem alten Wiener Stammcafé, in dem er so gerne diesen Triumph erlebt hätte, aber immerhin in einem Literatencafé. Von Zeit zu Zeit kam einer aus Wien herüber, sah Arnold Zipper im Kreis von bedeutenden Männern und wunderte sich: »Ei sieh! in Berlin ist sogar der Zipper was geworden!« Der Kundschafter kehrte nach Wien zurück, ließ sich von den Stammgästen umringen und rief:
»Der Zipper ist kein Kiebitz mehr!«
Arnold Zipper war jetzt Mitglied mehrerer Vereine. Keiner Wohltätigkeitsvereine, wie sein Vater! Es gab einen Verein für die Errichtung eines Asta-Nielsen-Denkmals, einige Journalistenvereine, einen Verein, der jährlich Filmfeste veranstaltete mit Schönheitskonkurrenzen und Damenboxen. Überall war Arnold ein lebhaftes Mitglied.
Er war weit davon entfernt, die unsauberen Geschäfte, die er redigierte, zu bedauern. Ich glaube, daß er nicht einmal merkte, wie er für ganze und halbe Lügen bezahlt wurde. Er selbst ließ sich nicht bestechen, er nahm nicht einmal kleine Geschenke an, keine harmlose Einladung, wenn er eine verborgene Absicht spürte. Er log nur für seinen Chef. Er war wie die meisten ehrlichen Handlanger der Verdiener.
Er sah nur eine Aufgabe: seiner Frau nützlich zu sein. Weit von ihr entfernt, an der Peripherie ihres Lebens, streifte er herum. Sie wohnten nicht zusammen, sie aßen nicht, sie schliefen nicht, sie kamen nicht miteinander zusammen. Aber daß jedermann wußte, daß Arnold Zipper der Mann der entzückenden, wenn auch Männern nicht gefälligen Filmschauspielerin war, genügte ihm oder genügte ihm nur scheinbar. Denn ich erfuhr später, daß er einer der unglücklichsten

Menschen war, die jemals zwischen dem Film und der Zeitung gelebt hatten, obwohl er immerhin noch glücklicher aussah als zwei Jahre früher in Wien und ohne seine Frau.

Für sie beugte er seinen Rücken, wenn sein Verleger ihn rügte, für sie log er Nachrichten um, rannte er um Interviews, für sie bekam er tausend Einfälle, für sie war er ein »brauchbarer Filmjournalist«, für sie sprach er stundenlang mit Inseratenagenten, und weil in der Welt der Branche eine Hand die andere in der Öffentlichkeit wäscht – was eine der wenigen Tugenden dieser Welt ist –, schämte sich Zipper gar nicht, im Kaffeehaus oder im Klub zu erzählen, daß er »Coups contrecarrierte« und »Chosen deichselte« im Interesse seiner Frau, mochte sie auch noch sowenig interessiert sein an dem, was Arnold tat.

Denn sie kümmerte sich nicht um ihn. Sie wohnte außerhalb der Stadt, im Westen natürlich, der vornehmen Himmelsgegend, dort, wo eine Kolonie gutbezahlter Künstler den Bankdirektoren nahe war, den Politikern, den Industriellen. Sie wohnte mit drei Freundinnen, zwei Windhunden, die damals sehr modern waren, an Potsdam erinnerten und mit ihrer zerbrechlichen, dummen Grazie Eindruck machten, einem Gärtner und einem Chauffeur in einer Villa – selbstverständlich in einer Villa. Die Buddhas begannen schon in der Halle und setzten sich bis ins Schlafzimmer fort. Eine ihrer Freundinnen war Morphinistin – des guten Tons halber – und besaß ein Grammophon, das sie in den Schlummer sang. Es spielte den ganzen Tag, man hörte sein fernes Ächzen, mit dem es die Melodien begleitete, durch alle Türen und das sanfte Quietschen der Kurbel, wenn man es aufzog. Oben, in einem Zimmer, das nur Sofas und Windhunde und Buddhas enthielt, lebte Arnolds Frau, wenn sie nicht im Atelier war.

Zu Hause trug sie des Morgens einen Kimono, zum zweiten Frühstück, das sie um vier Uhr nachmittags einnahm, ein sogenanntes »Déshabillé« aus durchsichtiger und plissierter Seide, und sie glitt aus diesem Gewand – das ja ihre Tageszeit war – sofort in den Abend hinein, das heißt: in die »Toilette«. Dann empfing sie Gäste.

Es waren ihre Kollegen aus den benachbarten Villen, lauter Lieblinge des Publikums, dämonische, sarkastische, lyrische, Verführer – und plebejische Typen, Schwerenöter und unwiderstehliche Bezwinger des Schicksals. Ach, wie sahen sie gleichmäßig aus und harmlos! Sie waren nicht geschminkt, es leuchteten keine Lampen, es befahl kein Regisseur. Sie hatten niemandem zu gehorchen als der Sitte, die ihnen be-

fahl, zweimal innerhalb von fünf Jahren zu heiraten und dreimal in einem Jahr bestohlen zu werden. Wenn man sie sah, wie sie Karten spielten, Buki-Domino, wie sie panierte Schnitzel aßen und nach den wehenden Blättern des Salats schnappten, wie sie Liköre mischten und zum Grammophon tanzten, so verstand man nicht, was sie eigentlich dazu trieb, Schauspieler zu sein, durch weite, von Lärm erfüllte, wüste Ateliers zu hasten, in merkwürdigen Kostümen, was sie veranlaßte, Tränen zu vergießen und Throne aus Pappendeckel zu besteigen, auf Pferden zu galoppieren und auf Schiffen unterzugehen; weshalb sie ferner ihr privates Leben in den Glasvitrinen ausstellten, in den Zeitungen druckten, Biographen mitteilten, einen Klatsch um sich selbst erzeugten, logen und dementierten, sich verliebten – ohne an die Liebe zu glauben – und sich trennten, ohne an die Trennung zu glauben. Ach! weshalb waren sie nicht wie ihre Väter Zigarrenhändler, Börsenmakler, brave Uhrmacher und Bankbeamte? Weshalb spielten sie so ein lustiges Künstlervölkchen und trieben Opposition gegen ihre Nachbarn, die Bankdirektoren, die Fabrikanten und die Grundbesitzer? Waren sie alle zur Schauspielerei gekommen wie Fräulein Erna Wilder?

Einmal in der Woche, nämlich am Sonntagnachmittag, durfte Arnold seine Frau besuchen. »Den Sonntag kann ich nicht ausstehen!« sagte Erna. »Volk ist eine ganz gute Sache, aber ein Volk am Sonntag geht mir auf die Nerven! Es ist doch gut, daß die meisten Menschen arbeiten.« Infolgedessen ging sie am Sonntag nicht aus.»Zu Hause bin ich nur am Sonntag!« kündigte sie einigen Leuten an, die sie außerhalb des offiziellen Mittwochs sehen wollten. Und Arnold ging zu ihr jeden Sonntagnachmittag.

Es war das einzige Mal in der Woche, daß er ein Auto nahm; denn er brachte seiner Frau Blumen, und er war zu schüchtern, um jemanden sehen zu lassen, daß er Blumen trage. Er zog einen eleganten Anzug an – er hatte jetzt einige. Denn in der mondänen Welt, in der er jetzt lebte, mußte man besser angezogen sein, als man aß. Sogar ein Monokel trug Arnold in der Westentasche. Legte er es an, so lag es in seinem traurigen Gesicht wie ein vereister See in einer herbstlichen Landschaft. Aber er mußte es anziehen, bei Schönheitskonkurrenzen und auch, weil er kurzsichtig war.

Seine Kleider kamen aus einem jener teuren und kleinen Schneiderateliers, die der großen Welt noch nicht bekannt sind, die noch vor einem

Jahr für Briefträger arbeiteten, plötzlich von einem Schauspieler einen Auftrag bekamen und nichts mehr zu sorgen hatten. Irgend jemand sagte im Nachtlokal der Künstler:
»Ich bin dem Tschipek tausend Mark schuldig.«
»Wer ist Tschipek?« fragt ein Neugieriger.
»Sie wissen nicht, wer Tschipek ist?«
Und der andere begann nachzudenken, ob es nicht möglich wäre zu sagen, man kenne ihn, ehe man laut zugeben mußte, man kenne ihn nicht.
»Tschipek ist der beste Schneider von Europa!« sagte der Schuldner (und wenn er witzig war, so sagte er: »von Europa und Umgebung!«). Dann rückte man mit den Stühlen und betrachtete den Anzug.
Es gab da verschiedene, verborgene, raffinierte Feinheiten, die nur Kenner zu schätzen wußten und die man auf den ersten Blick gar nicht eruieren konnte. So wurde man von den Wissenden ausdrücklich belehrt, daß die Knopflöcher jungfräulich geschlossen waren, obwohl sie so aussahen, als könnte man eine Blume in sie stecken. Die Taschen waren innen grau und nicht weiß. Die Hose hielt ohne Gürtel und Hosenträger, und die Weste hatte keine Schnalle. Die inneren Rocktaschen hatten Klappen, und das Unterfutter des Rocks ließ am unteren Rand eine hohle Stelle fühlen, eine Falte, damit der Stoff nicht »gezogen werde«, wie man fachmännisch sagte.
Bei Tschipek, der seit einigen Jahren von Mund zu Mund empfohlen wurde, ließ auch Zipper »arbeiten«, wie er sagte. »Alle nähen jetzt bei Tschipek«, erzählte er. Er zeigte mir manche verborgenen Feinheiten, die anderen Kunden fremd waren und wohl ewig unbekannt bleiben würden. So erinnerte ich mich an eine Weste, die so zauberhaft geschnitten war, daß man sie »tief« und »hoch«, das heißt: mit einem kleinen und einem weiten Ausschnitt tragen konnte, je nach der Farbe des Gewandes, das man gerade angelegt hatte.
Wie weit lag die Zeit zurück, in der Arnold einen groben Anzug aus gefärbtem Militärtuch getragen hatte! Er hatte Geschmack an vielen kostbaren Spielereien gefunden, mein Freund Arnold Zipper. Seine Krawatten waren mustergültig, selbst Leute, die ihm übelwollten, mußten es zugeben. Seine Schuhe waren nach Maß gearbeitet und handgenäht, und vor Warenhäusern hatte Zipper einen Abscheu wie ich vor Abdeckereien.
Manche zerbrachen sich den Kopf über sein Verhältnis zu seiner Frau.

»Was macht sie mit diesem Mann?« fragten die Boshaften.
»Was macht er mit dieser Frau?« fragten die Gutmütigen.
»Warum ließen sie sich nicht scheiden wie alle Welt?« fragten die Neutralen.
Erna aber hielt es für eine besondere Note, auf eine so merkwürdige Weise verheiratet zu sein. Fragte man sie, so gab sie Aufklärung:
»Wir sind katholisch verheiratet, der gute Arnold und ich. Wir können nicht voneinander los.«
Und ich war doch ihr Zeuge beim Standesamt gewesen. Erna sagte es aber auch, wenn ich da war.
Daß sie ihn den »guten« Arnold nannte, schien mir beinahe ihrer selbst unwürdig. Warum? Sie hatte es doch nicht nötig, ein so abgenutztes Eigenschaftswort anzuwenden. Sie hätte sich doch schon etwas Mühe geben können, eine originellere Bezeichnung zu finden. Arnold aber lächelte, wenn sie ihn »guter« nannte. Sprach sie direkt zu ihm, so sagte sie sogar: »bester«. Er lächelte wie einer, der es besser weiß und der, mögen die anderen auch glauben, er sei nur ein Guter, auch Stunden kennt, in denen ihm andere Eigenschaften zugemutet werden.
Weshalb sie Arnold behielt, das fragte auch ich mich. Aber sie war klug und bitter genug, auch an die Stunden des Unglücks zu denken, die einmal kommen könnten. Aus manchen ihrer Reden glaubte ich auch entnehmen zu können, daß sie abergläubisch war und daß sie ihren Mann behielt, so wie man etwa einen Glücksaffen vor den Motor seines Autos stellt, um Zusammenstöße zu verhüten. Aber hinter diesem Aberglauben lag ihr Heimweh, von dem sie selbst nicht wußte, das frierende Stückchen Seele, das der Mensch nicht kennt, wenn es im Zimmer warm ist, das verborgene bißchen Armseligkeit, das man niemanden sehen läßt und selbst nicht sieht, wenn man reich ist, die zitternde Sehnsucht, die erst in den letzten Stunden des Lebens zu singen beginnt.

XVI

An einem Sonntagnachmittag, an dem Erna auch mich eingeladen hatte, überredete ich Arnold, nicht im Wagen zu seiner Frau zu fahren, sondern mit mir zu Fuß hinauszugehen.
Es war ein warmer Sonntag, nach langer Zeit ein warmer Sonntag. Das

Volk, »die gute Sache«, vor der Erna sich abschloß, wanderte in Scharen hinaus. Es war Spätsommer, eine letzte goldene Heiterkeit lag auf den Straßen. Die Bäume, die an den Rändern standen, ließen gelbe Blätter fallen.
»Ich bin dir dankbar«, sagte Arnold, »daß du mich bewogen hast, mit dir zu gehen. Seit einigen Jahren bin ich nicht mehr so ruhig gewandert. Erinnerst du dich noch an unsere Ausflüge mit meinem Vater?«
»Ja«, sagte ich, »ich erinnere mich an sie, als wären sie gestern gewesen. Dein Vater trug einen hellgrauen, steifen Hut mit einem noch heller getönten, gerippten, außerordentlich breiten Band. Es bedeckte fast den halben Hut.«
»Ein echter Habig!« zitierte Arnold.
»Ja, ein echter Habig. Auch einen Stock mit echtem Elfenbeingriff hatte dein Vater. Der Griff war einige Male abgefallen, er hatte ein lockeres Gewinde. Dein Vater legte Papier zwischen den Stock und den Griff, damit er besser halte. Wir gingen ins Krapfenwaldl, standen vor der Sobieski-Kirche, und dein Vater sagte: ›Dieser Sobieski wird gewaltig überschätzt. Die Wiener wären auch so mit den Türken fertig geworden.‹ Der König Sobieski war ihm nicht sympathisch. Schließlich war er ein Patriot, ohne daß er es zugeben wollte – es sei denn im Krieg.«
»Gestern habe ich einen Brief von meinem Vater bekommen«, sagte Arnold. »Lies ihn!«
Ich las:
»Mein innig geliebter Sohn« – blätterte um, und der altgewohnte Schluß war wieder da: »Ohne besondere Wichtigkeiten Dein Dich liebender Vater«. Der alte Zipper teilte seinem Sohn mit, daß er gesund sei und jede Woche dreimal ins Kino gehe. Dank seinen alten Verbindungen habe er Freikarten, die nur an Sonn- und Feiertagen nicht gültig seien. Nicht er – so schrieb der alte Zipper –, aber eigentlich die Mutter würde sich einmal freuen, wenn ihre berühmte Schwiegertochter einen Gruß schicken würde. »Ich kenne ihre Handschrift noch nicht«, schrieb der alte Zipper. Aber wenn er wüßte, daß sein Sohn glücklich sei, so mache er sich nichts aus der Schweigsamkeit vielbeschäftigter Menschen. Denn er kenne das, er wisse, was intensive Arbeit heißt.
Ich gab Arnold den Brief zurück. Er faltete ihn nach seiner Gewohnheit viermal und legte ihn in die Brieftasche. Dann schwiegen wir

einige Minuten. Plötzlich sagte Arnold: »Die Väter ahnen doch, wie es den Söhnen geht. Wenn er wüßte, wie meine Ehe aussieht!«
Ich versuchte einen Scherz: »Was willst du? Ihr vertragt euch doch?«
»Mach keine Witze«, sagte Arnold. »Ich war nie im Leben glücklich. Ich war noch nie so unglücklich wie jetzt. Wenn du wüßtest, wie es in diesen Jahren zugegangen ist. Schon in Breslau fing es an. Wir wohnten im Hotel, in zwei Zimmern, die aneinandergrenzten. Die Verbindungstür ließ der Hausdiener offen, als wir ankamen und er das Gepäck abstellte. Dann schickte sie mich hinaus. Sie zog sich um. Dann aßen wir. ›Ich will allein schlafen‹, sagte sie. ›Selbstverständlich‹, sagte ich.
Ich ging in mein Zimmer, ich las. Ich las ein Stück, in dem sie spielen sollte, machte Anmerkungen, stellte sie mir genau vor, ich liebte sie damals – nicht so wie heute. Ich liebte sie ganz kindisch, wahnsinnig, ich wollte jeden Augenblick mein Leben hingeben, und es schien mir noch zu wenig, ein einziges Leben. Ich träumte davon, daß ich sterbe, damit sie sich freue. Kurz: es war verrückt. Ich las also, auf einmal höre ich, wie sie an der Tür ganz leise den Riegel vorschiebt. Hätte sie es nicht vorsichtig getan! Aber sie wollte nicht, daß ich es höre – und siehst du, das war der große Schmerz.
Die ganze Nacht schlief ich nicht. Ich fand meinen Trost. Ich dachte, sie hätte den Riegel so leise vorgeschoben, um mich nicht zu stören. Sie wußte ja nicht, ob ich nicht schon schlafe. Ich klammerte mich so an diesen Trost, daß ich fürchtete einzuschlafen. Ich war glücklich und wach vor Glück.
Aber am Morgen klopfte ich, sie sagte: ›sofort‹ und nun – nun schob sie den Riegel wieder ganz sachte zurück. Ich war so froh aufgestanden. Ich fand es ganz natürlich, daß wir nicht zusammen schliefen. Aber jetzt ging die Tür auf, ich haßte Erna plötzlich, sie muß es gesehen haben. Aber sie ist nie aufgeregt, immer gleichgültig, so viel klüger als ich und so reizend. Nicht?«
»Es tut mir leid, daß du verliebt bist!« sagte ich.
»Du magst sie nicht«, sagte Arnold, »ich weiß es schon lange. Du hältst sie für böse. Wenn man sie nicht liebt, kann man glauben, daß sie böse ist. Aber nur ich kenne sie. Niemand kennt sie.«
Nach einer Weile erzählte er weiter:
»Als diese Laune mit den Mädchen kam, war ich ahnungslos. Ich dachte, es wären harmlose Freundschaften. Wir wohnten damals noch

zusammen, mein Zimmer lag neben dem ihrigen. Ich schlief sehr tief und erwachte plötzlich. Es schien mir, daß jemand geschrien habe. Ich klopfte an die Tür. Man schien mich nicht zu hören. Ich öffnete, sie erschraken, die kleine Anny war bei ihr. ›Was suchst du da?‹ sagte Erna. Ich entschuldigte mich. ›Ich habe rufen hören‹ – und wie ich in mein Zimmer zurückkomme, liegt die Anny in meinem Bett.
Am nächsten Morgen bin ich in die Pension gezogen.«
Er schwieg wieder. Er trat in einen großen Blätterhaufen und wirbelte ihn auf.
Dann begann er: »Ich verstehe sie dennoch. Niemand kann sie so gut verstehen – und ich warte.«
»Worauf?«
»Ich warte auf den Tag, an dem sie mich rufen wird. Jeden Tag glaube ich: Jetzt kommt sie. Immer, wenn in meinem Büro das Telephon läutet, zögere ich einen Moment, bevor ich den Hörer fasse. Seit einem Jahr lebe ich in dieser Spannung. Wenn ich nach Hause gehe, auf der Treppe stockt mein Herz. Jetzt, denke ich, wartet sie drinnen. Dann sehe ich das leere Zimmer. Ich schaue noch einmal genau in alle Ecken, schlage die Vorhänge zurück, denn ich erinnere mich – einmal, ein einziges Mal – an eine Nacht, in der sie mit mir lustig war. Da hatte sie sich auch hinter dem Vorhang versteckt.«
»Und wenn dieser Tag niemals kommt?«
»Das gibt es nicht. Ich kenne sie genau. Sie wartet selbst auf diesen Tag. Sie weiß es gar nicht. Ich kenne sie besser, als sie sich selbst kennt.«
Wir kamen an ihr Haus. Das Dienstmädchen sagte:
»Die gnädige Frau ist gestern nacht abgereist. Hier ist ein Brief.«
Arnold steckte den Brief in die Tasche, ohne ihn anzusehen. Wir gingen den halben Weg schweigsam zurück. Dann kehrten wir in ein Kaffeehaus ein. Da las Arnold.
»Sie hat plötzlich wegfahren müssen«, sagte er. »Es wird ein Film in Ischl gedreht. Ich weiß aber nichts davon. Kann es ›Der tödliche Berg‹ sein? Oder ›Im Schatten der Riesen‹? – Es ist nämlich ein Märchenfilm, dort soll sie die Prinzessin sein.« –
Was hatten wir noch zu sprechen? Wir gingen auseinander.

Nach einigen Tagen sah ich in der Illustrierten Zeitung Erna an der Seite eines bekannten Schauspielers, der auf der Leinwand die Dämonischen gab, auf der Photographie aber ein Bergsteigerkostüm hatte.

»Die Kunst in den Bergen« hieß die Bilderreihe. Alle Jünger aller Künste trugen Alpenstöcke und waren ausgelassen vor Heiterkeit.
Es folgten zwei Monate, in denen Arnold nicht zu sehen war. Er kam nicht ins Kaffeehaus. Er kam auch nicht in den Klub. Ich besuchte ihn in seiner Redaktion.
»Alles«, sagte er, »hätte sie machen dürfen, nur nicht mit diesem Lümmel wegfahren. Die Aufnahmen für den Film ›Im Schatten der Riesen‹ beginnen erst in sechs Wochen. Wenn sie ihre Launen mit den Mädchen hat, das ist selbstverständlich. Aber wo soll das hinführen, wenn sie sich einmal mit einem Mann eingelassen hat? In aller Augen ist sie jetzt eine leichte Beute. Mit diesem Kerl! Er ist der Dümmste! Er ist sogar unter Schauspielern der Dümmste.
Ich hätte noch verstanden«, sprach er weiter, auf und ab gehend, »wenn sie eine außerordentliche Gelegenheit wahrgenommen hätte. Der Generaldirektor Hartwig zum Beispiel. Er bemüht sich seit Jahren um sie. Er wollte ihr eine komplette Filmgesellschaft einrichten, mit allem. Er wollte ihr das große Alga-Atelier schenken. Ich hätte mich sofort scheiden lassen, wenn ich gesehen hätte, daß sie es nötig hat.
Wenn von heute in einer Woche nichts kommt, nehme ich Urlaub und fahre hin!«
Arnold ging zum Schreibtisch, blätterte im Kalender und strich ein Datum rot an.
»Ich fahre!« sagte er.
Auf seinem Schreibtisch standen sechs Photographien seiner Frau. Erna in verschiedenen Kostümen und Rollen. Erna, Erna, Erna.
Da Arnold fortgehen wollte, legte er die Photographien in eine große Mappe und schloß sie in eine Lade.
»Ich lasse nie die Bilder stehen!« sagte er.
In diesem Augenblick brachte man Arnold ein Telegramm. Er ließ den Mantel, den er auf dem Arm gehabt hatte, fallen, den Hut und Stock. Seine Hände zitterten. Er hielt das geschlossene Telegramm einige Sekunden in der Hand. Dann ging er zum Fenster, wie um beim Licht besser zu lesen. (Denn es dämmerte schon.) Dann überlegte er eine Weile, ging zur Tür, drehte das Licht auf, zündete auch die Schreibtischlampe an, setzte sich, wie um eine größere Arbeit in Angriff zu nehmen, und öffnete das Telegramm.
»Ich reise sofort!« rief er und stürzte aus dem Zimmer.

XVII

Es war um jene Zeit, da kam der alte Herr Zipper nach Berlin. Ein Prozeß, den er schon seit vielen Jahren auszutragen hatte und von dem er manchmal zu erzählen liebte, mit einem gewissen Stolz, als handelte es sich um ein großes Verdienst, dessen Belohnung der Ausgang des Prozesses bringen würde – indessen er höchstens die Verurteilung Zippers ergeben konnte –, dieser Prozeß sollte endlich stattfinden. Und obwohl es der rechtlichen Lage nach, wie die Juristen sagten, natürlich gewesen wäre, den Prozeß in der Stadt spielen zu lassen, in der Zipper wohnte, hatte dieser es durch allerhand Künste und Kniffe, die ihm niemals gelungen wären, wenn er sie nicht zu seinem Schaden angewendet hätte, nach langen Jahren verstanden, die Verhandlung bei einem Berliner Gericht anberaumen zu lassen, weil Zipper sich einbildete, daß die »Sache schneller klappte« als in Österreich, wo »die Richter ihre Nägel kauten.« Der alte Zipper, der schon längst nach Berlin hatte kommen wollen, hatte jetzt einen Vorwand, der ihn vor seiner eigenen Frau sogar hätte rechtfertigen können, wenn sie es nicht schon längst müde gewesen wäre, von ihrem Mann Rechenschaft zu fordern. »Dieser Prozeß kostet mir schon ein schweres Vermögen«, liebte der alte Zipper zu sagen. Aber welcher Prozeß hätte schon kein Vermögen gekostet? Und wenn ich ihn fragte: »Haben Sie denn Aussichten zu gewinnen?«, so lächelte Zipper ein wissendes und müdes Lächeln wie einer, der die Geheimnisse der Schöpfung ergründet hat, lächeln mag, wenn man ihn fragt, ob der liebe Gott wirklich einen langen Bart habe. Zippers Augen begaben sich für eine längere Weile in unbekannte, vielleicht unirdische Regionen, aus denen sie dann leuchtend und erleuchtet auf den Fragenden zurückblickten. Und wie aus einer Welt, die der andere niemals erreichen würde, kam die Antwort Zippers: »Ob ich den Prozeß gewinnen werde? Mein lieber Freund, Prozesse hängen nicht von den Gesetzen ab, sondern vom Schicksal. Es ist meine feste Überzeugung, daß man die dicken Bücher umsonst geschrieben hat und umsonst studiert. Der Richter hat keine Ahnung, der Kläger nicht und der Anwalt auch nicht. Nur der Angeklagte ist ein wenig orientiert, und in diesem Fall bin ich der Angeklagte« – und Zipper legte seine rechte Hand mit gespreizten Fingern auf die breite Krawatte, die den ganzen Ausschnitt seiner Weste verdeckte. »Ja, sehen Sie mich nur an! Ich bin der Angeklagte!« fuhr Zipper fort. »Und

so wahr ich es bin, wird man mich auch verurteilen. Meine Anwälte meinen zwar, es gäbe Auswege. Aber ich bin für Auswege nicht zu haben. Zwar glaube ich nicht an Gerechtigkeit, aber ich glaube an das Schicksal. Es möge sich erfüllen!«

An dem Tag, an dem Arnold das Telegramm erhalten hatte, bekam auch ich eines, von Arnolds Vater. »Ankomme Mittwoch elf Uhr vormittags, entschuldigt Störung, Näheres mündlich!« lautete die Depesche. Ich mußte den alten Zipper erwarten – ich war übrigens auch neugierig genug, ihn zu sehen. Er kam mit einem eleganten Lederkoffer, den er sich eigens von einem Geschäftsfreund für diese Reise geliehen hatte. Er trug eine englische großkarierte Reisemütze und den Stock mit der Krücke aus echtem Elfenbein samt einem Schirm in einem Etui. Man konnte ihn für einen gewiegten Weltreisenden halten. Er stieg aus dem Kupee, seinen Chronometer in der Hand – und ich hatte ihn kaum begrüßt, als er sagte, während er mit dem Zeigefinger auf das Uhrglas klopfte: »Genau eine Minute und zehn Sekunden Verspätung! Übrigens habe ich gemerkt, daß die elektrischen Uhren auf allen Stationen verschiedene Zeiten zeigen. Ich frage mich, wozu da die Elektrizität!« Und ehe wir in einen Wagen stiegen, sagte er: »Zu Arnold!« – in einem Ton, aus dem zu entnehmen war, daß der alte Zipper glaubte, jeder Chauffeur müßte die Adresse Arnolds kennen.

»Ich hätte ja Arnold selbst telegraphiert!« sagte der alte Zipper, »aber ich glaube, es ist besser, ich überrasche ihn. Er hat mir geschrieben, daß seine Frau verreist ist, also ist keine Störung zu befürchten.«

Ich erzählte dem alten Zipper nicht, daß Arnold niemals mit seiner Frau zusammenwohnte. Es hätte Mühe gekostet, seinen Fragen standzuhalten oder auszuweichen. Ich vermied es überhaupt, mit Zipper zu sprechen. Ich ließ ihn reden und dachte über ihn nach. Er hatte sich eigentlich nicht verändert. Er ist wieder jünger geworden. Der Krieg, der Tod seines jüngeren Sohnes, das Unglück seines älteren – das er doch fühlen müßte –, Sorgen, Schulden und die Beschwerden des Alters hatten ihm nur eine Trauer umgelegt, wie eine Kleidung, wie einen Mantel, den man sich anzieht, weil es draußen kalt ist, nicht weil man selbst friert. Und wie es Menschen gibt, denen ein Klimawechsel gar nichts bedeutet und denen es im Winter ebenso heiß ist wie im Sommer, nur daß sie der allgemeinen Sitte zufolge im Winter einen Pelz tragen und im Sommer ohne Weste gehen, so mochte es Menschen geben, die einen gedankenlosen Frohsinn in ihrem Leib trugen wie die

Eigentemperatur und die sich nur in eine kalte Luftschicht von Trauer hüllten, wenn ihnen etwas Trauriges zustieß. Ja, ich hatte mich geirrt! Ich hatte den Alten für einen Erledigten gehalten, vielleicht geschah es deshalb, daß ich mich mit der Intensität dem Jungen zuwandte, die ich früher nur für das Studium des Vaters aufgebracht hatte. Aber der Vater war noch eines intensiven Studiums würdig genug!

Wir kamen an, Arnold hatte gerade gegessen. Er packte. Seine Koffer standen auf Stühlen, seine bunten Krawatten hingen über den Lehnen, eine Art mondäner Leichen. Es war fast kein Platz zum Sitzen.

Arnold war keineswegs so überrascht, wie der Alte erwartet haben mochte. Er trug und wälzte ganz andere Gedanken im Kopf. Er dachte an seine Frau. »Setz dich!« sagte er nach einer flüchtigen Umarmung zu seinem Vater, ohne zu merken, daß man sich nirgends setzen konnte.

»Was willst du essen?« fragte er beinahe grob. »Zwei Eier im Glas, halbweich, mit Stundenglas gekocht, nicht wie deine Mutter es macht!« erwiderte der alte Zipper, immer noch aufgeräumt und ohne zu merken, daß er zu ungelegener Zeit gekommen war.

Erst als der Kaffee kam, hatte Arnold seine Koffer gepackt. Er war ruhiger geworden, offenbar weil er, wie so manche, dem heilvollen Irrtum erlag, daß gepackte Koffer schon eine zurückgelegte Reise garantieren.

Sie saßen einander gegenüber, der Alte und der Junge. Zum erstenmal saßen sie so einander gegenüber, nicht in ihrem Hause, nicht unter den gewohnten Möbeln, nicht in der Nähe der Mutter. Nicht mehr als Vater und Sohn. Wie ein Exempel der Geschichte, dachte ich. Vertreter zweier Generationen einer und derselben Rasse. Jeder hat die Aufgabe, seine Zeit zu repräsentieren.

»Deine Frau ist natürlich weggefahren!« begann der Alte in dem Ton, in dem er zu Hause immer gesagt hatte: »Der Tee ist natürlich lauwarm!«

»Sie hat leider einen Unfall erlitten, und ich bin auf dem Sprung, zu ihr zu fahren«, erwiderte Arnold. »Ich mag nicht, daß du in diesem Ton von ihr sprichst.«

»Ich habe es nicht bös gemeint. Was für ein Unfall übrigens?«

»Ich weiß es noch nicht, ich fahre ja erst hin.«

»Nun«, begann der Alte, »ein Unfall ist für eine Künstlerin nur eine Reklame. Man sagt, daß Sarah Bernhardt, seitdem man ihr ein Bein amputiert hat, das Doppelte verdient.«

»Um Gottes willen!« schrie Arnold.

»Ich sag' ja nicht, daß man deiner Frau ein Bein amputieren wird. Sie wird auch nicht ein Drittel von dem verdienen, was die Sarah Bernhardt verdient.«
»Wer spricht denn unter solchen Umständen vom Geld?«
»Ich habe dir oft aushelfen müssen, mein Sohn, seitdem du mit ihr verheiratet bist. Und du weißt, daß meine Geschäfte nicht die besten sind. Mein Prozeß kostet mir schon ein schönes Geld. Jetzt habe ich noch diese kostspielige Reise bezahlen müssen.«
»Wie kannst du mir in dieser Situation das Geld vorwerfen? Du weißt, daß ich eine Künstlerin geheiratet habe.«
»Kunst geht nach Brot!« bestätigte der alte Zipper.
»Und ich will dir gleich sagen«, fuhr Arnold fort, »daß du mir morgen noch für die Reise Geld beschaffen mußt. Es ist gut, daß du gekommen bist. Wenn Erna wirklich einen Unfall erlitten hat, muß ich sie in das allerbeste Sanatorium bringen. Sie soll nicht daran denken, Vorschüsse zu nehmen, die sie für Jahre verpflichten. Ich muß ihr die materielle Freiheit sichern.«
»Wieviel Geld brauchst du?« fragte der Alte. In diesem Augenblick ahmte er einen der vielen amerikanischen Milliardäre nach, die er im Kino gesehen hatte, jene Milliardäre, die das Scheckbuch lose in der Westentasche tragen und bereit sind, ihren Söhnen mit väterlicher Großmut aus schwierigen Lagen zu helfen.
»Soviel du aufbringen kannst!« sagte Arnold.
»Das geht zu weit!« empörte sich der Alte, der jeden Monat vergebliche Anstrengungen machen mußte, um einen seiner fälligen Wechsel zu prolongieren.
»Wenn man nur wüßte, ob die Kunst sie wirklich ganz okkupiert hat«, fuhr der alte Zipper fort, ruhiger und mit dem Ton eines Sachverständigen, der sich selbst seine Sachkenntnis durch die Wahl einer so preziösen Wendung bestätigt.
»Sie ist die leidenschaftlichste Schauspielerin, die ich jemals gesehen habe!« rief Arnold. »Für eine einzige Bewegung ihrer Hand gebe ich alle Monologe der berühmten Tragödinnen.«
»Zur großen Tragödin fehlt ihr schon die Statur!« widersprach der alte Zipper. »Übrigens habe ich sie noch nicht gesehen!«
»Oh, wenn sie jetzt gesund wäre, du würdest sie heute abend sehen und mir recht geben.«
»So, sind Sie auch von ihr überzeugt?« fragte mich der Alte.

»Ich glaube, daß sie sehr viel kann«, erwiderte ich.
»Ja, ja, sie kann viel!« wiederholte Zipper. Und schon merkte ich, wie in dem Alten der Stolz auf die Schwiegertochter wieder erwachte, den er nur zurückgedrängt hatte, gleichsam um sich selbst und seine verletzte Eitelkeit auch einmal zur Geltung zu bringen. Erfüllt von dem Gegenstand seines Prozesses und die Rolle vorbereitend, die er morgen vor dem Gericht – und vor einem Berliner, wo alles klappte – spielen würde, hatte er sich gezwungen gesehen, seiner Schwiegertochter weniger Bedeutung beizumessen, als sie in ruhigen Zeiten verdiente. Nun aber war sie durch den Unfall nicht nur als Privatmensch, sondern auch als Schauspielerin wieder zur größeren Geltung gekommen. Der alte Zipper widersprach seinem Sohn eigentlich nur noch aus dramatischen Gründen, um sich auszusprechen, um den Dialog nicht absterben zu lassen und weil er sich gerne den Anschein gab, daß er nur sehr schwer und nur nach längerer Zeit zu überzeugen war.
Deshalb stritten sie noch eine Weile über das Genie Ernas.
Über den Alten wunderte ich mich nicht. Ich beobachtete einigermaßen erstaunt meinen Freund Arnold. Mir war, als hätte ich die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn erst in dieser Stunde feststellen können, in der sie miteinander über einen Gegenstand stritten, von dem sie eigentlich das gleiche dachten. Ich bemerkte in Arnolds Angesicht denselben Zug einer verspielten, kindischen Seligkeit, die das Angesicht des Alten so schicksalhaft zeichnete. Nur, daß sie in Arnolds Angesicht von einem traurigen Schleier überweht schien. Es war, als besäße der Sohn schon das Wissen von der Lächerlichkeit seiner selbst und wäre deshalb tragisch; während der Vater noch die gleiche Eigenschaft mit dem siegreichen Stolz eines Menschen trug, der zu wissen glaubt, daß er gerade infolge dieser Anlage triumphieren wird.
Wir saßen noch lange so – Arnolds Zug ging erst am Abend –, tranken viele Tassen Kaffee und sprachen von Erna. Endlich – es dämmerte schon – sagte Zipper mit erhobener Stimme, und er glich einem Fanatiker der Gerechtigkeit, der nur ihren Triumph will und auf seinen eigenen verzichtet:
»Was Recht ist, ist Recht! Der Wahrheit die Ehre! Zeig mir ein Bild von Erna!«
Arnold brachte ein Dutzend Photographien. Erna in verschiedenen

Rollen. Der alte Zipper zog ein Vergrößerungsglas aus der Tasche, kniff ein Auge zu und betrachtete, über den Tisch gebeugt, die Photographien.

Endlich sagte er:

»Du scheinst recht zu haben! Sie hat eine edle Haltung, möcht' ich sagen! Ich hör' sie fast deklamieren! Medea! Am Schluß, wie sie die vergifteten Gewänder hinüberschickt, du weißt schon! Schade, daß ich so selten im Burgtheater bin. Da kriegt man nicht leicht Freikarten, und außerdem lass' ich mich nicht gerne traurig machen. Aber sie hat eine edle Haltung, diese Frau. Wenn sie einmal zum Burgtheater kommt, werde ich doch hingehen!«

Und Arnold, Arnold, der seinen Vater so genau kannte wie ich, Arnold rief: »Nicht wahr, sie ist eine große Schauspielerin?!« Als hätte er die Kritik aus dem Munde eines großen Kenners vernommen.

Der Abend fiel ins Zimmer und verwischte die Züge in beiden Gesichtern. Jetzt saßen sie da und glichen einander wie zwei Brüder. Man sah weder des Alten graue Haare noch die braunen des Jungen.

Sie saßen beide im Abend wie in einem Schiff und segelten langsam, töricht und selig dem gleichen Schicksal entgegen.

XVIII

Am nächsten Vormittag fand Zippers Prozeß statt. Und obwohl dieser Prozeß nur eine unbedeutende Episode im Leben der beiden Zippers bedeutete und in dem Bericht, den ich eben verfasse, kein wichtiges Detail werden kann, darf ich es mir doch nicht versagen, soviel von der Gerichtsverhandlung mitzuteilen, als ich selbst zu wissen glaube. Denn ich war nicht während der ganzen anwesend. Auch hatte ich weder Zeit noch Lust, mich, wie die Juristen sagen, in die Materie des Prozesses zu versenken. Ich weiß im allgemeinen nur, daß der alte Zipper selbstverständlich im Unrecht war und daß er es aus Leichtsinn und Freude an unangenehmen Geschäften auf den Prozeß hatte ankommen lassen. Es handelte sich um Aufträge auf Papierlieferungen nach Deutschland: soviel im allgemeinen. Aber der Gegenstand der Verhandlung kümmerte mich ja weniger als seine Hauptperson.

Ich kam in den Gerichtssaal, nachdem die Verhandlung schon zwei Stunden gedauert hatte. Es waren nur sehr wenige Zuhörer da. Der alte

Zipper bemerkte mich sofort. Er saß neben seinem Verteidiger, und obwohl dieser die gewohnte Robe des Gerichtsmenschen trug, erschien der alte Zipper weitaus feierlicher und gewissermaßen juristischer. Er trug einen schwarzen Anzug, ein Zylinder lag vor ihm auf der Bank, er blätterte in den Papieren einer Aktentasche, trank jedesmal einen Schluck Wasser und blickte von Zeit zu Zeit in den Zuhörerraum, obwohl so wenige Leute ihm zusahen. Er sah mich sofort, als ich eintrat, winkte mir leutselig mit der Hand und wies mir auf der ersten Bank einen Platz an. Er lächelte mir zu. Er spielte mit einem Bleistift, schnitzte ihn und verursachte ein schwirrendes, regelmäßiges Geräusch, das den Richter veranlaßte, einen Augenblick innezuhalten, obwohl er gerade dabei war, einen sehr langen und wichtig klingenden Satz auszusprechen. Es schien, daß niemand im Saal etwas Merkwürdiges am alten Zipper zu bemerken hatte. Vielmehr waren alle von seiner Würde eingenommen. Wahrscheinlich glaubten sie, die ihn nicht so gut kannten wie ich, er folgte mit geschärfter Gewissenhaftigkeit dem Gang der Handlung und er sei seines Rechts so gewiß, daß er nur noch mit einer großen und dem Kläger ungünstigen Überraschung in seiner Aktentasche bis zum Schluß warten wolle. Sooft der Anwalt Zippers etwas sagte, horchte der Alte auf, um einen Augenblick später verneinend den Kopf zu schütteln. Ja, dieser sonderbare Angeklagte ging so weit, daß er sich vor den Blicken seines Verteidigers mit dem Richter durch verständnisvolles Augenzwinkern über die Naivität des Anwalts lustig zu machen schien. Der Verteidiger setzte sich wieder, einigermaßen verwirrt, und erkundigte sich beim alten Zipper, ob er etwa einem Irrtum unterlegen sei. Und breit und umständlich begann der Angeklagte, seinem Anwalt die Materie flüsternd auseinanderzusetzen. Dieser, der sie vermutlich schon gekannt und nur versucht hatte, sie durch eine besonders nuancierte Darstellung für seine Zwecke brauchbar zu machen, erhob sich wiederum. Sobald er aber mehr als einen Satz gesprochen hatte, begann der alte Zipper, ihn wieder durch ein immer heftigeres Kopfschütteln zu dementieren. So, daß schließlich der Richter den Alten selbst aufforderte zu sprechen. Nun begann Zipper, Wort für Wort zu wiederholen, was sein Anwalt gesagt hatte. Denn auch er war klug genug, die Sachlage günstiger zu deuten, als sie etwa das Gericht oder der Vertreter der Anklage auslegen mußten. Aber außerstande zu schweigen, während man seine Angelegenheit besprach, und leicht gekränkt über die stumme Rolle, zu der ihn sein

Verteidiger verurteilte, leugnete der alte Zipper, wenn er saß, die Tatsachen, die er selbst erzählte, wenn er aufstand. Und sooft ihn, während er mit dem Kopf verneinte, der Richter fragte: »Also, Herr Zipper, geben Sie zu –«, erhob er sich, um zur allgemeinen Überraschung zu erklären: »Keineswegs. Ich stimme vollkommen mit meinem Verteidiger überein.« Hierauf machte Zipper eine Verbeugung vor dem Gericht, eine leichtere vor seinem Anwalt, setzte sich, wandte mir den Kopf zu und lächelte.
Es schien, daß infolge dieser ungewöhnlichen Gebräuche des Angeklagten der Prozeß noch verwickelter werden könnte. Infolgedessen machte sich auf den Gesichtern aller Beteiligten eine leise Ermattung bemerkbar. Nur das Gesicht des Alten war strahlend, frisch, er sah aus wie aus einem Bad gestiegen, ich zweifle, ob er einen solchen Triumph gezeigt, wenn er den Prozeß gewonnen hätte. Der Verteidiger, der die allgemeine Müdigkeit für seine verlorene Sache ausnutzen wollte, erhob den Antrag auf unbestimmte Vertagung, auf die Vorladung neuer Zeugen und erklärte, neue »Unterlagen« beschaffen zu wollen. Das Gericht vernahm diesen Antrag mit Freude und gab ihm statt. Zipper machte eine tiefe Verbeugung, schloß mit einem schnarrenden Geräusch die Aktentasche und verließ den Saal mit so gemessener Langsamkeit, den Zylinder in der bereits behandschuhten Rechten, daß sich der Gerichtsdiener, wahrscheinlich ohne es zu wissen, vor ihm verneigte wie vor einem Staatsanwalt.
Ich hatte erwartet, daß der Herr Zipper mit mir über den Prozeß sprechen würde. Er aber begrüßte mich mit der Frage: »Ist Arnold schon verreist?« Und als ich bejahte, sagte Zipper: »Dann werde ich ihm das Geld schicken. Ich werde mir bei meinem Rechtsanwalt den Vorschuß zurückgeben lassen. Er ist übrigens ganz unfähig, mein Herr Rechtsanwalt. Ich wollte ihn nur nicht blamieren. Wissen Sie, woran ich während der ganzen Verhandlung gedacht habe? Ich habe mir vorgestellt, daß es besser gewesen wäre, meinen Sohn Rechtsanwalt werden zu lassen. Arnold hat ein ausgesprochen juristisches Gehirn.«
Am Abend fuhr der alte Zipper nach Hause. Als ich ihm auf dem Bahnhof die Hand gab, sagte er unvermittelt: »Werden wir uns noch wiedersehen?« Es war, als wenn plötzlich eine Wolke über seine sonnige Torheit dahergesegelt käme. Vielleicht hatte ihm der Tod, der schon hinter seinem Rücken stand, leise auf die Schulter geklopft. Ich wollte ihm noch mit einem üblichen Troste antworten. Aber der Zug

glitt mir vor dem geöffneten Mund davon, und es blieb mir nichts übrig, als meinem alten Freund nachzuwinken. Sein Taschentuch konnte ich noch lange unterscheiden. Es schien heftiger zu flattern als die andern.

XIX

Am selben Abend noch sah ich den Dämonischen im nächtlichen Klub. Er erzählte, daß Erna vom Pferde gestürzt sei und sich verletzt habe. Er hätte zurückmüssen, weil sein Geld zu Ende gegangen sei, die Aufnahmen noch immer nicht begonnen hätten, kein Mensch von der Direktion sich hätte blicken lassen. Infolgedessen habe Erna um ihren Mann telegraphiert.

Es erwies sich, daß Erna schwer krank war. Sie wurde in ein Sanatorium nach Berlin gebracht.

Das war Arnolds schönste Zeit. Denn er durfte bei ihr die ganze Nacht über bleiben, er wohnte im Sanatorium.

Bei Tag empfing sie die Besuche, die einer Künstlerin gebühren, wenn sie einen Unfall erlitten hat. Sie erhielt sämtliche Genugtuungen, die in solchen Fällen in Betracht kommen. Sie erfuhr den ganzen Umfang der Wertschätzung, den man ihr zollte. Nichts Angenehmeres, als eine Art von Nachrufen zu lesen und zu wissen, daß man am Leben bleibt.

Man verschob die Aufnahmen. In manchen Berichten über Feste und Bälle stand es, daß man sie »vermißte«. Oh, süße Einrichtung eines blumengeschmückten Krankenlagers! Glückliche Folge eines schweren Unfalls! Aufgesucht- und Vermißtwerden in einem!

Man mußte sie operieren. Es stellte sich heraus, daß sie eine längere Zeit hinken würde.

Allmählich verschwand ihr Name aus den Blättern. Der Film wurde ohne sie gedreht. Ihre Stellvertreterin hatte gute Kritiken. Die Vorschüsse schränkte man ein. Sie verließ das Sanatorium. Arnold zog in ihre Villa.

Sie verkaufte das Automobil. Sie entließ den Gärtner. Die Freundinnen zogen aus. Das Grammophon nur blieb im Hause. Die Besuche wurden selten. Es schien, daß die jungen Zippers nur von Arnolds Einkünften lebten.

Sie verkauften das Haus und zogen in die Stadt und mieteten eine

Wohnung. Zuerst war es eine große Wohnung in einem Vorderhaus. Dann erfuhr Arnold, daß eine ebenso große Wohnung, aber um die Hälfte billiger in einem Hinterhaus zu vermieten wäre. Und sie zogen in ein Hinterhaus. Man passierte, ehe man zu ihnen gelangte, einen langen Flur, einen geräumigen Hof, in dem Hühner gackerten. Der Portier hielt die Fenster seiner Küche offen. Man roch, was er aß. Jetzt hatte Arnold auch einen Salon. Es war nicht mehr, wie bei ihm zu Hause, ein dunkler, feuchter Salon. Es war ein warmer, trockener. Auf der Kommode standen winzige Buddhas mit Schublädchen in den Bäuchlein. In diesen Schubläden lagen Kleinigkeiten, Abfälle, Bestandteile von den Toiletten Ernas.

Sie hatten ein Dienstmädchen, eine strenge Frau mit einem Angesicht wie eine Baumwurzel, knollig, schwarz. Sie steckte in einer langen, blauen Schürze. Das Muster erinnerte mich an die Schürze der Frau Zipper.

Man aß in einem Zimmer, dessen Tür zur Küche führte. Man aß an einem runden, kleinen Tisch, jeden Tag ließ Erna neue Blumen bringen.

Mit großer Sorgfalt las sie alle Zeitungen, die sie früher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Seitdem ihr Ruhm verfiel, suchte sie nach den Neuigkeiten der Welt, der versunkenen Welt, mit Qual und Neugier. Da sie sich vorläufig ohne Ziel sah, schien es, daß ihr Verstand sich verringerte. Er war ein Apparat, der nur unter bestimmten Bedingungen funktionierte.

Erna wurde empfindlich, mißtrauisch, weinerlich, eine klägliche, kleine Frau. Sie kombinierte immer noch scharf, aber falsch. Sie verdächtigte Arnold, daß er nicht genug für sie arbeite. »Es wäre seine Pflicht«, sagte sie, »mich jeden Tag der Welt ins Gedächtnis zu rufen. Er aber ist froh, daß ich nicht spiele.« Kam er nach Haus, erzählte er, daß er in einer Gesellschaft gewesen sei, so fragte sie: »Hat man von mir gesprochen?« Haarklein mußte Arnold berichten, bei welcher Gelegenheit, warum, wieso die Rede auf Erna gekommen wäre. Er mußte die Kleider der Frauen schildern, seine Gespräche wörtlich wiedergeben. War sie nicht einmal auch von ihrer Mutter ausgefragt worden?

Ihr Gebrechen heilte nicht. Wenn es kalt war, wurde es schlimmer. Man schickte sie im Winter nach Nizza. Allein wollte sie nicht fahren. Arnold mußte sie begleiten. Er bekam sechs Wochen Urlaub. Als sein Urlaub zu Ende war, zwang sie ihn, bei ihr zu bleiben. Sie machten Schulden. Der alte Zipper schickte noch einmal Geld.

Ein halbes Jahr später traf ich Arnold in Monte Carlo. Er spielte und

gewann. Es waren keine großen Summen. Aber er konnte mit seiner Frau von den Gewinsten leben. Er gewann jeden Tag ein paar hundert Francs.

»Ich habe gar kein System«, sagte Arnold, »ich gewinne einfach, weil ich bescheiden bin. Ich gehe jeden Vormittag hierher, langsam, gedankenlos, wie man in ein gleichgültiges Amt geht, wo einem nichts zustoßen kann. Jeden Abend um sechs Uhr löse ich die Marken ein. Nie waren es mehr als tausend Franken. Manchmal sind es hundert, manchmal dreihundert, manchmal siebenhundertfünfzig.«

»Was macht Erna?«

»Es geht immer besser. Sie nimmt zu und sorgt schon wieder fürs Magerwerden. Sie ist entschlossen, wieder zu spielen. Ich glaube aber nicht daran. – – Sie ist mir übrigens ganz gleichgültig.«

»Gleichgültig?«

»Ja, warum nicht? Ich bin nicht verliebt. Wir leben wie ein altes Ehepaar. Ich bin nur zu faul, um mich von ihr zu trennen. Ich habe mich schon so daran gewöhnt, an diesen Spielsaal, an den täglichen Autokar nach Nizza und zurück, an Erna, die beim Fenster sitzt oder am Wasser. Ich lebe nicht schlecht.«

Ich fuhr weg, Arnold versprach mir zu schreiben. Er schrieb nicht mehr in den nächsten Monaten.

Einmal las ich in einer Zeitung, daß Erna wieder zum Film zurückgekehrt sei. Sie werde nach Amerika gehen.

Einige Monate später sah ich einen amerikanischen Film, in dem sie spielte. Es war ein »Spielfilm«, wie die technische Bezeichnung lautet. Erna war eine Frau in reifen Jahren, Rivalin einer Sechzehnjährigen in dem Kampf um einen Mann in den Vierzigern. Die Sechzehnjährige war ihre Nichte. Diese hatte die meisten Chancen, weshalb Erna Sympathien gewann. Sie siegte am Schluß. Sie hatte klug, aufrichtig und überlegen zu sein, ein wenig hart, voll bitterer Kenntnis des Lebens, skeptisch in bezug auf Männer, aber mit einer genügend starken Quantität Herz begabt, um in der Einsamkeit traurig zu werden; jedoch wieder nicht so sentimental, daß sie etwa geweint hätte. Man sollte vielmehr wissen, daß jede andere an ihrer Stelle geweint hätte. Sie aber war von jenen, welche die Tränen, wie man sagt, tapfer verschlucken. Im Leben wäre sie freilich von der Sechzehnjährigen verdrängt worden. Denn das Leben ist gerecht und sparsam mit Erfolgen gegen jene, die gezeigt haben, daß sie auch ohne äußeres Glück zu bestehen wis-

sen. Die besondere Filmgerechtigkeit der Vereinigten Staaten aber krönte die Verdienste Ernas.
Ich konnte noch erkennen, wie sie leise hinkte. Das Publikum merkte es gewiß nicht. Wahrscheinlich, dachte ich, wird sie in dem zauberhaften Hollywood eine neue Hüfte aus Platin oder auch aus Alabaster bekommen, damit das schwache Bein in einer zuverlässigen Wurzel hafte. Was konnte man nicht alles in Amerika.
Es tat mir leid, daß ich nicht sehen konnte, wie sie drüben ihre Karriere arrangiert hatte. Dieser Film, den ich jetzt sah, gab mir nur eine ferne Ahnung von allen Experimenten, die ihm vorangegangen waren.
Ich ging noch einmal und noch ein drittes Mal in den Film. Immer wieder schien es mir, daß ich aus einer Szene, aus ihrer Miene, aus ihrer Bewegung mehr erraten könnte, als dieses Drama zu geben hatte. Aber ich erfuhr nichts Neues. Ich prägte mir nur ihr Gesicht ein. Sie sah im Film schön aus, so schön, wie man nur in Amerika sein kann. Sie war so edel, wie man nur in Amerika sein kann, wenn man siegreich ist. Sie war so weiblich, so hilfsbedürftig, so rührend in den paar Minuten, in denen ihr eine unerbittliche Einsamkeit drohte, daß man sie für eine vollkommene Frau hielt.
Plötzlich kam von Arnold eine Postkarte, eine Ansichtskarte aus Lissabon, mit einem Gruß. Nach einigen Wochen kam noch eine Karte, diesmal aus Boston. Nach längerer Zeit erhielt ich eine dritte aus Amsterdam. Was war mit ihm geschehen? Was für ein Schicksal wirbelte ihn so heftig in der Welt herum?
Ich sollte es bald erfahren.

XX

Einige Monate, nachdem ich die letzte Karte Arnolds aus Amsterdam erhalten hatte, fuhr ich nach Wien.
Ich beschloß, das Haus Zipper aufzusuchen, nicht nur, weil mich Arnolds Schicksal interessierte, sondern auch, weil ich mit dem alten Zipper sprechen wollte. Schon sah ich die geräuschvolle Straße wieder, in der sie wohnten, das breite Haus mit der falschen Marmorstukkatur, rechts den »Galanteriewarenladen«, in dessen Schaufenstern alle Gegenstände zum »Luxus« gehörten und alle aus einem anderen Material bestanden, als man auf den ersten Blick glauben mußte. Was wie Kro-

kodilleder aussah, war künstlich verändertes Kalb, Schlangenhaut kam von Eidechsen, Seide war Kunstseide, Saphire waren Glas, goldene Ringe waren Doublé, silbernes Besteck war Alpaka, Stahl war Nickel, Schildpatt war Kautschuk, und selbst das Eisen war nicht echt. Ich sah den alten Photographenkasten an der linken Seite des Eingangs, in dem immer wieder neue Brautpaare ausgestellt wurden. Als ich ihn das letztemal betrachtet hatte, hing noch eine Photographie vom alten Zipper in der Feldwebeluniform da, das letzte Bild aus der Zeit des Krieges – alle andern Uniformen hatte der Photograph entfernt. Der alte Zipper war geblieben, weil der Photograph wahrscheinlich Rücksicht auf einen so würdigen und engen Nachbarn genommen hatte.
Ich sah die kalte Stiege aus Stein, den grünen, zerfransten Teppich, der nur bis zum zweiten Stock lief, das Geländer aus Eisen und die bunten Fensterscheiben in den Korridoren, mit den weiß eingelegten, nackten Frauen, sogenannten symbolischen Figuren. Ich roch die Düfte der Wohnungen, die man passierte, ehe man zu den Zippers kam, Erbsen, Menschen und Betten, ich sah den Zettel an der Tür der Zippers: Bitte stark klopfen, Glocke funktioniert nicht – seit wieviel Jahren funktionierte sie nicht mehr? – und das dunkle Vorzimmer, in dem seit meiner frühesten Jugend ein Regenschirm im Ständer lehnte, von dem niemand wußte, wer ihn vergessen hatte. Wir spielten dann mit ihm. Allmählich hatte er seine Haut verloren, man sah sein dürres, stählernes Skelett.
Endlich stellte ich mir den alten Zipper vor – den »alten Zipper«. Immer war er für mich alt gewesen, noch als er selbst glaubte, jung zu sein. Wie alt war er erst jetzt! Wie grün mußte sein schwarzer Anzug schon geworden sein, wie grau seine weiße Krawatte, wie locker der Elfenbeingriff seines Stockes; wie sanft mußte er jetzt mit seiner Frau umgehen, vielleicht lebten sie zusammen wie ein paar alte Tauben. Sie konnten keine giftigen Pfeile mehr gegeneinander abschießen, das Gift war ungefährlich geworden, oder die Körper waren schon daran gewöhnt. Kam Zippers Bruder aus Brasilien noch zu Ostern? Wohnte der Sekretär Wandl noch im Salon?
Wenn ich daran dachte, daß ich bald wieder bei den Zippers im »Speisezimmer« sitzen sollte, so war es mir, als riefe ich einen alten, langweiligen Schmerz wieder zurück, der einen die ganze Kindheit lang begleitet hat, etwa geschwollene Mandeln, und dem man dennoch ein paar sorglose Stunden im Bett zu verdanken hat. An den vielen Verän-

derungen im Hause Zipper, an den traurigen Resultaten der traurigen Bemühungen, die schon immer eine falsche Fröhlichkeit vorgetäuscht hatten, an diesen zuschanden gewordenen Hoffnungen, deren Farbe schon immer einen falschen Schimmer gehabt hatte, als wären sie nicht grün von Natur, sondern nur grün gemalt – an diesem traurigen Wechsel ermaß ich die Zeit, die ich selbst zurückgelegt hatte. Nun kam ich bald in das Alter, in dem Zipper schon ein Vater gewesen war. Mir aber kam es immer noch vor, daß ich mit Arnold in die Schule gehe. Rechts an der Ecke saß er, in der dritten Bank.

Ich hatte eine gewisse Zärtlichkeit für den alten Zipper, er war gut zu mir und manchmal fröhlich mit mir gewesen. Er hatte gesagt: »Zeig mir mal deine Hand her, du hast dich ja verletzt! Wir wollen in die nächste Apotheke gehen und etwas draufgeben lassen.« Und als unsere Marschkompanie abging, rief er noch: »Sieg in Lublin!« – Alles war falsch gewesen, was er unternommen hatte. Er kaufte in der Apotheke etwas Falsches für die verwundete Hand, und er tröstete uns mit einem Sieg, der uns nichts half. Seine Witze waren nicht heiter, sein Ernst war lächerlich, sein Ehrgeiz rannte schief zum Ziel, er war ein Redner mit einem schlechten Gedächtnis, ein Tischler, der nichts herzustellen wußte, ein Geigenmacher, der nur ein Lied spielte – – und dieses Lied war traurig, und bei diesem Lied war er munter. Aber er hatte doch meine Tage ausgefüllt. Arnold hatte ihn mir manchmal geliehen.

Ich ging am frühen Vormittag zu Zipper, weil ich wußte, daß er nach einer alten Gewohnheit um elf Uhr durch die Straßen spazierte, daß er nach dem Essen im Kaffeehaus saß, daß er am Abend seine Freikarte im Kino ausnützte. Ich war etwa zehn Schritte vom Haus entfernt, hellgelb lag die Sonne auf der Straße, da sah ich, wie man einen schwarzen Kasten in einen schwarzen Wagen lud, zwei Männer in schwarzen Zylindern stiegen dann auf den Bock, die Zügel strafften sich, und hurtig rollte der Totenwagen im Sonnenglanz dahin.

Kein anderer als Zipper war gestorben.

Der Galanteriewarenhändler erzählte es mir. Vor einer Woche war die Frau Zipper zu ihrem Bruder nach Brünn gefahren. Noch gestern hatte der Alte zu ihm, dem Galanteriewarenhändler, gesagt, seine Frau bliebe zu lange weg. Nach einer so glücklichen Ehe könne man nicht einmal zehn Tage mehr allein sein. Am Abend ist er gestorben. Die Hausmeisterin hat um sechs Uhr früh auf den Friedhof telephoniert. In dem Augenblick war Zipper gestorben, in dem er, wie jeden Abend,

seine Uhr – wie genau erinnerte ich mich an sie – hatte aufziehen wollen. Er ließ sie fallen und fiel selbst hin. So hat ihn dann das Dienstmädchen gefunden.
Drei Tage später sah ich, wie man ihn begrub. Die Frau Zipper stand am Grab, sie weinte nicht. Alle ihre Tränen sind schon längst vergossen, dachte ich. Mitglieder vieler Vereine hielten Reden. Arnold war nicht da.
Nach zwei Tagen wollte ich zu seiner Mutter gehen und nach ihm fragen. –

XXI

Am nächsten Vormittag begegnete ich einem gemeinsamen Freund von Arnold und mir, dem Eduard P.
Hager und leise, immer in der Nähe der Wände und der Straßenränder, niemals in der Mitte eines Raumes wandelnd, erinnerte P. an einen Schatten, der sich von seinem Körper frei gemacht hat, nie mehr nach ihm sucht und auf ein körperliches Dasein verzichtet hat. Er wandelte nicht nur an den Rändern der Straße, sondern auch an den Rändern der Ereignisse. Er säumte sie ein gewissermaßen. Von außen her und als gehörte er nicht zu dieser Welt, nahm er Stellung zu ihr und ihren Vorgängen.
Zwar tat er es mit Leidenschaft. Zwar konnte er sich über Häßliches aufregen, Mittelmäßiges verachten, Schönes bewundern. Aber selbst dann war er eher ein eifernder Geist als ein eifernder Mensch, seine Leidenschaft kam aus dem Jenseits, das Maß, das er an die Menschen und ihre Taten anlegte, war kein irdisches und sein Urteil infolgedessen ungerecht. Er hatte eine himmlische oder eine höllische, jedenfalls keine menschliche Gerechtigkeit. Von allen Menschen, die ich kannte, scheint er am ehesten begabt, die unverständlichen Schicksale, die aus unbekannten Händen verschüttet werden, zu begreifen.
Er kam aus dem Kaffeehaus der Literaten und Künstler, auch er. Aber dort war er nicht Gast wie alle andern, sondern eine Art Geist des Hauses, ein Gespenst vielleicht, die Seele eines längst verschollenen Schriftstellers, der keine Bücher hinterlassen hatte und der in einem Kreis mit dem Jenseits vertrauter Leute keine Veranlassung fand, nach üblicher Gespenstermanier zu spuken, sondern Grund hatte, sich mit

ihnen menschlich zu unterhalten. Er las keine Bücher, er besuchte kein Theater, aber er wußte, was geschrieben und was gespielt wurde. Er gab keine Urteile ab, es schien ihm leichtsinnig oder auch zu geringschätzig, ein Urteil über ein einzelnes Werk abzugeben. Er wies jeder Erscheinung ihren Platz im Jahrhundert an, und von dem Gipfel aus, von dem man auf drei oder sechs Jahrtausende herabschaut, sprach er über ein winziges Buch, das in einem kleinen Schublädchen seines Jahrzehnts seinen Platz und sein Vergessen gefunden hatte.

Ich erinnerte mich, daß ich P. immer gemieden hatte aus Angst vor der Höhe, auf der er sich befand und von der es eisig auf mich herabwehte. Schließlich lebt man, ist jung, hat Hoffnungen, möchte zwar ewig dasein, fühlt sich aber dennoch glücklich innerhalb des beschränkten Himmelsrunds, das über ein paar Jahrzehnte menschlichen Lebens gestülpt ist, und will am liebsten nichts wissen von der Geringfügigkeit, der Bedeutungslosigkeit eines Worts, das man spricht, einer Handlung, die man begeht, eines Schmerzes, den man erleidet. Es war, wenn man mit P. sprach, als blickte man in die Milchstraße und erlebte an hunderttausend Sonnen und an Millionen Planeten das Schicksal, das unserer Sonne und unserer Erde einmal beschieden ist. Seine Unerbittlichkeit war nicht hart und nicht grausam, denn man fühlte, daß sie notwendig war. Aber man mußte wahrscheinlich sehr alt geworden sein, um mit P. überhaupt sprechen zu können.

P. hatte noch niemals diese Stadt verlassen. Er war krank, er war auch nicht in den Krieg gegangen, er wartete auf den Tod. Da es feststand, daß er sterben würde, wunderte man sich immer darüber, daß er noch lebte. Manche nahmen es ihm übel, daß er sein Wort nicht hielt. Vielleicht hatten sie Angst vor ihm wie ich.

Ich hätte jedenfalls nicht gedacht, daß er den alten Zipper überleben würde. Denn obwohl Zipper weit älter war, so schien er mir doch wegen all seiner sonderbaren Eigenschaften eine Ewigkeit dauern zu sollen. Es war, als stünde der alte Zipper nicht im gewöhnlichen Leben, sondern in einer anderen, dem Verderb und dem Untergang nicht unterworfenen Abteilung des Lebens, während der junge Eduard P., obwohl schon ein Geist, dennoch als Körper ein schwächliches Mitglied dieser Welt war, über die der Tod stündlich ausgeschüttet wird wie Schnee im Winter.

»Ich habe heute in der Zeitung gesehen«, sagte P., »daß der alte Zipper gestorben ist. Haben Sie ihn gekannt? Er war ein Tartarin eines be-

stimmten Wiener Bezirks. Ein Ausbund von liberalem Kleinbürgertum, ein Spießer, den ich verabscheut hätte, wenn nicht sein konfuser Kopf seine Entschuldigung gewesen wäre.«
»Wissen Sie vielleicht, wo Arnold ist?«
»Ah, Sie kennen nicht Arnolds Schicksal? Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie immer gesagt, das Leben sei niemals so inkonsequent wie die Schriftsteller. Wenn ich mich erinnere, war es der Text Ihrer Predigt im Kaffeehaus am Abend, in der ›Roten Ecke‹ auf dem Sofa: Es sei Aufgabe des Autors abzuschreiben, was er sehe. Hab' ich mir's gemerkt? Wenn Sie nun ein Romanschriftsteller aus der guten, alten Schule wären, dann hätten Sie einen ausgezeichneten Stoff: Arnolds Leben. Sie wissen, daß er mit Erna in Monte Carlo von täglichen Gewinsten gelebt hat. Ist das nicht romanhaft genug? Nun, warten Sie! Dieser schlauen Erna (auf die Sie auch einmal hereingefallen waren, Sie auch) gelingt es, von Nizza aus, wo sie einen Filmamerikaner kennenlernt, nach Hollywood zu gelangen. Wahrscheinlich haben Sie schon ihren letzten Film gesehen. Eine ausgezeichnete Rolle. Das ist endlich die gute Schauspielerin ohne eine Spur von Talent. An dem Tag, an dem die Frau aus Monte Carlo abreist, fängt Arnold an zu verlieren. Er muß leben. Aber was hat er gelernt? Sein Vater hat ihn zu einem Genie erzogen wie mein Vater mich – aber mir hat es nicht geschadet, weil ich ohnehin lebensunfähig bin. Arnold hat seinem Vater nur ein einziges Handwerk zu verdanken: Er spielt, wie Sie noch wissen, Geige und Klavier. Was macht man in diesem Fall? Sie erinnern sich vielleicht noch, wie Arnold spielte? Kein gottbegnadeter Künstler selbstverständlich! Aber ›es geht zum Herzen‹, hätte der alte Zipper gesagt. Vielleicht hätte er doch ein Musiker werden sollen. Erinnern Sie sich, was für ein herrlicher Kiebitz das war? Wie er immer an unserem Tisch gesessen ist und geschwiegen hat? Na, Nebensache, kommen wir zu Ihrem Roman.
Arnold ging also in ein Musikcafé, man brauchte keinen Klavierspieler, aber einen ersten Geiger. Einmal am Abend, Solostück, mit Klavierbegleitung. Ave Maria oder so was. Sie kennen diese Pausen der Andacht, wenn die Leute von Welt verlegen werden und die kleinen Bürger andächtig. Haben Sie schon bemerkt, wie die Leute ihren Kaffee schlürfen, beim Solo? Dann klatschen einige und verlangen zum Ärger der Menschen von Welt noch ein Stück. Der Sologeiger verneigt sich. Er spielt nicht mehr. Er wird nicht für zwei Solos bezahlt. Aber der Ka-

pellmeister gibt einen Wink. Da steht er auf und fängt wieder an. Und nach dem zweiten klatscht man nicht mehr. Das ist selbst dem kleinen Bürger zuviel. Also setzt sich der Solist hin, ein wenig verprügelt.
So ein Solist war also Zipper.
Es wird aber noch romanhafter. – Kommen Sie, wir müssen einen Kaffee trinken, ich kann nicht mehr soviel sprechen. Der alte Johann, der Markör, ist zum erstenmal seit vierzig Jahren in Urlaub gefahren. Ich habe also keinen Kredit. Sie laden mich aber ein.«
Im Kaffeehaus erzählte P. weiter:
»Eines Abends kommt der berühmte Clown Lock nach Nizza ins Café, gerade zum Solo. In der Pause geht er zu Arnold hin und engagiert ihn als Partner. Nun ist Arnold ein echter Musikant. Ich wußte nie, wo ich sein Gesicht hintun sollte. Jetzt weiß ich es: Es gehört unbedingt in ein Varieté.«
P. zog eine Brieftasche und entnahm ihr eine Photographie. Es war Arnold. Er trug Pumphosen und ein schmales Jackett und einen hellen steifen Hut mit breiter Schärpe.
»Ein echter Habig!« rief ich aus.
»Oh, sehen Sie!« sprach P. weiter. »Sehen Sie dieses Gesicht! Dieses Gesicht hat zwanzigtausend Ohrfeigen bekommen. Es hat eine hündische Trauer. Es ist so traurig, weil es nicht erzählen kann, wie traurig es ist. Denken Sie an seinen Auftritt. Er kommt auf die Bühne, ahnungslos, er weiß nicht, daß im Parkett das Publikum sitzt. Er ist ein Trottel, er sieht aus wie einer, der nur Essen und Trinken nötig hat, um frohgelaunt zu sein. Er will ein Stück auf der Geige spielen. Aber sobald er spielen will, kommt ein anderer Clown, ein selbstbewußter, auch ein Narr, aber ein Narr mit Ambitionen, ein Narr, der bereits weiß, daß es ein Publikum gibt, einen Direktor, eine Gage. Dieser kluge Narr gibt unserem Arnold eine Ohrfeige. Arnold hatte gerade zwei Bogenstriche gemacht. Aber diese zwei Töne, die er noch hervorbringt, bevor es der andere merkt, sind so klar, so himmlisch, daß es jedem Zuhörer leid tut, daß Arnold nicht weiterspielt. Kennen Sie das? Natürlich. Sie haben es schon gesehen, und nun wissen Sie, daß Arnolds musikalisches Talent gerade noch dazu reicht, diese zwei Töne himmlisch zu spielen.
Das ist der Roman!«
»Ich sehe«, sagte ich, »nichts Romanhaftes darin. – Selbst wenn ich das Leben Arnolds schreiben würde, wäre es kein Roman in diesem Sinn.

Ich muß Ihnen übrigens den Vorwurf machen, daß mir dieser Schluß ein bißchen gewollt vorkommt. Ich würde Arnold im Kaffeehaus Sologeiger bleiben lassen. Ich würde ihn auch nicht gesondert von seinem Vater behandeln können.«

»Da haben Sie recht!« rief P. »Die Zippers gehören zusammen. Betrachten Sie diesen Vater. Er ist an Arnolds Unglück schuld, für den Fall, daß Arnold immer noch unglücklich ist. (Aber das wäre Nebensache.) Alle unsere Väter sind an unserem Unglück schuld. Das sind die Väter der Generation, die den Krieg gemacht hat. Sie haben ihre Uhrketten, ihre Eheringe für Eisen gegeben. Ach, was waren sie für Patrioten! Meinem Vater hat nichts so leid getan wie meine Krankheit, die mich gehindert hat, in den Krieg zu gehen. Erinnern Sie sich nur: Wer hat im Sommer 1914 vor der serbischen Gesandtschaft protestiert: wir oder unsere Väter? Wer hat die Feinde – allerdings im Kasino – ›umzingelt‹? Am Nachmittag, beim Sechsundsechzig? *Sie* sind wie ein Ochs verladen worden, und Ihr Vater hat der Mutter gesagt: ›Eine jede Kugel trifft ja nicht.‹ Wenn Ihr Vater auch eingerückt ist, hat er höchstens eine Brücke bei Floridsdorf bewacht.

Erinnern Sie sich nur: Sie kamen zurück, die unseligste aller Generationen der Neuzeit. Was war geschehen? Ihr Vater hat Zeit gehabt, neue Kinder zu zeugen mit den Mädchen, die eigentlich für Sie bestimmt waren. Kaum waren Sie zu Hause, da saßen die Väter schon wieder dort, wo sie den Krieg angefangen hatten. Sie machten die Zeitungen, die öffentliche Meinung, die Friedensschlüsse, die Politik. Sie, die Jungen, waren tausendmal gescheiter, aber müde, halbtot, sie mußten ausruhen. Sie hatten nicht, wovon zu leben. Es war gleichgültig, ob Sie gefallen oder heimgekehrt waren. Und *wohin* waren Sie heimgekehrt? – In Ihre Elternhäuser!

Erinnern Sie sich an diese schauderhaften Elternhäuser! Haben Sie jemals die Bibliothek der Zippers gesehn? Ich habe oft mit den Bänden gespielt. Da waren drei prachtgebundene Jahrgänge ›Moderne Zeit‹, das ›Deutsche Knabenbuch‹, ›Der Trompeter von Säckingen‹ – welch eine Literatur! Erinnern Sie sich an die Kommode? Wir haben zu Hause eine ähnliche. Wenn ich ein Meter von ihr entfernt bin, fürchte ich mich schon vor ihren Kanten. Welch lebensgefährliche Möbel! Welch klirrender Hängeleuchter mit elektrisch beleuchteten Kerzen aus Porzellan, aber gedreht wie Wachs! Diese Kalender, die jedes neue Jahr vor den Schreibtisch gehängt wurden! Und diese abonnierten

Blätter mit den Leitartikeln. Mein Vater kann heute noch nicht einschlafen, wenn er nicht weiß, was – ›Er‹ gesagt hat. ›Er‹ ist das absolute Er hinter dem Leitartikel. ›Er‹ ist dort, wo man alles weiß, ›Er‹ ist im Grunde genauso ein törichter, kleiner Bürger wie sein Leser.
Arnold ist der junge Mann der Kriegsgeneration. (Kommen Sie, gehen wir ein wenig.)«
Wir gingen in den Park zurück. P. sprach lange. Er versuchte, Arnolds Gleichgültigkeit, seine Trauer, seine Unentschlossenheit, seine Schwäche, seine Kritiklosigkeit auf die Erziehung zurückzuführen und auf den Krieg.
Die Sonne stand sehr hoch, die Kindermädchen rüsteten, nach Hause zu gehen, die Mittagsstunde brach an. Ich hörte, mit welcher Unerbittlichkeit P. die Menschen aus der Zeit zu erklären wußte. Zu dieser Entschiedenheit hatte er vielleicht mehr Recht als ich, als jeder andere, weil er ein Sterbender war. Er mußte zu jeder Zeit mit dem Urteil über alle Erscheinungen fertig sein, heute noch, zu jeder Stunde erwartete er den Tod.
Ich widersprach ihm nicht, ich gab ihm nicht recht. Ich sagte nur:
»Hätte ich einen Vater gehabt, ich hätte ihm keinen Vorwurf gemacht.«
Zu einem ganz kleinen Teil war übrigens der alte Zipper mein Vater.
»Sie stellen sich so hoch über die Menschen, daß Sie nur ihr Schwarzes und ihr Weißes sehen, ihre Schuld oder Unschuld. Sie richten wie ein Gott und wie ein Richter: nach den Absichten und nach den Taten. Wir aber, die wir im Krieg waren, richten nach dem Stoff, aus dem die Menschen gemacht sind.
Wir waren nicht nur müde und halb tot, als wir heimkamen, wir waren auch gleichgültig. Wir sind es noch. Wir vergaben nicht unseren Vätern, wie wir den jüngeren Generationen nicht vergeben, die uns nachrücken, ehe wir noch unsere Plätze hatten. Wir vergeben nicht, wir vergessen. Oder noch besser: Wir vergessen nicht, *wir sehen gar nicht. Wir geben nicht acht. Es ist uns gleichgültig.* Das Schicksal der Menschen, des Landes, der Welt, was geht es uns an? Wir machen nicht Revolutionen, wir treiben passive Resistenz. Wir empören uns nicht, klagen nicht an, verteidigen nicht, erwarten gar nichts, fürchten gar nichts – – daß wir nicht freiwillig sterben, ist alles. Wir wissen, daß noch einmal eine Generation kommen wird, die so sein wird, wie unsere Väter waren. Noch einmal wird Krieg sein. Wir betrachten das

lächerliche Gehabe derer, die an der Traurigkeit der Welt leiden – wie Sie –, derer, die im Krieg nicht waren, und der Jungen, die an dem Willen leiden, etwas zu bessern, zu verändern. Wenn Skepsis nicht auch eine Teilnahme voraussetzen würde, dann hätte ich gesagt: Wir sind Skeptiker. Aber wir nehmen überhaupt nicht teil. *Sie* verspotten das Pathos. *Wir* aber glauben auch nicht an den Witz. *Sie* hassen die Reaktion. *Wir* zweifeln auch an den Erfolgen der Revolution. Was wollen Sie? – *Wir sind irrtümlich zurückgekommen.*«

P. schwieg.

Ich betrachtete die Kinder, die aufgeregt ihre Spielzeuge sammelten, nichts wollten sie vergessen, unerbittlich entriß jedes, was ihm gehörte, dem Spielgenossen. Aber der grüne Frieden des Mittags im Park, die sanften, blonden Gesichter der Kindermädchen und die tiefen Gesänge der Glocken versöhnten mich mit allem, was da war – – auch mit den traurigen Instinkten der kleinen Menschen und mit der Stumpfheit der Alten.

Selbst die Fliegen summten, als wollten sie die Glocken nachahmen ...

BRIEF DES AUTORS AN ARNOLD ZIPPER

Lieber Arnold,

vielleicht, ja wahrscheinlich wird Dir dieser mein bescheidener Bericht über Deines Vaters und über Dein bescheidenes Leben in die Hand kommen. Es ist möglich, daß Du es aufgegeben hast, noch einmal mit mir in eine briefliche Verbindung zu gelangen, und daß Du Deine neue Existenz mit dem wahrscheinlich berechtigten Entschluß begonnen hast, nicht mehr an die Vergangenheit zu rühren. Dann wäre dieser Brief, den ich Dir eben schreibe, das einzige Zeichen meiner Freundschaft, das Du nach langer Zeit erhältst, und ein Zeichen meiner durch den vorliegenden Bericht keineswegs beendeten oder auch nur geschwächten Freundschaft. Denn ich habe, wie Du siehst, nachdem Du alles gelesen hast, unsere Freundschaft ebensowenig erschöpft wie Dein Schicksal. Ja, es schien mir, kaum hatte ich den letzten Punkt hinter das Geschriebene gesetzt, daß ich nicht zuviel, sondern viel eher zuwenig von Dir berichtet habe. Der Grund dafür scheint mir eben darin zu liegen, daß ich zwischen Dir und mir die Distanz nicht sehe, die zwischen Deinem Vater und mir vorhanden war. Vielleicht auch

hatte ich die einigermaßen berechtigte Angst, ich müßte, wollte ich mehr von Dir schreiben, auch manches nicht Unwichtige von mir selbst erwähnen – und das hätte den Rahmen meiner Aufgabe sprengen können. Mit jener Klarheit Dich zu zeichnen, die allein aus der Distanz kommt, war mir, wie schon gesagt, nicht möglich. Doch schien mir das Leben Deines Vaters mit dem Deinigen so notwendig verbunden, daß ich, wollte ich Dich eliminieren, vieles hätte verschweigen müssen. Und beim Schriftsteller beginnt schon dort, wo er schweigt, die Lüge.
Dies alles mußte ich Dir direkt sagen, ins Gesicht gewissermaßen, obwohl immerhin die Gefahr besteht, daß Dich dieser Brief niemals erreichen wird. Ich fühlte die Notwendigkeit, mich bei Dir zu entschuldigen, nicht, weil ich Dein Leben zum Gegenstand meines Buches gemacht habe, sondern umgekehrt: weil ich zuwenig von Dir berichtet haben könnte. Du gehörst zu jenen Menschen, denen man nicht zu erklären braucht, was den Unterschied macht zwischen einer Indiskretion und einer exemplarischen Darstellung. Ich weiß also schon, daß Du, weit entfernt, Dich über dieses Buch zu ärgern, Dich darüber freuen wirst, in dem Maß, in dem Dir mein Versuch gelungen erscheinen wird: der Versuch, an zwei Menschen die Verschiedenheiten und die Ähnlichkeiten zweier Generationen so darzustellen, daß diese Darstellung nicht mehr als der private Bericht über zwei private Leben gelten kann. Denn so stark und, man kann sagen, so sonderbar auch die Individualität Deines Vaters war, seine Erscheinung war noch mehr typisch für die Generation unserer Väter, und ich habe die Hoffnung, daß mancher meiner Leser von unserem Alter im Herrn Zipper, zumindest in vielen Eigentümlichkeiten Zippers, seinen eigenen Vater erkennen wird, ebenso wie er sich selbst in Dir erkennen muß, wie ich mich selbst in Dir zu erkennen glaube. Ja, ich gestehe Dir, daß es mir manchmal scheint, ich könnte Du sein und selbst auf der Bühne des Varietés stehen und die vergeblichen Versuche machen, auf meiner Geige ein Spiel zu beginnen. Vielleicht, so denke ich, käme in dieser Art der regiemäßig verhinderten Produktion, über die das Publikum lacht, das traurige Verhältnis, das ich zum Publikum habe, besser zum Vorschein als durch die mühseligen Worte, durch die ich mich verständlich zu machen versuche, ebenso vergeblich, wie Du zu spielen. Dein Beruf hat eine gröbere, aber dafür auch eine deutlichere Symbolik. Er ist symbolisch für unsere Generation der Heimgekehrten, die

man verhindert zu spielen: eine Rolle, eine Handlung, eine Geige. Wir werden uns nie verständlich machen, mein lieber Arnold, wie Dein Vater es noch konnte. Wir sind dezimiert. Wir sind zu wenige. Zu wenige für diese Welt, in der nichts anderes als das rein physische Gewicht der Masse den Durchbruch macht und nicht die geistige Energie einer Einheit.

Ich beglückwünsche Dich dennoch zu Deinem neuen Beruf. Versuche Du nur weiter, vergeblich zu spielen, wie ich nicht aufhören will, vergeblich zu schreiben. »Vergeblich«, das heißt: scheinbar vergeblich. Denn es gibt, wie Du selbst weißt, irgendwo eine Region, in der die Spuren unseres Spiels verzeichnet bleiben, unlesbar, aber auf eine merkwürdige Weise wirkungsvoll, wenn nicht jetzt, so nach Jahren, und wenn nicht nach Jahren, so nach Tausenden von Jahren. Man wird wahrscheinlich nicht wissen, ob ich geschrieben und Du gespielt hast oder umgekehrt. Aber in dem geistigen Gehalt der Atmosphäre, der stärker ist als ihr Gehalt an Elektrizität, wird ein fernes Echo Deines einen Geigentons schweben, neben dem ebenso fernen Echo eines Gedankens, den ich einmal habe niederschreiben dürfen. Und sicherlich wird die verfehlte Sehnsucht unserer ganzen Generation unsterblich bleiben, wie sie unerfüllt geblieben ist.

Ich begrüße Dich in alter Freundschaft, Joseph Roth



RECHTS UND LINKS

Roman

1929



ERSTER TEIL

I

Ich erinnere mich noch an die Zeit, in der Paul Bernheim versprach, ein Genie zu werden.
Er war der Enkel eines Pferdehändlers, der ein kleines Vermögen erspart hatte, und der Sohn eines Bankiers, der nicht mehr zu sparen verstand, aber vom Glück begünstigt wurde. Pauls Vater, Herr Felix Bernheim, trug ein sorgloses und hochmütiges Angesicht durch die Welt und hatte viele Feinde, obgleich ihn ein normaler Grad von Torheit befähigt hätte, von seinen Mitbürgern geschätzt zu werden. Sein ungewöhnliches Glück erweckte ihren Neid. Als hätte es das Schicksal darauf abgesehen, sie vollends zur Verzweiflung zu bringen, bescherte es ihm eines Tages einen Haupttreffer.
Einen Haupttreffer pflegen die meisten geheimzuhalten wie einen Schandfleck in der Familie. Herr Bernheim aber, als hätte er Angst, man würde sein Glück nicht mit der nötigen Gehässigkeit zur Kenntnis nehmen, verdoppelte seine demonstrative Geringschätzung für die Mitwelt, verringerte die ohnehin kleine Zahl der Grüße, die er täglich auszuteilen pflegte, begann, jenen, die ihn grüßten, mit verletzender und gleichgültiger Zerstreutheit zu erwidern. Nicht genug an all dem, ging er, der bis jetzt nur die Menschen herausgefordert hatte, auch daran, die Natur herauszufordern. Er bewohnte das geräumige Haus seines Vaters, nicht weit von der Stadt, an der großen Landstraße, die zum Tannenwald führte. Mitten in einem alten Garten lag das Haus, zwischen Obstbäumen, Eichen und Linden, gelb gestrichen, mit einem steilen, roten Dach und von einer mannshohen, grauen Mauer umgeben. Die Bäume, die am Rande des Gartens standen, überragten die Mauer, und ihre Kronen überwölbten die Landstraße bis zur Mitte. Seit alten Zeiten lehnten an der Mauer zwei breite, grüne Bänke, auf denen die Müden rasten konnten. Schwalben nisteten im Hause, in dem Laub der Bäume zwitscherte es an Sommerabenden – und die lange Mauer, die Bäume und die Bänke waren im heißen Staub der sommerlichen Straße ein guter und kühler Trost und versprachen an bitteren Wintertagen zumindest eine menschliche Nähe.

Eines Tages im Sommer verschwanden die grünen Bänke. Entlang der Mauer und höher als diese erhob sich ein nacktes Holzgerüst. Im Garten wurden die alten Bäume umgelegt. Man hörte, wie sie splitterten und krachten und wie ihre Kronen zum letztenmal rauschten, indem sie zum erstenmal die Erde berührten. Die Mauer fiel. Und durch die Löcher und Sparren des hölzernen Gerüsts sahen die Leute den kahl gewordenen Garten der Bernheims, das gelbe Haus, der brütenden Leere preisgegeben, und ein Unmut erfaßte sie, als wären es ihr Haus und ihre Mauer und ihre Bäume gewesen.

Einige Monate später stand an der Stelle des alten, gelben, giebeligen Hauses ein neues, weißes, strahlendes, mit einem steinernen Balkon, den ein Atlas aus Kalk auf seinen Schultern trug, mit einem flachen Dach, das an den Süden erinnern sollte, mit modischem Verputz zwischen den Fenstern, Engelsköpfchen und Teufelsfratzen abwechselnd unter dem First und einer geradezu pompösen Rampe, die würdig gewesen wäre, zu einem Oberlandesgericht, einem Parlament, einer Hochschule hinanzuführen. Statt der steinernen Mauer erhob ein dichtes Gitter aus weißlichgrauem Eisendraht scharf geschliffene Zinken gegen den Himmel, die Vögel und die Diebe. Langweilige runde und herzförmige Beete sah man im Garten, künstliche Rasen von einem dichten, kurzen, beinahe blauen Gras und dünne, hinfällige Rosenstöckchen, gestützt von hölzernen Latten. In der Mitte der Beete standen Zwerge aus gemaltem Ton, mit rötlichen Kapuzen, lächelnden Gesichtern, weißen Bärten, Spaten, Schaufeln, Hämmern, Gießkannen in den winzigen Händchen, ein ganzes Sagenvolk aus der Fabrik Grützer und Compagnie. Kunstvoll verschlungene Pfade ringelten sich wie Schlangen zwischen den Beeten, kiesbestreut und schon beim Anblick knisternd. Keine Bank weit und breit. Und obwohl man ohnehin draußen stand, wurde man in den Beinen müde vom Anblick dieser rastlosen Pracht, als wäre man stundenlang in ihr herumgewandert. Umsonst lächelten die Zwerge. Die dünnen Rosenstöckchen zitterten, die Stiefmütterchen sahen aus wie gemaltes Porzellan. Und selbst wenn der lange Schlauch des Gärtners zartes Wasser zerstäubte, verspürte man keine Kühlung, sondern wurde eher an die feinen und schwülen Flüssigkeiten erinnert, die der Billetteur im Kino über die entblößten Köpfe der Zuschauer rieseln läßt. Über dem Balkon ließ Herr Bernheim in goldenen, zackigen und schwer leserlichen Buchstaben die Worte »Sans souci« anbringen.

An manchen Nachmittagen sah man Herrn Bernheim zwischen den Beeten herumgehen und gemeinsam mit dem Gärtner die Natur vergewaltigen. Dann hörte man das zischende Schnappen der Gartenschere und das Krachen der kleinen Hecken, die frisch gepflanzt und kaum, daß sie zu wachsen begannen, schon ihr Dienstreglement kennenlernten. Niemals standen die Fenster des Hauses offen. Meist waren sie verhängt. An manchen Abenden sah man durch die gelben, dichten Vorhänge wandelnde und sitzende Schatten von Menschen, die Umrisse und die Lichtknoten eines Kronleuchters, und man ahnte, daß im Hause Bernheim ein Fest gefeiert wurde.
Die Feste der Bernheims verliefen in einer gewissen kühlen Würde. Der Wein, den man in ihrem Hause trank, verfehlte seine Wirkung, obwohl er von ausgewählter Herkunft war. Man trank ihn und wurde nüchtern. Herr Bernheim lud mit Vorliebe Gutsbesitzer aus der Umgebung ein, einige Herren vom Militär, immer Leute mit einem feudalen Einschlag und sehr gewählte Mitglieder der Industrie und der Finanz. Der Respekt vor seinen Gästen und die Angst, Haltung zu verlieren, hinderten ihn, fröhlich zu sein. Seine Gäste fühlten die Befangenheit ihres Wirtes und blieben den ganzen Abend, was sie beim Eintritt gewesen waren, nämlich korrekt. Frau Bernheim verstand Situationswitze nicht und fand Anekdoten nicht witzig. Sie war übrigens jüdischer Herkunft – und da die meisten Anekdoten, die unter ihren Gästen kursierten, mit den Worten begannen: »Ein Jude saß einmal in der Eisenbahn ...«, fühlte sich Frau Bernheim auch verletzt, und sie geriet, sobald jemand Anstalten machte, eine kleine Geschichte zu erzählten, in ein trübes und verwirrtes Schweigen – aus Furcht, es könnte die Rede auf einen Juden kommen. Von seinen Geschäften mit den Gästen zu sprechen hielt Herr Bernheim für unpassend. Sie wieder hielten es für überflüssig, ihm von der Landwirtschaft, dem Militär, den Pferden zu berichten. Manchmal spielte Bertha, die einzige Tochter des Hauses und eine gute Partie, Chopin auf dem Klavier, mit der üblichen Virtuosität eines besser erzogenen Fräuleins. Manchmal tanzte man im Hause Bernheim. Eine Stunde nach Mitternacht gingen die Gäste nach Hause. Hinter den Fenstern die Lichter erloschen. Alles schlief. Nur der Wächter, der Hund und die Zwerge im Garten blieben wach.
Paul Bernheim ging, wie es in Häusern mit guten Kinderstuben üblich war, um neun Uhr abends schlafen. Mit seinem jüngeren Bruder Theo-

dor teilte er das Zimmer. Paul blieb länger wach, er schlief erst ein, als es im ganzen Hause still geworden war. Er war ein empfindsamer Junge. Man nannte ihn »ein nervöses Kind« und schloß aus seiner Sensibilität auf seine besondere Begabung.

Diese zu zeigen, bemühte er sich in jungen Jahren. Als der Haupttreffer zu den Bernheims kam, war Paul, der Zwölfjährige, mit dem Verstand eines Achtzehnjährigen ausgestattet. Die rapide Verwandlung des gutbürgerlichen Hauses in ein reiches mit feudalen Aspirationen erhöhte seinen natürlichen Ehrgeiz. Er wußte, daß Reichtum und gesellschaftliche Geltung des Vaters den Sohn zu einer mächtigen »Position« führen können. Er ahmte den Hochmut seines Vaters nach. Er forderte Kollegen und Lehrer heraus. Er hatte weiche Hüften, langsame Bewegungen, einen vollen, roten, halboffenen Mund und weiße, kleine Zähne, eine grünlich schimmernde Haut, helle und leere Augen, beschattet von langen, tiefschwarzen Wimpern und lange, aufreizende, sanfte Haare. Lässig, zerstreut, lächelnd saß er in der Bank. Seine Haltung verriet den ständig wachen Gedanken: Mein Vater kann die ganze Schule kaufen. Ohnmächtig und klein standen die andern da, der Übermacht der Schule ausgeliefert. Er allein setzte ihr die Macht seines Vaters entgegen, seines Zimmers, seines angelsächsischen Frühstücks, des Ham-and-Eggs mit ausgelöffelten Orangen, seines Hauslehrers, dessen Nachhilfestunden er jeden Nachmittag zugleich mit Schokolade und Keks einnahm, seines Weinkellers, seines Wagens, seines Gartens und seiner Zwerge. Er roch nach Milch, Wärme, Seife, Bädern, Zimmergymnastik, Hausarzt und Dienstmädchen. Es schien, daß die Schule und ihre Aufgaben nur einen unwichtigen Teil seines Tages einnahmen. Mit einem Fuß stand er schon in der Welt. Das Echo ihrer Stimmen im Ohr, saß er wie ein Gast in der Klasse. Er war kein ganzer Kamerad. Manchmal holte ihn sein Vater ab. Im Wagen und eine Stunde vor Schulschluß. Am nächsten Tag brachte Paul ein Zeugnis vom Hausarzt.

Dennoch sah es manchmal so aus, als sehnte er sich nach einem Freund. Aber er fand keinen Weg. Immer stand sein Reichtum zwischen ihm und den andern. »Komm heut nachmittag zu mir, wenn mein Hauslehrer da ist – und er macht uns beiden die Arbeit«, konnte er manchmal sagen. Aber nur selten kam einer. Er hatte »mein Hauslehrer« betont.

Er lernte leicht und erriet vieles. Er las fleißig. Sein Vater hatte ihm

eine Bibliothek eingerichtet. Er sagte manchmal, wenn es überflüssig war: »Die Bibliothek meines Sohnes!« oder zum Dienstmädchen: »Anna, gehen Sie in die Bibliothek meines Sohnes!« – obwohl es im Haus keine andere gab. Eines Tages versuchte Paul, seinen Vater nach einer Photographie zu zeichnen. »Mein Sohn hat ein frappierendes Talent«, sagte der alte Bernheim – und er kaufte Skizzierbücher, Farbenstifte, Leinewände, Pinsel und Öl, nahm einen Zeichenlehrer auf und begann, einen Teil des Dachbodens in ein Atelier umzubauen.

Zweimal in der Woche, am Vorabend, von fünf bis sieben, übte Paul mit seiner Schwester auf dem Klavier. Man hörte sie vierhändig spielen – immer wieder Tschaikowsky –, wenn man am Haus vorbeiging. Manchmal sagte ihm einer am nächsten Tag: »Ich habe dich gestern vierhändig spielen gehört!« »Ja, mit meiner Schwester! Sie spielt noch viel besser als ich.« Und alle ärgerten sich über das kleine Wörtchen »noch«.

Die Eltern nahmen ihn in Konzerte mit. Er summte dann Melodien, nannte Werke, Komponisten, Konzertsäle und die Dirigenten, die er nachzuahmen liebte. In den Sommerferien fuhr er in die weite Welt – damit er »nichts verlerne«, mit einem Hofmeister. Er fuhr in Berge, über Meere, an wildfremde Küsten, kam schweigsam und stolz zurück und begnügte sich mit hochmütigen Andeutungen, als setzte er die Kenntnis der Welt bei allen anderen voraus. Er hatte Erfahrungen. Alles, was er las und hörte, hatte er schon gesehen. Nützliche Assoziationen schuf sein flinkes Gehirn. Aus »seiner Bibliothek« bezog er überflüssige Details, mit denen er blendete. Sein Zettel mit »Privatlektüre« war der ausführlichste. Seine Lässigkeit wurde ihm »nachgesehen«. Sie warf keinen Schatten auf sein »sittliches Betragen«. Es wurde angenommen, daß ein Haus wie das Bernheimsche eine genügende Gewähr für gute Sitte böte. Widerspenstige Lehrer zähmte der Vater Pauls durch Einladungen zu einem »bescheidenen Abendessen«. Eingeschüchtert durch den Anblick des Parketts, der Bilder, des Dienstpersonals und der hübschen Tochter kehrten sie zurück in ihre kargen Behausungen.

Die Mädchen konnten Paul Bernheim keineswegs einschüchtern. Er wurde mit der Zeit ein flotter Tänzer, ein angenehmer Plauderer, ein wohldressierter Sportsmann. Im Laufe der Monate und Jahre wechselten seine Neigungen und seine Talente. Ein halbes Jahr galt seine Leidenschaft der Musik, einen Monat dem Fechten, ein Jahr dem Zeich-

nen, ein Jahr der Literatur und schließlich der jungen Frau eines Bezirksrichters, deren Bedarf an Jünglingen in dieser nur mittelgroßen Stadt kaum gedeckt werden konnte. In der Liebe zu ihr vereinigte er alle seine Talente und Leidenschaften. Für sie malte er Landschaften und weiße Kühe, für sie focht er, komponierte er, dichtete er Lieder über die Natur. Schließlich wandte sie sich einem Fähnrich zu, und Paul versenkte sich, um »sie zu vergessen«, in die Kunstgeschichte. Ihr beschloß er nun sein Leben zu widmen. Er konnte bald keinen Menschen sehn, keine Straße, kein Stückchen Feld, ohne einen berühmten Maler und ein bekanntes Bild zu zitieren. In der Unfähigkeit, etwas unmittelbar aufzunehmen und einfach zu bezeichnen, übertraf er schon in jungen Jahren alle Kunsthistoriker von Rang.
Aber auch diese Leidenschaft erlosch. Sie machte einem gesellschaftlichen Ehrgeiz Platz. Sie hatte vielleicht nur zu diesem übergeleitet. Sie war die Hilfswissenschaft einer gesellschaftlichen Karriere. Einen gewissen selig naiven, charmanten und fragenden Augenaufschlag mochte Paul Bernheim ganz bestimmten Heiligenbildern abgeschaut haben. Es war ein Blick, der halb den Menschen traf und ein wenig den Himmel streifte. Die Augen Pauls schienen das Licht des Himmels durch ihre langen Wimpern zu filtrieren.
Mit derlei Reizen ausgestattet, mit einem an der Kunst und ihren Kommentaren geschulten Geschmack stürzte er sich in das gesellige Leben der Stadt, das in der Hauptsache aus den Bemühungen der Mütter bestand, ihre heranwachsenden Töchter zu verheiraten. In allen Häusern, in denen Mädchen lebten, war Paul gerne gesehen. Er konnte jeden Ton anstimmen, der gerade verlangt wurde. Er glich einem Musikanten, der alle Instrumente des Orchesters beherrscht und der es versteht, mit Anmut falsch zu spielen. Eine Stunde lang konnte er gescheite (erdachte und erlesene) Dinge sagen. Eine Stunde später zeigte er einen warmen, lächelnden Plaudereifer, trug er zum zehntenmal eine platte Anekdote vor, stattete sie immer wieder mit einem neuen Zug aus, liebkoste er mit der Zunge einen banalen Aphorismus, hielt ihn noch eine Weile zwischen den Zähnen, schmeckte ihn mit den Lippen nach, brachte er mit leichtem Gewissen Witze vor, die andern gelungen waren, machte er sich schamlos lustig über abwesende Altersgenossen. Und die Mädchen kicherten, ein nacktes Kichern, sie entblößten nur ihre Zähne, aber es war, als enthüllten sie ihre jungen Brüste, sie schlugen nur die Hände zusammen, aber es war, als spreizten

sie die Beine, sie zeigten ihm Bücher, Bilder und Notenhefte, aber es war, als schlügen sie ihre Betten auf, sie richteten sich das Haar, aber es war, als lösten sie es. Um jene Zeit fing Paul an, ins Bordell zu gehn, zweimal in der Woche, mit der Regelmäßigkeit eines alternden Beamten, um dann von der Köstlichkeit erfundener Mädchenkörper zu erzählen, die er natürlich mit berühmten Bildern verglich. Er berichtete Geheimnisse von der und jener Haustochter und beschrieb Brüste, die er gesehen und gefühlt haben wollte.

Immer noch malte, zeichnete, komponierte und dichtete er. Als seine Schwester sich verlobte – mit einem Rittmeister übrigens, – machte er ein längeres Gelegenheitsgedicht, vertonte, spielte und sang es. Später – weil sein Schwager Interesse für Maschinen hatte – begann auch Paul, sich für die Technik zu interessieren und den Motor seines Autos – es war eines der ersten in der Stadt – eigenhändig zu zerteilen. Schließlich nahm er Reitstunden, um seinen Schwager in der Reitallee im Tannenwäldchen zu begleiten. Die Bürger der Stadt fingen an, nachsichtiger dem alten Herrn Bernheim gegenüber zu werden, weil es ihm gelungen war, der Heimat ein Genie zu schenken. Manch einer von den Feinden Bernheims, der sich lange Zeit verletzt gefühlt hatte, begann, weil in seiner Familie indessen eine heiratsfähige Tochter heranwuchs, Felix Bernheim wieder untertänig zu grüßen.

Um jene Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß Herrn Bernheim eine große Auszeichnung bevorstehe. Einige sprachen von einer Erhebung in den Adelsstand. Es war lehrreich, zu beobachten, wie diese Aussicht auf den Adel Bernheims die Gehässigkeit seiner Gegner beruhigte. Der zukünftige Adel Bernheims erschien als eine ausreichende Erklärung für den Hochmut des Bürgerlichen. Man kannte nunmehr die wissenschaftliche Grundlage seines Stolzes und fand ihn also berechtigt. Denn nach der Meinung der Stadt war die Arroganz die Zierde des Adligen, des Geadelten und sogar noch desjenigen, der bald geadelt werden sollte.

Es ist unbekannt, welche wirklichen Grundlagen jenes Gerücht hatte. Vielleicht wäre Herr Bernheim nur ein Geheimer Kommerzienrat geworden. Aber da ereignete sich etwas Unerwartetes, Unwahrscheinliches. Eine Geschichte, die so banal ist, daß man sich schämen würde, sie zum Beispiel in einem Roman zu erzählen.

Eines Tages kam ein Wanderzirkus in die Stadt. Während der zehnten oder elften Vorstellung geschah ein Unfall: Eine junge Akrobatin fiel

vom Trapez, gerade in die Loge, in der Herr Felix Bernheim saß – allein (denn seine Familie hielt Zirkusvorstellungen für vulgäre Spektakel). Man erzählte später, Herr Bernheim hätte die Künstlerin »geistesgegenwärtig« in den Armen aufgefangen. Aber das ist nicht genau festzustellen – ebensowenig, wie jenes Gerücht noch zu kontrollieren ist, das wissen will, er hätte sich seit der ersten Vorstellung für das Mädchen interessiert und ihr Blumen geschickt. Sicher ist, daß er sie ins Krankenhaus brachte, sie besuchte und sie nicht mehr mit dem Zirkus abreisen ließ. Er mietete ihr eine Wohnung und hatte den Mut, sich in sie zu verlieben. Er, der Stolz des Bürgertums, der Anwärter auf den Adelsstand, der Schwiegervater eines Rittmeisters, verliebte sich in eine Akrobatin. Frau Bernheim erklärte ihrem Mann: »Du kannst deine Mätresse ins Haus nehmen, ich fahre zu meiner Schwester.« Sie fuhr zu ihrer Schwester. Der Rittmeister ließ sich in eine andere Garnison versetzen. Das Haus der Bernheims war nur noch von den zwei Söhnen und den Dienstboten bewohnt. Die gelben Gardinen hingen monatelang vor den Fenstern. Der alte Bernheim allerdings veränderte sein Gehaben nicht. Er blieb hochmütig, er trotzte aller Welt, er liebte ein Mädchen. Von seiner Auszeichnung war keine Rede mehr.

Es war vielleicht die einzige mutige Tat, die Felix Bernheim in seinem Leben gewagt hatte. Später, als sein Sohn Paul eine ähnliche hätte wagen können, dachte ich an die des Vaters, und es wurde mir wieder einmal an einem Beispiel klar, wie die Tapferkeit sich im Ablauf der Geschlechter erschöpft und um wieviel schwächer die Söhne sind, als die Väter waren.

Das fremde Mädchen lebte nur ein paar Monate in der Stadt. Als wäre sie nur zu dem Zweck vom Himmel gefallen, um Felix Bernheim noch in den letzten Jahren seines Lebens zu einer mutigen Handlung zu verführen, ihm noch einen flüchtigen Schimmer Schönheit zu schenken und seine echte Erhebung in den natürlichen Adelsstand zu vollziehen. Eines Tages verschwand das Mädchen. Vielleicht – wenn man einen romanhaften Abschluß dieser romanhaften Geschichte will – kam der Zirkus wieder in die Gegend, und das Mädchen sehnte sich schon nach ihrem Trapez. Denn auch die Akrobatik kann eine Berufung sein.

Frau Bernheim kehrte zurück. Das Haus belebte sich mäßig. Paul, den das Abenteuer seines Vaters traurig gemacht hatte, weil die erwartete Auszeichnung ausgeblieben war und weil der Rittmeister verschwand,

erholte sich später schnell und fand sogar eine Freude an der Tatsache, daß »sein Alter doch ein Kerl« sei.
Im übrigen bereitete er seine Abreise vor.
Bald durfte er ein neues Leben beginnen.

II

Er bestand – wie vorauszusehen war – das Abitur mit Auszeichnung. Von nun an trug er ein paar neue Anzüge. Die alten Schülerkleider schienen ihm ungesund, wie Gewänder, die man während einer langen, epidemischen Krankheit getragen hat. Die neuen Anzüge waren lokker, hell, von unbestimmter Färbung, weich und haarig, leicht und warm. Die Stoffe kamen aus England, dem Land, in das Paul Bernheim gehen wollte.
Keiner von all den jungen Leuten ging nach England. Ein einziger, der die zage Absicht äußerte, in Paris »perfekt Französisch« zu erlernen, erschien den andern verdächtig. Aber der alte Bernheim hatte einmal in einer Gesellschaft gesagt: »Meinen Sohn schicke ich in die Welt, sobald er das Abitur hat!« Und die Welt war für einen gewissen Kreis von gehobenen Bürgern England.
Diese Herren ließen schon seit einigen Jahren ihre Anzüge aus England kommen, waren Mitglieder von Flottenvereinen, rühmten die britische Politik und die britische Verfassung, trafen König Eduard den Siebenten oft und wie von ungefähr auf der Marienbader Promenade, machten Geschäfte mit Engländern, tranken Whisky und Grogs, obwohl ihnen Pilsner Bier schmeckte, schlossen sich in Klubs zusammen, obwohl sie sich lieber im Kaffeehaus getroffen hätten, simulierten Schweigsamkeit, obgleich sie beredt von Natur waren, wurden Sammler von verschiedenen nutzlosen Gegenständen, weil sie sich einbildeten, ein wohlgeborener Mann müsse einen »Spleen« haben, trieben Gymnastik in den Morgenstunden, verbrachten den Sommer an den Küsten und auf den Meeren, um eine salzluft- und windgerötete Haut zu bekommen, und erzählten Wunder vom Londoner Nebel, der Londoner Börse, den Londoner Polizisten. Manche gingen so weit, »well« statt ja zu sagen und englische Zeitungen zu abonnieren, die viel zu spät kamen, als daß man aus ihnen noch Neuigkeiten hätte erfahren können. Aber die Abonnenten nahmen Ereignisse, die sie noch nicht

auf englisch gelesen hatten, vorläufig nicht zur Kenntnis. »Warten wir ab!« sagten sie, wenn etwas geschah, »morgen kommt die Zeitung.« Ihre Kinder lernten Englisch wie Deutsch sprechen. Und eine Zeitlang sah es aus, als wüchse eine kleine angelsächsische Nation mitten in der Stadt heran, um sich gelegentlich freiwillig dem britischen Imperium einverleiben zu lassen. Man mußte in dieser Stadt, die einen durchaus kontinentalen Charakter hatte, in der niemals die Spur von einem Nebel zu ahnen war, so essen, trinken, gekleidet sein wie an den meerumrauschten Küsten von England.

Sobald Paul seine englischen Anzüge ein paar Wochen getragen hatte, erklärte er, einige Jahre in England bleiben zu wollen. Und wahrscheinlich in der Angst, man könnte den Wert eines Studiums und eines Lebens in England leicht unterschätzen, erzählte er: »Die Bedingungen, in ein englisches College zu kommen, sind gar nicht so leicht, wie man sich einbildet. Ein Ausländer muß überhaupt von zwei repräsentativen Engländern empfohlen werden, sonst kommt er im Leben nicht hinein! Und vor allem muß man sich tadellos benehmen können, was bei uns ja leider so selten ist! Ich gehe nach Oxford! Nächste Woche übe ich mich noch im Schwimmen.«

Es klang, als hätte er die Absicht, das College schwimmend zu erreichen.

Da nach der Vorstellung, die er sich von den Engländern machte, mit Kunstgeschichte bei ihnen wenig auszurichten war und sie eine sozusagen praktische Veranlagung hatten, beschloß er, Staatswissenschaften zu studieren, Geschichte und Jurisprudenz. Von den Bildern und Malern war keine Rede mehr. Ehe man es sich versah, standen alle wissenschaftlichen Werke, die er brauchte, in seiner Bibliothek. Aus den Prospekten wußte er bereits, wie es in Oxford zugeht. Er erzählte Geschichten aus Oxford, als wäre er von dort hergekommen und nicht erst im Begriff, eben hinzugehen. Merkwürdiger aber noch als die Tatsache, daß er von den Colleges mit der Autorität eines langjährigen Kenners sprach, war das Interesse und die Gläubigkeit der Leute, die ihn fragten. Und nicht nur er, sondern auch sein Vater erzählte von Oxforder Studien, und alle Mitglieder des Klubs, dem der alte Bernheim angehörte, zitierten zu Hause den Stundenplan von Oxford. Und alle heiratsfähigen Mädchen erzählten einander: »Paul geht nach Oxford!« Sie sagten Paul, ebenso wie ihn eine ganze Schicht des Bürgertums nannte. Er war ihr Liebling. Es ist das Schicksal der liebenswür-

digen Männer, von fremden Menschen beim Vornamen gerufen zu werden.
Paul fuhr nach Oxford, an einem schönen Junitag, von einigen jungen Damen zur Bahn begleitet. Seine Eltern hatten schon eine Woche früher die Stadt verlassen, waren in die Sommerferien gefahren, weil Pauls Mutter erklärt hatte: »Ich will nicht zurückbleiben, wenn Paul für so lange Zeit von uns wegfährt! Wenn ich unterwegs bin, fällt es mir leichter.« Paul trug einen seiner Anzüge von unbestimmter Färbung, hielt eine kurze Pfeife im linken Mundwinkel und stand, eine Figur aus einer Modezeitschrift, am Kupeefenster. Während der Zug aus der Halle rollte, warf er mit bewundernswerter Geschicklichkeit den drei schönsten Mädchen je eine Rose zu. Nur eine einzige fiel zu Boden, das Mädchen bückte sich, und als es wieder aufblickte, war Paul bereits außer ihrer Sichtweite. Er war endgültig fort, und die Stadt schien es an diesem stillen Sommerabend zu fühlen. Sie war traurig.
In gewissen Abständen kam an den und jenen ein Brief von Paul Bernheim. Es waren Musterbriefe. Gentleman-Briefe. Auf dreifach gefaltetem Papier, das an pergamentene Urkunden erinnerte und an dessen linkem oberem Rand in erhabenen Buchstaben Pauls Monogramm in dunkelbläulicher Tönung glänzte, marschierten die breiten Antiqualettern, ein wenig verwöhnt, ein wenig gespreizt, in großen Abständen und mit breiten Rändern. Der Absender nannte sich nie auf dem Umschlag. Ungefähr in der Mitte der Kuverts erhob sich in dunkelbläulichem Siegellack das Monogramm, ein P, das im Bauch des B kunstvoll eingelagert war wie eine Frucht im Mutterleib. In diesen Briefen herrschte meist ein sehr allgemeiner konventioneller Ton. Fachausdrücke aus dem Gebiete des Sports, erschütternd fremde Bezeichnungen für Ruder- und Segelboote wechselten mit vornehmen Familiennamen ab, und kurze, einsilbige Rufnamen der Kameraden, Bob, Tedd und Pitt, waren wie Knallerbsen in die Texte eingestreut.
Eines Tages ließ er sich in London von einem Konsulararzt in die Armee einreihen. Er bekam einige Jahre Aufschub. Selbstverständlich wurde er der Kavallerie zugeteilt.
Seine Aufnahme in den Soldatenstand teilte er folgendermaßen mit: »Also, mein Lieber, nun ist es soweit! Kavallerie, hoffe Dragoner. Altem sofort telegraphiert. Zwei Jahre Aufschub, bis dahin reite ich echtes Wildwest. Habe hier Gaul gekauft, Kentucky getauft, leckt mir das Gesicht, hat Charakter wie ein Kater. Arzt war großartig, war auch der

schönste Bursche da oben, Kunststück, die andern lauter Handelsangestellte, ein einziger Arbeiter. Armselige Rasse. Dennoch genommen. Als wäre Krieg. Dann zwei Tage London geblieben, rumgetrieben in finstersten Winkeln. Wieder mal Frauen gesehen, nach der langen Klostermoral im College. An den Katecheten gedacht, war doch ein famoser Mann. Lebt er noch? Also, mein Alter, noch ein Jahr, dann bin ich zwei Wochen zu Hause. Muß rasch hinaus, üben zur nächsten Woche. Monströs! Fechtturnier mit Ball anschließend. Habe Tanz fast ganz verlernt, muß neu ran. Du siehst, allerhand zu tun. Gut Glück und Prosit!«

Er schrieb ähnliche Briefe nach Hause. Es schien, daß er eigentlich gar nichts mitzuteilen hatte und daß seine Korrespondenz nur die unerbittliche Folge eines Stundenplans im College war, in dem das Schreiben an die Lieben daheim ebenso ein Gebot war wie das Fechten und Rudern.

»Ich möchte nur wissen«, sagte der alte Bernheim im Klub, »wann die Bengel Zeit haben zu lernen! Von der Wissenschaft schreibt er gar nichts.«

Der Fabrikant Lang, der die »besten Beziehungen« zu England hatte, ließ keinen Zweifel an der Unterrichtsmethode der Colleges zu und meinte, nicht ohne eine gelinde Indignation zu zeigen:

»Die Engländer werden schon wissen, was sie zu tun haben! Sehen Sie sich bitte die englischen Herren an, die wissen mehr als wir. Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, sehen Sie, das ist das Prinzip.«

»Mens sana in corpore sano«, riefen darauf hastig vier oder fünf Herren auf einmal, und sie riefen es so durcheinander, daß es nur einem gelang, das Zitat zu Ende zu sprechen. Der Herr Lang, dem es leid tat, daß er die klassische Weisheit nicht selbst in der Ursprache vorgebracht hatte, beeilte sich, die Karten auf den Tisch zu werfen und zum ersten Male seit Jahren wieder »Alea iacta est!« zu sagen. Somit war festgestellt, daß alle angelsächsisch orientierten Herren vollkommene Humanisten waren.

Und das Tarock begann.

Es ist vielleicht günstig, bei dieser Gelegenheit nachzutragen, daß jenes amouröse Abenteuer des alten Herrn Bernheim kaum ein paar Wochen nach dem Verschwinden der Künstlerin aus dem Gedächtnis der Menschen spurlos verweht war. Es war geradezu eine Leistung an Vergeßlichkeit, wenn man die immerhin noch beträchtliche Anzahl der

Feinde und der Neider Felix Bernheims in Betracht zieht. Beinahe hätte man daraus schließen können, daß die Menschen es nicht gerne haben, wenn selbst eine ihrer ungeliebten Autoritäten Gefahr läuft, sich zu blamieren. In der Tat hatte die Geschichte keine anderen Folgen von Dauer gehabt als die Versetzung des Schwiegersohnes und die Übersiedlung der Tochter. Frau Bernheim residierte längst wieder in ihrem rechtmäßigen Heim. Vielleicht behielt sie noch eine Bitterkeit gegen ihren Mann in ihrem Herzen. Aber sie verhielt sich »musterhaft«, wie man damals von ihr sagte, und sie verriet gar nichts. Sie hatte einen beschränkten, aber innerhalb seiner engen Grenzen sehr gut funktionierenden Verstand. Allerdings war sie oft geneigt, ihn zu überschätzen. Es kam vor, daß sie eine Meinung über einen Minister äußerte, über einen Dichter, über die Renaissance und über die Religion – – und über alles in der gleichen geringschätzenden Weise, mit der sie vom Hauspersonal zu sprechen gewohnt war. Es kam vor, daß sie mit verwöhnter Stimme eine Torheit sagte, die man gewiß sympathisch und sogar charmant gefunden hätte, wenn sie dreißig Jahre jünger gewesen wäre. Ja, es schien, daß ihr hübscher, kräftiger Mund einmal so lange alle Welt mit Dummheiten entzückt hatte, daß seine Besitzerin allmählich den Glauben gewann, es wäre charmant, sich in alles zu mischen, was sie nicht kannte. Sie vergaß, daß sie eine alte Frau geworden war. Sie vergaß es so sehr, daß immer noch, trotz ihrer ergrauenden Haare, die sie sachte nachzufärben begann, in den Augenblicken, in denen sie einen törichten Satz aufsagte, ein alter mädchenhafter Glanz in ihre schlaff gewordenen Züge kam, wie durch ihre Vergeßlichkeit heraufbeschworen, und daß man für die Dauer einer Sekunde den lieben Schatten ihrer Jugend über ihr Angesicht wehen sah. Aber der Schatten verschwand sehr schnell, und der Klang der Dummheit schwebte lange im Zimmer. Die Bestürzung der Zuhörer dauerte und wuchs noch, sobald Herr Bernheim den vergeblichen Versuch machte, die Situation durch einen geschmacklosen Witz zu retten. Seit wie vielen Jahren geriet er immer wieder in die gleiche Verlegenheit! Er allein unter allen Anwesenden wußte, wie erschreckend der Unterschied zwischen dem naiven Wort war, das einmal die blühenden Lippen seiner Frau geboren hatten, und demselben naiven Wort, das jetzt den erblaßten entfuhr. Er erschrak und machte einen Witz, wie einer einen Schrei ausstößt, wenn er erschrickt. Die Frau Bernheim aber wurde bei solchen Gelegenheiten »indigniert«. Sie schmollte, wie

sie es einst in der Jugend mit soviel Erfolg getan haben mochte, und sie erschien infolgedessen um weitere zehn Jahre gealtert. Übrigens glaubte sie, ein gutes Recht auf weise Meinungen zu haben. Sie war überzeugt, daß die »Bildung« – von der sie sehr viel hielt – nicht nur ein Vorrecht der besseren Stände wäre, sondern auch ihr Erbteil und daß es genügte, einen reichen Mann zu haben und einen Sohn, der »eine Bibliothek« besaß, um über gebildete Themen sprechen zu können.

Sie war einmal hübsch gewesen, und man hatte sie verwöhnt. In ihrem breiten, sauber geschnittenen Gesicht – sie hatte das gleiche Haar und die gleiche Hautfarbe wie ihr Sohn Paul – lag eine unerschütterliche Ruhe, die kalte, unzugängliche Ruhe, die an ein geschlossenes Tor erinnerte, nicht etwa an die freie eines einsamen Landes. Ihr Gesicht kannte keine Sorgenfalte, schien schon die Falten des Alters als eine Beleidigung und als fremde, ungebetene Gäste zu empfinden. Ihre blanken, grauen, koketten Augen blickten werbend und feindselig zugleich. Man hätte ihren Blick für einen »könglichen« halten können – und dafür hielt sie ihn selbst –, wenn er nicht so deutlich verraten hätte, woran er sich übte: an Vorhängen, Kleidern, Ringen und Kolliers, sogenannten »Interieurs«, und an den Gegenständen des Haushalts. Ja, an den Gegenständen des Haushalts. Denn die Frau Bernheim hatte neben dem Ehrgeiz, »fürstlich« zu wohnen und eine »königliche Erscheinung« abzugeben, auch noch den, eine »bescheidene Frau« zu sein. Wenn sie vor Weihnachten überflüssige Stickereien an überflüssigen Decken anbrachte, um irgend jemanden zu »überraschen«, so war sie überzeugt, eines jener Opfer zu bringen, das die Tugend der Sparsamkeit bestätigt, und sie bereitete sich einen süßen, angenehmen Schmerz, der fast so wohltat wie Weinen. »Sieh her, Felix«, sagte sie, »die Frau Lang macht das sicher nicht selbst.«

»Du brauchst es ja auch nicht zu tun –«, erwiderte Felix.

»Wer soll's denn machen? Willst du ein Vermögen dafür zahlen?«

»Ich kann überhaupt darauf verzichten.«

»Ja, und wenn's nicht da wäre, würdest du ein Gesicht machen!«

»Sieh lieber die Knöpfe an meinem Winterrock nach – heute ist mir einer heruntergefallen.«

»Gib ihn her!« sagte darauf die Frau Bernheim erfreut. »Auf die Lisi ist ja doch kein Verlaß! Alles, alles muß man selbst machen!«

Und mit dem heiteren Seufzer, der die Arbeit schwerer erscheinen

läßt, sie kostbarer macht und das Gewissen der Arbeiterin beruhigt, begann Frau Bernheim, den Knopf zu befestigen.
»Paul schreibt mir«, begann sie auf einmal, »daß du ihm zu wenig schickst!«
»Ich weiß, was ich tu'!«
»Ja, aber du kennst nicht Oxford!«
»Du kennst es nicht besser.«
»So?! Mein Vetter Fritz, war er nicht an der Sorbonne?«
»Das ist ganz was anderes, und überhaupt ist das gar nichts!«
»Aber Felix, ich bitte dich, sei nicht grob!« Und Felix überlegte, ob er vielleicht grob gewesen war. Er schwieg. Schließlich hatte Frau Bernheim alles vergessen.
»So, jetzt sitzt der Knopf ewig!« sagte sie mit der Freude eines Kindes. Und man ging schlafen.
Von Theodor, dem jüngeren Sohn, war selten die Rede. Da er dem Vater ähnlicher war als der Mutter – wenigstens behauptete es Frau Bernheim bei jeder Gelegenheit –, schätzte man ihn im Hause nicht als »genial« wie seinen Bruder. Denn Frau Bernheim hielt ihren Mann für ein Glückskind. Sie traute ihm keine Kenntnisse zu und auch nicht die Fähigkeit, welche zu erwerben. Sie hatte die Geringschätzung für Geschäfte und Kaufleute, die manche Töchter gutbürgerlicher Familien in den neunziger Jahren zugleich mit ihrer Bildung mitbekamen, mit der Aussteuer, dem Klavierspiel und der Belletristik. Nach der Ansicht der Frau Bernheim rangierte etwa ein Staatsbeamter über einem Bankier, war ein Finanzmann unfähig, »Kultur« anzunehmen. Da ihr Vetter Rechtsanwalt gewesen war, blieb in ihren Augen ihre Ehe für ewige Zeiten eine Mesalliance. In jüngeren Jahren hatte sie noch hie und da daran gedacht, ihren Mann mit einem Akademiker oder einem Offizier zu betrügen, um durch einen Beischlaf mit einem gesellschaftlich Würdigeren eine Genugtuung für die Hingabe an einen gewöhnlichen Bankier zu erlangen. Wenn man hörte, wie Frau Bernheim, die natürlich ihre »Nerven« hatte, die Worte »Aber Felix!« ausrief, wie sie, wenn der Wind ein Fenster oder eine Tür zuschlug, über »dieses laute Haus« jammerte, oder wenn ihr Mann zufällig einen Stuhl umwarf, ihm »Benimm dich vorsichtiger!« sagte, so konnte man in diesen Wendungen die unermeßliche Kränkung erkennen, die das Schicksal der Frau Bernheim zugefügt hatte.
Und dennoch wußte sie oft ihrem Mann einen überraschend guten Rat

zu geben, geschäftliche Gefahren vorauszusehen, böse Absichten gewisser Personen zu wittern, ein hellsichtiges Mißtrauen gegen Dienstleute, Rechnungen, Lieferanten zu hegen, Ordnung im Haus zu halten, Sommerreisen zu organisieren und in Schaffnern, Seeoffizieren und Hotelpersonal einen Respekt zu erzeugen. Sie besaß einen animalischen Haus- und Familieninstinkt, er war die Quelle ihrer Vorsicht, ihrer Klugheit und auch ihrer Güte, die allerdings ihre Grenze an dem dichten Drahtgitter des Gartens fand.

Außerhalb des Gitters begann ihre Härte, ihre Unerbittlichkeit, ihre Blindheit und ihre Taubheit. Sie unterschied zwischen Armen, die auf irgendeine Weise einen Zutritt in ihr Haus bekamen, und den Bettlern, die sich nur in den Straßen aufhielten. Und sie verstand ihre Wohltätigkeit dermaßen zu organisieren, daß ihr Herz nur an bestimmten Stunden bestimmter Tage zu funktionieren brauchte. Dermaßen und in regelmäßigen Abständen Gutes zu tun war ihr ein Bedürfnis. Erzählte man ihr aber zum Beispiel von einem Unglück, das eine fremde Familie betroffen hatte, so galt ihr Interesse den näheren Umständen, unter denen sich jenes Unglück zugetragen hatte, ob es zum Beispiel ein Mittwoch gewesen war oder ein Donnerstag, Nacht oder Tag, die Straße oder das Zimmer. Dennoch hätte sie trotz ihrer Neugier, die Details zu erfahren, sich um keinen Preis in die Nähe des Unheils begeben. Denn sie mied Unglück und Krankheit, Friedhöfe und Kondolenzpflichten. Sie vermutete überall Ansteckungsgefahren. Wenn ihr der Mann einmal sagte: »Der Lang oder der Stauffer oder die Frau Wagram ist krank«, so erwiderte sie regelmäßig: »Geh nur nicht hin, Felix!« Jeder Fanatismus macht grausam. Auch der des Wohlergehens ...

Sie sehnte sich nach ihrem Sohn Paul. Sie las seine strammen Briefe einigemal, wußte niemals, was sie enthielten, und bemühte sich, zwischen den Zeilen zu erkennen, ob »ihr Kind« gesund war oder ob er eine Krankheit verheimlichte. Denn sie hielt ihn für einen »edlen Buben«, den Leid stumm macht. Sie schrieb ihm zweimal in der Woche – keine Antworten, auch keine Mitteilungen, sondern nur Worte, Buchstaben, die Küsse und Berührungen ersetzten und eine körperliche Beziehung herstellten. Paul überflog diese Briefe und verbrannte sie. Er war mit seiner Mutter unzufrieden. Er hätte sich eine »echte Lady« als Mutter gewünscht. Zu einer solchen dichtete er sie um, wenn er in die Lage geriet, Fremden von ihr zu erzählen. Manchmal träumte er da-

von, sie noch einmal zu erziehen. Er stellte sich vor, daß er mit ihr auf einem englischen Landsitz wohnen würde. Sie sollte weißes Haar haben, Hardy lesen und die Ehrfurcht des Adels genießen. In seinen Erzählungen nahm sie die Formen, die Umrisse, den Charakter und die Bedeutung an, die sie sich selbst beizumessen liebte. Sprach er von seinem Vater, so karikierte er ihn leicht nach den Tendenzen seiner Mutter. Aber er sprach selten von seiner Heimat und von seinem Haus, weil er die Wahrheit nicht erzählen konnte und im Lügen unsicher war. Er sollte noch mindestens anderthalb Jahre in England bleiben. Aber eines Tages erhielt er ein Telegramm, das ihn nach Hause rief.

Der alte Herr Bernheim hatte sich vor einer Woche auf eine weite Reise begeben. Er wollte sich nach Ägypten einschiffen, der Gicht wegen. Aber er starb, als er in Marseille den Dampfer betrat. Er befand sich in Gesellschaft einer jungen Dame, die er für seine Tochter ausgegeben hatte und die vielleicht – wer kann es wissen – die mittelbare Ursache seines unerwarteten Todes war. Man fand, als man seine Leiche holen kam, kein Geld mehr bei ihm. Einige wollten wissen, daß jenes junge Mädchen die Akrobatin gewesen war. Aber die Menschen sind leicht geneigt, die einfachsten Ereignisse romanhaft auszulegen. Wahrscheinlicher ist, daß die Neigung des alternden Mannes für junge Mädchen im allgemeinen groß war und seine Treue zu einem bestimmten und übrigens nicht leicht zu eruierenden eine Erfindung. Immerhin war sein Tod an Bord eines Schiffes, an der Schwelle des Meeres und im Arm eines hoffentlich hübschen Kindes freier und würdiger als der größte Teil seines Lebens oder wenigstens des bekannt gewordenen Lebens. Denn es ist möglich, daß Herr Felix Bernheim niemals eine ganz eindeutige Existenz geführt hatte. Es ist möglich, daß er wirklich, wie sein Sohn Paul sagte, ein »Kerl« gewesen war, breitspurig, gesund, glücklich und leichtsinnig.

Sein Schwiegersohn, der Rittmeister, holte den Toten ab. Paul kam zum Leichenbegängnis.

Frau Bernheim weinte am Grabe, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben. Sie stand in der Mitte ihrer Kinder. Ihre hübschen, kalten Augen waren rot, sie erinnerten an blutige, blanke Eisstückchen. Herr Bernheim wurde in einer marmornen Gruft beigesetzt. Auf der breiten, blaugeäderten Platte stehen alle seine Verdienste in einfachen, schwarzen Buchstaben verzeichnet, die würdiger sind als die Inschrift »Sans souci« über seiner Villa.

Aber der trauernde Engel, der sich über das Kreuz lehnt, ist doch ein Bruder jener kleinen Engelchen, die den First des Bernheimschen Hauses zieren.

III

Allmählich wurde Paul wieder eine kontinentalere Natur. Sie schien zu der dunklen und maßvollen Kleidung zu passen, die er während der Trauer nach seinem Vater trug. An eine Rückkehr nach England konnte er vorläufig nicht denken. Von den Geschäften verstand er wenig. Er wußte nicht, ob er in der Bank bleiben oder weiterstudieren sollte; auch nicht, was er studieren sollte. Sein Vater hatte drei verschiedene Testamente hinterlassen, aber alle drei stammten aus einer weit zurückliegenden Zeit. Man begann, Geheimnisse im Hause Bernheim und in der Bank zu vermuten – – Gerüchten war zu entnehmen, daß der Reichtum der Bernheims bedeutend geringer sei, als man angenommen hatte.
Paul äußerte nichts Bestimmtes über seine nächsten Pläne. Er sprach vom College immer noch, aber er erzählte jetzt, nachdem er es kennengelernt hatte, dasselbe wie einst, als er es nur aus den Prospekten gekannt hatte. Er saß stundenlang in dem Büro seines Vaters, sah gelangweilt in Bücher, sprach mit Sekretären und alten Beamten, unaufhörlich in der Angst, bei einer Unkenntnis ertappt zu werden und sich von den andern ausnützen zu lassen. Etwas vom Mißtrauen seiner Mutter, etwas von ihrer beschränkten Kälte wurde jetzt an Paul sichtbar. Niemals hätte er etwa vor einem älteren Beamten sein Unverständnis zugegeben. Schließlich hatte er noch die Ratschläge seiner Mutter zurückzuweisen und eines ihrer Brüder, mit denen der alte Bernheim immer im Streit gelebt hatte und die jetzt langsam auf dem Plan zu erscheinen begannen.
In dieser unangenehmen Lage befand sich Paul, als der Krieg ihm zu Hilfe kam. Seine Begeisterung galt vom ersten Augenblick an dem Vaterland, den Pferden, den Dragonern. Frau Bernheim, die überzeugt war, daß der Tod nur die armen Infanteristen treffen werde, hatte wieder einen Anlaß, auf ihren Sohn stolz zu sein. Als er zum erstenmal in der Uniform vor ihr stand – denn er rückte schon in militärischen Kleidern ein, obwohl er noch nie Soldat gewesen war –, weinte sie:

erstens vor Freude über Pauls männliche Schönheit; zweitens, weil ihr Mann ihn nicht mehr sehen konnte; drittens, weil sie der Anblick einer Uniform immer rührte. (Dies war ein Rückfall in ihre Mädchenzeit.)
Der Tradition des Dragonerregiments getreu, die sich übrigens im Laufe der Zeiten und infolge des Krieges abgeschwächt hatte, ließ sich Paul ein kleines, bürstenartiges Schnurrbärtchen stehn. Er sah aktiver aus als die anderen Einjährig-Freiwilligen. Seine Reitkunst, seine Haltung, seine Gesinnung und seine Uniform hätten in einem Fremden den Eindruck erwecken können, daß Paul Bernheim aus einer alten kavalleristischen Familie stammte. Seinen bürgerlichen Stand machte er unter soviel Adel durch seine Haltung wett. Und seinen Namen unterschrieb er von nun an so undeutlich, daß es »von Bernheim« wie »Bernheim« heißen konnte.
Trotzdem mußte er infolge einer Verfügung, die ihn ebenso erschreckte wie andere die Einberufung, die Kavallerie verlassen. Der Staat verlor dank seiner Vorurteile einen ausgezeichneten Offizier, einen Helden vielleicht. Denn es ist kein Zweifel, daß in Paul Bernheim die Eitelkeit die Quelle des patriotischen Heroismus gewesen wäre. Jener Verfügung zufolge aber mußte er Verpflegungsoffizier werden.
Wie viele hätten gerne mit ihm getauscht! Er aber wurde fast in der Stunde, in der er die Dragoner verließ, ein erbitterter Kriegsgegner. Ein anderer Weg zur Bedeutung schien sich ihm zu öffnen. Er begann, mit Pazifisten zu verkehren, in kleinen, verbotenen und rebellierenden Blättern zu schreiben, in geheimen Versammlungen der Kriegsgegner zu sprechen. Und obwohl er weder ein begabter Journalist noch ein Redner war, erregte er in der Gesellschaft der kleinen Leute, der einfachen Soldaten, der Deserteure, der Revolutionäre ein gewisses Aufsehn dank seinem Offiziersgrad, seiner gutbürgerlichen Erscheinung, der sichtbaren Abkunft aus einem guten Hause. Der Glanz seiner Abzeichen, der Klang seiner Sporen – denn auch als Verpflegungsoffizier gehörte er zu den Berittenen –, die olivenfarbene Zartheit seines Teints, die weichen Bewegungen seiner Arme und Hüften faszinierten die Menschen; und da er die Portion Heroismus, die er dem Vaterland zugedacht hatte, den Kriegsgegnern schenkte, gehörte ihm die Dankbarkeit der Verfolgten. Sie wurden stolz auf ihn – – und dieser Stolz kam aus denselben Quellen, denen sonst ihr Haß gegen die andern Angehörigen der führenden Gesellschaftsklasse entsprang. Alle Über-

läufer werden überschätzt. Diesem Gesetz hatte Paul Bernheim seine Bedeutung in revolutionären Kreisen zu verdanken.
Es war lehrreich zu beobachten, wie Pauls rebellische Gesinnung keineswegs den Glanz seiner äußeren Erscheinung zu vermindern imstande war. Klirrend und schimmernd ging er dahin. Die Koketterie des Heroismus machte er sich zu eigen wie die rebellische Gesinnung. Mehrere Plaketten an der Mütze, Schnüre an einer engen Litewka, einen kurzen Dolch statt eines Seitengewehrs an einem knarrenden, roten Ledergehänge, weiche, gelbe Stiefel und Reithosen von einer ungewöhnlichen Breite: so ging er dahin, ein Gott der Verpflegungsbranche. Sein Dienst bestand im Einkauf und in der Requisition von Vieh und Getreide und vollzog sich im Hinterland, in der Etappe und in besetzten Gebieten. Er fuhr durch Städte und Länder, aß und schlief bei Gutsbesitzern, die sich von ihrer Vaterlandsliebe nicht abhalten ließen, um eine Zubilligung übertriebener Preise bei Paul zu werben und um die Milderung der Requisitionen. Auf ihn übten die Freundlichkeiten seiner Opfer keine Wirkung. Der Staat hatte einen Helden verloren und einen unbestechlichen Verpflegungsoffizier gewonnen. Denn Paul requirierte und drückte die Preise mit dem Ressentiment eines Revolutionärs, seine Gesinnung unterstützte seine dienstliche Aufgabe, und die Furcht, mit der ihm seine Opfer begegneten, schmeichelte ihm ebensosehr wie die Schätzung, deren er sich bei den Kriegsgegnern erfreute. Im übrigen schätzte man auch seine dienstliche Gewissenhaftigkeit. Sie behütete ihn vor jedem Verdacht. Und also gelang ihm wie wenigen die Vereinigung militärischer Tugenden mit einer antimilitaristischen Gesinnung. Ebenso wie er einmal imstande gewesen war, vernünftige Bücher zu lesen, kluge Gespräche zu führen und dann in der Gesellschaft der Mädchen billige Torheiten zu sagen, so konnte er jetzt in Offizierskasinos und auf »Landsitzen« plaudern, Operettenschlager auf dem Klavier spielen und sich dem Tanz hingeben und gleichzeitig seinen nächsten Artikel zurechtlegen, über die Möglichkeiten einer Demonstration nachdenken, seine Rede vorbereiten. Verworren sind in den Herzen und Hirnen der Menschen Überzeugung und Leidenschaften, und es gibt keine psychologische Konsequenz.
Eines Tages lernte Paul den Gutsverwalter Nikita Bezborodko kennen, ein paar Meilen südlich von Kiew. Bezborodko rühmte sich, einer alten Kosakenfamilie zu entstammen. Stark, unerschrocken, schlau

und verwegen, hatte Nikita schon mehrere Requisitionen abgewehrt, Einkäufer der Armee um ansehnliche Summen betrogen, Befehle sabotiert, Lieferungen falsch ausgeführt, statt der assentierten gesunden Pferde kranke und erblindete der Armee zugeführt.

Zum erstenmal stieß er bei Paul Bernheim auf einen Widerstand. Paul erstattete gegen den Kosaken die Anzeige. Aber es kam zu keiner Verhandlung. Einmal begegneten Paul und der Ukrainer einander auf dem Bahnhof in Shmerinka.

»Guten Tag, Herr Leutnant!« sagte der Kosak.

»Sie sind nicht eingesperrt?«

»Wie Sie sehen, Herr Leutnant! Ich habe meine Beziehungen.«

Sie tranken ein paar Gläschen. Sie saßen in einer improvisierten Schenke, einer dunklen und kahlen Holzbaracke, durch deren winzige, offene Fensterluken der Wind strich und die Vögel flogen. Auf einmal sagte der Kosak:

»Ich habe hier ein paar Flugzettel für Sie, Herr Leutnant!« »Ich lasse Sie verhaften«, erwiderte Bernheim und erhob sich. Der Kosak stand an der Tür, die er überwachte, ein breites Lächeln im Angesicht, in der Rechten ein Messer. »Hände hoch!« rief er, das Lachen in der Stimme. Bernheim wußte nicht, ob der Ukrainer ein Spitzel war und im Dienst der militärischen Geheimpolizei stand, ob er ein Revolutionär war, ob er die Flugzettel nur durch einen Zufall bekommen hatte, ob er in der Besoffenheit sprach. Es wurde Abend, der Wind heulte, Paul Bernheim beschloß auf jeden Fall, die Flugzettel zu verlangen. Er konnte später immerhin sagen, daß er eine List angewandt hatte.

Der Kosak warf ihm mit der linken Hand ein Bündel zu, immer noch an der Tür, das Messer gezückt in der Rechten. In der Dämmerung schien er größer zu werden. Ein silbriger Glanz ging von seinem sandgelben Mantel aus, seiner hellgrauen Pelzmütze, seinen gelben Stiefeln aus rohem Leder, seinen grauen Augen. Er erreichte die Decke der Baracke. Bernheim fühlte sich in dem Maß kleiner werden, in dem er sich einbildete, den anderen wachsen zu sehn. Eine Furcht, aufgestiegen aus längst vergessenen Kinderjahren, Erinnerung an Gespensterträume, an schaurige Phantasien in dunklen Zimmern, griff mit hunderttausend Armen nach dem erwachsenen Mann. Der Schnaps, den er sonst ohne Schaden zu trinken verstand, verwirrte ihn heute, weil er einen halben Tag nichts gegessen hatte. Weshalb bin ich nur mit dem Kerl hierhergegangen. Es war der einzige klare und ganze Satz, den er

denken konnte. Sonst huschten nur halbe Sätze durch sein Hirn, und der Ausdruck »letzte Stunde« kehrte immer wieder, wie ein Schmerz, der für Augenblicke verschwindet, den man aber erwartet und den man begrüßt, weil die Qual des Wartens stärker ist als er.
Plötzlich fiel Bernheim noch ein Wort ein. Ein Wort, dessen Torheit Pauls Entschluß in einer anderen Stunde nicht hätte bestimmen können. Eines jener leeren Worte, die als Bruchstücke traditioneller Leitsätze, pädagogischer Formeln, vorgeschriebener Lesebücher, für Kinder bearbeiteter Heldensagen sich für ein ganzes Leben in unseren Gehirnen einnisten, wie Fledermäuse reglos bleiben, solange wir wach sind, und nur die erste Dämmernis unseres Bewußtseins abwarten, um wieder in uns herumkreisen zu dürfen. Ein solches Wort fiel Bernheim ein, es hieß: schmähliches Ende. Eine Vorstellung, die, so kindisch sie sein mag, auch einen klügeren Mann veranlassen kann, das, was man Männlichkeit nennt, zu mobilisieren. In Paul Bernheim lebten noch Vorstellungen, die er sich als Kriegsgegner und Rebell nicht eingestehen wollte – Vorstellungen von einem »würdigen Tod« zum Beispiel –, denn auch ein kurzer Dienst bei den Dragonern bleibt nie ohne jede Wirkung. Kaum hatte sein getrübtes Hirn jenes Wort geboren, als er das Dümmste tat, was er in seiner Lage hätte tun können: Er griff nach seinem Revolver wie ein Held. Im Nu steckte das Messer Bezborodkos in seinem rechten Arm. Paul konnte noch sehen, wie sich die Tür der Baracke sehr schnell öffnete und wie das letzte, grünliche Licht des dämmernden Himmels in den nun völlig finsteren Raum einbrach. Dann fiel die hölzerne Tür wieder zu – Paul Bernheim hörte das Geräusch –, und wieder war es finster. Bezborodko war fort.
Paul versuchte nicht mehr, das Messer aus seinem Arm zu ziehen. Die Dunkelheit des Raumes, die ihn umhüllte, schien in seinem Innern eine andere, noch dichtere Dunkelheit zu erzeugen, die gleichsam aus dem Sehnerv ins Auge drang, ebenso wie die äußere Finsternis durch die Netzhaut. Finsternis innen und außen. Er wußte nicht, ob er die Augen noch offenhielt oder schon geschlossen hatte. In seinem Arm schien der Schmerz zu klingen, als gäbe das Blut, das an den Stahl schlug, einen metallenen Laut.
Er erwachte ein paar Stunden später, mit verbundenem Arm, auf einem Sofa, im Zimmer des jüdischen Schankwirts, um sofort wieder einzuschlafen.
Ein paar Tage später verließ er Shmerinka. Die Flugzettel waren ver-

schwunden. Das Ganze erschien ihm jetzt unwirklich, ein Traum, und er begann, fast zu zweifeln, ob er die Wunde wirklich von Bezborodko empfangen hatte. Auch dieser blieb verschwunden.
Immerhin hatte dieses Ereignis ihn aus der Sicherheit gebracht, in der er gelebt hatte. Der Krieg dauerte nun schon das dritte Jahr. Wer kann sagen, ob es Furcht war oder Gewissen, was Paul Bernheim jetzt veranlaßte, seinen angenehmen Dienst aufzugeben und sich freiwillig an die Front zu melden? Es war, als hätte ihm der Tod, wie er so am Abend in der Baracke an ihm vorbeigegangen war, eine Ahnung von seiner roten und schwarzen und schrecklichen Süßigkeit geschenkt und in Paul die Sehnsucht nach ihr geweckt. Er kümmerte sich nicht mehr um seine Freunde, ihre Zeitungen, ihre Reden. Er desertierte aus ihrem Lager, wie er einst zu ihnen desertiert war.
So vielfältig und unbegreiflich ist der Mensch.

IV

Also ging Paul Bernheim an die Front.
An einem trüben und kühlen Novembertag – der Regen, der vom Himmel kam, vermischte sich mit dem Nebel, der von der Erde emporstieg – fuhr Bernheim als Einzelreisender ins Feld.
Er war nunmehr Leutnant im x-ten Infanterieregiment, das seit einigen Wochen seine Stellungen am südlichen Teil der Ostfront bezogen hatte. »Hast du Glück«, hatten ihm die Kameraden im Kader gesagt, »gerade jetzt gehen wir an die ruhigste aller Fronten. Vor einigen Tagen hättest du uns noch in den Alpen suchen müssen, in der Hölle!«
Paul hätte es vorgezogen, sein Regiment in den Alpen aufzusuchen, wo der Tod heimischer war als im Osten. Es störte seine Entschiedenheit, mit der er sich zur Infanterie gemeldet hatte und mit der er sein bisheriges Leben endgültig von dem kommenden abzugrenzen entschlossen war, daß die Ostfront eine »idyllische« genannt wurde. In dem Stadium, in dem er sich jetzt befand, wünschte er sich die stärksten Erlebnisse, die größten Gefahren, die härteste Unbill. Es galt, wie er sich sagte, den glücklichen und seltenen Zustand seiner Entschlossenheit so gründlich auszunützen, daß er schließlich ein dauernder werde. Er fürchtete, dieser Zustand würde vorübergehen, ohne den erhofften Gewinn gebracht zu haben. Es war schließlich die alte Ver-

anlagung Pauls, die ihn zur Kunstgeschichte, nach England, zur Kavallerie und zum Pazifismus gebracht hatte. So wie er einmal ein vollkommener Angelsachse hatte werden wollen, so versuchte er jetzt, ein vollkommener Infanterist zu werden.

Aber von diesen geheimen Trieben wußte er selbst wenig. Über ihnen lag, dicht und schwer wie dieser Novembertag, eine trübe, neblige Gleichgültigkeit. Er saß schon seit Stunden allein in dem kalten Abteil zweiter Klasse. Der andere Passagier, der es zwei Stunden lang mit ihm geteilt hatte, war längst ausgestiegen. Obwohl der Abend noch nicht gekommen war, blinzelte schon in das Halbgrau des Nachmittags die fettige Lampe, gelb und ölig erinnerte sie Paul an Lichter auf Gräbern zu Allerseelen. Manchmal wischte er mit dem Ärmel über das angelaufene Glas der Fensterscheibe, um sich zu überzeugen, daß sich der Zug wirklich bewegte. Dann sah er den grauen Vorhang des Novemberregens über diesem Hinterland, das schon in die Etappe überzugehen begann, und hinter dem Vorhang kleine Dörfer, verlassene und zerstreute Gehöfte, Frauen mit den Rockschößen über den Köpfen, schwarze Juden in langen Gewändern, gelbe Stoppelfelder und gelbe, gewundene Straßen, deren schwarzer Schlamm durch den Regen schimmerte, aufrechte und geknickte Telegraphenstangen, Feldküchen, verloren und halbversunken im Kot, marschierende Trainsoldaten, dunkelbraune Baracken, Schienen und kleine Stationen, an deren jeder der Zug halten mußte. Er hielt übrigens oft auch zwischen den Stationen. Es war, als hätte der Zug selbst Bedenken vor dem Feld, dem er sich näherte, und als benutzte er jede Gelegenheit, um stehenzubleiben und auf den Waffenstillstand zu warten.

So absurd dieser Gedanke war und so merkwürdig die Furcht Pauls, er könnte zu spät in den Krieg kommen, so huschte doch die Vorstellung hin und wieder durch sein Hirn, die Vorstellung, daß sie jetzt draußen dabei waren, Frieden zu schließen, und daß er sich in der fürchterlichen Lage befinden würde, so, wie er war, unverändert und mit der Erinnerung an sein letztes, beschämendes Erlebnis mit dem Kosaken behaftet, in das friedliche Leben zurückzukehren. Seinen momentanen Bedürfnissen entsprach ein Krieg, der noch mindestens fünf Jahre dauern sollte. So ratlos sah er sich dem Frieden entgegentreten, seinem Haus, seiner Mutter, der Bank, dem Dienstpersonal und den Beamten. Wenn er sich erinnerte, daß er noch vor gar nicht langer Zeit flammende Proteste gegen den Krieg geschrieben und geredet hatte, so ver-

stand er die vergangenen Monate und Jahre nicht mehr. Sie lagen unbegreiflich hinter dem schrecklichen Erlebnis mit Nikita, hinter diesem rätselhaften Erlebnis. Ein Mann hatte ihn bedroht, verwundet, besiegt und war verschwunden. Nichts weiter. Ja, aber dieser Mann weiß vielleicht mehr von mir, alles von mir, mehr als ich selbst. Er hält mein Leben in der Hand, er kann mich vernichten – und ich sehe ihn nicht, er ist für immer verschwunden. Mein Leben aber – so tröstete er sich – halte ich jetzt selbst in der Hand, solange ich an der Front bin. Ich kann jeden Augenblick sterben. Übrigens, wenn der Ukrainer etwas weiß, ich leugne alles. Ich werde tapfer sein, man wird mir glauben. Vielleicht hat der und jener meiner früheren Freunde und Genossen mich verraten. Ich leugne. Man hat keine Beweise. Nicht einmal Artikel mit meiner Handschrift, denn ich habe sie auf der Maschine schreiben lassen, unter einem fremden Namen. Und schließlich ist es auch gleichgültig.
Es beruhigte ihn, sooft der Zug stehenblieb, die hartnäckige, eintönige Melodie des Regens zu hören, der mit der gleichen Ausdauer und der gleichen sanften Eindringlichkeit über Hunderte von Meilen ausgebreitet war und der die Entfernungen aufzuheben schien, die Verschiedenheit der Gebiete und der Landschaften. Die Welt bestand nicht mehr aus Bergen, Tälern und Städten, sondern nur noch aus November. Und in dieser bleiernen Gleichgültigkeit gingen Pauls Kümmernisse zeitweilig unter. Er fühlte sich eins mit irgendeinem der wehrlosen Gegenstände auf den Feldern, die dem Regen preisgegeben waren, den kleinsten, geringfügigsten, leblosen Wesen, einem Strohhalm zum Beispiel, der ohne Willen dalag und sein Ende erwartete, in voller Glückseligkeit eigentlich, insofern er Glück zu empfinden imstande gewesen wäre. Ein Bach konnte ihn mitnehmen und davontragen, ein Stiefel ihn zertreten.
Also empfand Paul zum erstenmal den Krieg, und wie die Millionen eingerückter Männer fühlte er den erhabenen Gleichmut derer, die sich blind einem blinden Schicksal unterwerfen. Ich werde wahrscheinlich untergehen, dachte er mit einem süßen Trost. Und als der Abend weiter vorrückte und hinter den Scheiben die schwarze Wand der Finsternis sich erhob, im Innern des Wagens das trübe Licht stärker wurde, kam er sich für lange Sekunden wie ein Toter vor, ein Toter in einer beleuchteten Gruft. Weit hinter ihm lagen die Sorgen und Freuden, die Ängste und die Hoffnungen des Lebens. Er war ihnen allen entflohen.

Es gab für einen Flüchtling wie ihn kein ruhigeres Ziel, keinen sichereren Zufluchtsort als die Front und den Tod.
Er erinnerte sich an das Testament, das er kurz vor der Abreise verfaßt hatte. Für den Fall, daß er starb, verblieb alles seiner Mutter, nur ein ganz geringer Teil seinem Bruder, den auch der Vater in seinen Testamenten nicht erwähnt hatte. Den Gedanken an Theodor verscheuchte Paul schnell, er mochte nicht an den Bruder denken. Obwohl er freiwillig und sogar gerne in den Tod ging, überfiel ihn immer wieder ein kleiner, hurtiger Neid gegen den jüngeren Bruder, der sicher dahinwandelte im Schutz seiner Jugend, sicher vor dem Krieg und sicher, das Ende des Krieges zu erleben und bessere Zeiten. Er verdient es nicht! sagte sich Paul. Wieder ergab er sich der Seligkeit der Todesahnungen.
In dieser Stimmung übertrieb er den Reichtum, die Dauer und die Fülle seiner vergangenen Jahre. Auch diese Übertreibung noch diktierte ihm sein hochmütiges Selbstbewußtsein. Ich bin reich gewesen, sagte er sich, jung, schön, kräftig gewesen. Ich habe Frauen besessen, die Liebe gekannt, die Welt gesehn. Ich kann ruhig sterben. Plötzlich überfiel ihn die Erinnerung an Nikita. Ich hätte, dachte er, früher an die Front gehn sollen. Ich hätte kein Kriegsgegner werden sollen. Ich gehe jetzt nicht freiwillig in den Tod, sondern gejagt. Es geschieht mir recht.
Je weiter die Nacht fortschritt, desto mehr Kälte brachte sie. Paul versuchte, die Lampe auszulöschen. Er wollte still im Finstern liegen, die Vorstellungen von einem Grab sollten vollkommen sein. Er wollte in einem rollenden Grab liegen und ins Jenseits fahren. Die Lampe ließ sich nicht auslöschen, sie war das Ewige Licht, sie brannte schon für sein Seelenheil. Er konnte nicht einschlafen. Er versuchte, mit gefrorenen Fingern etwas in sein Notizbuch zu schreiben. Schreiben macht klar! dachte er. Er war unfähig, auch nur einen Satz aufzuzeichnen, und er begann, sinnlose Ornamente über die weißen Blätter zu ziehen, wie einst in der Religionsstunde. Seine Kollegen aus der Schulzeit fielen ihm ein. Es gelang ihm, das eine und das andere Gesicht aufzuzeichnen, er rekonstruierte die ganze Klasse, die Schulbänke, die Lehrer.
Darüber verging die Nacht.
Am nächsten Morgen war der Regen dünner Hagel und glasiger Schnee geworden, und seine Tropfen hämmerten mit einem zarten, metallenen Klang gegen die Fenster.

Der Zug näherte sich der letzten Bahnstation. Es war der Rand der Welt. Hier begann die schmalspurige, von Pferden gezogene Kleinbahn. Sie führte unmittelbar zum Regimentskommando.
Paul fuhr mit einigen Soldaten, die vom Urlaub zurückkehrten, in dem offenen, niederen Wagen. Wie durch eine dicke Mauer hörte er ihren Gesang, den das ferne Trommelfeuer begleitete. Er fühlte kaum den Wind und den stechenden Eisregen. Er sah die ersten Verwundeten, die mit weißen Verbänden am Arm der Sanitäter den langen Weg zurückhumpelten, die Blutspuren, die sie auf der schwarzen, feuchten Erde zurückließen und auf dem weichen, dichten, gelben Lehm. Den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen, den Blick reglos auf die Gruppen der Zurückgehenden gerichtet, auf das blendende Weiß, das lackrote Blut, das verkrustete Grau der Uniformen, den schwarzen Kot der Straße, stand Bernheim in der Ecke. Die Schüsse wurden deutlicher, die Soldaten hörten auf zu singen, ein zweiter Tag senkte sich der Dämmerung entgegen.
Er kam, als die Nacht anbrach, in die Stellung und hatte unerwartetes Glück; Glück, wie er es damals verstand, und noch in einem anderen Sinn. In dieser Nacht erwartete man einen Sturmangriff. Alle Kameraden schrieben Feldpostkarten nach Haus. Nicht aus einem Bedürfnis, aber nur, um nicht aufzufallen, schrieb auch Paul an seine Mutter. Sie wird vielleicht um mich weinen, sagte er sich, und er dachte an das Begräbnis seines Vaters und an die Tränen in den blanken Eisaugen seiner Mutter. Für seinen Bruder Theodor fügte er keinen Gruß hinzu. Aber er starb nicht, Paul Bernheim! Ein Bajonett durchbohrte seine rechte Wange. Er kam am nächsten Morgen ins Feldspital. Man nahm eine Kieferoperation vor. Während seine Wunde heilte, bekam er Typhus und wurde in ein Epidemiespital in die Etappe abgeschoben. Es war, als ob der alte Felix Bernheim über dem Sohn, auf den er wahrscheinlich auch im Himmel noch stolz war, väterlich wachte; als ob das Glück, das dem Alten gute Geschäfte und einen Haupttreffer beschert hatte, den Jungen vor dem Tod bewahrte. Denn jetzt erst, im Fieber, während er mit vier anderen in der Offiziersabteilung der Baracke lag, jetzt erst erwachten in Paul die Furcht vor dem Tode und der Drang nach dem Leben, das ihm für ein paar Tage so gleichgültig gewesen war. Er glaubte mit allen Kräften, daß er am Leben bleiben würde, er nahm die glückliche Wunde, die er im Handgemenge erhalten hatte, für ein Versprechen des Schicksals, ihn am Leben zu lassen.

Und obwohl jeden zweiten Tag einer der Kameraden neben ihm blau wurde, reglos und schauderhaft, wußte Bernheim auch im höchsten und verwirrenden Fieber jeden Augenblick, daß er nicht sterben würde.

Es begann besser zu werden. Er verließ das Spital, erkältete sich, bekam eine Lungenentzündung und gelangte wieder in ein anderes.

Auch diese neue Krankheit schien eine unmittelbare Folge seines Wunsches zu sein, am Leben zu bleiben, nie mehr wieder ins Feld zu gehen. Längst hatte er jenes Ereignis mit Nikita in den Hintergrund seiner Erinnerung verdrängt. Er wurde wieder der alte Paul Bernheim. Er lag im Bett, das an der Wand in der Nähe des Fensters lehnte, mit dem Bewußtsein, siegreich gewesen zu sein und klüger als alle Welt. Sein alter Hochmut kam wie ein guter, treuer Freund ans Bett. Ein bläuliches Nachtlicht brannte über der Tür. Die unruhigen, hastigen und sägenden Atemzüge eines kranken Kameraden waren wie unmenschliche Laute, Stimmen fremder, unbekannter Tiere. In dem blauen Schimmer der Lampe, der an winterliches Mondlicht erinnerte, sah Paul Bernheim noch das letzte Hindernis, das er zu überwinden hatte. Er protestierte gegen die unschuldige Lampe. Diese Lampe verhinderte, daß ein Mann wie Paul Bernheim, der gewiß noch ganz andere Bedürfnisse haben durfte als die gewöhnlichen Kranken, eine Kerze anzünden konnte, um zu lesen oder zu schreiben oder zu zeichnen. Nicht genug daran, daß man den Geruch von Karbol und Jod Tag und Nacht einatmen mußte, durfte man auch nicht lesen, wann es einem gefiel. Die schönen, weiten Zimmer im Elternhaus! Paul Bernheim erinnerte sich genau an die Musterung der Tapeten, den warmen, goldenen Gongschlag, der zum Frühstück rief, die Melodien von Tschaikowsky, die er vierhändig mit seiner Schwester gespielt hatte. Zwischen der Stille, die in diesem Spital herrschte, dem scharfen und strengen Geruch seiner Räume, dem entsagungsvollen Weiß der ärztlichen Kittel, der Krankheit, den Seufzern und der Müdigkeit der Kameraden, dem ewigen Flügelrauschen des Todes – und Pauls wacher, warmer und hochmütiger Sehnsucht nach dem Leben war der Unterschied so groß wie zwischen krank und gesund. Paul Bernheim war stolz auf seine fortschreitende Genesung, als wäre sie sein Verdienst. Er verachtete die Kranken, als wären sie minderwertige Wesen. Er schätzte die Ärzte gering, weil das Karbol stank. Er hatte die Gewohnheit angenommen, in jedem Arzt, der an sein Bett trat, einen Zahn-

techniker zu erkennen, der nur im Krieg ärztliche Funktionen ausübte. Denn nach der Meinung Bernheims war ein Zahntechniker weniger als ein Internist, ebenso wie in der Rangliste seiner Mutter ein Staatsbeamter über einem Bankier stand. Er sah in jeder Krankenschwester ein Dienstmädchen, um sich im geheimen für die Verordnungen des Spitals zu rächen, das nicht genügend Rücksicht auf seine besonderen Wünsche nahm. Es war, als ob die paar Stunden, in denen er mit dem Leben abgeschlossen hatte und von seiner eigenen Persönlichkeit nicht so eingenommen gewesen war wie sonst in seinem ganzen Leben, es war, als ob diese wenigen Stunden jetzt einen doppelten Hochmut erzeugten. Es schien, daß die Natur Paul Bernheims auch eine vorübergehende Bescheidenheit nicht ertragen konnte und wettzumachen entschlossen war. Denn es ist nicht wahr, daß Leiden, Gefahren, Nähe des Todes einen Menschen ändern. Paul Bernheim konnten sie nichts anhaben.

Seine Rekonvaleszenz dauerte so lange, daß er in der Tat den Krieg nicht mehr zu fürchten brauchte. Als er das Spital verließ, bekam er einen Erholungsurlaub, und ehe dieser noch zu Ende war, brach die Revolution aus.

Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß sich Bernheim in jenen Tagen mit seinen Offiziersabzeichen auf die Straße wagte, ja daß er sich weigerte, Zivil anzulegen. Er schätzte seinen Rang nicht mehr, weil er zu einer besiegten Armee gehörte. Und nichts verachtete er, der vieles verachtete, so sehr wie das Besiegte. Er war im Gegenteil froh, weil nun seine kriegsfeindliche Episode auf keinen Fall mehr schaden konnte. Mit einem leisen, allerdings sehr verborgenen Stolz dachte er noch daran, daß England, *sein* England, gesiegt hatte. Es war, als hätte die Weltgeschichte der Anglomanie Bernheims recht gegeben, und er machte, wenn man vom Krieg sprach, das Gesicht jener Männer, die gern behaupten: »Ich hab's ja gesagt.« Und trotzdem konnte er sich nicht dazu bequemen, seine Distinktionen abzulegen, weil es irgendein Soldat so wollte. Er schätzte ein revolutionierendes Volk ebenso gering wie ein besiegtes Vaterland.

So kam es, daß er eines Tages von einigen Soldaten blutig geschlagen wurde und als Muster heroischer, patriotischer Treue in einigen Zeitungen der Rechten figurierte. Es war das erstemal, daß er seinen Namen gedruckt lesen konnte. Und als wäre er nie ein Kriegsgegner gewesen und als hätte er niemals das Leben dem Tod im Felde vorgezo-

gen und England seinem Vaterland, begann er, konservativ und patriotisch zu denken, und schon sah er sich Abgeordneter und Minister werden.
Selbstverständlich Minister.

V

Paul Bernheim hätte seine Wiederkehr gerne telephonisch angekündigt. Aber es war nicht leicht, mit Frau Bernheim zu telephonieren. Sie konnte nichts begreifen, wenn der Sprecher nicht in ihrer Sichtweite war. Sie mußte sich ihn zumindest vorstellen. Erst wenn sie sich ein Bild von ihm gemacht hatte, begann sie, den Sinn der Frage zu begreifen. Es war, als ob die Worte, als ob die menschliche Sprache in der Welt der Frau Bernheim nur ein sehr mangelhaftes Verkehrsmittel wären und lediglich zur Unterstützung der Gesten und der Blicke dienten. Vielleicht kam daher der Leichtsinn, mit dem sie manche gewichtigen Worte bei falschen Gelegenheiten anbrachte.
Paul telegraphierte also. Auch Telegramme konnten Frau Bernheim aus der Fassung bringen. Ihrer Meinung nach war der Telegraph eigens dazu erfunden worden, um plötzliche Unglücksfälle rasch und sicher mitteilen zu können. Allmählich, seitdem sie Witwe geworden war, und besonders seit dem Ausbruch des Krieges, hatte sie auch angefangen, »sich einzuschränken« – wie sie zu sagen liebte – und bei jedem Telegramm, das Paul ihr schickte, nachzurechnen, wieviel es gekostet haben mochte. Ihre Freude über die Ankunft Pauls entsprach, als sie sein Telegramm las, ungefähr dem Schrecken, der sie ergriffen hatte, als es angekommen war, und ihrem Schmerz über die verschwendeten Spesen. Und es dauerte verhältnismäßig lange, ehe sie den Sinn der Botschaft, befreit von dem Schrecken und dem Trieb, die Worte zu zählen, in seiner ganzen freudigen Bedeutung erfaßte.
Sie wußte von Pauls langer Krankheit ebenso wie von seiner Verwundung. Da er ihr aber niemals mitgeteilt hatte, daß er zur Infanterie gegangen war, blieb der Optimismus, mit dem sie der Kavallerie stets vertraute, von Anfang bis zu Ende unverändert. Und selbst, als sie von der Verwundung Pauls erfuhr, kam es ihr nicht einen Augenblick in den Sinn, daß er auch hätte sterben können. Bei der Kavallerie ver-

wundet werden bedeutete ihr ungefähr soviel, wie sich mit dem Taschenmesser in den Finger schneiden. Auch Typhus war ihrer Ansicht nach für einen Berittenen nicht lebensgefährlich. »Paul ist Offizier«, sagte sie, »er wird bestimmt sorgfältig gepflegt.« Nicht eine Stunde während des Krieges hatte ihre Sorge ihrem Sohn gegolten, aber Tag und Nacht dem Geld. Sie hatte Angst vor der Armut. Sie sah, daß man die ganze Zeit wenig Einnahmen und viele Ausgaben buchte. Herr Merwig, ein alter Mitarbeiter ihres Mannes, kam jeden Monat zu ihr und berichtete über den Gang der Geschäfte. Der Ausgang des Krieges, die Revolution, die Krüppel auf den Straßen und die Überzahl der Bettler, die nach ihren Worten »das Haus einrannten«, beschäftigten sie so sehr, daß ihr die Rückkehr Pauls kaum ein paar Minuten freudiger Aufregung brachte. Am Abend, als Theodor nach Hause kam, zeigte sie ihm das Telegramm. Er legte es, säuberlich gefaltet, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch und begann, die Zeitung zu lesen. Frau Bernheim ergriff das Lorgnon, das immer an ihrer Hüfte hing und an eine Waffe erinnerte, ließ die Gläser hörbar aufschnellen, führte sie an die Augen und betrachtete ihren Sohn, als schaute sie auf die Bühne. Sie liebte es, das Lorgnon zu gebrauchen, wenn sie ungehalten war. Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß die Dienstboten vor den Gläsern erschraken. Theodor hörte ihr Geräusch und neigte den Kopf noch tiefer über die Zeitung.

Frau Bernheim ließ das Lorgnon wieder fallen. Nach einigen Sekunden sagte sie: »Du hast ebensowenig Herz, wie dein Vater gehabt hat. Aber er war wenigstens klug. Er hatte einen genialen kaufmännischen Geist.

Du aber bist auch noch ein Taugenichts. In diesen ganzen Jahren hast du nichts gelernt. Wenn es diese famosen Notprüfungen nicht gegeben hätte, wärest du ewig in der Schulbank geblieben oder ein Schuster geworden. Du erinnerst mich ganz an den seligen Vetter Arnold. Er hat Schulden gemacht und ist im Irrenhaus gestorben. Und das hat auch Geld gekostet, sonst hätten wir die Freude gehabt, ihn im Kriminal zu sehen.«

Sie wartete ein paar Minuten. Dann, als Theodor noch immer in der Zeitung las, schrie sie plötzlich: »Wir haben kein Geld mehr, Theodor, hörst du? Wir haben kein Geld mehr, um Taugenichtse vor dem Kriminal zu retten! Du wirst in Eisen sitzen müssen, hörst du?!«

Theodor legte beide Hände an die Ohren und las weiter in der Zeitung.

»Leg die Zeitung sofort weg, wenn deine Mutter mit dir spricht«, fuhr Frau Bernheim leiser fort.
Theodor nahm sofort die Hände von den Ohren, hörte aber nicht auf zu lesen.
Manchmal gelang es ihm, so lange zu schweigen, bis sie das Zimmer mit einem lauten Seufzer verließ. Heute aber schien sie nicht weichen zu wollen. Sie machte sich wieder ans Reden. Sie begann, mit einer Stimme, deren Eintönigkeit aufreizte, langsame, gleichmäßig langsame Sätze wie Garn abzuspulen. Bei jedem Satz hatte Theodor das Gefühl, daß er niemals aufhören werde. Als wüßte Frau Bernheim, daß diese Art zu sprechen auf ihren Sohn Eindruck machte, unterstützte sie die Eindringlichkeit ihrer Rede durch gleichmäßige, glättende Bewegungen auf dem Tischtuch. Unaufhörlich und in dem langsamen Tempo, in dem sie sprach, wischten ihre flach ausgestreckten Hände nach links und rechts die Kanten des Tisches. Obwohl Theodor in die Zeitung versenkt war, stahlen sich die weißen, bläulich geäderten Hände der Mutter in sein Blickfeld, und allmählich ergriff ihn vor diesen schwachen Händen der alten Frau eine Angst wie vor Mörderhänden. Er rührte sich nicht. Er hörte auf zu lesen. Die Kolonnen der Zeitung verschwammen vor seinen Blicken. Aber er ließ nichts erkennen, und zum Beweis dafür, daß er nur mit der Lektüre beschäftigt sei, blätterte er langsam die Zeitung um, in demselben Tempo, in dem die Rede seiner Mutter rann, und gebannt von ihrem Rhythmus.
»Wenn ein Bruder aus dem Krieg nach Haus kommt«, sagte Frau Bernheim, »hat ein anständiger Mensch sich zu freuen. Dir aber tut es leid, daß Paul nicht umgekommen ist. Glaubst du nicht, daß eine Mutter alles von ihren Kindern weiß? Gott ist mein Zeuge, unser seliger Vater weiß es auch, er hat es mir nie glauben wollen, und ich habe ihm immer gesagt, was du für ein tückisches Kind bist, boshaft wie eine Spinne und falsch wie eine Katze und dumm wie ein Esel. Eine ganze Naturgeschichte bist du, und die ganze Erziehung war umsonst, man kann, hab' ich immer zu Felix gesagt, keine Kinder erziehn, wenn sie es nicht von der Geburt mitbekommen haben, die Seele, glaub' ich, und das ist es auch, du hast keine Seele. Wenn du nicht Angst hättest, würdest du deine alte Mutter schlagen, du möchtest mich schon als Leiche sehn, schrecklich, als Leiche. Aber ich werde nicht ruhig sterben, bis ich nicht weiß, daß du ein anständiger Mensch geworden bist,

du kannst es aber nicht werden, was machst du denn die ganzen Tage, du gehst mit deinen lieben Freunden herum, die mir alle nicht gefallen, Paul hat in deinem Alter schon getanzt, er war ein wundervoller Tänzer und hat schon hübsche junge Damen charmiert und hat nicht den ganzen Tag in den Wäldern gelegen und hat nicht herumgeschossen wie du, ich habe Angst vor deinen Raubmessern und Mordpistolen, Anna will nicht mehr dein Zimmer aufräumen, soll ich es vielleicht selber tun...?«

Eine dunkle, fast bläuliche Röte überzog das Angesicht Theodors. Hastig schmiß er die raschelnde Zeitung auf den Boden. Er erhob sich, warf mit einem Fuß hinter sich den Stuhl um, seine kleinen, rollenden Augen hinter der dunkel geränderten Brille schienen auf dem langen und breiten Tisch nach einem Gegenstand zu suchen, den man nach der Mutter werfen könnte. Da er gar nichts fand, begann er, sinnlos zwanzigmal hintereinander zu schreien:

»Heb sie auf, die Zeitung, heb sie auf, heb sie auf, heb sie auf, Mutter, heb die Zeitung auf, Mutter, Mutter!«

Er war im Nu wieder blaß geworden.

Sein flaches, gelbes, dünnes Angesicht erinnerte an ein ungegorenes, im Ofen eingefallenes Brot. Es war mehr nach innen gewölbt als nach außen. Die Nase schien bis zur Spitze, die zart, blutleer und stumpf hinaufragte, noch zu den Wangen zu gehören. Die Lippen waren dünn und schlossen nicht ganz über den langen Zähnen. Das Kinn streckte sich nach vorne wie bei Menschen, die ihren Kopf zwischen hochgezogenen Schultern zu tragen pflegen. Die Ohren waren gelb, groß und durchsichtig wie aus Pergament und randlos, als hätte ihre Substanz für die Ränder nicht mehr ausgereicht. Über der noch kurzen, knabenhaften Stirn, die aber wie die Stirn eines Alten von vier, fünf Längsfalten durchquert war und zwei dicken, vertikalen Strichen über der Nasenwurzel, erhob sich dünnes, wasserblondes Haar, krampfhaft aufwärts gekämmt. Die wasserhellen Augen hinter den funkelnden Gläsern hatten einen erschreckten Ausdruck. Sie waren wie die Augen eines, der in ein plötzlich ausgebrochenes Feuer blickt. Die Stimme wurde hell und kläglich. Man hätte glauben können, Theodor rufe seine Mutter zu Hilfe, während er ihr zurief, sie möge die Zeitung aufheben. Er begann zu beben. Um seine Zähne nicht klappern zu lassen, biß er sie aufeinander. Und so, die Zunge hart an den Zähnen, versuchte er eine Art von lispelndem, schwerverständlichem Schreien:

»Heb die Zeitung auf, heb ssie auf, heb ssie auf!«

Frau Bernheim, die derlei Ausbrüche Theodors nicht ohne eine gewisse Schadenfreude genoß, hob wieder das Lorgnon. Sie schätzte diese Augenblicke. Es waren die einzigen, in denen sie sich wirklich überlegen fühlen konnte – und in denen ihre Logik auf einmal wach wurde, wie angeregt von der vollkommenen Sinnlosigkeit des andern. Obwohl ihr Mund sich nicht verzog, leuchtete in ihren harten Augen schon der Widerschein eines Lächelns, während sie mit ruhiger Stimme den Augenblick ausfüllte, in dem Theodor atemlos und stumm dastand:

»Du hättest es nicht nötig gehabt, die Zeitung auf den Boden zu werfen. Aber sogar, wenn es notwendig gewesen wäre, brauchte deine Mutter sie dir nicht aufzuheben. Bück dich, es wird dir guttun. Es ist ebenso gesund, wie in den Wäldern herumzulaufen. Bück dich, mein Sohn, bück dich!«

Sie sprach diese Sätze mit einer sanften, mütterlichen Stimme, in der die Bosheit eingepackt war wie ein Instrument aus dünnem Stahl in weicher Watte.

Theodor verließ das Zimmer. Frau Bernheim sah noch einen Augenblick auf die Tür, die er zugeschlagen hatte. Sie wartete, bis das Echo des Knalls sich verzog.

Dann bückte sie sich, hob die Zeitung auf und begann zu lesen.

Theodor begab sich in den Korridor.

Er lächelte. Er bemühte sich, leise aufzutreten. Seine Kurzsichtigkeit machte ihn vorsichtig. Er streckte den Kopf. Er drehte ihn nach allen Seiten. Er näherte sich dem breiten Wandschrank gegenüber der Garderobe. Im zweiten Fach links oben stand die Büchse aus Blech, eine Sammelbüchse. Sie war Frau Bernheim einmal von einem Wohltätigkeitsverein gebracht worden und sollte einmal im Monat entleert werden. Aber Frau Bernheim wollte mit eigenen Augen sehn, wohin ihr Geld kam. Quittungen behagten ihr nicht. Sie bewahrte daher in jener Büchse das Kleingeld für die regelmäßigen Bettler, die an einem bestimmten Tag in der Woche kamen.

An der Büchse hing ein winziges Schloß. Theodor hatte schon hie und da versucht, es mit einem der vielen Schlüssel, die er besaß, zu öffnen. Er wußte, daß man Frau Bernheim keinen größeren Kummer zufügen könnte, als wenn man dieses Geld, das ihr schon leid tat, wenn sie es verschenken durfte, auch noch stahl.

Zuerst nahm er die Büchse in sein Zimmer. Er schloß die Tür ab, versuchte einen der kleinen Schlüssel nach dem andern, dachte nach, ergriff ein Messer und begann, vorsichtig den Spalt auseinanderzustemmen. Er hatte Herzklopfen vor Schreck und Freude ... Ein paar Augenblicke ließ er die Büchse ruhig stehn und versuchte, sich die Aufregung seiner Mutter vorzustellen. Sein Mund sagte plötzlich laut: »Kanaille!« Er horchte. Da sich nichts rührte, kehrte er die Büchse um. Aber sie schepperte lauter, als er erwartet hatte. Er lauschte wiederum. Er machte die Türe auf und überzeugte sich, daß niemand da war. Dann begann er, mit unendlicher Sorgfalt eine Münze nach der andern herauszuholen. Viele rollten gehorsam und glatt durch den Spalt. Andere blieben hartnäckig drinnen. Er wurde müde, setzte sich, er hatte die Leidenschaft eines Jägers. Er arbeitete bis tief in die Nacht. Es waren schließlich nur noch wenige scheppernde Münzen in der Büchse. Dann drückte er vorsichtig die Spaltsäume zusammen, schlich hinaus und stellte die Büchse wieder an ihre Stelle.
Er zählte das Geld. Es ergab gerade den Monatsbeitrag für den Verein »Gott und Eisen«, dem er seit zwei Jahren angehörte.
Diesen Verein hatte ein junger Mann namens Lehnhardt begründet. Außer ihm, dem Gründer, der ein Bürgerlicher war, sollten nur Adelige aufgenommen werden. Deren gab es aber nach zwei Monaten nur vier. Deshalb wurden die Statuten dahin verändert, daß nur »Blonde aus arischen Familien« aufgenommen werden durften. Bei näherem Zusehn ergab es sich aber, daß die Haarfarbe des Gründers selbst eher braun als blond war. Immerhin wies man den schwarzhaarigen Sohn des Landesgerichtspräsidenten ab. Dieser Junge beklagte sich bei seinem Vater. Er behauptete, Lehnhardt und Theodor Bernheim hätten ihn einen Juden genannt. Sehr indigniert lud der Landesgerichtspräsident die beiden ein und bewog sie, seinen Sohn aufzunehmen. So blieb schließlich das Statut, das den Juden den Zutritt verbot.
Sie halfen einander mit Büchern, Geld und Waffen aus. Sie schwuren, nachdem sie die Notprüfung abgelegt hatten, immer in Verbindung zu bleiben. Vorläufig meldeten sie sich zur freiwilligen Sanität. Sie hatten »Dienst«, gingen zu den Verwundetentransporten, schleppten Tragbahren, saßen neben den Chauffeuren der Krankenwagen und pfiffen aus schrillen Pfeifen in den Straßen der Stadt, um die anderen Gefährte aufzuhalten. Jeden Tag erwachten sie in der Erwartung, die Mobilisierung ihres Jahrgangs angekündigt zu sehn. Als aber schließlich der

Friede kam, schwuren sie der Republik Rache, suchten und fanden Beziehungen zu den geheimen Organisationen und marschierten zweimal wöchentlich zu den Übungen vor die Stadt.
Bei diesen Übungen tat sich Theodor nicht hervor. Er war zu körperlichen Anstrengungen ungeeignet. Die Fahlheit seiner Haut, seine hastigen, kurzen Schritte, seine Sprache, die oft tonlos wurde, die Aufregung, in der er gleichgültige Dinge mitzuteilen pflegte, die Heftigkeit der Bewegungen erweckten den Eindruck, daß man seinen hastigen Puls hörte. In seiner Brust schien das zappelnde, kleine, aufgeregte Herz eines Vogels eingebaut. Er konnte einem mit dem Ausdruck eines Menschen entgegentreten, der soeben eine überraschende Neuigkeit erfahren hat, um dann eine schlichte Mitteilung etwa von dieser Art zu machen:
»Wissen Sie schon? Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt? – Ich habe gestern einen Brief von Gustav bekommen.«
Er verlieh den unbedeutendsten Ereignissen eine gefährliche und geheime Wichtigkeit, ja besonders eine geheime. Es war sein Ehrgeiz, irgend etwas früher zu wissen als die andern; aber es auch unter dem Siegel der Verschwiegenheit irgend jemandem erzählen zu können. Auf diese Weise nährte er fortwährend den Glauben an seine Bedeutung. Aber fortwährend zitterte er auch um sie.
Er besaß einen Sinn für die Dinge der Öffentlichkeit und für die großen Worte: Ehre, Freiheit, Nation, Deutschland. Um jeden Preis wollte er irgendeine Wirkung üben. Seine Angst, er könnte krank werden, Angina bekommen, eine Lungenentzündung, eine Rippenfellentzündung, machte ihn ungeduldig. Er konnte kaum ein Buch zu Ende lesen. Aber er brauchte nur zehn Seiten, um über die Maßen begeistert zu sein oder um es »einen Dreck« zu nennen. Denn er liebte die starken Ausdrücke – und das war vielleicht das einzige deutliche Anzeichen seiner Jugend.
Er hielt sich für außergewöhnlich vornehm. Manchmal träumte er davon, eine Geschichte seiner Familie zu schreiben, dem Stammbaum der Bernheims nachzuforschen und den Beweis zu erbringen, daß es eine alte, adlige Rasse war. Die jüdische Abkunft seiner Mutter störte ihn. Und nicht einmal vor seiner Krankheit hatte er soviel Angst wie vor der Möglichkeit, seinen Kameraden einmal über die Familie seiner Mutter Auskunft geben zu müssen. Er beschloß, um jeden Preis zu lügen. Dieser Entschluß war so stark, seine Furcht so groß, daß er

allmählich zu der Überzeugung kam, er hätte nichts zu verbergen. Alle Ausreden, die er fand, wurden im Lauf der Zeit für ihn pure Wahrheiten. Die Überzeugung, daß er vornehm sei, äußerte sich in einem Hochmut, den die Kameraden nur deshalb ertrugen, weil er hie und da mit Intimitätenaustausch und Vertraulichkeiten, ja Schmeicheleien abwechselte. Theodor konnte einem seiner Genossen sagen: »Unter uns, Sie sind ja der einzige unter den Burschen, der weiß, was er will!« Oder: »Das war glänzend, bewundernswert, wirklich eine Tat!«
Es ist anzunehmen, daß Theodor all das glaubte, während er es aussprach. An den gemeinsamen Ausflügen und Übungen nahm er nicht gerne teil. Nicht nur, weil er um seine Gesundheit besorgt war, sondern auch, weil ihn manche groben Äußerungen, manche Zudringlichkeit, eine geschmacklose Wendung beleidigten. Er hatte sich seine Vornehmheit so erfolgreich suggeriert, daß er sogar vornehme Empfindlichkeiten erwarb. Das Marschieren, das Schießen, das Kampieren im Freien machten ihm keine Freude. Nur die Tatsache, daß es eine geheime Verbindung war, die Gefahren barg, und die Möglichkeit, ein Verschwörer zu sein, aber auch von Gesinnungsgenossen gehört zu werden, hielt ihn in der Gesellschaft seiner Freunde. Er liebte die großen Stiefel nicht und nicht die Wickelgamaschen. Die Naturnähe des Wandervogels hielt er für ordinär. Er erwartete viel mehr von der »Technik«. »Für die Zukunft« – ein Wort, das er besonders schätzte. Er hatte den ehrlichen Willen, das deutsche Volk in der Welt triumphieren zu sehen, aber mit modernen Mitteln. Mit Flugzeugen, Boxern, guten und billigen Automobilen, chemischen Apparaten, merkwürdigen Maschinen. Übungen in den Wäldern nannte er im stillen und nur für sich romantisch. Nur mußte er vorläufig diese Romantik mitmachen, um durch sie zu einer realen Macht, mindestens zu einem Einfluß zu gelangen. Es machte ihm wenig aus, daß er vorderhand log. Es gehörte zu seinen Prinzipien.
In dieser Nacht konnte er lange nicht einschlafen. Über die leere Büchse würde sich nicht nur seine Mutter zu Tode ärgern – ja, zu Tode, denn wäre sie nicht vorhanden, so hätte man eine von den Ängsten weniger –, der Inhalt ersparte auch eine Ausgabe von dem Taschengeld, das man selten erhielt.
Seine Freude wurde nur durch die Gedanken an Pauls Rückkehr getrübt. Ich sehe schon, sagte er sich gegen zwei Uhr morgens, ich werde wieder einmal eine schlaflose Nacht verbringen. Zum Überfluß fängt es noch an zu regnen.

In der Tat fing es an, in der Rinne zu wimmern, die hart neben dem Fenster Theodors angebracht war. Er entzündete die Lampe am Nachttisch, fand, daß sie wenig Licht gab, stand auf, um den großen Kontakt an der Wand anzuknipsen, legte zuerst die Brille an, denn er fühlte sich unsicher im Halbdunkel, und blieb, als es hell geworden war, im Vorübergehen vor dem Schrankspiegel stehn. Er sah nicht ohne Befriedigung, daß sein Pyjama einen guten Eindruck machte. Es hatte einen seidigen Schimmer, Borten dick und geflochten nach Art der Litewkas der Kavalleristen, seine Farbe war die eines abendlichen, opalenen Sommerhimmels. Theodor liebte Pyjamas, gute Wäsche, seidene Strümpfe. Er hielt es für ein Zeichen der Vornehmheit, in der Nacht tadellos gekleidet zu sein. Krawatten gut und flott zu binden machte ihm jeden Morgen ein Vergnügen. Und für die Aufnahme des schwarzhaarigen Landesgerichtssohnes war er nicht zuletzt deshalb eingetreten, weil der Junge auf Herrenmodezeitschriften abonniert war, die er Theodor manchmal lieh.
Um einschlafen zu können, nahm Theodor Veronal. Es konnte allerdings seinem »Herzen schaden«. Er litt unter der Vorstellung, daß der Apotheker sich geirrt und ihm statt einer Medizin ein Gift gegeben hatte. Diese dummen Apotheker, dachte er, vergiften einen Menschen wie eine Ratte. Wenn ich so einem Pharmazeuten unsympathisch bin, denkt er an meinen Tod. Man muß die Kerle höflich behandeln. Morgen werde ich mit ihm liebenswürdig sein. Er nannte alle Männer »Kerle«. Er unterschied zwei Arten von Kerlen: die er bewunderte und die er verachtete.
Sein Bruder Paul gehörte zu den Kerlen, die er verachtete und beneidete. Morgen kommt also dieser Kerl daher! Er ist reich, jung und gesund, ein niederträchtiges Sonntagskind. Ob er mir einen Pfennig gibt? Bestimmt nicht. Er ist ein Geizkragen. (Denn es gehörte zu Theodors Eigenheiten, sowohl den verachteten als auch den geschätzten »Kerlen« einen »Geiz« anzudichten.) Morgen kommt er daher und ergreift Besitz vom ganzen Haus. Er und die Mutter werden jetzt gegen mich zusammenhalten. Ich werde ihn sehr hochmütig empfangen. So wie ich das kann.
»So wie ich das kann«, wiederholte er flüsternd. Angst hatte ihn wieder ergriffen. Das Veronal half nicht, es verursachte Herzklopfen, die Dachrinne hörte nicht auf zu wimmern, die Windstöße streuten in unregelmäßigen Abständen dicke Wassertropfen wie Kieselsteine gegen

die Fenster. Theodor begann in einem Buch zu blättern, das er in Pauls Bibliothek gefunden hatte. Es war der »Rembrandt-Deutsche«. Er stieß auf einen Satz, der ihm gefiel, beschloß, ihn sich zu merken und morgen, wenn er mit Lehnhardt sprach, zu zitieren. Das ermüdete und schläferte ihn ein.
Der Morgen erfüllte fahl das Fenster.

VI

Theodor erwachte spät.
Er hörte Pauls Stimme aus dem Korridor und beschloß, das Wiedersehn mit dem Bruder möglichst lange hinauszuschieben und noch zwei Stunden im Bett zu bleiben. Seine Mutter klopfte an die Tür. Er meldete sich nicht, hüstelte nur. Er hörte, wie sich die Mutter wieder entfernte und im Speisezimmer etwas zu Paul sagte.
Er kleidete sich mit besonderer Sorgfalt an und steckte das Abzeichen des Vereins »Gott und Eisen« ins Knopfloch. Es war ihm, als rüstete er sich zu der Begegnung mit einem gefährlichen Gegner, und sein Instinkt gebot ihm, allerhand Vorbereitungen zu treffen, und drückte ihm zuletzt noch eine seiner drei Pistolen in die Hand. Er sah das Magazin nach und steckte sie in die Hosentasche. Dann ging er leise, als hätte er jemanden zu überraschen, zur Tür des Speisezimmers, lauschte noch eine Weile und trat ein.
Die beiden Brüder umarmten sich flüchtig und hauchten ihre Küsse in die Luft, einer über die Schulter des andern.
»Was trägst du da für ein Abzeichen?« fragte Paul.
»Das ist unser Verein!« erwiderte Theodor.
»Was macht ihr dort?«
»Allerhand!«
Lange Pause.
Theodor, der Stille nicht vertrug, fing an, im Zimmer hin und her zu gehn, den Kopf gesenkt, mit kurzem Schritt, den Daumen der rechten Hand im Ärmelausschnitt der Weste. Man hätte glauben können, er memorierte etwas oder löste in der Eile ein Rätsel, das ihm sein Bruder aufgegeben hatte.
»Du bist heute spät aufgestanden?«
»Ja!« knurrte Theodor.

»Du bist spät schlafen gegangen?«
Theodor schärfte die Ohren. Wußte der Bruder von der Büchse?
»Ja, weißt du, der Regen läßt mich nicht schlafen, und außerdem hab' ich gearbeitet!«
»Du studierst?«
»Ja, ich beschäftige mich seit einigen Monaten mit Marx.« Theodor liebte die verblüffenden Lügen. So erreichte er, daß der andere durch das Staunen gar nicht zur Ungläubigkeit kam, sondern eher zum Respekt.
»Wie kommst du auf Marx?«
»Es sind richtige Sachen bei diesem Kerl. Er hat eine Nase gehabt. Und außerdem soll man den Feind kennen, ehe man ihn bekämpft.«
»Du willst also gegen ihn schreiben?«
»Schreiben?! Die Zeit ist vorbei! Das überlasse ich dir. Unser neues Geschlecht kennt Taten!«
»Was sind Taten?«
»Was man mit Kopf und Hand ausführt. Zum Beispiel: Ordnung in Deutschland machen, die Regierung stürzen, die Bolschewisten und die Juden aller Parteien verbannen, Freudenfeuer anzünden und den Krieg erklären!«
»Sprichst du im Namen eures Vereins?« fragte Paul.
»Immer«, erwiderte Theodor. »Bei uns gibt es keine verrückten Einzelgänger wie du. Wir werden keinen Krieg mehr verlieren.«
»Machst du mir die Niederlage zum Vorwurf?«
»Allerdings, dir und den andern Juden!«
»Also Krieg zwischen uns?«
»Feindschaft auf jeden Fall. Wenn es nötig ist, auch Krieg!«
»Unter solchen Umständen«, begann Paul nach einer Weile sehr ruhig und langsam, »können wir nicht unter einem Dach leben. Wir werden vielleicht die Mutter fragen – denn dieses Haus gehört nach dem Testament des Vaters ihr –, wer von uns beiden hierbleiben darf.«
»Das Gesetz geht mich einen Dreck an. Nach eurem römisch-jüdischen Recht muß ich vielleicht ausziehn.«
»Wir haben allerdings kein germanisches.«
»Wir werden sehen!«
Theodor begann wieder seine Wanderung, den rechten Daumen im Ausschnitt der Weste. Er wollte versuchen, eine Art stiller, sachlicher Gegnerschaft aufzurichten.

»Hast du Marx jemals gelesen?«
»Nein«, sagte Paul, »nur Mangelhaftes über ihn!«
Trotzdem glaubte Theodor, daß eine objektive Anerkennung marxistischer Vorzüge Paul versöhnlicher stimmen würde. Also sagte er:
»Immerhin, enorme Sache, dieser Marx!«
Nichts konnte Paul mehr aufregen als die Wendung »enorme Sache« und die Art, in der sie sein Bruder aussprach. Die Anwesenheit des Bruders schmerzte seine Augen, lähmte seine Hände, die er in die Taschen steckte, um nicht sehen zu lassen, daß sie zitterten.
»Du bist ein Analphabet!« sagte Paul plötzlich. »Du hättest noch elementare Dinge zu lernen!«
»Du bist nicht kompetent, gar nicht kompetent!« Theodors Stimme wurde lauter. »Immer mit den elementaren Dingen. Das ist eure ganze Weisheit! Mit diesen elementaren Dingen habt ihr den Krieg verloren. Wir beginnen eine neue Epoche Deutschlands. Eure elementaren Dinge sind Dreck! Wir fangen überhaupt von vorne an. Man muß nicht Herder und Lessing gelesen haben, um ein Mensch, ein Deutscher zu sein! Es ist der verfluchte Neid, der euch zu uns so reden läßt. Ihr wollt uns nicht aufkommen lassen. Ihr haßt uns! Ihr neidet uns unsere Zukunft! Mit eurer klassischen Bildung! Das ist die Wahrheit! Ein Dummkopf bist du!«
Den letzten Satz schrie Theodor so laut, daß Frau Bernheim aus der Küche kam. Noch ehe sie zu reden anfing, fuhr sie mit dem Handrükken an die Brauen, um die Tränen, deren sie sich bald zu bedienen gedachte, aus den hartnäckig trockenen Augen zu drücken. Sie blieb an der Tür und sagte:
»Nun, Paul, ist dein Bruder nicht ein törichtes Kind?«
Theodor sah auf seine Mutter und seinen Bruder mit einem Blick, den man auf die Leichen besiegter Feinde wirft. Er zog sein Taschentuch und begann, die Brille zu putzen. Mit seinen nackten, kleinen Augen, über denen die dünnen Lider auf und nieder flatterten, schaute er abwechselnd auf die Mutter und den Bruder, während er dachte: Ich halte sie im Bann! – Dann legte er die Brille an.
Paul erhob sich plötzlich. Er hielt zwei drohende Fäuste vor Theodors Angesicht. Der griff nach der Hosentasche, wo der Revolver lag. Einen kurzen Augenblick dachte Paul an die Szene mit Nikita. Schnell zielte er nach Theodors Augen. Man hörte ein leises Splittern. Die Brille zerbrach. Gleichzeitig stieß Frau Bernheim einen Schrei aus.

Ein paar Minuten standen alle drei bewegungslos. Sie erinnerten an Gestalten aus Wachs im Panoptikum. Von der Konsole her tickte die Uhr. Der Regen trommelte gegen die Fenster. Man hörte das Summen der Wasserleitung aus dem Korridor.

Dann löste sich die Gruppe. Frau Bernheim verschwand durch die Tür. Eine Weile später verließ Paul das Zimmer und ging in die Bibliothek.

Theodor klaubte die Glassplitter zusammen, obwohl er sie eigentlich liegen lassen wollte. Er wußte noch selbst nicht, wozu er die Splitter brauchen würde. Die Splitter in die Töpfe streuen, damit alle sterben. Sie Paul bei Tisch in die Augen werfen. Oder ins Salzfaß schütten. Er hielt sie in der geschlossenen Hand. Mit suchend vorgestrecktem Kopf ging er in sein Zimmer. Er nahm den Mantel, wechselte vorsichtig die Halbschuhe gegen Stiefel. Dabei dachte er: Ich werde ihnen nicht den Gefallen erweisen und eine Lungenentzündung bekommen. Dann verließ er das Haus. Er begab sich zum Optiker und hierauf in den Verein »Gott und Eisen«.

Paul stellte in der Bibliothek fest, daß die Mehrzahl seiner Bücher verschwunden war. Er ging in Theodors Zimmer, nahm einige Bücher aus dem Regal und trug sie wieder in die Bibliothek. Dann kehrte er in das Zimmer des Bruders zurück. Er betrachtete drei Windjacken, die am Kleiderrechen hingen, mit schlaffen Ärmeln, an denen unter der Schulter ein Hakenkreuz angenäht war, schwarz auf weißem Grunde. In der Ecke lehnte ein Spazierstock, dessen Griff einen Totschläger aus Eisendraht enthüllte, der sich im hohlen Innern des Stockes barg. Ferner gab es eine Jagdflinte, zwei Pistolen im Nachtkasten und zwei Dolchmesser als Brieföffner auf dem Schreibtisch. Neben dem Tintenfaß standen kleine, würfelförmige Kästchen aus Pappendeckel, mit Patronen gefüllt. Theodor konnte sich hier gegen eine Kompanie verteidigen.

Es war heiß in diesem Zimmer, in dem sich außer dem Apparat der Zentralheizung noch ein kleiner, eiserner Ofen befand. Er war jetzt erkaltet, aber man sah ihm an, daß er noch gestern nacht gebrannt hatte. Der Ofen verlieh dem Zimmer etwas vom provisorischen Charakter einer Unteroffizierstube. Statt eines Schürhakens verwendete Theodor den Überrest von einem Schirmgestänge. In der Nähe des Ofens hingen zwei gekreuzte Schläger, ein Visier in der Mitte, eine beschützte Köstlichkeit.

Nur im Zimmer Theodors war es warm. Seitdem Frau Bernheim angefangen hatte zu sparen, durfte der Hausmeister erst heizen, wenn das Quecksilber auf 5 Grad Celsius gefallen war. Ein eisiger, wüster Hauch lag über den Möbeln, den Teppichen und an den Fenstern aller Zimmer. Sie erinnerten an die kalten, klaren, ordentlichen und unheimlich sauberen Stuben in den Auslagen der Möbelhandlungen. Alles war neu und unbenützt. Die Politur blinkte wie am ersten Tag. Die Teppiche schienen keinen Staub aufzufangen. Mehrere hatte Frau Bernheim übrigens einrollen lassen und in die Winkel gestellt. Dort lehnten sie gewichtig und sicher und dennoch wie in der Erwartung, von irgend jemandem abgeholt zu werden. An den Stellen, wo sie fehlten, lag weiches, glattes, ziegelrotes Linoleum, auf dem man ging wie auf Radiergummi. Von den vielen Uhren, die Herr Felix Bernheim in sein umgebautes Haus gebracht hatte – zu seinen Lebzeiten stand oder hing in jedem Zimmer eine, denn er hatte eine Schwäche für Uhren und einen Sinn für den Wert der Zeit –, ging jetzt nur eine auf dem Kamin im Speisezimmer. Denn es schien Frau Bernheim, daß sich die kostbaren Werke allzusehr abnützten, wenn sie in Bewegung waren. Trotzdem ließ sie die toten Uhren, jede in einem Zimmer. Und aus den weißen und silbernen, zwecklos gewordenen Zifferblättern und von den Zeigern, die seit Jahren die gleiche, erstarrte Stunde wiesen, ging ein unheimliches Schweigen aus und strich durch die frostige Leere der Räume.

Paul ging ein paarmal durch das Haus. Er blieb immer wieder vor dem vergrößerten Brustbild seines Vaters stehn. Es hing in seinem Arbeitszimmer über dem Regal, auf dem sich einst zufällige Bücher gehäuft hatten, Korrespondenzen, Zeitungen, und auf dessen oberstem Fach heute nur eine Briefwaage stand, einsam, ganz leise zitternd wie infolge der Kälte, mit einer glänzenden Schale aus Messing. Der Blick des Vaters schien auf der Briefwaage zu ruhen. Sie hatte nichts mehr zu tun, als die Gewichtslosigkeit dieses toten Blicks anzuzeigen. Paul versuchte, hinter dem ziemlich mißlungenen und nur die repräsentative Oberfläche der Physiognomie enthaltenden Porträt das wirkliche Angesicht seines Vaters zu finden. Es gelang ihm nicht mehr. Er erinnerte sich noch an gewisse Bewegungen des Körpers und der Hände, deren blaue Adern und viereckige, sehr saubere und fast weiße Nägel. Aber das Angesicht blieb verschollen, es hatte nie gelebt. Es konnte auch gar nichts nützen, etwa die Gruft zu öffnen. Das Antlitz seines Vaters

bestand jetzt aus tausend Löchern, es war Behausung und Nahrung der Würmer geworden.

Er war zum erstenmal über den Tod seines Vaters traurig. Der Vater war die einzige Kraft und Wärme dieser Familie gewesen. Paul faßte den Entschluß, das Haus zu verlassen. Solange seine Mutter lebte, war keine Änderung zu erwarten. Nie würde sie etwa Theodor gehen lassen. Paul selbst wollte wegfahren.

Er ging durch den Garten. Die Rosenstöcke zitterten, in Stroh verpackt, die jungen Weidensträucher am Gitter waren etwas größer geworden, die Zwerge troffen erbärmlich im Regen. Sie hatten allmählich ihre heiteren Farben verloren, und in das Kachelweiß ihrer Märchenbärte mischte sich das moosige Grün der Verwitterung. Sie waren als junge, frische Greislein gekommen, jetzt sahen sie dem Zerfall entgegen und verloren die heitere Würde ihres Alters. Anders als die Menschen waren die Zwerge aus der Fabrik Grützer und Compagnie weißhaarig in der Jugend und farblos im Alter. Über die schmalen Wege hatte man keinen Kies mehr gestreut, es knisterte nicht mehr unter den Füßen, der Schlamm der Erde verschluckte die kleinen Steinchen. Der Garten erinnerte an diesem kalten, regnerischen Herbsttag an ein Bauterrain.

»Was macht denn der Gärtner?« fragte Paul seine Mutter beim Essen.

»Ich habe ihn entlassen«, sagte Frau Bernheim. »Das heißt, er ist eingerückt und vor einer Woche zurückgekommen, aber ich habe ihn nicht mehr genommen. Der Portier kann den Garten auch ganz gut versorgen. Wir müssen uns einschränken, Paul! Ich habe den großen Wagen und zwei Pferde verkauft und einen Teil der Stallungen dem Gerstner vermietet.«

»Wer ist das?«

»Der Milchhändler, weiß du nicht? Seit einem Jahr haben wir keine Köchin mehr, nur das Stubenmädchen, und das bißchen Essen mache ich selbst in der Küche.«

»Und geheizt wird auch nicht mehr.«

»Wir haben noch Kohle im Keller, aber es reicht nicht für den ganzen Winter, wenn wir jetzt schon anfangen. Was willst du denn im Januar machen? Und diese Zeiten! Die Bettler rennen uns das Haus ein und sind frech geworden. Eines Tages werden sie uns überfallen. Es gibt ja gar kein Gesetz mehr! Merwig hat mir geraten, Papiere zu kaufen. Was soll ich mit den Papieren, wenn ein großer Krach kommt?«

»Das Geld wird wertlos, Mutter!«
»Wertlos? das Geld?« rief Frau Bernheim. »Was soll noch einen Wert haben?« Es war, als hätte man ihr mitgeteilt, daß heute zum letztenmal die Sonne aufgegangen sei.
»Es ist besser«, fuhr Paul fort, »Aktien zu kaufen.«
»Nein, um Gottes willen, Paul!« sagte die Mutter. »Für eine Frau sind Aktien gar nichts. Eine Frau versteht nichts von der Börse.«
»Laß doch Herrn Merwig!«
»Das kann man nicht, weißt du. Er hat mir zu den Kriegsanleihen geraten. Du wirst morgen ins Büro gehn und mit ihm sprechen. Er gefällt mir nicht mehr seit einigen Monaten. Es geht schlecht bei ihm zu Haus. Dem Sohn wurden die Beine amputiert, er hat keine Stellung mehr. Diese Leute! Die Angestellten sind immer nur ehrlich, solange sie auskommen.«
Sie sagte das mit ihrer alten »königlichen Hoheit«, ein Zustand, in dem sie sich immer noch wohl fühlte. Es kränkte sogar Paul, obwohl auch er niemals viel vom »Personal« hielt. »Aber Mutter – Herr Merwig ist dreißig Jahre in unseren Diensten!«
»Und im einunddreißigsten fängt er an zu stehlen«, sagte Frau Bernheim, und ihre Lippen schlossen sich gleich darauf so fest, daß die Haut über den Kiefern gespannt und das Angesicht einem weißen Stein ähnlich wurde.
Paul ging noch am Abend vor Büroschluß zu Herrn Merwig. Der saß, wie immer, hinter der gläsernen Mattscheibe an seinem hohen Pult. Sein dichter, grauer Schnurrbart sträubte sich, seine strengen, grünen Augen erinnerten an Scherben aus Flaschenglas, seine Stimme war ein kleines Grollen. Er gehörte zu den langjährig Dienenden, die den Unterschied zwischen Anständigkeit und Hartherzigkeit nicht mehr kennen, die also die unbedingte Ehrlichkeit eines Felsens haben.
»Es geht schlimm, Herr Paul«, sagte Merwig – und obwohl es nur eine Klage sein sollte, war es ein Vorwurf. »Seit dem Hinscheiden des seligen Herrn haben wir viele Kunden verloren. Die meisten sind zu den großen Banken gegangen, es geht allen kleineren schlecht. Die andern fangen jetzt allerlei unbekümmerte Geschäfte an, aber das sind nicht Transaktionen im Sinne Ihres dahingeschiedenen Vaters.«
»Sagen Sie ruhig: verstorbenen, Herr Merwig«, unterbrach Paul. Und um den Alten nicht länger sprechen zu hören: »Wir werden jetzt neu anfangen, Herr Merwig. Ich werde es in die Hand nehmen.«

»Es ist Zeit, Herr Paul –«

»Mutter«, sagte Paul am Abend, »ich verbürge mich für Herrn Merwig. Ich habe alles nachgesehen. Er ist nur dumm.«

»Personal ist immer dumm, mein Kind. Hast du vielleicht eine Zeitung mitgebracht? Theodor ist heute nicht nach Hause gekommen. Er bringt sonst immer eine mit.«

»Aber wir sind doch abonniert?«

»Nicht mehr, mein Kind! Ich habe die Abonnements aufgegeben.«

»Warum schickst du nicht um eine Zeitung?«

»Ich dachte, du würdest eine mitbringen und Theodor eine, dann hätten wir schon zwei.«

»Ich gehe eine kaufen.«

Als Paul zurückkam, lag ein Telegramm auf dem Tisch: »Robert kommt Mittwoch. Küsse. Lina.«

Da war noch Robert. Paul hatte ihn fast vergessen. Was sollte jetzt mit diesem Rittmeister geschehen?

»Man wird ihn ins Geschäft nehmen müssen«, meinte Frau Bernheim.

»Er versteht aber nichts davon.«

»Macht nichts, er wird sich einarbeiten! Ein Mann wie er!«

Frau Bernheim hatte nicht aufgehört, die Männer nach ihren körperlichen Fähigkeiten zu beurteilen. Sie liebte ihren Schwiegersohn. »Er ist eine repräsentative Erscheinung – auch in Zivil sieht er aus wie ein Reiter.« Paul dachte nicht ohne Bitterkeit an die Kavallerie, bei der er nicht hatte bleiben dürfen. Diese Kavallerie war schuld an seiner Begegnung mit Nikita, an seiner langen Krankheit. Er sagte nichts gegen Robert. Ja, als der Schwager kam, wurde er sogar freundlich. Es war eigentlich ein netter, harmloser Mann. Er trug nur ein schauderhaftes Zivil. Eine viel zu dicke Krawatte und einen viel zu kleinen und dunkelgrünen Hut. Paul beschloß, Robert zuerst zum Schneider zu führen, in einen Hutladen und zu einem guten Friseur.

Den mondän gewordenen Rittmeister setzte er in die Bank. Er war schließlich froh, daß dieser Schwager lebte. Ein zuverlässiger Mann.

Paul nahm den sogenannten »Außendienst« in die Hand. Unter »Außendienst« verstand er Reisen. Schließlich mietete er eine Wohnung in Berlin. Er kam nur einmal in der Woche in die Bank.

VII

Eines Nachmittags, als Paul seine Wohnung verließ, sagte ihm der Portier: »Guten Morgen, Herr Bernheim! Grad' über Ihnen im zweiten Stock ist ein Zimmer frei geworden.«
Paul war gerade aufgestanden. Es gehörte zu seinen Eigenheiten, daß ihn alles besonders interessierte, was er kurz nach dem Erwachen erfuhr. Er befand sich in einer gewissen Abhängigkeit vom Portier. Obwohl dieser dreimal in der Woche Trinkgelder in fremder Währung von Bernheim empfing, wußte er doch in Paul unaufhörlich das Gefühl einer Schuld wach zu erhalten und die Vorstellung, daß zwischen den Diensten, die er leistete, und der Höhe der Spenden, die er empfing, immer eine bedeutende Differenz bestehen bliebe. Paul wäre es peinlich gewesen, auf den Hinweis des Portiers nicht näher einzugehn. Im übrigen störte es ihn, über seinem Kopf ein leeres Zimmer zu wissen, in das ein noch nicht bekannter, also schrecklicher Lärm einziehen konnte, ein Spielklub zum Beispiel. Schließlich durfte er auf keinen Fall vor dem Portier einem jener Mieter ähnlich werden, denen es an ein paar wertlosen Geldscheinen gelegen war. Paul erkundigte sich also, als ein Mann von Geschäften, nach dem Preis. »Zehn Dollar im Monat!« sagte der Portier, der vor Bernheim niemals eine andere Währung zu erwähnen wagte. »Ich nehme es«, sagte Paul mit dem schnellen Entschluß, mit dem er etwa am Telephon sagte: »Ich nehme, gemacht!«
In der Tat hatte er ein Zimmer nötig. Je weiter er den Kurfürstendamm entlangging, desto notwendiger wurde das Zimmer. Es war ein nebliger Februartag, an den Straßenecken bestanden die feldgrauen Bettler und Krüppel aus Nebel. Man sah die Passanten erst auf drei Meter Entfernung, die frühen Laternen brannten wie erlöschende Sterne. Paul wußte, daß er sehr traurig gewesen wäre, wenn er in dieser Stunde nicht das Zimmer gemietet hätte. So besaß er für heute eine kleine Sensation. Es war den ganzen Tag keine Post gekommen. An den Tagen, an denen sein Briefkasten leer war, fühlte er sich doppelt verlassen. An solchen Tagen war er ein Pessimist und abergläubisch. Er stellte sich vor, daß irgendeine feindliche Macht entweder die Menschen, mit denen er korrespondierte, am Schreiben verhinderte oder, was sie geschrieben hatten, auf dem Grunde der Postkästen aufhielt, in den Briefsäcken der Postwagen zerfallen ließ. Er selbst schrieb nicht

gerne gewöhnliche Briefe. Er telegraphierte oder gab seine Briefe eingeschrieben auf. Gestern und vorgestern hat also kein Mensch an mich gedacht, sagte sich Paul, wenn sein Briefkasten leer war. Ich habe viele Freunde und bin ganz allein. Nicht einmal Marga schreibt mir.

An solchen Tagen bereitete er sich mit langsamer Vorfreude auf die Geschäftskorrespondenz vor, die ihn im Büro im Innern der Stadt erwartete. (Er sagte nicht Stadtinneres, sondern »City«.) Sonst interessierte ihn diese Korrespondenz überhaupt nicht. Ein Geschäftsfreund hatte ihm ein Büro abgetreten, in dem Bernheims Sekretär und ein Schreibfräulein saßen, Anrufe entgegennahmen und notierten, kleine Abschlüsse selbständig »tätigten« und bei größeren in Pauls Wohnung anriefen. Jeden Nachmittag, eine Stunde, nachdem er das Bett verlassen hatte, begab sich Paul in dieses Büro. Hatte er Briefe zu Hause bekommen, so fuhr er im Auto. An den postlosen Tagen ging er zu Fuß, um seine Verlassenheit bis zum Grunde auszukosten. Dann aber auch, um an einem ganz bestimmten Punkt, an dem sich der Schmerz der Einsamkeit in eine linde Wehmut verwandelte, die Hoffnung auf eine möglichst überraschende Geschäftskorrespondenz lange auszudehnen. Unter Umständen konnte sich auch ein Privatbrief unter die geschäftlichen gemischt haben.

Er beschloß nun, das Büro in der »City« aufzugeben und es im zweiten Stock über seiner Wohnung einzurichten. Es gab Stunden am Vorabend, die er allein in seinem Zimmer verbringen mußte, in denen kein Freund sich meldete, kein Brief kam, kein Telephongespräch. Dann fühlte er die Einsamkeit wie ein Gefängnis. Die Frauen, zu denen er Beziehungen hatte, beschäftigten ihn nur, solange er sich in ihrer Nähe aufhielt. Sein ständiges Verhältnis Marga lebte in Wien, sie kam einmal im Monat zu ihm. Sie war eine junge Schauspielerin, die ihr Theater auf keinen Fall verlassen wollte. An einer Berliner Bühne hatte er sie nicht unterbringen können. Aber selbst wenn er Marga bei sich gehabt hätte, seine Verlassenheit wäre nicht kleiner gewesen. Sie brauchte ihn nur, weil es die Sitte erforderte. Er liebte sie nicht, aber auch ihm befahl die Tradition, eine Freundin zu erhalten. Es erhöhte den gesellschaftlichen und sogar den geschäftlichen Kredit.

Es war schwer, allein zu sein. Alle peinlichen Gedanken kamen aus der Einsamkeit, wie Züge aus der Ferne kommen. Wenn er allein war, erinnerte er sich an Nikita, an das Spital, an das verlorene England, an das unterbrochene Oxford. Nun war er nahe an die Dreißig. Das drei-

ßigste Lebensjahr erschien ihm wie die letzte Etappe auf dem Weg zur Größe. Wenn man bis dahin nicht ein bedeutender Mann war, so wurde man es nie mehr. Dann verlor auch das Leben seinen Sinn. Denn ein mittelmäßiges Leben zu führen hielt Bernheim für einen Verrat an sich selbst, an seinen Talenten, an seiner genialen Jünglingszeit, an seinem toten Vater. Er konnte sich nur Größe oder Tod vorstellen, wenn er an seine Zukunft dachte. Und je strahlender er sich die Größe ausmalte, desto mehr Angst hatte er vor dem Tod. Die Leere des Todes umgab und erfüllte ihn bereits in manchen Stunden.

Um ihr zu entfliehen, umgab er sich mit Gesellschaft. Es waren Menschen, die von ihm lebten, Schatten, aufgestiegen aus den Nebeln der Zeit und von ihnen gebildet. Alle bewegten sich auf dem ungewissen, unbegrenzten und seine Ausmaße unaufhörlich verändernden Gebiet zwischen der Kunst und dem Hasardspiel. Sie hingen mit dem Theater, mit der Malerei, mit der Literatur zusammen, aber sie schrieben nicht, malten nicht, traten nicht auf. Der erschuf eine Zeitschrift für die Dauer einer Woche. Jener nahm Vorschuß auf einen Zeitungsartikel, den er niemals schreiben konnte. Ein dritter gründete eine Bühne für die Jugend und wurde bei der ersten Vorstellung verhaftet. Ein vierter trat seine Zimmer einem Spielklub ab, konnte nicht mehr in seinem Hause leben und verlor in anderen Spielklubs den Mietpreis, den man ihm zahlte. Ein fünfter, der Medizin studiert hatte, befaßte sich mit Abtreibungen, konnte sie aber der Diskretion wegen nur in seinem Freundeskreis ausführen und bekam also keine Honorare. Ein sechster arrangierte spiritistische Versammlungen und wurde von seinen eigenen Medien denunziert. Ein siebenter leistete der einheimischen Polizei und gleichzeitig fremden Botschaften Spionagedienste, betrog alle und fürchtete die Rache aller. Der achte verschaffte den russischen Emigranten falsche Pässe und vermittelte Aufenthaltsbewilligungen bei der Fremdenpolizei. Der neunte brachte den radikalen Blättern falsche Nachrichten aus den Kreisen der nationalistischen Geheimorganisationen. Der zehnte kaufte sie, bevor sie erschienen waren, und bekam dafür Belohnungen von den konservativen Männern, die Geld besaßen. Es erwies sich in jenen Tagen, daß die Sittlichkeit dieser Welt von nichts anderem abhängig ist als von der Stetigkeit der Valuta. Eine alte Wahrheit, die im Lauf der vielen Jahre, in denen das Geld einen unbestrittenen Wert hatte, vergessen worden war. An den Börsen der Welt wird die Moral der Gesellschaft bestimmt.

All diesen Menschen stand die Wohnung Bernheims Tag und Nacht offen. Er, der einzige unter ihnen, verdiente wirkliches Geld, das heißt fremdes, und daher war er ihnen überlegen. Diese Überlegenheit wurde wertvoller, je mehr sie ihn kostete. In manchen Stunden überschätzte er gerne seine Freunde, um selbst in seinen Augen mächtig zu erscheinen. Er ergab sich der Illusion, endlich das Leben eines wirklichen Herrn zu führen. Und wie dereinst sein Vater, so kaufte er jetzt seine Anzüge, seine Schuhe, seine Hüte in England. Er rauchte englischen Tabak aus englischen Pfeifen, aß Früchte und Grieß und rohes Fleisch und ritt wieder wie in seinen jungen Tagen. Daß er kein eigenes Pferd besaß, machte ihm Kummer. Automobil auf Anzahlung, Chauffeur in Livree. Paul hätte gern Pferde und mehrere Wagen besessen. Überzeugt wie alle Welt, daß die Wirtschaft die Politik und das ganze nationale, ja europäische Leben bestimmte, vernachlässigte er seine kunsthistorischen und seine literarischen Neigungen und sprach nur mehr von »ökonomischen Realitäten«. »Es gilt«, sagte er zu Doktor König, einem seiner Freunde, »den Markt zu beherrschen. Der Markt ist die öffentliche Meinung. Die Zeitungen sind die Sklaven der Banken. Und wer die Banken samt deren Sklaven beherrscht, der regiert den Staat.«

Doktor König, der linksgerichtet war, mit Rußland sympathisierte und sich für einen Revolutionär hielt, dem nur eine Revolution fehlt, hörte mit der Andacht zu, die Gegner der bürgerlichen Gesellschaftsordnung für deren Stützen immer bereithalten. Bernheim hielt ihn für einen mächtigen Führer des Proletariats, und er sah in Bernheim einen geheimen Vertrauten der Schwerindustrie. So saßen sie einander gegenüber, die Repräsentanten zweier feindlicher Mächte, persönlich objektiv bis zur Freundschaft und jeder erfüllt von dem Gedanken an die Wirkung, die er auf den andern ausübte.

»Wir werden noch mit Rußland Geschäfte machen!« sagte Paul zu ihm mit versöhnlicher Ironie.

»Ihr werdet dort das Geld verdienen, das wir euch hier abnehmen werden!« erwiderte Doktor König.

Am Abend saßen sie nebeneinander am Spieltisch. Doktor König verlor. Er führte sein Unglück im Spiel auf seine Weltanschauung zurück, die ihm gebot, das Geld zu verachten. Er lieh also Geld bei Paul, der gewann und der diesen Umstand nach der traditionellen Manier mit seinem Unglück in der Liebe erklärte. Am Abend vertrug er keine

Politik. Da zog er zum Beispiel die Anekdoten Kastners vor, der manchmal pornographische Werke zum Durchblättern brachte. Kastner bekam sie von Leuten, die in Geldverlegenheit waren, in Kommission. Bernheim hatte ihm schon mehrere abgekauft. Er benützte sie zur Zerstreuung der Damen, die ihn besuchten und denen er sagte: »Ich muß Sie ein halbes Stündchen allein lassen, ich habe zu tun. Blättern Sie inzwischen diese Zeitschriften durch. Nur rühren Sie mir ja nicht jene Werke an. Es ist Gift für Frauen!« Wenn er schon nach einer Viertelstunde zurückkam, sah er die Frau über den verbotenen Büchern sitzen.

Einigemal in der Woche gab er größere Soupers, die erst im Morgengrauen zu Ende gingen. Da bediente sein Chauffeur in weißen Handschuhen. Nach dem Essen las ein junger Dichter aus Dramen vor. Man löschte den Kronleuchter aus und ließ nur in den Ecken mit dunkelblauem Batik verhängte Birnen angezündet. Der Dichter las in einem Lehnstuhl. Die Zuhörer legten sich auf die Pölster, deren Bernheim etwa hundert besaß. So stellte man Sofas her. In dem Maße, in dem sich die dramatischen Handlungen verwickelten, vergrößerte sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer für die Nachbarinnen. Während der Dichter den letzten Akt las, lagen die meisten schon im Dunkeln, als lägen sie hinter einem bereits gefallenen Vorhang.

Die Batiklampen waren ausgelöscht. Hie und da sah man eine leuchtende Hand, die sich nach einem Glas ausstreckte. Im Nebenzimmer ließ der Chauffeur ein gedämpftes Grammophon spielen. Jemand summte mit. Schwankend erhob sich ein Paar, um zu tanzen, und fiel nach einigen Drehungen wieder hin, als wäre der Mechanismus abgelaufen, der, eingebaut in ihren Leibern, ihre Gliedmaßen bewegte. Die meisten brachten noch die Kraft auf, Zigaretten zu rauchen. Sie verbreiteten zugleich mit dem Rauch den schalen Geschmack ihrer Münder, und der Geruch von Wein, Zigaretten, Puder und Parfüm ergab zusammen den von Menthol und Zahnpasta. Ehe der Morgen graute, brachte der Chauffeur, dessen Handschuhe ewig weiß blieben, ein Wunder, leuchtend im Dunkeln, schwarzen Kaffee in winzigen Täßchen. Die Damen und jene Herren, die goldene Armkettchen trugen, führten die Tasse zum Mund, indem sie die kleinen Finger spreizten.

Einer nach dem andern gingen die Gäste weg, ohne Abschied, zwischen Nacht und Tag, und wie aus Angst vor dem Tag. Eine halbe Stunde, nachdem der letzte das Haus verlassen hatte, wußte Paul noch

nicht, ob er schon allein war. Also machte er, einem Nachtwächter ähnlich, die Runde durch seine Zimmer. Beim ersten Schimmer des Morgens suchte er in den Winkeln zwischen den verstreuten und aufeinandergehäuften Pölstern nach Schlafenden. Er hätte gerne noch einen Gast zurückbehalten. Nur fürchtete er, es zu sagen, damit nicht alle blieben. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Zimmer verlassen waren, begann er, einige Melodien aus seiner Jugend zu spielen. Der Wintertag kroch mit bleierner Langsamkeit an die Fenster. Paul ließ seine Finger ihrer eigenen Erinnerung gehorchen und unkontrolliert über die Tasten gehn. Die Klänge, die sie hervorriefen, erreichten seine Ohren spät, als hörte er aus einem entfernten Zimmer einen Fremden spielen. Die Melodien kamen gleichzeitig mit den ersten Geräuschen der erwachenden Straßen. Paul erinnerte sich an die Morgenstunden seiner Kindheit, an die Stunde vor dem Schulbesuch, an die kurze und dennoch so lange Viertelstunde vom Erwachen bis zum Aufstehen, in der er mit doppelt geschärften Sinnen die Laute des Morgens in den fernen Straßen und in den nahen Zimmern vernommen hatte. Der Duft von frisch gebranntem Kaffee und Fett, in dem die Eierspeise hörbar prasselte, durchzog das ganze Haus. Er setzte sich noch in der Straße fort. Wenn Paul das Haus verließ, begleitete ihn dieser bestimmte Geruch ein Stück. Die ersten leichten Bauernwagen rollten in die Stadt. Schwer ächzend und wie aus Erz, tauchte an der ersten Biegung der Spritzwagen des Magistrats auf, damals noch von zwei breitknochigen, monumentalen Pferden gezogen, die ihre dröhnenden Hufschläge selbst zu zählen schienen. Die singenden Rufe der Straßenhändler hallten wider von den Wänden der morgendlichen, leeren Höfe, und aus den offenen Fenstern erscholl als eine Antwort der Gesang eines aufräumenden Dienstmädchens. Einen nach dem andern sah Paul seine Schulkameraden wieder. Er konnte sie noch nach dem Alphabet aufzählen bis Morgenstern, dann verloren sich die Namen in der Nacht der Vergangenheit.

Aus ihnen allen ist was geworden, wenn sie nicht im Krieg gefallen sind, dachte Paul. Und wie weit waren sie damals hinter mir! – Mit der unerbittlichen Nüchternheit, die einer durchwachten Nacht folgt, entlarvte Paul Bernheim eine seiner Täuschungen nach der andern. Es waren die einzigen Stunden, in denen er sich über die Armseligkeit seiner Freunde, den falschen Glanz seines Wohllebens Rechenschaft gab. Es war, als ob die fröhliche Echtheit jener Eindrücke, die aus einer

fernen Zeit immer noch ihr Echo herüberschickten, die Leere dieser Gegenwart enthüllten, wie man falsche Perlen erkennt, sobald echte in ihre Nähe kommen. Ein drohender Eisberg, schwamm das dreißigste Lebensjahr heran. Der Ehrgeiz plagte, ein körperliches, unheilbares Leiden. Wenn er mich verließe, dachte Paul, wenn man ihn operieren könnte! Es war kein Charakterzug, es war ein überflüssiges und krankes Organ. Und wie ein Geiziger seine unfruchtbaren Schätze zählt, so zählte Paul seine unfruchtbaren Talente. Er konnte malen, musizieren, schreiben, amüsant sein, er verstand etwas von Geschäften, von Menschen, von der Nationalökonomie, von der Weltpolitik. Es ging ihm nicht schlecht, er verdiente Geld. Aber nicht genug, um mächtig zu sein, und zu wenig, um die tröstliche Bitterkeit der Armut zu kennen. Es mußte noch irgendein Geheimnis geben, das Geheimnis des Erfolgs. Darauf konnte man mit der Zeit kommen. Vielleicht eine glückliche Heirat.

Wieder rann ein Tag durch die Fenster, ein schrecklicher Tag. Er brachte Leere, Kälte und die Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge, die Einsicht, die den Schrecken gebar und den Schatten des Todes weckte, die Rettung vor der Mittelmäßigkeit allerdings: Aber welch eine Rettung! Und wie man die Augen schließt vor einer hereinbrechenden Katastrophe, so schloß Bernheim die Augen vor dem hereinbrechenden Tag, er legte sich schlafen.

Nicht mehr als zwei Stunden durfte man der Arbeit widmen. Die Geschäfte gingen von selbst. An zwei Telephongesprächen mit Merwig zu Hause verdiente man für einen Monat zum Leben. An der Differenz zwischen dem Dollarwert an den schwarzen und legitimen Börsen dreier Städte verdiente man den Luxus. Es war endlich gelungen, den alten Merwig zu einer Verbindung mit Leuten von der schwarzen Börse zu überreden. Sonst wäre er gekündigt worden. Ohne Mitleid, Paul sagte: »Ohne Schwäche.« »Nur nicht sentimental sein!« sagte Paul ein paarmal im Tag.

Nun, da sein Büro über seiner Wohnung installiert war, fühlte er sich weniger einsam. Droben saßen Leute, die er bezahlte. Sie lebten von ihm, also mußten sie ihm zur Verfügung stehen. Anders als die Freunde, die das Geld, das man ihnen lieh, mit der Freundschaft bezahlt zu haben glaubten. Gegen drei Uhr nachmittags schritt er langsam die Treppe zum Büro hinauf. Wenn er nur den Schlüssel ins Schloß steckte, begannen drinnen zwei Schreibmaschinen zu klappern.

Über sie gebeugt, als hörten sie ihn nicht kommen, saßen beide Mädchen. Sie stürzten sich nach der Sitte weiblicher Bürokräfte raubtierhaft auf einen gleichgültigen Brief und zermalmten ihn zwischen den Gestängen der Maschinen. Ein Vorgang, der dem Brotgeber gefällt, nicht, weil ihn der Fleiß freut, sondern die Furcht, der er begegnet. Auch Paul Bernheim freute sich solcher Untertänigkeit. Der Sitte der Zeit gemäß, die eine Epoche der mutigen und schnellen Entschlüsse war und in der sich der Handel unter dem Einfluß des Krieges wie eine Strategie benahm bis zu dem Grade, daß sogar die Geschäfte »Operationen« zu heißen anfingen, der Sitte dieser Zeit gemäß überflog Bernheim mit einem raschen Blick die Schreibtische, die Korrespondenz, die ihm aufgeschnitten und griffbereit dargeboten wurde. Er liebte es, in einem Augenwinkel das Bild des zaghaft wartenden Sekretärs aufzunehmen, der seinen Herrn in der Lektüre nicht zu stören wagte. Paul Bernheim wurde dann leutselig – eine Fähigkeit, die ebenfalls einen Machtgenuß beschert.

»Na, zeigen Sie nur mutig her, was Sie haben.«

Er betrachtete den schlechten, harten und glänzenden Stoff des Anzugs, den der Sekretär trug, und fühlte die Freude aus den Knabenjahren, wenn er mit dem Zeugnis in der Hand von den Kollegen Abschied nahm, auf die noch eine Nachtragsprüfung wartete.

»Telephonische Abschlüsse?«

»Vier bis jetzt«, sagte der Sekretär, »Allgemeine Boden, Agrar, Kredit und Herr Robinson.«

»Robinson? Wieviel?«

»500 im ganzen!«

»Chinesische?«

»Nein, Amerika!«

»Hören Sie was von Ergo, Im et Ex?«

»Die Apparate setzen sich nicht durch, Herr Bernheim. Es hat keinen Sinn, wenn ich mir eine Meinung erlauben darf.«

»Nein!« sagte Bernheim, »keine Meinung« – und er las in der Seele des Sekretärs die Worte: Er hat recht, wer zahlt noch fünfzehn Dollar die Woche?

»Wir wollen«, fuhr Bernheim fort, »die Sache im Auge behalten. Nase muß man haben!« Das Telephon schrillte, gleichzeitig hörten die fleißigen Mädchen zu klappern auf. Der Sekretär machte einen Sprung, um den Apparat noch zu erreichen, ehe sich Bernheims Hand ausge-

streckt hatte. Einen Augenblick hörte man die Stille. Sie ging von den beiden Maschinen aus, die eben noch so gelärmt hatten, und von den zwei Mädchen, auf deren Gesichtern die leere Andacht lagerte, mit der sie manchmal einem Gottesdienst beiwohnten und einer fremden Hochzeit.

»Wer ist dort?« fragte Bernheim den Sekretär. Der legte die Muschel weg mit der dienstbeflissenen Entschiedenheit, mit der er für fünfzehn Dollar wöchentlich alle Telephonabonnenten abgelegt hätte. Zwischen der Notwendigkeit, leise zu sprechen, und der Angst, ein Flüstern würde die Ehrerbietung vermindern, fand er eine Art abgebrochener Sprechweise, unvollkommene Wendungen, als wären Andeutungen weniger vernehmbar als vollendete Sätze.

»Granich Düsseldorf fragt, morgen signiert!« stammelte er.

»Lassen Sie warten!« befahl Bernheim, »bin in einer Konferenz.«

Der Sekretär telephonierte:

»Tut mir leid, bitte zu warten oder gefälligst eine Stunde später anzurufen. Herr Bernheim ist in einer wichtigen Konferenz.« Er hielt es für nötig, die Konferenz »wichtig« zu nennen. Auf diese Weise macht man sich unentbehrlich.

In der Tat war Paul Bernheim froh, wenn man von seinen wichtigen Konferenzen sprach. Er liebte wie alle Welt diese harmlosen Täuschungen, und er verwendete sie aus Angst, er selbst könnte das Opfer einer ähnlichen Lüge geworden sein. Aus diesem Grunde sagte er:

»Rufen Sie Herrn Robinson an, sagen Sie, ich bin in einer wichtigen Konferenz und erwarte morgen seinen Besuch.«

»Herr Robinson«, sagte der Sekretär, nachdem er telephoniert hatte, »bittet Sie, zu ihm zu kommen. Gerade morgen hat er keine Zeit!«

»Dann soll er warten!« entschied Bernheim mit einer gespielten Heftigkeit. Die Antwort Robinsons ärgerte ihn, noch mehr aber, daß er sie nicht vorausgesehen hatte. Er hätte noch gerne weitere Aufträge gegeben, aber er wurde abergläubisch! Heute wird alles schiefgehn!

Er wollte sich erheben und Schluß machen. Es klingelte noch einmal.

»Ihr Herr Bruder«, sagte der Sekretär.

Paul fragte: »Du, Theodor?«

»Ja«, sagte Theodor, »geh nicht fort, ich bin in fünf Minuten bei dir.«

Theodor kam.

Er trug zum erstenmal nach langer Zeit wieder Zivil, daheim welkten die Windjacken. Pauls Einladung, sich zu setzen, lehnte er ab. Er stand

im Dämmer des Winterabends, ein paar Schneesternchen glänzten noch und zergingen eilig auf den Schultern seines Mantels. Er hielt den Hut in der Hand – man hätte ihm ansehn können, daß er ihn lieber mit beiden Händen gehalten hätte. Gedemütigt, so in der Wohnung des Bruders. Paul war ihm fremder in der Mitte der fremden Möbel, zwischen den Wänden, die Paul, nur Paul gehörten. Es war nicht das Haus der Mutter, in dem Theodor immerhin das Gefühl, enterbt zu sein, genoß, eine erhabene Bitterkeit, die auch Besitzrechte verleiht. Ob er mir helfen wird? Bis zu dem Augenblick, in dem er an Pauls Türklingel gedrückt hatte, war er ohne einen genauen Plan herumgegangen. Es war ihm unmöglich gewesen, sich vorzustellen, was er zuerst sagen würde, was Paul antworten könnte. Nun wußte er nichts zu sagen. Jäher fiel die Dämmerung ins Zimmer. Paul machte kein Licht. Es war, als riefe er den dunkelnden Himmel gegen Theodor zu Hilfe.
Bevor es Nacht wird, sage ich es, dachte Theodor.
»Ich brauche mindestens zweitausend Dollar sofort!« sagte Theodor endlich.
»Ich habe sie nicht!«
»Ich muß heute nacht weg. Mit Gustav. Du kennst ihn nicht. Er hat was angestellt.«
»Was sagst du? Was hast du damit zu tun?«
»Du kannst mich der Polizei ausliefern, wenn du willst. Ich bin beteiligt!« Und weil es ihm plötzlich einfiel, daß Paul ihn für einen gemeinen Verbrecher halten könnte, sagte er hastig:
»Es ist politisch.«
Die letzte Silbe dieses Wortes zischte noch in Pauls Ohren. Die Nacht war hereingebrochen. Paul erinnerte sich wieder an Nikita.
»Ich habe kein Geld!«
»Telephoniere, leih dir, sofort, schnell!« begann Theodor, jetzt mit lauter Stimme, als fände er, daß nun, da die Nacht schon da war, Vorsicht keinen Sinn mehr hatte.
»Und was geschieht«, fragte Paul langsam, »wenn ich dir kein Geld gebe?«
»Du!« schrie Theodor. Er griff nach dem Tisch, ein gläserner Briefbeschwerer glitt von selbst in seine Hand. Er warf den Gegenstand auf den Fußboden. Es dröhnte.
In diesem Augenblick schrillte die Türklingel. Paul öffnete.
Nikolai Brandeis trat ein.

Es war ein großer, kräftiger Mann in den Vierzigern, mit überraschend weichen, tigerhaften Bewegungen und einer tiefen und sanften Stimme, deren Reiz in dem fremden Akzent bestand, den sie auf die Worte legte. Manchmal schien es, daß Brandeis absichtlich die Silben falsch betonte. Wer ihn kannte, war überrascht von der Schnelligkeit und der Vielfalt seiner Intelligenz und verwundert über die Zähigkeit, mit der er immer wieder seine alten Fehler machte. Ja, er hatte die unhöfliche Gewohnheit, einen Satz, den ihm jemand sagte, sofort in seiner eigenen Melodie und falsch betont zu wiederholen, als wollte er den Sprecher verbessern oder als vergewisserte er sich, daß er richtig verstanden habe. Diese Eigenschaft machte die Menschen gegen ihn mißtrauisch. Wenn die Menschen es schon nicht gerne sehn, daß man ihre Fehler verbessert, so werden sie erbittert, wenn man nicht einmal ihre Korrektheit gelten läßt. Brandeis blieb ihnen fremd. Sie konnten nur einen ganz bestimmten Grad von Fremdheit ertragen, sogar sympathisch finden. Brandeis aber übertrieb. In einem Bilderatlas für Völkerkunde, in einem Museum als harmloses Porträt an der Wand hätte man ihn nur »exotisch« gefunden. Er aber lebte.

Er schien von einem unbekannten Geschlecht breitknochiger und hünenhafter Mongolen abzustammen. Sein schwarzer Spitzbart schloß sein breites, herzförmiges Angesicht so mustergültig ab, daß er wie künstlich und angeklebt wirkte, und da überdies die Oberlippe rasiert war, konnte man einen Augenblick glauben, Brandeis hätte nach einem Maskenfest vergessen, den Bart abzunehmen. Überraschend war die hellgraue Farbe seiner schiefgestellten, schmalen Augen. Merkwürdigerweise erhob sich über diesem dreieckigen Gesicht und im Gegensatz zu seiner braungelben Farbe eine weiße hohe und breite Stirn, die wie von einem anderen Menschen entlehnt war. Und erst die dünnen, in einzelne Strähnen zerfallenden, mattschwarzen Haare hatten wieder eine Beziehung zum Antlitz, zum Bart und zu der Lage der Augen.

Man wußte von diesem auffälligen Mann nur, daß er, wie viele Tausende, Rußland während der Revolution verlassen hatte. Da er keine Familie, keine Verwandten, keine Freunde aufzuweisen vermochte, da er während seiner Anwesenheit in Berlin keine Freunde gewonnen hatte, weder mit Fremden noch mit Einheimischen verkehrte, sondern nur mit dem und jenem Geschäfte machte, und zwar Geschäfte jeder Art, begannen die Leute, auf ihn aufmerksam zu werden und ihn unbestimmter Laster zu verdächtigen. Er wurde schnell bekannt. Denn

der Haß und das Mißtrauen machen populärer als die Wertschätzung und die Liebe. Wer ihn einmal sah, vergaß ihn nicht mehr. Man erlag dem melancholischen Reiz der Stimme und vermutete ein Geheimnis in diesem Mann.

Man konnte ihm in den Banken, in den Wartezimmern der Direktoren, auf der Börse, in den Kaffeehäusern der Geschäftsviertel begegnen. Man wußte ferner, daß er in einer kleinen Pension im Westen wohnte, wo er seine Mahlzeiten nicht einnahm. Manchmal sah man ihn zu einer späten Stunde in einem der geschlossenen Spielklubs. Da saß er in einer Ecke, trank, zahlte und ging. Die Gasthäuser waren geschlossen, er betrachtete die Spielklubs lediglich als deren Stellvertretungen. Einladungen nahm er nicht an. Er ging immer zu Fuß. Von allen Menschen, mit denen er Geschäfte machte, war er der einzige, der keinen Wagen besaß, und übrigens der einzige, der niemals Eile zu haben schien. Man sah ihn mächtig, langsam, herausfordernd langsam die Straßen daherkommen, einen Stock mit metallener Spitze gegen den Himmel gerichtet wie ein an einem Riemen geschultertes Gewehr, die Hand mit dem Stockgriff in der Tasche geborgen, den Hut mit schmaler Krempe über den Augen. So sah er gerüstet aus, und seine Sicherheit war die eines Menschen, der an der Spitze eines großen Gefolges einherschreitet.

Er hatte ein paar Monate früher ein umfängliches Geschäft mit Paul Bernheim gemacht. Es hatte sich darum gehandelt, einige hundert alter, schlechter Feldküchen, die in einem Depot in der Steiermark lagen und um die sich der Staat nicht kümmerte, weil er nicht genug begabt war und weil die Gegenstände der Kontrolle der alliierten Waffenkommission unterlagen, als altes Eisen nach Jugoslawien billig zu verkaufen. Nur verlangte der Käufer das Angebot von einer regelrechten Firma in Österreich. Brandeis versprach einen Gewinn von dreißig Prozent, wenn die Bank Bernheims als Käufer in der Steiermark und Verkäufer nach Jugoslawien auftreten würde. Die Kaufsumme war gering, die Bestechung eines Bezirkshauptmanns und eines Finanzbeamten wollte Brandeis selbst durchführen. Bernheim hatte fast kein Risiko. Er ging auf den Vorschlag ein. Nachdem das Geschäft zustande gekommen war, erhielt er zu seinem Erstaunen statt der abgemachten dreißig Prozent von Brandeis fünfundvierzig. Paul fürchtete eine Falle und sandte Brandeis die fünfzehn Prozent zurück. Er erhielt einen Brief, in dem Brandeis sich entschuldigte und die Überweisung von fünfundvierzig als einen Irrtum aufklärte.

Seit jener Zeit hatte Bernheim nichts mehr von Brandeis gehört. Daß dieser heute kam, am Abend, zu einer Stunde, in der Paul seinen Bruder unerwartet bei sich sah, verstärkte die Rätselhaftigkeit des Fremden und die Ängstlichkeit Bernheims. Was wollte Brandeis? Wußte er von seinem Bruder? Stand er mit der Polizei in Verbindung? Drohte ihnen beiden etwas?

Es dauerte einige Sekunden, ehe Paul ein Wort fand. Er stand, die Hand noch an der Klinke der Tür, die er eben nach dem Eintritt Brandeis' geschlossen hatte, und so, als wollte er das Haus dem Fremden übergeben und es verlassen. Brandeis hielt den Stock gesenkt wie zum Zeichen, daß er sich schon in einem Zimmer befand. Er behielt den Hut auf dem Kopf. Er wartete. Schließlich, als Paul immer noch schwieg, sagte er:

»Sie haben drinnen einen Gast, und ich störe Sie. Vielleicht ist es besser, ich gehe.«

Theodor hatte indessen Licht angezündet. Er saß in einem breiten Sessel, schmal, blaß und erfroren. Als ihm Brandeis kurz und aus der Entfernung zunickte, senkte Theodor nur die Lider.

Paul hatte gehofft, den Bruder würde die Anwesenheit des Fremden vertreiben. Aber Theodor sagte mitten in die Stille:

»Wann kannst du mir das Geld geben?«

»Es ist unmöglich –«, sagte Paul.

Theodor erhob sich. Er erhob sich schnell, mit vorgeworfenem Oberkörper, ohne die Hände aus den Taschen zu ziehn, und die Bewegung wirkte wie eine gehässige und bedrohliche Antwort, hingeschleudert von dem ganzen gespannten Körper.

In diesem Augenblick sagte Brandeis: »Wieviel brauchen Sie, junger Herr Bernheim?«

»Zweitausend Dollar wollte mein Bruder. Ich kann sie aber im Augenblick nicht auftreiben. Sie verstehen, jetzt, um diese Stunde!« sagte Paul.

»Darf ich Ihnen helfen?« fragte Brandeis. Er zog ein Bündel gerollter Dollarnoten, die mit einem Gummiband gegürtet waren. Er zählte zweitausend Dollar in Hundertscheinen und reichte sie Paul. Brandeis hatte so schnell gezählt, daß zwischen seiner Frage und dem Augenblick, in dem er den Gummi wieder um den Rest schnallte, nur Sekunden vergangen zu sein schienen.

Wortlos – so entschieden wortlos, als wäre er seit Jahrzehnten stumm – gab Paul seinem Bruder das Geld.

Theodor nickte, Paul folgte ihm ins Vorzimmer. Er machte die Tür auf,

noch ehe Theodor sie erreicht hatte. Die Brüder gaben einander nicht die Hand. Theodor ging. Langsam schloß Paul die Tür. Als er sich umwandte, sah er das Bild Brandeis' im Spiegel des Zimmers. Brandeis mußte diesen Abschied gesehn haben.
»Ich danke Ihnen«, begann Paul, »ich will morgen – –«
»Das ist nicht nötig«, unterbrach die sanfte Stimme, »wir haben größere Geschäfte miteinander zu machen, wenn Sie wollen. Sie sehen, daß ich Geld habe, und nicht einmal in der Bank.«
»Offen gestanden«, sagte Paul, »ich hätte ihm nichts gegeben, wenn Sie nicht gekommen wären.«
»Mit Unrecht, mit Unrecht. Wollen Sie diesen jungen Mann der Polizei ausliefern?«
»Woher – –«, begann Paul.
»– ich das weiß? Ich weiß gar nichts. Bedenken Sie, wenn ein junger Mensch in dieser Zeit, am Abend, sofort, eine große Summe braucht! Und außerdem kenne ich die jungen Leute. Ihre Emotionen sind kostspieliger, als unsere es waren, auch als Ihre es waren. Was brauchten wir? Frauen. Die Jugend von heute braucht Blut. Und das ist unbezahlbar.«
»Sie verstehen das?«
»Ausgezeichnet! Ich verstehe, daß der Tod diese Menschen so anzieht, wie wir einmal vom Leben angezogen waren. Sie fürchten den Tod, wie wir einmal das Leben gefürchtet haben, sie sehnen sich nach ihm, wie wir uns einmal nach dem Leben gesehnt haben. Glauben Sie nicht, daß es sogenannte schädliche Ideen sind, die diese jungen Leute treiben! Angst und Durst treiben sie wie Tiere. Ideen sind Vorwände – immer Vorwände gewesen –«, die Stimme wurde immer leiser, eine Hand hielt Brandeis auf der Tischkante und spielte auf ihr mit den Fingern, als wollte er dem Holz endlich einen Ton entlocken. »Ideen sind Vorwände, man findet immer welche. Ich werde einem Hund die Tür aufmachen, vor der er in der Nacht bellt, und – entschuldigen Sie den Vergleich – Ihrem Bruder Geld geben, damit er sich rettet. Mich beschwert nur, daß ich ihm keinen Gefallen damit erweise. Denn, sehen Sie, der Hund hat ein Haus und einen Herrn und die Gestalt eines Hundes. Dieser junge Mann aber wird vor lauter verschlossenen Türen stehn, und da er den Leib eines Menschen hat, wird ihm niemand öffnen. Sie sind ja so unglücklich, diese Leute! Sie haben keine Freuden mehr, nur Ideale. Ach, wie traurig sind Idealisten! – –

Aber reden wir von Geschäften! Damit ich Ihnen nicht zu edel erscheine, will ich Ihnen gestehen, daß ich Geld so leicht nur hergebe, wenn ich jemanden brauche. Ich brauche Sie! Ich bin, wie Sie wissen, ein Fremder hier. Man traut mir nicht. Ich tue selbst alles mögliche, um die Leute mißtrauisch zu machen. Nun, ein ganz einfaches Geschäft. Ich habe Stoffe an der Hand! Sehr gut, billig, leider von einem hellen Blau, das man nicht trägt. Man könnte auf die entsprechende Mode warten, gewiß. Aber warten? Ich habe mich erkundigt. Man kann die Stoffe färben, aber sie werden dann zu hart. Es gibt nur eine Art, sie zu verwenden, für Uniformen!« Brandeis wartete eine Weile. Er wartete auf eine Zustimmung. Paul schwieg.
»Ich brauchte«, fuhr Brandeis fort, »einen Mann, der den Behörden, Zoll und Gendarmerie und Polizei, Stoffe liefern könnte.«
»Ich werde mich bemühen«, sagte Paul.
»Sie werden selbst liefern«, sagte Brandeis. Er knöpfte den Mantel zu, den er nicht abgelegt hatte, faßte nach dem Stock, der am Stuhl lehnte wie ein lebendiges Wesen, und stand auf. Es schien Paul, daß der Fremde größer geworden war, daß er im Sitzen gewachsen war. Bernheims Blick reichte gerade bis zur Bartspitze des Großen.

VIII

Theodor war verschwunden.
Er hatte einen flüchtigen Abschied von der Mutter genommen und einen gründlichen von seinem Zimmer. Er war dem Weinen außerordentlich nahe, als er seine Schubladen ausräumte, seine Papiere verbrannte, seine Pistolen entlud und sie und die Papiere in einem harten Leinenfutteral für Regenschirme verpackte. Es graute ihm vor dem Leben auf einem fremden Gut, bei einem ungarischen Gesinnungsgenossen, vor dem Land, das er sich schmutzig und barbarisch vorstellte, vor unbekannten Apotheken, in denen die sicherlich gewissenlosen Pharmazeuten Schlaf- und Fiebermittel vertauschten, vor den unzulänglichen Optikern, die seine zweieinhalb Dioptrien bestimmt nicht begreifen würden, und schließlich vor der Armut, der Armut. Die Mutter und Paul waren imstande, ihn in der Fremde verhungern zu lassen. Gustav, der an der ganzen Sache schuld war, war ein armer Häuslersohn, und ein Aufenthalt auf dem Gut eines ungarischen Magnaten

konnte ihm eine Erholung und ein Fest sein. Sorgfältig packte Theodor seine Pyjamas und seine vierundzwanzig Krawatten ein. Es tat ihm leid, daß er nur zweitausend Dollar von Paul verlangt hatte. Viertausend hätte er fordern sollen. Draußen konnte jeden Augenblick der vereinbarte Pfiff Gustavs ertönen. Sie hatten den Sitten ihres Bundes getreu einen Pfiff ausgemacht, auch in dieser Stunde der Abreise. Verschwörer hatten zu pfeifen.

Gustav pfiff, erbarmungslos, Theodor schloß den Koffer und ließ ihn vom Portier nur bis zum Gitter tragen. Gustav durfte ihn nicht auslachen und für einen Verräter halten. Vom Gartengitter bis zum Wagen an der Ecke wollte Theodor den schweren Koffer selbst schleppen. Gustav wartete schon im Wagen. Theodor seufzte. Gustav rührte sich nicht. Theodor hatte gehofft, daß sein Kamerad den Koffer in den Wagen heben würde.

»Du hast es leicht«, sagte Theodor. »Du bist viel kräftiger als ich.« Und dennoch machte Gustav keine Anstalten, Theodor zu bedauern. Theodor schwieg erbittert bis zum Bahnhof.

Frau Bernheim saß über einer Handarbeit im kalten Speisezimmer und weinte, als Paul eintraf. Ihr Weinen hatte aufgehört, die Folge bestimmter Erregungen zu sein, es war, wie bei vielen alternden Frauen, eine Gewohnheit der Augen geworden. Ihre Tränen rannen lange, ehe sie selbst bemerkte, daß sie weinte, sie rannen wie ein Landregen, stetig und dünn und lind und tröstlich. Der Kummer löste sich in Wasser auf. Es floß immer aus den entzündeten Augen, die gleichen alten zwei Furchen entlang, zwischen den Wangen und der Nase und von den Mundwinkeln abwärts in zwei anderen Furchen, die das breite Kinn von den Wangen abgrenzten. Dann verloren sich die Tränen in den Falten des alten Halses und im hohen Kragen des schwarzen Kleides, der immer noch von einem grausamen Fischbeinskelett gehalten wurde.

»Mutter, du sollst nicht weinen!« sagte Paul.

»Ich weine gar nicht«, erwiderte Frau Bernheim, »es kommt mir nur so manchmal.« Sie saßen wortlos drei Stunden nach dem Essen im Speisezimmer und froren. Frau Bernheim hatte ein altes Reiseplaid ihres Mannes um die Beine gewickelt. Ihre Stricknadeln aus Bein klapperten wie im Frost. Die Fenster zitterten im Wind. Ein wüster, kalter Atem schlug vom Garten her gegen das Haus.

»Du solltest Gesellschaft haben, Mutter!«

»Siehst du, daran habe ich auch gedacht! Und nun ist ja Theodor fort, und ich dachte an sein Zimmer. Es hat einen separaten Eingang vom Flur.«

»Was willst du damit?«

»Unsereiner kann keinen Zettel vor die Tür hängen und auch kein Inserat in die Zeitung geben. Ich habe also Herrn Merwig gebeten, er sucht unter der Hand nach einer Dame aus guter Gesellschaft, die etwas zahlen müßte, allerdings etwas zahlen. Dann könnten wir auch das Dienstmädchen behalten, für uns zwei. Sonst müßte ich sie ja abschaffen. Grund genug hätte ich dazu. Es ist nicht lange her, da hat mir Geld aus der Büchse für die Armen gefehlt, sie kann es genommen haben. Warum nicht? Dienstboten sind drei Jahre ehrlich, und auf einmal stehlen sie. Aber man kann ja keine besseren finden heutzutage. Und so würde ich sie behalten, wenn ich nur einen Zuschuß hätte. Merwig ist brav, er sucht wirklich unter der Hand, morgen soll eine Dame herkommen, eine Frau Militär-Oberrechnungsrat, im Kriegsministerium war ihr Mann beschäftigt.«

Die Frau Oberrechnungsrat Hammer zog in Theodors Zimmer.

Von nun an saßen beide Frauen jeden Abend im Speisezimmer und froren und häkelten, blickten von Zeit zu Zeit mißtrauisch auf und häkelten weiter. Immer, wenn die Frau Oberrechnungsrat ins Speisezimmer trat, sagte Frau Bernheim: »Entschuldigen Sie einen Augenblick« und ging in den Korridor. Sie ging einen »Blick in Theodors Zimmer werfen«, denn sie hatte beobachtet, daß ihre Mieterin vergeßlich war und manchmal das Licht brennen ließ. Aber sie hütete sich, der Frau Hammer etwas zu sagen. Denn es war ihr eine Freude, immer nachsehn zu können und mit eigenen Händen Geld zu sparen.

Die Anwesenheit der fremden Frau störte Paul. Immer seltener wurden seine Besuche. Seine Mutter übertrieb vielleicht. Aber sie waren in der Tat nicht einmal wohlhabend mehr. Schon hatte er zwei Hypotheken, von denen die Mutter nichts wußte, auf das Haus nehmen müssen. Und gar keine Aussicht, reich zu werden – es sei denn durch das Geschäft mit den Stoffen, das Brandeis vorgeschlagen hatte. Konnte man Brandeis trauen? Man hatte keine Vorurteile, gewiß, aber waren diese Leute aus dem Osten nicht unheimlich? Man brauchte nicht gerade an die Sieben Weisen von Zion zu glauben. Aber brachten die Menschen aus dem Osten nicht andere Moralbegriffe mit, handelten sie nicht nach irgendeiner verborgenen östlichen Weisheit? Sie kannten

Geheimnisse, sie handelten nach Geheimnissen. Spielte bei Brandeis die Ehre eines Mannes eine Rolle? Brandeis machte sich nichts aus Gefängnisstrafen. Aber Paul? Lag nicht ein ganzes Leben vor ihm?
Er war wieder in der Stimmung, mit Doktor König zu sprechen, an dessen Widerstand sich Pauls Ehrgeiz immer entzündete. Er lud den Doktor König zu Heßler ein, zum Abendessen. Die guten Lokale! Wenn Paul ein gutes Lokal betrat, zweifelte er nicht mehr an seiner Karriere. Alles bestätigte hier seine Hoffnungen. Die Dienstbeflissenheit des Kellners und der optimistische Glanz der Lampen, die vollen Hände der Gäste, der gute Teint der Damen, selbst noch die bettelnden Krüppel vor dem Eingang und der frierende Schutzmann, der sie verjagte und der nicht mehr wie ein Beamter des Staates aussah, sondern wie ein Angestellter der Gäste. Nicht im Namen des Gesetzes handelte er, sondern im Auftrag des Direktors, des Portiers, des Kapellmeisters und Pauls. Wenn man reich war, konnte man ihn immer haben, Tag und Nacht das ganze Bürgerliche Gesetzbuch vor der Tür. In diesem Restaurant, und besonders wenn ein Revolutionär dabei war, eingeladen und aus diesem Grunde doppelt widerspenstig, vergaß man die Zweifel. Es war, als ob die Leichtigkeit, mit der alle Geld ausgaben, in Paul Bernheim die Leichtigkeit züchtete, Geld zu verdienen. Da lächelte eine Frau, und es war tröstlich zu wissen, daß man eine Nacht immer noch bezahlen konnte. Da bot sich die Zigarettenverkäuferin zugleich mit einer Schachtel Amenophis extra Korkmundstück an, und es war herrlich, zu wissen, daß man Geld genug für dreihundertfünfundsechzig Nächte Verkäuferin hatte. Bald würde man jahrelang Geld für die Gattinnen der Farbenfabrikanten haben. Da saßen sie, die Giftgaserzeuger, und man war fast ihresgleichen. Ahnten sie denn, daß man mit ihnen verglichen ein Bettler war? Nein! Sie ahnten es nicht! Man war auch kein Bettler. Man war nur unterwegs, noch nicht angekommen.
Doktor König trug aus Opposition keinen Smoking, sondern nur einen schwarzen Anzug: als wäre ein schwarzer Anzug eine Herausforderung der kapitalistischen Gesellschaft. Er wußte nicht, daß er den englischsten aller Smokings zur besten Geltung brachte und daß er Paul gekränkt hätte, wenn er ebenfalls im Smoking erschienen wäre. In Doktor König ging nach dem dritten Glas Wein eine Revolution vor, mit der verglichen die russische ein Kinderspiel gewesen war. Doktor König sah sich an der Macht, er überlegte, wie er, ohne sein Gewissen

zu beschädigen, dem armen, enteigneten, zum Straßenkehrer begnadigten Paul Bernheim eine Protektion angedeihen lassen könnte. Er hörte aus einer meilenweiten Ferne Pauls lange Erklärungen. Rede du nur! dachte König, während Paul verliebt in seinen Smoking, seine Hände, seine Stimme, Wunder von der Börse erzählte. »Das ist mein Gebiet«, sagte er, »ich fühle mich dort wie Sie in den Volksversammlungen. Ich liebe dieses unmenschliche Gewirr, Stimmen von Insekten, nicht von Menschen. Die schwarzen Tafeln, den schnellen Schwamm, der alles auslöscht, und die noch schnellere Kreide, die neue Zahlen hinschreibt. Ja, ja, ich liebe das: ans Telephon zu gehen und zu zittern, daß die Verbindung mit meinem Sekretär nur schnell hergestellt wird. Ich telephoniere, eile zurück, und die neuen Ziffern geben mir recht. Nase muß man haben! Schnell ein Gespräch mit der Bank, und dann vor dem Nachtmahl zur Erholung im offenen Wagen achtzig Kilometer die Straßen verschlingen. Das ist Leben.«

»Sagen Sie mir lieber«, meinte Doktor König, der jetzt Paul Bernheim für alkoholisiert hielt und die Hoffnung hegte, etwas »wirklich« zu erfahren, »was halten Sie vom Ruhrgebiet?«

»Nach meinen Erfahrungen«, erklärte Bernheim, der den Revolutionär nicht enttäuschen wollte, »nach all dem, was ich von meinen Freunden höre, ist es eine große Dummheit von beiden Seiten. Frankreich ist noch schlimmer daran als wir, und uns geht es auch nicht gut. Was wollen Sie? Solange die dummen Politiker à la 1900 nicht ihr Geschäft den Führern der Wirtschaft überlassen, wird es in Europa schlimm sein. Darin, glaub' ich, stimmen wir überein: daß die Wirtschaft die Politik regiert.« Und um auch die Kenntnis des internationalen Lebens außerhalb des Kontinents zu beweisen, fügte Paul hinzu: »In England weiß man das längst.«

»Sie kennen ja England gut!« bemerkte Doktor König, um gefällig zu sein.

Da Paul schon das sechste Glas getrunken hatte, zögerte er nicht, zu sagen: »Meine zweite Heimat. Sie wissen, daß ich den wichtigsten Teil meiner Erziehung Oxford zu verdanken habe. Es war eine schöne Zeit, der Krieg hat sie unterbrochen«, Paul hatte in der Tat vergessen, daß er noch vor dem Krieg zurückgekehrt war, »ich möchte gerne wieder zurück, ehe es überhaupt zu spät wird. Werden Sie mir glauben, lieber Herr Doktor König, Sie kennen mich doch, Sie wissen von meinen geistigen Interessen, aber ich bin auf nichts so stolz wie auf die zwei

Ruderpreise, die ich in Oxford bekommen habe. Wenn Sie nächstens bei mir sind, zeige ich Ihnen die Pokale.«
Das Zahlen war Paul von allen Zeremonien des Restaurants die liebste. Er liebte den diskreten Wink, den er dem Kellner gab, das gefaltete Blatt, das wie ein Geheimnis vor ihn hingelegt wurde. Manchmal hielt er es für vornehm, die Rechnung zu kontrollieren. Manchmal begnügte er sich mit einem leichten Blick auf die Summe. Noch mit dem Rückgrat maß er die Tiefe der Verbeugung hinter seinem Sitz, er beantwortete keinen Gruß, im Gegensatz zu Doktor König, der als ein Mann aus dem Volke allen »Gute Nacht!« sagte, bieder und klassenbewußt.
Aber draußen, wenn die Kälte ihn wieder ernüchterte, bekam Bernheim Angst vor den eigenen Worten, die er drinnen gesagt hatte. Er klammerte sich schweigsam an Doktor König. Er schlug noch einen Besuch im Spielklub vor. Er versuchte, mit beklommenem Herzen einen Scherz zu machen, immer noch liebenswürdiger, heiterer, sorgloser, weltmännischer Gastgeber zu sein. Aber schon überlegte er: Ich werde noch auf diesen verdammten Brandeis hereinfallen. Geld muß man haben, reich muß man werden, vielleicht gewinne ich.
Ja, er glaubte im Ernst, daß er eines Tages im Spielklub gewinnen würde. Während er dem blassen und schmalen und blaugefrorenen Aufpasser an der Ecke winkte, schöpfte er neuen Lebensmut. Der Anblick dieses armseligen Mannes war herzerfrischend. An dem schmalen Pelzkragen, dessen Haare ausgefallen waren und gelbe, harte, nackte Ledernarben frei ließ, an den dünnen Beinen in den viel zu kurzen Hosen, den Stiefeln, die vor Kälte aneinanderschlugen mit der Schnelligkeit klappernder Zähne, ermaß Paul Bernheim die ganze Höhe seiner eigenen Situation. Er hörte das leise Kreischen der Tür, die in den geheimnisvollen Flur führte, wie einen Ruf der Zukunft, und er sah die romantische Laterne des Portiers als ein symbolisches Licht – im billigen Sinn dieser alten Wendung. Er gebot der Vernunft, die ihm die Lächerlichkeit der ganzen Maskerade enthüllen wollte, zu schweigen. Er ging dem Glück entgegen. Er wollte nicht geweckt werden.
Aber oben, in den Spielräumen, in denen der Rauch die Wände, die Decken und die Lampen verhüllte und der Geruch eines bürgerlichen Familienlebens, das der Inhaber der Wohnung tagsüber führte, den des nächtlichen Lasters behinderte, verlor Bernheim den Mut zu spielen. Nein, die Karten hatten keine Gewalt über ihn, sie waren ihm hold,

aber mit Maß, sie erhielten eine ordentliche, distanzierte Beziehung zu ihm. Obwohl er alle Spielsäle kannte, hatte er sie doch immer wieder vergessen, ehe er sie betrat. Solange er sich noch in der Straße befand, hoffte er, daß sie sich durch ein Wunder seit gestern verwandelt hatten. Mit welcher Leidenschaft hätte er spielen können, wenn statt dieser armen Filmstatisten, Vortragskünstler, Artikelschreiber und anderer Zufallsverdiener lauter reiche Herren an den Tischen säßen wie in England! Hier stürmten ihm bei seinem Eintritt seine Freunde entgegen und baten ihn um Darlehen. Er hatte schon längst die Fähigkeit, mit einer aufrichtigen Stimme die Höhe seiner Barschaft zu verleugnen und über seine vorgetäuschte Ohnmacht so verlegen zu sein, daß man ihm eine wirkliche zutraute. Aber nun konnte er keine hohen Summen setzen – und was er mit den kleinen gewann, verschenkte er in der Runde. Ihn störten die Öldrucke an den Wänden, die Nippessachen in den Glasschränken, die falschen Perserteppiche und die Deckchen auf den Armlehnen der Sessel – alles Einrichtungsgegenstände, die den kleinbürgerlichen Staub der Wohnung, den braven Beruf ihres Mieters und die umgearbeiteten Kleider seiner Frau verrieten. Manchmal stieß man zufällig an eine geschlossene, von einer Portiere verborgene Tür und hörte hinter ihr ein Mitglied der Familie schnarchen. Der Sohn des Hauses wartete im Flur auf die Überfälle der Polizei, und seine Schwester kochte in der Küche den schwarzen Kaffee. Ein gähnender Kellner schlotterte in einem gespenstischen Frack zwischen den Tischen. Unter solchen Umständen konnte man das Glück nicht herausfordern.

Aber immer wieder ging Paul nach Mitternacht in einen Spielklub.

Die Einsamkeit in seiner Wohnung war unerträglich. Seit Monaten hatte er sich schon eine Abwechslung gewünscht. In der steten Erwartung, gelegentlich der Polizei in die Hände zu fallen, trug er keine Papiere, die seine Identität bescheinigen konnten. Die Polizei kam. Er wurde in der Gesellschaft der andern auf einen Lastwagen verladen und blieb bis zum Morgen im Polizeipräsidium. Eine Nacht der Einsamkeit entrissen! Er sah den fahlen Morgen das Amtszimmer bestreichen, den alten Staub auf den grünen Pappendeckelbänden der Kartothek, die grindigen, verschwitzten und gesprungenen Mauern und den gelben Lichtfleck der nächtlichen Lampe, die einer Verordnung gemäß noch bis acht Uhr zu brennen hatte. Dann ging er durch die verworrenen Räume des großen Hauses. Er hielt sich vor dem Kasten mit den Photographien unbekannter Leichen auf, er sah die toten Gesichter,

durch furchtbare Wunden entstellt, zertrümmerte Schädeldecken, abgerissene Augenlider, zerfetzte Oberlippen, enthüllte Kiefer, von Wasserratten angenagte Ohrmuscheln. So viele Menschen verschwanden also aus dem Leben – und niemand hatte sie gekannt.

»Nicht wahr, ein schönes Familienalbum«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm. Es war Nikolai Brandeis.

»Sind Sie auch verhaftet worden?« fragte Paul.

»Ich bin freiwillig hierhergekommen, wenn auch nicht ganz freiwillig«, sagte Brandeis. »Unsereins hat so oft hier zu tun. Ich versichere Sie, es ist nicht angenehm. Aber ich habe die Gewohnheit, mir die Bilder der unbekannten Toten anzusehen, ehe ich eines dieser Polizeibüros betrete. Das tröstet mich, verstehen Sie. Das gibt mir ein wenig Mut. Hätten Sie gedacht, daß so viele sterben, nach denen kein Hahn kräht? Danach können Sie berechnen, wie viele von dieser Art leben und noch nicht gestorben sind. Sie torkeln so auf den breiten Landstraßen dahin, hinter ihnen der Tod, hinter ihnen der Tod ... Aber nun bin ich erfrischt. Wollen Sie mich in jenes Amtszimmer begleiten? Ich brauche ein Visum.«

Um sich nach Lettland zu begeben, wo Brandeis alte Geschäftsfreunde hatte, mußte er ein Visum haben. Er gehörte zu den dokumentenlosen Flüchtlingen und hatte einen provisorischen Paß für Staatenlose, also waren seine Reisen nicht leicht.

»Wenn Sie mich begleiten«, sagte Brandeis, »werden Sie sehn, wie wenig ich mich von jenen Toten dort unterscheide. Kommen Sie.«

Der Beamte saß hinter einer hölzernen Barriere und war, wie die Polizeibeamten der ganzen Welt, ein Freund überheizter Zimmer. Da er zur Fremdenpolizei gehörte, haßte er die Fremden. Als Brandeis »Guten Morgen« sagte, fragte der Beamte: »Was wollen Sie?«

»Ihnen guten Morgen sagen«, antwortete Brandeis. »Ferner ein Aus- und Einreisevisum.«

»Sie haben keine Aufenthaltsbewilligung!«

»Ich habe um sie gebeten. Sie ist noch nicht erledigt.«

»Dann können Sie wegfahren, aber nicht zurückkommen.«

»Dennoch werde ich zurückkommen!« sagte Brandeis. Diesen Satz flüsterte er, als wäre es ein Geheimnis.

Es ist eine Eigenschaft der Beamten, ihren Besucher erst nach dem dritten oder vierten Satz anzuschauen, als gingen sie von der Voraussetzung aus, daß alle Fremden gleich aussehen und daß es genügt,

einen von ihnen zu kennen, um sich alle andern vorzustellen. Der Polizist sah jetzt erst auf. Er sah die mächtige Gestalt Brandeis', den schweren Mantel, dessen Kragen hochgeschlagen war. Er erhob sich, wie um den Größenunterschied zwischen sich selbst und dem des Fremden zu verringern. Er wollte etwas sagen. Brandeis fing plötzlich laut zu sprechen an. »Sie sind Herr Kampe, nicht wahr? Ich werde von jetzt in drei Stunden wieder bei Ihnen sein.« Er wies mit dem Stock auf die Wanduhr. »Guten Tag.«

»Sehen Sie«, sagte er zu Bernheim, »ich werde in drei Stunden das Visum haben. Und nur, weil ich ihm seinen Namen, der leicht zu erfahren ist, gesagt habe. Er hat wahrscheinlich nichts Schlimmes getan. Da ich aber seinen Namen kenne, fürchtet er, ich wüßte irgend etwas über ihn. Jeder Mensch hat Sünden.«

»Und wenn Sie dennoch kein Visum bekommen?« fragte Bernheim.

Brandeis zog einen dänischen Paß hervor. »Dann fahre ich mit dem.«

»Falsch?«

»Wie man's auffaßt«, erwiderte Brandeis, »was ist richtig in dieser Welt? – Haben Sie über die Stoffe nachgedacht?«

»Ja, das Geld, Herr Brandeis – –«

»Nicht das Geld«, unterbrach Brandeis, »die Stoffe!« Und er hob seinen Stock gegen den Himmel, grüßte und ließ Bernheim stehn.

Die durchwachte Nacht, die Bilder, die er gesehn hatte, das Gespräch Brandeis' in der Polizei, die Erinnerung an das Geschäft, an das Geld, an Theodor: dies alles verwirrte Paul Bernheim. Je mächtiger ihm Brandeis erschien, desto schwächer kam er sich selbst vor. Weit im weißen Schnee, der während der Nacht gefallen war und den der Verkehr des Tages noch nicht vernichtet hatte, lag der Platz. Die Straßenhändler schrien, die Stadtbahnzüge dröhnten, Lastfuhrwerke ratterten. Zum erstenmal befand sich Paul Bernheim in dieser Gegend am frühen Vormittag. Er kannte sie nur von weichen, versöhnlichen Winternachmittagen her; die goldenen Lichter des großen Warenhauses, der Läden, der Untergrundbahn. Jetzt war der Platz übersichtlich, von einer grausamen Willkür gebildet, trotz dem weißen Schnee ahnte man den Schatten der großen, dunkelroten Polizei, und das Warenhaus, am Abend dank seiner Beleuchtung so nahe, war jetzt ferne zwischen dem gleichförmigen Weiß der Häuser. Es gab irgendeinen Zusammenhang zwischen diesem Platz und den Bildern der unbekannten Toten im Polizeigebäude. Als wäre die Untergrundbahn an dieser Stelle nicht ein

Verkehrsmittel, sondern eine unterirdische, warme, schützende Zufluchtsstation, lief er die Stiegen hinunter. Er fuhr zum erstenmal nach langer Zeit mit vielen Menschen zusammen in einer Bahn. In jedem fremden Angesicht glaubte er Züge der toten Physiognomien wiederzufinden. Zu Hause legte er sich schlafen.

Sonst vertrieb der Schlaf die beginnenden Schrecken eines Tages, und die künstlich eingeschobene Nacht bescherte dem erwachenden Bernheim einen veränderten, ja einen andern Tag. Heute war die List, mit der Paul das Unheil zu betrügen pflegte, vergeblich. Als er erwachte, fand er einen jener dicken Briefe seiner Mutter vor, die immer Unangenehmes enthielten. Denn seitdem Frau Bernheim angefangen hatte, auch am Porto zu sparen, schrieb sie nur bei unseligen Anlässen und dann sehr ausführlich, um den ganzen Wert der Briefmarke und den ganzen Umfang des Briefpapiers auszunutzen.

Dem Brief der Mutter lag ein anderer bei, ein Brief von Theodor. Er brauchte Geld. Hätte Paul Bernheim in dieser Stunde ein besseres Gedächtnis besessen, so wäre ihm die Ähnlichkeit zwischen dem Briefstil Theodors und seinem eigenen aus der Oxforder Zeit nicht entgangen. »Liebe Mutter!« schrieb Theodor, »brauche unbedingt monnaie. Leben gesund, frische Luft, falscher Name. Gastfreundschaft enorm. – Denke an Dich und Paul oft, habe aber keine Zeit zu Gedankenaustausch. Brauche dringend monnaie. Vielleicht telegraphische Anweisung möglich. Post hierorts schafft langsam. Kuß. Dein Sohn Theodor.«

Dazu schrieb Frau Bernheim einen gerührten Begleitbrief. Je länger Theodor in der Fremde war, je seltener sie von ihm auf vorsichtigen Umwegen ein Lebenszeichen bekam, desto edler, ärmer, hilfsbedürftiger sah sie ihn. Ja, sie, die während seiner Anwesenheit seine Freunde, seine geheimnisvollen Ausflüge und Bahnfahrten, seine Broschüren, seine Zeitungen mit einem furchtsamen Grauen beobachtet hatte, sie begann jetzt, »die Regierung« wie einen persönlichen Feind zu hassen und »die Juden« für Theodors »Unglück« – so nannte sie seine Flucht – verantwortlich zu machen. »Er leidet für die Politik!« Diese Formel hatte ihre mütterliche Eitelkeit ihr eines Tages geliefert. Aber immerhin, als Paul seiner Mutter schrieb, daß er kein Geld geben könne, da er Theodors wegen schon eine so hohe Schuld auf sich genommen habe, und es wäre doch einfach, den Mietpreis für Theodors Zimmer jeden Monat nach Ungarn zu schicken, erwiderte Frau Bernheim entrüstet, daß sie nicht daran denke, noch mehr Opfer für ihre Kinder zu brin-

gen. »Ich habe Euch meine ganze Jugend geopfert«, schrieb sie. Sie glaubte manchmal wirklich, daß sie ohne ihre Söhne nur ganz langsam alt geworden wäre. Blut sei kein Wasser, schrieb sie ferner, und ein Bruder müsse dem andern helfen.

Sie sammelte indessen Geld für ihre alten Tage. Sie hatte einen Koffer voller Papierscheine, die immer wertloser wurden und an deren Gültigkeit sie unerschütterlich glaubte. Vergeblich waren Merwigs und Pauls Bemühungen. Da sie einmal mit der Kriegsanleihe recht behalten hatte, glaubte sie an ihren »finanziellen Instinkt«, wie sie sagte. Sooft Paul nach Hause kam, bat sie ihn um ein paar Scheine. »Dafür kannst du dir grad' eine Zeitung kaufen!« sagte Paul. Sie ging zum Koffer und legte sie sorgfältig geglättet zu den andern.

Eines Tages erwachte Paul mit dem Entschluß, das Geschäft mit Brandeis zu wagen. Er rief bei Brandeis an. Man sagte ihm, Brandeis sei verreist. Er komme nach einer Woche. Paul wartete. Um den Mut nicht zu verlieren, sagte er sich jeden Tag: Ich muß reich werden. Schließlich war Brandeis wieder da. Sie trafen sich:

»Mit dem Geld«, begann Brandeis, »da haben Sie Zeit, Herr Bernheim!«

»Nein«, sagte Paul, »ich komme wegen der Stoffe.«

»Das ist zu spät!« sagte Brandeis, »ich habe sie verkauft. Sie müssen zugeben, daß ich Sie vor meiner Abreise noch einmal gesprochen habe.«

»Ja, sehr flüchtig, kaum erwähnt.«

»Ich wollte nicht zudringlich erscheinen, Herr Bernheim. Eine Eigenschaft, die man Leuten meiner Art so oft nachsagt.«

Sie saßen in einer Konditorei. Brandeis betrachtete die Wände, die Auswüchsen ähnlich sahen, einer Krankheit der Mauern, einer Beulenpest in Prismenformen, die tief verschleierten Stehlampen in den Nischen, in denen nackte, oktaedrige Nymphen der modernen Innenarchitektur lehnten. »So baut man also heutzutage!« sagte er. Er schien das Geschäft Pauls vergessen zu haben.

Bernheim wollte wieder davon anfangen. »Reden wir nicht mehr von einer alten Sache«, sagte Brandeis. »Ich nehme Ihnen nichts übel. Vielleicht haben Sie recht gehabt. Ich habe jedenfalls heute noch kein Geld gesehn. Ich fürchte, ich werde wieder in die Eisenbahn steigen müssen. Und wieder ein Visum nehmen –«

Als die Abendblätter mit den Kurszetteln kamen, bemerkte Bernheim, daß Brandeis sich nicht um die Kurse kümmerte.

»Sie wundern sich?« sagte Brandeis. »Ich habe gestern alles verkauft.«
»Und?«
»Dollars gekauft.« Ehe sie sich trennten, sagte er: »Verkaufen Sie, Herr Bernheim.«
Aber Bernheim verkaufte nicht.

ZWEITER TEIL

IX

Für Felix Bertaux

Auf einmal kam in diesem Jahre der Frühling.

In den Zimmern lagen noch die Kälte und die feuchte Dämmernis der Wintertage. Man öffnete die Fenster. Die Häuser erinnerten an gelüftete Grüfte und die Menschen, die ans Fenster kamen, an gelbe, freundliche Leichen. Der Klang der auferstandenen Leierkästen, die auf einmal in Scharen durch die Höfe zogen, als wären sie mit den Zugvögeln aus dem Süden gekommen, erhöhte den Lebensmut auch der Skeptiker. Immer häufiger wurden die Straßendemonstrationen der Radikalen. Die Gesinnungen entfalteten sich im freundlichen Glanz der jungen Sonne und unter dem fruchtbaren Frühlingsregen der milden, sacht verhängten Nächte.

An einem der Sonntagvormittage jener Frühlingssaison konnte man einen großen, auffällig starken und langsamen Mann unter den maßvoll fröhlichen Spaziergängern des Kurfürstendamms sehen. Brandeis trug immer noch einen Mantel und den Kragen hochgeschlagen. Mehrere sahen sich nach ihm um. Er schien sich um die Passanten nicht zu kümmern. Er überragte die meisten. Seine schiefen Augen waren auf die Häuser gerichtet, auf die Firmenschilder, die Auslagen der Läden, auf die Bäume am Straßenrand, die Vehikel und die sonntäglich geschlossenen Kioske, die entweihten und dem Gottesdienst entzogenen Kapellen ähnlich waren. Sein mongolischer Gesichtsschnitt und seine bräunliche Hautfarbe waren Grund genug für die Mitteleuropäer, die ihm begegneten, ihn der Abteilung »Ferner Osten« zuzuweisen, unter die Buddhas, die Geishas und die Opiumtrinker. Da die Inflation zu Ende war, das Bewußtsein vom Wert des eigenen Geldes die Moral, den Patriotismus und das Selbstbewußtsein bereits gehoben hatte, blieb für den Fremden weniger Bewunderung übrig als Mißtrauen.

Man lustwandelte langsam, in Frühlingskleidern, unter der Sonne.

Auf einmal erhob sich ein unbestimmter Lärm. Er begann wie ein Wind, der ein Gewitter ankündigt, an einer fernen Straßenecke. Einige Menschen begannen zu laufen. Andere blieben stehn, und man sah,

daß sie nachdachten, auf welche Weise man sich in Sicherheit bringen kann, ohne die Würde zu verlieren. Indessen wurden die Geräusche bestimmter. Man unterschied hundertstimmigen Gesang aus Männerkehlen. Man unterschied vielhundertfaches Klopfen benagelter Militärstiefel auf Asphalt. Schließlich über dem Gesang und über dem dumpfen, metallenen Geräusch der marschierenden Füße dünne und gleichsam flehende Flötentöne, eine Musik unkörperlicher, abstrakter Pfeifen, denen einer der populären Militärmärsche entfuhr. Und schon sah man auch die Ursachen der Geräusche: große, wehende Fahnen, ein paar Radfahrer, die sich an der Spitze des Zuges langsam vorausschlängelten, und hinter ihnen die ersten Reihen der Marschierenden, Männer mit Schnurrbärten, die an Kindersegen und Mittelstand denken ließen, mit blicklosen und offenen Augen, in denen Zorn, Stolz und Ehrlichkeit die Fähigkeit zu schauen ertötet hatten, mit schlenkernden Händen, die an leere Ärmel erinnerten, und mit Stöcken, die im Gürtel an der Hüfte hingen, um zu zeigen, daß sie nicht gesonnen waren, gewöhnliche Spazierstöcke zu sein. Sie waren in der Entwicklung vom Knüppel zum Säbel begriffen.

Der größte Teil der Spaziergänger war in den Seitenstraßen verschwunden. Von allen Häusern hörte man das metallene Geräusch zufallender Fenster. Auf leeren, staubigen Stein schien jetzt die Sonne. Durch die Neben- und Parallelstraßen eilten die Spaziergänger ihren Heimen zu, die in der Richtung des Grunewalds lagen. Dem unregelmäßigen Trott ihrer hastigen Füße antwortete der unerbittlich von den Nägeln geregelte Marsch der Stiefel in der Hauptstraße. Der Gesang erhob sich über die Wipfel der Bäume. Die geisterhaften Flötentöne drangen durch das Gedröhn der Mittagsglocken, die eben in Schwung gerieten, als wollten sie die Verwirrung noch vergrößern, eine Strafe Gottes ankündigen, das Ende der Welt und den Anmarsch ihrer Vernichter. Es war ein echter Sonntag, einer jener Sonntage, die manchmal über die Städte Deutschlands verhängt werden: feierlich, furchtbar und voller Gesinnung.

Unter den wenigen Männern, die stehngeblieben waren, um den Zug vorbeimarschieren zu sehn, befand sich Brandeis. Er stand neben einem der seltenen Pissoirs, deren es, wie man weiß, in Berlin weniger gibt als Bibliotheken. Immer noch lächelte er. Zeitweilig konnte man glauben, er stünde nicht da, um seine Schaulust zu befriedigen, sondern die der andern. Als wäre es seine Pflicht, den Marschierenden wie

den Laufenden zu zeigen, wie man steht; den Blicklosen, wie man schaut; den Aufgeregten, wie man ruht; den Politikern, wie man denkt; den Idealisten, wie man prüft. Ja, so merkwürdig und der europäischen Gewöhnlichkeit entfernt er auch aussah und obwohl er einen Mantel trug und die Sonne nicht zu fühlen schien, so bestand doch zwischen ihm, den hoffnungsvollen Wipfeln der Bäume und der linden, windigen Luft des Frühlings ein Zusammenhang. Zwischen den Marschierenden und diesem Frühlingstag aber keiner. Und wenn man ihnen auch ansah, daß sie wahrscheinlich geradewegs in einen Wald marschierten, glaubte man eher, sie marschierten gegen ihn.

Obwohl seine Mutter aus einem evangelischen Pfarrhause zu seinem jüdischen Vater gekommen war und in das Haus ihres Mannes eine deutsche Bibel, eine Mandoline und ein Abonnement auf eine Familienzeitschrift gebracht hatte, fühlte sich Nikolai Brandeis in Deutschland nicht heimisch. Ja, ihm war, als ob die kleine deutsche Kolonie in der Ukraine mehr Deutschland gewesen wäre als dieses Land, aus dem die ewigen Auswanderer das Heimatliche wegzutragen, die ewigen Einwanderer das Fremde mitzubringen scheinen. Alle Jahrgänge der Familienzeitschrift, die seine Mutter abonniert hatte, gaben ein falsches Bild von Deutschland. Diese Zeitschrift stellte das Land so dar, wie es zur Zeit der Auswanderung der Kolonisten ausgesehen haben mochte. Daheim, erinnerte sich Brandeis, war er trotz seinem Gesicht, das er vom Vater ererbt hatte, unter den schwäbischen Gesichtern seiner Jugendgenossen heimisch gewesen. Hier, wo die Gesichter der Menschen keine bestimmte Rasse verrieten – Brandeis nannte sie Asphalt-Slawen –, war er ein Fremder. Nur die zaghaften Vorfrühlingstage erinnerten an die schüchterne und sparsame Güte seiner Heimat.

Er dachte an seine Jugend. An seinen Vater, den er verhältnismäßig früh verloren hatte und der wahrscheinlich ein ebenso verschämter Liebhaber der Erde gewesen war. Sein Vater hatte zum griechisch-orthodoxen Glauben übertreten wollen, um den Beschränkungen zu entgehen, denen die Juden im alten Rußland unterworfen waren. Weil die getauften Juden auch ihre frühere Konfession angeben mußten, wollte er, wie viele, zuerst evangelisch werden und dann erst orthodox. Auch ein Mann, der so praktische Geschäfte mit Gott und dem Staat zu unternehmen gesonnen ist, kann einer Schwäche erliegen, deren man Leute seines Schlages nicht für fähig hält. Der alte Brandeis, der

zu dem evangelischen Pfarrer gekommen war, um ihn zu täuschen, wurde von der göttlichen Strafe erreicht, noch ehe er seine Absicht hatte ausführen können: Er verliebte sich in die Tochter des Pfarrers. Vielleicht wollte er sie nur verführen und nach alter Sitte nicht heiraten. Aber die Tugend der Pfarrerstöchter hatte er nicht richtig einzuschätzen verstanden.

Er heiratete also. Er blieb in der Kolonie. Er wurde nicht mehr orthodox. Er gab seine großen Pläne auf. Er wurde ein kleiner Kaufmann mit einem Stückchen Land, mit einer sanften Frau, mit einem geistlichen Schwiegervater. Nach einem Jahr kam Nikolai, der eigentlich Friedrich Theodor Emmanuel Nikolai hieß. Den russischen Vornamen hatte sein Vater noch hinzugefügt, in der stillen Hoffnung, daß der Junge es einmal in Rußland zu etwas bringen würde, wozu ein Nikolai nützlich werden konnte. Er hatte nicht aufgehört, der alte Brandeis, praktisch zu denken, wie es die Eigenschaft seiner Stammesgenossen war. Er starb rapide, an einem Typhus, der die Gegend verheerte. Aber er hinterließ Geld genug für das Studium des Sohnes.

Nikolais Studium unterbrach der Russisch-japanische Krieg, aus dem er als Offizier im 106. Infanterieregiment zurückkam. Er ging mit dem Gedanken um, sich aktivieren zu lassen. Er war nie unter den schwärmerischen Studenten an der Universität gesehen worden. Er hatte nie ihre Ideale begriffen. Er kümmerte sich weder um die Reaktionäre noch um die Liberalen, noch um die Revolutionäre. Man hätte sagen können, er sei kein Russe. Seit seiner frühesten Jugend war er selbst schweigsam und gegen jede Redseligkeit mißtrauisch gewesen. Von allen Institutionen in Rußland schien ihm die Armee die sicherste. Auch hier politisierte man. Aber die Disziplin hatte doch seiner Meinung nach die Fähigkeit, sogenannte Gesinnungen im entscheidenden Augenblick zu verdrängen. Man hatte hier mit banalen Tatsachen zu rechnen, aber mit Tatsachen. Gewehrübungen, Exerzierwiesen, Rekruten und Kasernen, Zarenbilder, Orden, Distinktionen waren einfach und klar wie der Tag. In ein Amt gehen hieß: Protektionen suchen, Intrigen mitmachen und obendrein noch politisieren. Um Kaufmann zu werden – dazu fehlte ihm ein gewisses Grundkapital. Er hatte Mathematik studiert. Er glaubte, Begabung für die technischen Truppen mitbringen zu können. Aber seine Mutter, die inzwischen alt geworden war, ein wenig Geld von ihrem Vater geerbt hatte und ein paar schmale Äcker bebaute, beschwor ihn, nach Deutschland zu fahren und zu lernen.

Sie fürchtete neue Kriege. In ihrer Einfalt dachte sie, Rußland würde sich die Niederlage nur ein Jahr gefallen lassen und einen neuen Rachefeldzug gegen Japan beginnen. Nikolai folgte ihr. Er studierte an einigen deutschen Universitäten, vertauschte die Mathematik gegen Nationalökonomie, langweilte sich, blieb einsam, kehrte zu seiner Mutter zurück, half ihr im Hause und wurde schließlich aus purer Gleichgültigkeit Lehrer in der Schule seines Dorfes Helenental.
Er lebte still und gesund, trank und aß regelmäßig, kümmerte sich nicht um die Frauen, fuhr in die Krim für zwei Wochen, kam schnell zurück, der Felder wegen, las viel, liebte die Kinder, sammelte Hunde um sich und spielte hie und da mit den besseren Beamten Karten. Im Jahre 1913 starb seine Mutter. Ein Jahr später ging er zum zweitenmal in den Krieg. Im Jahre 1917 wurde er Hauptmann. Als die erste Revolution ausbrach, stellte er sich auf die Seite der Revolutionäre. Er kämpfte gegen die Bolschewiken, wurde von ihnen gefangen und ging zu ihnen über. Er hatte sich vorgenommen, um jeden Preis Soldat zu bleiben. Mitten in der Verwirrung, die ihn nicht bekümmern sollte, war dieser Entschluß etwas Sicheres, und er führte auch zu etwas verhältnismäßig Sicherem.
Aber auch diese Berechnung war falsch. Eines Tages ereignete sich eine jener Episoden, die für den russischen Bürgerkrieg ebenso kennzeichnend wie belanglos waren, aber dem Leben, den Überzeugungen, den Entschlüssen der einzelnen eine ganz neue Richtung zu weisen vermochten. Auch Nikolai Brandeis machte die Erfahrung, daß der Mensch in einer einzigen Stunde – die ihm gar nicht wichtig erscheint – imstande ist, was man seinen »Charakter« nennt, so vollkommen zu verändern, daß er vor den Spiegel treten müßte, um sich zu überzeugen, daß seine Physiognomie noch die alte geblieben sei. Seit jener Veränderung, die er selbst erlebt hatte, pflegte Brandeis zu sagen, daß die Menschen sich nicht entwickeln, sondern ihr Wesen wechseln.
Er dachte an einen der Wahnsinnigen seines heimatlichen Dorfes, der nicht müde geworden war, allen Leuten die stereotype Frage zu stellen: »Wieviel bist du? Bist du *einer?«* Nein, man war nicht *einer*. Man war zehn, zwanzig, hundert. Je mehr Gelegenheiten das Leben gab, desto mehr Wesen entlockte es uns.
Mancher starb, weil er nichts erlebt hatte, und war sein ganzes Leben nur *einer* gewesen.
Um nun zu jenem Ereignis zurückzukehren: Brandeis, der in der

Ukraine kämpfte, zog eines Tages in seine engere Heimat ein und übernahm das Ortskommando über einige nebeneinander gelegene deutsche Kolonien, die er gut kannte. Einer der törichten, willkürlichen und von Pathologischen erfundenen Verfügungen gemäß sollte Nikolai Brandeis für eine unmittelbare Aufteilung des beweglichen sowie des unbeweglichen Vermögens unter den Einwohnern der Kolonien sorgen. Die deutschen Kolonien waren fast die einzigen Dörfer in Rußland, in denen die primitive und den Bauern so leicht verständliche Idee von der Besitzverteilung nicht begriffen zu werden schien. Nikolai Brandeis selbst hatte keine persönliche Meinung vom Nutzen der Güterverteilung. Aber seinem Entschluß getreu, nichts mehr zu sein als ein Soldat und die Bequemlichkeit des Gehorchens etwa wie Ferien zu genießen, begann er, zum Ärger der Einwohner, die ihm überdies nicht verzeihen wollten, daß er ihnen so gut bekannt war, in der simplen Weise, in der es verlangt worden war, die überschüssigen Kühe der großen Bauern in die Ställe der kleineren treiben zu lassen. Er rief die Einwohner zusammen und erklärte ihnen, dies sei der Sinn der neuen Zeit und der Wille der neuen Regierung. Die Leute hörten ihn schweigsam an. Er fuhr in das nächste Dorf, um auch hier das neue Gebot zu verwirklichen. Dann in das dritte. Als er aber wieder in das erste zurückkehrte, erwies es sich, daß die armen Bauern freiwillig den reichen das Vieh zurückgebracht hatten. Wieder standen die Ställe der Armen leer. Sie wollten nicht behalten, was sie »fremdes Gut« nannten.

Nikolai Brandeis berichtete den Tatbestand, bekam eine Rüge und die Anweisung, die Leute mit Gewalt zu bekehren. Er drohte ihnen mit Gefängnis und Deportation. Aber es half nichts. Einer der Kommissare kam und verhaftete den Pfarrer, einen Mann, den Brandeis aus früheren Jahren gut kannte. Brandeis bat um die Befreiung des Alten. Man verurteilte den Pfarrer zum Tode. Brandeis führte die Hinrichtung aus. Er befahl »Feuer!« in Anwesenheit des ganzen Dorfes.

Kaum war der Knall der Schüsse verhallt, als zum erstenmal in Brandeis' Herz die Unruhe einzog. Bis jetzt hatte er noch immer in der Taubheit des Berufssoldaten gehandelt. Nun aber, da die Leiche des Pfarrers, der kniend gestorben war, vornübergesunken vor der blau gekalkten Mauer lag, vor der Mauer, auf der Nikolai als Knabe so oft rittlings gesessen hatte, und die dunkelrote Blutlache zaghaft immer größer wurde und auf dem abschüssigen Boden zwischen die Fugen

der unregelmäßigen Steine ein paar Bächlein vorzuschicken begann: In dieser Minute verwandelte sich Brandeis. Er nahm die Mütze ab in Anblick der ganzen Bevölkerung und machte eine Verbeugung vor der Leiche. Dann befahl er, sie auf dem Friedhof zu begraben. Dann ging er zum Kommissar und sagte ihm, daß er die Rote Armee verlassen müsse. Der lachte ihn aus. Riet ihm, nach zwei Tagen zu sehen, ob die armen Bauern sich nicht bekehrt haben würden. Und nur in der Hoffnung, daß sie es *nicht* tun werden, blieb Nikolai Brandeis.
Er blieb – und sah, daß der Kommissar recht gehabt hatte. Es war keine Rede mehr vom »fremden Gut«. Auf einmal schienen alle Begriffe umgestürzt. Die reichen Bauern wurden untertänig und die armen herausfordernd. Pfarrer benachbarter Dörfer predigten ausdrücklich die Notwendigkeit der Güterverteilung. Aber diese Veränderungen beruhigten Brandeis nicht etwa, sondern verwirrten ihn vollends. Eines Abends überfiel ihn der Wahnsinn. Ihn beherrschte die Vorstellung, daß der Rand der Welt nicht ferne sein könne, jene Stelle, von der aus man in den Abgrund der ewigen Nächte stürzen müsse. Er sah deutlich die Erde als eine Scheibe, von einem Stengel gehalten, etwa wie ein flacher Pilz mit zackigen Rändern. Diese zu erreichen war sein Ziel. Er bestieg ein Pferd. Er galoppierte nach dem Süden. Er erreichte auf eine merkwürdige Weise – er selbst konnte sich an diese Tage nicht mehr erinnern – das Meer. Er gelangte nach Konstantinopel. Und erst hier wieder zu seiner Vernunft. Doch nein! Es war nicht seine alte Vernunft mehr! Es war ein ganz anderer Nikolai Brandeis, der mit einem systematischen Eifer in den Häusern und in den Straßen bettelte, einem betrunkenen Nachbarn in einem überfüllten kleinen Hotel, in dem je zehn Gäste in einem Zimmer schliefen, die Papiere stahl, als stummer Mazedonier, ohne ein Wort Griechisch oder Bulgarisch zu verstehn, auf ein Schiff kam, die Überfahrt als Heizer mitmachte, unter mannigfachen Abenteuern und als blinder Passagier durch den Balkan, Ungarn, Österreich nach Deutschland gelangte, von Hilfskomitees unterstützt, vor denen er sich je nach Laune als Kaufmann, Oberst, General ausgab. Es war ein ganz neuer Nikolai Brandeis. »Wieviel bist du? Bist du *einer?«* fragte er. »Ich bin zehn! Ich war Lehrer, Student, Bauer, Zarist, Mörder, Verräter. Ich habe Sattheit gekannt, Frieden, Hunger, Krieg, Typhus, Not, Nacht und Tag, Frost und Hitze, Gefahr und Leben. Aber das alles ereignete sich mit mir vor meiner Geburt! Der heutige Nikolai Brandeis ist erst vor ein paar Wochen geboren.«

Als er diese Feststellung machte, war er siebenunddreißig Jahre alt. Er setzte sich eine Grenze von fünf Jahren. In fünf Jahren wollte er ein freier Mann sein. Mit der unerbittlichen Systematik, die er von seinem Wahnsinn behalten hatte, legte er sich folgendes zurecht:
Ich bin also ein Neugeborener, eben ins Leben getreten. Was soll ich in dieser Welt? Lohnt es sich, sie zu erleben? Ich habe nur eine Freiheit: sie wieder zu verlassen. Aber es scheint, daß die Welt eine gewisse Anziehungskraft ausübt. Sie macht mich neugierig. Mehr Erfahrungen wird sie mir kaum noch geben. Aber mit jenen alten Erfahrungen ausgestattet, zu beobachten, wie die anderen Erfahrungen machen, ist nicht unangenehm. Die Menschen kommen mir merkwürdig vor, weil ich in jedem ein Stück vom alten, verstorbenen Nikolai Brandeis wiederfinde. Sie leben noch von Idealen, haben Gesinnungen, Häuser, Schulen, Behörden, Pässe, sie sind Patrioten und Antipatrioten, kriegerisch und pazifistisch, national und kosmopolitisch. Ich bin nichts von alledem. Ich habe Vaterländer gehabt, sie sind untergegangen. Ich habe an Gesinnungen geglaubt, sie haben sich verflüchtigt. Ein einziger Pfarrer ist gestorben, und sein Tod hat alles offenbart. Merkwürdig, daß die Leute nicht an Wunder glauben. An alles glauben sie, nur nicht an Wunder. Ich habe Wunder erlebt. Wer aber von all denen, die an Ideen glauben, hat seine Idee dermaßen erlebt?
Diese Art, zu beobachten und zu denken, bereitet mir Freude. Wenn ich mir sage, daß dies der Sinn meines Lebens ist, so genügt es, um meinen Entschluß zu rechtfertigen: nicht wieder aus der Welt zu gehn, in die ich eben gekommen bin. Um mich ganz unabhängig zu freuen, muß ich vollkommen unabhängig sein. So wie die Welt heute ist – und sie interessiert mich, das heißt fast: Sie gefällt mir –, muß man Geld haben, um frei zu sein. Ich habe also zwei Auswege: entweder zu sterben oder reich zu werden. Sterben kann ich auch als Reicher, während ich nicht als Toter reich sein kann. Also Geld!
Eine solche Überlegung dürfte noch niemals einen Mann zu Geld geführt haben. Nikolai Brandeis war eine Ausnahme. Diese Überlegung – und nichts anderes – war der Anfang seines Kapitals. Wer kann sagen, was die Zufälle regiert? Vielleicht regierte jene Überlegung Brandeis' den Zufall, der ihm Geld brachte?
Jener Zufall ist ein ganz alltäglicher und soll nur der Vollständigkeit halber berichtet werden:
In Danzig lernte Brandeis einen russischen Emigranten kennen, der im

Zoppoter Kasino sein Geld verloren hatte und nun im Begriff war, ein Brillantenkollier seiner Frau zu verkaufen. Er bat Brandeis, einen Käufer zu suchen. Brandeis aber riet dem andern, noch einen letzten Versuch zu machen.
»Versetzen Sie«, sagte er, »das Kollier. Geben Sie mir die Hälfte. Mit dieser will ich in Zoppot für Sie spielen. Verliere ich, so bin ich Ihnen das Geld schuldig, und obwohl ich heute noch nichts habe, werde ich mich bemühen, es Ihnen zurückzuzahlen. Gewinne ich, so gehören mir zehn Prozent von Ihrem Gewinn.«
Er wußte, als er in die Spielbank ging, daß er gewinnen würde. In einem Anfall von Aberglauben hatte er nur zehn Prozent verlangt. Er spielte und gewann. Nachdem er dreimal hintereinander gewonnen hatte, verließ er die Bank. Die verdienten zehn Prozent waren sein erstes Kapital.
Seine unerschütterliche Gleichgültigkeit war die Gewähr für seine Erfolge. Ja, es schien manchmal, daß die unberechenbaren Launen seiner Phantasie die unberechenbaren Wege, die das Geld zu nehmen liebt, vorausahnten. Unheimlich fanden ihn die andern. Er selbst hielt es für selbstverständlich, daß ein Mann wie er, der gar keine Bindungen kannte und der seit seiner Geburt – so nannte er seine Desertion – Geld zu verdienen entschlossen war, es auch verdiente. Er bewies, daß man nicht durch eine nüchterne Kalkulation reich wird, sondern durch Eingebung. Und er gehorchte jeder seiner Eingebungen.
Jetzt waren von den fünf Jahren erst drei verstrichen. Er begann reich zu werden. Er lieferte Stoffe seit einigen Wochen für die Polizeitruppen zweier Balkanstaaten.

X

Die Mittagsglocken verhallten. Der Zug der Benagelten verlor sich in einer leichten Wolke aus Staub und Lärm. Die Straße blieb verlassen, die Menschen saßen zu Hause und in den Restaurants. Im Frühlingswind wehten die Gerüche der Speisen.
Nikolai Brandeis setzte sich auf die Terrasse eines Kaffeehauses. Zwei Männer gingen vorbei, der Klang russischer Laute schlug an sein Ohr. Brandeis mochte keine Schicksalsgenossen. Er vermied Gelegenheiten, bei denen er gezwungen war, die übertreibenden Erzählungen der

Emigranten von ihrer verflossenen Pracht mit höflicher Gläubigkeit anzuhören und, was sie von ihrem gegenwärtigen Elend wider Willen verraten mochten, in höflicher Blindheit zu übersehen. Wer unter ihnen war denn nach der Flucht etwa wiedergeboren wie er? Alle schienen ihr Leben in Rußland zurückgelassen zu haben. Der Balalaika-Klang ihrer Sehnsucht langweilte ihn wie der Militärmarsch der Windjacken, die eben vorbeigezogen waren. Obwohl er selbst desertiert war, begriff er einen Patriotismus nicht, der ein existierendes Vaterland beweint, als wäre es vom Ozean verschlungen worden. Die Leute weinten um ihren silbernen Samowar.

Dennoch gerieten die russischen Worte, die er eben gehört hatte, gleichsam in eine unbekannte Abteilung Brandeis', eine Abteilung, die der Frühling geöffnet zu haben schien. Sie fielen in seine Erinnerungen an den ukrainischen Februar wie langerwarteter Regen auf durstige Felder. Die Erinnerungen blühten auf. Nun unterschied er deutlich die zarten Nuancen und Grade des heimatlichen Frühlings. Er erinnerte sich an Tage im Februar, an denen die Sonne gegen zwölf Uhr mittags auf einmal und für die Dauer von knappen fünf Minuten eine tröstliche Hitze entwickelte, so daß die Eiszapfen an den Dächern plötzlich zu tropfen begannen und daß es war, als hätte die Sonne eine kurze Sommerprobe gemacht. Das Blau des Himmels war noch winterlich und kobalten. Nur an seinen Rändern wurde er hell, fast weiß, als wäre er dort vereist wie Wasser. Dennoch atmete er mit einem warmen, traulichen Atem, schon mit einem vorweggenommenen Duft lauer Sommerregen. Schon enthielt er dem menschlichen Auge noch unsichtbares Material für sommerliche Wolken. Dann erhob sich ein Wind aus Nordost. Mitten im Tropfen vereisten die Zapfen aufs neue. Schneller als an den vorhergehenden Tagen, obwohl sie doch bestimmt kürzer gewesen waren, fiel der Abend ins Dorf. Im fahlen Silber schimmerten nur noch die Birken vom Wäldchen herüber, die verstreut zwischen den anderen Bäumen standen wie junge Tage zwischen alten Nächten. Auf den Feldern erwachten die kleinen, rötlichen Reisigfeuer, um die ringsum Kartoffeln brieten, und der Wind trug den süßen Duft der brennenden Zweige ins Dorf. Über den weiten Sumpf, dessen gefahrlose Wege die vertrauten Weiden anzeigten und der zwischen der Straße und dem Walde lag, konnte man heute noch wandern, ohne sich an die Richtung der Weiden zu halten. Noch war alles gefroren und splitterte wie sprödes Glas unter dem genagelten Absatz des Stiefels.

Aber wie oft noch würde man so sicher über den Sumpf gehen können? Nicht mehr als zwanzigmal! Dann kamen die blauen Irrlichter wieder, die irdischen Gestirne. Morgen, wenn der Mond abzunehmen begann, konnte es wieder soviel Schnee geben wie in den ersten Tagen des November. Die Schneeflocken fielen heftig, aber man wußte, daß sie nach zwei, drei Wochen verschwinden werden. Ungefähr so, dachte Brandeis, dürfte es heute dort aussehen. Und hier sitze ich, und die Boten des Frühlings sind diese armen städtischen Bäume, die Natur des Magistrats, die Dummköpfe, die exerzieren, und der Bratenduft aus den Küchen der Häuser. Wozu bin ich denn hier?
Es war ihm, als gehörte die russische Sprache, die er eben vernommen hatte, zu jenem Vorfrühling, der in seiner Erinnerung auferstand, ja als wäre die russische Sprache nicht das Verkehrsmittel einer bestimmten Art von Menschen, sondern die Muttersprache jener heimatlichen Natur selbst, der Birken, der Weiden, des Sumpfs, der Eiszapfen, des Windes, der Sonne und der Feldfeuer. Warum wieder die Emigranten? Wer weiß, in ihnen allen lebte heute die gleiche Erinnerung wie in ihm. Deshalb war es so gut, heute und an ähnlichen Tagen Russisch sprechen zu hören. Er zahlte und ging.
Er achtete nicht auf die Richtung, die er eingeschlagen hatte. Er wollte in ein Restaurant gehn, obwohl er keinen Hunger fühlte, aus Pflichtgefühl und dem Gebot zufolge, das eine große, essende Stadt dem einzelnen auferlegt, der schweigsamen Suggestion der konventionellen Mittagsstunde. Er stellte fest, daß man seine Erinnerungen nicht anders nennen konnte als Heimweh. Zum erstenmal lernte er es kennen. Er erschrak. Was geht in ihm vor? Entsteht vielleicht wieder ein neuer Nikolai Brandeis?
Ohne es zu wissen, war er in die Marburger Straße gekommen. Seinen Füßen hat sich das Heimweh zuerst mitgeteilt, ihnen, den Werkzeugen der Wanderung. Sie sind selbständig gegangen. Jetzt stand er wieder vor dem russischen Restaurant, in dem er während des ersten Monats nach seiner Ankunft gegessen hatte und nie mehr später. Die Einrichtung war geändert, ein reicher Wirt führte dieses Gasthaus jetzt, die Kellner trugen steife Hemden, es gab eine Zigarettenverkäuferin in blauer Pagenuniform und Garderobenmarken aus Messing. Er warf einen Blick auf die Spezialitäten auf dem Tisch in der Mitte. Sie hatten ihre erste Echtheit verloren, die aus der alten, ärmeren Zeit. Sie glichen bereits Kompromissen, geschlossen mit Berliner Traditionen. Sie

machten die Entwicklung aller Emigranten mit. Der Schnaps, den er bestellt hatte, war mild und lächerlich. Er sagte es dem Kellner, mit einem Ausdruck verletzter Eitelkeit, auf russisch. Man brachte ihm einen andern Schnaps.

Zwei Männer am Nebentisch hörten zu sprechen auf und sahen ihn mit dem Wohlwollen an, das man unbekannten Schicksalsgenossen entgegenbringt. Er grüßte sie. Sie kamen ihm sympathisch vor. Beide waren kahl, man sah die Reflexe der früh entzündeten Lichter auf ihren Schädeln. Aber sie unterschieden sich so sehr voneinander, wie nur Russen es können, die Angehörigen einer großen Nation, die aus vielen kleinen besteht. Versöhnlich gestimmt, wie er heute war, gab er allen Emigranten recht. Dieser kleine Schwarze mit der gelblichen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Schnurrbart stammt aus der südlichen Ukraine. Der große Blonde mit dem langen Schädel und den Augen ohne Brauen und dem rosa Teint, der so leicht schamhaft wirkt, ist aus Polen oder ein Balte. Dennoch sind sie beide ausgezeichnete Russen. Sie haben den gleichen Geschmack, eine ähnliche Art der Verdauung, ihr Körper reagiert in gleicher Weise auf Alkohol. Genauso wie bei mir, dem Deutschen und Juden. Allen gemeinsam ist die Art der körperlichen Bedürfnisse. Nikolai Brandeis trank den nächsten Schnaps seinen Nachbarn zu.

Er hörte, was sie sprachen. Es war die Rede von einem gewissen Jossif Danilowitsch, der behauptet hatte, er würde jetzt in Paris eine noch ertragreichere Inflation erleben. Es erschien plötzlich dem schweigsamen Brandeis, daß es von größter Wichtigkeit sei, seine Nachbarn zu warnen und auf dem Umweg über sie den ihm völlig unbekannten Jossif Danilowitsch. Er mischte sich ins Gespräch. Man hörte ihn gerne an. »Es wird von der ganzen französischen Inflation nur eins übrigbleiben: der viel geringere Goldwert des Franken. Frankreich hat nicht etwa zuviel Banknoten im Umlauf wie seinerzeit Deutschland. Die Banque de France besitzt auch Gold genug, nämlich 3654 Goldmillionen, also im Augenblick etwa sechzig Prozent der ausgegebenen Banknoten. Das französische Publikum glaubt an den Wert des Franken, eine psychologische Tatsache, die von größter Wichtigkeit für die Stabilisierung ist. Man wird entweder die Schulden gewaltsam konsolidieren oder das Kapital belasten oder, was das wahrscheinlichste ist, eine Auslandsanleihe aufnehmen, als Garantie genügt das Gold der Banque de France.

Immerhin kann sich auch die Banque de France entschließen, ihre Goldreserven sofort anzugreifen, und meiner Rechnung nach würden ihr noch 2500 Goldmillionen als Garantie für die Banknoten bleiben. England wird gewiß nicht zu den hartnäckigen Gläubigern Frankreichs gehören, es wird Konzessionen machen. Frankreich wird aufhören, noch weiterhin naiv an die phantastischen Summen zu glauben, die aus Deutschland herauszuschlagen sind. Und das wird schon die halbe Rettung sein.«

Es war ihm ein Vergnügen, die beiden aufzuklären. Sie lauschten. Sie schienen begriffen zu haben, daß sie hier mit einem großen Kenner sprachen, der die Börsengeschäfte mit der Überlegenheit eines Weltpolitikers verfolgte. »Wir wollen auch nach Paris, aber aus anderen Gründen, nicht geschäftlich.«

»Nun«, sagte Brandeis, »dann kann ich Ihnen nur raten, mit größeren Ausgaben zu rechnen, als Sie es wahrscheinlich tun.«

Er erhob sich. Sie baten ihn um seine Adresse. Einen Augenblick bereute er schon, daß er sich mit ihnen eingelassen hatte. Er gab ihnen die Adresse.

Er wollte langsam und auf Umwegen nach Hause kommen. Er lächelte über den Ausdruck »nach Hause«. Seit zwei Jahren wohnte er in der Pension. Auf einmal schien es ihm unmöglich, dort zu bleiben. Die Sonntage waren unerträglich und von den Sonntagen am unerträglichsten der Nachmittag. Aus allen versperrten Zimmern drangen Liebeslaute und Grammophone. Die Inhaberin, die Hofratswitwe, trug heute ein seidenes Kleid aus Schwarz und Grau. In Nikolais Zimmer stand auf dem Kleiderschrank noch der Kasten mit der Geige, das Instrument des Hofrats. »In diesen Zimmern hatten wir immer Quartett!« erzählte die Witwe. Brandeis erinnerte sich an das Weiß und Blau seiner gekalkten Stube. Er roch den Duft von Heu, von Mist, die Dumpfheit der Hühnersteige, die würzige Schärfe im Stall, den warmen, zischenden Urinstrahl der Pferde. Und er erinnerte sich an die Mischung aus Karbol und gekochtem Seefisch in der Pension. Er beschloß, erst am Abend nach Hause zu kommen.

Es wurde früher Abend, als er gedacht hatte. Nun war der Sonntag überstanden. Der Sonntagabend draußen war schlimmer als zu Hause. Er floh.

Zwei Herren warteten auf ihn im »Salon«. Er ging in den Salon. Es waren die zwei Russen, mit denen er im Restaurant gesprochen hatte.

Es erwies sich, daß beide die gleiche Art von Schüchternheit hatten. Beide waren ratlos. Sie unternahmen etwas gemeinsam – nach jenem merkwürdigen Gesetz, das die gleichen Schwächen zueinanderbringt, das zwei häßliche Mädchen zusammen spazierenschickt, zwei Taube in eine Konversation verwickelt und zwei Schüchterne verbindet, die glauben, daß sie, zueinanderaddiert, Kühnheit erzeugen werden. Immerhin schien der Blonde, der jünger war als der Schwarze, zu einem gewissen Mut aus Gründen des Anstands gezwungen. Es war der Blonde, der begann:

»Wir freuen uns sehr, daß wir Sie durch einen Zufall kennengelernt haben. Denn wir brauchen Ihren Rat. Jener Jossif Danilowitsch, von dem wir heute sprachen, hat uns in die unangenehme Situation gebracht. Deshalb sind wir bei Ihnen, und weil wir annehmen, daß Sie sich für Kunst interessieren.«

»Ich? für Kunst?« sagte Brandeis, »nie im Leben!«

Seine Besucher wurden so betreten, daß er sagen mußte:

»Aber das hindert vielleicht nicht, daß ich Ihnen einen Rat gebe. Um was für Kunst handelt es sich denn? Um Bilder?«

»Nein, um Kleinkunst«, begann der Ältere, »wir haben ein Kabarett, von dem Sie vielleicht schon gehört haben. Vor fünf Jahren ist es gegründet worden. Wir haben hier gespielt, dort gespielt, wir haben gute und schlechte Tage gehabt. Aber es ging immer halbwegs, eben mit Hilfe von Jossif Danilowitsch. Solange er Geschäfte machen konnte. Seit der Stabilisierung haben wir nichts mehr von ihm gehört. Wir sind also hierhergekommen. Auf Briefe und Telegramme hat er nicht geantwortet. Inzwischen ist unser Theater in Belgrad. Dort läuft unser Vertrag ab. Nächste Woche müssen wir nach Paris. Aber unsere Einnahmen in Belgrad sind schwach. Bedenken Sie die große Konkurrenz! In Belgrad war der Blaue Vogel, der Goldene Hahn, die Balalaika, die Weiße Hütte. Wir sind die fünften. Und wir geben gute Qualität. Aber das Publikum ist verdorben. Und wir werden kein Geld für die Reise nach Paris haben.«

»Wie heißt Ihr Theater?«

»Der Grüne Schwan«, sagten beide zugleich mit dem Stolz, mit dem Offiziere ihr Regiment nennen.

Nikolai Brandeis erinnerte sich vage, Plakate mit diesem Namen gesehn zu haben. Höflich, wie er heute war, sagte er, daß er von diesem Theater schon viel Gutes gehört habe.

Ob er ihnen helfen könne? fragten beide.
Ehe er sich noch darüber klar wurde, was er sagen werde, entfuhr ihm der Satz:
»Ich habe zufällig in dieser Woche in Belgrad zu tun und werde Sie dort besuchen.«
Die Männer gingen.

XI

Nun war er in Belgrad.
Am Nachmittag saß er in der Probe, im Grünen Schwan.
Er erinnerte sich nicht, wann er zuletzt in einem Theater gewesen war. Es mochten zwei Jahre oder drei her sein. Damals war er ein paarmal mit der Vorfreude in Theater gegangen, die er vor langen Jahren in seiner Studentenzeit hie und da gefühlt zu haben sich noch erinnerte. Er kam und erfuhr, daß die Bühnen leer waren, auch während sich die Schauspieler auf ihnen bewegten. Offenbar deshalb, dachte er, und weil die Menschen vom Theater selbst die Leere der Bühne immerhin ahnen mochten, geschahen diese Anstrengungen der modernen Regie. Deshalb baute man Treppen zum Beispiel. Wenn er Treppen sah, glaubte er vor dem entblößten Innern eines zerstörten Hauses zu sitzen. Er erinnerte sich an ein Erdbeben im Kaukasus, das er einmal erlebt hatte. In einigen Straßen am Rande der kleinen, alten Stadt waren die Mauern und das Dach eingestürzt, und offen boten sich dem Blick die Eingeweide der Häuser, Bretter, Balken und eine Treppe, die kein Ziel mehr wies. Der Himmel wölbte sich so hoch, und die Treppe, obwohl sie einmal durch die Stockwerke geführt hatte, schien im Vergleich zu dem unermeßlichen Abstand, der ihre höchste Stufe noch von der niedrigsten Wolke trennte, so lächerlich klein, daß an ihr, der fast intakt gebliebenen, mehr noch die Macht des Unheils sichtbar wurde als an dem Schutt der vernichteten Dinge.
Ein noch stärkeres Grauen empfand Brandeis im Anblick der Bühnen, weil hier das Bild des Untergangs nicht die Folge einer Katastrophe war, sondern einer menschlichen Anstrengung, die man »Regie« nannte. Er war manchmal neugierig, einen »Regisseur« kennenzulernen. Wie muß es, fragte er sich, in diesen Männern aussehen, wie werden sie von wüsten Träumen geplagt? Denn sie bauen offenbar die

hohlen Abgründe, in die sie in ihren ängstlichen Nächten zu stürzen vermeinen, in Bühnenräume um. In Brandeis' Jugend hatte es noch Rampenlichter gegeben. Er kam just zu der Zeit wieder ins Theater, in der die Scheinwerfer die ausgehöhlte Nacht der Bühnen nicht etwa erhellten, sondern durchsiebten. Und immer noch war es nicht finster genug, um den Zuschauer vergessen zu lassen, daß diese Nacht gebildet wurde: von den Schatten des Gerümpels, der Kästen, der Hängeböden, deren konservierter, neu mumifizierter Tod eine mechanische Kälte unter die gespielten Vorgänge ausatmete. Und obwohl der taghelle Scheinwerfer die handelnden Personen in Löcher aus Licht stellte, war sein Glanz doch nicht mächtig genug, den Zuschauer die private Menschlichkeit des Schauspielers vergessen zu lassen. Vielmehr war es, als ob der Scheinwerfer selbst die Neugier darstellen wollte, die im Zuschauer vorhanden war, die einzige Neugier, die im Zuschauer dieser Zeit vorhanden war und die nicht dem Sinn der Handlung folgte, sondern der Sinnlosigkeit der Bewegungen. Es war, als folgte der Scheinwerfer so hartnäckig dem Schauspieler, um endlich zu erfahren, wozu dieser Mann hier drei Treppen nahm, um einen bestimmten Satz zu sagen, und wozu er, um eine Antwort entgegenzunehmen, dort drei Treppen wieder hinunterstieg. Es schien Brandeis, daß man in der Zeit seiner Jugend weniger vom Theater verlangt hatte. Deshalb hatte es mehr gegeben. Er erinnerte sich genau, daß er nicht ins Theater gegangen war, um ein Stück von Shakespeare, wie man sagt, »verlebendigt« zu sehn – denn niemals konnte Shakespeare lebendiger sein, als wenn man ihn las –, sondern den Abstand und den Unterschied kennenzulernen, die zwischen dem gespielten Shakespeare und dem in der Vorstellung des Zuschauers lebenden vorhanden waren. Damals konnte es geschehen, daß ein großer Schauspieler, eben weil er und weil die Bühne keinen Augenblick es verleugneten, daß sie Theater waren (mit einer Rampe, mit Kulissen, mit Bäumen und Felsen und Mauern aus Pappe), ein gedichtetes Schicksal in seinem Körper aufgenommen hatte und das eigene Blut hingab für das Blut Shakespeares. Aber ein Regisseur – so dachte Brandeis – dirigierte heute die Selbstopferung des Schauspielers, die, um Gnade zu erlangen, sich in vollkommener Einsamkeit abzuspielen hätte. Die Regie schafft Räume. Nun gibt es keine Menschen, sie auszufüllen. Deshalb ließ man den Raum wieder im Dunkel, in der Hoffnung, daß der schmale Lichtkegel den Menschen zur Geltung bringen würde. Welch ein Irrtum! Der Mensch

geriet in ein Loch und, gefesselt in die Hohlheit, die nunmehr sein Leib war, tappt er durch die Nächte.
Brandeis hätte niemandem etwas von all dem gesagt. Er hielt sich auch nicht für kompetent. Er verstand das nicht. Es war »nicht seine Sache«. Er dachte mit Entsetzen daran, daß man in den modernen Theatern schrie wie auf der Börse. Er dachte daran, daß es ein unanständiges Geschäft war, für eine Fiktion zu bezahlen, die nicht zugab, daß sie eine war. Für ein Stück, das vorgab, ein gesteigertes Leben zu enthalten, und das, verglichen mit seinen eigenen, mit Brandeis' Erlebnissen aus seiner früheren Existenz, aber auch nur verglichen mit einer Stofflieferung nach dem Balkan, keineswegs gesteigertes Leben war, sondern das Spiegelbild eines Traums vom Leben, geträumt von einem blassen Dramatiker. Nein! Er ging lieber ins Kino. Er liebte die ahnungslose Dunkelheit des Zuschauerraums und den belichteten Schatten der Agierenden. Er liebte die primitive Spannung der Fiktion, die sich ehrlich zu sich selbst bekannte. Er liebte die Abgeschiedenheit, in der jeder einzelne saß, weil die anderen sich in Wirklichkeit hart vor der Leinwand befanden. Nur ihre Körper blieben auf den Plätzen, wie Kleider in einer Garderobe. Zweimal in der Woche ging Brandeis ins Kino. Er ruhte aus. Er redete nicht. Er hörte nichts. Mit Ungeduld ertrug er die kurzen Lichtpausen. Er haßte sie. Er dachte daran, gelegentlich Kinos einzurichten, in denen es niemals hell werden sollte.
Er kam zu den Proben des Grünen Schwans, allein, im dunklen Zuschauerraum saß er. Nein, er sah wieder, daß er sich für Kunst nicht interessierte und gar nicht für »Kleinkunst«. Eigentlich war ihm das russische Kabarett, das er noch vom alten Rußland her kannte, immer verhaßt gewesen. Ihm widersprach die Kunst, die aus Angst vor den Dimensionen zierlich wurde. Er haßte die Delikatesse. Er haßte diese Stückchen Milieuschilderung, in denen die Menschen sich in Liliputaner verwandelten, die Bäuerinnen in Balletteusen, die Kosaken in Zinnsoldaten. Er haßte den leeren Charme des Conférenciers, der ihm zu Ehren – denn man behandelte ihn wie einen Geldgeber – einen besonderen Witz entwickelte. Weshalb ging er nicht weg? Nun saß er schon das drittemal in der Probe. Ja, er ging sogar am Abend am Theater vorbei, um sich zu erkundigen, was die Kasse ergeben hatte. Weshalb tat er es?
Die Truppe befand sich in Not. Sie hatten schon lange nicht mehr das Hotel bezahlt. Das Essen kreditierte man ihnen nicht mehr. Es gab

Abende, an denen der Kassenertrag gerade reichte, um jedem einen Kaffee oder einen Tee mit einem Gebäck in der Konditorei zu sichern. Sie saßen nach jeder Vorstellung zusammen an engen Tischen und erinnerten an Bündel ängstlicher Hühner, die das Schlachtmesser erwarteten. Und immer noch lärmten sie durcheinander, weil sie die stummen Pausen fürchteten, als wäre unausweichlich die Stille nichts anderes als ein Vorbote des Todes. Seit der Gründung des Grünen Schwans war es ihnen niemals so schlechtgegangen. Ihre hastig abgeschminkten Gesichter schimmerten gelb im Glanz der abendlichen Lichter. Dennoch wollten sie einander nicht verlassen. Jede Nacht warteten sie, bis man das Lokal schloß. Und auch dann gingen sie von einem der drei Hotels, in denen sie einquartiert waren, zum andern. Alle begleiteten einander. Und die kleine Gruppe, die schließlich in ihr Hotel trat, kam sich elend und von den andern verraten vor. Noch lange standen sie flüsternd in den Korridoren. Dann fiel hinter jedem die Zimmertür zu wie ein Sargdeckel.
»Warum«, fragte Brandeis sie eines Abends, »geht nicht jeder von euch hin und sucht sein Brot?« Sie sahen ihn an, erschrocken und geringschätzig, als hielten sie ihn für verrückt und auch für minderwertig. »Wie«, antwortete ihm der Kapellmeister, »wir sollen den Grünen Schwan verlassen? Niemals!« Und Brandeis begriff, daß diese Menschen für ein Gebot der Kunst hielten, was ein Gebot der Heimat war. (Sie waren nicht alle Schauspieler gewesen. Die Frauen Töchter aus guten Häusern, die Männer Offiziere und Beamte, zwei Großgrundbesitzer unter den Musikanten, der Kapellmeister ein Gymnasialprofessor.)
Brandeis fand zum erstenmal Gelegenheit, Geld für eine Sache auszugeben, die ihm nicht gefiel. Seitdem er angefangen hatte, Geschäfte zu machen, war er gewohnt, jede Geldsumme als ein Instrument zu sehen. Einem Bettler ein Almosen zu geben wäre ihm so lächerlich erschienen, wie wenn man ihm etwa zugetraut hätte, ein Feuer anzuzünden, zu keinem andern Zweck, als um es sofort wieder mit Wasser zu löschen, oder seine Taschenuhr auf das Pflaster zu werfen, nur damit sie aufhöre zu gehn. Er hatte Theodor Bernheim zweitausend Dollar gegeben, nicht nur, weil er Pauls Hilfe gebraucht hatte, sondern weil er der Meinung war, daß es galt, jede Funktion der irdischen Gerechtigkeit zu verhindern ... Er gönnte der Polizei keinen einzigen der vielen Theodors, die es geben mochte und denen allen er wahrscheinlich ge-

holfen hätte. Er haßte die Ordnung der Staaten. Er verstand sie nicht. Aber noch weniger verstand er die Kunst und die Kleinkunst, die in den Ziergärten der verhaßten Ordnung gediehen.
Und dennoch bezahlte er dem Grünen Schwan die Hotelrechnungen und die Reise.
Es war der letzte Abend in Belgrad. Sie saßen, heiter infolge der Aussicht auf Paris und lärmend in ihrem Stammcafé, in einzelnen Gruppen an verschiedenen Tischen. Brandeis trat ein. Er wollte heute noch nach Berlin zurück, er suchte den Direktor, um sich zu verabschieden. Er kam sich lächerlich vor, er hatte einem lächerlichen Unternehmen Geld gegeben, ja eine Reise ohne Grund gemacht, Zeit verloren. Nun wollte er alles vergessen. Es wäre richtiger, überlegte er, ohne ein Wort zu verreisen. Aber das empfiehlt sich nur, wenn man Geld bekommen, nicht, wenn man es verliehen hat.
Sie erblickten ihn sofort, als er eintrat, umringten ihn, behandelten ihn, wie es sich geziemte, mit ausgelassener Dankbarkeit. Er sah noch einmal gleichgültig auf ihre gleichgültigen Gesichter. Plötzlich blieb sein Auge in der Leere haften.
Ein Gesicht fehlte, er wußte nicht den Namen, der zu dem Gesicht gehörte. Er vermißte es nur.
Einen Augenblick später saß er am Tisch und bestellte zu trinken. Eben war er noch entschlossen gewesen, möglichst schnell und im Stehen Abschied zu nehmen. Nun setzte er sich, um zu warten. Das Gesicht, auf das er wartete, konnte nicht älter als neunzehn Jahre sein. Je länger die Leere dauerte, um so deutlicher sah er das braune Angesicht, die schmalen Wangen und den breiten, roten, hellgeschminkten Mund, der wie ein Schrei im ruhigen Antlitz war, und die dunklen Augen, die so nahe nebeneinanderstanden, daß eine Augenbraue in die andere überzugehen schien. Was für Schuhe trägt sie? Es gab in diesem Augenblick plötzlich nichts Wichtigeres! Er hätte gerne gefragt, was für Schuhe sie trug, obwohl er noch überhaupt nicht nach ihr gefragt hatte. Er wußte nicht, wie sie hieß. Gewiß – ich könnte sie schon beschreiben. Aber das ist peinlich, sehr peinlich. Ich werde lieber warten. Ich werde morgen fahren.
Sein Zug ging um elf Uhr abends. Als Lydia Markowna eintrat, zeigte die große Uhr über dem Büfett gerade zehn. Er hatte also noch eine Stunde Zeit. Er empfand es als einen Verrat, daß sie gerade jetzt daherkam und ihn in die Verlegenheit brachte, die Reise noch zu machen,

die er schon aufgeschoben hatte. Weshalb kam sie gerade jetzt? Eine halbe Stunde reichte nicht, um alles von ihr zu erfahren, was unter Umständen wissenswert war. Aber eine halbe Stunde reichte wohl, um ihr adieu zu sagen. Hatte er denn eigentlich was anderes gewollt? Soweit er sich jetzt erinnern konnte, war er nur zu diesem Zweck hiergeblieben. Sie war gekommen, man konnte sich verabschieden. Aber es wäre doch besser gewesen, wenn ihr Eintritt gleichzeitig mit der Abfahrt des Zuges erfolgt wäre. Dann blieben noch drei Stunden, bis das Lokal geschlossen wurde. Und dann gab es noch andere. Und der Zug nach Paris, mit dem der Grüne Schwan wegfahren sollte, ging erst um drei Uhr nachmittags, morgen – – – Eine lächerliche Hoffnung erwachte in Brandeis: Wenn die Uhr über dem Büfett überhaupt falsch ging? Es galt nur eine kleine Bewegung, um sich zu überzeugen. Aber diesen Griff nach der Taschenuhr schob Brandeis noch absichtlich hinaus, denn er fürchtete, sich überzeugen zu müssen, daß die Uhr richtig ging. Schließlich zog er seine Uhr. Es war, als wenn er aus einer großen Kälte in eine helle, strahlende Wärme gekommen wäre: längst elf vorüber. Sein Zug schon unterwegs.

»Wie heißt eigentlich die Frau, die eben hereinkommt?« fragte er seinen Nachbarn.

»Das ist Lydia, Lydia Markowna!«

»Lydia Markowna!« wiederholte Brandeis. Er stand auf und ging ihr entgegen. Sie war langsam und lächelnd eingetreten. Sie wählte, während sie sich den Freunden näherte, einen der Tische. Hart vor ihr und so, daß sie den Kopf zurücklegen mußte, um sein Gesicht zu sehn, blieb Nikolai Brandeis. Sie gab ihm die Hand. Er zog sie an den kleinen Tisch, der gerade leer vor ihnen stand.

»Sie sind Lydia Markowna!« sagte er, wie um sich zu vergewissern, daß sie so hieß, und als wäre ihm jeder andere Name nicht ebenso gleichgültig gewesen.

»Ja – Sie kannten mich nicht?«

»Doch. Ich kannte Sie. Aber ich frage nicht nach den Namen. Nur in ganz bestimmten Fällen. Sie sind zum Beispiel ein ganz bestimmter Fall.«

Er wartete. Sie sagte nur: »Warum?«

»Weil ich möchte –«, sagte Brandeis, »das heißt, weil ich Sie bitten möchte, morgen nicht mit den anderen zu fahren, sondern mit mir, zu mir nach Hause.«

»Was fällt Ihnen ein? Ich soll das Theater verlassen?«
»Warum nicht?«
»Aber – Sie wissen nicht? Ich habe einen Freund. Ich kann doch meinen Mann nicht verlassen! Ich kenne Sie ja gar nicht!«
»Wer ist Ihr Freund?«
»Grigori – dort sitzt er!«
Brandeis sah sich um. Es war der Mann mit der Baßstimme, der in der Szene »Die weißen Reiter« den Ersten Kosaken spielte.
Grigori war in eine Kartenpartie verwickelt.
»Warten Sie hier!« sagte Nikolai.
Er schickte den Kellner zu Grigori mit einem Zettel, auf den er geschrieben hatte:
»Kommen Sie sofort herüber. Es handelt sich um Geld.«
Grigori kam. Er sah abwechselnd Lydia an, die er nicht begrüßte, und Brandeis, dem er unaufhörlich zulächelte. »Hören Sie!« sagte Brandeis leise. »Erlauben Sie, daß Lydia Markowna morgen zurückbleibt? Mit mir?«
»Warum stören Sie mich, mein Lieber?« antwortete Grigori. »Ich dachte, es handelt sich um Geld!«
»Das Geld bekommen Sie. Antworten Sie.«
Grigori machte die Augen klein und sah Lydia an.
Dann sagte Grigori: »Gewiß – wenn sie will!«
»Grischa!« schrie Lydia so laut, daß alle sich umwandten. Sie legte den Kopf auf den Tisch und weinte, die Stirn gegen den Marmor der Platte, als wüßte sie keine andern Vertrauten mehr als Stein und tote Dinge.
»Kommen Sie«, sagte Brandeis. Er hob sie vom Sessel. Der Direktor kam. Brandeis sagte: »Lydia Markowna verläßt euch. Zahlen Sie dem Herrn Grigori zwei Monatsgagen auf meine Rechnung. Gute Nacht!«
Es war ein neuer Nikolai Brandeis, der jetzt mit der Frau die Straße betrat. Er ging mit ihr zu dem Standplatz der Autos.

XII

Von Paul Bernheim kann man nichts anderes sagen, als daß er der alte geblieben war.
Er begann »abzubauen«, eine Tätigkeit, die zu jener Zeit in Deutschland den »Wiederaufbau« begleitete.

Er baute ab, Paul Bernheim. Er entließ seine beiden Stenotypistinnen und schließlich den Sekretär. Er gab das Büro über seiner Wohnung ab und zuletzt auch diese. Denn es schien ihm unmöglich, als ein durchschnittlicher Mieter in dem Haus zu verbleiben, in dem er ein außergewöhnlicher gewesen war. Verschiedene Gewohnheiten fielen selbst von ihm ab: Blätter von einem Baum im Herbst. Jener beinahe geheimnisvolle Mechanismus, der jeden Nachmittag um ein Uhr den Inhaber des Friseurladens zu Paul Bernheim hinaufgezogen hatte, mit Pinsel, Seife und Rasiermesser, schien jetzt auf eine ebenso geheimnisvolle Weise zu stocken. Das Gesetz, dem zufolge der Portier die Schritte Paul Bernheims noch vom zweiten Stock her vernommen hatte, um rechtzeitig die Haustür öffnen zu können, war außer Kraft gesetzt. Eines Tages verkaufte Paul Bernheim sein Auto und entließ den Chauffeur. Das Auto wanderte zu einem Taxi-Unternehmer. Nie mehr, so schien es Paul Bernheim, würde er wagen, auf der Straße ein Taxi zu nehmen, aus Angst, in seinen eigenen Wagen steigen zu müssen. Mit Hilfe eines Trinkgelds, das weit über seine Kräfte ging und nur einer Verpflichtung zur letzten Geste einer Noblesse entsprach, verabschiedete er sich vom Chauffeur. Auf einmal und als hätte sie eine Elementarkatastrophe hinweggerafft, verschwanden seine Freunde. Man konnte einen Spielklub nach dem andern absuchen, sie waren nicht da.

Die Einsamkeit schien sich stabilisieren zu wollen wie das Geld. Er mietete ein einziges Zimmer in der irrigen Hoffnung, daß der Umfang der Einsamkeit von dem der Wohnung abhänge. Er machte die Erfahrung, daß es zu den besonderen Eigenschaften der Einsamkeit gehört, in einem einzigen Raum größer zu sein als in dreien. Seine Rechnungen waren falsch gewesen wie die seiner Mutter. Sie besaß einen Koffer mit Geldscheinen, und er hatte Aktien, von denen man nicht leben konnte! Warum hatte er nicht das Stoffgeschäft mit Nikolai Brandeis gemacht? Er wäre heute ein reicher Mann gewesen. So nahe schien der Reichtum zu sein! Zweitausend Dollar waren ihm noch verblieben. Die zweitausend Dollar, die er Brandeis schuldete. Das war gerade genug, um einen Zigarrenhandel anzufangen. Der einzige Beruf, zu dem er Lust und Begabung gezeigt hätte, wäre die Diplomatie gewesen. Er konnte immerhin noch eine Anleihe auf das Haus nehmen. Da aber auf dem Teil des Hauses, der ihm testamentarisch vermacht worden war, drei Hypotheken lasteten, war eine neue Anleihe ohne die Zustimmung

seiner Mutter unmöglich. Unmöglich würde seine Mutter zustimmen. Die Firma Bernheim und Compagnie mußte ohnehin bald aufgelöst werden. Frau Bernheim wußte noch nichts davon.
Manchmal zählte Paul Bernheim sein Vermögen nach, obwohl er es kannte. Aber es schien ihm, daß ein Irrtum möglich war und daß durch irgendein unerwartetes Wunder die wiederholte Addition eine neue Summe ergeben konnte. Wenn er jetzt noch seine Aktien nach dem heutigen Wert verkaufte, so hatte er mit den zweitausend Dollar zusammen kaum mehr als etwa fünfundzwanzigtausend Mark. Mit diesem Geld wäre ein anderer, Nikolai Brandeis, imstande gewesen, innerhalb zweier Jahre eine Million zu verdienen ... Paul Bernheim aber gehörte zu den ehrgeizigen Leuten, denen ein geringes Kapital nicht einmal gut genug erscheint, verzehrt zu werden.
Die Frühlingstage waren klar, der Himmel mit blauer Farbe nachgetüncht, die Straße weiß, mit doppelter Sorgfalt gereinigt, und die Wolken schienen endgültig aus dieser Welt verbannt. Hätte ich noch einen Wagen! dachte Paul. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so schöne Tage erlebt zu haben, in der ganzen Zeit, in der er noch einen Wagen besessen hatte. Er kam sich degradiert vor, wenn er einen Autobus oder die Untergrundbahn bestieg. Er schlief aus Hartnäckigkeit und in einer vagen Hoffnung, daß glückliche Zufälle sich über dem Haupt eines Schläfers zusammenballen können wie Wolken, immer noch täglich bis zum Nachmittag, obwohl die Vernunft gebot, am frühen Vormittag aufzustehen. War er angezogen und in der Straße, so schien der Tag selbst, der sich seinem Ende zuneigte, die Vergeblichkeit jeder Anstrengung zu beweisen.
Ein paarmal entschloß er sich, am Vormittag Besuche zu machen. Er ging zu den Direktoren großer Verlage. Er hatte sich Vorschläge zurechtgelegt. Er war bereit, sein Vermögen zu übertreiben, von seinen Kreditmöglichkeiten zu sprechen, von seinen Verbindungen in England, an die er selbst allmählich zu glauben anfing. Er ging in eines der großen Häuser nach dem andern. Er saß in den Wartezimmern, in denen die Zeitungen und Zeitschriften des Hauses auflagen, den Wartenden gratis dargeboten wurden, damit sie mit der Gesinnung der Firma vertraut würden, ehe sie zu einer Unterredung mit ihr gelangten. Bequem waren die Wartezimmer, ein wenig überheizt und von Botenmeistern in Livreen auf erhöhten Sitzen überwacht. Die Direktoren befanden sich stets in Konferenzen. Es waren nicht mehr »wich-

tige« Konferenzen, wie sie früher in der Inflation Paul Bernheim selbst vorgetäuscht hatte, es waren schlichte Konferenzen ohne besondere Eigenschaften und also noch viel wichtiger – – den großen Persönlichkeiten vergleichbar, die ihren Titel zwar besitzen, aber nicht führen. Er saß und wartete. So ähnlich hatte man einst auf ihn gewartet. Jetzt verstand er, daß die Institution der Wartezimmer das Fegefeuer der kapitalistischen Himmel war. Nichts Grausameres als der Zwang zu einer Geduld, die fortwährend unterbrochen wird von Glockensignalen für die Boten, von der Ankunft neuer Gäste, von der zerstreuten Betrachtung der Zeitschriften, deren Absicht es ist, Trost zu verbreiten, und die dennoch die tiefste Hoffnungslosigkeit erzeugen. Es kam vor, daß Bernheim das Wartezimmer verließ, noch ehe er seinen Besuch gemacht hatte. Und einer Unterredung entronnen zu sein, die ihren Sinn schon im Wartezimmer verloren hatte, verschaffte ihm ein Gefühl der Befreiung, als wäre er aus einem Irrenhaus entlassen worden. Sooft er das Tor verließ, sah er sich um, wie man sich nach einem Hindernis umsieht, über das man gestolpert ist.

Nie mehr gehe ich in dieses Haus!

Er fuhr wieder zu seiner Mutter.

Die Frau Militär-Oberrechnungsrat hatte sich so gut eingelebt, als wenn sie im Haus Bernheim zur Welt gekommen wäre. Nun begrüßte sie Paul wie eine Tante. Immer noch ging Frau Bernheim ihrer Mieterin leise nach, um zu kontrollieren, ob ein überflüssiges Licht vergessen worden war, ob ein Schlüssel vom Schrank nicht so lose im Schloß steckte, daß Gefahr für seinen Verlust bestand, ob ein Fenster in der Abendstunde nicht offenblieb, das alle Motten einladen konnte, sich vom Teppich zu nähren, und ob das Waschbecken im Zimmer der Frau Oberrechnungsrat nicht endlich den Sprung bekommen hatte, den Frau Bernheim schon zitternd seit Jahr und Tag erwartete.

»Wir sind jetzt übereingekommen«, erzählte sie Paul, »das Abonnement für die Zeitung übernimmt die Frau Oberrechnungsrat. Genau heut vor einem Monat hat es in ihr Zimmer geregnet, das Dach war beschädigt. Sie hat behauptet, ich müsse es richten. Aber ich habe ihr klargemacht, daß die Wirtin nicht verantwortlich sein kann für Löcher im Dach. Sie hat es auch eingesehn, das Dach wurde verlötet, aber seit damals regnet es nicht mehr, und ich weiß nicht, ob der Klempner uns nicht beschwindelt hat. Möchtest du nachsehn?«

Paul stieg aufs Dach, um nachzusehn.

Von der Höhe übersah er den Garten, der jetzt, da der Frühling begann, noch trauriger war als im Herbst – – wie ein ärmlich Gekleideter trauriger ist in der Sonne als im Nebel. Paul sah den leeren Schuppen, in dem keine Wagen mehr standen, die Ställe, in denen die fremden Pferde wieherten, und den alten Hund, der jetzt schmutzig vor seinem Häuschen lag, träge, als wüßte auch er, daß es nichts mehr zu bewachen galt außer dem Koffer mit dem ungültigen Papiergeld der Frau Bernheim.

Eines Abends legte die Mutter die Zeitung weg – seitdem die Mieterin das Abonnement bezahlte, fühlte sich Frau Bernheim frei von der Verpflichtung, alle Inserate zu lesen – und sagte unvermittelt:

»Weißt du, Paul, ich lese jetzt in der Zeitung so viele Heiratsanzeigen!«

»Ja«, sagte Paul gleichgültig, »eine Folge des Krieges.«

»Die jungen Leute sind gescheit«, fuhr Frau Bernheim fort, »sie heiraten schnell, das ist gesund und garantiert ein langes Leben.«

Sie schwieg und erwartete eine Äußerung von ihrem Sohn.

Aber Paul schien nachzudenken, er hörte die Uhr ticken, die einzige, die noch in diesem Hause ging, und den zarten Wind, der in dem vorjährigen, liegengebliebenen Laub des Gartens raschelte. Frau Bernheim ergriff das Lorgnon, und erst das Geräusch, mit dem es aufklappte, rief Paul wieder in diese Stunde.

Frau Bernheim sah ein paar Minuten lang durch das Lorgnon auf Paul. Er wußte, daß es die Vorbereitung seiner Mutter zu einem »ernsten Thema« war, und wartete.

»Nun bist du dreißig Jahre alt, Paul«, sagte Frau Bernheim.

Die Erwähnung seiner dreißig Jahre berührte ihn schmerzlich, als wären sie ein körperliches Gebrechen. Da waren nun freilich diese dreißig Jahre, und er hatte es zu nichts gebracht. Es war, als wenn sich die drei Jahrzehnte, Jahr für Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag, neben ihm aufgehäuft hätten, ein Berg aus Zeit, und er selbst wäre tatenlos, klein und ohne Alter danebengestanden.

»Hast du nie ans Heiraten gedacht?« fragte die Mutter, etwas strenge, das Lorgnon immer noch vor den Augen.

»Wo gibt es Frauen?« sagte Paul.

»Es gibt genug Frauen, mein Kind – du sollst dich umsehn!«

Sie nahm das Lorgnon wieder ab und ließ es an die Hüfte gleiten, wie man ein Schwert in die Scheide steckt.

Es war keine Rede mehr vom Heiraten. Immerhin, im Zug nach Berlin dachte Paul an den Vorschlag seiner Mutter. Ja, es war vielleicht Zeit zu heiraten. Ja, es war ziemlich einfach zu heiraten. Vorsicht und schneller Entschluß waren die wichtigsten Vorbedingungen. Eine Heirat war ein Weg zur Größe. Er wollte anfangen, Gesellschaften aufzusuchen.

Er kannte aus seiner früheren Zeit, aus seiner Gönnerzeit, einen jungen Mann aus Temesvar, der sich für einen Budapester ausgab und Sandor Tekely hieß. Als Journalist und Zeichner war er nach Berlin gekommen. Er hätte ebensogut als Herrenreiter, Schwarzkünstler und politischer Agent kommen können: Das Schicksal, das mit einer gewissen Holdseligkeit über manchen jungen Leuten aus Temesvar wacht, führte Sandor Tekely zuerst in die Spielklubs, dann in die Kabaretts, hierauf in die Theater, nach zwei Jahren zum Film und schließlich wieder zurück zur Zeitung. Einmal hatte er als Mitglied der Presse- und Propaganda-Abteilung die Rote Armee des ungarischen Diktators Béla Kun auf ihrem Feldzug gegen die Rumänen begleitet. Er hatte diese Zeit und seine Tätigkeit längst vergessen. Er wäre imstande gewesen, einen Mord zu vergessen, jahrelanges Gefängnis und einen Typhus. Dieser seiner Fähigkeit entsprach seine Begabung, die Gegenwart auszunützen. Es war, als hinge die Hurtigkeit, mit der er jede günstige Gelegenheit aus jeder Situation herauszuklauben verstand, unmittelbar mit der Vergeßlichkeit zusammen, ähnlich wie die Eigenschaft einer gesunden Konstitution, sich an winterlichen Frösten wie an sommerlichen Hitzen zu stärken, mit ihrer andern Eigenschaft zusammenhängt, Krankheiten schnell und gründlich zu überstehen. Es wäre unrecht gewesen, Sandor Tekely etwa für »charakterlos« zu halten. Er war vergeßlich – genauso, wie er aufmerksam war. Und wie ein Schmetterling Süßigkeit aus jeder Blume saugt, so konnte Sandor Tekely aus jeder Gesellschaft, in die er geriet, eine Beziehung, eine Verbindung und eine Freundschaft mitnehmen. Er war einer der sichersten Beweise für den Wandel der Gesellschaften, die Unsicherheit der alten Klassen und ihrer neuen Angehörigen, der Schwankungen gesellschaftlicher Werte und die unbegrenzte Ratlosigkeit der neuen Häuser, in denen die Architektur moderne »Empfangsräume« geschaffen hatte. Sorglos und nur auf Beziehungen bedacht, flatterte Tekely von einer Hausfrau zur andern, ohne Unterschiede zu merken, besuchte er die Maskenbälle, die in jenem Jahr den Karneval noch lange überdauerten, stets in der

gleichen Tracht eines Rokoko-Prinzen, sonstige Abende im Smoking, mit einer Weste, die ihre eigenen Rockklappen trug, immer mit einem Lächeln, das aus vollen, dunkelroten Lippen und tadellosen, blanken Zähnen gebildet wurde, immer mit der Bereitschaft, jedem zum erstenmal eine Freundlichkeit zu sagen und zum zweitenmal eine Vertraulichkeit.

Nicht mit Unrecht dachte Paul Bernheim jetzt an Sandor Tekely. Bernheim wußte von Tekelys Gewohnheit: zweimal in der Woche in einem ungarischen Restaurant zu essen, um den Zusammenhang mit dem mütterlichen Boden nicht zu verlieren. Er traf ihn einmal. Tekely war erfreut. Er liebte es, wenn ihn gutgekleidete Männer in diesem Restaurant aufsuchten, in dem er einmal lange auf Kredit gegessen hatte. In diesem Restaurant übertrieb er seine gewohnte Vertraulichkeit. Er vermengte sie mit einer herzlichen Freude, der zu entnehmen sein sollte, daß der Gast eine Persönlichkeit von außergewöhnlicher Bedeutung sei.

Wo Paul Bernheim (»lieber, lieber Freund«) so lange verborgen gewesen sei?

Und er selbst?

Oh, kein Geheimnis! Seine Beschäftigungen zahlreich. Erstens war er an jenem Inseratenunternehmen beteiligt, das die neue Reklameform der Poststempel am Kopf der Zeitungen verbreitet hatte. Zweitens half er in der Propaganda-Abteilung der großen amerikanischen Filmgesellschaft, die seit einem halben Jahr in Deutschland arbeitete. Drittens machte er mit einem Freund zusammen eine Weltkorrespondenz in allen europäischen Sprachen für Tagesneuigkeiten und feuilletonistische Mitteilungen. Viertens besorgte er die Übersetzungsrechte fremder Autoren für Deutschland und deutscher Autoren für das Ausland. Schließlich ließ er sich aktuelle Lustspielstoffe einfallen und verkaufte sie an bekannte Dramatiker. Es winkte außerdem etwas Neues, nämlich die Gründung, die ein Mann namens Nikolai Brandeis plane.

»Wer? – der Russe Brandeis?« wiederholte Paul.

»Sie kennen ihn?« rief Tekely und ergriff Bernheims Arm. »Sie kennen Brandeis persönlich?«

»Ja«, sagte Paul, »warum ist das so merkwürdig?«

»Oh, nicht merkwürdig, aber eine glänzende Beziehung!«

Und Tekelys vorgetäuschte Wertschätzung verwandelte sich in eine echte Bewunderung. »Brandeis, Brandeis! –« wiederholte er in dem

Ton, in dem ein Läufer in antiken Zeiten einen Sieg ausgerufen haben mochte. »Wissen Sie nicht? Brandeis ist der große Mann von morgen. Einer der Männer, die aus dem Osten kommen und hier ihr Glück machen. Seit einem halben Jahr gehören ihm hier zwölf Häuserblocks am Kurfürstendamm. Er fängt an, Stoffläden und Gemischtwarenhandlungen in der ganzen Provinz anzulegen. Man sagt, daß er das Land mit Warenhäusern zu überschwemmen gedenkt. In jeder kleinen Stadt ein Warenhaus. Sein Motto: Für den Mittelstand. Er verbreitet Aufrufe zur Rettung des Mittelstandes, hat eine Bank gegründet und soll eine außergewöhnlich reiche und schöne Frau aus Serbien mitgebracht haben. Sie könnte seine Tochter sein. Man sieht sie beide bei jeder Premiere. Sie soll eine russische Fürstin sein, die nach Belgrad geflüchtet war, mit einem sagenhaften Schmuck. Sie war schon bereit, ihn zu verkaufen, da traf sie Brandeis. Wie lang haben Sie ihn nicht gesehn? Rufen Sie ihn doch an, wenn Sie ihn kennen? Oder warten Sie: Vielleicht ist er morgen bei ›Schwarz und Weiß‹.«
»Was ist ›Schwarz und Weiß‹?«
»Der Maskenball des Neuen Hockeyklubs, wissen Sie nicht? Wollen Sie eine Einladung? Hier! Haben Sie eine Feder? Ich will gleich Ihren Namen ausfüllen. Doktor Paul Bernheim, nicht?«
Es war ein frischer, heiterer Abend, der Himmel hell wie am frühen Morgen und der Mond so nahe und irdisch, daß er wie ein Bruder der großen, silbernen Bogenlampen aussah. Paul segnete diesen Tekely. »So eine Begegnung sollte man ein paarmal in der Woche machen. Dieser Junge weiß alles und beschert Glück. Alles hängt von diesem ›Schwarz und Weiß‹ ab. Ich werde dort etwas Entscheidendes erleben oder nirgends mehr. Auf zu ›Schwarz und Weiß‹. Hockey ist ein sympathischer Sport!«

XIII

Der große Saal des Kasinos, in dem das Fest stattfand, war in ein Labyrinth verwandelt. Unerwartete Winkel zwischen vorgetäuschten Mauern, Logen und Verstecke hatten den Zweck, die Gäste, die sich geheimen Genüssen hingeben wollten, nicht nur unsichtbar zu machen, sondern auch in der ständigen Furcht vor Überraschungen zu erhalten. Denn es gab keine Ecke, die nicht tückisch genug war, abgeschlossen

zu scheinen und dennoch einen verborgenen Zugang zu besitzen. Es war die Innenarchitektur eines Sadisten.

Paul Bernheim stellte sich endlich in der Nähe des Eingangs auf, um die Ankommenden sehen zu können. Aber Brandeis kam nicht. »Ich habe es mir denken können«, sagte Paul. »Als ob dieser Sandor Tekely mir nicht schon oft falsche Sachen erzählt hätte.« Traurig war er und bitter. In dieser Gesellschaft des Hockeyklubs kannte einer den andern auch in der Verkleidung. Ja, es war anzunehmen, daß jeder vom andern vorher gewußt hatte, in welchem Kostüm sein Bekannter kommen würde. Alle Anwesenden hatten so sehr das Gefühl, zu einer Familie zu gehören, daß sie die paar verlorenen Fremden, die wahrscheinlich alle nur der Tekely mitgebracht hatte, mit dem erstaunten, etwas erzürnten Blick ansahen, den man für Eindringlinge übrig hat. Auf zwei einander gegenüberliegenden Estraden lebten sich die Musiker aus. Sie ließen keine Pause aufkommen. Wenn eine schüchterne Stille aufzublühen begann, nachdem eine Kapelle einen Tango beendet hatte, fiel die andere Kapelle mit einem Jazz über die lautlose Minute her und zermalmte sie zwischen Trommel und Saxophon. Unermüdlich tanzten die Paare. Paul Bernheim sah keine Möglichkeit, in dieser geschlossenen, wenn auch sehr verkleideten Gesellschaft einem entscheidenden Schicksal zu begegnen, wie er es heute noch den ganzen Abend gehofft hatte. Er trug einen dunklen Domino, ein Kostüm, das, wie ihm schien, der Begegnung mit einem entscheidenden Schicksal entsprach. Aber es meldete sich kein Schicksal.

Sagen wir lieber: Es meldete sich scheinbar kein Schicksal. Denn ein Mädchen in einer Art Haremskostüm, mit goldenen Schuppenbrüsten und einem türkisblauen, breiten Band um die Stirn, in wehenden, weißen Pumphosen und blauen Sandalen mit goldenen Spangen zog Paul Bernheim in einen der Winkel, mit sanfter Gewalt, wie sie Frauen anwenden, die ein ehrsames Leben führen, und die den Eindruck erweckt, daß sie nichts anderes wollten als die Bewegung eines Freudenmädchens aus einer Hafenstadt nachahmen. Es war schon gegen zwei Uhr morgens, und Bernheim hatte nichts mehr Entscheidendes zu erwarten. Also ergab er sich dem wortkargen Genuß, den Körper des Mädchens an sich zu ziehen. Die Frau verlangte zu trinken, und er erhob sich, um ihr ein Glas Champagner zu bringen – denn man verteilte Champagner in Gläsern am Büfett. Er fühlte ihre Bemühungen, die leichte Erregung, in der sie sich bereits befand, noch zu verstärken.

Wozu war ein Kostümfest gut? Ich langweile mich, dachte sie. Alle kennen mich und wagen nicht einmal einen Scherz. Dieser junge Mann ist fremd. Er ist vielleicht nicht klüger als die anderen, aber er hat den Vorzug, mich nicht zu kennen.

Sie sagte ihm also kurz entschlossen, daß sie sich langweile. Sie klagte über die scheuen Männer, die sie alle beim Rufnamen und sogar beim Spitznamen kannte. Sie entfachte Pauls Ehrgeiz und erinnerte ihn an die glückliche Zeit seiner ersten Jugend, in der er sorglos und mit der Aussicht auf Oxford die Mädchen seiner Heimat gerade noch bis zu dem Grad verführt hatte, der ihre Heiratsfähigkeit nicht verminderte. Es war immerhin noch eine verhältnismäßig keusche Zeit gewesen, dachte er. Damals hätte mich kein Mädchen so aufrichtig behandelt, auch nicht auf Kostümbällen. Die stete Neigung, die er von seiner Mutter ererbt haben mochte, jeden Fremden ohne Unterschied des Geschlechts sofort in eine der sozialen Schichten einzureihen, ließ ihn aus dem Betragen des Mädchens den Schluß ziehen, daß es nicht zu jener Gesellschaft gehörte, die er die »allerbeste« zu nennen pflegte. Und nach der Art der Männer, welche die Widerstandsfähigkeit einer Frau nach den Einnahmen ihres Vaters berechnen, entschloß er sich, so weit, das heißt: so nah zu gehn, wie es die Abgeschiedenheit und die Dunkelheit des Ortes erlaubten.

Er erfuhr einladende Zurückweisungen. Der Schuppenpanzer lockerte sich. Seine Versuche waren bereits so kühn geworden, daß er in das Stadium geriet, in dem er das Gesicht, also die Individualität der Frau vergaß und nur noch die Nähe des anderen Geschlechts kannte. Da erschrak er vor einem Geräusch. Ein Rokokoprinz war vorübergegangen und hatte halblaut seinen Namen gerufen. Er bat das Mädchen, auf ihn zu warten, und ging dem Prinzen nach. Es war Sandor Tekely.

»Ich gratuliere zu Ihrer Eroberung!« sagte Tekely.

»Mir scheint auch, daß sie hübsch ist«, meinte Bernheim. Er war ein wenig unfreundlich, der Störung wegen und weil Tekely ihm gestern ganz anderes und Wichtigeres versprochen zu haben schien.

»Hübsch ist sie natürlich auch«, sagte Tekely. »Aber das ist nicht die Hauptsache. Sie wissen doch, wer sie ist.«

»Keine Ahnung!«

»Es hat keinen Sinn zu leugnen, lieber, lieber Freund! Sie wissen ganz gut, daß es Fräulein Irmgard Enders ist.«

»Enders – chemische Werke?«

»Ja, kehren Sie schnell zurück.«
Paul Bernheim beeilte sich zurückzukehren.
Fräulein Enders hatte ihn erwartet. Aber sie konnte die Veränderung nicht verstehen, die offenbar mit diesem Mann vorgegangen war. Denn es war Paul nun, da er den Namen seiner Partnerin kannte, unmöglich, eine Hand zu rühren. Und während ihm früher ihr Gesicht vollkommen gleichgültig gewesen war, glaubte er jetzt, es sei am wichtigsten zu wissen, wie sie aussehe.
»Ach, du bist langweilig geworden«, sagte Fräulein Enders mit Recht. Und sie wollte sich erheben.
Er hielt sie mit Anstrengung zurück. Noch einmal segnete er den Sandor Tekely. Er begann zu erzählen. Es war immer noch das beste, wenigstens die Zunge zu bewegen, da die Hände schon gelähmt waren. Er fühlte, daß sein Leben von diesem Fräulein abhing und daß er um keinen Preis langweilig erscheinen durfte. Mit dem Respekt vor der chemischen Industrie, der in den Männern vom Schlage Paul Bernheims alle Fähigkeiten der Achtung und der Schätzung ersetzt und alle Wertungen und Maßstäbe bestimmt, mit dem Respekt vor der Chemie, zauberhaft wie ihre Formeln, groß wie die Gläubigkeit der Frommen, die Ergebenheit treuer Monarchisten für Kaiser und Könige und die Verehrung mancher Völker für Tote: mit diesem Respekt begann jetzt Paul Bernheim, Fräulien Enders zu beobachten, zu unterhalten und zu umwerben. Er fürchtete unaufhörlich, die Aufgabe könnte mißlingen. Es war ihm unmöglich, seine frühere Unbefangenheit wiederzufinden. Er sehnte sie herbei. Sie hatte Fräulein Enders gefallen. Aber er bewegte sich zitternd zwischen der Angst, das Bild von der Majestät der Chemie, das er tief in seinem Herzen trug, zu beleidigen, und dem Wunsch, es so geringzuschätzen, daß er die notwendige Freiheit der Tochter großer Männer gegenüber wiederfände.
Er warf sich aufs Erzählen, wie es seine Art war (denn er besaß die literarische Fähigkeit zu lügen), und also berichtete er durcheinander fremde und eigene Erlebnisse, eigene und entlehnte Scherze und Anekdoten, und innerhalb einer Viertelstunde war der alte Paul Bernheim wiederauferstanden, der Charmeur, der Dilettant und der Kenner der Kunstgeschichte. Das Blau seines alten Augenaufschlags aus der Jünglingszeit, das sich mitten zwischen den Inflationsgeschäften ein wenig abgenützt zu haben schien, wurde wieder so leuchtend, daß Fräulein Enders es trotz der Dämmerung bemerken mußte. Er pointierte die

Geschichten derart, daß sie wie die echten mythologischen Liebespfeile wenn nicht das Herz, so doch die Phantasie dieses Mädchens treffen mußten. Und er verstand es so gut, ganz zufällig der Held seiner Geschichten zu werden, daß sogar seine Prahlerei die Physiognomie der Bescheidenheit bekam. Er war im besten Zug. Er vergaß nicht, Geschichten, die seinen Mut bewiesen hatten, andere folgen zu lassen, in denen seine furchtsame Menschlichkeit zum Vorschein kam, so daß Fräulein Enders, die schon den unmittelbaren Mut der Tatkraft bewunderte, nun auch den der Aufrichtigkeit zu schätzen begann. Sie unterhielt sich gut in Pauls Gesellschaft. Da sie seinen Erzählungen entnahm, daß er in Oxford erzogen worden war, vermutete sie sofort und automatisch eine Verwandtschaft mit englischer Aristokratie – der einzigen, die noch gelegentlich den Rittern der Chemie imponiert. Als sie den simplen Namen Paul Bernheim erfuhr, denn er hielt darauf, ihn ihr zu sagen, wurde ihr der junge Mann ein wenig rätselhaft, was jungen Mädchen noch mehr gilt als englisch und aristokratisch. Sie sollte von einem guten Freund ihres Hauses abgeholt werden, aber sie zog es vor, Bernheims Begleitung anzunehmen. Ihr Wagen, der an der Straßenecke wartete, und der Chauffeur mit dem durch Technik verschärften Profil eines Lakaien aus alter Rasse versetzten Paul in ein Entzükken, das den Liebhabern vergangener Jahrhunderte nur der Anblick eines Strumpfbands zu entlocken vermocht hatte. Und er geriet in einen Taumel, als er einen englischen Windhund, in wollene Decken verpackt, im Wagen vorfand, einen Hund, der nach Oxford roch und englischem Rasen. Mit einer Anstrengung, die ihm den Atem nahm, überwand er noch im letzten Moment die Pietät für die Gesellschaftsklasse des Fräuleins, und er fand glücklicherweise noch Kraft und Geistesgegenwart genug, knapp drei Minuten vor dem Hotel Adlon den Arm um die Schulter des Mädchens zu legen. Er hatte rechtzeitig daran gedacht, daß körperliche Berührungen am wenigsten vergessen werden.

So war es in der Tat. Paul Bernheim war der erste Mann, der auf das Fräulein Irmgard Enders Eindruck machte. Zwei Hauslehrer, die einmal – sie war damals achtzehn Jahre alt – im Garten ihres Hauses, an schwülen und erregenden Sommernachmittagen die Gewohnheit angenommen hatten, die Lektionen zu unterbrechen und Liebesbeziehungen zu ihr herzustellen, konnten überhaupt nicht zählen. Es waren Domestiken, deren Berührungen, losgelöst von ihren Persönlich-

keiten, sich selbständig vollzogen hatten und eine entfernte Ähnlichkeit mit bezahlten Diensten aufwiesen. Sonst gab es nur harmlose Kameraden, Tennisspieler und Sommerschwimmer, Arosa-Rodler und Charlestontänzer. Dieser junge Paul Bernheim aber hatte die Welt gesehn, mußte Erlebnisse haben, einen merkwürdigen Beruf, nach dem sie zu fragen für unpassend gefunden hatte, kannte merkwürdige Leute und auch gute Gesellschaft, sprach über Pferde, auch über Automobile, und sein Gesicht war sympathisch – – Irmgard fand es sympathisch.

Sie stellte sich noch einmal im Kostüm vor den Spiegel. Sie gefiel sich. Sie war gewohnt, sich zu gefallen. Ihre Beine waren keineswegs schlecht! Schlecht konnte man nicht sagen! Die Knöchel waren zu stark, wenn man sie mit dem Umfang der Waden verglich, und erschienen zart, weil sie jetzt Hosen trug. Sonst alles tadellos. Die Brust etwas zu hoch angesetzt. Aber dafür die Schultern stark genug, weiß und aufregend, so daß sie, enthüllt, im Abendkleid, die Brüste fast vergessen ließen. Von Bauch keine Spur. Die Hüften ausladend – kam vielleicht von zuviel Reiten? Die Hände stark vom Tennisrakett, aber lang und die Finger wohl proportioniert. Das blonde Gesicht unscheinbar, der Mund für ihren Geschmack zu klein, besonders da die Zähne zu groß waren. Eine verräterische Falte parallel unter dem Kinn – was war das? Doch erst einundzwanzig Jahre? Kam vielleicht von ihrer ekelhaften Gewohnheit, den Kopf so tief zu senken, wenn sie las. Überhaupt brauchte man nicht zu lesen.

Sie wollte übermorgen – wenn Onkel Carl sie abholen kam – eine Andeutung machen. Vielleicht kannte er den Namen? Gott sei Dank hatte sie keine Eltern mehr. Ihre Kameradinnen Lisa, Inge und Hertha hatten viel weniger Freiheit. Derart konnten sie nicht über Auto, Chauffeur, Hund und Kostümfeste verfügen. Waren allerdings keine Persönlichkeiten. Während Irmgard – wie haßte sie diesen Namen, Geschmack einer Vorkriegsgeneration! –, sie, Irmgard, trotzdem Irmgard, eine Persönlichkeit war! Einen Mann konnte sie selbst finden. Sie hatte einen ausgezeichneten Geschmack. Sie konnte hart sein, verachtete Sentiments, und wenn sie auch die noch fast intakte Jungfernschaft ein wenig störte, so wußte Irmgard doch, daß dieser Fehler mehr die Feigheit der Männer bezeugte als ihre eigene.

Sie legte sich befriedigt schlafen und träumte einen der Träume ihrer Generation: in einem grauen, schmalen Sportwagen guter Rasse und so

weiter. Knapp vor den ersten Häusern eines Dorfes verschwand der Traum, und ein Schlaf ohne Bilder und ohne Störung begann und dauerte bis elf Uhr vormittags.

XIV

Statt am Donnerstag, wie es vorgesehen war, kam der Onkel Irmgards, Herr Carl Enders, erst am Sonntag. Wenn seine Frau einen Zweifel über Irmgards Sicherheit in Berlin äußerte, so sagte der Herr Enders: »Du kennst Irmgard nicht! Du lebst überhaupt noch in deiner Zeit! Du kennst die jungen Menschen von heute nicht!« Er verehrte den Fortschritt, die Jugend, alle neuen Erfindungen, das Tempo und den Sport. Er fühlte sich in der neuen Zeit wie zu Hause, und er konservierte seine Jugend und seine Gesundheit, nur um eine noch neuere zu erleben. Wenn er in einer der populärwissenschaftlichen Zeitschriften, die er abonnierte und die er mit einer verschwiegenen Geilheit las, als wären sie Pornographie, die Voraussage einer totalen Sonnenfinsternis in Mitteleuropa zu Ende des dritten Jahrtausends sah, so erschütterte ihn die Unmöglichkeit, tausend Jahre zu leben. Und es war in der Tat, wenn man ihn betrachtete, gar nicht einzusehen, aus welchem Grunde ein Mann wie er nicht unsterblich sein sollte. Seine Ingenieure und Beamten, seine Chemiker und seine Gehilfen, seine Werkmeister, seine Kassierer und seine Sekretäre arbeiteten für ihn, obwohl er selbst den ganzen Tag beschäftigt war, obwohl er selbst die Tätigkeit liebte und was er von ihr erzählen konnte. Er war zwecklos fleißig. Die Philosophen der Welt, die Dichter und Denker, die Erfinder und Entdecker dachten für ihn und lieferten seinem Gehirn die notwendige Nahrung. Um ihm eine Freude zu bereiten, überquerten Flieger den Ozean, umkreisten Rekordsammler die Erde auf Fahrrädern, Schlitten und Paddelbooten, gingen Forscher im Eismeer zugrunde, brachen Akrobaten das Genick beim dreimaligen Salto mortale. Er las mit Begeisterung am Ende eines jeden Jahres die Bilanz der Unglücksfälle und hielt alle überfahrenen Fußgänger für schuldig. Langsam sein und keine Geistesgegenwart haben hieß für ihn ein Verbrechen gegen das Tempo begehen, das er verehrte. Er selbst verspätete sich gerne, plauderte Überflüssiges, präsidierte zahllosen Konferenzen, fuhr von Stadt zu Stadt, hielt sich in Museen auf, sammelte Minerale, besuchte Konzerte,

in denen moderne Musik gespielt wurde, finanzierte moderne Wohn- und Nutzbauten und Theater, in denen die Regie überraschende Experimente machte. Vor dem Kriege war er einer der eifrigsten Anhänger Kaiser Wilhelms des Zweiten gewesen ... Während des Krieges war er ein Annexionist, weniger aus politischer Überzeugung als aus Vorliebe für Katastrophen. Nach dem Umsturz wurde er einer jener demokratischen Konservativen, die es nur in Deutschland gibt: Sie können Patrioten sein und Kosmopoliten, sich in der Gesellschaft eines Prinzen geehrt fühlen und ihn mitleidig belächeln, den Sozialismus anerkennen und ihn für eine Utopie halten, Arbeiterkolonien bauen und die Arbeiter aussperren, gute jüdische Freunde haben und Ehrenämter in antisemtischen Vereinen, für eine konservative Partei stimmen, sogar als deren Mitglied gewählt werden und sich über einen Sieg der Linken freuen, den Bolschewismus ablehnen und die russischen Sowjets lieben.
Irmgard, die ihren Onkel kannte, hätte wissen müssen, daß ein Mann von so verschiedenen Veranlagungen und Geschäften nicht rechtzeitig kommen würde. Sie glaubte an die Notwendigkeit seiner Tätigkeiten, seiner Reisen, seiner Liebhabereien. Und sooft er sich auch verspätet hatte, sie nahm es immer für eine Folge unvorhergesehener Hindernisse. Darin glich sie ihrer Tante. Als Herr Enders am Sonntag kam, traf er eine in ihrer Art bereits verliebte Irmgard an. Inzwischen hatte sie sich schon dreimal mit Paul Bernheim getroffen. Einmal beim Fünfuhrtee, einmal auf einem ziellosen Ausflug im Auto, das drittemal waren sie spazierengegangen, langsam, beglückt, statt, wie es verabredet gewesen war, Tennis zu spielen. Morgen wollten sie reiten.
Um zu zeigen, daß er ein Kenner der Jugend sei und die zartesten Symptome an seiner Nichte bemerkte, sagte Herr Enders:
»Wir sind verliebt, nicht wahr?«
Irmgard, die ihren Onkel ebenso für altmodisch hielt wie er sich selbst für modern, war durch den Ausdruck »verliebt« gekränkt. Er bezeichnete einen Zustand, der für einen jungen Menschen von heute nicht ganz passend erschien. Sie wiederholte:
»Verliebt?!« Und nach einer Weile: »Vielleicht nur bereit zu heiraten!«
»Na also«, sagte Herr Enders. »Es freut mich, daß du modern genug bist, die Liebe nicht mit der Ehe zu verwechseln. Denn du weißt, daß du nicht jeden Beliebigen heiraten kannst. Aber du kannst dich in jeden Beliebigen verlieben.« »Ich bin selbständig, Onkel!«

»Bis zu diesem Punkt!«

Er dachte an die vielen Männer, die sich bei ihm um Irmgard beworben hatten. Es waren Männer verschiedener Kategorien gewesen, Künstler, die er unterstützte und die er von vornherein für unfähig hielt, denn er verband mit der Vorstellung von Kunst eine von geschlechtlicher Impotenz. Er kam nicht zum Bewußtsein seiner Vorurteile, weil er sich unaufhörlich wiederholte und bewies oder zu beweisen glaubte, daß er keine Vorurteile habe. »Ich habe nichts gegen die Armen«, pflegte er zu sagen, »weiß Gott, ich versuche, mit den Armen ebenso zu verkehren wie mit den Reichen, aber schließlich kann man sie nicht mir nichts, dir nichts in die Familie nehmen. Ja, wenn es ein Genie wäre, etwas Außergewöhnliches! Ein Eckener sagen wir, ein Einstein, meinetwegen sogar ein Lenin! ein Kerl!« Und da ihm unter den Armen, die er kannte, kein »Kerl« in den Weg kam, blieben seine Beziehungen zu ihnen distanziert.

Eine Zeitlang hatte er daran gedacht, Irmgard mit einem der Abkömmlinge aus der hohen Aristokratie zusammenzutun, die er unermüdlich unterstützte, einlud, beherbergte und nährte. Er half Zeitschriften begründen, die eine Einigung Europas propagierten, und andere, die einen neuen Krieg vorbereiteten. Und er abonnierte die Zeitschriften auch. Aber ein Instinkt, mächtiger als jede Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit, weil es der Instinkt der Besitzversicherung war, beschützte ihn vor jedem Gedanken an verwandtschaftliche Bande mit einem der armen Freunde. Irmgard sollte einen außerordentlich reichen Mann heiraten. Entweder einen Gutsbesitzer aus alter Familie oder einen jungen Industriellen. Herr Enders wußte nicht, daß es zwischen dem Reichtum und der Armut einen Zustand gibt, der immerhin materielle Nöte ausschließt. Männer, die weniger als eine halbe Million Einkommen jährlich hatten, zählte er zu den Armen. Und wenn er manchmal in die Lage kam, sich »die Armut« vorzustellen, so sah er schreckliche Gesichter: syphilitische Kinder, eine schwindsüchtige Frau, Matratzen ohne Überzug, versetztes Silber. »So lebt heutzutage der Mittelstand«, pflegte er zu sagen. Zum Mittelstand zählte er auch die Direktoren seiner Fabriken. Das Proletariat war seiner Meinung nach versorgt. Erstens hatte es den Sozialismus, zweitens keine Bedürfnisse und drittens die soziale Fürsorge.

»Nur keinen Mittelständler heiraten«, sagte er zu Irmgard. »Man kommt aus dem Elend gar nicht mehr heraus.« Er war ehrlich beküm-

mert. Sein roter Nacken, seine muskulösen Wangen, seine ganze untersetzte, gesunde Vierschrötigkeit stellte sich in den Dienst seines Kummers. Er sah komisch aus, wenn er besorgt war, fand Irmgard. Sie lachte.

Sie wußte wohl, daß dieser Onkel Schwierigkeiten machen würde, und ihre Sympathie veränderte sich für ihn in Verachtung, die sich auch auf seine körperlichen Eigenschaften bezog. Seine robuste Gesundheit erschien ihr unappetitlich, seine ständige Begeisterung für den Fortschritt nannte sie hypokritisch. Nachdem sie ihn schweigsam ein paar Sekunden lang angesehen hatte, fiel ihr das Wort »Geldsack« ein.

An jenem Nachmittag, an dem sie in der Hotelhalle mit Paul und dem Onkel Tee trank, war sie abwechselnd gereizt, zärtlich, gehässig und verlogen. Für die Dauer von Sekunden verlor sogar Bernheim ihre Sympathie, nur weil er mit ihrem Onkel gefällig sprach. Wenn sie noch geahnt hätte, daß Paul in dieser Stunde nur den Ehrgeiz hatte, ihrem Onkel zu gefallen! Aber sie kannte die Männer nicht.

Worüber sprechen zwei Männer, von denen der eine chemische Produkte erzeugt und der andere kein anderes Interesse hat, als »hinaufzukommen«? Von Kunst. Paul Bernheim glänzte wie gewöhnlich. Man konnte glauben, daß er selbst Bilder sammle. Daß er heute mit Carl Enders zusammen Tee trinken würde: Wer hätte ihm das noch vor einer Woche gesagt? Verändert war die Welt. Warum hatte er seine große Wohnung aufgegeben? Jetzt hätte er Gelegenheit gehabt, ein kleines Diner zu Hause zu geben. Das macht gleich einen ganz andern Eindruck.

»Sie sammeln wohl selbst«, fragte Herr Enders, nicht ohne die Nebenabsicht, auf diesem Wege etwas über die Verhältnisse des jungen Mannes zu erfahren.

»Mein Vater hat viel gesammelt«, log Paul. Und der Sohn hat die Bilder verkaufen müssen, dachte Herr Enders. Aber er sagte etwas anderes:

»Ist Ihr Herr Vater schon lange tot?«

»Vor dem Krieg gestorben.«

»Sie waren natürlich eingerückt.«

»Elfer-Dragoner!« triumphierte Paul.

Also verarmte Familie, replizierte in Gedanken der Onkel. Und laut bemerkte er: »Die Inflation und der Krieg haben doch eine Menge Familien ruiniert. Es ist so manche auf einmal Mittelstand geworden.

Unsereins hat oft Gelegenheit zu sehen, wie traurig es mit der Intelligenz bestellt ist.«
»Viele sind auch reich geworden«, sagte Paul.
»Ja, die Neureichen.« Der Onkel sprach dieses Wort mehr mit den Mundwinkeln als mit der Zunge. Es genügte, von den neuen Reichen etwas zu erwähnen, und sofort geriet Herr Enders in schlechte Laune. Nach der Art aller Menschen, deren Großväter schon »neue Reiche« gewesen waren, schätzte er alle gering, die erst heute reich wurden. Von seinem Großvater, dem Begründer der chemischen Dynastie Enders, sprach er als von dem »Manne, der mit den zehn Fingern anfing«. Jene, die heute ähnliches vollbrachten, nannte Carl Enders »die mit den Ellenbogen«. Als wäre ein Ellenbogen ein verächtlicher Körperteil und die Finger aristokratisch. Um der Meinung des Industriellen würdig zu sein, begann Paul, eine von den Anekdoten vorzutragen, deren Held in jener Zeit der populäre Raffke war und die immer mit dem Satz begannen: Herr Raffke kommt zur Neunten Symphonie oder zu »Wallenstein« ins Staatstheater oder sonst zu irgendeiner der Kultureinrichtungen, in denen die alten Reichen sich so gut auskennen. Herr Enders liebte Anekdoten wie die meisten gesunden Männer. Er konnte bei jedem Witz ehrlich lachen, weil er vergeßlich war und es ihm gar nichts ausmachte, ihn zehnmal zu hören.
Irmgard schwieg beleidigt. Um ihre Sympathie für Paul nicht zu verlieren, die jetzt ein Bestandteil ihrer Selbstliebe geworden war, verwandelte sie die Geringschätzung für die Billigkeit seiner Witze in eine Bewunderung für seine Fähigkeit, sich mit dem Onkel zu unterhalten. Herr Enders schied mit dem Verdacht, daß Paul Bernheim zu der armen Intelligenz gehöre. Immerhin lud er den amüsanten jungen Mann nach D. ein, einer Stadt im Rheingebiet, in das Stammhaus Enders.
Paul sollte nach einer Woche nach D. kommen. Es war ihm klar, daß er innerhalb dieser Woche eine Stellung haben müßte und keine beliebige. An Brandeis hätte er sich halten sollen!
Es war Paul Bernheim vollkommen klar, daß er jetzt vor dem Ziel stand. Er konnte freilich zu Brandeis gehn. Zu Brandeis gehn und was sonst? Die zweitausend Dollar zurückzahlen und von einem Gespräch alles erhoffen. Vielleicht machte ihm Brandeis einen Vorschlag.
Zum erstenmal nach langer Zeit stand Paul Bernheim wieder am frühen Vormittag auf. Es war ein Donnerstag, sein »guter Tag«. Er glaubte sich zu erinnern, daß ihm der Donnerstag immer Glück ge-

bracht hatte. In der Schule schon. Die Gegenstände, die ihm am liebsten waren, fielen auf den Donnerstag. Die Reifeprüfung hatte er an einem Donnerstag bestanden, und nach Oxford war er am Donnerstag gefahren. Und heute war Donnerstag.
Auch die Sonne schien. Kein Wölkchen am Himmel. Kein Staub. Kein Wind. Die Taxis an der Haltestelle alle offen. Er wollte ein Taxi nehmen, um nicht im Gedränge der Untergrundbahn die notwendige Energie zu verlieren. Er stieg ein wie zu einer Fahrt ins Glück.
Aber in der Köpenicker Straße, vor dem massiven Häuserblock, in dem sich seit einigen Monaten Brandeis' Firma befand, ergriff Paul Bernheim Angst, Angst, wie er sie noch nie gespürt hatte. Wenn er jetzt nichts erreichte, so wollte er nicht einmal nach D. fahren. Er überlegte die Ausrede, die er Irmgard mitteilen würde. Diesen Brief jetzt schon zu stilisieren bereitete ihm eine Erleichterung. Es lenkte ihn von dem Gedanken an die nächste Viertelstunde ab. Er versenkte sich in die Vorstellung von seinem vollständigen Zusammenbruch, um den Zustand der weniger erträglichen Angst vor dem Zusammenbruch leichter zu ertragen.
Er lehnte es ab, in den Lift zu steigen, in den ihn der Portier einlud. Er ging langsam die Stufen hinauf und zählte sie. Sie sollten eine gerade Zahl ergeben, dann wäre alles gut. Als er im ersten Stock stand, hatten sie eine ungerade. Seine Füße stockten. Zum Glück besagte eine Tafel, daß sich die Direktion im zweiten Stock befand. Aus Furcht, daß die Zahl der Stufen noch einmal eine ungerade sein könnte, gab er das Zählen auf.
Er mußte durch einen großen, unheimlich sonnigen Saal, in dem an etwa hundert Schreibtischen gearbeitet wurde. Ein Arbeitssaal nach amerikanischem Muster. An allen vier Wänden riesige elektrische Wanduhren wie in Bahnhöfen. Ein regelmäßiges Rascheln von Papier. Ein halblautes Klappern moderner, schweigsamer Schreibmaschinen. Ein Flüstern, das vom Rechnen der gebeugten jungen Männer herrührte, die unaufhörlich Zahlen hinschrieben und mit Linealen hantierten. Die Wände kahl, die Fenster groß, nackt, ohne Vorhänge. Brandeis liebte es, seine Besucher durch dieses Zimmer führen zu lassen.
Paul Bernheim machte sich auf eine der »wichtigen Konferenzen« gefaßt. Hier gilt es, eine Stunde oder zwei zu warten. Um so besser. Ich habe Zeit, mich zu beruhigen.

Aber schon ein paar Minuten später holte man ihn zu Brandeis.
Brandeis saß in einem kleinen, verdunkelten Raum. Die Besucher, die aus der schmerzlichen Helligkeit kamen, sahen im ersten Augenblick gar nichts. Er holte aus dem Wandschrank Kognak und zwei Gläser, Zigarren, Zigaretten, Streichhölzer. Er stellte alles mit behutsamen Bewegungen vor Bernheim hin, lautlos, als wären seine großen, kräftigen und behaarten Hände, die Tischplatte, die Flasche, die Gläser und die Schachteln aus Samt.
Er goß zwei Gläser voll.
Bernheim trank mit einem Schluck. Er ärgerte sich, daß Brandeis nur nippte.
»Ich trinke sehr langsam«, sagte Brandeis.
»Ich habe eine alte Schuld«, begann Paul.
»Die Summe ist so gering«, unterbrach Brandeis, »daß es eine Verschwendung wäre, von ihr zu sprechen. Ich muß Sie um Entschuldigung bitten. Ich hätte Sie besuchen sollen. Sie könnten geglaubt haben, daß ich absichtlich eine Begegnung mit Ihnen vermeiden will. Durchaus nicht! Es ist inzwischen die Notwendigkeit eingetreten, den Umfang meiner Geschäfte zu regeln und zu erweitern. Ich war besetzt. Ich freue mich über Ihren Besuch. Aber ich hoffe, daß Sie ihn nicht jener Summe wegen gemacht haben.«
»Nein, Herr Brandeis. Offen gestanden: Ich bin mit einer Bitte gekommen.«
»Das ehrt mich.«
Eine lange Pause folgte. Keiner von beiden rührte sich. Man hörte aus der Ferne einen Vogel zwitschern. Pauls Augen hatten sich an den Dämmer dieses Zimmers gewöhnt. Er unterschied die dunkelrote Farbe der Teppiche und die rostbraune Täfelung der Tür zu seiner Linken. Es war nicht jene, durch die er gekommen war. Die Dämmerung kam von den dunklen Rolläden hinter den Fenstern, die dennoch offenstanden. Ein zarter Wind wehte durchs Zimmer.
Es schien unmöglich, jetzt wieder anzufangen. Brandeis griff nach der Flasche, um einzuschenken.
»Ich habe den größten Teil meines, unseres Vermögens verloren«, begann Paul wieder. »Ich muß mich nach einer Beschäftigung umsehn. Ich besitze nicht mehr als fünfundzwanzigtausend Mark.«
»Die Summe ist nicht klein –«, sagte Brandeis. »Aber schließlich, wie man es betrachtet. Sie kann groß und klein sein. Für Sie ist sie wahr-

scheinlich klein. Ich könnte Ihnen vielleicht den Rat geben, einen Rat geben – –«
»Nein, Herr Brandeis, es ist zu spät. Ich muß in dieser Woche auf eine Stellung, auf einen Namen, eine Position rechnen können.«
Brandeis nippte noch einmal. Dann sah er in das Gläschen. Und als hätte er daraus die Zukunft gelesen, fragte er langsam:
»Sie wollen wahrscheinlich heiraten?« Er sprach dieses Wort sehr weich aus, mit einem h, das wie ein voller Konsonant klang.
Paul nickte.
»Gut, Herr Bernheim, ich will mich umsehn.«
Paul erhob sich. Brandeis begleitete ihn zur Tür. Er streckte die Hand aus.
»Kann ich den Namen der Dame wissen?«
»Ich bin noch nicht verlobt«, sagte Paul zögernd. Er fürchtete, die Hand aus der weichen, warmen Umklammerung Brandeis' zu befreien.
»Aber ich bitte Sie um Diskretion. Ich möchte mich um Fräulein Enders bemühen.«
»Enders, Chemie?«
»Ganz richtig.«
»Ich werde Ihnen schreiben.«
Paul ging. Brandeis schrieb auf einen der Zettel, die sauber geschnitten, viereckig und schimmernd auf seinem Schreibtisch lagen und an Oblatenplättchen erinnerten, folgendes: »Enders-Bernheim«.

XV

Paul ging in ein Restaurant. Er konnte nicht essen. Der Zustand, in dem er sich vor dem Besuch bei Brandeis befunden hatte, sollte also jetzt beständig werden. Wer weiß, wie lange die Antwort Brandeis' brauchen konnte! Die nächsten Tage und Nächte würden vergiftet sein. Er hätte in diesen Stunden einen guten Freund gebraucht, einen Bruder, eine Mutter. Unmöglich, nach Hause zu gehn. In den Straßen bleiben. Es war das beste. Wie ein Obdachloser herumgehn.
Zum erstenmal sah Paul Bernheim die Grenzen seines Vermögens. Er sah sich ohne Aufenthalt und sicher den gefährlichen Ufern der Armut entgegentreiben. Bis jetzt hatte ihn der endlose Ozean des Reichtums

umgeben. Es genügte ihm, den genauen Umfang seines Vermögens zu kennen, um schon dessen Ende zu sehen. Für einige kurze Stunden wurde ihm klar, daß seine Hoffnungen, seine außergewöhnliche Begabung, sein Charme, seine Sicherheit, daß sie alle Folgen seiner materiellen Geborgenheit waren, Früchte des Reichtums wie die Pflanzen im Garten seines väterlichen Hauses. Es war, als ob durch die Begegnung mit Irmgard und ihrem Onkel und durch die Aussicht auf die Vermählung mit der chemischen Industrie Paul Bernheim erst das ganze Ausmaß der Bitterkeit erkannt hätte, die der Besitz einer kleinen Summe in dieser Welt bedeutet. Seine fünfundzwandzigtausend Mark schienen tatsächlich an Wert zu verlieren, nur weil sie auf einmal die riesigen Summen des Hauses Enders in der Nähe fühlten. Der Besuch bei Brandeis hatte ihn gedemütigt. Denn Paul Bernheim gehörte selbstverständlich zu den Menschen, die sich nichts zu vergeben glauben, wenn sie zum Beispiel um Liebe und Freundschaft bitten, die aber einen baren Verlust an ihrer Würde erleiden, wenn sie sich eine materielle Unterstützung gefallen lassen müssen. Unter den Werten, die sie ein für allemal in ihrer frühen Jugend klassifiziert haben, bewahrt das Geld einen höheren Rang als das Herz und das Leben. Sie wären imstande, das Blut, das ihnen jemand schenkt, um sie am Leben zu erhalten, leichter entgegenzunehmen als eine geliehene oder geschenkte Summe. Ja, Paul begann Brandeis langsam zu hassen, mit dem Haß, der die Dankbarkeit ersetzt und ihren Namen und ihr Gesicht annimmt.

Paul Bernheim sah sein eigenes Antlitz unter den Gesichtern der namenlosen Toten in der Vitrine der Polizei. Er erinnerte sich an jenen Abend, an dem er aus Übermut sich hatte verhaften und auf ein Lastauto verladen lassen. Es war seine einzige Begegnung mit der andern Welt gewesen, mit der gesetzlosen, heimatlosen, nächtlichen. Seine eigene Zukunft nahm die verwüsteten Angesichter der unbekannten Toten in der Vitrine an. Als Knabe hatte er manchmal mit dem freiwilligen Tod gespielt, eine scharfe Messerspitze gegen die nackte Brust gehalten, aus Eitelkeit und in der Hoffnung, daß sein Ende einen allgemeinen Aufruhr zu Hause, in der Stadt und in der Welt vielleicht verursachen würde. Schon hörte er seine Eltern klagen, den Nachruf des Lehrers, die ehrfürchtigen und scheuen Gespräche der Kameraden.

Das überwältigende Mitleid, das er damals für sich gefühlt hatte, überfiel ihn heute wieder. Er wollte sich beweinen und beweint wissen. Ein

zärtliches Gefühl der Kameradschaft trieb ihn in die Nähe der Bettler an den Straßenecken und der Männer, denen man die Verlorenheit ansah, den Hunger, die Obdachlosigkeit, die Verwüstung. Es kam ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, daß er jeden von seinen neuen und so plötzlich erworbenen Freunden mit einem Zehntel seines Vermögens reich und sorglos gemacht hätte. Paul Bernheim sah keinen Unterschied zwischen dem Bettler, der die Hand um Almosen ausstreckte, und einem Mann, der, um eine Millionärin zu heiraten, eine »gesellschaftliche Stellung« bei Brandeis gesucht hatte.

Er wollte nach Hause mit dem vagen Entschluß, irgendwelche Vorbereitungen für irgendein Ende zu treffen. Er stellte sich vor, daß es angenehm war, den Revolver aus der Schublade zu ziehen, die Korrespondenz zu ordnen, vielleicht einen Brief zu schreiben und alle traditionellen Handlungen und Griffe eines Selbstmordkandidaten auszuführen. Er freute sich mit der Aussicht auf die Heimlichkeit einer Stunde, in der man nach überlieferter Weise vor dem Schreibtisch sitzt und Abschied vom Leben nimmt. Eine Stunde, deren dämmernde Zartheit und deren wehmütiger Widerschein nur an einen Winterabend vor dem Kaminfeuer erinnert, wenn noch kein anderes Licht entzündet ist.

Er stand wieder vor seiner Wohnung und sah durch die Gitter seines Briefkastens einen hellen Brief schimmern.

Er zögerte, den Briefkasten aufzumachen. Noch, schien es ihm, war sein ganzer Tribut an Wehmut nicht entrichtet. Noch hatte er die Wollust der freiwilligen Agonie nicht bis zum Grunde ausgekostet. Zwar glaubte er nicht ehrlich an einen endgültigen Tod. Aber Menschen seiner Art fühlen für einige Stunden die Notwendigkeit, ihr Unglück zu übertreiben, sie wollen nicht gestört, nicht getröstet sein. Es ist, als zwänge sie irgendeine Gerechtigkeit, für das sorglose Leben, das sie führen dürfen, zu büßen; als bescherte auch ihnen das Schicksal ihre »Krisen«, damit sie wenigstens eine Not kennenlernen, die sich in ihrer Phantasie zuträgt. Paul Bernheim hätte gerne gewünscht, noch erheblich länger zu leiden, dem endgültigen Tod so nahe zu kommen, daß eine Rettung nur noch ein Werk des Himmels sein konnte oder wie ein Werk des Himmels erscheinen mußte. Dieser Brief, von dem er befürchtete, daß er eine Rettung war, kam zu früh, zu einfach und zu billig. Dieser Brief machte der Krise ein zu schnelles Ende. Dies war ihm klar: daß er sich etwas vergeben hatte, indem er zu Brandeis ge-

gangen war. Seine Heirat, sein Leben und die ganze Zukunft, von der er nicht zweifelte, daß sie groß und leuchtend sein würde, hätte er nun diesem Brandeis zu verdanken. Und vielleicht nur deshalb, das heißt: aus Scham, verletztem Hochmut, gekränkter Eitelkeit, flüchtete er sich in den Gedanken an den Tod. Aber so hochmütig und eitel er auch war, diese Eigenschaften reichten nicht aus, um Paul Bernheim einen freiwilligen Tod einem abhängigen Leben vorziehn zu lassen! Nein! Sie reichten gerade für die Wehmut einer Selbstmordstimmung.

Aber es scheint, daß es den Leuten seines Schlages nicht einmal vergönnt ist, ein eingebildetes Unglück ganz zu tragen. Es scheint, daß die Schutzengel, von denen die Bernheims zu jeder Zeit umgeben sind, darüber wachen, daß ihren Pfleglingen die große Not fernbleibe wie die große Lust und daß ihr Leben sich in den lauen Sphären abspiele, in denen die Winter milde sind und die Sommer kühl und in denen die Katastrophen das Aussehen leichter Trübungen annehmen. Niemals sollte Paul Bernheim der lächelnde Segen verlassen, der über seinem Vater, seinem Haus, seiner Kindheit, seiner Jugend, seinem Oxford, seinen Talenten geruht hatte. Ein friedliches Glück hielt ihn gefangen. Niemals sollte er jener Region entkommen können, in der man Genüsse hat, statt zu genießen, Freuden erlebt, statt sich zu freuen, Pech hat, statt unglücklich zu sein, und in der man so leicht lebt, weil man so leer ist.

Er öffnete den Briefkasten. Es war ein Brief von Brandeis. Eine Mitteilung, daß Brandeis froh sein würde, Herrn Paul Bernheim zu den Direktoren seines Hauses zu zählen. Er braucht mich, kombinierte Paul, weil er mit einer Beziehung zu Enders rechnet. Er hält nichts von mir und meiner Kraft, die er im Brief eine wertvolle nennt. Ich soll sein Instrument sein, ganz einfach. Ich will nicht!

Er trat nicht mehr in sein Zimmer, er kehrte um, den Brief in der Hand. Aber als er wieder in der Straße stand, begann der Brief geheimnisvoll zu wirken. Die Schatten des Todes, unter denen Paul Bernheim die ganzen Tage dahingeschlichen war, zerstreute und vertrieb der Brief. Gleichgültig wie sonst ging Paul an den Bettlern und Verzweifelten vorüber. Sie waren nicht mehr seine Schicksalsgenossen. Er ging, wie er es liebte, in die Halle eines großen Hotels. Er bildete sich ein, daß es der einzige Ort war, an dem man mit Würde unglücklich sein konnte. Noch während er in den breiten, knarrenden Ledersessel glitt, war er überzeugt, daß es jetzt galt zu überlegen, Brandeis abzusagen,

einen neuen Ausweg zu suchen. Aber schon als der Kellner vor ihm stand, glaubte Bernheim, daß er anfing, das Schicksal zu meistern. Ja, während er bestellte – einen Whisky-Soda, das Getränk der Sicherheit, weltmännischer Lebenskunst, angelsächsischer Tatkraft –, hatte Paul Bernheim das Gefühl, gesiegt zu haben, als bewiese der Diensteifer des Kellners die Unterwürfigkeit der Welt. In dieser Halle, in der die Reisenden reich, geschäftig und die Taschen anscheinend mit unerschöpflichen Banknoten gefüllt, herumgingen, glaubte Paul, seine legitime Heimat zu erkennen. Noch trennte ihn keine halbe Stunde von seinen Vorbereitungen zum Selbstmord. Nun verstand er nicht mehr seine Verzweiflung. Ja, er hatte Brandeis besiegt. Er bewunderte seine eigene Schlauheit. Kein andrer, sagte er sich, hätte Brandeis überzeugt, einen der klügsten Männer der Welt. Es galt, die eigene Klugheit zu bewundern, und so zögerte Paul nicht, auch Brandeis' Verstand anzuerkennen. Er vergaß die Angst, mit der er zu Brandeis hinaufgestiegen war. Er vergaß, daß er die Stufen gezählt hatte. Er dachte nicht mehr daran, daß Brandeis ihn als Werkzeug brauchen könnte. Und als er den ersten Strohhalm in seinen Whisky tauchte, hatte Bernheim wieder sein altes, hochmütiges und gelangweiltes Gesicht, kokett, modern profiliert, die weichen Haare straff aus der Stirn gekämmt und die hübschen grünen Augen in die Luft und in eine siegreiche Zukunft gerichtet.

Er hatte sein eingebildetes Todesurteil wortlos ertragen. Aber den eingebildeten Sieg allein zu feiern, war er nicht imstande. Doktor König fehlte ihm. Doktor König war ein charmanter Gegner gewesen, das Ideal eines Zuhörers. Aber er war seit Monaten verschwunden, verschwunden, in diesem Berlin, das er sicherlich nicht verlassen hatte und in dem ein Mensch versinken konnte wie im Sand der Wüste. Paul Bernheim beschloß wieder, Sandor Tekely aufzusuchen. Schließlich war die Begegnung mit Tekely segensreich gewesen. Er ging in das ungarische Restaurant.

Tekelys ständiger Platz lag hinter einem Paravent, aber gegenüber dem Spiegel, der das Bild des Eingangs und des Büfetts gefangenhielt, ein aufmerksamer Spiegel. Tekely hatte aus Angst vor Gläubigern, die ihn auch im Restaurant aufzusuchen liebten, diesen Platz gewählt. Er behielt ihn aus Dankbarkeit, obwohl er keinen mehr zu fürchten hatte, und aus Pietät, wie sie ein amerikanischer Milliardär manchmal für die alten Plätze haben mag, auf denen er sich in seinen Anfängen als Zeitungshändler aufgehalten hat. So konnte Tekely den eintretenden Paul

Bernheim sofort sehen. Tekely erhob sich und ging dem Gast entgegen, er hatte in diesem Restaurant die Freiheit eines Hausherrn. »Darf man gratulieren?« Als hätte er seit Tagen hier auf den Eintritt Bernheims gewartet, um diese Frage zu stellen.
»Noch nicht heute!«
»Ah, ich weiß, Sie wollen die Antwort Brandeis' abwarten.«
»Ich habe sie zwar schon –«, sagte Paul Bernheim, und es tat ihm leid, daß er zu Tekely gekommen war. Ja, es war frech von diesem Tekely, alles zu wissen. Er ließ Bernheim nicht das Vergnügen, langsam zu erzählen. Doktor König wäre anders gewesen. Und um bald vergessen zu dürfen, daß eigentlich Tekely ein gewisses Verdienst an den glücklichen Fügungen nicht abzusprechen war, sagte Bernheim schnell:
»Wenn ich Sie nicht damals zufällig getroffen hätte – ich bin Ihnen eigentlich dankbar!«
»Oh, das war kein Zufall«, antwortete Tekely, der Undankbarkeit vorausahnte, »Sie haben mich ja mit Absicht aufgesucht! Ich wollte Sie bitten, wenn Sie nächstens mit Herrn Brandeis zufällig von der Warenhauszeitung sprechen sollten – von der ich Ihnen zuletzt erzählt habe, so erwähnen Sie mich.«
»Ja, ja!« versprach Bernheim schnell und sah auf die Uhr, um einen frühen Abschied vorzubereiten.
»Sie müssen jetzt gehn«, sagte Tekely, der wußte, daß man einen eiligen Menschen nicht zurückhalten darf, wenn man seine Freundschaft nicht verlieren will. »Aber vergessen Sie bestimmt nicht!«
»Nein!« sagte Bernheim verwirrt und ging.
Er hatte wieder das peinliche Gefühl, einem Stärkeren erlegen zu sein, er begann, eine Abhängigkeit von diesem Tekely zu fürchten. Er war unzufrieden wie immer, wenn er ohnmächtig eine unangenehme, eine erniedrigende Szene mitzuspielen gezwungen wurde. Wie oft geschah es ihm eigentlich! Zum Glück vergaß er sie schnell. Er behielt nur die Stunden in treuer Erinnerung, in denen er eine glänzende Rolle gespielt hatte, er besaß die Fähigkeit, über peinliche Situationen in einer so zauberhaften Weise nachzudenken, daß sie nach einigen Tagen eine etwas ungenaue, aber fröhliche Physiognomie aufwiesen. Das einzige schreckliche Erlebnis, das er nie vergessen konnte, war jenes mit dem Kosaken im Krieg, das immer wieder auftauchte, sobald er ein neues Zeugnis seiner Schwäche lieferte, wie eine alte Wunde immer wieder aufbrechen kann, wenn man sich weh tut. Auch jetzt, als er Tekely

verließ, dachte er an Nikita. Einen Augenblick verlor er sich in der bangen Vorstellung, daß jener Nikita niemals aufhörte, daß er verschiedene Gestalten annahm, daß er identisch mit Tekely war, identisch mit Brandeis selbst und vielleicht auch mit Herrn Enders, dem Onkel Irmgards.

Paul suchte nach einem Rezept gegen diese Vorstellung. Er kannte aus Erfahrung verschiedene Mittel gegen bedrückende Gedanken, wie ein Kranker, der allerhand schon gegen schmerzliche Anfälle ausprobiert hat. Er stieg in ein Auto, fuhr nach Hause, packte flüchtig seinen Handkoffer und begab sich zur Bahn. Er gratulierte sich selbst zu diesem Einfall, der ihn vor einer schlaflosen Nacht rettete. Er wollte zur Mutter.

Frau Bernheim erschrak, als sie Paul zu früher Morgenstunde ankommen sah. Sie stand in der Küche und sah zu, wie das Mädchen Frühstück kochte. Paul erinnerte sich, daß sie früher, zu Lebzeiten des Vaters, das Frühstück im Bett genommen hatte. Sie saß aufgerichtet, vier Pölster im Rücken, unter dem blaßblauen Baldachin und spielte ihre »königliche Haltung«. Ein breites Tablett reichte ihr bis zur Brust, die hinter einem Gewölk aus Spitzen verborgen war. In dem halbdunklen Zimmer, in das die Morgensonne durch die Gitter der Rouleaus in schmalen, starken Streifen einfiel, schwebte ein zarter Geruch von Kölnischem Wasser und Zitronen. Die Erinnerung an diese Morgenstunden war herzbrechend wie die an ein verlorenes Glück. Jetzt stand die Mutter in einem Schlafrock aus braunem Plüsch, der vorn offen war und über dem Frau Bernheim, um ihn geschlossen zu halten, die Arme verschränken mußte. Seit dem Kriege, seitdem sie angefangen hatte zu sparen, beaufsichtigte sie jeden Morgen das Dienstmädchen, damit es nicht zuviel Kaffee verbrauche.

»Nehmen Sie noch einen Löffel Kaffee, Anna, aber keinen Eßlöffel!« rief sie, als Paul kam. Sie freute sich immerhin mitten im Schrecken über die unerwartete Ankunft, daß ihr Sohn nicht eine halbe Stunde später gekommen war. Man hätte sonst noch einmal das Gas anzünden müssen.

Man sah zwei graue Haarsträhnen über ihren beiden Schläfen wie zwei Ströme von Sorgen und wie zwei Heerstraßen des Alters. Im weißen Licht der Küche, das von den schimmernden Kacheln einen erbarmungslosen harten und kalten Glanz bekam, war das Angesicht der Frau Bernheim fahl und zerfallen, als könnte man die einzelnen Partien

auseinandernehmen, das starke, viereckige Kinn von den Lippen lösen, die Nase von den Wangen, die Stirn von dem übrigen Teil des Kopfes. Die ergrauenden Augenbrauen schienen älter zu sein als die Haare, als stammten sie aus einer früheren Zeit, und die Augen, in denen noch die alte Schönheit wohnte, ohne Zweck und nur ein geduldeter Mieter, lagen zwischen angeschwellten Wülstchen aus Tränen und Schlaf. Die Stimme seiner Mutter erschien Paul Bernheim um einige Grade zu hell, er hatte eine sanftere in der Erinnerung gehabt, als wäre der frühe Morgen eigentlich der Grund ihrer spröden Helligkeit und als käme diese von dem harten Schimmer der Kacheln. Kalt, wie hinter einer Glasscheibe, brannte bläulich die Flamme unter dem Topf auf dem Gasherd. Paul entsann sich nicht, jemals zu dieser Morgenstunde in der Küche gewesen zu sein. Es war eine kleine Enthüllung. Es war, als wäre er der Vergrämtheit des Hauses auf die Spur gekommen, als kenne er jetzt die Quelle des Kummers, die Küche.
Die Frau Militär-Oberrechnungsrat kam später, viel später. Sie stützte sich auf einen Stock am Morgen, sie gewöhnte sich langsam an das Gehen, an die Bewegung, die der Tag notwendig machte, nach der Bewegungslosigkeit der Nacht. Die ganze Last ihres alten Körpers trug der Stock, die Beine folgten ihm nur, unterstützten ihn. Sie erschien Paul als die Verkörperung der Trauer, die über sein väterliches Haus gefallen war. Er begann, sich vor ihr zu fürchten.
Er nahm sein Frühstück in großer Hast und ging in die Stadt. Er wollte erst am Nachmittag wiederkommen. Es erschien ihm unmöglich, dem ganzen Betrieb des Vormittags beizuwohnen. Während er gedankenlos, müde, überwach durch die noch leeren Straßen ging, fiel es ihm ein, daß seine Mutter an diesem Tag sterben könnte. Er stellte sich die tote Mutter vor und fühlte keine Trauer. Er versuchte, sich seine Gleichgültigkeit zu erklären, und ertappte sich bei dem Wunsch, seine Mutter tot zu wissen. Unmöglich, sie mit Irmgard zusammenzubringen. Unmöglich, Irmgard in dieses Haus zu führen.
Er kam spät am Nachmittag zurück. Er kündigte seiner Mutter die Verlobung an, seine bevorstehende Verlobung mit Irmgard Enders. »Enders?« sagte die Mutter und hob das Lorgnon, als könnte sie in Pauls Angesicht die Herkunft der Familie Enders lesen. Nein, sie war nicht begeistert. Sie kannte keine Enders.
»Es sind die reichsten Leute im Land«, erklärte Paul. Er dachte dabei an den Geiz seiner Mutter. Er irrte sich. Was ihren Sohn betraf, ge-

hörte in ein anderes Kapitel, berührte eine andere Leidenschaft. Zum erstenmal seit vielen Jahren konnte Frau Bernheim den Satz sagen: »Geld ist nicht alles, Paul!« – Er war überrascht.
»Es ist ein großes Glück, Mutter!« sagte Paul.
»Das kann man erst nach zehn Jahren sagen«, erwiderte sie mit einer Weisheit, die nicht aus ihr kam, der Mütterlichkeit überhaupt zu entströmen schien.
Paul versprach, seine Braut mitzubringen.
»Bring sie nur! Bring sie nur!« sagte Frau Bernheim.
Aber er brachte sie nicht, auch später nicht.
Es hatte sich inzwischen etwas Neues ereignet.

XVI

Eine Amnestie erlaubte Theodor Bernheim und seinem Freunde Gustav die Heimkehr.
Sie kamen an einem trüben Vormittag nach Deutschland, aus einem sonnigen und klaren Ungarn, in dem der Frühling schon heimisch und vertraut geworden war. Die Natur selbst war bedacht, in den Heimkehrern die Sehnsucht nach einem angenehmen Exil wachzuhalten. Gustav hatte ein braunrotes Angesicht, gesunde, sichere und schnelle Bewegungen. Er gehorchte nur einem Gebot der Schicklichkeit, indem er nach Deutschland zurückkehrte. Theodor war blaß und hastig, seine Hände waren wirr und seine Brille zerbrochen. Er empfand sie nicht als ein verdorbenes Instrument, sondern als ein beschädigtes Organ. Auf seinen schwachen Schultern lastete das ganze grausame Gewicht der Wendung: Rückkehr in die verlorene Heimat. In solch einer Lage mußte ein Mann und ein Deutscher wehmütig sein und fröhlich, bitter und gereift, voller Hoffnung und Tatkraft. Welch eine Menge von Verpflichtungen! Von Zeit zu Zeit beobachtete Theodor seine Reisegenossen, um zu sehen, ob er einen Eindruck auf sie machte. »Von all diesen Volksgenossen«, sagte er zu Gustav, »hat niemand soviel mitgemacht wie wir. Sie gehen ihren Geschäften nach, als wäre gar nichts geschehn, jeder denkt an seine Verdienste und niemand an Deutschland.«
»Quatsch nicht!« antwortete Gustav.
Theodor schwieg. Seit langem schon, seit dem Tag, an dem sie das Land verlassen hatten, haßte er seinen Kameraden Gustav. Gustav

hatte ja eigentlich diese Flucht verschuldet, Gustav hatte ihn in das Verbrechen und in die Verbannung gebracht, Gustav hatte sich draußen wohl gefühlt, Gustav war gleichgültig gewesen, Gustav hatte keine Gedanken, Gustav las kein Buch, Gustav liebte kein Gespräch, Gustav lachte Theodor aus, Gustav hatte keinen Respekt vor Theodor. Wenn Theodor imstande gewesen wäre, seine Gefühle von seiner Weltanschauung zu lösen, so hätte er sich zugestehen müssen, daß ihm sein Gesinnungsgenosse mehr verhaßt war als jeder seiner politischen Feinde. Aber er mußte Begegnungen, Empfindungen, Ereignisse in einen Zusammenhang mit seiner Überzeugung bringen, mit Deutschland, mit den Juden, mit der Welt, mit inneren und äußeren Feinden, mit Europa. Infolgedessen hielt er sich in Gustavs Nähe. Aus diesem Grunde begann er immer wieder die Diskussionen, auf die Gustav die ewige Antwort »Quatsch nicht!« hatte. Wenn Gustav nicht ein Kerl wäre, sagte sich Theodor, würde ich ihn verachten. Aber da Gustav ein »Kerl« war, mußte er ihn anerkennen.
Auf dem Bahnhof verabschiedeten sie sich. Das Exil fand hier seine Grenze. Die Gemeinschaft der Gesinnung und eines Lebens in der Fremde war denn doch nicht so stark wie die Gedanken an das väterliche Heim, die plötzlich Gewalt über beide bekamen in dem Augenblick, in dem sie ihre Fahrkarten abgaben. Die Heimatstadt strömte ihnen entgegen. Sie bestand aus tausend unnennbaren, privaten Gerüchen, die nichts mit der Politik zu tun hatten, nichts mit der Nation, von der sie bewohnt war, nichts mit der Rasse ihrer Bürger. Sie bestand aus tausend unnennbaren, bestimmten Geräuschen, die, mit der Kindheit vermischt, in der Erinnerung bis zu dieser Stunde gelebt hatten, ohne sich bemerkbar zu machen, und erst jetzt auf einmal und mit Macht der Wiederholung der Gerüche, ihrer Geschwister, antworteten. Die Heimat schickte den Zurückgekehrten eine vertraute Straße nach der andern entgegen, in denen nichts Öffentliches, nichts Allgemeines vorhanden war, kein Ideal, keine Gesinnung, keine Leidenschaft, nichts als private Erinnerungen. Gustav, der Gesündere, ergab sich ihnen, vergaß, weshalb er die Heimat verlassen hatte und wieso er jetzt zurückkehrte. Theodor aber fand, daß es seiner unwürdig sei, sich im Privaten zu verlieren. Er kämpfte gegen die Erinnerungen, die Geräusche, die Gerüche. Und es gelang ihm selbst diesmal, sich als einen Faktor einer Öffentlichkeit zu fühlen, seine Rückkehr als ein nationales Gebot, seine Vaterstadt als einen blutgedüngten und versklavten

Boden, und als er endlich in die Straße einbog, in der sein Haus sichtbar wurde, war er nur noch neugierig, seine Mutter zu sehn und den Kummer zu erkennen, den ihr seine lange Abwesenheit verursacht haben mochte; nur neugierig.
Sie stand an der Schwelle, um ihn zu erwarten. Sie hatte alle Szenen vergessen, alle Stunden, in denen ihre mütterliche Sorge um das mißratene Kind sich gewandelt hatte in einen feindlichen und trotzdem bekümmerten Hohn. Sie sah ihr Kind wiederkehren, nichts mehr. Die Stunde seiner Rückkehr klang sachte an die seiner Geburt an, rührte wieder an das längst entschlafene mütterliche Weh in Schoß und Herz. Sie hielt ihn umfangen, ohne ihn zu küssen. Theodors Kopf hing über die Schulter seiner Mutter. Tränen drangen ihm in die Augen, sein Herz klopfte und mit zusammengebissenen Zähnen, mit aufgerissenen Augen hinter den gesprungenen Brillengläsern bemühte er sich, »männlich« zu bleiben. Die Rührung kam ihm nicht gelegen und nicht die Liebe der Mutter. Es wäre ihm angenehmer gewesen, von seiner Mutter so kühl empfangen zu werden, wie sie ihn einmal hatte gehen lassen.
»Du bist so mager geworden«, sagte die Mutter.
»Das glaub' ich«, meinte er, nicht ohne einen verborgenen Vorwurf in der Stimme.
»Wir haben dir zu wenig Geld geschickt!« klagte die Mutter.
»Das ist es eben!« bestätigte er.
»Mein armes Kind!« rief sie.
»Nur keine Phrasen, Mutter! Laß mich ein Bad nehmen!«
»Sag mir ein Wort, Theodor, wie hast du gelebt?«
»Wie ein Hund, in einem blöden Land, wir hatten Wanzen, ekelhaft!«
»Wanzen?!« rief Frau Bernheim.
»Und Läuse«, ergänzte Theodor wollüstig.
»Daß Gott bewahre! Theodor, du mußt sofort die Kleider wechseln.«
Sie ging in die Küche. »Anna, machen Sie ein Bad, zehn Scheite genügen, aber holen Sie noch die Kohle aus dem Keller, hier ist der Schlüssel.« Seit dem Krieg hatte Frau Bernheim den Schlüssel zum Kohlenkeller nicht den Dienstboten gegeben.
Sie begleitete ihren Sohn ins Badezimmer, sie wollte ihn nicht verlassen. Sie wartete, bis er seine Kleider abgelegt hatte, und lauerte auf eine Gelegenheit, ihm zu helfen. Sie war glücklich, als sie sah, daß der Hemdsärmel Theodors zerrissen war und losgetrennt von der Schul-

ter. »Ich will ihn dir sofort einsetzen –«, sagte sie. »Und wo sind die andern Hemden?« Mit einer Wollust wartete sie auf die Nacktheit ihres Sohnes. Es schien ihr, sie hoffte, daß sie einen körperlichen Mangel an ihm entdecken würde, der ebenso durch die Abwesenheit von zu Hause erklärt werden könnte wie der abgetrennte Hemdsärmel. Nun sah sie ihren Sohn nackt, zum erstenmal seit seiner Kindheit lag er wieder nackt vor ihr im Wasser und nur noch mit der Brille bekleidet, die er vor seiner Mutter nicht abzulegen wagte, als eine letzte Hülle.

»Wie mager bist du geworden!« sagte Frau Bernheim.

»Und krank!« ergänzte ihr Sohn.

»Wo fehlt es dir?«

»Die Lungen und das Herz!«

»Bist du wenigstens bequem gefahren?«

»Viele Juden unterwegs! Man ist nirgends allein in Deutschland!«

»Sei vernünftig, Theodor, laß die Juden in Ruh'! Deine Freunde haben dir das eingeredet.«

Nach dem Bad ging Theodor in sein Zimmer. Er machte die Tür auf. Er ahnte nicht, daß sein Zimmer vermietet war. Kurzsichtig, wie er war, bemerkte er die Frau Militär-Oberrechnungsrat nicht sofort, die klein, mager, in einen Schal gewickelt auf dem Diwan lag und einen leisen Schrei ausstieß. Er klang wie der Ruf eines Käuzchens. »Wer sind Sie?« fragte Theodor. »Verlassen Sie mein Zimmer!« schrie die Frau Oberrechnungsrat. Theodor zog sich zurück. Er hatte nur eine Pistole wiedersehen wollen, die aus Irrtum zurückgelassen worden war.

Er ging zur Frau Bernheim. »Ich muß mein Zimmer wiederhaben.«

»Wir haben kein Geld, Theodor. Es ist für ein Jahr vermietet!«

»Ich muß mein Zimmer wiederhaben!« wiederholte er.

»Sei gut, Theodor!« flehte die Mutter.

Auf einmal ließ sie sich in einen Sessel fallen, schlug die Hände vors Gesicht und begann, lautlos zu schluchzen. Theodor sah ihre Schultern zucken. Eine unbekannte Gewalt trieb ihn zu seiner Mutter. Er machte einen Schritt und hielt inne.

Ich könnte schwach werden! sagte er sich – und: Alle Frauen weinen, wenn sie alt sind! Er machte wieder kehrt, ging zum Fenster und sah in den Garten hinaus.

Plötzlich wandte er sich um und fragte: »Wo werde ich schlafen?«

»Anna wird in der Küche schlafen und du im Zimmer, wo der Kutscher gewohnt hat!«

»Ah, so«, sagte Theodor. »Paul hättest du nie im Zimmer des Kutschers einquartiert. Es tut mir leid, daß ich nach Hause gekommen bin. Aber warte nur! Warte nur!«
Am Nachmittag ging er zu Gustav.
Gustav saß im Kreise seiner Familie, seiner verheirateten Schwestern, seiner drei Brüder, die alle Briefträger waren. Es roch nach festlichem Sauerkraut und frisch gebrannten Kaffeebohnen. Der Papierhändler hatte sich bereit erklärt, Gustav aufzunehmen. In einer Woche sollte Gustav angestellt werden, einen Beruf haben. »Er will nichts mehr von der Politik wissen«, sagte einer der drei Briefträger. Sie saßen alle mit aufgeknöpften Uniformröcken. Die Mützen hingen wie Drillinge an dem Kleiderrechen neben der Tür.
»Nach einem Jahr wird er an die Hochschule kommen können. Er wird sparen. Wir werden alle sparen«, sagte ein zweiter Briefträger.
»Unser Vater hat sich auch nie um die Politik gekümmert«, bemerkte der dritte.
»Wir wollen nichts von der Politik wissen«, sagte die Mutter Gustavs mit einem starren Blick gegen Theodor.
Theodor begriff, daß die Familie seines Freundes ihn nicht liebte. Jedes Wort, das man ihm sagte, hatte noch einen verborgenen gehässigen Sinn, den er nicht erriet, aber den er fürchtete. Diese kleinen Leute benahmen sich so, als hielten sie Theodor für den verantwortlichen politischen Ratgeber Gustavs. Dieser saß mitten unter seinen Brüdern und Schwestern, auf einmal unpolitisch und ihresgleichen. Der festliche Geruch aus der Küche umgab sie alle gleichmäßig und verlieh ihnen allen einen billigen, engen und sichtbaren Genuß. Theodor verstand, daß er auf einmal seinen Gesinnungsgenossen verloren hatte. Gustav hatte keine politische Gesinnung mehr. Er wollte einen ehrlichen, biederen, kleinbürgerlichen Weg machen.
Schlechte Rasse, dachte Theodor, während seine dünne und stumpfe Nase schnupperte. Er verabschiedete sich schnell. Und als er wieder draußen war, glaubte er zu fühlen, daß die Einsamkeit, die ihm immer so gewichtlos vorgekommen war, plötzlich schwer wurde, ein drükkender Körper.
Ich werde fleißig sein, lernen, wissen, nahm er sich vor. Gustav kann meinetwegen Briefträger werden.
Zu Hause brachte ihm die Mutter einen kurzen Brief von Paul. In ein

paar Sätzen, die wie eine amtliche Benachrichtigung klangen, schrieb Paul, daß er sich mit Irmgard Enders verlobt habe.
»Der Kerl hat Glück«, bemerkte Theodor.
»Hoffen wir!« sagte die Mutter.
»Ein Streber!« murmelte Theodor.
Frau Bernheim verließ das Zimmer. Seit der Ankunft Theodors waren kaum acht Stunden vergangen. Dennoch litt sie schon unter seiner Anwesenheit. Es war wie eine ganz alte Plage. Theodor war wiedergekommen wie ein rheumatischer Schmerz, den man für ein paar Monate verloren und vergessen hatte. Ach, sie erkannte ihn, ihren Sohn. So war er immer gewesen, so würde er immer bleiben.
Sie gab ihm einen Hausschlüssel und sagte ihm, daß er kommen und gehen könne, wann er wolle. Essen würde er in seinem Zimmer. Das Mittagessen könne man ihm zurücklassen und aufwärmen. Sie hob noch für einen Augenblick das Lorgnon. Ihre Augen besiegelten und beschlossen also, was sie verfügt hatte. Und von nun an sah sie Theodor nur, wenn er ihr zufällig in den Weg kam.
Erst Wochen später, ein paar Tage vor Pauls Trauung, die in Berlin stattfinden sollte, richtete Theodor wieder ein Wort an seine Mutter. Er fragte sie, wann sie fahren wolle. Sie antwortete: »Ich fahre nicht. Eine arme Mutter nimmt sich nicht gut aus.«
»Aber ich werde hinfahren«, meinte Theodor.
»Ich dachte, du liebst deinen Bruder nicht?«
»Aber es ist für mich eine Gelegenheit, Beziehungen anzuknüpfen.«
Frau Bernheim dachte einige Sekunden nach. Dann sagte sie mit einer unerwartet scharfen Stimme, mit jener, die sie im Verkehr mit dem Hausmeister zu verwenden pflegte: »Ich werde Paul schreiben. Er wird dir Geld schicken, du wirst nach Berlin fahren und dort bleiben. Ich kann dich nicht mehr erhalten. Du brauchst wirklich Beziehungen. Es ist Zeit, daß du dir dein Brot verdienst. Pack deine Koffer!«
Zum erstenmal hatte Theodor Respekt vor seiner Mutter. Sie stand vor ihm, fahl, alt, größer als er, die Linke an der Hüfte, die Rechte noch ausgestreckt in der Luft und immer noch in den Korridor weisend, wo die Koffer Theodors waren. Die Hand schien so den Befehl verewigen zu wollen. Sie verwies ihrem Sohn das Haus. Es war kein Zweifel.
Theodor fuhr nach Berlin. Er ging in Pauls Hotel und ließ sich anmelden. Paul bat ihn, in der Halle zu warten. Theodor betrachtete sich als beleidigt und wollte wieder weggehn. Gut, sagte er sich, ganz gut. Ich

werde hungern, obdachlos sein, verkommen. Meinetwegen! Aber er hatte nicht die Kraft, die Halle zu verlassen. Es war ein reiches Hotel. Dieser Kerl, dachte er, läßt mich nicht zu sich, damit ich nicht sehe, daß er eine Flucht von Zimmern bewohnt. Nun gut! Jedes »Nun gut«, das er vor sich hinflüsterte, bereitete ihm einen Trost, als hätte es irgendeinen Sinn, als drückte es irgendeine Gegenmaßnahme aus.

Endlich kam Paul. »Tadellos elegant«, sagte Theodor statt eines Grußes. Sie reichten einander die Fingerspitzen. Dann setzten sie sich schweigsam. »Was trinkst du?« fragte Paul aus Verlegenheit. »Jedenfalls keinen Lindenblütentee!« »Whisky?« »Meinetwegen!«

»Höre, Theodor«, begann Paul. »Du darfst mich, wenn du Lust hat, sobald wir von unserer Hochzeitsreise zurück sind, einmal im Monat besuchen. Du wirst dir einen bestimmten Tag wählen. Im übrigen ist hier die Adresse meines Rechtsanwalts. Du beziehst ein halbes Jahr fünfhundert Mark im Monat. Von morgen in sechs Wochen mußt du eine Arbeit gefunden haben. Hier ist die Adresse meines Schneiders. Du kannst dir drei Anzüge machen lassen. Zu meiner Trauung kannst du kommen. Sie wird hier stattfinden, nicht in der Kirche.«

Dann trat eine lange Pause ein. Sie schlürften beide Whisky-Soda.

Dann erhob sich Theodor, reichte seinem Bruder ein lockeres Bündel Finger und ging.

Er ging sofort zum Rechtsanwalt.

»Ihr Bruder läßt Sie bitten«, sagte man ihm, »Herrn Brandeis übermorgen früh zu besuchen. Herr Brandeis erwartet Sie.« Man zahlte ihm fünfhundert Mark.

Am nächsten Tag war Pauls Trauung. Sie vollzog sich schnell, lautlos und geölt. Theodor hatte kaum Zeit gehabt, Pauls Frau zu sehn. Er sah Brandeis unter den fünf männlichen Gästen.

»Dieser Kerl kauft jetzt ganz Deutschland auf.«

In der Halle sah Theodor, wie Brandeis sich sofort von der Gruppe der andern Gäste löste, davonging mit einem leichten Schritt, den man seiner großen und wuchtigen Gestalt nicht zugetraut hätte.

»Ich möchte nicht mit ihm heimisch werden«, sagte einer von den Gästen in Theodors Nähe zum andern.

»Ja, eben ein Inflationsgewinner«, erwiderte der Angesprochene.

Den einen kannte Theodor, es war Herr Enders. Der andere sah dem Herrn Enders wie ein Bruder ähnlich. Beide bestanden aus einer glatten, runden und harten Substanz und erinnerten an hölzerne, blankge-

hobelte und etwas mühelos angepinselte Kugeln. Sie sprachen so laut, daß man sie in der ganzen Halle hören konnte.
»Diese Leute«, sagte Herr Enders und blieb an einer Säule stehen, als müßte er sich einen Stützpunkt für einen längeren und ermüdenden Vortrag vorbereiten, »die Leute sind von unsereinem ebenso verschieden wie Seeräuber von ordentlichen Seeleuten. Das sind Piraten!«
»Vollkommen recht, Herr Enders. Während unsere Väter ihr Vermögen mit ehrlichem Schweiß erwarben, kamen diese Leute gewissenlos und durch günstige Zufälle zu Geld. Das ist ein Unterschied. Und es ist besonders dieser Osten, der uns die, wie Sie richtig sagen, Piraten des Geschäftslebens beschert. Moral insanity.«
»Ich bin froh, daß wenigstens Herr Bernheim zu seinen Direktoren gehört. Eine Gewähr wenigstens, eine einzige.«
»Ich möchte trotzdem kein Geschäft mit ihm machen«, sagte zu Herrn Enders sein Doppelgänger.
»Hören Sie«, meinte Herr Enders, der immer an alle Möglichkeiten dachte, »Geschäfte machen ist etwas anderes. Wenn wir den Leuten à la Brandeis zeigen, was ein anständiger Kaufmann und was ein biederer Industrieller ist, so erziehen wir sie zur Ehrlichkeit, und das ist ein gutes Werk!«
Die beiden entfernten sich, Theodor blieb hinter der Säule. Dieses Gespräch hatte ihn mit Selbstbewußtsein erfüllt und mit einer großen Dankbarkeit für Herrn Enders. Es war ihm so schwergefallen, einen Dankbesuch bei Brandeis abzustatten! Nun, da er wußte, wie die gute Gesellschaft über den Mongolen dachte, schien Theodor das Auftreten gegenüber Brandeis leichter. Er ist keineswegs mein Wohltäter, dachte er, es ist Deutschland, das ihm Wohltaten erwiesen hat.
Also gerüstet begab sich Theodor am nächsten Tag zu Brandeis. Er ging nicht, wie es sein Bruder Paul einmal getan hatte, zu Fuß hinauf, er stieg in den Lift. Aber hatte Brandeis Paul Bernheim sofort zu sich gebeten, so ließ er Theodor lange warten. Das Wartezimmer war weiß und kahl, Fachzeitschriften, die Theodor nicht interessierten, lagen auf dem Tisch. Theodor begann hin und her zu rennen und wurde müde. Der Kerl versucht mich zu demütigen, dachte Theodor, aber ich werde es ihm heimzahlen! Immer noch ging er auf und ab in dem leeren Zimmer, immer matter wurden seine Schritte, seine schwachen Augen sahen nichts mehr als das verschwimmende und ölige Weiß der Wände. Er zog einen Spiegel aus der Tasche. Er betrachtete sein fahles, einge-

fallenes Angesicht und war damit zufrieden. Er sah seiner Meinung nach vornehm, entschlossen und weise aus. Er schob die Unterlippe etwas vor, um dem Gesicht zu einem energischeren Profil zu verhelfen. Sein dünner Hals blähte sich. Er fuhr mit den Fingerspitzen noch einmal über den fahlblonden Haarscheitel. In diesem Augenblick rief man ihn zu Brandeis.

Brandeis erhob sich so langsam, daß er erst stand, als Theodor hart am Schreibtisch angekommen war. Etwas hastig, weil er dessen Tiefe nicht richtig eingeschätzt hatte, fiel er in den weichen Sessel. Brandeis ließ sich ebensolangsam niedersinken, wie er sich erhoben hatte. Er wartete. Theodor brachte kein Wort hervor. Es war still. Eine unsichtbare Uhr tickte. Brandeis hielt seine beiden schweren, behaarten Hände auf der Tischplatte.

Schließlich erhob sich Theodor: »Ich muß Ihnen danken!« »Sie müssen gar nichts«, sagte Brandeis, der sitzen geblieben war. »Ihr Bruder überbrachte mir Ihren Wunsch, mich zu besuchen. Ich begreife, daß es gar nicht Ihr Wunsch war. Aber er selbst hatte einen. Er meinte, Sie sollten bei mir eintreten!« »Bei Ihnen?« sagte Theodor. »Ich halte nicht genug davon, ich glaube nicht, daß Sie sich dazu eignen. Außerdem, glaube ich, ist Ihre politische Gesinnung störend, äußerst störend.« »Ich bin konservativ und national.« »Wie man es versteht«, sagte Brandeis sehr leise, »meiner Ansicht nach bin ich konservativ und Sie äußerst radikal. Es ist, glaube ich, nicht konservativ zu schreien, zu demonstrieren und Windjacken zu tragen. Es ist, sagen wir, nicht sehr salonfähig.« »Sie haben kein Recht, darüber zu urteilen.« »Ich habe nur die Pflicht, Ihnen zu helfen!« sagte Brandeis leise.

Theodor setzte sich wieder. Er sah jetzt Brandeis ganz nahe, sein Blick verlor sich in den breiten Gefilden des gelben Angesichts. Er mußte zugeben, daß er selbst über Demonstrationen und Windjacken ähnlich dachte. Er erinnerte sich an Gustavs Familie. Es schoß ihm plötzlich durch den Kopf, daß es besser sein könnte, mit Brandeis vertraut zu werden. Das geht ohne weiteres! dachte er. Und er beugte sich vor und sagte: »Ich habe zufällig gestern ein Gespräch über Sie gehört, Herr Brandeis!« »Und Sie wollen es mir berichten?« »Ja!« »Ich werde Sie enttäuschen. Es interessiert mich nicht. Ich weiß, daß die Menschen, die vor zwanzig Jahren reich geworden sind, mich, weil ich erst seit einem Jahr reich bin, für einen Seeräuber halten. Und vielleicht«,

Brandeis lächelte, »halten sie mich auch für gefährlich – man fürchtet mich«, schloß er plötzlich laut.
Dann begann er wieder in seiner gewohnten Sanftheit: »Ich glaube, Sie interessieren sich genügend für Zeitungen, um ein Journalist werden zu können. Nun könnte ich Sie zwar einem politisch rechtsgerichteten Blatt empfehlen. Aber dort gibt es mehrere Ihresgleichen. Dagegen sind Sie vielleicht eine Akquisition für ein demokratisches Blatt, ein großes, von altem Ruf, dessen Verleger mir verpflichtet sind. Ein demokratisches Blatt kann einen jungen Mann von Ihrer rechtsradikalen Vergangenheit sehr gut brauchen. Um offen zu sein: Bei den Juden können Sie Karriere machen. Wollen Sie?« Theodor wollte ja sagen. Aber Brandeis wartete nicht. »Sie werden mir schreiben!« Er stand auf. Stumm, mit einer Verbeugung, die er sofort bereute, weil sie seiner Meinung nach zu tief ausgefallen war, verabschiedete sich Theodor.

DRITTER TEIL

XVII

Um sieben Uhr abends, zwei Stunden später als seine Angestellten, verließ Nikolai Brandeis sein massives Bürohaus. Um diese Stunde schlossen die drei Warenhäuser, die ihm gehörten, die Kaufläden in den dreiunddreißig Häusern, die ihm gehörten, die sechshundertundfünfzig Beamten und Angestellten zogen schwarze Anzüge an, suchten ihre Abonnements hervor, ihre kleinen Mädchen und ihre vergrämten Frauen und begaben sich in die Theater, die Kinos und Konzerte zu ermäßigten Preisen, die Bürodiener und die Lohnkutscher betraten die Bierkneipen und führten die schmalen Gläser, gefüllt mit schäumender, uringelber Flüssigkeit an die langhaarigen Schnurrbärte. Um diese Stunde strömten die fünftausend Arbeiter aus den Fabriken, deren Aktien Brandeis besaß, in die feuchten Säle voll von kaltem Pfeifenrauch, dumpfem Gestank der Bierfässer, säuerlichem Menschenschweiß, um Politik zu hören. Um diese Stunde gingen die Herren Sekretäre und Oberbeamten ins Kasino zum Spielchen, in die Vorstandssitzung des Stahlhelms, in das Komitee vom Weißen Kreuz, in die Bezirksorganisationen des Reichsbanners, in den Wochenabend der Kreiszahlstelle. Um diese Stunde legten die Chauffeure der hundertundzwanzig Last- und Warenautomobile, die in Brandeis' Namen durch Straßen und Städte fuhren, ihre Livreen ab, hängten sie an dünne Bügel in numerierte Wandschränke, zogen ein billiges, praktisches Zivil an und genossen die Freiheit, die knappe zwölf Stunden maß an Länge und an Breite. Das war die Stunde, in der die Redakteure des demokratischen Blattes, dessen heimliche Aktien Brandeis heimlich gehörten, den Abenddienst begannen, schmale, glänzende und ausgefranste Lüsterröckchen anzogen und auf die Glockenknöpfe aus weißem Kautschuk drückten. Die Boten kamen auf Fahrrädern mit Parlamentsberichten, mit Gerichtssaalberichten, mit Tagesneuigkeiten, lila kopiert auf billigem Holzpapier, mit politischen Korrespondenzen, und in den ledergefütterten und stickigen Telephonzellen begannen die Apparate zu klingeln, aus Amsterdam und Rotterdam, aus Bukarest und Budapest, aus Kalkutta und Leningrad, und der Leitartikler hatte sein Thema

gefunden, wanderte auf und ab und predigte Sätze, denen eine Schreibmaschine das klappernde Echo gab. Alle diese Menschen glaubten, frei zu sein. Kaum kannten sie den Mann, der ihnen Brot gab und Margarine, Kunstbutter und prima Tafelbutter. Sie hielten sich aufrecht und zitterten vor Kündigungen, sie demonstrierten am Sonntag und verbargen pornographische Ansichtskarten vor ihren Frauen, sie herrschten über ihre Kinder und bangten um eine Gehaltserhöhung, sie redeten Leitartikel und zogen die Hüte vor dem Bürochef.

Brandeis kannten sie nicht. Nikolai Brandeis, den Organisator, ja den Schöpfer eines neuen Mittelstandes, den Erhalter des alten, Nikolai Brandeis, der den Organisationen der Mittelständler Rabatte verlieh, der an der Billigkeit der Waren reich wurde, der die Menschen kleidete und nährte, der ihnen kleine Kredite gab und niedliche Häuschen an den Rändern der Städte, der ihnen die Blumentöpfe bescherte und die zwitschernden Kanarienvögel und die Freiheit, die Freiheit, die zwölf Stunden maß an Länge und Breite.

Nikolai Brandeis verließ mit seinem Ersten Sekretär, dem Oberst Meister, um sieben Uhr abends das Büro. Am Abend, vor dem Weggehen, hatte Brandeis plötzlich zu reden begonnen. Der Oberst verstand zuerst sehr wenig. Ähnliche Augenblicke erlebte er, wenn ihm zufällig irgendein Buch in die Hand geriet. Dann verschwammen die Worte zuerst. Hierauf bemühte sich der Oberst, sie einzeln herauszustrählen und noch einmal zu betrachten. Denn er wunderte sich, daß es möglich war, die Worte zu verstehen und nicht ihren Zusammenhang. Jetzt, da Brandeis sprach, überfiel ihn ein ganz unbestimmter Verdacht, daß es sich hier um das handelte, was er »Philosophie« zu nennen gewohnt war. Und erst spät begann er zu begreifen; aber nicht mit seinem alltäglichen Verstand, sondern mit der Hilfe von Nerven, von deren Existenz er früher niemals etwas geahnt hatte.

»Nun«, fuhr Brandeis fort, »bin ich sozusagen vor dem Ziel. Jeder andere an meiner Stelle würde so sprechen. Aber ich, ich habe nicht ein einziges Leben hinter mir, sondern zwei oder vielleicht mehr. Und ich fühle seit einiger Zeit, daß ich wieder ein neues beginnen muß.

Glauben Sie mir, daß ich müde bin? Müde, nicht weil ich zuviel gearbeitet habe, sondern weil ich ohne eine Gesinnung arbeite, ohne einen Ehrgeiz, ohne ein Ziel. Heute noch bin ich der selbständige Verwalter der Macht, die sich in meinem Hause angesammelt hat, aber morgen schon bin ich ihr Gefangener. Haben Sie einmal darüber nachgedacht,

warum ich so reich geworden bin? Sie halten mich für einen großen Kaufmann? Nicht wahr? Sie irren sich, Herr Oberst! Ich verdanke alles der Widerstandslosigkeit und der Ohnmacht der Menschen und der Einrichtungen. Nichts in dieser Zeit wehrt sich gegen Ihren Druck. Versuchen Sie, einen Thron zu erlangen, und es wird sich ein Land finden, das Sie zum König ausruft. Versuchen Sie, eine Revolution zu machen, und Sie werden das Proletariat finden, das sich erschießen läßt. Bemühen Sie sich, einen Krieg hervorzurufen, und Sie werden die Völker sehen, die gegeneinander ausziehn. In einigen Wochen, in einigen Monaten, in einem Jahr vielleicht könnte es mir gelingen, die Industrie dieses Landes zu erobern. Ich bin dahintergekommen, daß es nur die Namen sind, die noch ihren alten, mächtigen Klang haben und den und jenen erschrecken. Sie hören von einem Herrn Generaldirektor, Sie gehn zu ihm ins Zimmer – – und auf einmal bedauern Sie alle Ihre Vorbereitungen und kommen sich lächerlich vor. Sein Titel steht nur auf der Tafel an der Tür. Sind Sie einmal in seinem Büro, dann sehn Sie, daß die ganze Macht des Generaldirektors nur von vier Nägeln, einer gläsernen Tafel an der Tür gehalten wird – – und die Tür und die Tafel und die Nägel kommen Ihnen imposant vor im Vergleich mit der Persönlichkeit, zu der sie gehören. Glauben Sie mir, der Generaldirektor gehört seiner Tafel, seiner Visitkarte, seiner Rolle, seiner Stellung, der Furcht, die er verbreitet, den Gehältern, die er bewilligt, den Kündigungen, die er ausspricht; nicht umgekehrt! Von dieser Gefahr bin ich heute schon bedroht. Die Abzeichen meiner Macht werden anfangen, imposanter zu werden als ich. Ich werde nicht mehr den Launen folgen können, die meine einzige Freude sind. Ich kann den Herrn Bernheim anstellen, wenn es mir Freude macht, und zusehn, wie er wächst, mit der Chemie verschwägert wird, wie er ein großes Haus und einen Namen bekommt. Ich freue mich, wenn sein Bruder, ein Völkischer, in einer jüdischen Zeitung Artikel schreibt. Aber morgen schon könnte die Zeitung mächtiger werden, als mir lieb ist, und zum Beispiel meine Anonymität enthüllen. In der Stunde, in der man meinen Namen so ausspricht, wie man die Namen der populären Mächtigen nennt, bin ich ohnmächtig. Denn der Name schwillt an und bezieht Kraft von mir und braucht meine Kräfte, um zu tönen – – – nichts mehr, als um zu tönen ...
Und dennoch – und deshalb spreche ich mit Ihnen, reizt mich die Chemie, das einzig Unheimliche in dieser Klarheit, in der ich lebe. Es ist

Gefahr vorhanden, daß ich mich ihr ausliefere. Und zum erstenmal wäre ich einer Übermacht ausgeliefert. Alles andere war kleiner als ich: dieser lächerliche Mittelstand, der meine Devise ist, der meine Warenhäuser füllt, die Beamtenorganisationen, denen ich Brot und Anzüge liefere, diese Häuser, die Bank mit den kleinen, sicheren Krediten, meine Direktoren mit den 150 000-Mark-Gehältern. Aber die Chemie ist ein *Element.* Ich könnte genauso ohnmächtig werden wie ihre Aktionäre, ihre Chemiker, ihre Generaldirektoren. Seitdem ich mit der Imperial Chemical Industry in Verbindung stehe, erschrecken mich die wunderbaren Phänomene in der Welt der Chemie. Alles ist hier wunderbar. Ich habe sonst keinen Respekt vor Zahlen. Hier zum erstenmal erschrecken mich die 10 000 Arbeiter von Höchst am Main, die 11 000 der Badischen Anilin, die 95 Fabriken der I. G., die 108 000 Angestellten, die 143 000 der angegliederten Fabriken, die 600 Tonnen Phosgen, die jährlich erzeugt werden. Denken Sie, daß die Kunstseide, aus der die Strümpfe Ihrer Tochter gemacht sind, mit dem Giftgas verwandt ist, mit dem der Krieg geführt wurde. Nitroglyzerin ist beides! Welch ein Name! Nitroglyzerin!
Halten Sie mich für einen Schwärmer, Herr Oberst? Sie haben recht! Zum erstenmal könnte man mich dafür halten. Es hat sich etwas geändert, es ist etwas mit Nikolai Brandeis vorgegangen. Ich weiß nicht, ob wir noch viele Male unser Büro zusammen verlassen werden. Gute Nacht!«
Er hat mich nicht verstanden, dachte Brandeis. Ich habe ihm auch nicht alles gesagt. Ich könnte ganze Tage sprechen, und es wäre das Wichtigste nicht gesagt. Fremde Kräfte überwältigen mich. Seitdem – –
Er dachte nicht weiter. Er kam oft bis zu dieser Grenze. Dann begann ein Reich, weit, unübersichtlich, unbekannt, keinem Gedanken erreichbar und keiner Vorstellung. Es war wie die Grenze der Welt, der Brandeis einmal entgegengewandert war.
Er ging immer langsamer, je näher er seinem Hause kam.
Ja. Je näher er seinem Hause kam, desto langsamer ging er. Wie viele Male im Laufe des Tages vergaß er es! Unter den vielen Häusern, die er zusammengekauft hatte, war es eines. Manchmal ging er in ein Hotel schlafen. Er liebte die fremden Hotelzimmer und ihre Gegenstände, die aller Welt gehörten, und die Tapeten, die der Zufall über die Wände geklebt hatte. Er brauchte nur ein Dach über dem Haupt. In seinem Haus umgab ihn der Reichtum wie eine Krankheit. Ein Gärt-

ner, zwei Hunde, eine Garage, Dienstboten, eine knarrende Gittertür und knirschender Sand! Und das Fundament tief eingelassen in eine fremde Erde, ein verwurzelter Beton. Ein Zelt hätte er vielleicht gerne bewohnt. Vieles gehörte ihm, aber nichts besaß er. Viele gehorchten ihm, aber keinem befahl er. Vieles ergab sich ihm, und nichts wurde sein Eigentum. Ihm war, als bestünden seine Häuser nur aus den papiernen Plänen der Architekten, die Waren, die er kaufte und verkaufte, nur aus den Lieferscheinen und Handelsregistern, die Menschen, die für ihn arbeiteten, nur aus den Listen der Arbeitnehmer. Einmal hatte er drei Stückchen Feld besessen, ein kleines, weiß und blau getünchtes Häuschen, ein paar Kühe und zwei Pferde, zehn Bücher und eine Flinte und einen Stock mit metallenem Knauf. Dies alles war verloren! Als hätte er seit jener Zeit nichts anderes gewonnen, lebte Nikolai Brandeis wie ein Enteigneter, zufrieden mit seiner Armut und von ihr beflügelt. Ihm schien, daß es sein Schicksal war, eine Welt, die aus Besitz und Beton bestand, als ein Schatten zu durchstreifen, mit den unheimlichen Fähigkeiten eines Geistes Schätze zu häufen, mit den Händen achtlos Banknoten zu zählen, wie man mit den Füßen in herbstlichen Blättern raschelt, und überhaupt alles, Gegenstände, Waren und Menschen, in Papier zu verwandeln. Gar nichts festhalten und selbst nicht gehalten werden! Andere waren da, um zu gewinnen und liebzugewinnen, zu erben und zu halten, zu schätzen und zu genießen, zu kaufen und zu besitzen. Oder vielleicht war auch der Besitz der *andern* nicht wirklich? Sie gaben sich nur keine Rechenschaft darüber? Sie glaubten zu halten, und es zerrann? Sie glaubten zu genießen, und es verschwand? Ihr Genuß wie ihr Gefühl zu besitzen waren Funktionen ihrer Phantasie? Es ist wahr, dachte Brandeis, was ich dem Oberst gesagt habe. Alles ist widerstandslos und zerfällt nur nach meinem Willen zu Formen wie Asche und Sand. Nur die Namen sind noch geblieben. Eine einzige reale Macht besteht, wächst, bringt Leben und Tod: die Chemie. Soll ich mich ihr preisgeben?
Zu Hause erwartete ihn Lydia. Länger als ein Jahr wartete sie auf ihn vergeblich. Zwar nahm er sie in sein Bett, umfing sie mit seinen Armen, seinem Geruch und seinem Blick, der in der Finsternis leuchtete, wenn sie die Augen aufschlug, in der ständigen, stets enttäuschten Hoffnung, seine geschlossenen Lider zu sehn und endlich sein Angesicht, in der Wollust verloren. Niemals war es anders als am Tage. Ja, ihr schien, daß es klarer wurde in der Dunkelheit; daß sie vielleicht

einmal in der Finsternis das Geheimnis dieses Mannes erraten würde, so wie man das Wesen der Geister nur um Mitternacht erkennt. Sie lauerte vergeblich.

Seine Augen schienen schon die Ferne zu sehen, in der er bald verschwinden wollte. So mächtig sein Körper war, so stark sein Schritt, der auch den Teppichen noch einen Widerhall entlockte und den sie hörte, wenn er anfing, den Kies im Garten zu mahlen, so unwirklich ferne und unerkannt blieb ihr Nikolai Brandeis. Manchmal verhüllte er mit dieser riesigen Hand ihre Brust. Eine große, starke Wärme floß von den Fingern in ihren Körper. Er sprach nicht. »Schweig doch nicht so«, bat sie – in einer unbestimmten Hoffnung, daß sie ihn bewegen könnte, auf eine andere Art zu schweigen. Denn daß er einmal reden würde, reden wie jeder andere Mensch, konnte sie niemals erwarten.

Er machte sie glücklich und unglücklich zu gleicher Zeit, als wären Glück und Unglück, Seligkeit und Verzweiflung untrennbare Zwillinge. Sie wußte nicht mehr, ob er grausam war oder zärtlich und ob ihre eigene Liebe nicht Furcht oder Neugier war. Minutenlang haßte sie seine Fremdheit, sehnte sie sich nach der einfachen, verständlichen, menschlichen Roheit Grischas zurück. Immer wieder gab sie sich einen Aufschub, nachdem sie beschlossen hatte, Brandeis zu verlassen und den Grünen Schwan wieder aufzusuchen. Wenn er sich in zwei Wochen nicht ändert, dachte sie, werde ich fliehen. Er änderte sich nicht, und sie blieb. Ihre bescheidene Phantasie, gebildet an den bescheidenen Kenntnissen der Schriftsteller von den Seelen merkwürdiger Menschen, gebot ihr manchmal eines der kleinen Mittelchen, die in Romanen verschrieben werden. Sie begann, die lächerlichen Möglichkeiten zu erörtern. Vielleicht konnte sie ihn eifersüchtig machen? Aus den armseligen Erfahrungen ihres vergangenen Liebeslebens versuchte sie, Rezepte zusammenzustellen, Situationen zu komponieren, die kleinen Tricks einer jahrhundertealten literarischen Tradition wachzurufen, die das Leben so wunderbar fälscht. Aber sie sah in sein Gesicht und erkannte auf einmal, wie lächerlich ihre Bemühungen waren. Alle Gesetze wurden ungültig in seiner Nähe. Er schrie nicht einmal. Niemals erhob er seine Stimme so, daß man sie etwa hätte hören können, wenn man durch eine Tür von ihm getrennt war. Manchmal fühlte man seine Anwesenheit nicht, obwohl man ihn sah. Sein schwerer, großer Körper lastete auf ihr, ihre Zähne bissen seinen mächtigen Hals, ihre Finger zeichneten die steinernen Konturen seiner Schulterblätter

nach, in ihren Haaren verlor sich der Atem seines Mundes. So lag sie eingehüllt in seiner Wucht und vergaß für Augenblicke, daß er kein Mann war wie andere. Aber plötzlich zwang sie die Sehnsucht, die Augen aufzuschlagen und verstohlen nach oben zu schielen. Und ihr Blick stahl erschrocken das Weiß seiner offenen Augen. Wohin blickte Brandeis? Was suchte er an der nächtlichen Wand über ihren Haaren? Konnte sein Auge die Wände durchbohren? Sah er den Horizont seiner Heimat? In diesen Minuten entbrannte in ihr ein kleiner, aber tödlicher Haß. Sie hätte ihn stechen mögen, um zu sehen, ob er sterblich war.

Sie lebte gefangen im Haus. Er schickte ihr Schneider und Kaufleute, aber nicht einen einzigen Gast. Er wollte keine Menschen sehn. Die Menschen waren wie Häuser und Waren. Er handelte mit ihnen, während des Tages, in seinem Büro. Sie war jung, sie zählte ihre Jahre. Zweiundzwanzig. Sie warf ihm diese geringe Zahl vor, als wäre ihre Jugend seine Schuld. Einmal sah er sie weinen. Er verstand. Aber er saß, ungeschickt und mächtig, vor dem kleinen Jammer einer kleinen Frau. Er fürchtete sich vor seinem eigenen Mitleid. Er haßte die Zärtlichkeiten, die der Trost befahl. Er war nicht imstande, ein Elend zu messen an dem Menschen, der es im Augenblick empfand. Er konnte niemals verstehn, daß die geringen Ursachen, die einen Schmerz erzeugen, weder den Umfang noch die Tiefe des Schmerzes bestimmen. Er maß das Unglück Lydias an dem absoluten Unglück der Welt. Er sah gleichgültig zu, wie sie weinte. Zum erstenmal weinte sie vor einem gleichgültigen Mann. Es war die erste Demütigung, die sie zu erleiden sich einbildete. Ihr kleines Gehirn sann auf Rache. Sie begann, Launen zu zeigen. Sie versuchte sich in der Ausübung einer engen Despotie. Sie überraschte Brandeis mit unerwarteten Wünschen. Sie wollte Menschen sehn. Er ging eines Abends mit ihr ins Theater. Schweigsam, nicht ohne Bitterkeit. Er haßte schon das Foyer. Er hatte Angst vor dem ersten Akt, er erwartete das Spiel wie eine Katastrophe. Die Experimente der Regisseure aus den ersten Jahren nach dem Krieg waren milder geworden, der Radikalismus der Dramaturgie begann, Konzessionen an die Nerven des Publikums zu machen. Brandeis vertauschte die Angst gegen eine weit gefährlichere Langeweile. Ein paarmal hatte er sich mit Lydia in den Logen der Theater gezeigt, auf einem Ball, in einem Konzert. Dann hatte er aufgehört, sich um die traditionellen gesellschaftlichen Veranstaltungen zu kümmern, die eine neue Zeit

fortsetzte, ohne eine Gesellschaft. Es war ihm nur notwendig erschienen, sich in Abständen von einigen Monaten zu überzeugen, daß er für Vorgänge auf Podien und Bühnen jedes Interesse verloren hatte. An diesem Abend war seine Gleichgültigkeit so groß, daß er das Publikum zu betrachten anfing. Er stellte fest, daß ihn mehr Leute kannten, als er angenommen hatte. Seine Anonymität war gefährdet. Die Menschen halten es nicht aus, dachte er, ohne Heilige und Teufel zu leben. Sie haben gefunden, daß ich unheimlich bin. Ich habe es satt, diesen Dummköpfen als eine Art Dämon aus dem Osten zu erscheinen. Diese Rolle mögen die reichen Juden aus Kischinew, Odessa und Riga spielen, die nichts anderes wünschen, als in Berlin geboren zu sein. Wie er sie so sah, Gesicht an Gesicht, Physiognomien, die aus Glatzen entstanden zu sein schienen, von Friseuren modelliert, als hätten diese nicht nur Haare, Bärte und Bartlosigkeit herzustellen, sondern auch Nasen, Stirnen und Münder – – begann er zum erstenmal zu begreifen, daß ihn eine einzige Leidenschaft getrieben hatte, Geld zu machen, eine einzige Leidenschaft, die stärker sein kann als alle ihre Schwestern: die Verachtung. Man kann von ihr ergriffen werden wie von der Liebe, vom Spiel und vom Haß. Man kann eine »tödliche Verachtung« fühlen. Es hatte dieser belichteten Reihen dichtgesäter Gesichter bedurft, damit Brandeis sich seiner Leidenschaft bewußt werde, ebenso wie man sich beim Anblick eines Menschen seiner Liebe bewußt werden kann. So viele, die er nicht kannte, grüßten ihn. Sie wußten, daß er sie nicht kannte. Dennoch lächelten sie ihm zu, beschworen ihn, ihnen zu erwidern. Sie hatten die zudringliche Untertänigkeit der Leute, die für wohltätige und öffentliche Zwecke Geld sammeln. Sie strecken die Hände aus und haben Angst, man könnte sie mit Bettlern verwechseln. Da war die Pause. Sie gingen im Kreis in einem Wartezimmer auf glattgebohnertem Parkett und fürchteten auszugleiten. Zwischen der Unsicherheit ihrer Füße, die in den neuen Stiefeln mit allzu glatten Sohlen steckten, und dem Gefühl der Vornehmheit, das sie vom Namen des Staatstheaters, von der Livree der Platzanweiser und von ihren eigenen Smokings bezogen, bestand noch ein leerer Raum, den ihre Körper vergeblich auszufüllen suchten. Die Leiber verschwanden zwischen den festlichen Gesichtern und den gleitenden Füßen. Wie ein kreisender Rahmen schwankten sie um das leer gebliebene, spiegelnde Oval der Parkettmitte, das niemand zu betreten wagte aus Angst, allein zu sein. Brandeis erinnerte sich an jenen Sonntag, an dem er den politi-

schen Umzug auf dem Kurfürstendamm betrachtet hatte. Auch damals hatten sie die Mitte frei gelassen. Mit denselben Gesichtern umschritten sie die Pause im Theater. Die Windjacken lagen in der Garderobe. Verwandelt waren nur die Arme. Sie schlenkerten nicht. Sie hingen wie schwarze Prothesen am Smoking. Von den Abendkleidern der Damen, welche die Schönheitspflege manifestierten, fiel sachte ein bunter Widerschein auf die weißen Gesichter der Männer, das Farbenspiel eines gesellschaftlich gehobenen Geschlechtsverkehrs. Jeder fühlte, daß er einer Premiere beiwohnte. Jeder war froh, daß ihr auch der andere beiwohnte. Denn erst zusammen ergaben sie das bunte Bild für den Vorbericht des Theaterreferenten.
Brandeis vermißte hier seinen jüngsten Direktor, Paul Bernheim, und dessen Bruder Theodor. Das ganze bunte Bild wäre von Paul und seiner jungen Frau nach Brandeis' Meinung noch heftiger belebt worden. Von anderen Bekannten war nur der Theaterkritiker des demokratischen Blattes zu sehn, das von Brandeis abhängig war. Aber der Kritiker kannte seinen Brotgeber kaum, nur Handelsredakteure wissen Bescheid. Die Beschäftigung mit der Kunst macht die Menschen harmlos. Bernheim ging vielleicht gar nicht zu Premieren, Bernheims gesellschaftliche Stellung erlaubte es vielleicht gar nicht mehr. Ich werde ihn einladen, dachte Brandeis. Ich werde ihn mit Lydia bekannt machen. Hoffentlich verliebt er sich.
Die junge Frau Bernheim war für zwei Wochen zu ihrem Onkel Enders gefahren. Eine kleine Familienfeier, nichts von Bedeutung, Paul Bernheim hatte sich mit einem eintägigen Besuch begnügt. Zum erstenmal betrat er Brandeis' Haus. Zum erstenmal sah er die Frau, mit der Brandeis lebte. Er kam, erfüllt von den Gerüchten, die von der kaukasischen Fürstin verbreitet wurden und an die er glaubte. Denn es ist in einer Zeit, in der die Wahrheiten selten werden, nichts so glaubhaft wie ein Gerücht; und je billiger und abenteuerlicher es klingt, desto bereitwilliger empfängt es die Phantasie der romansüchtigen Menschen.
Paul Bernheim gehörte zu den gläubigsten Empfängern romanhafter Gerüchte. Er sammelte sie, wie er Anekdoten sammelte, in einem ledergebundenen Büchlein mit Goldschnitt, in das er verborgen zu schauen pflegte, bevor er zu erzählen begann. Sauber geschieden waren in seinem Gehirn die sogenannten Geschichten von der sogenannten Wirklichkeit. Aber es machte ihn glücklich, wenn eine Geschichte in

die Wirklichkeit seiner Umgebung hineinspielte. Nach der Art der Europäer, die geographische Begriffe literarisch werten, hielt er den Osten für rätselhaft, den Westen für gewöhnlich. Und der Osten begann gleich hinter Kattowitz und reichte bis zu Rabindranath Tagore. In diese Region placierte er Brandeis. Etwas östlicher lag Lydia. Sie war nämlich eine Frau und nach Tekelys Erzählungen aus dem Kaukasus und wahrscheinlich fürstlichen Geblüts. Der Kaukasus allein hätte schon genügt.

Man liebt nicht die Frauen, man liebt die Welten, die sie repräsentieren. Obwohl Lydia ein europäisches Gesicht hatte und ebensogut in Köln wie in Paris wie in London zur Welt gekommen sein konnte – in Wirklichkeit war sie aus Kiew –, sah Paul Bernheim in ihr den »kaukasischen Typ«, und da er noch keine Ahnung von ihrer Vergangenheit im Grünen Schwan hatte, verlieh er ihr im stillen prompt die Marke: echte, distinguierte, köstlich fremde Dame. Seine Lust, sich selbst seine Welt- und Frauenkennerschaft zu bestätigen, trieb ihn zu frühen und flinken Formulierungen. Ja, während er die Frau für sich charakterisierte, hörte er sich schon laut von ihr erzählen, und zu der Bewunderung, die er für den Kaukasus und dessen Kinder empfand, addierte er noch jene, die ihm selbst von seinen fiktiven Zuhörern gespendet wurde. Er war so glücklich über den Eintritt einer Geschichte in seine Wirklichkeit, daß er jene noch erweiterte und diese vernachlässigte. Er gehörte selbstverständlich zu den Männern, die sich mit einem Schlag verändern, wenn sie in die Nähe einer Frau kommen, an deren Eroberung ihnen einmal gelegen sein könnte. Ein echtes Exemplar der Gattung Gesellschaftsmänner, das er war, holte er seine alten Charmeurtugenden hervor, und er begann, Geschichten aus jenem Oxford zu erzählen, das niemals seine Wirkung auf Männer und Frauen verfehlte. Er war seit mehr als einem Jahr der erste fremde Mann, mit dem Lydia sprach. Sie verglich den massiven, schweigsamen Nikolai Brandeis mit dem beredten und unaufhörlich bewegten Paul Bernheim. Es gab im Verlauf dieses Abends sogar ein paar Augenblicke, in denen zwischen ihr und Paul ein geheimes Einverständnis gegen Brandeis zu schweben schien. Als Paul fragte: »Sie haben selten Gäste?«, antwortete sie sehr schnell: »Niemals!«, so schnell, daß sie zu verstehen gab, daß sie diese Frage erwartet hatte. Brandeis sagte darauf leise: »Ich liebe keine Fremden.« »Und Sie, gnädige Frau?« fragte Bernheim. Darauf gab sie keine Antwort. Nikolai Brandeis' Augen waren unbeweglich, mit offe-

nen Lidern auf den Tisch gerichtet, aber sie umfingen auch die Wände, die im Schatten standen, und die beiden Menschen neben ihm, und ihr hartes, wachsames Licht durchströmte den ganzen Raum. Wie es seine Art war, hielt er beide Ecken des Tisches mit seinen großen Händen fest, so als wollte er sich auf sie stützen, um sich zu erheben. Aber manchmal schien es Paul, daß Brandeis im Begriffe war, den Tisch umzustoßen. Deutlich fühlte er auf einmal seinen Haß gegen Brandeis; als hätte es erst dieser Frau bedurft, um dem Verhältnis zwischen den beiden Männern eine Klarheit und einen Namen zu geben. Sein erstes Gefühl war Neid. Der fremde Mongole – sagte sich Paul, und er verwendete dabei, ohne es zu wissen, die Terminologie seines Bruders Theodor – besitzt diesen jungen Körper jede Nacht. Denn er betrachtete natürlich den Beischlaf als eine Bestätigung dafür, daß der Mann besaß und die Frau besessen wurde. Dieser Mann, dachte er weiter, den nichts anderes treibt als die Gier, Geld zu verdienen, behandelt die Frau nach östlichen Manieren und sperrt sie in einen Harem ein. Gewiß ist er eifersüchtig. Wie sollte er auch in meiner Anwesenheit nicht eifersüchtig sein? Bis jetzt war es Paul Bernheim gelungen, den hartnäckig immer wieder auftauchenden Gedanken, daß er seinen Aufstieg Brandeis zu verdanken habe, hurtig zu verscheuchen. Er bekam hundertfünfzigtausend Mark jährlich Gehalt, dafür arbeitete er drei Stunden im Tag und repräsentierte. Seine Konferenzen mit Krankenkassen, mit Betriebsräten und Versicherungsgesellschaften betrachtete er ohnehin als seiner unwürdig. Er hegte gegen Brandeis den Verdacht, daß er absichtlich einen so gefährlichen Mann wie Paul Bernheim vom sogenannten »Außendienst« fernhielt und besonders vom Verkehr mit Banken. Während doch gerade die Banken sozusagen Pauls richtiges Fach waren. Es ärgerte ihn, daß Brandeis so schnell und sicher Theodor geholfen hatte. Er beneidete seinen Bruder beinahe um diese Stellung in der Redaktion. Denn er selbst, Paul, hatte sich doch zu einer direkten, öffentlichen Wirkung berufen gefühlt. Und was hätte es Brandeis geschadet, Paul Bernheim zu einem der drei mächtigen Verlagsdirektoren zu machen? – Er fürchtet mich! tröstete sich Paul, während in ihm selbst die Furcht vor Brandeis wach wurde wie ein alter Schmerz. Sehr ferne und verschwommen tauchte die düstere Erinnerung an Nikita Bezborodko auf. Noch gestand er es sich nicht ein. Aber schon suchte er nach einem schwachen Punkt im Leben seines Feindes. Seiner eigenen Schlauheit glaubte er diese Einladung in das

Haus zu verdanken, die er selbst einen »Einbruch« nannte. Natürlich hatte Brandeis einen »schwachen Punkt«. Diese Frau eben. Die Romane, in denen ein großer Geldmann vergeblich um die Liebe einer kleinen Frau wirbt, bis er sie schließlich an einen gewandten Kenner der Frauenseelen verliert, hatten die psychologischen Fähigkeiten Bernheims gebildet. Schon glaubte er die ganze Entwicklung der Dinge vorauszusehen. Auf diesem Gebiet, wenn auf keinem anderen, war er Brandeis gewachsen. Hier wollte er sich rächen. Da er aber sentimental genug war, sich ohne eine moralische Deckung nicht rächen zu können, hielt er es für notwendig, Lydia zu lieben. Und also liebte er sie.

Gleich am nächsten Tage wollte er mit beiden im Auto spazierenfahren. Er erwartete, daß Brandeis ablehnen werde. Aber Brandeis sagte zu.

Am nächsten Tag ließ er sich allerdings entschuldigen. Er bat Bernheim, Lydia allein auszuführen. Sie fuhren mit der Geschwindigkeit von siebzig Kilometern. Eine Schnelligkeit, die von allen modernen Schriftstellern, welche die Beziehungen zwischen den menschlichen Herzen und den Motoren studiert haben, für ähnliche Situationen vorgeschrieben ist. Paul, der seit seiner Heirat angefangen hatte, sich wieder mit der zeitgenössischen Literatur zu beschäftigen und sogar mit Schriftstellern zu verkehren, kannte sich vortrefflich in der Ausbeutung der Naturschönheiten mittels eines beschleunigten Tempos aus. »Jeden zweiten Tag rase ich so durch die Welt dahin«, sagte er zu Lydia. »Das Automobil hat uns die Natur erst richtig sehen gelehrt. Es ist herrlich, wie die Straße, die Bäume, die Häuser verschlungen werden. Mein Chauffeur ist ein Feigling. Über fünfundfünzig, sechzig kommt er nicht hinaus. Ich aber denke: Wer so schnell arbeitet, muß auch schnell genießen. Gefährdet sind wir den ganzen Tag, auch wenn wir ruhig im Büro sitzen. Aber glauben Sie mir: Ich möchte die Gefahr gar nicht missen.« »Sie waren sicher im Krieg?« »Vier Jahre, Kavallerie.« »Sie reiten leidenschaftlich?« »Einmal, zweimal in der Woche. Wollen Sie mit mir ausreiten, gnädige Frau?« »Ich fürchte mich etwas.« »Doch nicht in meiner Gesellschaft? Wir geben Ihnen ein frommes Tier!« In Lydia Markownas Erinnerung erwachten die Photographien aus einer Serie »Die Dame zu Pferde«, die auf Glanzpapier und blaugrün schimmernd in einer »führenden« Modezeitschrift erschienen war, neben einer andern Serie, »Mutter und Kind«, und einer drit-

ten, »Ehen in der Gesellschaft«. Sie sah die diskreten Texte unter den Bildern: »Frau Generaldirektor Blumenstein« und »Gräfin von Hanau-Lichtenstern zu Roß« oder »Beim Morgenritt« oder »Im Herrensattel«. Und alle Vorstellungen von Vornehmheit, die sich aus Mangel an lebendigem Material auf die Klischees der Photographen, in die Redaktionsstuben der illustrierten Zeitungen und in die Aufnahmeateliers der Filmgesellschaften gerettet zu haben schien, erwachten in dem Gehirn Lydia Markownas und entzündeten in ihr einen gesellschaftlichen Ehrgeiz. Wo gäbe es die Tochter eines Uhrmachers aus Kiew, die solchen Lockungen nicht erlegen wäre? Denn ihr Vater war ein Uhrmacher gewesen, sie selbst hatte sich schon in jungen Jahren berufen gefühlt, in eine höhere Klasse aufzusteigen, und Gedichte von Puschkin, verbunden mit einem normalen schauspielerischen Talent, sollten ihr dazu verhelfen. In dem Sommer, in dem Nikolai Brandeis aus der Roten Armee desertierte, starb der Vater Lydias. Sie flüchtete. Sie geriet als Kellnerin in ein russisches Restaurant, wo sie die Trinkgelder zurückwies und infolgedessen, und weil die Phantasie der Besucher auffallender Beispiele für die Grausamkeit der Revolution bedurfte, in den Ruf einer Fürstin geriet. Es war das Restaurant, in dem ein paar Emigranten, frühere Schauspieler, den Grünen Schwan gründeten. Sie nahmen Lydia mit. So erfüllte sich auf Umwegen ihr Wunsch. Es war zwar nicht das Moskauer Akademietheater, dessen Mitglied sie wurde, aber immerhin ein Theater. Da alle ihre Kameraden paarweise lebten, sie allein und Grigori, der Kosak, einzeln schliefen, legte sie sich nach einigem Zögern zu diesem. Die Truppe ersparte die Miete für ein Hotelzimmer. Als sie Brandeis folgte, ahnte sie einen phantastischen Aufstieg. Aber statt, wie sie gehofft hatte, mit Hilfe eines reichen und verliebten Mannes endlich in die erträumten Sphären einer »großen Welt« zu gelangen, wurde sie selbst das verliebte Mädchen eines schweigsamen und also gefährlichen, unverständlichen und ewig fernen Gebieters. Sie war eifersüchtig auf diese langen Tage, die Brandeis irgendwo verbrachte, sie wußte nicht, wo. Denn er hatte ihr verboten, ihn während des Tages aufzusuchen. Sie überlegte, ob sie es wagen dürfte, sich bei Paul zu erkundigen. Hatte Brandeis noch andere Frauen? Sie träumte manchmal, daß er mehrere Frauen in mehreren Häusern ebenso eingeschlossen hielt wie sie. Würde er nicht eifersüchtig werden? »Hoffentlich ist Herr Brandeis nicht eifersüchtig!« sagte Paul plötzlich mit dem leisen, zaghaft probierenden Spott, mit dem

die beruflichen Verführer von den abwesenden Rivalen zu sprechen pflegen. »Nein!« sagte sie. »Ich wäre es an seiner Stelle!« Lydia war ihm dankbar. Die Frauen glauben einer Versicherung, die sie gerade brauchen. Seit Jahrhunderten verführt man sie mit Lügen und nicht mit Wahrheiten. Niemals hatte sie von Brandeis ein Kompliment gehört. Schnell fragte sie: »Und Ihre Frau?« und bereute es sofort. »Meine Frau?« wiederholte Paul verwundert, als hätte er sie vollkommen vergessen. »Sie müssen mit ihr zusammenkommen!« sagte er. Sie beschloß, Brandeis zu fragen, ob die Frau Bernheim hübsch, klein, zart, groß, blond oder schwarz sei. Sie war wie alle andern erst dann beruhigt, wenn sie neben dem Mann, den sie kannte, auch etwas von der Frau erfuhr, die zu dem Mann gehörte oder wenigstens scheinbar gehörte.

Sie fuhren langsam in die Stadt zurück, weil der Abend kühl wurde. »Tanzen Sie?« fragte Paul, denn er dachte an die unauffälligste Möglichkeit, dem Körper dieser Frau nahe zu kommen. »Oh«, sagte sie harmlos und ohne die Folgen abzuschätzen, »seit dem Grünen Schwan nicht mehr!« »Wieso Grüner Schwan?« »Es ist ein Kabarett.« »Und?« fragte Paul. »Ich habe dort gespielt!« Seine Überraschung war grenzenlos. Sie wäre kaum größer gewesen, wenn man ihm etwa gesagt hätte, daß seine Frau nicht eine geborene Enders sei. Nichts bekümmert einen Menschen wie Bernheim mehr als die Erfahrung, daß er nicht mit einer Fürstin, sondern mit einer Schauspielerin im Wagen sitzt. »Oh!« sagte er. Und wie er einmal auf dem Maskenball plötzlich die Fähigkeit verloren hatte, die intimen Berührungen an Fräulein Irmgard Enders fortzusetzen, so verlor er hier umgekehrt die andere Fähigkeit, distanziert zu bleiben. Mechanisch drängte sein Bein an das Knie seiner Begleiterin. Er vergaß zu sprechen. Er hielt an, und ohne ein Wort zu sagen, versuchte er, den Arm um Lydia zu legen.

Sie begriff, welchen Sinn seine Bewegung hatte, und eine Sekunde später auch, aus welchen Ursachen sie kam. Sie fühlte die gleiche stumme, verzweifelte Scham wie damals, als Grischa sie Brandeis verkauft hatte. Aber heute gelang ihr nicht einmal ein Schrei mehr. Es war, als hätte ihr Herz schon die Gewohnheit, Beschämungen leise zu dulden. Es war kein neuer, erstmaliger Schimpf mehr, den sie erlitt, sondern ein wiederholter, die Erinnerung an jenen ersten. Nicht aus Verzweiflung, sondern eher aus einem instinktiven Bedürfnis, sich zu verteidigen, brach sie in ein leises Schluchzen aus. Die Tränen sind die einzige Waffe der Wehrlosen.

Es dauerte ein paar lange Minuten, bevor Paul Bernheim begriff, daß er Lydia beleidigt hatte. Wie seine Mutter imstande war, in einem Staatsbeamten eine andere Qualität von Ehrgefühl zu vermuten als etwa in einem Hauslehrer, so gestattete ihr Sohn Paul einer Schauspielerin nicht, sich ebenso beleidigt zu fühlen wie eine Fürstin aus dem Kaukasus oder gar eine geborene Enders aus dem Rheinland. Aber konnte der Zufall seiner Mutter gelegentlich nicht recht geben, so zeugte seine Anschauung von seiner verschiedenen Klassenehre der Frauen von einer besonderen Ahnungslosigkeit, von jener, die er mit allen seinen Kollegen, den Verführern, teilen durfte. Denn nichts ist so unabhängig vom Stand, von der Klasse, von der Familie, von der Beschäftigung und von der Erziehung wie der Ehrbegriff der Frauen. Es sind die gleichen Gelegenheiten, bei denen sich Prinzessinnen wie Prostituierte beleidigt und geschmeichelt fühlen. In dem Augenblick, in dem Paul begriff, warum seine Begleiterin weinte, tat es ihm leid, denn er war gutmütig, und er beklagte außerdem eine »verpatzte Gelegenheit« – wie man im Jargon der Männer aus dem gehobenen Stand zu sagen pflegt. Er hielt an. Ohne ihn anzusehn, das Gesicht gesenkt, verließ Lydia den Wagen. Sie ging geradeaus, sie sah nicht auf den Weg. Er stieg ab und ging ihr nach. Er sagte etwas, aber sie hörte ihn nicht. Die Scham erfüllte sie mit einem betäubenden Brausen. Endlich sah er ein, daß nichts mehr zu retten war. Und seine Sorge wandte sich wieder seinem Packard zu, den er mitten auf der Landstraße stehengelassen hatte. Er kehrte um, lenkte langsam in einen Seitenweg und blieb mit dem erschütternden Gefühl zurück, eine Niederlage erlitten zu haben.

Die Sentimentalität ist eine Schwester der Grobheit. Und nichts ist selbstverständlicher als die Tatsache, daß Paul Bernheim auf dem ganzen Heimweg verliebt und wehmütig an Lydia dachte. Sie erschien ihm begehrenswerter als früher, kostbarer in dem Grade, in dem sie ihm endgültig verloren war.

Zu Hause fiel sein erster Blick auf die große Photographie seiner Frau. Er fand Irmgard langweilig, spröde, grobknochig. Der Sport hatte seiner Meinung nach ihre Muskeln männlich gemacht, ihre Schultern um zwei Zentimeter zuviel geweitet, ihre Hände waren stark, groß und trocken. Lydia war zart, schmiegsam, und ihre Haut mochte eine gelblich getönte Glätte haben, ihre Brüste dunkelbraune Monde. Ein Schauder lief ihm über den Rücken.

Lydia wartete lange auf Brandeis. Er kam spät, gegen Mitternacht. Er sah ihre roten Augen, fragte nicht und ging wieder fort.
Es war eine der Nächte, die er in einem gleichgültigen Hotelzimmer zu verschlafen gedachte.

XVIII

Alle Landstraßen der Welt sehen einander ähnlich. Alle Bürger der ganzen Welt sehen einander ähnlich. Die Söhne sehen ihren Vätern ähnlich. Und wer zu dieser Erkenntnis gelangt ist, könnte verzweifeln an der Aussichtslosigkeit, jemals irgendeine Veränderung zu erleben. Ja, sosehr sich die Moden ändern, die Staatsformen, der Stil und der Geschmack, so deutlich sind die alten, ewigen Gesetze in allen Formen zu erkennen, die Gesetze, nach denen die Reichen Häuser bauen und die Armen Hütten, die Reichen Kleider tragen und die Armen Lumpen, und auch jene Gesetze, nach denen die Reichen wie die Armen lieben, geboren werden, krank werden und sterben, beten und hoffen, verzweifeln und verdorren.
Wir gehen dazu über, das Haus des aufgestiegenen Paul Bernheim kennenzulernen, und es ist nicht unwichtig, sich an das Haus seines Vaters zu erinnern. Der alte Bernheim hatte die Bäume und die Mauer umlegen lassen, und der junge ließ eine Mauer errichten und in die jungfräuliche Erde seines Geländes alte, ausgewachsene Bäume einpflanzen. In seinem Garten standen keine Zwerge mehr. Aber die Fabrik Grützer und Compagnie erzeugte auch keine Zwerge mehr, sondern aus dünnem, milchigem und hohlem Porzellan weibliche Figuren von einem gewissen stachligen Charakter. Ihre Gliedmaßen erinnerten an die Form von Fichtennadeln. Ihre Brüste waren kleine Pyramiden, ihre Bäuchlein Parallelogramme, ihre Ellbogen Lanzenschäfte und ihre dreimal geknickten Knie gemahnten an die medizinischen Modelle, welche die Folgen der Rachitis anschaulich machen.
Dieser Figuren ein halbes Dutzend sah man in Bernheims Vorzimmer. Sie gehörten zu den Geschenken des Herrn Carl Enders und zeugten von seinem modernen Geschmack, oder genauer: von der Mühe, die er sich gab, einen modernen Geschmack zu beweisen. Ohne Zweifel hätten ihm jene Zwerge aus Ton besser gefallen, die im Garten des alten Bernheimschen Hauses standen. Aber er wäre bereit gewesen, sie mit-

leidig zu verachten. Wenn Carl Enders in die Lage geriet, ein Bild zu kaufen, so achtete er darauf, daß es seinem Verstand und seinen Sinnen widerspreche. Dann war er sicher, ein modernes und wertvolles Kunstwerk gekauft zu haben. Eine lange Übung hatte ihn dazu gebracht, daß seine Wertschätzung automatisch anfing, wo ein Gegenstand sein Mißfallen erregte, und daß er ein empörtes Mißtrauen allem entgegenbrachte, was ihm gefiel. Dieser Methode verdankte er den Ruf, einen »unfehlbaren Geschmack« zu besitzen, und also fuhr er fort, seinem echten Geschmack zuwiderzuhandeln. Ihm verdankte Paul die Anlage seiner Villa, die Einrichtung und die Kunstgegenstände. Das Haus sah einem Schiff ohne Kiel ähnlich. Nur die Fenster, die lang waren und bis zum Boden reichten, so daß man sie als Türen hätte benutzen können, erinnerten den Betrachter, daß es ein Wohnhaus war. Im übrigen war es weiß gestrichen und segelte im Stehen dahin. Ein halbrunder Vorsprung, in dessen Innerem man im Sommer das Frühstück einnehmen konnte, sogar sollte, schien, von außen besehn, Luxuskabinen zu enthalten. Über dem Vorsprung das Dach erinnerte an eine geräumige Kommandobrücke. Im ersten Stock waren die Wände tiefer und die Fenster zierlicher. Weite, steinerne, flache Ränder des Daches überschatteten sie. Darüber war nur noch der Dachboden, ein breites, niedrig gemauertes Rund mit vielen breiten und kurzen Fenstern, die keinen andern Zweck hatten, als unter Umständen hinausgesteckte Fahnen zu tragen. Der Park war weit. Die paar übersiedelten Bäume hielten sich in der Nähe des Hauses auf, wie aus Angst vor der kahlen Weite des Gartens. An »Licht, Luft und Sonne«, drei Elementen, die dem Herrn Enders wie der modernen Architektur heilig waren, schien das Haus Bernheims mehr zu enthalten als die Welt selbst, und man hatte oft den Eindruck, daß die Zimmer von einer Privatsonne erfüllt waren, wenn draußen der Himmel bewölkt und die Luft ein dichter Nebel war. Am liebsten hielt Paul sich vor dem Kamin auf. Dieser Ort, der einmal der natürliche Hauptbestandteil aller menschlichen Wohnungen war, der Höhlen wie der Hütten, ist heutzutage nur noch ein Symbol in den Behausungen der Wohlhabenden und eine Ablagerungsstätte der ganzen im Lauf des Tages angehäuften Sentimentalität. Paul Bernheims Kamin war von einer steinernen Pyramide überdeckt, auf deren breitem Rand ein Glas Wasser, ein Zigarettenetui, buntköpfige Streichhölzer und eine blaue Vase mit Geranien standen. Ein blankes Gitter aus Messing umgab das Feuer,

ein Schachbrett aus weißen und schwarzen Steinen, mitten in die hölzerne Diele eingebaut, erstreckte sich vom Kamin fast bis in die Mitte des Zimmers. Ein buntgeblümter Lehnstuhl hielt sich an der rechten Seite auf, ein gepolstertes Stühlchen ohne Lehne links. Ein stählernes Gestell, das einen Photographenapparat ebenso tragen konnte wie Hüte, Regenschirme und Kleidungsstücke, ging überraschenderweise in einen grünen Lampenschirm über, in dessen dichtgefüttertem Innerem eine elektrische Birne blühte. Paul machte die Tür zum Speisezimmer auf. Er liebte es, vom Feuer weg in das milde Licht des Speisezimmers zu schauen, wo weiße, breite Stühle mit leise federnden Sitzflächen aus geflochtenem Stroh einen runden, bräutlich verhüllten Tisch umgaben, der in der Mitte eine weiße Schüssel voll gelber Blümchen trug. Ein Gong in einem Rahmen aus Nickel konnte von jedem Unbefangenen für einen Rasierspiegel gehalten werden. Ein rechtzeitiger Blick nur auf den Klöppel mit dem dicken Knopf aus grauem Gummi beschützte vor Verwechslungen. Das ganze Haus war unheimlich neu und sauber. Paul Bernheim sah zuerst auf jeden Stuhl, bevor er sich setzte, aus einer unbestimmten Angst vor der noch nicht getrockneten Politur. Es roch nach Lack, Öl und Terpentin – ein Geruch, den Irmgard jeden Morgen mit Fichtennadelduft zu bekämpfen befahl. Doch hüllte man zuerst die Bilder ein, damit sie von den Zerstäubern nicht getroffen würden. Nur im Schlafzimmer Irmgards roch es nach Coldcreme, Lippenstift und Brennschere. Ihrem breiten Bett gegenüber, das von Theatervorhängen umgeben war, hing das exklusive Bild des exklusiven Malers Hartmann, der es Herrn Enders für fünfzigtausend Mark verkauft hatte. Herr Enders, der Maler, Schneider und Friseure nicht gerne bezahlte, weil er sie für öffentliche Einrichtungen hielt, für die man Gemeindesteuern zahlt, wie Straßenpflaster und Laternen, hatte dem Maler Hartmann vorläufig einen Scheck auf zehntausend gegeben in der vagen Hoffnung, daß die Zeit den Rest des schuldigen Geldes vermindern würde. Nichts hielt seiner Ansicht nach der Zeit stand. Sie verzehrte Menschen, Gegenstände und Schulden. Den Maler Hartmann gefährdete sie besonders. Denn er war, je älter er wurde, eine immer leichtere Beute der Frauen, die ihn an den Rand des Grabes zu bringen pflegten, um ihn dort zu verlassen. Herr Enders prophezeite dem Maler immer wieder einen Selbstmord, besonders, seitdem er ihm vierzigtausend Mark schuldete. Die Aussicht auf den Selbstmord machte das Bild nur noch wertvoller. Irmgard konnte es vom

Bett aus genau betrachten. Tagsüber hing es günstig den Fenstern gegenüber. Für die Nacht hatte Herr Enders eine besondere Vorrichtung getroffen. Ein schmaler, leuchtender Rahmen aus mattem Glas entzündete sich auf einen Druck an dem Taster, der über dem Bett hing. So konnte Irmgard das Bild in den Schlaf hinübernehmen, einen vorgeträumten Traum.

Paul Bernheim setzte sich vor den Kamin. Aber heute beruhigte ihn das Feuer nicht. Er war allein in seinem neuen, knisternden, lackierten Haus, in dem er nicht heimisch wurde, weil er unaufhörlich die Übermacht des Herrn Enders fühlte und die der chemischen Industrie. Wo fühlte er sich denn wohl? Im Geschäft bedrohte ihn Brandeis und zu Hause Enders. Ach! Er hatte es sich zu leicht vorgestellt. Er hatte gedacht, daß er nach fünf Monaten ein angesehenes Mitglied der großen Industrie werden könnte. Aber ein Industrieller Enders war noch vorsichtiger und tückischer als ein Finanzmann Brandeis. Paul hatte das sichere Gefühl, daß er vorläufig ein aufgespartes Werkzeug zwischen beiden war. Man sagte ihm nichts. Man ließ ihn in der Schublade liegen, einen Hammer, mit dem man gelegentlich ein paar Nägel einzuschlagen gedenkt. Das bittere Erlebnis mit Lydia war nicht der einzige Grund seiner Aufregung. Er, Direktor in Brandeis' Geschäft, hatte erst auf Umwegen erfahren müssen, daß Brandeis im geheimen die Aktien der Transleithanischen Aktiengesellschaft aufzukaufen begonnen hatte. Ferner, und auch das hatte er erlauscht, daß in Albanien sich eine Holzverwertungsgesellschaft unter der Ägide Brandeis' gebildet hatte. Was wollte Brandeis in Albanien? Man sprach davon, daß er im Verein mit der italienischen Regierung die Eisenbahnstrecken in Albanien auszubauen gedenke und daß er das Material in Rom zu bestellen sich weigere. Die italienische Regierung aber wollte nur unter dieser Bedingung die Konzession für den Eisenbahnbau vermitteln. Allmählich erfuhr Paul Bernheim den Sinn der Reisen, die Brandeis jeden zweiten Monat unternahm. Er fuhr immer wieder nach dem Balkan, aber die Post wurde ihm nach Wien geschickt. Er ist langsam gefährlich geworden, dachte Bernheim. Als er seine stillen Aufkäufe begann, kannte ihn niemand. Man ließ ihn gewähren. Und wollüstig sagte er halblaut in das köstliche Kaminfeuer: »Aber er wird nicht durchkommen, sie werden ihn nicht lassen.« In diesem Augenblick knurrte das Telephon. Irmgard rief an wie jeden Abend. »Wie geht es?« »Wie geht es!« »Alles in Ordnung?« »Alles in Ordnung!« »Sag ein liebes Wort!« »Irmchen«,

brachte er mühsam hervor. Er konnte unmöglich Zärtlichkeiten telephonieren. Irmgard verlangte sie regelmäßig, aber in der gleichen Art, in der sie sich nach Dienstboten, Chauffeuren und Wäsche zu erkundigen liebte. »Weißt du?« »Ja!« »Onkel kauft mir ein Pferd!« »Bravo!« rief Paul mit einem Jubel, den er wie ein Würgen fühlte. »Er will dich sprechen.« Herr Enders begann. Seine Stimme klang sehr fern, weil er niemals in die Muschel sprach, sondern in die Luft. Wenn er das Haus verließ, konnte ein Diener telephonieren und Bakterien in der Muschel hinterlassen. Jeden Monat ließ er die Apparate im ganzen Haus auswechseln. »Lieber Junge«, sagte die ferne Stimme, »hast du was Neues von Brandeis?« »Was soll es denn sein?« »Trans- und Cis-AG. Schlägt in unser Fach. Kunstseide in den Sukzessionsstaaten.« »Möglich!« sagte Paul. »Erkundige dich! Irmgard kommt übermorgen! Pupille!« Das war ein Wort, das Enders vertraulichen Telephongesprächen anzuhängen liebte, eine Art Telephonsiegel.

Paul kehrte zum Kamin zurück. Er wußte genau, daß der Herr Enders jetzt zu Irmgard sagte: »Sei mir nicht bös! Aber dein Mann ist ein reiner Tor!« Diese erahnten Worte vernahm Paul deutlicher als früher die telephonierten. Sollte er jetzt Brandeis aufsuchen? Wozu? Was würde er erfahren? Wenn Lydia aber erzählte? Wie blamabel! Der Ruf eines Gentlemans!

Dieses Wort leitete eine neue Kette von Assoziationen ein. Erinnerungen an die Träume vor der Heirat. Selbständigkeit, Chemie, Beherrschung des Marktes, der Börsen, Geschäfte mit Amerika, Aeroplanfahrten, in zwei Tagen London, Paris, am dritten New York, ein Netz von Macht, gespannt über die ganze Welt, alle Aktien aller deutschen Zeitungen. Zu Hause Gesellschaft, Tennis, Reiten, Boxen. Nicht diese langweiligen Leute, die jetzt kamen. Nicht diese Turnstunden des Morgens nach den Anweisungen des Radios, die Irmgard so liebte. Nein, er war nicht mächtig geworden. Niemand hatte Respekt. Da war sein Junggesellenleben schon vornehmer und freier gewesen. Relativ war Theodor schneller gewachsen.

Paul ging zum Grammophonkasten – auch ein Geschenk des Herrn Enders – und legte die Platte von den fünf Brüdern King aus Wilmington ein. Der Gesang der weichen und tiefen Stimmen vertiefte die Traurigkeit Bernheims bis zu dem gewünschten Grade, in dem sie sich schon in Trost verwandelte. Er setzte sich an den Apparat, um die Kurbel immer wieder aufziehn zu können. Er konnte die Stille des

Hauses nicht mehr ertragen. Die Neger mußten singen. Sie sangen die Verlorenheit einer ganzen Rasse und bezogen den fremden, verlorenen Mann in ihre eigene wüste, heiße und schmerzliche Vergangenheit. Mit einem dankbaren und treuen Blick umfaßte Paul das Grammophon. Das einzige von den Geschenken Enders', das er liebte. Wie gut war ein Grammophon. Zwanzig Jahre früher hatte man sich an ein Klavier setzen müssen. Jetzt brauchte man nur eine Kurbel zu drehen. Auch die Mittel des Trostes machten Fortschritte, und die Technik verbannte durchaus nicht die Sentimentalität.

Er ließ sich die Zeitungen bringen und schlug sie an den Stellen auf, wo die vermischten Nachrichten standen. Nicht ohne ein Schuldbewußtsein. Er sagte sich, daß es eines Kaufmannes unwürdig sei, nicht zuerst nach dem Börsenteil zu sehn, aber es war stärker als er, es zwang ihn, nach Kunstbesprechungen zu suchen, nach Theaterreferaten, nach Familientragödien. Der Tag brachte lauter Unglück, also stand auch ein Aufsatz seines Bruders Theodor in der Zeitung, ein Aufsatz über eine Ausstellung von Büchereinbänden, aber auch über Deutschland, Europa, die gelbe Gefahr und Indien. Denn Theodor konnte keine Gelegenheit versäumen. Er mußte immer eine Meinung äußern, und eine Menge sinnloser, aber schlagender Formulierungen standen ihm zur Verfügung. Er hatte sie erlauscht, ihre akustischen Bestandteile aneinandergefügt, zerhackt, umgelegt und mit Tendenzen gefüttert, die aus dem völkischen Gedanken, aus dem Marxismus und von Stirner kamen. Paul machte sich die Mühe aufzustehn, wieder an den Kamin zu gehn und die Zeitung ins Feuer zu werfen. Er gehörte zu den empfindlichen Menschen, die etwas aus der Welt zu schaffen glauben, wenn sie es aus ihrem Blickfeld räumen.

Immer noch sangen die Neger. Das Feuer im Kamin erlosch langsam. Paul Bernheim zündete kein Licht an. Er schlief im bunten Lehnstuhl ein, dessen große, gelbe Blumen giftig die Finsternis durchbrachen.

XIX

Theodor legte den Smoking an. Sein Angesicht strahlte ihm in festlicher Fahlheit aus dem Spiegel entgegen. Mit einer Taschenschere versuchte er nach einigen Härchen zu schnappen, die an verschiedenen Stellen seiner Ohrmuscheln wuchsen. Alle Sanftmut und Geduld, die

ihm zur Verfügung standen, konnte er aufbringen, wenn es sich um sein Aussehn handelte. Noch einmal warf er einen Blick auf seine langen Hände, auf die er stolz war und aus deren Form er auf sein aristokratisches Wesen schloß. Jetzt schlüpfte er in den Rock, zog an den Klappen und drehte alle Lichter auf. Probebeleuchtung. Er suchte nach dem Spiegelbild seines Profils, indem er die Spiegeltür des Kleiderkastens so drehte, daß sie in einem schiefen Winkel zum großen Wandspiegel stand. Dann nahm er die Brille ab und dachte einen Augenblick an gar nichts mehr, als wären seine Gedanken abgestorben, aus Mangel an visueller Nahrung. Durch die geschlossene Tür des Nebenzimmers klang das Klappern einer Schreibmaschine. Eine Sekretärin war beschäftigt, einen Artikel Theodors abzuschreiben. Er lauschte dem hastigen Rhythmus der Tasten wie einer angenehmen Musik. »Jetzt ist sie auf der dritten Seite, dort, wo ich von der Ohnmacht der Nächte in deutschen Großstädten spreche. Ohnmacht der Nächte ist gut, tadellos, großartig.« Dann hatte die Sekretärin noch Briefe zu erledigen. »Die Korrespondenz«, sagte Theodor. Wenn die Post ihm viele Briefe brachte, fühlte er sich dem Mittelpunkt der Welt näher rücken. Wenn er eine Zuschrift auf einen seiner Artikel bekam, übergab er sie sofort der Redaktion, damit sie die Wirksamkeit ihres Mitarbeiters richtig einschätzen lerne. Außerdem zeigte er sie seinen Freunden und besonders jenen, die sich darüber ärgern konnten. Er beantwortete alles. Er bewarb sich um Einladungen zu Festen, Ausstellungen, Konferenzen, in die Salonimitationen der Bankdirektoren, eines Generals, eines Ministers. Am nächsten Tag erzählte er von seinen Diskussionen. Er beabsichtige, den »Kerlen« einen neuen Typus eines »jungen Deutschen« zu zeigen, einen nüchternen, trotzdem patriotischen, aristokratisch erzogenen, trotzdem revolutionären, einen diplomatisch denkenden und dennoch freimütig redenden. Dabei zitterte er unaufhörlich aus Angst, zuviel gesagt zu haben. Mit ganz bestimmten »Kerlen« wollte er es sich nicht verderben, obwohl sie ihm nicht gefielen. Zu ihnen gehörten seine Verleger, die Herausgeber von Zeitschriften, ein Redakteur, der Theodors Artikel zu behandeln hatte. Schrieb dieser Redakteur einmal selbst einen Artikel, so bekam er prompt einen telephonischen Anruf von Theodor: »Gratuliere! Ausgezeichnet!« Seinen Freunden sagt er dann: »Habt ihr den Artikel gelesen? Der schreibt ja ganz gut, der Kerl, aber naiv, naiv. Er sieht eben die Welt nicht!«

Jetzt erstarb das Klappern. Die Sekretärin klopfte. Obwohl Theodor es nicht für vornehm hielt, private Beziehungen zu einer Sekretärin herzustellen, und er in ihr nur »Personal« sah, aber keine Frau, warf er doch noch zwei glättende Finger auf seine gescheitelten Haare, bevor er »Herein!« rief. Er setzte sich an den Tisch, um das Manuskript zu lesen. Die Sekretärin stand neben ihm. Er kam an die Stelle von der Ohnmacht der Nächte, warf schnell seinen Kopf zu ihr herum und sagte: »Gut! Was?« Gleich darauf ärgerte er sich. Er konnte niemals die richtige Mitte finden zwischen dem Verlangen, eine Anerkennung zu hören, und der Notwendigkeit, Personal in respektvoller Entfernung zu halten. Manchmal vergaß er sich so weit, der Sekretärin einen Artikel vorzulesen, der sehr aktuell war und den auf der Maschine abzuschreiben sie keine Zeit mehr fand. Das arme Mädchen, das jeden Tag von acht bis vier Geschäftsbriefe schrieb, fühlte ihre Tätigkeit bei Theodor wie ein tägliches Bad in Witz und Esprit. Sie bewunderte ihn. Sie las die Bücher, die er zur Besprechung bekam, nach den Hinweisen, die seine Referate enthielten. Wenn Theodor ihre Bewunderung sah, verringerte er die Respektsdistanz um einige Zentimeter durch die Frage: »Sie sind schon müde? Gut! Dann arbeiten wir heute weniger!« Er steckte das Manuskript in einen Umschlag und schrieb »Eilt« darauf, obwohl es gar nicht eilte. Er liebte, den langsamen Dingen einen Stoß zu geben, damit sie sich hasteten. Was nicht eilte, war nicht wichtig. Tempo, Tempo. Aus Geringschätzung für den normalen Lauf der Stunden hielt er die Zeiger seiner Taschenuhr vorgeschoben. Er warf jetzt einen Blick auf sie. Und obwohl er noch eine Stunde Zeit hatte, sagte er: »So, jetzt hab' ich keine Zeit mehr. Sie können gehen!« Die Sekretärin ging. Er setzte sich, drehte die Kurbel des Grammophons und ergab sich dem Gesang der Platte von den Brüdern King aus Wilmington. Die Musik der Neger brachte ihn in Stimmung. Er ging heute in Gesellschaft, und er gedachte, es den »Kerlen« zu zeigen. Er ging heute zu keinem andern als zu seinem Bruder Paul.

Ja, im Hause Paul Bernheims erwartete man einen Gast aus Frankreich. Es war einer von den Schriftstellern, die nach dem Kriege anfingen, die Beziehungen zwischen den Völkern herzustellen, literarische Friedenstauben. Die Steuern, die sie von ihren Honoraren dem Vaterland zahlten, verwendete der Kriegsminister für einen zukünftigen Krieg. Der Unterrichtsminister hingegen rüstete gleichzeitig die Schriftsteller mit Empfehlungen für die deutsche Botschaft in Paris

aus. Verschiedene Verständigungs-, Kultur- und Versöhnungsvereine luden die Autoren übersetzter Bücher ein, Vorträge zu halten. Die Schriftsteller kamen, hielten einen Vortrag, wurden in die Häuser eingeladen, bekamen Trüffeln und studierten mit Wohlwollen die Sitten und Gebräuche der früheren Feinde. Sie machten Notizen für spätere Artikelserien über deutsche Dichter, deutsche Generaldirektoren, deutsche Revolutionäre. Von deutschen Professoren der Romanistik wie von Schutzengeln begleitet, gelangten sie in die Häuser der Wohlhabenden und der Reichen, der Gebildeten und europäisch Denkenden, der Industriellen, die in der Fabrik Giftgase erzeugten und zu Hause Keyserling lasen.

Der Gast war noch nicht vorhanden. Der Professor Hamerling war früher gekommen und glaubte die lautlosen Vorwürfe zu vernehmen, die sich im Innern Paul Bernheims vorbereiteten. Die Frage der Frau Irmgard: »Kennt er sich auch aus in Berlin, Herr Professor? Haben Sie ihm auch die Adresse richtig gesagt, Herr Professor? Hat er nicht zufällig die Einladungen verwechselt, Herr Professor?« empfand der Professor Hamerling bereits als Anklagen. Einer nach dem andern kamen die Gäste. Die Beleuchtung der Zimmer schien immer stärker zu werden von dem friedlichen Licht, das jeder vor sich her trug wie eine Laterne. Sie nickten mit den Köpfen, überhörten die Namen der Vorgestellten und sahen geradeaus in deren Gesichter – nicht mit den Augen, sondern mit entblößten Zähnen. Man fühlte sich gehoben im Hause Paul Bernheims, das zu den modernsten der Stadt gehörte. »Alles comme il faut«, sagten die Leute, die für gesellschaftliche Dinge technische Ausdrücke in französischer Sprache gebrauchen, so wie man bei ärztlichen Konsilien Latein redet. Paul Bernheim lud »comme il faut«-Leute aus allen Lagern ein. Es kam Herr von Marlow mit junkerlichem Einschlag samt Gattin, ein Mann, der von den Deutschnationalen zur Volkspartei übergegangen war, seitdem er in Berlin wohnte und seine schlesischen Güter verpachtet hatte. Der städtische Asphalt schien ihn immer liberaler zu machen. Das Ideal der Vornehmheit, das früher darin bestanden hatte, möglichst national zu sein, erforderte heute eine möglichst europäische Gesinnung. Auf Umwegen – und so, daß es nur seine nächsten Angehörigen wußten – schickte Herr von Marlow jedes Jahr zum Geburtstag des Kaisers seine untertänigsten Wünsche nach Doorn. Aber es waren nicht die Manifestationen einer Gesinnung, sondern eher die Gewohnheit an einen

Ritus, eine religiöse Privatangelegenheit, so wie die Juden in Berlin, die längst von ihrem Glauben abgefallen sind, in einer verschämten Heimlichkeit den heiligsten ihrer Feiertage immer noch feiern, Weihnachten dagegen öffentlich und aller Nachbarschaft sichtbar.
Es kam der Herausgeber einer demokratischen Zeitung, der mit einem Radikalismus vor sieben Jahren angefangen hatte und nun ähnlich dem Herrn von Marlow, nur vom entgegengesetzten Ende her, der Mitte zustrebte, seitdem er durch eine große Mitgift in die Lage gekommen war, ein kleineres Gut in der Mark Brandenburg zu kaufen und dank der Berührung mit dem märkischen Boden immer konservativere Ansichten zu gewinnen. Zwar sah man seiner Frau, die jeden dritten Monat Kleider aus Paris mitbrachte und Empfehlungen für die Modenschau bei Molineux austeilte, immer noch das gehobene, kommerzielle Milieu an, aus dem sie kam. Aber man verzieh es ihr und hoffte, daß sie sich zu einer recht feudalen Gutsherrin entwickeln würde in Anbetracht ihrer regelmäßigen Reitstunden im Tiergarten. Sie trug ein dunkelgrünes Kleid und braune Schminke, wegen der olivenfarbenen Haut. Frau Irmgard hatte fast das gleiche Modell in Blau, eine ähnliche Situation, die von einer gleichzeitig unternommenen Reise nach Paris kam. Das nächste Kleid lasse ich mir in Wien machen, dachte die Frau des Herausgebers. Sie sah Frau Irmgard an und erriet erschrocken, daß diese das gleiche gedacht hatte. Sie hat aber doch zu dicke Arme, dachte die Frau des Herausgebers. Sie hat aber doch zu dünne Arme, dachte gleichzeitig Frau Irmgard. Es kam der bekannte Publizist Freytag mit seiner Frau, deren Kleider weit billiger waren als die Artikel ihres Mannes. Die Blicke der reicheren Damen trafen sich einträchtig in einer kurzen Sekunde, und Frau Freytag war verdammt. In der Tat stammte ihr Kleid aus einem jener Ausverkäufe, die von den großen Häusern am Ende der Saison veranstaltet werden und bei denen man die Roben verkauft, die von den Modellen ein paarmal getragen sind. Die Züge der Frau Freytag waren hart, Runzeln um die Augen verrieten, daß sie keine Massage kannte, sie war noch jung, kaum sechsunddreißig. Aber die ersten Jahre ihrer Ehe, in denen ihr Mann noch das gewesen war, was man einen »kleinen Journalisten« nennt, schienen erst jetzt ihre Andenken in das Gesicht einzeichnen zu wollen. Früher waren diese Jahre unschädlich gewesen. Aber die Spuren des Kummers kamen allmählich, spät nach diesem, so wie eine Schwäche lange nach einer verrauschten Aufregung kommt. Immer noch mußte Frau Frey-

tag unsicher die Hand reichen. Sie hielt dabei den Ellbogen an die Hüfte, und ihre Hand hatte etwas Verschämtes und rief sofort das Bild von einer andern, in der Küche gereichten, eben an einer blauen Schürze abgetrockneten Hand wach. Es kam ein Major aus dem Reichswehrministerium in einem Zivil, das von Fischbeinstäbchen gehalten zu sein schien, und mit dem harten Gesicht eines Vogels, aber mit unbeweglichen Augen, die an schwarze, kleine Schuhknöpfe erinnerten. Von links nach rechts trafen sich die Leute in der Mitte, bildeten Gruppen aus Verlegenheit. Aus den Gruppen lösten sich einzelne, die plötzlich wie verloren in einer Wüste waren und das Bedürfnis empfanden, sich irgendwo anzulehnen. Schüchtern prüften ihre Arme die Solidität der Einrichtungsgegenstände. Eine große, festlich illuminierte, traurige Leblosigkeit schwebte in den Zimmern. Frau Irmgard nahm einen Gast nach dem andern vor, comme il faut und wie es geschrieben steht. Sie war froh, wenn einer im letzten Moment die Abwesenheit seiner Frau entschuldigen mußte, weil sich dann eine kleine Abwechslung des Themas ergab. »Ach, das ist aber doch schade, daß ihre Gattin ...« Dieser Anfang erforderte keine Überlegung und war immer zutreffend.

Der französische Pazifist kam schließlich, etwas geblendet von der tragischen Festlichkeit und immer noch nicht gewöhnt an die fremden Sitten eines fremden Volkes. Es hätte ihm keineswegs so fremd sein müssen, wäre er nicht mit der festen Absicht gekommen, darüber zu schreiben. Diese Absicht forderte wieder von ihm, Interessantes zu finden, auch wo nur Gewöhnliches vorhanden war. Als der Angehörige einer Nation, die alles, wessen sie bedarf, im eigenen Lande findet und es infolgedessen nicht verläßt, liebte Herr Antoine Charronoux, in fremden Ländern das Außergewöhnliche zu suchen. Seine Reise hatte nun einmal einen literarischen Zweck, und sie mußte Material abwerfen, ob sie wollte oder nicht. Er hastete von einem Eindruck zum andern und klassifizierte alle ebenso hastig. Sein Entschluß, über das fremde Land zu schreiben, erzeugte von selbst und gleichsam bereits im Auftrag zukünftiger Leser einen romantischen Schleier um die Menschen und Gegenstände, die Herrn Charronoux entgegenkamen, und heftete an die Brust eines jeden die Marke einer bestimmten repräsentativen Kategorie. Herr Charronoux war selig, daß der Herr Professor Hamerling sich einen Freund Frankreichs genannt hatte. Für Herrn Charronoux sahen nun die Freunde Frankreichs genauso aus

wie der Professor Hamerling, der jetzt in einer entfernten Ecke den Herrschaften von Marlow und Freytag einen Vortrag über Frankreich hielt. »Sie haben«, meinte er von den Franzosen, »den nüchternen, kleinen, praktischen Verstand, der uns so fehlt, uns, den Germanen mit der Seele im ewigen Nebel. Ich liebe über alles den guten, fröhlichen Lebensgeschmack dieser heiteren Franzosen und wie sie essen, trinken und lieben. Paris bleibt der Mittelpunkt der Vernunft und des Vergnügens. Wir bleiben immerdar die Kinder des Nordens, und unsere Heimat sind die sanften Schattierungen der Dämmerung.« »Sie brauchen uns, nicht wir sie«, sagte Theodor, der eben eingetreten war. Mit einem Instinkt für ernste und problematische Diskussionen hatte er sich mechanisch und sogleich der Gruppe um Hamerling genähert. Alle sahen ihn an. Er fühlte mit Wonne seine eigene, forsche Jugendlichkeit diesem würdigen Hamerling gegenüber. Er glaubte, die Zuhörer ringsum vor lauter Bewunderung tief atmen zu hören. »Paris«, so fuhr Theodor fort, »hört auf, hat längst aufgehört, ein Mittelpunkt zu sein. Berlin wird es, ist es schon.« »Wir haben nicht davon gesprochen«, sagte Hamerling ungehalten und gewichtig. »Die Leichtigkeit der Franzosen ist eben in Paris zu Hause. In Berlin arbeitet man, in Deutschland arbeitet man.« Der Herr Charronoux war inzwischen der Gruppe nahe gekommen. Er hatte die letzten Worte gehört und beschloß, sie genau wiederzugeben. So verständliche, eindringliche Mitteilungen gingen ihm ein, ihm, der seit Tagen, ohne es zu wissen, das Auge und das Ohr seiner zukünftigen Leser geworden war. »In Paris ist die Leichtigkeit zu Hause, in Deutschland die Arbeit.« Welch eine glückliche Lösung. Jeder Krieg in Zukunft ausgeschlossen!

Er saß bei Tisch neben Frau Irmgard. Alles comme il faut. Längst hatte sie sich vorgenommen, ihm das Haus und die Bilder zu zeigen. Sie überlegte, ob es schicklich sei, ihn in das Schlafzimmer zu führen, vor das große Gemälde von Hartmann. Sie begann zaghaft, davon zu sprechen. »Es ist leider in meinem Schlafzimmer«, sagte sie. Herr Charronoux maß sie mit einem Seitenblick, einem neuen Blick, der plötzlich über seinen Augen lag, wie man eine Brille anzieht. Er hatte sofort die Vorstellung von diesem Schlafzimmer, ganz genau – und es war vielleicht interessant zu wissen, wie man in dieser Gesellschaftsklasse schläft. Ein Herr von der französischen Botschaft hatte ihm gesagt, daß es nirgends so viel getrennte Schlafzimmer gäbe wie in Deutschland. Sollte man vielleicht ein Kapitel über Erotik einschalten?

Mitten unter seinen Gästen war Paul Bernheim der fremdeste Gast. Er sah eine Frau nach der andern an. Warum war Lydia nicht hier? Er liebte sie nicht. Er bestätigte es sich. Nein, er liebte sie nicht. »Begehren« fiel ihm ein. Es war das richtige Wort. Er begehrte sie. An ihr hatte er gelernt, daß er keineswegs unwiderstehlich war. Ungeschickt war er, plump. Ein kindisches Verlangen diktierte ihm, sich auf den Boden zu werfen und mit den Füßen zu strampeln wie dereinst als Knabe, wenn er gerufen hatte: Ich will aber doch, ich will aber doch. Ich will Lydia, ich will Lydia, sagte er sich zehnmal, ohne den mechanischen und mächtigen Ablauf dieser kurzen Sätze aufhalten zu können. Jeder tat ihm weh. Er konnte genau den Weg eines jeden Wortes verfolgen. Es schien dem Herzen zu entspringen, dem Kreislauf des Blutes zu folgen, in das Gehirn zu steigen, hier eine Weile zu verharren und wieder zurück ins Herz zu kehren. Ich – will – Lydia – haben! – – – Welch eine Qual!

Er wartete auf das Ende der Mahlzeit, als müßte sich dann etwas Entscheidendes ereignen. Etwas Unmögliches. Man mußte die endlose Zeit, die noch vor ihm lag, ein ganzes Leben, durchklungen von einem unerfüllten Wunsch, zerhacken, einteilen und am Ende eines jeden Teilchens irgendeine Entscheidung erwarten. Die also eingeteilte Trostlosigkeit war leichter zu ertragen als eine riesengroße, ungeteilte, umfassende. Und viele Enttäuschungen am Ende eines jeden Abschnitts waren besser als eine einzige Enttäuschung.

Man erhob sich. In einer Sekunde faßte er den Entschluß hinauszugehen. Um die zweite Ecke links war die Villa Brandeis. Es war, als hätte er ihre geographische Lage erst in diesem Augenblick erfahren und als käme ihm die wunderbare Nähe Lydias jetzt als eine letzte Rettung in den Sinn. Es war doch nicht möglich, einander so nahe zu sein und nicht zueinander zu gelangen. Er lief in die Straße. Er bog um zwei Ecken links.

Vor der Villa Brandeis leuchteten die zwei sonnenhellen Augen eines Autos. Die Gartentür und die Haustür standen offen. Zwei Männer in Livreen, der Chauffeur und der Portier offenbar, trugen zwei große Koffer und verluden sie in den Wagen.

Paul stand im Schatten. Er hörte Stimmen. Es wurde ihm heiß. Seine Hände wurden schwach. Er suchte nach einem der Gitterstäbe in seinem Rücken. Er hörte Lydias Stimme wie einen fernen Gesang. Aber er verstand nicht, was sie sprach.

Ein paar Sekunden später trat Lydia aus dem Haus. Der Motor knatterte. Das Geräusch empfand Paul Bernheim als eine Beruhigung. Solange der Motor knattert, hab' ich noch Zeit! fiel ihm ein. Das Geräusch milderte die unerträgliche Helligkeit der Scheinwerfer. Paul maß die kurze Entfernung zum Wagen. Er brauchte eine Sekunde, nicht mehr als eine Sekunde, um die Klinke der Wagentür zu fassen. Ein zweiter Paul Bernheim, ein beweglicher, löste sich aus dem stehenden, sprang zum Auto, stieg ein, fuhr weg. Das ereignete sich eben und war doch schon vor langen, langen Jahren vollbracht. Auf einmal war alles abgetan und erlebt. Weit hinter Paul Bernheim lagen die Abenteuer, der Ehrgeiz, der gesellschaftliche Glanz, die Macht, die Liebe, die Welt. Es war, als täte, dächte, fühlte er alles jetzt nur noch einmal und zum Schein. Jemand hatte ihm diese Rolle zu spielen übertragen, weil er ihren Inhalt schon erlebt hatte und mit ihm so gut vertraut war.
Plötzlich hörte das Knattern auf, und gleichzeitig machte der Scheinwerfer eine Wendung und überflutete den stehenden Mann. Paul Bernheim senkte den Kopf. Es dauerte einen Augenblick. Lautlos glitt der Wagen davon.
Paul ließ das Gitter los, das er bis jetzt gehalten hatte. Er wollte gehen. Es schien ihm, daß er hier zwanzig Jahre verlebt hatte. Die Tür der Villa war noch offen. Tröstliches, goldenes Licht drang zart aus dem Flur. Brandeis trat aus der Tür.
Sein Blick fiel auf den Schatten am Gitter. »Wer ist dort?« fragte Brandeis.
»Ich«, erwiderte Paul.
Brandeis trat näher mit dem leichten, lautlosen Schritt, der seine schwere, große Körperlichkeit so unwahrscheinlich machte. Es war, als ginge er auf fremden Füßen.
»Sie wollten zu uns?«
»Nein«, sagte Paul, »ich wollte zu ihr.«
»Lydia Markowna ist für immer weggefahren. Sie ist zurück zu ihrem Theater. In Genf sind sie jetzt. Sie können hinfahren!«
»Nein!« sagte Paul. Und er dachte: Mein Vater wäre hingefahren, mein Vater wäre hingefahren.
»Wir können uns gleich verabschieden«, sagte Brandeis. »Ich werde Sie bis zu Ihrem Haus begleiten. Das genügt. Ich fahre morgen. Und komme nicht mehr so bald. Ich habe nicht die Fähigkeit, lange auf einem Fleck zu bleiben.
Ich bin eigentlich verpflichtet, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Ich

dachte ein paarmal daran, mich mit dem Element zu messen, in dessen Nähe Sie durch Ihre Heirat gekommen sind. Ich wollte Sie mir aufheben. Ich hatte niemals einen übermäßigen Respekt vor Ihnen, vor den Menschen im allgemeinen nicht. Meine Meinung hat hier nichts zu tun, aber ich hätte es Ihnen geschrieben, auf jeden Fall. Nun, da ich Sie hier überrasche, sage ich es. Die Umstände sind für meinen Geschmack etwas zu romanhaft.«

»Ich nehme Ihnen nichts übel«, sagte Paul. »Soeben, vor fünf Minuten noch, wäre ich tief beleidigt gewesen. Inzwischen aber bin ich alt geworden. Sehen Sie nur, Herr Brandeis, sehen Sie meine Haare! Sind sie nicht schon weiß? Seit drei Minuten habe ich die Empfindung, daß ich mein Haus als junger Mann verlassen habe und daß ich als Greis zurückkomme. Ich bin, scheint mir, weise genug geworden, um Ihnen gestehen zu können, daß ich Sie immer bewundert habe. Bewundert und auch gefürchtet. Und dennoch bin ich noch immer nicht weise genug, um auf die Frage verzichten zu können, die ich Ihnen jetzt stellen will: Warum haben Sie mich verachtet?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Brandeis. »Sie waren ein Schwächling. Sie wären zum Beispiel nicht imstande gewesen, einen Tag oder eine Stunde vor der endgültigen, wirklichen Macht vielleicht, alles zu verlassen, wie ich es jetzt mache. Denn es gehört keine Stärke dazu, etwas zu erobern. Alles ist morsch und ergibt sich Ihnen. Aber verlassen, verlassen, darauf kommt es an. Dennoch habe ich nicht das Gefühl, etwas Außerordentliches zu tun. Es treibt mich fort von hier. So wie es mich einst hierhergetrieben hat. Es treibt mich fort, und ich folge. Lassen Sie es sich gutgehen, Herr Paul Bernheim. Versuchen Sie, jetzt wird es Ihnen vielleicht gelingen.«

Sie standen vor dem neuen Hause Bernheims. Alle Fenster erleuchtet. Paul glaubte die Stimmen seiner Gäste zu hören. Er griff in die Tasche nach dem Schlüssel. Und während er ihn hervorholte, sagte er gleichgültig, als sagte er etwas, was sich auf die Tür beziehen sollte: »Sagen Sie, Herr Brandeis, haben Sie Lydia weggeschickt?«

»Nein, sie ist gegangen. Ich schicke niemanden weg. Sie ist gegangen, und vielleicht gehe ich deshalb auch. Ich weiß nicht, was mich aufhält, ich weiß nicht, was mich davontreibt.«

Eine Sekunde blieb es still. Dann sagte Brandeis laut: »Gute Nacht!« Und ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand er im Schatten der Bäume, die den Straßenrand säumten.

XX

Ein paar Tage später verließ Nikolai Brandeis den Zug an einer jener Grenzstationen, die er oft passiert hatte, ohne mehr von ihnen gesehen zu haben als die öde, grenzenlose Traurigkeit ihrer Rangierbahnhöfe, den provisorischen, etappenmäßigen Aspekt ihrer hölzernen, braungeteerten Baracken und die kollegiale Eintracht der verschieden uniformierten Zollwächter zweier Länder. Er blieb in der kleinen Stadt, die er vom Bahnhof nach einer halben Stunde Wanderung erreicht hatte, als brächte ihm erst dieser Aufenthalt und die endliche Verwirklichung einer oft verspürten flüchtigen Laune den Beweis seiner wiedergewonnenen Freiheit. Die stillen Einwohner der kleinen Stadt sahen sich nach ihm um. Sein Gesicht schien aus demselben Stoff gemacht zu sein wie sein großer, rostbrauner Mantel, und obwohl sein Hut, sein Anzug, seine Schuhe einen europäischen Schnitt hatten, wirkten sie doch wie Kleidungsstücke, die von den Söhnen eines fremden Volkes in einem unbekannten, unerreichbar fernen Land getragen werden. Langsam ging Brandeis durch die kleinen und schmalen Gassen, die noch kleiner und schmaler wurden, wenn er in ihnen erschien. Hinter ihm und vor ihm wehte die Weite.

Noch wußte er nicht, wohin er gehen würde. Überall schien ihm die Erde gleich zu sein. In allen Städten aller Länder gebar sie mit unendlich geduldiger und schmerzlicher Güte die schwächlichen Paul Bernheims, die Gefangene ihrer törichten Wünsche wurden; die kläglich verworrenen Theodors, die im ewigen, dichten Schatten der öffentlichen Pathetik lebten; die Gewalthaber, denen die Macht zur Ohnmacht wurde und die im Giftgas erstickten, das sie erzeugten; die Allerweltsmenschen, die aus Budapest kamen und hinter den Paravents saßen; die kleinen Mädchen, die geliebt sein wollten und ihre kleinen Herzchen verloren.

Ohne mich, dachte Brandeis, wird die Welt ihren ewigen, langweiligen Gang weitergehn. Paul Bernheim wird schließlich zur Chemie kommen. Herr Enders wird im nächsten Krieg das Vaterland retten, Theodor wird die Leitartikel des Blattes schreiben, dessen Aktien mir gehören. Ich werde fahren: wohin? Die Häfen der ganzen Welt warten auf mich.

Gegen sechs Uhr nachmittags stieg er wieder in den Zug. Um diese Stunde begannen die beinernen Stricknadeln der alten Frau Bernheim

zu klappern und die Schreibmaschine im Hause ihres Sohnes Theodor. Frau Irmgard entließ den Hausarzt und bereitete sich vor, ihrem Mann das traditionelle süße Geheimnis mitzuteilen. Einen Erben trug sie im Schoß. Herr Sandor Tekely begab sich ins ungarische Restaurant in der Augsburger Straße. Die Chauffeure der Brandeisschen Automobile vertauschten ihre Livreen gegen billige Zivilanzüge. Die Beamten riefen ihre Mädchen an und holten die Theaterbillets aus den Brieftaschen, Billetts zu ermäßigten Preisen. Die Abendredaktion begann. Die Redakteure zogen die Lüsterröckchen an und spitzten die roten Bleistifte. Und die Nachrichten stürmten klingelnd in die ledergepolsterten Telephonzellen, aus Bukarest und Budapest, aus Amsterdam und Rotterdam, aus London und Bombay, aus Kairo und New York. Ihren alten, langweiligen Gang geht die Welt.

Es war das letztemal, daß man Brandeis sah. Seit jenem Tage wußte niemand mehr etwas von ihm zu berichten.

Er stieg in den Zug, und es wurde wieder ein neuer Nikolai Brandeis geboren.

Und also beginnt hier ein neues Kapitel.

DER STUMME PROPHET

Roman

1929



In der Silvesternacht von 1926 auf 1927 saß ich mit einigen Freunden und Bekannten in Moskau im Zimmer Numero neun des Hotels Bolschaja Moskowskaja. Für einige der Anwesenden war diese private Art, den Silvester zu feiern, die einzig mögliche. Ihre Gesinnung hätte ihnen zwar gestattet, eine festliche Stimmung in der Öffentlichkeit zu demonstrieren. Aber sie hatten Rücksichten zu nehmen und Rücksichten zu fürchten. Sie konnten sich weder unter die Ausländer mischen noch unter die einheimischen Bürger, und obwohl der und jener unter ihnen seiner Idee zuliebe schon oft und lange als Beobachter fungiert hatte, hütete er sich doch mit Recht, selbst der Gegenstand einer Beobachtung zu werden.

In meinem Zimmer schwebte der bekannte Zigarettendunst, den man aus den Romanen der russischen Literatur kennen dürfte. Ich öffnete abwechselnd die kleine Luke am Fenster – das ganze zu öffnen, hätten mir meine Gäste verwehrt – und bald die Tür, die in den Korridor führte und durch die Geräusche von Musik, Stimmen, Gläsern, Schritten, Gesang hereinkamen.

»Wißt ihr«, sagte Grodzki, ein ukrainischer Pole, der für die Tscheka lange in Tokio gearbeitet hatte und der mir menschlich nahegekommen war, als er mit dem Auftrag anrückte, Berichte über mich zu verfassen, und ich ihm sofort sagte, daß ich mich seiner Tätigkeit in Japan noch erinnere, »wißt ihr«, fragte Grodzki, »wer vor drei Jahren in diesem Zimmer hier, Numero neun, gewohnt hat?« Ein paar blickten ihn fragend an. Er kostete ein paar Sekunden die Stille aus. Er hatte, wie viele Menschen, die im Geheimdienst verwendet werden, den Ehrgeiz, nicht nur etwas zu wissen, sondern auch etwas länger zu wissen als die andern. »Kargan«, sagte er nach einer Weile. »Ah, der!« rief der Journalist B., dessen orthodoxe Gesinnung bekannt war. »Warum so verächtlich?« sagte Grodzki. »Weil wir wahrscheinlich schon mehrere seinesgleichen in diesem Zimmer Numero neun beherbergt haben dürften«, erwiderte B. mit einem Blick auf mich.

Die andern mischten sich ein. Fast jeder glaubte, Kargan gekannt zu haben, und fast jeder äußerte über ihn ein mehr oder weniger abfälliges Urteil. Man kennt die Bezeichnungen, die eine orthodoxe Theorie für

Revolutionäre mit intellektueller Vergangenheit geschaffen hat, und ich erspare es mir, die Meinungen der einzelnen in ihrem Wortlaut wiederzugeben. »Anarchist«, rief der eine, »sentimentaler Rebell«, der andere, »intellektueller Individualist«, der dritte.
Es ist möglich, daß ich damals den Anlaß, Kargan zu verteidigen, überschätzt habe. Jedenfalls schien es mir, obwohl ich ihn um jene Zeit nicht ohne Grund in Paris vermutete, auf eine wirklich unerklärliche Weise, daß er mein Gast sei und daß ich die Pflicht hätte, ihn zu beschützen. Vielleicht hatte mich die Mitteilung Grodzkis, daß Kargan vor Jahren in diesem meinem Zimmer gewohnt hatte, zu einer langen Verteidigungsrede veranlaßt. Es war eigentlich keine Rede. Es war eine Geschichte. Es war der Versuch einer Biographie. Von allen Anwesenden kannte ich neben Grodzki, den der Beruf verpflichtete, alle zu kennen, den Angegriffenen am besten. Ich begann zu erzählen, von Grodzki unterstützt, und wir wurden beide in dieser Nacht nicht fertig. Ich erzählte noch die nächste Nacht und die drittnächste. Aber in der drittnächsten verschwanden alle Zuhörer bis auf zwei. Es waren die einzigen ohne Amt und ohne Angst, die Wahrheit zu hören.
Es erschien mir infolgedessen notwendig, meiner Erzählung ein weiteres Echo zu geben, als meine Stimme es vermochte. Ich entschloß mich aufzuschreiben, was ich erzählt hatte.
Kargans Leben steht hier in der gleichen Reihenfolge niedergeschrieben, wie es damals erzählt worden ist. Die Zwischenrufe der Zuhörer, ihre Bewegungen, ihre Scherze, ihre Fragen sind ausgelassen. Unterblieben sind ferner jene Ereignisse, mit Absicht verschwiegen sind einige Merkmale, die zu einer Identifizierung Kargans führen könnten und dem natürlichen Trieb des Lesers, in der geschilderten Person eine bestimmte, existierende historische Persönlichkeit wiederzuerkennen, zu Hilfe kommen würden. Die Lebensgeschichte Kargans hatte ebensowenig eine aktuelle Tendenz wie irgendeine andere. Sie ist nicht ein illustrierendes Beispiel für eine politische Anschauung – und höchstens eines für die alte und ewige Wahrheit, daß der einzelne immer unterliegt.
Ob Friedrich Kargan endgültig der Vergessenheit anheimzufallen bestimmt ist?
Nachrichten zufolge, die einige seiner Freunde auf sicheren Umwegen vor einigen Wochen von ihm erhalten haben wollen, soll er entschlossen sein, den zivilisierten Teil der Welt nicht mehr freiwillig aufzusuchen.

Und also ist es möglich, daß er einmal in der leeren Einsamkeit versinken wird, unbemerkt und spurlos, wie ein sterbender Stern in einer schweigsamen und verhüllten Nacht. Dann würde sein Ende unbekannt bleiben, wie es bis jetzt seine ersten Anfänge waren.



ERSTES BUCH

I

Friedrich wurde in Odessa geboren, im Hause seines Großvaters, des reichen Teehändlers Kargan. Er war ein unerwünschtes, weil uneheliches Kind, der Sohn eines österreichischen Klavierlehrers namens Zimmer, dem der reiche Teehändler seine Tochter verweigert hatte. Der Klavierlehrer verschwand aus Rußland, vergeblich ließ ihn der alte Kargan suchen, nachdem er von der Schwangerschaft seiner Tochter erfahren hatte.

Ein halbes Jahr später schickte er sie und den Neugeborenen zu seinem Bruder, der ein wohlhabender Kaufmann in Triest war. In dessen Hause verbrachte Friedrich seine Kindheit. Sie verlief nicht ganz unglücklich, obwohl er in die Hände eines Wohltäters gefallen war.

Erst als seine Mutter starb – in jungen Jahren und an einer Krankheit, die man nie mit einem genauen Namen bezeichnete –, wurde Friedrich in einem Dienstbotenzimmer einquartiert. An Feiertagen und bei besonderen Gelegenheiten durfte er an einem gemeinsamen Tisch mit den Kindern des Hauses essen. Er zog die Gesellschaft der Dienstboten vor, von denen er die Freuden der Liebe lernte und das Mißtrauen gegen die Herrschaften.

In der Volksschule erwies er sich weit begabter als die Kinder seines Brotgebers. Deshalb ließ ihn dieser nicht weiter lernen, sondern als Lehrling in eine Schiffsagentur eintreten, wo Friedrich Aussicht hatte, es nach einigen Jahren zu einem tüchtigen Beamten mit hundertzwanzig Kronen monatlichen Gehalts zu bringen.

Um jene Zeit mehrte sich die Zahl der Deserteure, Emigranten und Pogromflüchtlinge, die aus Rußland über die österreichischen Grenzen kamen. Die Schiffsgesellschaften begannen deshalb, in den Grenzstädten der Monarchie Filialen anzulegen, die Auswanderer abzufangen und sie nach Brasilien, Kanada und den Vereinigten Staaten zu befördern.

Diese Filialen erfreuten sich des Wohlwollens staatlicher Behörden. Offenbar wollte die Regierung die armen, arbeitslosen und nicht ungefährlichen Flüchtlinge möglichst schnell aus Österreich entfernen; aber

auch die Meinung entstehen lassen, daß die russischen Deserteure mit Schiffskarten und Empfehlungen nach den Überseeländern versorgt würden – dermaßen, daß die Lust, die Armee zu verlassen, immer mehr Unzufriedene in Rußland ergreifen sollte. Die Behörden bekamen wahrscheinlich den Wink, den Überseeagenten nicht auf die Finger zu schauen.

Es war aber nicht leicht, zuverlässige und geschickte Beamte für die Grenzfilialen zu finden. Die älteren Angestellten wollten ihre Heimat, ihre Häuser, ihre Familien nicht verlassen. Außerdem kannten sie die Sprachen, Sitten und Menschen der Grenzgebiete nicht. Schließlich fürchteten sie auch eine halb gefährliche Tätigkeit.

In dem Büro, in dem Friedrich arbeitete, hielt man ihn für begabt und fleißig. Er beherrschte einige Sprachen, unter ihnen die russische. Er war ein bedächtiger Junge. Man wußte nicht, daß seine stille und immer wache Höflichkeit eine kluge und schweigsame Arroganz verdeckte. Man hielt seinen wortkargen Hochmut für Bescheidenheit. Indessen haßte er seine Vorgesetzten, seine Lehrer, seinen Wohltäter und jede Art von Autorität. Er war feige, körperlichen Spielen mit Altersgenossen abgeneigt, er teilte keine Prügel aus und bekam keine, ging jeder Gefahr aus dem Weg, und seine Angst war immer noch größer als seine Neugierde. Er bereitete sich vor, Rache an der Welt zu nehmen, von der er glaubte, sie behandelte ihn als einen Menschen zweiter Klasse. Es tat seinem Ehrgeiz weh, daß er nicht wie seine Altersgenossen und seine Vettern das Gymnasium besuchen durfte. Er nahm sich vor, es eines Tages dennoch zu absolvieren, die Hochschule zu beziehn und Staatsmann, Politiker, Diplomat – jedenfalls ein Mächtiger zu werden.

Als man ihm vorschlug, in eine der Grenzfilialen zu gehen, sagte er sofort zu, in der Hoffnung auf einen glücklichen Wechsel des Geschicks und eine Unterbrechung der normalen Laufbahn, die er am meisten fürchtete. Er nahm auf seine erste Reise seine Vorsicht, seine Schlauheit und die Fähigkeit, sich zu verstellen, mit, Eigenschaften, die er von der Natur bekommen hatte.

Bevor er in den Personenzug stieg, der nach dem Osten fuhr, warf er noch einen sehnsüchtigen und vorwurfsvollen Blick auf einen eleganten kaffeebraunen Schlafwagen der Internationalen, der mit der Bestimmung Paris von Triest abgehn sollte.

Ich werde einmal zu den Passagieren dieses Wagens gehören, dachte Friedrich.

II

Achtundvierzig Stunden später kam er in der kleinen Grenzstadt an, wo die Familie Parthagener die Filiale der Schiffsgesellschaft leitete. Der alte Parthagener besaß seit mehr als vierzig Jahren die Herberge »Zur Kugel am Bein«. Sie war das erste Haus auf der breiten Straße, die von der Grenze zur Stadt führte. Hier kehrten die Flüchtlinge und Deserteure ein und begegneten der reinen und stillen Heiterkeit des Alten mit dem silbernen Bart, der ein Beweis für den blinden Willen der Natur zu sein schien, alle Menschen ohne Rücksicht auf ihre Sünden oder Verdienste schließlich mit der weißen Farbe der Würde zu bekleiden. Eine blaue Brille trug der Herr Parthagener über seinen schwachen und sonnenscheuen Augen. Sie vertieften nur noch die Stille seines Angesichts und erinnerten an einen dunklen Vorhang über dem Fenster einer hellen und klaren Häuserfront. Die aufgeregten Flüchtlinge faßten zum Alten sofort Vertrauen und ließen ihm einen guten Teil ihrer mitgebrachten Habe.

Die drei Söhne Parthageners hatten dank ihrer weißen Marinemützen und meerblauen Armbinden einen amtlichen und seemännischen Charakter. Sie verteilten unter die Emigranten illustrierte Prospekte, in denen man dunkelgrüne Weiden, gescheckte Kühe, Hütten mit aufsteigendem blauem Rauch, grenzenlose Tabak- und Reisfelder betrachten konnte. Aus den Prospekten wehte ein satter und fetter Frieden. Die Flüchtlinge bekamen Heimweh nach Südamerika, und die Parthageners verkauften Schiffskarten.

Nicht alle Emigranten besaßen die notwendigen Papiere. Also wurden sie bei ihrer Ankunft in den fremden Ländern zurückgewiesen. Sie blieben in Massenbaracken liegen, erlitten eine Desinfizierung nach der anderen und traten endlich eine lange Wanderung durch die Polizeigefängnisse einiger Staaten an. Für jene aber, die zahlen konnten, gab es an der Grenze Legitimationsfabriken. Die Wohlhabenden und Vorsichtigen versorgte ein Mann namens Kapturak mit falschen Dokumenten.

Wer war Kapturak? Ein winziger Mann von grüngrauer Gesichtsfarbe, dürren Knochen, hurtigen Bewegungen, Bader und Winkelschreiber von Beruf, als Schmuggler berühmt und mit den Grenzbehörden vertraut. Sein Warenschmuggel war nur ein Vorwand für seinen Menschenhandel. Die mannigfachen Freiheitsstrafen, die er in verschiede-

nen Kerkern des Landes verbüßte, waren seine freiwilligen Konzessionen an das Gesetz. Jedes Jahr im Frühling tauchte er an der Grenze auf wie ein Zugvogel. Er kommt aus einem der vielen Gefängnisse im Innern des Landes. Der Schnee schmilzt. Es regnet warm und duftend in den verhängten Nächten. Und die Grenze schläft. Man kann sie lautlos und unsichtbar überschreiten.
In den Monaten Februar, März, April arbeitet er. Im Mai sitzt er mit einem Päckchen unverzollter Ware am hellichten Tag im Zug, täuscht bei der Revision einen Fluchtversuch vor und läßt sich einfangen. Manchmal gestattet er sich einen Urlaub und fährt nach Karlsbad seinen Magen kurieren.
Mit ihm arbeitet die Familie Parthagener. Am Morgen, eine Stunde nach Sonnenaufgang, bringt er seine Schutzbefohlenen in die Herberge »Zur Kugel am Bein«. Sie erlegen für drei Tage Kost und Quartier im voraus. Hierauf erscheint ein junger Parthagener mit Prospekten.
Von Zeit zu Zeit aber muß jemand von der Agentur eine Nacht vorher über die Grenze, eine sogenannte »Stichprobe« machen. Denn es ereignet sich manchmal, daß Kapturak seine Flüchtlinge über eine andere Stadt, zu anderen Parthageners, in andere Herbergen führt, anderen Filialen in die Arme. Man muß ihn also noch auf russischem Gebiet in der sogenannten »Grenzschenke« überraschen.
Friedrich kam an einem sonnigen Märztag des Jahres 1908 zu den Parthageners. Es tropfte gleichmäßig und fröhlich von den Eiszapfen an der Dachrinne. Der Himmel war hellblau. Der alte Parthagener saß vor der Tür seiner Herberge. Eine dunkelgraue, schmutzige Kruste lag über den großen Schneehaufen zu beiden Seiten der Landstraße. Der Winter fing an zu verwesen.
Friedrich war jung genug, um alle Vorgänge der Natur zu vermerken und in eine Beziehung zu seinen Erlebnissen zu bringen. Er trank das besondere Licht des Tages. Es war stark wie der warme, junge Südwestwind, das Dunkel des schiefen Tors und die silberne Würde des Alten.
»Er kann nächste Woche gleich eine ›Partie‹ übernehmen!« sagte der Alte zu seinen Söhnen, die mit weißen, strahlenden Marinemützen am offenen Fenster standen.
»Treten Sie ein!« sagte er dann zu Friedrich, »und trinken Sie etwas!«
Von nun an blieb Friedrich in der Herberge »Zur Kugel am Bein«.

III

Eine Woche später schickte man ihn in die »Grenzschenke«, eine »Partie« übernehmen. Der Zug war um elf Uhr nachts angekommen, die Grenze überschritt man erst um drei Uhr morgens. Vier Deserteure schliefen nebeneinander, eine liegende Doppelreihe, auf dem Fußboden, die Köpfe auf ihren Bündeln. Hinter der Theke saß der taubstumme Wirt. Er riß die Augen weit auf, weil sie ihm die Ohren ersetzten und er mit ihnen hören konnte. Aber jetzt gab es nichts zu hören. Kapturak war in einem Sessel eingenickt. An der Tür lehnte drohend und hager der schwarze Kaukasier Savelli. Er wollte sich nicht setzen, er fürchtete einzuschlafen. Er traute Kapturak nicht. Die Regierung wäre bereit gewesen, einen hohen Preis für Savelli zu zahlen. Wer weiß, ob Kapturak nicht die Absicht hatte, ihn auszuliefern.
Die Abenteuerlichkeit dieser nächtlichen Stunde genoß kein anderer außer Friedrich. Den Leuten, die sich seit Jahren mit dem Schmuggel befaßten, war sie gewohnt und gewöhnlich. Die Deserteure, die jetzt die Müdigkeit überwältigt hatte, erinnerten sich erst nach langen Jahren und in fernen Länden an die Unheimlichkeit dieses Orts zwischen dem Tod und der Freiheit und an die Stelle der kreisrunden Nacht, in deren Mitte nur diese eine Schenke beleuchtet war, der helle Kern einer großen Finsternis. Nur Friedrich lauschte dem regelmäßigen, langsamen Schlag einer Uhr, die ihre eigenen Sekunden zählte, als bestünde die Zeit aus den kostspieligen Tropfen eines edlen und seltenen Metalls. Er allein betrachtete die großen und trägen Fliegen an der breiten Petroleumlampe, deren Docht bis auf einen schmalen Saum herabgedreht war und deren breiter Schirm aus braunem Karton die obere Hälfte des Zimmers verdunkelte. Und er allein empfand den fernen Pfiff einer Lokomotive, der durch die Nacht erscholl, wie den ängstlichen Hilferuf eines Menschen.
Gegen zwei Uhr morgens ertönte ein anderer Pfiff, ein abgebrochener, furchtsam unterdrückter. Kapturak hörte ihn. Er sprang auf und weckte die Schlafenden. Jeder nahm sein Bündel auf den Rücken. Sie gingen hinaus. Die Nacht war trüb und feucht, der Boden naß. Man hörte die Schritte jedes einzelnen. Sie gingen durch einen Wald. Kapturak blieb stehen. »Niederlegen!« flüsterte er, und alle legten sich leise hin. Ein Zweig knackte.
Nach einer Weile sprang Kapturak auf und fing an zu laufen. »Mir

nach!« schrie er. Hinter ihm sprangen alle über einen Graben. Sie liefen noch bis an den Rand des Waldes. Hinter ihnen knallte ein Schuß und verhallte mit langem Echo.
Sie waren außerhalb des Landes. Die Männer gingen langsam, schweigend, schwer. Man hörte den Atem eines jeden. Friedrich konnte sie nicht sehen, aber er erinnerte sich gut an ihre Gesichter, einfache, stumpfnasige Bauerngesichter, Augen unter winzigen Stirnen, massive Rümpfe und schwere Gliedmaßen.
Er liebte sie, denn er fühlte ihr Unglück. Er dachte an die unzähligen Grenzen des riesigen Reiches. In dieser Nacht wanderten Hunderttausende aus, sie gingen aus dem Unglück ins Unglück. Die unermeßliche, schweigende Nacht war von flüchtenden Menschen bevölkert, stumpfe, arme Gesichter, massive Rümpfe, schwere Gliedmaßen.
Im Osten begann es hell zu werden. Wie auf einen Befehl blieben plötzlich alle stehen und wandten sich in die Richtung, aus der sie gekommen waren, als wäre die Nacht, die sie verließen, ihre Heimat gewesen und der Morgen erst die Grenze. Sie blieben stehen und nahmen Abschied von der Heimat, von einem Hof, von einem Tier, einer Mutter, der von hundert Desjatinen und jener von einem einzigen Streifen Acker, vom Schlag einer bestimmten Glocke. Sie standen da, als handelten sie nach einem Ritus. Auf einmal stimmte Savelli mit einer harten, klaren Stimme ein Soldatenlied an. Alle fielen ein und sangen mit. Sie hatten noch eine gute Stunde bis zur Herberge Parthageners.

IV

»Das ist wahrscheinlich sein Lobgesang«, sagte Kapturak ziemlich laut zu Friedrich. Savelli hörte es, obwohl alle sangen, und antwortete: »Von uns beiden sind Sie es, Kapturak, der einen Lobgesang zu singen hätte! Danken Sie Gott, daß Sie mich nicht ausgeliefert haben. Ich hätte Sie getötet.«
»Ich weiß«, sagte Kapturak, »und ich wäre nicht der erste und nicht der letzte gewesen. Ist es wahr, daß Sie Kalaschwili umgebracht haben?«
»Ich war dabei«, erwiderte Savelli. Es klang rätselhaft. Savelli sah aber nicht so aus, als wäre ihm daran gelegen, etwas zu verheimlichen.

»Ich habe ihn«, fuhr er fort, »sterben gesehn. Ich dachte nicht einen Augenblick, daß er auch ein privates Leben hatte, außer seinem polizeilichen. Er hätte ohnedies nicht mehr ruhig gelebt. Ich glaube nicht an die Ruhe eines Verräters.«
»Sie haben ihn sicherlich gehaßt?« wagte Friedrich zu sagen.
»Nein!« erwiderte Savelli. »Ich habe keinen Haß gefühlt. Man kann, glaube ich, nur hassen, wenn man von einem ein persönliches Leid erfahren hat. Aber dazu bin ich nicht imstande. Ich bin ein Werkzeug. Man bedient sich meines Kopfes, meiner Hände, meines Temperaments. Mein Leben gehört mir nicht. Ich gehöre mir nicht mehr. Ich müßte die Rechte überschreiten, die einem Werkzeug zugemessen sind, wenn ich ihn hassen wollte. Oder auch lieben!«
»Aber sie lieben doch?«
»Was?«
»Ich meine«, antwortete Friedrich langsam, denn er schämte sich, ein großes Wort zu gebrauchen, »die Idee, die Revolution.«
»Ich arbeite seit acht Jahren für sie«, sagte Savelli leise, »und kann nicht aufrichtig sagen, ob ich sie liebe. Kann ich denn etwas lieben, was um so viel größer ist als ich?
Ich verstehe nicht, wie die gläubigen Menschen Gott lieben können! Die Liebe, stelle ich mir vor, ist eine Kraft, die ihren Gegenstand ergreifen und halten kann.
Nein! Ich glaube nicht, daß ich die Revolution liebe – in diesem Sinn.«
»Gott kann man lieben«, erklärte Kapturak dezidiert.
»Ein Gläubiger sieht ihn vielleicht«, meinte Savelli. »Vielleicht müßte ich die Revolution sehn – –«
»Wenn Sie fliehen«, sagte Kapturak, »wer soll sie denn machen?«
»Wer soll sie machen«, rief Savelli. »Sie kommt. Ihre Kinder werden sie sehn!«
»Gott bewahre meine Kinder!« sagte Kapturak.
Friedrich wußte, wer Savelli war. Unter dem Namen Tomyschkin figurierte er in den Berichten der Zeitungen. Er hatte die berühmt gewordenen Überfälle auf die Banken und Geldtransporte im Kaukasus und im südlichen Rußland ausgeführt. Seit Jahren suchte ihn die Polizei vergebens.
»Er hätte«, meinte Kapturak, »noch lange bleiben können. Er scherte sich nicht um die Polizei. Aber man bedürfe seiner jetzt im Ausland.«
Savelli blieb ein paar Tage in der Herberge. »Sind Sie mit Parthagener

verwandt?« fragte er einmal Friedrich. Und als Friedrich verneinte – »Was machen Sie in der Gesellschaft dieser Banditen?«
»Ich will Geld sparen, um zu lernen«, sagte Friedrich. »Ich werde bald nach Wien fahren.«
»Dann kommen Sie gelegentlich zu mir!« sagte Savelli. Und er gab ihm seine Adresse in Wien, Zürich und London.
Friedrich empfand für den berühmten Mann jene Art peinlicher Dankbarkeit, die ein Patient seinem Arzt entgegenbringt, der mit schonender Güte den langwierigen Verlauf der Krankheit ankündigt. Fremd, hart, finster war Savelli. Verhaßt war Friedrich das Opfer, die Anonymität des Opfers, die freiwillige Nachbarschaft, die der Kaukasier mit dem Tode pflegte.
Ungeheuer weit, unberechenbar reich an Jahren und an Abenteuern dehnte sich vor Friedrichs Jugend das Leben. Wenn er das Wort »Welt« vor sich hinsagte, sah er Freuden, Frauen, Ruhm und Reichtum.
Er begleitete Savelli zur Bahn. In einer einzigen, kurzen Sekunde, Savelli stand schon auf dem Trittbrett, glaubte Friedrich zu fühlen, daß sich der Fremde seiner Jugend bemächtigt hatte, seines Lebens, seiner Zukunft. Er wollte ihm die Adresse zurückgeben und sagen: Ich werde Sie nie aufsuchen. Aber jetzt streckte ihm Savelli die Hand entgegen. Er nahm sie. Savelli lächelte. Er schlug die Waggontür zu. Friedrich wartete noch. Savelli kam nicht mehr zum Fenster.

V

Friedrich lernte, wie man log, Papiere fälschte, die Ohnmacht, die Dummheit und selbst noch die Brutalität der Beamten benützte. Andere in seinem Alter entrannen eben der Angst vor einem Klassenbuch und vor einem Sittenzeugnis. Er wußte bereits, daß es keinen unbestechlichen Menschen in der Welt gab; daß man mit Hilfe des Geldes alles machen konnte und beinahe alles mit Hilfe des Verstandes. Er begann zu sparen. In freien Stunden bereitete er sich für das Abiturium vor. Er war zu diesem Zweck mit einem Studenten der Rechte bekannt geworden, der aus irgendeinem verschwiegenen Grunde die Universität hatte verlassen müssen. Der Student lebte vorläufig hier als Schreiber bei einem Advokaten und erklärte, eine günstigere Zeit abwarten

zu wollen. Er nannte sich einen »freien Revolutionär« und hielt noch bei den Idealen der Französischen Revolution. Er bedauerte die mißlungene von Achtundvierzig. Er sprach von den großen Tagen in Paris, von der Guillotine, von Metternich, vom Minister Latour wie von nahen und lebendigen Ereignissen. Er wollte einmal Politiker, oppositioneller Abgeordneter werden. Und er besaß auch schon die robuste, heitere, solide Angriffslust eines Parlamentariers, der einen zarten Minister des alten Regimes wohl aus der Fassung bringen konnte. Indessen beschränkte er seine politische Tätigkeit auf die Teilnahme an den Versammlungen, die zweimal in der Woche beim Schuster Chajkin stattfanden.

Chajkin gehörte zu jenen russischen Emigranten, denen die Armut verwehrt hatte, diese Grenzstadt zu verlassen. Obwohl er knapp für einen Tee, ein Stück Brot, einen Rettich verdiente, unterstützte er die Revolutionäre, die über die Grenze kamen. Den Ausbruch der Weltrevolution erwartete er jeden Monat. Er bildete sich ein, ihr wichtige Dienste zu leisten, und er wurde mit der Zeit das Haupt einer ohnmächtigen Verschwörung. Um ihn versammelten sich die Rebellierenden und Unzufriedenen. Denn es gab ihrer auch einige in dieser Stadt an der Peripherie der kapitalistischen Welt, in der die Gesetzbücher zwar nur noch eine abgeschwächte und profanierte Wirkung hatten, aber die ungeschriebenen Gesetze der Wirtschaft und der bürgerlichen Sitte ihre ganze Geltung bewahrten. Unter dem merkwürdigen und europafernen Lokalkolorit, in dem bizarren Tumult von Abenteuern, Sprachenwirrnis, halber Ländlichkeit schimmerte noch der faule Glanz einer patriarchalischen Unternehmergüte, wurden die Löhne der kleinen Handwerker und der wenigen Arbeiter gedrückt, die Armen in ihrer Untertänigkeit erhalten, die enthüllt in den Gassen lag neben den Gebresten der Bettler. Auch hier zeigten die Eingesessenen einen Haß gegen die Zugewanderten, jeden neu angekommenen Armen – und jede Woche kamen einige – empfing man ebenso feindselig, wie man selbst einmal empfangen worden war. Und sogar die Bettler, die von Almosen lebten, hatten Angst vor Konkurrenten wie die Ladenbesitzer. Von den Offizieren der Garnison ging ein metallener Glanz aus, dem die Töchter der kleinen Bürger erlagen. In Zeiten einer Abgeordnetenwahl rückten Soldaten und Gendarmen in die Stadt und verbreiteten Schrecken, und die Bürger waren genauso devot wie ihre Brüder in größeren europäischen Städten.

Die Empörer versammelten sich bei Chajkin. Der Theorie zuliebe nannte er die paar Gemeindewächter »Handlanger des Kapitalismus«, einen Kaufmann, der seinen Lehrling nicht bezahlte, »Ausbeuter und Unternehmer«, die Gemeinderäte »Nutznießer der Gesellschaft«, die Lehrlinge »Lastträger« und 120 Borstenarbeiter die »proletarische Masse«. Er veranstaltete Diskussionen. Er erläuterte das kleine und das große Programm. Er bereitete Demonstrationen bei verschiedenen Anlässen vor. Nichts hätte ihn seliger machen können als eine Verhaftung. Aber niemand hielt ihn für gefährlich.

An Chajkins Versammlungen nahm Friedrich regelmäßig teil. Er kam aus Neugier. Er blieb aus Ehrgeiz. Er lernte in der Diskussion, um jeden Preis recht zu behalten. Er entwickelte seine starke Begabung für falsche Formulierungen. Er liebte die Stille, die sofort eintrat, wenn er sich zu Wort meldete, und in der er seine Stimme schon zu vernehmen glaubte, noch ehe sie erklang. Er bereitete sich tagelang auf alle wahrscheinlichen Einwände vor. Er lernte, eine Schlagfertigkeit vorzutäuschen, die er in Wirklichkeit nicht besaß. Er sagte fremde Sätze aus Broschüren als seine eigenen auf. Er genoß Triumphe. Dennoch liebte er noch aufrichtig die Armen, die ihm zuhörten, und den roten Brand der Welt, den er entzünden wollte.

Der Welt! Welch ein Wort! Er hörte sie mit jungen Ohren. Sie strömte eine große Schönheit aus, und sie barg eine große Ungerechtigkeit. Zweimal in der Woche hielt er es für nötig, sie zu vernichten, und in den anderen Tagen bereitete er sich vor, sie zu erobern.

Zu diesem Zweck lernte er so eifrig, daß ihm eines Tages sein Freund, der Student, sagen konnte:

»Ich glaube, Sie können in zwei Monaten steigen. Trachten Sie, noch im Herbst zurechtzukommen.«

Friedrich zählte sein erspartes Geld. Es reichte für ein halbes Jahr.

Er ging zu Kapturak um Dokumente. Eine Genugtuung lag darin, vor den Behörden der kapitalistischen Welt mit illegalen Papieren aufzutreten. Er hatte keinen Vater und keine Heimat. Seine Geburt war nirgends zur Kenntnis genommen worden. Er nahm es als ein Zeichen und ging zu Kapturak.

»Auf welchen Namen?«

»Friedrich Zimmer.«

»Warum Zimmer?«

»So hat mein Vater geheißen.«

»Russe oder Österreicher?«
»Österreicher.«
»Ganz recht«, meinte Kapturak, »ein junger Mann darf nicht in unserem Dorf bleiben. Geh in die Welt und studiere Jus. Das ist praktisch. Du wirst noch einmal Bezirkshauptmann.«
Es war ein Tag im Juli, als Friedrich Abschied nahm. Die Sonne drückte auf die niedrigen Dächer der Hütten, zwischen denen der Weg zur Bahn führte, und trieb den Rauch aus den Schornsteinen vor die niedrigen Türen. In der Mitte der Straße, die zu beiden Seiten von hölzernen Gehsteigen gesäumt war, lärmten Kinder und Frauen, friedliches Geflügel und kriegerische Hunde. Alles war von einer würzigen, sommerlichen Kraft erfüllt, und über den Rauch der Schornsteine siegte ein ferner Duft von Heu und der Stämme des Fichtenwaldes, der hinter dem Bahnhof lag.
Einer Art überlieferter Rührung war Friedrich zu widerstehen entschlossen. Die Furcht vor einer Wehmut verlieh ihm die falsche Festigkeit, auf die junge Menschen so unnötig stolz sind und die sie für Männlichkeit halten. Er übertrieb die Wichtigkeit dieser Stunde. Er hatte schon zuviel gelesen. Hundert Schilderungen vom Abschiednehmen erlebte er auf einmal wieder. Aber als der Zug zu rollen begann, vergaß er die Stadt, die er verließ, und dachte nur noch an die Welt, in die er fuhr.

VI

Um die Mittagsstunde eines klaren Tages im August trat er, ein Zeugnis in der Tasche, aus dem großen, braunen Tor eines Wiener Gymnasiums. Er ging langsam durch die stille Hitze nach Haus. Die Straßen waren leer. Sie enthielten nur Schatten, Sonne und Steine.
Er begegnete einem Wagen. Die lautlosen Gummiräder rollten über das Pflaster dahin wie über einen glatten Tisch. Nur ein aufmunternder, feudaler Aufschlag der Pferdehufe war hörbar. Im Wagen saß, unter einem hellen Sonnenschirm, wie man ihn damals trug, eine junge Frau. Sie hatte im Vorüberfahren Zeit genug, Friedrich mit der langsamen und beleidigenden Gleichgültigkeit zu betrachten, mit der man einen Baum, ein Pferd und einen Laternenpfahl sieht. Er glitt an ihren Augen vorbei wie an Spiegeln.

Sie weiß nicht, wer ich bin, dachte er. Mein Anzug ist schlecht, kein Wunder, der jüngste Parthagener hat ihn mir billig verkauft. Er hat eine schäbige, falsche Helligkeit. Die Taschen sind zu tief, die Hosen zu breit. Er ist wie eine trügende Sonne im Februar. Ich trage einen Hut aus schwerem Stroh, er drückt wie ein dichtes Drahtgeflecht und spiegelt eine muntere Sommerlichkeit vor. Schöne Frauen sehen gleichgültig an mir vorbei.

Es war eine schöne Frau. Eine schmale Nase mit zarten Flügeln, braune Wangen, ein schmaler, etwas zu gerader Mund. Der Hals, schlank und wahrscheinlich braun, verlor sich im Kragen des geschlossenen Kleides. Ein Fuß in einem taubengrauen Schuh saß wie ein Vogel auf dem rot gepolsterten Sitz aus Samt dem Gesicht gegenüber. Das Sonnenlicht überfloß den Körper, das cremefarbene Kleid, gefiltert durch den Schirm, der wie ein winziger Himmel seine eigene kleine Welt überspannte.

Der Kutscher in einer aschgrauen Livree hielt die Zügel straff. Parallel über seinen Knien schwebten seine Unterarme. Das schimmernde, beinahe goldene Schwarz der Pferde hatte eine feierliche Heiterkeit. Ihre gestutzten Schweife verrieten eine kokette Kraft. Sie hoben und senkten sich nach den geheimen Gesetzen eines Rhythmus, der Fußgängern unergründlich blieb.

Diese Begegnung mit einer schönen Frau war wie das erste Zusammentreffen mit einem Feind. Friedrich prüfte seine Stellung. Er zählte seine Kräfte. Er sammelte sie und überlegte, ob er eine Schlacht wagen könne. Er hatte soeben eine Barriere genommen. Er war durch eine lächerliche Prüfung gesellschaftsfähig geworden. Er konnte alles werden: ein Verteidiger der Menschen, aber auch ihr Unterdrücker; ein General und ein Minister; ein Kardinal, ein Politiker, ein Volkstribun. Nichts – abgesehen von seinem Anzug – hinderte ihn, noch weit über den Stand hinaus zu gelangen, den die junge Frau einnehmen mochte; von ihr und ihresgleichen angebetet zu werden; und sie nicht zu erhören. Natürlich – sie nicht zu erhören.

Welch ein weiter Weg für einen, der arm und allein ist! Für einen, der nicht einmal einen Namen und ein Dokument hat! Alle andern wurzeln in einem Haus. Alle anderen sind festgefügt wie Ziegel in einer Mauer. Sie haben die köstliche Gewißheit, daß ihr eigener Untergang auch das Ende der anderen ist. Die Gassen sind still und erfüllt von friedlichem Sonnenlicht. Verschlossene Fenster. Herabgelassene Jalou-

sien. Lauter Glück und Liebe wohnten hinter den gelben und grünen Vorhängen.
Söhne verehren ihre Väter, Mütter verstehen ihre Kinder, Frauen herzen ihre Männer, Brüder umarmen einander.
Er konnte sich nicht von diesem stillen, wohlhabenden, glücklichen Bezirk trennen, in den er geraten war. Er machte Umwege, als könnte es plötzlich durch ein Wunder geschehen, daß er vor seinem Hause steht, ohne die lärmenden, schmutzigen Straßen überquert zu haben, die zu seiner Wohnung führen. Die Schornsteine der Fabriken tauchten gleich hinter den Dächern auf. Die Menschen haben in Massenquartieren geschlafen, können ihre Balance nicht halten und sehen aus wie betrunken. Die Hast der Armut ist erschreckt und lautlos und erzeugt dennoch einen vagen Lärm.
Er wohnt bei einem Schneider, in einem finsteren Kabinett. Das Fenster hat matte Scheiben und führt in den Flur. Es verwehrt dem Tag den Zutritt und den Nachbarn den Einblick. Im Schlafzimmer des Wirtes rasseln die Nähmaschinen. Über dem Bett liegt das Bügelbrett, an der Tür lehnt die Probierpuppe, in der Küche nimmt man einem Kunden Maß, und die Frau, zum Herd gewandt, das Angesicht gerötet, bedroht die spielenden vier Kinder.
Wenn ich zuerst ins Gasthaus gehe, überlegt Friedrich, komme ich erst nach dem Essen der Familie heim. Dann wäscht man nur noch das Geschirr.
Er geht in ein kleines Gasthaus. Ein Mann setzt sich an seinen Tisch. Er hat auffallend große, dürre, wie aus gelbem Papier gemachte Ohren, der Kopf erinnert an eine Fledermaus.
»Ich glaube, Sie sind mein Nachbar«, sagte der Mann. »Wohnen Sie nicht auf sechsunddreißig drüben?«
»Ja!«
»Ich habe Sie schon vor einer Woche gesehn. Essen Sie immer hier?«
»Manchmal.«
»Sie sind wahrscheinlich Student.«
»Noch nicht! Ich will erst inskribieren.«
»Was? Wenn ich fragen darf?«
»Weiß noch nicht!«
»Ich bin Adressenschreiber«, sagte der Mann. »Ich heiße Grünhut. Ich habe auch einmal studiert. Aber ich habe Unglück gehabt.« Es war, als wollte er sagen: Sie werden diesem Schicksal auch nicht entgehen.

»Es geht Ihnen gut?« sagte Friedrich.
»Wie einem Adressenschreiber! Pro Kuvert drei Heller. Hundert im Tag, manchmal hundertzwanzig. Ich kann Ihnen auch welche verschaffen. Sehr gern! Ich bin gerne bereit. Haben Sie eine deutliche Schrift? Kommen Sie morgen!«
Sie gingen in das Magazin einer Leinenhandlung. Der Buchhalter übergab ihnen eine Liste und hundertfünfzig grüne Kuverts.
»Wo essen Sie am Abend?« fragte Grünhut. »Kommen Sie mit mir.«
Sie aßen in einem Keller. Man bekam Suppe aus Abfällen von Wurstwaren. Lange Tische. Hastige, scheppernde Löffel. Geschirr aus Metall. Geräusche von schnalzenden Lippen, kratzenden Löffeln, gurgelnden Kehlen.
»Gute Suppe!« sagte Grünhut. »Den Kaffee, das werde ich Ihnen auch zeigen, nehmen wir drüben beim Grüner. Sie werden es eh bald nicht mehr nötig haben! In der Mensa academica werden Sie essen. Habe auch einmal dort gespeist.«
»Ich kann auch in die Lage kommen«, meinte Friedrich.
»Wie? Nicht wahr? Welche Lage? Meine Lage natürlich! Glauben Sie! Ja. Es ist gut, daß ich Ihnen alle diese Lokale zeige. Ich habe sie selbst suchen müssen.«
»Ich danke Ihnen!«
»Oh, das nicht! Das nicht! Wie ich aus dem Gefängnis gekommen bin, war ich ganz allein. Frau geschieden! Bruder fremd. Kennt mich nicht mehr. Bis auf die Frau Tarka kennt mich kein Mensch. Ihr Bruder ist mit mir gesessen. Hat mich also empfohlen. Beziehungen sind auch in unseren Kreisen das wichtigste. Kennen Sie Frau Tarka? Es ist die Hebamme, just über Ihrem Schneider. Mein Zimmer liegt über Ihrem Kabinett. Ich habe nachgesehn. Sie sollten nicht glauben, was alles zur Frau Tarka kommt. Gestern zum Beispiel die Tochter des Dr. D. Vor sechs Monaten war es die Frau einer richtiggehenden Exzellenz. Und die jungen Männer! Söhne von Staatsanwälten und Generälen! Bringen ihre unvorsichtigen kleinen Mädchen hin. Ich habe meiner Schülerin nur die Bluse aufgemacht, ich habe nämlich Geographie und Geschichte gehabt, in der Sechsten, das Lyzeum in der Floriansgasse, Privatschule. Gute Kinder aus guten Häusern. Die Tochter eines Arbeiters hätte nichts gesagt. Aber die guten Kreise. Ich kenne einen Advokaten, der hat sein Mündel vergewaltigt. Einen Oberleutnant, der schläft mit seinem Burschen. Ich könnte ihnen einen kleinen anony-

men Brief schreiben, wenn ich ein Schurke wäre. Aber ich bin trotzdem keiner. Wie stehn Sie politisch? Links natürlich! Was? Ich stehe nirgends. Aber ich glaube, eine Revolution täte uns ganz gut. Eine kleine, kurze Revolution. Drei Tage zum Beispiel.«

VII

In jener Zeit entwickelte sich zwischen Friedrich und mir ein merkwürdiges Verhältnis. Ich möchte es eine Vertraulichkeit ohne Freundschaft nennen oder eine Kameradschaft ohne Liebe. Und selbst die Sympathie, die uns später verband, war nicht am Anfang vorhanden gewesen. Sie entstand aus der Aufmerksamkeit, die wir eines Tages einander zuzuwenden begannen, und aus dem Mißtrauen, bei dem wir uns gegenseitig ertappten. Schließlich fingen wir an, einander zu achten. Das Vertrauen wuchs langsam, wurde von den Blicken genährt, die wir, fast ohne es zu wissen, in der Gesellschaft der andern austauschten, und weniger von den Worten, die wir wechselten, als von dem Schweigen, in dem wir oft miteinander saßen und herumwanderten. Hätte unser Leben nicht einen so verschiedenen Lauf genommen, Friedrich wäre vielleicht mein Freund geworden, wie Franz Tunda es geworden ist.
Es dauerte lange, ehe Friedrich sich entschloß, Savelli, der damals noch in Wien lebte, aufzusuchen. Er fürchtete sich. Er glaubte, daß er vorläufig noch die Wahl hätte zwischen dem, was er die »Askese des Revolutionärs« nannte, und der »Welt«, dem vagen, romantischen Begriff aus Freuden, Kämpfen, Triumphen. Er haßte schon die Einrichtungen dieser Welt, aber er glaubte noch an sie.

Die schön geschwungene Rampe der Universität erschien ihm immer noch nicht – wie mir – als die Festungsmauer der nationalen Burschenschafter, von der alle paar Wochen einmal Juden oder Tschechen hinuntergeworfen wurden, sondern als eine Art Aufgang zu »Wissen und Macht«. Er hatte die Achtung des Autodidakten vor Büchern, die noch größer ist als die Verachtung der Bücher, die den Weisen auszeichnet. Wenn er in einem Katalog blätterte, vor den Schaufenstern der Buchhandlungen stehenblieb, in den stillen, sacht verstaubten Räumen der Bibliothek saß, die dunkelgrünen Rücken unzähliger Bücher in den

hohen und breiten Regalen ansah, die militärischen Reihen grüner Lampenschirme auf den langen Tischen, die tiefe Andacht, die alle lesenden Menschen in der Bibliothek frommen Betern in einer Kirche ähnlich machte, ergriff ihn die Angst, daß er das »Wichtigste« nicht wisse und daß ein Leben zu kurz sei, um es zu erfahren. Er las und lernte hastig, ohne System, verschiedenen Neigungen folgend, von einem Titel angezogen oder von der Erinnerung, ihn schon einmal gehört zu haben. Er schrieb Hefte voll von Betrachtungen, die er für »fundamental« hielt, und war kaum zu trösten, wenn ihm ein Satz, ein Datum, ein Name entfallen war. Er hörte alle notwendigen und überflüssigen Vorlesungen. Man konnte ihn immer im Hörsaal sehn, immer in der letzten Bank, die gewöhnlich auch die höchste war. Von hier aus übersah er die gebeugten Köpfe der Hörer, die aufgeschlagenen weißen Hefte, die winzigen, verschwimmenden Stenogramme. Der Professor hatte durch die Entfernung gewissermaßen seine private Menschlichkeit verloren, war nichts anderes mehr als ein Mittler der Weisheit. Aber Friedrich blieb einsam. Um ihn lauter Gesichter, in denen nichts anderes zu sehen war als Jugend. Man konnte zur Not die Rassen unterscheiden. Die sozialen Unterschiede erkannte man nur an sekundären Merkmalen. Die Wohlhabenden hatten manikürte Fingernägel, Krawattennadeln, gutgeschnittene Anzüge. Ringsum eine stocktaube, dumpfe Heiterkeit.

Nur in den Augen einiger jüdischer Studenten glänzte eine kluge, eine schlaue oder auch eine törichte Trauer. Aber es war die Traurigkeit des Bluts, des Volkes, dem Individuum vererbt und von ihm ohne Risiko erworben. Ebenso hatten die andern ihre Heiterkeit ererbt. Nur Gruppen unterschieden sich voneinander durch Bänder, Farben, Gesinnungen. Sie bereiteten sich auf ein Leben in Kasernen vor, und jeder trug schon sein Gewehr, man nannte es »Ideal«.

Wir hatten damals einen gemeinsamen Bekannten namens Leopold Scheller – es war übrigens der einzige Student, mit dem Friedrich verkehrte. Er verbarg nichts, er sagte immer die Wahrheit, allerdings immer die eine, die er kannte, und vertrug alles, was man ihm an den Kopf warf. Er glaubte nicht, es könnte etwas persönlich gemeint sein. Wenn jemand nach seiner Meinung durch einen Blick oder durch ein absichtliches oder zufälliges Anstoßen in der Aula seine Ehre beleidigt hatte, so war es auch nicht so sehr seine persönliche wie die Ehre der Verbindung, der er angehörte. Wenn Friedrich sich langweilte, ging er

zu Scheller, der die Langeweile nicht zu kennen schien. Er beschäftigte sich immer mit seiner Weltanschauung.
Einmal überraschte er Friedrich mit der Mitteilung, daß er sich verlobt habe. Und sofort griff er nach der Hosentasche, wo er sonst seine Pistole in einem Lederetui zu tragen pflegte. Diesmal entnahm er ihr eine Brieftasche und der Brieftasche eine Photographie. Dabei bemerkte er Friedrichs Verwunderung und sagte: »Meine Braut hat mir die Pistole abgenommen. Sie erlaubt es nicht.«
Die Photographie stellte ein junges, hübsches Mädchen von etwa achtzehn Jahren dar. Es hatte schwarze Augen und Haare. »Aber sie ist ja gar nicht blond!« sagte Friedrich.
»Sie ist eine Italienerin«, antwortete Scheller gleichmütig, als wäre er nie ein Germane gewesen. »Aber«, beharrte Friedrich, »wie kommen Sie zu einer Italienerin?«
»Gegen die Liebe ist nichts zu machen«, begann Scheller, »sie ist die höchste Macht auf Erden. Übrigens werde ich aus ihr schon eine Deutsche machen.«
»Und seit wann kennen Sie die Dame?«
»Seit vorgestern«, antwortete Scheller strahlend, »ich habe sie im Volksgarten angesprochen.«
»Und schon verlobt?«
»Ich kenne nichts anderes, entweder – oder.«
»Und Ihre Verbindung?«
»Ich trete aus. Weil es ihr nicht paßt. Gestern haben wir uns verlobt. Ich habe heute brieflich bei Ihrem Vater angehalten. Er ist Bankbeamter in Mailand. Meine Braut ist hier bei Verwandten. In zwei Monaten heiraten wir. Wie gefällt sie Ihnen?«
»Außerordentlich!«
»Nicht wahr? Sie ist schön! Sie ist unvergleichlich!« Und er legte ein Stückchen Seidenpapier über die Photographie und verbarg sie wieder in der Revolvertasche.
Obwohl Schellers Glück Friedrich nicht dauerhaft schien und er für seinen Freund eine Enttäuschung befürchtete, fühlte er doch in der Nähe des Verliebten den wärmenden Abglanz einer nie gekannten Seligkeit, und er sonnte sich in der Liebe des andern, als läge er auf einer fremden Wiese. Scheller war ein vollkommen glücklicher Mensch. Aus Mangel an Verstand war er nicht einmal imstande zu zweifeln – ein Zustand, der sonst die Liebe zu begleiten pflegt wie der Schatten das

Licht. Ungehemmt, wie er seine Seligkeit empfing, strömte er sie auch wieder aus. Es war eine Seligkeit, mächtiger als Scheller selbst. Friedrich beneidete ihn und genoß gleichzeitig die Trauer über seine eigene Einsamkeit, jetzt bildete er sich ein, daß sein ganzes Leben einen Sinn und ein Gesicht bekäme, wenn er die Frau träfe, die er suchte. Obwohl ihm Schellers Methode, ein Mädchen im Park zu finden, töricht erschien, begab er sich doch ins Grüne, das nicht die Farbe der Hoffnung, sondern die der Sehnsucht ist. Es wurde übrigens alles schon herbstlich und gelb. Und in dem Maß, in dem der Winter sich der Welt näherte, wuchs die Ungeduld seines suchenden Herzens.

Er begann, mit verdoppeltem Eifer zu lernen. Sobald er aber ein Buch weglegte, erschien es ihm töricht wie Scheller. Die Wissenschaften lagen über den wichtigen Dingen wie die Erdschichten um den geheimen, ewig brennenden, nie geschauten und bis ans Ende der Welt nicht zu enthüllenden Erdkern. Man lernte Beine amputieren, die gotische Grammatik, das Kirchenrecht. Man hätte ebensogut Möbel packen, Holzbeine drechseln und Zähne ziehn lernen können. Und selbst die Philosophie log sich selbst Antworten vor und legte den Sinn der Frage nach der Antwort aus, die ihr gelang. Sie glich einem Schüler, der nach dem falschen Resultat seiner mathematischen Arbeit die Aufgabe verändert, die ihm gestellt war.

Es dauerte nicht lange und Friedrich fing an, ein seltener Gast in den Hörsälen zu werden. »Nein«, sagte er, »ich unterhalte mich lieber mit Grünhut. Ich habe sie alle durchschaut. Diese geistreiche Koketterie der eleganten Professoren, die am Abend von sechs bis acht vor den Töchtern der guten Gesellschaft lesen. Ein leichter Streifzug in die Philosophie, Kunstgeschichte der Renaissance, mit Lichtbildern im verdunkelten Saal, Nationalökonomie mit Seitenhieben gegen den Marxismus – nein, das ist nichts für mich. Und dann, die sogenannten strengen Professoren, die des Morgens lesen, um acht Uhr fünfzehn, knapp nach Sonnenaufgang, um den ganzen Tag frei zu sein – für die eigenen Arbeiten. Die bärtigen Dozenten, die nach einer guten Partie Ausschau halten, um durch eine Beziehung zum Unterrichtsminister endlich ordentliche Professoren mit Gehältern zu werden. Und das maliziöse Lächeln tückischer Prüfer, die glänzende Siege über durchgefallene Kandidaten davontragen. Die Universität ist eine Institution für die Kinder guter, bürgerlicher Häuser mit einer geregelten Vorbildung, acht Jahren Mittelschule, Nachhilfestunden von Hauslehrern,

Aussicht auf ein Richteramt, auf eine gutgehende Advokaturskanzlei durch Heirat der Cousine zweiten Grades – nicht ersten – wegen der Blutsnähe. Schließlich auch für die Couleurochsen, die sich prügeln, für reine Arier, reine Zionisten, reine Tschechen, reine Serben. Nichts für mich! – Ich schreibe lieber Adressen mit Grünhut.«
Einmal erblickte er in einem der Bibliothekskataloge den Namen Savelli. Das Buch hieß: »Das internationale Kapital und die Erdölindustrie«. Er suchte den Band und fand ihn nicht. Er war entlehnt worden. Und als wäre dieser Zufall ein höherer Wink gewesen, begab er sich von der Bibliothek sofort zu Savelli.
In Savellis Zimmer, im fünften Stock eines grauen Zinshauses in einem proletarischen Viertel, befanden sich drei Männer. Sie hatten die Röcke abgelegt und über die Stühle gehängt, auf denen sie saßen. Eine elektrische Birne hing an einer langen Schnur vom Plafond und pendelte tief über dem viereckigen Tisch, ständig bewegt vom Atem der sprechenden Männer, aber auch von ihren stets wiederholten Versuchen, die Lampe aus ihrem Gesichtsfeld zu bringen, sobald sie den einen oder den andern verdeckte. Manchmal, anscheinend aufgeregt durch die lästige Birne, aber ohne zu wissen, daß sie die Ursache seiner Ungeduld war, stand einer von den dreien auf, ging zweimal um den Tisch, warf einen suchenden Blick auf das Sofa an der Wand und kehrte an seinen früheren Platz zurück. Auf das Sofa konnte man sich nicht ohne weiteres setzen. Schwere Bücher und leichte Zeitungen, bunte Broschüren, Prospekte, dunkelgrüne Bände aus einer Bibliothek, Manuskripte und unbenutzte, an den Rändern vergilbende Oktavbogen lagen unter- und nebeneinander, und alles hielt nach unbekannten Gesetzen, denen zufolge die schweren Bände eines Lexikons von einem dünnen, aus grünen Broschüren gebildeten Podest nicht herunterfielen. Savelli hatte seinen Gästen die Stühle überlassen und saß auf acht übereinandergelegten dicken Büchern, aber immer noch so tief, daß er mit dem Kinn gerade die Tischplatte überragte.
Von den Anwesenden war der eine mächtig und breitschultrig. Er hielt seine großen, behaarten Fäuste auf dem Tisch. Sein Schädel war rund und kahl, seine Augenbrauen so dünn und schütter, daß man sie kaum sah, seine Augen hell und klein, sein Mund fleischig und rot, sein Kinn wie ein Quadrat aus Marmor. Er trug eine rote russische Bluse aus einem glänzenden Material, von der ein starker Widerschein ausging, und man konnte ihn nicht sehn, ohne daß man sofort an einen Henker

gedacht hätte. Es war der Genosse P., ein Ukrainer, sanft, gutmütig und zuverlässig und von einer merkwürdigen Schlauheit, die unter seiner Körpermasse verborgen war wie Silber unter der Erde. Neben ihm saß der Genosse T., ein dunkelgelbes Angesicht mit schwarzem Schnurrbart und breiter, schwarzer Fliege am Kinn, einem Zwicker auf der starken Nase und mit dunklen Augen, die eine Art unstillbaren Hungers zu verraten schienen. Ihm gegenüber stand der augenblicklich leere Stuhl des dritten Genossen. Er war der Unruhigste von allen, und die Zartheit seiner Glieder, die Blässe seiner Haut rechtfertigten seine Unruhe.

In dem Augenblick, in dem Friedrich eingetreten war, hatte er gerade gesprochen, nun trommelte er mit dürren Fingern auf der schwarzen Fensterscheibe, als telegraphierte er Morsezeichen an die Nacht. Ein dünner, verschämter Schifferbart lief um sein schmales Angesicht wie ein fahler Rahmen um ein Porträt. Seine Augen waren hell und hart, wenn er die Brille abnahm. Hinter den Gläsern sahen sie nachdenklich und weise aus. Es war R., mit dem Friedrich damals eine schnelle Freundschaft schloß und dessen Feind er inzwischen geworden war.

Der Satz, den Friedrich noch hören konnte, hatte ihm den Sprecher sofort verraten. »Ich laß mich aufhängen«, hatte er gesagt – und sich sofort verbessert: »Das heißt, man wird mich aufhängen lassen, wenn wir in fünf Jahren den Krieg haben.«

Dann blieb es eine Weile still. Savelli erhob sich, erkannte Friedrich sofort und machte ihm ein Zeichen, sich an einen beliebigen Platz zu setzen. Friedrich suchte vergeblich und ließ sich vorsichtig auf einem Stoß Bücher auf dem Sofa nieder.

Man achtete nicht auf ihn. P. stand auf. Seine mächtige Gestalt verdunkelte sofort das Zimmer. Er stellte sich hinter die Lehne seines Stuhls und sagte: »Es gibt keine andere Möglichkeit. Einer von uns wird fahren müssen. Die Situation ist so zugespitzt, daß wir über Nacht die Bescherung erleben können. Dann ist die Verbindung unterbrochen und vor allem das Geld drüben und unrettbar. Berzejew ist Offizier, er wird mit sich selbst zu tun haben. Eine Desertion wird ihm schwerfallen. Ich habe eine direkte Nachricht. Er schreibt, daß er während der Manöver unaufhörlich gezittert hat. Als er zurückkam, war Lewicki in Kiew, Gelber in Odessa. In Charkow kein Mensch.«

»Sie werden selbst fahren müssen«, unterbrach ihn Savelli.

»Machen Sie Ihr Testament!« rief R.

»Genosse R. ist ängstlich wie immer«, sagte Savelli sehr leise.
»Ich leuge es nicht«, erwiderte R. lächelnd, und man sah dabei seine zwei Reihen überraschend weißer, gleichmäßiger Zähne, die man hinter seinen schmalen Lippen nicht vermutet hätte. Von den Zähnen ging ein gefährlicher Glanz aus, so daß der zarte und friedliche Charakter des Gesichts verschwand und selbst die Augen böse wurden.
»Ich habe nie behauptet, daß ich ein Held bin, und werde nie mein Leben riskieren. Savelli läßt mir übrigens keine Gelegenheit.«
Alle lachten, mit Ausnahme des Schwarzhaarigen. Er schüttelte den Kopf, sein Zwicker zitterte, und während er der baumelnden Lampe, die ihm jetzt die Aussicht nahm, einen Stoß gab, daß sie noch stärker zu pendeln begann und einem großen, aufgeregten Falter glich, klopfte er mit der andern Hand auf den Tisch und sagte unwillig: »Mach keine Witze.«
Als sie aufbrachen, drückten sie Friedrich die Hand wie einem alten Bekannten.
»Ich habe Sie einmal auf dem Ring gesehen«, sagte Savelli zu ihm. »Was wollen Sie jetzt machen? Arbeiten Sie? Ich meine nicht, ob Sie lernen.« Er meinte, ob Friedrich für die Sache arbeite. Friedrich gestand, daß er nichts tat. Savelli sprach von Krieg. Er könnte in einer Woche ausbrechen. In Serbien arbeitete der russische Generalstab. Im Café im neunten Bezirk, in dem sie verkehrten, erschienen seit einigen Wochen verdächtige Gäste. Ob Friedrich auch einmal hinkäme?
»Ich werde wieder bei Ihnen sein, oder im Café«, sagte Friedrich.
»Guten Tag!« sagte Savelli, als nähme er Abschied von einem Mann, der ihn um Feuer gebeten hatte.
R. war ohne Zweifel der interessanteste Mann neben P., dem Dr. T. und Savelli. Eine Anzahl junger Männer versammelte sich um ihn und bildete seinen »Kreis«. Sie gingen durch die späten und stillen Nächte, R. sprach zu ihnen, sie hingen an seinen Lippen.
»Sagt«, begann er, «ob diese Welt nicht still ist wie ein Friedhof. Die Menschen schlafen in den Betten wie in Gräbern, morgens erwachen sie, lesen einen Leitartikel, tauchen einen mürben Kipfel in Kaffee, die Schlagsahne fließt über die Ränder der Tassen. Dann schlagen sie behutsam mit dem Messer ans Ei, aus Respekt vor dem eigenen Frühstück. Die Kinder wandern mit Ranzen und baumelnden Schwämmen in die Schulen und lernen von Kaisern und Kriegen. Seit langem schon stehn die Arbeiter in den Fabriken, kleine Mädchen kleben Hülsen,

große Männer schneiden Stahl. Längst schon exerzieren Soldaten auf den Wiesen. Trompeten schmettern. Indessen wird es zehn Uhr, vor den Ämtern fahren die Hofräte und die Minister vor, unterschreiben, unterschreiben, telegraphieren, diktieren, telephonieren; in den Redaktionen sitzen Stenographen, nehmen auf, geben's den Redakteuren, die vertuschen und offenbaren, verhüllen und enthüllen. Und als ob den ganzen Tag nichts geschehen wäre, schrillen am Abend die Glokkenzeichen, und die Theater füllen sich mit Frauen, Blumen und Parfüm. Und dann schläft die Welt wieder ein. Wir aber wachen. Wir hören die Minister kommen und gehn, die Kaiser und Könige im Schlaf stöhnen, wir hören, wie der Stahl in den Fabriken geschliffen wird, wir hören die Geburt der Kanonen und das leise Rascheln des Papiers auf den Schreibtischen der Diplomaten. Wir sehen schon das große Feuer, aus dem die Menschen ihre kleinen Sorgen und ihre kleinen Freuden nicht mehr retten können ...«

VIII

Nun arbeitete Friedrich – wie er und seine Freunde zu sagen pflegten – »für die Sache«. Er gewöhnte sich, den Enthusiasmus, ohne den er nicht leben konnte, aus der Entsagung und aus der Anonymität zu beziehn. Auch der Unerbittlichkeit, vor der er sich so gefürchtet hatte, entlockte er noch einen Reiz, der Hoffnungslosigkeit noch einen Trost. Er war jung. Und also glaubte er nicht nur an die Wirkung eines Opfers, sondern auch an den Lohn, der dem Opfer entblüht wie die Blume dem Grab. Dennoch gab es Stunden, die er seine »schwachen« nannte und in denen er sich eine private Hoffnung auf einen Sieg der Idee erlaubte, den er noch erleben sollte. Aber er gestand es nur, wenn er mit R. zusammenkam.

»Machen Sie sich nichts daraus!« sagte R. »Ich glaube nur an die Uneigennützigkeit der Toten. Wir alle wollen noch eine gute Stunde erleben und eine süße Rache.«

»Nur Savelli nicht!« sagte Friedrich.

»Sie täuschen sich«, erwiderte R. nicht ohne Gehässigkeit, wie mir damals schien. »Ihr kennt den Savelli nicht. Man wird ihn einmal verstehn, aber es wird zu spät sein. Er spielt einen Mann, dem sein eigenes Herz nicht mehr gehört, der es der Menschheit geschenkt hat. Aber

man täuscht sich: Er hat keins. Ich ziehe einen Egoisten vor. Der Egoismus ist ein Symptom der Menschlichkeit. Unser Freund aber ist unmenschlich. Er hat das Temperament eines Krokodils im Trockenen, die Phantasie eines Pferdeknechts, den Idealismus eines Iswoschtschiks.«
»Und alles, was er bis jetzt getan hat?«
»Ein grober Irrtum, die Menschen nach ihren Taten zu beurteilen. Überlassen Sie das den bürgerlichen Historikern! Zu Handlungen kommt man unschuldig wie zu Träumen. Unser Freund hätte ebensogut Pogrome veranstalten können, wie er Banken beraubt hat!«
»Und weshalb bleibt er in unserm Lager?«
»Weil er zu wenig begabt ist, sagen wir: zu wenig beweglich, um sich von dem Zwang seiner Vergangenheit zu befreien. Männer seiner Art bleiben auf dem Weg, den sie einmal eingeschlagen haben. Er ist kein Verräter. Aber er ist unser Feind. Er haßt uns wie der russische Bauer den intellektuellen Städter. Er haßt besonders mich.«
»Warum Sie besonders?«
»Weil er auch Ursache dazu hat. Seien wir gerecht: Ich bin kein Russe. Ich bin ein Europäer. Ich weiß, daß mich von unsern Genossen noch viel mehr trennt als etwa uns alle, die Intellektuellen, von Proletariern. Ich habe Pech: Ich habe eine westliche Bildung. Obwohl ich radikal bin, liebe ich die Mitte. Obwohl ich den großen Tumult vorbereite, liebe ich das Maß. Ich kann mir nicht helfen.«
Der Elan der Formulierung war es, dem R. sich auslieferte. Und Friedrich ahmte ihn nach. Beide begannen, sich in Widersprüchen zu überbieten. Von beiden konnte man damals eine Äußerung hören, die zu jener Zeit verblüffend war und die heute fast selbstverständlich klingt: »Der Zar ist kein Herr mehr, er ist ein Bourgeois. Mit ihm beginnt in Rußland das demokratische Zeitalter, das Zeitalter einer kleinbäuerlichen Demokratie – und ihr werdet sehen, Savellis Freunde werden sie fortsetzen. Wenn der Zar uns nicht aufhängt, werden sie es tun.«
Es war, als ob R. es sich vorgenommen hätte, Friedrichs Pathos, seine romantische Begeisterung für alle Requisiten geheimen Verschwörertums planvoll zu zerstören. In R.s Gesellschaft bekam sogar die Gefahr einen lächerlichen Zug. »Es ist nicht zu leugnen«, sagte er in den Sälen, in denen es nach Bier, Pfeifentabak und Schweiß roch, »daß man leichter für die Massen sterben kann als mit ihnen leben.« Dann trat er auf das Podium, forderte eine schärfere Haltung der Partei, bedrohte

die herrschende Klasse, schrie nach Blut und rief: »Es lebe die Weltrevolution!«
Der Polizeikommissär pfiff, die Beamten stürzten in den Saal, die Versammlung war aufgelöst. Im Nu verschwand R. Den Fäusten der Polizisten setzte er sich nicht aus.
Es scheint, daß Friedrich einen andern Weg genommen hätte, wenn er nicht R.s Freund geworden wäre. Denn schließlich war es R., der Friedrich veranlaßte, nach Rußland zu gehn, der den Ehrgeiz des Jüngeren weckte, den naiven Ehrgeiz, beweisen zu wollen, daß man kein »feiger Intellektueller« war. Es kam aber auch noch etwas anderes hinzu.
Ich habe den Verdacht, daß Friedrichs freiwillige Fahrt nach Rußland, die schließlich mit einem Zwangsaufenthalt in Sibirien endete, die törichte Folge einer törichten Verliebtheit war, die er damals für aussichtslos hielt und deren Wichtigkeit er selbstverständlich übertrieb. Aber uns steht nicht das Recht zu, nach den privaten Gründen einer Tat zu forschen, die Friedrich im Dienst seiner Idee vollbringen wollte. Wir begnügen uns mit der Aufzeichnung einiger Ereignisse.

IX

An die Frau im Wagen dachte er nicht mehr – oder er bildete sich ein, daß er sie vergessen hatte. Aber durch einen Zufall sah er sie eines Tages wieder – und er erschrak. Denn es war wie die Begegnung mit einem lebendig gewordenen Bild, das man aufbewahren ließ in einem bestimmten Saal eines bestimmten Museums, oder wie die Begegnung mit einem vergessenen Gedanken, der in einer tieferen, verhüllten Region der Erinnerung geruht hat. Er wußte nicht mehr, wer sie war, als sie ihn in einem Korridor der Universität nach dem Hörsaal 24 fragte. Er erkannte sie erst, nachdem sie verschwunden war. Wie ein ferner Stern hatte sie einige Sekunden gebraucht, um seine Netzhaut zu treffen. Er folgte ihr. Im verdunkelten Raum las jemand über irgendeinen Maler, zeigte jemand irgendwelche Lichtbilder, und die Dunkelheit war wie ein zweiter, enger Raum im Saal. Sie schloß gleichsam dichter sie und ihn zusammen ein.
Er wartete. Er hatte kein Wort gehört, kein Bild gesehen. Er sah, daß die Tür aufging und daß sie den Saal verließ.

Er ging hinter ihr in einer Distanz, die ihm durch die Anbetung vorgeschrieben und zugemessen zu sein schien. Er hatte Angst, daß eine Seitengasse sie verschlucken, ein Wagen sie entführen, ein Bekannter sie erwarten könne. Sein zärtliches Auge erhaschte den fernen braunen Schimmer ihres Profils zwischen dem Pelzrand des Kragens und dem dunklen Hut. Der gleichmäßige Rhythmus ihrer Schritte teilte dem weichen Stoff der Jacke, den Hüften und dem Rücken zarte Wellenbewegungen mit. Vor einem kleinen Laden in einer stillen Seitengasse blieb sie stehen und legte eine zögernde, nachdenkliche Hand um die Klinke. Sie trat ein. Er ging näher. Er sah durch die Scheibe. Sie saß am Tisch, wandte ihm das Gesicht zu und probierte Handschuhe. Sie hatte die Linke aufgestützt, ihre Finger waren aufgerichtet in geduldiger Erwartung. Sie streifte das neue Leder über, schloß die Hand zur Faust und öffnete sie wieder, strich mit der rechten Hand zärtlich über die linke und entfaltete das ganze reizvolle, spannende Spiel der Gelenke und Finger.

Sie verließ den Laden. Er hatte keine Zeit mehr, sich zu entfernen. Ihr erster Blick fiel auf ihn, und da er unwillkürlich den Hut zog, blieb sie stehen, als wollte sie ihn erkennen, als dächte sie nach, ob sie das gleichgültige Lächeln aufsetzen sollte, das man den Bekannten widmet, die man vergessen hat. Endlich, da er sich nicht rührte, wandte sie sich zum Gehn. Er trat einen Schritt näher. Sie wurde sichtlich verlegen. Die Lust zu fliehen ergriff ihn zugleich mit der Furcht vor der Lächerlichkeit. Die Überlegung, daß er im nächsten Augenblick etwas sagen müsse, wurde überholt von dem stillen Eingeständnis, daß er nichts zu sagen wisse. Das weiche Oval des braunen Gesichts verwirrte ihn in der Nähe; wie der erschrockene, dunkle Blick und die zarte, bläuliche Haut der Lider; und selbst das schmale Päckchen, das sie in der Hand hielt. Wenn sie nur nicht fortwährend lächeln wollte, dachte er. Ich muß sie sofort darüber aufklären, daß ich nicht zu ihren Bekannten gehöre. Also sagte er, den Hut in der Hand:

»Ich kann nichts dafür, daß Sie erschrocken sind. Die Situation ist stärker gewesen als ich. Ich bin Ihnen gefolgt ohne eine Absicht. Sie haben den Laden früher verlassen, als ich berechnen konnte. Ich habe Sie gegrüßt, ohne Sie zu kennen. Ich habe Sie also irregeführt, aber ohne es zu wollen. Ich bitte Sie um Verzeihung.«

Während er sprach, wunderte er sich über die Ruhe und die Präzision seiner Worte. Ihr Lächeln verschwand und erschien wieder. Es war wie ein Licht, das kommt und geht.

»Ich hab's gut verstanden«, sagte sie.
Friedrich verneigte sich, sie versuchte, sich ebenfalls zu verbeugen, und beide lachten.
Er war überrascht, als er erfuhr, daß sie nicht verheiratet war. Er verstand jetzt nicht mehr, warum er sie für eine verheiratete Frau gehalten hatte. Zweitens war es nicht ihr Wagen, in dem sie an jenem Augusttag gefahren war. Der Wagen gehörte ihrer Freundin, der Frau G., zu der sie damals eingeladen war. Ob sie studiere? Nein, sie besuche nur die Vorträge des Professors D., der zu den Bekannten ihres Hauses gehörte. Ihr Vater, wie alte Herren manchmal seien, erlaube ihr kein Studium. Bestimmt hätte sie es durchgesetzt, wenn ihre Mutter leben würde. Ihre Mutter wäre gut gewesen. Und eine hurtige Trauer wehte über ihr Gesicht.
Sie blieb vor einem Standplatz für Wagen, sie mußte ins Theater, hatte eine Verabredung. Schon sah Friedrich einen Kutscher vom Bock springen und die Decken von den Rücken der Pferde streifen.
»Ich möchte lieber mit Ihnen gehen, wenn Sie Zeit haben«, sagte Friedrich.
Sie lächelte. Er schämte sich. »Dann gehen wir«, sagte sie, »aber gleich.«
Nun war es vorbei, er konnte nicht mehr ruhig sprechen. Es war nur noch die Rede von gleichgültigen Dingen, vom harten Winter und vom Professor D., von der Langeweile öffentlicher und privater Bälle, von der Sparsamkeit der reichen Leute und von der schlechten Beleuchtung der Straßen. Sie verschwand im Theater.
Er ergab sich einer bunten Planlosigkeit, einer Art von Ferien. Er trat in das Vestibül, in dem sie verschwunden war. Es war eine Viertelstunde vor Beginn der Vorstellung. Man hörte die Wagen vorfahren, die Pferde festlich wiehern, das schnalzende Aufschlagen ihrer Hufe und den gemurmelten Zuspruch der Kutscher. Im Vestibül verbreitete sich der Duft von Parfüm, von Puder, von Kleidern, ein Gewirr von Begrüßungen. Viele Männer warteten hier, an die Wände gelehnt, zogen die Hüte, tief und weniger tief, nickten nur oder lächelten beim Nicken. In den Mienen und an der Haltung der Wartenden konnte er den Rang der Eintretenden ablesen. Die Menschen standen wie lebendige Spiegel in den Ecken. Aber sie hatten selbst ebenfalls Rang und Charakter und konnten immer wieder an der Art, in der man ihnen erwiderte, die Stellung bestätigt finden, die sie in der Welt einnahmen.

Die schönen Frauen schienen niemanden zu sehen, indessen sie doch alle Anwesenden prüften mit dem flinken und unauffälligen Blick, mit dem Kommandanten das marschbereite Regiment noch ein letztes Mal approbieren, bevor der Herr General ankommt. Den schönen Frauen entging keiner von den Anwesenden. Sie vergaßen selbst den Portier nicht und nicht den Polizisten. Ihre Augen verstreuten schnelle Fragen und bekamen langsame und schmachtende Antworten. Offiziere in allen Arten von Blau und Braun, alle in glänzenden Lackstiefeln und schmalen, schwarzen Hosen, verbreiteten ein angenehmes Geläute und eine harmlose Buntheit. Zum erstenmal empfand Friedrich gegen sie keinen Haß und sogar eine gewisse Solidarität mit dem Polizisten, dem es zu verdanken war, daß die Harmonie dieser schönen Wirrnis nicht durch Verbrecher oder Betrunkene gestört wurde. Niemand ahnt hier, was ich bin. Sie halten mich für einen kleinen Studenten, denkt er. Wenn der Blick einer Frau ihn streifte, fühlte er Dankbarkeit für das ganze Geschlecht. Diese Wesen haben Instinkt, sagt er sich. Die Männer sind grob. Auf einmal bedauert er die Damen der Gesellschaft. An der Seite törichter Leutnants und brutaler Geldverdiener vertrauern sie ihr Leben, verwelkt ihre Schönheit. Sie bedürfen ganz anderer Männer. Selbstverständlich denkt er an sich.
Eine schrille Glocke fiel durch das Haus wie ein fröhlicher Schrecken. Die Bewegungen der Menschen wurden hastiger, das Gewirr lauter. Die Türen flogen auf, und drei Minuten später war das Vestibül leer. Der Polizist setzte sich auf einen leeren Sessel in der Ecke. Das Fenster an der Kasse klappte eine unsichtbare Hand von innen zu. Die silbernen Bogenlampen vor den Eingängen erloschen. Im Vestibül ging eine Vorstellung zu Ende, eine andere begann eben auf der Bühne. Die Kutscher traten ein, es kamen kleine Männer von der Straße, die aussahen wie Briefträger in Zivil. Sie versammelten sich um den Portier und verhandelten mit ihm. Es waren Unteragenten und fliegende Billettverkäufer. Der Polizist wandte sich ab, um sie nicht sehen zu müssen. In diesem Vestibül duftete nicht mehr das Parfüm der Frauen. Die armen Menschen verbreiteten den Geruch von Gulasch, alten Kleidern und Regen. Es war, als ob die Armen, die sich jetzt im Vestibül versammelten, nach der Art der Puppen in den Wetterhäuschen auf dem entgegengesetzten Ende der gleichen Stege standen, an denen auch die Reichen festgenagelt waren, und als brächten bestimmte Gesetze bald die Glücklichen und bald wieder die Elenden vor den Theatern der Welt zum Vorschein.

Friedrich verließ das Theater. Es war zeitig, er sollte noch seine Freunde im Café aufsuchen. Aber gerade sie hätte er heute nicht sehen können. Er schämte sich vor ihnen. Sie müssen mir ansehen, sagte er sich, daß ich verliebt bin. R. wird mich sofort als einen »Romantiker« entlarven, eine Bezeichnung, die in seinem Munde einen Klang hat wie das Wort »Vatermord«. Nein, er konnte die Genossen nicht sehen. Savelli z. B. verliebte sich nicht, der Genosse T. liebte nur die Revolution. Der Ukrainer hatte seine ganze kolossale Körperlichkeit der Idee unterworfen, wie man ein Volk einem Herrn unterwirft. Und was R. betrifft, so leugnete er selbstverständlich die Möglichkeiten einer Liebe. Nur er, Friedrich, hat Platz für alles in seiner Brust, für Entsagung und Ehrgeiz, Revolution und Verliebtheit.

Es blieb ihm nichts übrig, als die schlecht beleuchtete Treppe zu Grünhut hinaufzusteigen, denn er konnte auch nicht allein bleiben. Er roch den Gestank der Katzen, die in unerklärlicher Panik vor ihm auseinanderstoben, hörte die Stimmen durch die Türen, die dicht nebeneinander in den Korridoren standen, mit Nummern versehen wie in einem Hotel. Die Tür der Hebamme trug die Aufschrift: Stark klopfen, Glocke läutet nicht. Er hörte den leichten Schritt Grünhuts.

»Lange nicht gesehn«, sagte Grünhut. Und gleich darauf: »Pst, es sind Kunden drin.«

Er schrieb seine Adressen. Er konnte es jetzt bequem bis zu vierhundert im Tag bringen. Ob Friedrich noch schreibe?

Nein, er arbeite jetzt, hätte noch Geld für zwei Monate und gedenke, bald etwas anderes zu finden.

Nun begannen Grünhuts alte Klagen gegen die Welt. Schließlich kam noch einmal wie immer die Frage: »Was halten Sie von einem anonymen Brief an den Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe?«

Er wollte nicht nur Friedrichs Rat, er gedachte, einen originellen Brief zu schreiben, zu zweit, jedes Wort von einer anderen Hand. Die beeidigten Sachverständigen kannte er schon. Vor jeder komplizierten Sache blieben sie ratlos. Ein zweiter mußte dabeisein, und nicht nur der Schrift wegen. Man mußte eventuell auch ein Rendezvous ausmachen. Immerhin, zwei verwickelten nach Grünhuts Ansicht die Anonymität so sehr, daß kein Mensch sich mehr auskennte.

Friedrichs Widerspruch beleidigte ihn. Sein unerschütterlicher Glaube an die verbrecherische Natur des jungen Mannes wandelte sich in

einen verletzten Respekt vor dem Jungen, der nach Grünhuts Meinung wahrscheinlich weit wichtigere und ertragreichere Verbrechen plante.
Verschiedene Geräusche kamen aus dem Zimmer der Hebamme. Wasser, gemurmelte Worte einer tiefen Frauenstimme, ein Sesselrücken, ein metallener Gegenstand neben Glas und Holz.
»Hören Sie?« sagte der Kleine. »Am Abend im Frühling, im Hotel und im Chambre séparée hören Sie ganz andere Dinge. Da singen die Nachtigallen, da geigt ein Zigeuner, da knallt ein Champagnerpropfen. Wo sind sie jetzt, die Nachtigallen? Frau Tarka hat mir angedeutet, wer da drinnen ist. Die Frau eines Professors, Folgen einer Liaison mit einem Bildhauer. Übrigens ein guter Bekannter von mir. Hat mir einige Geschäfte vermittelt. Ein äußerst produktiver Mann, hält sich für dämonisch wie jedes Schwein. Die meisten Geschäfte hat Frau Tarka den Bildhauern zu verdanken und den Malern.
Man läßt sich soviel porträtieren heutzutage. Man lebt sich aus in den Ateliers. Denken Sie, eine Frau kann einem Atelier widerstehn? Dieser schönen Unordnung unter dem blauen Himmel hoch oben im letzten Stock, wo nur Gott durch das gläserne Dach hineinschaut. Man liegt da und sieht hinauf. Man sieht die weißen Wölkchen wandern, einen Zug von Vögeln dahinstreichen, sehnt sich und sehnt sich wieder. In der Ecke die Leinwand. Ein Zeugnis, daß auch eine andere hier nackt war. Und der Maler redet etwas. Alles, was er weiß, hat er aus pornographischen Werken und aus Sittengeschichten. Sein Auge begeilt sich am Umriß und klebt an der Fläche. ›Welch eine Linie‹, sagt er, ›gnädige Frau, verbindet Ihren Hals mit dem Ansatz der Brust!‹ Das ist, verstehen Sie mich, wenn's ein Oberleutnant sagt, eine Frechheit, und der Herr Gemahl schießt sich mit ihm im Wald beim Morgengrauen. Wenn's ein Maler sagt, ist das ein künstlerisches Urteil. Die sogenannten Kenner machen keine Komplimente, sondern sagen sachliche Meinungen. Sie erstrecken sich auf den ganzen Körper. ›Welch ein reizender Schenkel!‹ sagt er sachlich, die Palette noch in der Hand. Manche sprechen von der Renaissance. Der Bildhauer z. B., der von Zeit zu Zeit zu Madame hierherkommt, mit dem unterhalte ich mich manchmal. D. h., er unterhält sich. Lauter falsches Zeug aus der Sittengeschichte. Einmal gibt er mir einen Auftrag. Pornographische Stiche, weil ich zufällig einen Buchhändler kenne, geh ich hin und besorg's. Die Vermittlung ist er mir schuldig geblieben, das Geld dem Buch-

händler auch. Der geht hin, macht einen Lärm. ›Kommen Sie morgen‹, sagt der Meister. Am nächsten Tag gibt er ihm lächelnd das Buch zurück. Mir erzählt er dann paar Wochen später, er hätte die Bilder nur für diesen einen Nachmittag gebraucht, eines Mädchens wegen aus guter Familie. Und ich habe nur eine Bluse aufgemacht. Ich bin eben kein Künstler. Unverkennbar der Fortschritt der Zeit. Die Frage der Kunst hätten wir schon. Die Emanzipation der Frauen ebenfalls. Merken Sie, wie beides zusammentrifft? Es lockern sich die sogenannten Familienbande. Die Töchter der Hofräte lassen sich porträtieren und studieren Germanistik. In Bibliotheken tut sich was. Und ich – vor vielen Jahren allerdings – heute bekommt man dafür schon Auszeichnung. Mein Staatsanwalt lebt noch. So eine Anklage wird er nie mehr erleben. Mein Verteidiger war damals schon ein Anhänger der Theorie von der Dämonie. Er sagte einen Blödsinn von unwiderstehlichem Zwang, Vererbung und so. Der Wahrheit die Ehre. Mein Vater war ein harmloser Mann, hatte eine Wechselstube und schwere Sorgen und nicht die geringste Beziehung zur Sittlichkeit.«
Im Nebenzimmer wurde es still, eine Tür ging, ein Schlüssel knarrte. Grünhut hielt Friedrich noch ein paar Minuten zurück.
»Bis sie unten sind«, sagte er. »Ich liebe keine Indiskretionen.«

X

Da er seinem Versprechen gemäß, das er seiner sterbenden Frau gegeben hatte, nicht heiraten durfte, ohne Frau nicht leben konnte, sein Kind aber mit den Gepflogenheiten eines rüstigen Witwers nicht vertraut machen wollte, entschloß sich Herr Ludwig von Maerker, damals noch Bezirkshauptmann in einem Ministerium, seine Tochter in ein Kinderheim und später in ein Mädchenpensionat zu schicken, wo sie mit sozial gleichgestellten Waisenkindern standesgemäß erzogen werden sollte. Nachdem er also Hilde untergebracht hatte, nahm er eine Hausdame auf, mit der er nur in den Zirkus und in Varietés ging. Die Theater blieben ihr verschlossen. Sie nannte es ein Unrecht und leitete daraus das Recht ab, Herrn von Maerker das Leben zu verbittern und größere Machtansprüche im Hause zu stellen. Sie überwachte jeden Schritt und jede seiner Ausgaben. Und wenn er sich über die Freiheitsbeschränkung beklagte, antwortete sie mit jener bitteren Bissigkeit, die

ebensogut eine Ohnmacht wie einen Totschlag ankündigen konnte: »Ich soll nicht dieses kleine Recht haben? Ich, eine Frau, die man nicht einmal ins Theater mitnimmt?« Einmal im Jahr entrann Herr von Maerker seiner Haushälterin. Er fuhr in die Schweiz seine Tochter besuchen. Sie wuchs ihm über den Kopf, bald war sie ein Backfisch. Er fand sie schön und bedauerte in seinen geheimsten Sekunden, daß er ihr Vater war und nicht ihr Verführer. Längst war sie von ihrer eigenen Phantasie verführt. Obwohl Herr von Maerker allerhand französische Literatur über Nonnenklöster und Mädchenpensionate gelesen hatte, glaubte er wie die meisten Männer an die Verderbtheit aller Frauen mit Ausnahme ihrer eigenen und ihrer nächsten. Die Haltlosigkeit beginnt erst bei den Cousinen.

Es war viel von der Aussicht die Rede, Hilde bald nach Hause zu nehmen. Und ehe er es sich versah, hatte Herr von Maerker graue Haare an den Schläfen, wurde seine Hausdame alt und runzlig, schwand ihre Hoffnung auf eine Ehe mit ihrem Freund und auf die Möglichkeit einer gemeinsamen Loge in dem Theater, erblühte Hilde, wie man sagt, zu einer Jungfrau, kehrte sie in das Haus ihres Vaters zurück, begann sie, ein eigenes Leben zu führen.

Die Zeit warb hartnäckig für die Freiheit des weiblichen Geschlechts; Herr von Maerker, der inzwischen Ministerialrat geworden war und der die Unfreiheit des männlichen so genau kannte, keineswegs. An den Ansichten seiner Tochter ermaß er halb verbittert und halb verschämt, daß er zur alten Generation gehörte, denn die Menschen schämen sich, alt geworden zu zu sein, als wäre es ein geheimes Laster. Vor der offensiven Frische seiner Tochter zog er sich schweigsam zurück. Er litt und wurde sogar allmählich weise. Er gehörte zu jener Gattung von Durchschnittsmännern, die erst in vorgerückten Jahren Vernunft bekommen, weil sie so lange hatten schweigen müssen, und denen nichts übrigbleibt, als nachdenklich zu werden. Wenn Hilde im Namen aller Töchter der Welt ausrief: »Unsere Mütter waren verkauft und verraten!«, so empfand Herr von Maerker diesen Satz als eine Lästerung seiner toten Frau und als eine Grobheit seiner Tochter. Er wunderte sich, woher Hilde soviel übergesunde Empfindungslosigkeit und schockierende Rhetorik hernahm. Er wußte noch immer nichts von seiner Tochter.

Sie war nicht anders als die Mädchen ihrer Zeit und ihres Standes. Sie verwandelte die devote Romantik ihrer Mutter in eine martialische des

Amazonentums, forderte die Anerkennung der bürgerlichen Rechte und nahm, unterwegs gewissermaßen, auf dem Weg zu ihnen, die Freiheit der Liebe mit. Mit dem Ruf »Gleiches Recht für alle!« stürzten sich um jene Zeit die Töchter der guten Häuser ins Leben, in die Hochschulen, auf die Eisenbahn, auf die Luxusdampfer, in die Seziersäle und in die Laboratorien. Für sie wehte der bekannte frische Wind durch die Welt, den jede junge Generation zu spüren glaubt. Hilde war entschlossen, sich nicht einer Ehe auszuliefern. Ihre »intimste Freundin« hatte den Verrat begangen, den steinreichen Herrn G. zu heiraten, sie besaß Wagen, Pferde, Lakaien, Kutscher, Livreen. Aber Hilde, die den Reichtum ihrer Freundin gerne mitgenoß, die Wagen und Livreen bei Einkäufen in Anspruch nahm, behauptete: »Das ganze Glück Irenes kann mir gestohlen werden, sie hat ihre Freiheit verkauft.« Die Männer, zu denen sie so sprach, fanden sie charmant, außergewöhnlich klug, reizend eigenwillig. Und da sie außerdem noch eine Mitgift und ihr Vater Beziehungen hatte, dachte der und jener daran, sie zu heiraten, trotz ihrer prinzipiellen Weigerung, und altmodisch, wie Männer schon sind.

Nur dem und jenem von ihren Bekannten hätte ihr Vater sie geben mögen. Keineswegs jedem, mit dem sie verkehrte, weniger aus Interesse als aus einem Bedürfnis, ihre Freiheit zu manifestieren. Sie bildete einen sogenannten Kreis. Durch ihren Vater kannte sie hoffnungsvolle, junge Beamte und Offiziere, durch den Professor D. ein paar Dozenten und Hörer der Kunstgeschichte. Durch ihre reich verheiratete Freundin, deren Mann einen Mäzen spielte, einen Musiker, zwei Maler, einen Bildhauer und drei Schriftsteller.

Diese ganze Jugend, die noch nicht ahnte, daß sie bald in einem Weltkrieg dezimiert werden sollte, benahm sich so, als hätte sie unaufhörlich Ketten zu sprengen. Die jungen Beamten sprachen von den Gefahren, die dem alten Reich drohten, von der Notwendigkeit einer weitgehenden Autonomie der Nationen oder einer starken zentralisierenden Faust, einer Auflösung des Parlaments, einer sorgfältigeren Auswahl der Minister, einem Bruch mit Deutschland, einer Annäherung an Frankreich oder aber einer noch engeren Verbindung mit Deutschland und einer Provokation Serbiens. Die wollten den Krieg vermeiden, jene ihn heraufbeschwören, aber beide dachten, es handelte sich um einen kleinen, heiteren Krieg. Die jungen Offiziere machten für alles das langsame Avancement verantwortlich und die Dummheit des Ge-

neralstabs. Die Dozenten, von der Sanftheit junger Theologen, verbargen unter einem Schatz von Wissen einen Hunger nach Geltung und Mitgift. Die Künstler gaben zu verstehen, daß sie eine unmittelbare Beziehung zum Himmel hatten, spotteten über die Autorität, vertraten den Olymp, das Kaffeehaus und das Atelier gleichzeitig. Jeder war kühn, und doch rebellierte jeder nur gegen seinen eigenen Vater. Hilde hielt jeden für eine Persönlichkeit und für einen guten Kameraden zugleich. Sie bildete sich ein, reine Kameradschaft zu halten, aber wenn ihr einer kein Kompliment machte, begann sie, an seiner Persönlichkeit zu zweifeln. Zwar hielt sie nichts von der altmodischen Liebe, aber sie brach den Verkehr mit einem Mann ab, der ihr nicht zu erkennen gab, daß er in sie verliebt sei.

Sie buchte die Begegnung mit Friedrich unter ihren »merkwürdigen Erlebnissen«. Seine sichtbare Armut war eine neue Nuance in ihrem Bekanntenkreis. Sein weitreichender Radikalismus unterschied ihn von den kleinen Rebellen. Sie ging doch ein wenig aufgeregt das nächstemal in die Vorlesung.

»Ich möchte Sie begleiten«, sagte er. Natürlich, dachte sie, aber sie sagte nur: »Wenn es Ihnen Spaß macht.« Und da es regnete, stellte sie sich vor, wie sie mit ihm in sein Zimmer gehen würde oder in ein Café. Er hat aber wahrscheinlich kein Geld, überlegte sie, und von nun an hörte sie nicht mehr, was er sagte. Er versuchte auf der Straße, wo die Nässe, der Wind und die Regenschirme Verwirrung unter den Menschen stifteten, manchmal nach ihrem Arm zu greifen. Ihr Arm erwartete seine Hand. Man sieht, einen wie geringen Einfluß die Emanzipation eigentlich auf Hilde ausgeübt hatte.

Sie erreichten das kleine Café, wo er Stammgast war und wo er ohne Verlegenheit schuldig bleiben oder Geld borgen konnte. Als wäre es ihm erst soeben eingefallen, sagte er: »Wir sind naß, kommen Sie.« Sie fühlte eine leise Ahnung von dem Glück eines Mädchens, das der Geliebte ins Zimmer führt.

Jetzt saßen sie in der Ecke. Hier ist er Stammgast und zu Hause, kombinierte sie flink, und schon nahm sie sich vor, ihn hier gelegentlich zu überraschen. Manchmal berührten sich ihre Hände auf der Tischplatte, wichen schnell voreinander zurück und empfanden selbständige Scham, Sehnsucht, Neugier, als hätten sie eigene Herzen. Ihr Ärmel streifte ihn. Ihre Füße berührten sich. Ihre Teller stießen zusammen, bekamen Leben. Jeder Bewegung, die einer von beiden machte, ver-

lieh der andere einen verborgenen Sinn. Ihr Armband liebte er ebenso wie ihre Finger, ihre schmalen Ärmel wie ihren Arm. Er fragte sie nach ihrer Mutter, weil er sie wieder traurig sehen wollte. Aber sie wurde es nicht. Sie beschrieb ihm nur die Photographie, die sie von der Toten besaß, und versprach, sie ihm zu zeigen. Die Zeit im Pensionat, glaubte er, wäre streng und trübe gewesen. Ihr fielen wieder die geheimen nächtlichen Gespräche ein, die sie längst vergessen und in der Rubrik »Kindereien« tröstlich untergebracht hatte. Erinnerungen bedrängten sie. Sie sehnte sich nach einer seiner zufälligen und erschrockenen Berührungen. Sie wollte nach seiner Hand greifen und wurde rot. Sie erinnerte sich an die deutliche Zudringlichkeit eines Malers und übertrug sie jetzt auf Friedrich. Was er sagte, machte sie ungeduldig, aber sie dachte gleichzeitig: Er ist klug und merkwürdig.

»Es ist spät«, sagte sie, »ich muß nach Hause.«

Er hatte gerade von den Vorgängen bei der Hebamme sprechen wollen, eine Illustration zum Verfall der Gesellschaft geben, ein Symptom ihres Untergangs. Sie versöhnte ihn durch ein Lächeln. Er tröstete sich mit der Länge des Weges. Draußen begann sie, von ihrer Jugend zu sprechen. Es war dunkel. Die Laternen brannten trübe, spärlich und feucht. Die Mauern schienen doppelte Schatten zu werfen. Plötzlich nahm sie seinen Arm, wie um ihm mehr zu erzählen. Vielleicht fragt er, dachte sie. Aber er fragte nicht. Sie begann:

»In der Nacht schliefen wir vier in einem großen Zimmer, jeder in einer Ecke. Links am Fenster stand mein Bett. Mir gegenüber schlief die kleine Gerb. Ihr Vater war ein deutscher Finanzbeamter, aus Hessen, glaube ich. In der Nacht kam sie in mein Bett. Wir waren damals sechzehn Jahre alt. Sie erzählte mir, daß ihr Vater, ein Kadettenschüler, sie sozusagen aufgeklärt habe. Das ist doch furchtbar, nicht?«

Friedrich verstand nicht, wonach sie gefragt werden wollte. »Ich glaube«, sagte er, »daß es Ihnen nicht so furchtbar vorkäme, wenn Sie bedenken wollten, daß 60 % aller proletarischen Kinder zwischen zwölf und sechzehn nicht mehr intakt sind. Haben Sie einen Begriff davon, wie es in den Massenquartieren aussieht?« Sein alter Zorn! Mit einem bitteren Eifer begann er wieder und nahm ihr jede Lust zu Geständnissen. In einem guten Pensionat, wo nur vier Mädchen in einem Zimmer schlafen, hat man keine Ahnung von einer Arbeiterwohnung. Er schilderte ihr eine. Er erklärte, was ein Bettgeher sei, ein Obdachlosenheim, das Leben der Verbannten und der politisch Verurteilten.

Sie tröstete sich. Welch eine Bekanntschaft! dachte sie stolz. Sie fragte ihn nach seiner Jugend. Er erzählte von seiner Tätigkeit an der Grenze. »Ich beneide Sie«, sagte sie. »Sie sind frei und stark. Wollen Sie zu mir hinaufkommen? Mittwoch nachmittag?«
Aus dem dunklen Hausflur leuchtete ihr Lächeln wie ein Licht.
Die meisten jungen Männer erschienen ihr langweilig wie ihr Vater. Sie sehnte sich danach, ein Mann zu sein, und verachtete die Männer, die mit ihrer Männlichkeit nichts anzufangen wußten. Sie hätte Friedrich glatt wie den Oberleutnant gewünscht und zudringlich wie den Maler, und zum erstenmal nach langen Jahren weinte sie im Bett, nackt der Finsternis preisgegeben, ein armes Mädchen ohne eine Spur von Emanzipation.
Am Morgen sah sie das Wochenprogramm durch mit der vagen Absicht, das Leben zu reformieren. Es war Sonntag. Montag kam die Näherin, Dienstag ging sie mit Frau G. ins Theater, Mittwoch Gäste, Donnerstag Vortrag, Freitag die Tante, Samstag zwei Herren vom Ministerium zum Abendessen und nachmittags eine Stunde Porträt vor dem Maler. Sie wollte Frau G. dazu einladen, aber die Freundin hatte keine Zeit, mußte mit ihrem Mann einen längst vorbereiteten Ausflug machen, zu seinen Verwandten, drei Stunden Eisenbahn. Innerhalb der nächsten fünf Minuten vergaß sie den Ausflug, sah in der Zeitung nach, was es am Samstag für Aufführungen gab, wurde rot, verwikkelte sich, kam schnell auf ein anderes Thema. Zum erstenmal mischte sich in ihren Abschied eine Feindseligkeit, die auch ein beabsichtigt herzlicher Händedruck nicht vergessen ließ und nicht die übliche Umarmung, die diesmal sogar eine Sekunde länger dauerte als sonst. Sie hält mich für ihre Rivalin, kombinierte Hilde schnell. Ihre »beste Freundin«.
Sie trat in dem kleinen Kaffeehaus ein, um Friedrich zu überraschen, fand ihn nicht und hinterließ ihm eine Einladung für Samstag nachmittag.
Er kam und traf den Maler. Er kannte den auffälligen Mann schon vom Sehen. Er haßte den markanten Schädel voller Bedeutung, die breite, weiße Stirn, die buschigen Brauen, die ihr Besitzer jeden Tag zu besprengen schien wie Wiesenbeete. Sie beschatteten seine leeren Augen derart, daß in ihnen die dunkle Tiefe rästelhafter Seen zum Vorschein kam. Er haßte den tiefen, weichen und betont legeren Kragen, aus dem ein massives Doppelkinn dem Kinn wie zu dessen Unterstützung ent-

gegenkam. Er haßte die sogenannten guten Köpfe im allgemeinen. Sie verwendeten einen großen Teil ihrer Energie darauf, noch bedeutender auszusehen, als die Natur es beabsichtigt hatte, und es war, als ob sie jeden Morgen nach dem Aufstehn ihre Talente an den Spiegel abgegeben hätten.

Hilde gab dem Maler den Vorzug. Sie nahm es Friedrich übel, daß sie seinetwegen eine schlechte Nacht verbracht hatte. Sie warf ihm vor, daß er an einem trüben und regnerischen Abend anders erscheinen konnte als an einem hellen Nachmittag. Außerdem war er jetzt verstockt und stumm. Er sah zu, wie der Maler im Laufe einer halben Stunde zehn Skizzen anfertigte, mit fliegenden Fingern und einem drohenden Blick, der von Hilde zum Papier sprang und wieder zurück. Hilde war unruhig. Obwohl sie keinen Zug zu verändern schien, gingen doch plötzlich Veränderungen unter ihrer Haut und unter ihren Zügen vor, und nur an den Augen konnte man sehen, wie ein Licht erlosch und sich wieder entzündete.

Friedrichs Stummheit brachte den Maler außer Fassung. »Ich muß Sie allein haben«, sagte er leise und so, als wollte er, daß Friedrich verstünde, er sagte ein Geheimnis. Friedrich stand auf, der Maler warf einen Blick gegen den Plafond. Er hatte die Fähigkeit, die Welt mehr mit den Brauen als mit den Augen zu sehen. Er packte mit hastiger Resignation seine Blätter zusammen. Da Hilde fürchtete, daß er beleidigt wäre, bat sie ihn zu bleiben. Aber sie ließ Friedrich gehen, und er verschwand, stumm und verstockt und mit dem Entschluß, ihr einen deutlichen Brief zu schreiben, ihr klarzumachen, daß sie ein unwürdiges, verlogenes Leben führte, daß sie anders werden müßte, daß sie mit dieser Bürgerlichkeit und dieser falschen Rebellion aufhören müßte.

Alles dies schrieb er in der Hast eines Menschen, der sich vor einer nahen Gefahr retten will. Als er zur vierten Seite gelangte, überlegte er. Er wollte den Brief vernichten, aber er erinnerte sich, daß in allen Büchern Verliebte vorkamen, die Briefe zerrissen. Er hätte keinesfalls lächerlich werden wollen. Und er schickte schnell den Brief ab.

R. kam an seinen Tisch: »Schon lange verliebt? Es ist wahr, daß Sie sich verliebt haben, schämen Sie sich nicht. Es ist eine Energie wie die Gesundheit z. B., aber ebenso wie man die Gesundheit nicht dazu verwenden darf, noch gesünder zu werden, dürfen Sie nicht die Liebe mit ihrer Liebe nähren. Wandeln Sie sie um. Stecken Sie sie in eine Leistung. Sonst ist sie eine Schmockerei.«

Eine Broschüre war ins Italienische zu übersetzen, in einer Woche der 1. Mai. Versammlungen. Da und dort sein. Ein paar Worte sagen. P. bedroht von der Ausweisung. Savelli nach Friedrich gefragt.
»Ja, ja«, sagte Friedrich, »ich werde sofort anfangen.« Er begann zu arbeiten. Er hatte nicht die Liebe in eine Leistung zu stecken, höchstens die produktive Traurigkeit eines Verliebten.
Eines Abends, während er schrieb, kam Hilde ins Kaffeehaus. Er spielte ihr und sich selbst Gleichgültigkeit vor. Sie sollte nicht glauben, daß er ein bürgerlicher Porträtmaler war. Nein, er hatte zu arbeiten an der Erlösung der Welt. Keine geringere Sache. Er spürte einen bösen Triumph darüber, daß sie ihre Jugend, ihre Eleganz, ihre Schönheit in den grauen, kleinen Raum gebracht hatte.
Hilflos saß sie neben ihm, seinen großen Brief in der Hand. Sie hatte sich vorgenommen, über jeden Satz mit ihm zu sprechen. Er bat sie zu warten, er müßte einen Artikel schreiben. Fulminant, dachte er, was ich schreibe; durch die Aussicht angeregt, ihr vorzulesen, wenn sie ihn bitten würde. Sie wartete. Er war fertig. Es fiel ihr nicht ein zu fragen. Sie dachte nur an den Brief. Fast sanft begann sie: »Ich habe den Brief mitgebracht.« Ihre Sanftheit reizte ihn. »Entschuldigen Sie«, sagte er, »diesen Brief habe ich in einem wahnsinnigen Zustand geschrieben. Betrachten Sie ihn nicht mehr als einen Brief, der an Sie gerichtet ist.«
Sie hielt noch das Papier in der Hand. Er griff danach und begann, es zu zerreißen. Sie hätte seine Hand festhalten wollen und schämte sich. Ihre Augen füllten sich mit warmen Tränen. Ich weine schon wieder, dachte sie, entrüstet über ihren Rückfall in eine überholte Vergangenheit.
Es war nur ein kleiner Augenblick, er sah nicht auf sie. Er spielte mit Überzeugung einen Harten, Hochmütigen, und seine Hände zerrissen mechanisch den Brief. Jetzt waren es fünfzig Papierchen. Sie lagen wie kleine, weiße Leichen auf der dunklen Marmorplatte. Der Kellner kam, wischte sie mit der Hand in die andere und trug sie weg.
Begraben, fiel ihr ein.
Er wollte etwas Versöhnliches sagen. Nichts Versöhnliches kam. Über ihnen beiden waltete schon das ewige Gesetz, das die Mißverständnisse zwischen den Geschlechtern regelt.
Schon stand sie wieder, fremd in diesem Café aus einer anderen Welt. Schon ging sie. Er sah sie noch einmal durch das Fenster vorbeigehn. Und er wußte nicht mehr, daß nur eine Scheibe sie von ihm trennte.

Ihm war, als gäbe es überhaupt keine Möglichkeit mehr, dieses Café zu verlassen. Als wäre die Tür in diesem Augenblick vermauert worden und sein Platz für ewige Zeiten hier, an diesem Tisch. Er rührte sich nicht. Fünf Minuten später trat er hinaus. Sie war nicht mehr zu sehn.

XI

Von nun an dachte er daran, eine »weite und gefährliche Reise« zu unternehmen. Ein Schmerz ohne Grund begleitete seine Arbeit, gab seinem Eifer eine goldene Wärme, seinen Worten einen wehen Nachhall und zeichnete die ersten scharfen Züge in sein Angesicht. Er schien schweigsam geworden zu sein. Sein heller Blick kam aus einer weiten Ferne und sichtete ein weites Ziel. Er wollte wegfahren und nicht mehr zurückkehren.

»Ich bin ein Armer«, sagte er einmal zu R., »auf der Seite der Armen. Die Welt ist nicht gut zu mir, ich will nicht gut zu ihr sein. Ihre Ungerechtigkeit ist groß. Ich leide unter ihrer Ungerechtigkeit. Die Willkür tut mir weh. Ich will den Mächtigen weh tun.«

»Wenn ich gerecht sein wollte, wie z.B. Savelli«, antwortete R., »würde ich Ihnen sagen, daß Ihr Platz unter den Heiligen der katholischen Kirche ist und nicht unter den anonymen Helden der Partei. Ich habe mit T. über Sie gesprochen. Wir sind uns darüber einig geworden, daß Sie im strikten Sinne des Wortes unzuverlässig sind. Wenn Sie persönlich enttäuscht sind, möchten Sie die Minister aufhängen. Sie gehören zu den unsterblichen europäischen Intellektuellen. Augenblicklich haben Sie ein Herz für das Proletariat, mit dem Sie verkehren. Aber warten Sie, Sie werden in den traurigen Augen der jungen Männer, vor denen Sie jetzt Vorträge halten, eines Tages den blanken Haß der menschlichen Kanaille sehn. Haben Sie schon je daran gedacht? Sooft mir ein Arbeiter die Hand gibt, fällt es mir ein, daß seine Hand mich einmal unbarmherzig schlagen könnte wie die Hand jedes Polizisten. Ihre Methode ist falsch, es ist meine eigene auch, deshalb darf ich es Ihnen sagen, und deshalb dürfen Sie mir es glauben. Uns würde die Erkenntnis mehr nützen, daß die Armen nicht besser sind als die Reichen, die Schwachen nicht edler als die Starken und daß im Gegenteil erst die Macht die Voraussetzung einer Güte sein könnte.«

»Ich will wegfahren«, sagte Friedrich.
»Ganz richtig«, erwiderte R., »Sie müssen sich der Gefahr aussetzen. Gehen Sie nach Rußland. Auf die Gefahr hin, nach Sibirien zu kommen. Auch T. war dort, K. war dort, ich war dort. Lernen Sie das stärkste und dumpfste Proletariat der Welt kennen. Sie werden sehn, daß es durch das Unglück keineswegs edel geworden ist. Es ist grausam von mir, einem jungen Mann diesen Rat zu geben, aber Sie werden geheilt werden von jeder Illusion. Von jeder. Und Sie werden sich nie mehr verlieben, um nur ein Beispiel zu nennen.«
Er begann seinen nächsten Vortrag mit der Mitteilung, daß er sich entschlossen habe wegzufahren, daß ihn ein anderer vertreten werde. Er erblickte in einer der letzten Reihen Hilde in einem betont unscheinbaren Mantel. Welch eine Maskerade, dachte er zornig. Er glaubte, an ihrer Anwesenheit schuldig zu sein. Er fühlte sie wie einen Verrat, den er an den Menschen beging, vor denen er sprach. Er begann, den Leitartikel eines bürgerlichen Blattes vorzulesen. Es war die Rede vom Willen der Zentralmächte, der Welt den Frieden zu sichern, und von den Anstrengungen eben dieser Welt, in einem Krieg zu verbrennen. Er zog ein russisches Blatt hervor, ein französisches, ein englisches, und er bewies seinen Zuhörern, daß alle das gleiche schrieben. Tief über dem Pult, vor dem er stand, hing die Lampe und blendete ihn. Wenn er in den kleinen Raum blicken wollte, sah er die Wände in einem grauen Dunkel. Sie verloren ihre Festigkeit. Sie wichen wie Schleier immer weiter zurück, von dem Klang seiner Worte auseinandergeweht. Gesichter, die ihm aus der Dunkelheit entgegenleuchteten, verzehnfachten sich. Er horchte auf seine eigene Stimme, auf den klingenden Nachhall seines Wortes. Er stand da wie am Rande eines dunklen Meeres. Die besten Worte kamen ihm aus der Erwartung der Hörer entgegen. Es war ihm, als spräche er und hörte gleichzeitig, als erzählte er und ließ sich gleichzeitig erzählen, als klänge er und hörte gleichzeitig klingen.
Es war noch einen Augenblick still. Die Stille war eine Antwort. Sie bestätigte ihm seine Kraft wie ein stummes Siegel.
Als er wieder unten stand, war Hilde verschwunden. Er ärgerte sich, daß er sie gesucht hatte. Ein paar Leute drückten ihm die Hand und wünschten ihm gute Reise.

XII

Für morgen abend war seine Abreise festgesetzt. Er hatte noch mehr als vierundzwanzig Stunden Zeit. Savelli hatte ihm Geld, Briefe und Aufträge mitgegeben. Er sollte sich zuerst bei Frau K. melden und bei ihr wohnen. Bei der ersten sicheren Gelegenheit, die sich ergeben würde, mit einem Teil des Geldes zurückkommen, das man hier dringend erwartete. Er hatte einen Koffer voller Zeitungen, sie lagen in den Taschen, in den Ärmeln, im Unterfutter fremder Anzüge, die man ihm mitgegeben hatte.

Er fürchtete sich nicht. Ein Strom Ruhe erfüllte ihn wie einen Sterbenden, der ein langes und gerechtes Leben hinter sich weiß. Er konnte untergehn, namenlos, vergessen, aber nicht spurlos. Ein Tropfen im Meer der Revolution.

»Ich habe einen herzlichen Abschied von R. genommen«, erzählte er mir. »Dieser R., den alle unzuverlässig nennen, den eigentlich niemand leiden kann, weiß mehr als die andern. Er vergißt nicht die Gebrechen der Menschen über der Gesinnung. Er kennt die verborgene Vielfalt, aus der wir alle zusammengesetzt sind. Man traut ihm nicht ganz, denn er ist vielseitig. Er traut sich übrigens selbst nicht, seiner unbestechlichen Vernunft nicht.«

Er ging zu Grünhut Abschied nehmen.

»Wohin reisen Sie?«

Es war ein paar Augenblicke still. Grünhut ging zum Fenster. Es war, als sähe er nicht auf die Straße, sondern nur in die Fensterscheibe, die aufgehört hatte, durchsichtig zu sein.

»Was fällt Ihnen ein?« schrie Grünhut mit weinerlicher Stimme. »Ich frage nicht, zu welchem Zweck Sie fahren, ich kann es mir denken. Aber warum Sie?« »Ich weiß es selbst nicht genau.«

Zurück zur Fensterscheibe.

Ich sehe ihn zum letztenmal, dachte Friedrich.

Seine Gedanken, die er schon dem Tod entgegengerichtet hatte, machten plötzlich kehrt.

»Sie wissen nicht, Sie wissen nicht«, sagte Grünhut. »Sie sind jung. Glauben Sie vielleicht, daß Sie noch zweimal in die Lage kommen werden zu sagen: Ich fahre weit weg? Glauben Sie, das Leben ist unendlich? Es ist kurz und hat ein paar armselige Situationen zu verschenken, und die muß man zu schätzen wissen. Zweimal können Sie sagen:

Ich will, einmal: Ich liebe, zweimal: Ich werde, einmal: Ich sterbe. Das ist alles. Sehn Sie mich an. Ich bin gewiß kein beneidenswerter Mann. Aber ich will nicht sterben. Ich kann vielleicht doch noch einmal sagen: Ich will, oder: Ich werde. Keine große Aussicht vorhanden, aber ich warte. Ich will für niemanden und für nichts leiden. Der winzige Schmerz, den Sie fühlen, wenn Sie sich in den Finger stechen, ist immer noch gewaltig im Verhältnis zu der Kürze Ihres Lebens. Ja, und zu denken, daß es Menschen gibt, die sich die Hand abhacken lassen und sich die Augen ausstechen lassen für eine Idee, für eine Idee! Für die Menschheit, im Namen der Freiheit. Es ist entsetzlich.

Ich verstehe schon, daß Sie nicht zurückkönnen. Man begeht irgendeine Tat, man muß sie einfach begehn. Dann macht man uns verantwortlich, man gibt uns eine Order für eine sogenannte Heldentat, und man wirft uns in den Kerker für ein sogenanntes Verbrechen. Wir können nichts verantworten. Wir sind höchstens verantwortlich für das, was wir unterlassen. Wollte man uns *dafür* zur Verantwortung ziehn, so bekämen wir hundertmal am Tag Hiebe und säßen hundertmal im Kerker und würden hundertmal aufgehängt.«

Er ging wieder zur Fensterscheibe. Und den Rücken zu Friedrich gewendet, sagte er ganz leise: »Also gehn Sie, und kommen Sie zurück. Ich habe schon manchen gehn gesehn.«

Im Nebenzimmer bei der Frau Tarka hörte man plötzlich Stimmen.

»Still«, flüsterte Grünhut, »bleiben Sie ganz still sitzen. Eine neue Kundschaft. Gestern war der Maler hier. Ich wußte schon, daß heute jemand kommen würde. Bleibt nicht lang. Erste Konsultation. Bleiben Sie hier, bis sie fort ist.«

Bald hörte man die Tür. »Schnell, ehe die Madame hereinkommt«, sagte Grünhut. Ein flüchtiges Handschütteln, als hätte Grünhut vergessen, daß es ein Abschied für immer war.

XIII

Zwei Tage später saß er beim alten Parthagener in der Herberge »Zur Kugel am Bein«. Es hatte sich nichts verändert. Kapturak brachte immer noch Deserteure. Man trank Schnaps und aß gesalzene Erbsen. Bei Chajkin versammelten sich die Rebellen. Der Jurist hoffte immer noch, Abgeordneter zu werden.

Kapturak kam am nächsten Morgen. »Sie sind also nicht Bezirkshauptmann geworden. Ja, wir fahren schon. Die Koffer nehme ich mit. Erwarten Sie sie in der Grenzschenke.« Es war Feiertag, die Beamten von der Grenze saßen schon mit den geflüchteten Soldaten, tranken und sangen. Hinter der Theke der Wirt mit offenem Mund und glotzenden Augen.
Friedrich trat hinaus. Die feuchten Sterne glitzerten. Ein Wind zog sacht dahin. Man roch die weite Ebene, aus der er kam.
Ein kleiner, rundlicher Mann mit einem schwarzen Bärtchen stand plötzlich neben Friedrich.
»Schöne Nacht«, sagte er, »nicht wahr?«
»Ja«, sagte Friedrich, »eine schöne Nacht.«
»Ich verhafte Sie, mein lieber Kargan«, sagte der Mann freundlich. Er hatte eine rundliche, weiße, fast weibliche Hand mit kurzen Fingern.
»Pascholl!« kommandierte er.
Zwei Männer, die plötzlich zum Vorschein kamen, nahmen Friedrich in die Mitte.
Er fühlte nur den Wind wie einen Trost aus der unermeßlichen Ferne.

ZWEITES BUCH

I

Es war Abend. Das Wasser plätscherte leise und zärtlich um den Dampfer, der auf der Wolga dahinschwamm. Im Zwischendeck hörte man das harte, regelmäßige Stampfen der Maschinen. Die schaukelnden Laternen wischten Lichter und Schatten über die zweihundert Menschen, die sich hier niedergelassen hatten, jeder auf dem Platz, wo er zufällig stehengeblieben war, als er das Schiff betreten hatte. An den stillen Stationen schwiegen die Maschinen, und man hörte die tiefen Rufe der Schiffer, der Lastträger und den schnalzenden Anschlag des Wassers an Holz.
Die meisten Gefangenen lagen ausgestreckt auf dem Boden. Hundertzwanzig von den zweihundert Passagieren des Zwischendecks waren gefesselt. Sie trugen Ketten an den Gelenken der rechten Hand und des rechten Fußes. Die nicht Gefesselten sahen neben den Geketteten fast wie Freie aus. Manchmal erschien ein Polizist, ein neugieriger Matrose. Die Gefangenen kümmerten sich weder um ihre Wächter noch um ihre Besucher. Obwohl es ganz früh am Abend war und in einer halben Stunde das Essen verteilt werden sollte, schliefen die meisten, müde von den langen Märschen, die sie bis jetzt zurückgelegt hatten. Der Staat führte sie auf dem billigen und langsamen Wasserweg, nachdem er sie lange hatte wandern lassen. Übermorgen sollten sie in Eisenbahnen verfrachtet werden. Sie sammelten einen großen Vorrat an Schlaf.
Manche unter ihnen kannten sich schon aus. Sie machten diesen Weg nicht zum erstenmal. Sie besaßen Erfahrungen, richteten sich praktisch ein und erteilten den Neulingen Ratschläge. Unter ihren Kameraden erfreuten sie sich einer gewissen Autorität. Mit den Gendarmen verband sie eine Art intimer Feindschaft.
Man rief sie zum Essen wie zu einer Hinrichtung. Sie stellten sich hintereinander auf, zwischen ihnen klirrten die Ketten. Es sah aus, als wären sie alle an einer einzigen langen aufgeschnürt. Mit regelmäßigem, plätscherndem Aufschlag fiel ein Löffel in den Kessel, dann vernahm man das leise Gurgeln eines leise zurückfließenden Suppenstrahls, dann fiel eine feuchte Masse auf hartes Blech. Schwere Füße

scharrten, eine Kette schlürfte klirrend, und immer wieder löste sich aus der Reihe ein anderer, als wäre er abgefädelt worden. Der niedrige Raum erfüllte sich mit dem Dampf, der aus zweihundert Blechgeschirren und Mündern stieg. Alle aßen. Und obwohl sie selbst die Löffel zu den Lippen führten, sah es aus, als würden sie von fremden Armen gefüttert, die nicht zu ihren Körpern gehörten. Ihre Augen, die weit früher gesättigt waren als ihre Eingeweide, hatten schon den stieren Blick der Sattheit, der auch die Hausväter am Familientisch kennzeichnet, jenen Blick, der schon in die Gefilde des Schlafes vordringt.

»Wenn ich die Menschen während der Fütterung betrachte«, sagte Friedrich zu Berzejew, einem früheren Oberleutnant, »bin ich überzeugt, daß sie nichts mehr nötig haben als eine Kugel am Bein, einen Löffel in der Rechten und ein Blechgeschirr in der Linken. Das Herz ist so nahe dem Darm, Zunge und Zähne grenzen so hart an das Gehirn, die Hände, die Gedanken niederschreiben, können so gut ein Lamm erwürgen und einen Bratspieß drehen, daß ich ratlos vor den Menschen stehe wie vor einem legendären Drachen.«

»Sie sprechen wie ein Dichter«, erwiderte Berzejew, lächelte und zeigte zwischen dem schwarzen Bart zwei Reihen leuchtender Zähne, die wie ein Beweis für Friedrichs Behauptung aussahen. »Ich kann solche Worte nicht finden. Aber ich habe auch gesehn, daß der Mensch rätselhaft ist, und vor allem: daß man ihm nicht helfen kann.«

Beide erschraken sie. Waren sie nicht hier, weil sie ihnen helfen wollten? Sie wandten sich voneinander ab.

»Gute Nacht«, sagte Berzejew.

Draußen wurde die Wache abgelöst.

II

Nach vier Tagen wurden sie ausgeschifft, in eine große Halle geführt und einwaggoniert. Sie waren erfrischt, als sie wieder das Land betraten, und ihre Ketten hatten einen hurtigeren Klang. Noch unter den rollenden Rädern der Eisenbahn fühlten sie die Erde. Durch die vergitterten Fenster des Zuges sahen sie Gras und Felder, Kühe und Hirten, Birken und Bauern, Kirchen und blauen Rauch über Schornsteinen, die ganze Welt, von der sie getrennt waren. Dennoch war es ein Trost, daß sie nicht untergegangen war, daß sie sich nicht einmal verändert

hatte. Solange die Häuser standen und das Vieh weidete, erwartete die Welt die Wiederkehr der Gefangenen. Die Freiheit war nicht wie ein Eigentum, das jeder einzelne verloren hatte. Sie war ein Element wie die Luft.

Gerüchte wirbelten durch die Waggons. In der Erinnerung an die Botschaften, die man in den letzten Gefängnissen gehört und ausgetauscht hatte, nannte man sie »Latrinenneuigkeiten«. Die einen sagten, der ganze Transport würde geradewegs nach Wjerchojansk kommen, was von den Kennern als Irrsinn bezeichnet wurde. Adrassjonow, der Unteroffizier, hatte einem der »Alten«, den er schon zum zweitenmal transportierte, gesagt, daß sie nach Tjumen kommen würden, in eines der größten Gefängnisse, in den Tjuremnij Zamok, das Zentralgefängnis für Verbannte. Die Erfahrenen, die schon dort gewesen waren, begannen, die Schrecknisse dieses Kerkers zu schildern. Zuerst schauderten sie bei ihren eigenen Worten und machten die Zuhörer schaudern. Aber allmählich, während sie erzählten, wurde die Begeisterung, die sie nur aus dem Erzählen bezogen, stärker als der Inhalt ihrer Rede und die Neugier der Zuhörer größer als der Schrecken. Sie saßen da wie Kinder, die Märchen von gläsernen Palästen hören. Panfilow und Sjemienuta, zwei alte, weißbärtige Ukrainer, schilderten die Einzelzellen sogar mit einer Art Wehmut, und vergeßlich, wie das menschliche Herz ist, und weil der Weg noch allen unendlich vorkam und das Ziel trotz der Versicherungen der Erfahrenen noch ungewiß blieb, glaubten alle für ein paar kurze Stunden nicht, sie selbst führen dem Elend der Gefängnisse entgegen, sondern ganz andre, Fremde.

Friedrich und Berzejew nahmen sich vor, möglichst nahe beieinander zu bleiben. Berzejew hatte Geld. Er wußte, wie man bestach, Listen und Namen austauschte, und während die anderen »Politischen« über die Bauern, die Anarchie, Bakunin, Marx und die Juden diskutierten, berechnete er, wem er eine Zigarette und wem er einen Rubel geben sollte.

Obwohl sie langsam fuhren, stundenlang auf Güterbahnhöfen standen, schien ihnen doch die Eisenbahnfahrt kürzer, als sie gedacht hatten. Noch einmal rasselten die Ketten, noch einmal verlas man die Namen. Sie standen auf dem letzten Bahnhof und nahmen Abschied von den reizvollen Einrichtungen der Eisenbahn, von ihren technischen Spielzeugen, von grünen Signalen und roten Fähnchen, von den schrillen Glöckchen aus Glas und den harten Glocken aus Eisen, vom uner-

müdlichen Ticken des Telegraphen und vom sehnsüchtig geschwungenen Glanz der Schienen, vom keuchenden Atem der Lokomotive und dem heiseren Schrei, den sie zum Himmel schickte, vom Ruf der Schaffner und vom Winken der Stationsbeamten, vom Brunnen und von einem Gartenzaun, vom kargen Büfett dieser verlorenen Station und von dem Mädchen, das hinter den Flaschen stand und einen Samowar bediente. Besonders von diesem Mädchen. Friedrich betrachtete sie, als wäre sie die letzte europäische Frau, die er sich ansehn durfte und sich gut merken müsse. Er erinnerte sich an Hilde wie an ein Mädchen, mit dem er vor zwanzig Jahren gesprochen hatte. Manchmal konnte er sich nicht mehr ihr Gesicht vorstellen. Es schien ihm, daß sie in der Zwischenzeit alt und grau geworden war, eine Großmutter.
Sie stiegen in Wagen, machten alle fünfundzwanzig Kilometer halt, wechselten die Pferde. Nur der Kutscher blieb auf dem ganzen Weg der gleiche. Ein großer Teil des Transports war zurückgeblieben und sollte tatsächlich in eines der großen Sammelgefängnisse eingeliefert werden. Sie bestanden nur noch aus einigen Gruppen. Friedrich und Berzejew, Freyburg und Lion saßen in einem Wagen. Ohne daß es alle sahen, drückte Friedrich Berzejews Hand. Sie schlossen ein verschwiegenes Bündnis.
Wenn einer von den Gefangenen die Mütze abnahm, sah man die linke kahl rasierte Hälfte seines Schädels, und sein Angesicht bekam den närrischen Ausdruck eines Irrenhäuslers. Einer erschrak vor dem andern, aber jeder verhüllte sein Entsetzen unter einem Lächeln. Nur Berzejew war es gelungen, den Friseur zu bestechen. Er hatte den ganzen Schädel kahl rasiert.
Die Gefangenen sangen ein Lied nach dem andern. Die Soldaten und die Kutscher sangen mit. Manchmal sang ein einzelner, dann war es, als sänge er mit der Kraft aller. Seine Stimme verrauschte im vielstimmigen Refrain, der wie ein Rückkehr aus dem Himmel zur Erde war.
Am schönsten sang Komow, ein Weber aus Moskau, bei dem man eine Geheimdruckerei entdeckt hatte. Er fuhr in die Gefangenschaft für fünfzehn Jahre.

III

Eines Morgens begannen sie die Wanderung. Quer in eine wüste Fläche Landes gestellt war der Zug von Menschen mit Bündeln, Ketten, Stecken in den Händen.
Von den fünfzig Männern, die in Gruppen zu acht, sechs und zehn, von spitzen Bajonetten auf langen Gewehren bewacht, dahinschritten, verrieten nur die ältesten Müdigkeit. Der Vorschrift gemäß durfte jeder nur fünfzig Pud Gepäck mitnehmen. Einige, die sich noch auf dem letzten Bahnhof geweigert hatten, ihre Bagage zu verringern, warfen jetzt mit den überflüssigen Dingen auch die nützlichen fort. Die Soldaten sammelten alles ein, sie ließen es in den Jurten zurück, an denen sie vorbeikamen und die sie auf dem Rückweg wieder besuchten. Nur Berzejew warf nichts weg. Sein umfangreiches Gepäck trugen die Soldaten. Er konnte ihnen ein gutes Wort sagen, eine Zigarette in den Mund stecken und zuschnalzen wie Pferden.
Wenn sie schon lange schweigsam dahinmarschiert waren, befahl Berzejew: »Singen!« Sie sangen. Aber sie stockten schon nach der ersten Strophe. Den Refrain mußte jetzt erst eine zaghafte Stimme nach einer zagen Pause anfangen, es dauerte lange, bis die anderen einfielen. Die Melodie belebte nicht mehr die schweren Füßen. Sie kamen der Verbannung immer näher. Die Verbannung selbst kam ihnen entgegen. Weit hinter sich hatten sie die Eisenbahn zurückgelassen, Pferde, Wagen und Menschen. Der Himmel wölbte sich über die flache Erde wie eine runde Decke aus grauem Blei, festgelötet an den Rändern. Unter dem Himmel eingeschlossen waren sie. Im Kerker wußte man wenigstens, daß sich ein Himmel noch über den Mauern wölbte. Hier aber war die Freiheit selbst ein Gefängnis. An dem Himmel aus Blei gab es keine Gitter, die einen andern, einen Himmel aus blauer Luft ahnen lassen konnten. Die Größe des Raumes schloß noch mehr ein als eine Zelle.
Allmählich zerfielen sie in immer kleinere Gruppen. Tränen in den Augen und in den Bärten, nahmen sie voneinander Abschied. Friedrich, Berzejew und Lion blieben zusammen. Am ersten Tag sprachen sie noch von dem und jenem, mit dem sie gemeinsam gesungen hatten. Sobald sie zu dritt eines der Lieder anstimmten, das noch vor einigen Tagen allen Kehlen entströmt war, erinnerten sie sich an die andern, deren Stimmen sie nie mehr hörten sollten. Die Lieder waren eine Art

klingender Bündnisse und Freundschaften gewesen. Sie hatten Fremde zueinandergebracht mit der Kraft gemeinsam vergossenen Bluts und gemeinsam erlittener Schmerzen. Dann vergaß man allmählich die Verschwundenen. Und nur manchmal erwachte in der Erinnerung ein Gesicht, das keinen Namen mehr trug, eine Träne in einem schwarzen Bart, der zu keinem Gesicht mehr gehörte, und ein Wort erklang, dessen Sprecher nicht mehr zu erkennen war.

Sie wurden weit und regellos herumgeführt, sie sahen die menschenleeren Ufer des Obi. Die zwei kleinen Siedlungen Hurgut und Narym erschienen ihnen wie große und belebte Städte. Sie übernachteten in Narym. Sie lernten, die Wanzen mit den Fäusten absammeln und in großen Kübeln ertränken; auch die schmalen, weißen Reihen Läuse von den Wänden in Papiertüten locken und verbrennen. Sie begannen, die einsam verstreuten Gefängnisse, in denen sie rasten durften, wie gastliche Heime zu schätzen. Sie sahen ferne Waldbrände, kauften durch Tausch bei chinesischen Händlern aus Tschifu sibirische Hafenhandschuhe und Stiefel aus Rentierfellen. Sie hörten die Legende der Jakuten vom Fluß Indigirka und vom Flüßchen Dogdo, das Gold auf dem Grunde führt.

Der Winter kam. Sie gewöhnten sich an 67 Celsiusgrade unter Null und an die matten Fensterscheiben aus Eis in den Jurten. Und sie erwarteten die vierzig sonnenlosen Tage in der Stadt Wjerchojansk, der Stadt mit den dreiundzwanzig Häusern.

Nach dem Gesetz sollte ihr Bestimmungsort zehn Werst von einer Stadt, zehn Werst von einem Fluß und zehn Werst von einer Landstraße entfernt sein. Es gelang ihnen dennoch, an einen Fluß zu kommen, an den Fluß Kolyma. Er ist größer als der Rhein, nur drei Städte sind an ihm gelegen. Die eine hatte neun Einwohner, die andere hundert Einwohner in dreißig Militärbaracken. Friedrich, Berzejew und Lion entschlossen sich für die dritte Stadt, Sredni Kolymsk. Dort gab es weit auseinanderliegende Hütten und nur drei Häuser mit gläsernen Fenstern. Aber es war in einem Umkreis von vielen Meilen der einzige Ort mit einer Kirche, einem Turm und Glocken; Glocken, die man in der zivilisierten Welt gegossen hatte und deren Klang war wie eine Muttersprache.

IV

Nicht immer verdienten die sibirischen Beamten des Zaren den schlechten Ruf, den sie bei der Bevölkerung, unter den Verurteilten und selbst bei ihren vorgesetzten Behörden genossen. Manche, die sich nicht ohne Grund selbst als Verbannte betrachteten, waren entschlossen, das Los der Gefangenen eher zu teilen als zu verschärfen. Viele fingen an, ihr Schicksal an den Verurteilten zu rächen, aber sie wurden nach einigen Jahren mürbe, denn sie sahen, daß ihre Strenge ihnen nichts einbrachte. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit und die Furcht erloschen, weil die maßgebenden Vorgesetzten so weit entfernt waren. Andere wieder ließen sich bestechen und lebten mit einem schlechten Gewissen weiter. Einem schlechten Gewissen, das Gewalthaber ebenso nachsichtig machen kann wie Brutale.
Berzejew war mit dem Oberst Lelewicz befreundet, einem Polen, der das Kommando über ein Infanteriedetachement in Sibirien übernommen hatte, um eine Gelegenheit zu haben, seinen verbannten Landsleuten zu helfen. Er verfügte über so gute Beziehungen zu Petersburg, daß er seine Gesinnung nicht wie andere Offiziere und Beamte hinter einer martialischen Zarentreue zu verhüllen nötig hatte. Mit seiner Hilfe richteten sich Friedrich, Berzejew und Lion in einem der drei Häuser ein, die mit Fensterscheiben ausgerüstet waren. So blieben sie in einer ständigen und privaten Nachbarschaft der Behörde und durften mit den Beamten Karten spielen und politische Gespräche führen. Einmal in der Woche kamen Zeitungen, zehn Tage alt. Die Nachrichten, die sie in dieser Wüste verbreiteten, glichen den Sternen, die wir noch am Himmel leuchten sehn, während sie schon vor Jahrhunderten erloschen sind. Lion meinte, es sei gleichgültig, wann man die Zeitungen lese. Denn schon die Übermittlung eines Geschehens verändere es und dementiere es sogar. Deshalb erschienen uns alle Berichte in den Zeitungen so unwahrscheinlich.
Lion behauptete, er sei nur wegen seiner Verwandtschaft mit einem bekannten Revolutionär des gleichen Namens verbannt worden, würde aber wahrscheinlich bald freikommen. Er war in der Tat ein milder Gegner des Staats, für Einführung der konstitutionellen Monarchie, für eine Modernisierung der Bürokratie nach westlichem Muster und für eine Regelung der politischen Fragen im Innern nach genauer angewandten ökonomischen Gesetzen. Zwischen zwei Fingern

hielt er den Zwicker, der an einem breiten, schwarzen Band festgeknüpft war, drohte mit ihm, zeichnete mit ihm verschlungene Ornamente in der Luft, und nur, wenn er zuhören mußte, setzte er ihn auf den unteren Teil seiner Nase, als wollte Lion seinen Gegner durch das Glas besser betrachten, indessen er ihn doch nur über den Rand der Gläser hinweg ansah. Alles, was mit den Vorgängen der Natur zusammenhing, war ihm fremd und unheimlich. Vor Hunden hatte er denselben Respekt wie vor Wölfen und Bären. Er merkte kaum den Wechsel der Jahreszeiten, und es ließ ihn gleichgültig, ob man 20 oder 60 Grad zählte.

Er verkündete unaufhörlich den Krieg. »Die Sozialdemokraten in Deutschland«, rief er, »haben endlich ihre kaisertreue Gesinnung offenbart. Herr Stücklen sagt: Wir Sozialdemokraten lieben das Land, in dem wir geboren sind, wir sind bessere Patrioten, als man glaubt. Noske: Wir haben niemals den Gedanken erwogen, daß man die Grenzen des Reiches ohne eine bedeutende Verteidigungsarmee offenlassen kann. Weil die Sozialdemokraten aus Prinzip für Vermögensabgabe sind, stimmen sie für Militärkredite. Sie stimmen also für die Möglichkeit, in vier Tagen eine halbe Million Mann gegen die französische Grenze zu werfen. Die Vertreter der Internationale bewilligen einundeinhalb Milliarden dem Kriegsminister. Das ist der Krieg, meine Herren«, schloß Lion, indem er die Zeitung durch die Luft schwang wie eine Fahne.

Berzejew und der Beamte Efrejnow waren für Deutschland, mißtrauisch gegen Frankreich. Berzejew verteidigte den deutschen Arbeiter. Schließlich verglich er sogar den Zaren mit dem deutschen Kaiser. »Immerhin«, sagte er, »schickt der Kaiser niemanden nach Sibirien.«

Efrejnow, der alles Schlimme in Rußland auf den westlichen Einfluß bezog, dem die Gesellschaft, die Intelligenz und der Zar selbst erlagen, fühlte sich gekränkt. Sein blonder Bart, seine breiten Schultern zitterten. »Da seht ihr«, rief er, »wie ihr alle einander gleicht. Ihr glaubt, Rußland sei irgendwo der Welt ähnlich, auch nur in einem einzigen Punkt. Nicht wahr. Rußland ist Orient, und alles andere ist verfaulter, zerfallender Westen. Ob Ihr deutscher Kaiser, Berzejew, oder Ihr deutscher Arbeiter, es ist alles gleich. Mit einem Kaiser, der mit Parlament und Demokratie regiert, beginnt schon der Sozialismus. Der Kaiser, die Republik, der Marxismus, alles okzidentale Begriffe. Der Zar in Rußland ist demokratischer als ein sozialistischer Parlamentarier. Er

ist souverän vom Willen des Volkes und der Erde, die es bebaut. Der Zar ist die Frucht des russischen Bauernvolkes. Er besorgt die Angelegenheiten des Staates, für die das Volk keine Zeit hat. Seit wann stammt denn eure Unzufriedenheit? Seitdem ihr nach dem Westen schaut und ihn um seine Zivilisation beneidet. Da verhandelt Witte mit den amerikanischen Juden. Da schickt man den anglomanischen Snob Iswolski in die Welt, damit er berichtet, welche Krawatten man in London und Paris trägt. Und so vernichtet man die alte, heilige Autokratie des Zaren.«

Lion hatte schon längst unruhige Schleifen mit dem Zwicker in die Luft gezeichnet. »Sie glauben«, schrie er, »daß wir uns vom Westen abschließen können? Gegen die Wirtschaft der Welt ist nichts zu machen.

Rußland bleibt nicht ein Bauernvolk. Es industrialisiert sich. Die Industrie aber diktiert die politische Form. Zwei Drittel unserer Industrie sind in ausländischem Besitz. Eisen und Petroleum werden durch uns so langsam gewonnen, daß sie nicht einmal für unsere schwache Produktion reichen. Unsere Kohlengruben liefern nur 2250 Millionen Pud gegen 18 Milliarden in Deutschland und 32 Milliarden in den Vereinigten Staaten. Das durchschnittliche Einkommen eines russischen Untertanen beträgt 53 Rubel im Jahr, eines Franzosen 233, eines Engländers 273, eines Amerikaners 345. Nur 16 Rubel durchschnittlich spart der Russe im Jahr. Unsere Staatsschulden betragen 9 Milliarden, das sind 2 Rubel 80 Kopeken pro Kopf. England aber, das nach Ihrer Ansicht zum verfaulten Okzident gehört, hat ein Staatsbudget von 160 Millionen Pfund Sterling und unterstützt seine Landwirtschaft noch mit 170 Millionen jährlich.«

Man konnte nichts gegen Lions Zahlen, die er ohne das geringste Schwanken hersagte wie ein Gedicht. Während er sie aussprach, zeichnete er sie flink in die Luft, als schriebe er mit einer Kreide auf einer Tafel. Efrejnow schüttelte den Kopf. Er meinte, die Statistik sei ebenso wie der Marxismus ein Produkt des Westens und die Zahlen Verbrechen wie Attentate. Lion wäre noch mit mehr Recht als die andern nach Sibirien verschickt worden. Er sah zu dem Heiligenbild in die Ecke, und das rote Lämpchen leuchtete ihm einen linden, guten Trost ins Herz.

V

Friedrich entzündete die dünne Kerze aus durchsichtigem Paraffin. Von dem Fußboden kam der gefrorene Atem der Erde ins Zimmer wie ein vertikal gerichteter, steiler Wind. Rings um das Haus sang die ruhige und wehende Kälte. Sie erinnerte an den Gesang von Telegraphendrähten. Friedrich stellte sich vor, daß vor dem Haus in der Finsternis, durch die man nicht sehen konnte, die blankgehobelten, hohen Stangen stünden mit den weißen Blüten des Porzellans an den Spitzen, durch Drähte verbunden mit der lebendigen Welt, deren verlorene Stimme sie in die klare, tröstliche und vertraute Monotonie eines Kinderliedes verwandelte. Wenn er sich schlafen legte, huschte durch seinen ersten Schlummer eine hurtige Vorstellung, weniger als ein Gedanke und mehr als ein Traum, daß er einem Morgen mitten in der lebendigen und bewegten Stadt entgegenschliefe. Berzejew sprach noch lange zu ihm und erwartete keine Antwort. Er liebte seinen stillen und jüngeren Kameraden, dessen dünnes und scheues Angesicht und den Mut, mit dem er in die Revolution gegangen war. Er hat keine Überlegung, stellte Berzejew fest. Sein Leichtsinn hindert ihn, Situationen vorauszusehen. Aber sobald sie kommen, erträgt er sie mit Ausdauer. Er ist leicht begeistert und leicht enttäuscht. Aber der Mißmut wie der Enthusiasmus sind nur physiologische Erscheinungen. In Wirklichkeit ist er traurig, gleichmäßig traurig. Und laut sagte Berzejew:

»Dieser arme Efrejnow ist durch Lion aus der Fassung gebracht. Er ist zu ahnungslos, um Argumente zu finden. Ich hätte sie ihm gegeben. Die Schulden Rußlands sind ja eben eine Folge hastiger Bemühungen, es dem Westen gleichzutun. Vielleicht wäre Rußland gesund und reich ohne die dumme Aspiration, die eine gewisse Schicht seiner herrschenden Klasse hat, zivilisiert zu sein und in den mondänen Bädern des europäischen Westens als gleichwertige Europäer angesehen zu werden. Recht haben eigentlich die finsteren Agrarier neben uns, den konsequenten Revolutionären. Ihnen fehlt nur die Einsicht. Alles, was in der Mitte zwischen der konsequenten Reaktion und der konsequenten Revolution liegt, ist in Rußland töricht. Die bürgerliche Klasse ist entstanden, noch ehe Platz für sie war. Jetzt verlangt sie ihre Industrie. Der Zar ist ratlos. Er verwandelt sich in einen Kaiser nach altem westlichem Muster, etwa nach dem heutigen deutschen. Die Autokratie

macht der Bürokratie Platz, und die Beamten sind die Vorhut der Bourgeoisie. Zuerst kommen die Söhne des Adels und der reichen Bürger in die Ämter, d.h. in die große Stadt. Und die Stadt ist die Feindin des Landes. Die Intelligenz kommt nach. Sie ist der Vorposten der Revolution. Die halb revolutionären Ideale der Intelligenz sind den Instinkten des russischen Volkes fremd. Näher war ihnen schon die Grausamkeit der agrarischen Autokratie. Du siehst also die unmittelbare Nähe einer Explosion. Den Agrarier macht der intellektuelle Bürokrat ohnmächtig. Er kann den Zaren stürzen, aber nicht das Volk regieren. Seine Herrschaft wird ein bedeutungsloser Zwischenakt sein. Wir haben dann die Macht. Rußland kann nicht eine Bürgerrepublik werden, es muß eine proletarische werden. Nur ein Krieg, und das alte Rußland hat aufgehört. Und der Krieg kommt; wir werden nicht lange mehr in Sibirien bleiben.«

Mehl war unerschwinglich. In dieser Gegend konnten die Hausfrauen nur dreimal im Jahr backen. Das Brot war seltener als das Fleisch. Zum erstenmal fühlte Friedrich die unmittelbare Beziehung zwischen Sonne und Erde. Zum erstenmal verstand er den einfachen Sinn des Gebets, das man an den Himmel richtet um das tägliche Brot. An dem brotlosen Tisch, an den er sich zweimal täglich setzte, gedachte er der Bäkkerläden in den lebendigen Städten. Er schloß die Augen. Er stellte sich die verschiedenen Farben des Mehls und die verschiedenen Formen der Brote vor.

»Wovon träumst du?« fragte Berzejew.

»Von Broten. Wenn ich mir die Welt vorstelle, von der wir abgeschlossen sind, denke ich an ganz lächerliche Dinge, z.B. flache Streichhölzer für die Westentasche und runde Pappendeckel für Biergläser, Tintenfässer, die man durch Druck aufklappen kann, Papiermesser aus Zelluloid und an ganz gewöhnliche Sachen, wie z.B. eine Ansichtskarte. Ich erinnere mich an eine, sie hing im Schaufenster des Papierhändlers an der Ecke der Straße, in der ich gewohnt habe. Sie war alt, vergilbt, seit Jahren hing sie in der Vitrine. Es war ein armer, kleiner Papierhändler und eine häßliche Karte. Sie hatte einen breiten Goldrand, von Fliegen schwarz betupft. Sie stellte ein bekanntes Bild vor. Auf der Erdkugel, die im Weltraum schwebt – der Weltraum war, wenn ich mich recht erinnere, übrigens blaßblau –, sitzt eine Frau mit verbundenen Augen auf dem Nordpol.«

»Ja, ja«, sagte Berzejew. »Ich habe das Bild auch gesehn. Warte nur,

ich glaube, die Frau hielt etwas in der Hand, und sie trug ein wäßriges, blaues Kleid. Aber an den breiten, goldenen Rahmen erinnere ich mich nicht.«

»Doch«, beharrte Friedrich, »es war ein breiter, goldener Rahmen – und von Fliegen betupft –, und an der Ecke war ein gelber Briefkasten. Man konnte einen Brief zukleben und hineinstecken und noch hören, wie er hineinfällt: dumpf, wenn der Kasten leer ist, und raschelnd, wenn schon Briefe drinnen sind.«

»Laß uns lieber vom Brot reden«, sagte Berzejew. »Du bringst mich davon ab. Es gab also zunächst einmal zwei wichtige Unterschiede, weiß und schwarz. In Frankreich aß ich einmal, ich war mit meinem Vater dort und vierzehn Jahre alt, harte, weiße, lange Brotstangen mit goldbrauner Rinde. Aber das russische Landbrot, schwarz und rötlich, mit ganz groben, weichen Körnern, ist mir das liebste.«

»Ich erinnere mich«, fuhr Friedrich fort, »wie es duftete, wenn man an einem Bäckerladen vorbeikam.«

»Besonders in der Nacht!« rief Berzejew.

»Ja, in der Nacht, wenn es Winter war, schlug einem plötzlich aus den Kellern eine Wärme entgegen, so etwas wie eine animalische Wärme.«

»Eine brötliche Wärme!« jubelte Berzejew.

»Und des Morgens im Sommer, wenn ich sehr früh erwachte und auf die Straße ging, liefen die weißen Bäckerjungen mit verhüllten Körben. Aus den Körben roch es. Dabei hörte man die Vögel singen, weil die Straßen noch still waren.«

Sie schwiegen lange.

Plötzlich sagte Berzejew: »Wie dumm man wird!«

»Nein, nicht dumm!« schrie Friedrich, »sondern menschlich. Wir waren Ideologen, keine Menschen. Wir wollten die Welt umgestalten, und wir sind von Ansichtskarten abhängig, und wir müssen Brot essen.«

»Weil nicht alle Brot haben«, sagte Berzejw leise, »sitzen wir hier. Wie einfach ist das doch. Man braucht keine Theorie und keine Nationalökonomie. Weil nicht alle Brot haben – sehr simpel und eigentlich dumm.«

R. hätte das schon formuliert, dachte Friedrich. R. hätte etwa gesagt: Wir wollen helfen. Aber wir sind nicht dazu geboren. Die Natur hat uns für unsere Ohnmacht mit einer zu starken Liebe begabt, sie übersteigt unsere Kräfte. Wir gleichen einem Menschen, der nicht schwim-

men kann, einem Ertrinkenden ins Wasser nachspringt und untergeht. Aber wir müssen springen. Manchmal helfen wir den andern, aber meist gehn wir beide unter. Und es ist unbekannt, ob man im letzten Augenblick eine Seligkeit empfindet oder einen gewissen bitteren Zorn.

»Als ich vierzehn Jahre alt war«, begann Berzejew, »nahm mich mein Vater auf Reisen mit. Ich sah zum erstenmal fremde Bahnhöfe, und das war eigentlich das Schönste. Erinnerst du dich noch an Bahnhöfe?«

Sie dachten beide an den Bahnhof, den sie zuletzt gesehen hatten.

»Hast du das Mädchen gesehn?« fragte Friedrich.

Und Berzejew wußte sofort, welches Mädchen gemeint war.

»Ja«, sagte er, »sie stand hinter dem Büfett und gab mir ein Glas Tee. Sie hatte die Zöpfe in zwei runden Scheiben über den Ohren geflochten.«

»Und rote Wangen.«

Sie sprachen von dem fremden Mädchen wie von einer verlorenen Geliebten.

»Es gab aber noch etwas außer den Bahnhöfen, als ich vierzehn Jahre alt war«, begann Berzejew wieder, »nämlich in unserem Kupee eine Frau, mit der sich mein Vater unterhielt. Er traktierte sie mit Schokoladebonbons, hob ihre schweren Koffer aus dem Gepäcknetz, stellte sie wieder hinauf, führte die Dame in den Speisewagen, und zum Kellner sagte er: ›Einen Tisch nur für drei, der vierte Sessel fehlt, verstanden?‹ ›Ja, Euer Ehren‹, sagte der Kellner. Denn mein Vater war ein hoher Beamter, ein Gutsbesitzer und ein Herr. Man sah es ihm sofort an. Ich ging oft und gern in den Korridor. Dort fühlte man besser, daß man fuhr. Wenn man steht, bewegt sich der Zug schneller, und dann kommt man sich auch etwas freier vor und ist dem Zugbegleiter näher. Wenn eine Station kommt, steigt man schnell aus. Und auch das Klosett ist schön. Ich ging oft dorthin, und wenn jemand heftig an der Tür rüttelte, so blieb ich um so länger drinnen. Wie ich nun einmal ins Kupee zurückkehre, fährt die Dame auf, stößt einen Schrei aus, und mein Vater sieht durch das Fenster in die Landschaft. Ich setzte mich in die Ecke, deckte mich mit dem Mantel zu und tat, als ob ich schlief. Dann ging mein Vater hinaus, ich spürte, wie er über meine Beine stieg. Im nächsten Augenblick nimmt die Dame den Mantel von meinem Gesicht und küßt mich schnell auf den Mund und setzt sich wieder hin. Damals dachte ich, sie küßt mich, damit ich nicht böse sei oder

zu Hause etwas erzähle. Aber in Nizza trafen wir sie wieder. Sie hatte sich mit meinem Vater verabredet, und einmal, an einem Nachmittag, bestellte sie mich in ihr Zimmer. Wir wohnten in demselben Hotel. Es war schon Abend, und man läutete zum Essen, da kam ich aus ihrem Zimmer. Im Korridor erwartete mich mein Vater. Ich will an ihm vorbeilaufen, er hält mich fest und gibt mir eine Ohrfeige.

»Und dann?«

»Denke dir, und seit damals habe ich mit meinem Vater nie mehr ein Wort gesprochen bis zu seinem Tod, von dem ich erst zwei Tage später erfuhr, kein Wort! Ich begann, ihn zu hassen. Ich sah seinen fleischigen Mund unter dem würdigen, melierten Schnurrbart. Sofort als wir zurückkamen, gab er mich in die Kadettenschule. Er schrieb mir zweimal im Jahr, ich schrieb ihm auch. Es waren Briefe wie aus einem Briefsteller. Aber wenn ich zu Ostern nach Hause kam, küßten wir uns und sprachen nicht, und das ganze Jahr hatte ich ein Grauen vor dem Kuß, der mich erwartete.«

»Er hätte reden sollen«, sagte Friedrich.

»Vielleicht wäre ich auch nicht hier«, sagte Berzejew.

VI

Manchmal kam der Oberst Lelewicz selbst. Manchmal schickte er einen seiner Freunde. Er brachte Brot, Konserven, Zeitungen. In unregelmäßigen Abständen kam Len-Min-Tsin zu Besuch, der chinesische Händler, mit Zeitungen, Büchern und billiger Pornographie. Es waren Bündel von Ansichtskarten, wie sie den Fremden in den grellen Nächten der großen Städte scheue, kleine Händler mit vielverheißendem Flüstern anbieten. Der Chinese führte die Ansichtskarten in Serien durch die verlorenen Städte Sibiriens und verlieh sie wie Bücher. Er sammelte sie dann wieder bei seinen Abonnenten ab und tauschte sie gegen neue ein. Die Bilder waren abgegriffen wie alte Spielkarten von den gierigen Fingern vieler Hunderte. Efrejnow, Lion und Berzejew sahen zusammen mit unpolitischer und rein geschlechtlicher Eintracht die Karten durch. Efrejnow behielt seine Würde, während er sich in die Details vertiefte. Er runzelte die Augenbrauen, kämmte mit gespreizten Fingern seinen blonden Bart, schloß die Augenlider und sah durch eine schmale Ritze auf die Karten mit dem prüfenden Blick eines

Kritikers. Gegen seinen Willen öffneten sich gleichzeitig seine behaarten Lippen in dem Maß, in dem sich seine Lider schlossen. Seine Zunge kroch neugierig zwischen die Zähne, er begann zu lächeln, sein Angesicht löste sich und bekam trotz dem mächtigen Hals, auf dem es saß, und trotz dem Bart, der es umrahmte und eingepackt hielt, einen knabenhaften Ausdruck. Lion hielt den Zwicker mit der Hand hart vor den Augen und wippte unaufhörlich mit einem Fuß, wobei sein Körper in ein zartes, schütterndes Beben geriet. Berzejew war rot unter dem Braun seines regelmäßigen Gesichts und sah aus, als wäre nicht seine Haut gerötet, sondern als käme die rote Hautfarbe seines zweiten, inneren Menschen durch die braune des äußeren zum Vorschein. Ungeduldig, wie er war, wollte er rascher blättern als die andern, die gründlichere Naturen zu sein schienen.

Das ist mein Freund, denkt Friedrich. Er ist treu, er hat eine schöne Leidenschaft, er ist gütig, klug und vorsichtig. Man kann sich auf ihn verlassen. Er kann ein Regiment kommandieren. Der Hunger unterwirft ihn nicht, aber eine Ansichtskarte. Wenn ich ihm jetzt die Bilder wegnehme ... Er trat zum Tisch und nahm das Päckchen, das vor Berzejew lag. Berzejew erhob die Hand, um seine Karten vor dem Zugriff zu retten. Aber er senkte sie nicht, er hielt sie eine Weile in der Luft wie zum Schwur. Plötzlich lachte er laut.

»Du hast mir leid getan«, sagte Friedrich.

»Es war vielleicht lächerlich«, sagte Berzejew. Sie sprachen nicht mehr davon.

Aber einige Tage später erzählte Berzejew unvermittelt: »Ich habe mit Efrejnows Frau geschlafen. Er war mit Lion in unserem Zimmer.«

Und da Friedrich nicht weiter fragte – sehr schnell und sehr ernst: »Ich wollte dich nur informieren.«

Das war alles. Aber als hätte das Abenteuer Berzejews der Erinnerung irgendeine neue Tür geöffnet, begann Friedrich, an die Millionen ferner Frauen zu denken mit der Sehnsucht, mit der er an den Geschmack, den Geruch, die Form des Brotes gedacht hatte. An hundert kleine Begebenheiten ohne Bedeutung und ohne Folgen erinnerte er sich. Die Plattform einer Straßenbahn, vor ihm eine Frau, den Arm hochgestreckt, die Hand an einem der ledernen Griffe, die von der Decke des Wagens herabhängen. Deutlich die Linie ihrer gestreckten Brust und ihres Halses. Das Gesicht sieht er nicht mehr. Er hörte das zarte Trippeln eines jungen Mädchens durch eine schmale und stille

Gasse, das Echo, das ihren Schuhen entgegenkommt wie eine zärtliche Antwort der Steine. Der taubengraue, schmale Schuh Hildes auf dem roten Samt des Wagens.

Grau auf Rot. Es waren die Farben seiner Liebe. Er dachte an sie wie ein Patriot an die Fahne seines Lebens. Der kleine Handschuhladen, die geduldige Erwartung der aufgereckten Finger und das zarte Spiel der Hände. Das schmale Armband zwischen dem Ärmel und dem Rand des Handschuhs. Die Wärme, die seiner Hand entgegenkommt, wenn er den Arm streift. Viele flüchtige Berührungen, absichtlich gewollte, absichtlich vorgetäuschte, kaum geborene Ahnungen einer Berührung, andre, die wie Schatten über die Körper gehuscht sind. Er zerreißt den Brief. Sie weint. Er erinnert sich nicht deutlich, ihre Tränen zu sehn. Er glaubt nur, sie gehört zu haben. Hilde geht durch die Tür des kleinen Kaffeehauses, hinter der halb verhängten Fensterscheibe noch einmal ihr Umriß auf der Straße. Sie verliert sich in der Stadt. Er tritt hinaus, sie ist nicht mehr da. Warum hat er je daran gezweifelt, daß er sie liebt. Er hat sich geschämt vor seinem Gewissen, vor R., vor seinem Ehrgeiz.

Er spricht seit Wochen nur mehr das Notwendigste. Die ewigen Diskussionen hört er wie einen verworrenen Lärm ohne Sinn. Proletariat, Autokratie, Finanz, herrschende Klasse, Militarismus. Simple Formeln, man mußte sich ihrer bedienen, um zu handeln. Aber sie umfaßten nur einen geringen Teil dessen, was sie zu enthalten vorgaben. Das Leben steckt in den Begriffen wie ein ausgewachsenes Kind in zu kurzen Kleidern. Eine einzige Stunde Leben besteht aus tausend unerklärlichen Regungen der Nerven, der Muskeln, des Gehirns, und ein einziges, großes, leeres Wort will sie alle ausdrücken.

Es gab in dieser Zeit nur ein Wort, das einen Inhalt hatte: Flucht!

Man konnte fliehen. Ihm war, als wäre er aus seinem eigenen Leben seit Jahren ausgezogen und als lebte er in einem fremden. Irgendwo wartete sein eigenes wie ein gutes, zu Unrecht verlassenes Haus. Fliehen, dem bleiernen Himmel entweichen, dem brotlosen Tisch. Die Idee hängt nur noch wie ein roter Kinderballon in der Luft. Das Leben ist kurz. Sechzig Jahre Freiheit sind weniger als zehn Jahre Sibirien.

»Was ist dir?« fragte Berzejew.

Der Tag ist noch lang. Aber am frühen Abend kommen Wolken, der Mond zerstreut sie. Am Morgen sind sie wieder da und betten die rote Sonne ein. Sie kann nur mit Mühe aufstehn. Sie bereiten sich auf den

Winter vor. Die Tscheldony sagen, er würde früher kommen als gewöhnlich, und schon sehen sie den Winter. Der Chinese wird ausbleiben, die Zeitungen werden seltener, man muß sich mit Kerzen und Öl versorgen.
»Ich muß fliehen«, sagt Friedrich.
»Unmöglich jetzt, wir werden frei.«
»Verlaß dich auf mich, ich denke jeden Tag daran.«
In diesem Augenblick stößt Lion hastig die Türe auf. Er schwingt eine Zeitung.
Der österreichische Thronfolger ist erschossen.

VII

In dieser Nacht schlafen sie ruhig, als wäre es eine ganz gewöhnliche Nacht.
Indessen bereitete sich in Europa der Krieg vor. In den Kasernen bliesen die Trompeten Alarm. An allen Straßenecken der großen und der kleinen Städte klebten große Plakate. Die Züge rollten grün bekränzt aus den Bahnhöfen, und die Männer haben bunte Röcke und Mützen und Gewehre. Alle Frauen weinen.
Eines Tages erschien der Oberst Lelewicz mit einigen Freunden in Kolymsk. Nichts Auffälliges war daran. Kleinere Trupps waren schon durchgezogen. Efrejnow freute sich. Die Zeitungen kamen schneller, wie gedrängt von der Eile der Nachrichten, die sie enthielten. Die Gegend wurde geradezu belebt.
Lelewicz nahm Abschied von seinem Freund.
Auf dem Tisch Berzejews ließ er ein blaues Paket liegen. Berzejew sah es nicht. Er stand an der Tür. Er begleitete den Obersten. Lelewicz stieg in den Sattel. Er winkte zum letztenmal. Berzejew kehrte ins Zimmer zurück. Er erblickte das Paket, ergriff es schnell und lief hinaus, dem Obersten nach. Er schrie, Lelewicz schien nicht mehr zu hören. Er war nur noch ein kleiner, schwarzblauer Fleck am Horizont.
Friedrich hielt Berzejew fest. »Das ist für uns!« sagte er mit aufgerissenen Augen, blaß, atemlos und ohne Stimme.
Als Efrejnow am nächsten Morgen erwachte, waren Friedrich und Berzejew verschwunden.

VIII

Sie fürchteten die Aufmerksamkeit der Spitzel eher auf sich zu lenken, wenn sie zusammenblieben. Sie beschlossen also, sich für einige Tage zu trennen, sich dann wieder zu treffen und in Etappen die Reise bis zur ersten größeren Stadt zurückzulegen. Der früher Angekommene sollte auf den anderen warten. Der später Angekommene später wegfahren. Fing man einen von ihnen, so wußte der andere, daß er sich vorläufig nicht zeigen dürfe. Sie waren jeden Augenblick bereit, der Polizei in die Arme zu fallen. Aber jeder von den beiden zitterte mehr um den andern als um sich. Die beständige Sorge befestigte ihre Freundschaft mehr, als wenn sie jede Gefahr gemeinsam hätten bestehen müssen, und schenkte ihnen der Reihe nach alle Arten und Grade der Liebe, die das Verhältnis der Freundschaft bestimmten: Sie wurden einander Väter, Brüder und Kinder. Immer, wenn sie sich nach einigen Tagen trafen, fielen sie sich in die Arme, küßten sich und lachten. Auch wenn keinem von ihnen unterwegs eine wirkliche Gefahr begegnet war, so blieb jeder doch von den Gefahren erschüttert, von denen er sich eingebildet hatte, daß sie den andern bedrohen. Und obwohl ihre Trennung den Zweck hatte, wenigstens einen vor der Verhaftung zu bewahren, nahmen sich doch beide im stillen vor, sich freiwillig zu stellen, wenn dem anderen etwas zustoßen sollte.
Sie erreichten endlich das europäische Rußland. Sie sahen die kriegerische Begeisterung des Landes. Es waren die letzten heiteren Augenblicke des Zaren, wie es später schien, gleichsam von einem bewußten Willen der Weltgeschichte hervorgerufen, um ein todgeweihtes System zu täuschen. Die Radikalen fielen den Konservativen in die Arme, und wie immer, wenn fremde Menschen sich in einer Gefahr verbinden und Gegner sich versöhnen, glaubte man auch damals an eine wunderbare Wiedergeburt des Landes, weil den Menschen das Wunder einer Verbrüderung genügt, damit sie an ein noch unwahrscheinlicheres glauben. So vertraut ist der menschlichen Natur die Feindschaft und so fremd die Versöhnung. Man gründete in der Eile patriotische Vereinigungen. Man erfand hundert neue Namen und Abzeichen. Man marschierte durch die Straßen und zertrümmerte deutsche Schilder.
»Wie rätselhaft«, sagte Friedrich zu Berzejew, als sie in ihrem Hotelzimmer saßen, »daß die einzelnen, aus denen doch die Masse gebildet ist, ihre Eigenschaften aufgeben, selbst ihre primären Instinkte verlie-

ren. Der einzelne liebt sein Leben und fürchtet den Tod. Zusammen werfen sie das Leben weg und verachten den Tod. Der einzelne will nicht zum Militär gehn und Steuern zahlen. Zusammen rücken sie freiwillig ein und leeren ihre Taschen aus. Und das eine ist so echt wie das andere.«

»Mich interessiert es zu wissen«, sagte Berzejew, »wie lange diese Begeisterung anhalten wird und ob man sie nicht in ihr Gegenteil verkehren kann. Ferner interessiert es mich zu sehn, ob es in den anderen Ländern ebenso oder ähnlich aussieht. Lion hat recht gehabt. Die deutschen Sozialdemokraten marschieren.«

Nach den Papieren, die ihnen Lelewicz verschafft hatte, sollten sie als Einjährige in ein Artillerieregiment in Wolynien einrücken. Folgende Auswege hatten sie: Entweder sie rückten ein und warteten auf eine Gelegenheit, in Gefangenschaft zu geraten und dann wieder aus der Gefangenschaft zu fliehen. Oder sie verbargen sich vorläufig im Land und warteten eine Gelegenheit ab, mit Hilfe ihrer Freunde ins Ausland zu kommen und als Zivilgefangene interniert zu werden. An eine dritte Möglichkeit dachten sie damals noch nicht. Der Zufall half ihnen.

In Charkow erfuhren sie nämlich von einem Hotelportier, der zu dem gleichen Regiment einzurücken hatte, daß es sich schon im besetzten Gebiet, auf österreichischem Boden, befand. Sie konnten also hinfahren, sich nicht melden, sondern unter die Bevölkerung einer der besetzten Städte mischen und mit Hilfe von Friedrichs alten Verbindungen an der Grenze brave und okkupierte Bürger spielen.

IX

Also befindet er sich noch einmal vor der Herberge »Zur Kugel am Bein«. Sie steht immer wieder auf seinem Weg. Er läßt Berzejew in der großen, leeren Schenkstube warten und geht die Treppe hinauf, die zum Zimmer des alten Parthagener führt.

Friedrich sieht durchs Schlüsselloch, die Tür ist verschlossen. Auf dem grünen Kanapee schläft der alte Parthagener, wie immer am Nachmittag von zwei bis vier. Er schläft, wie um den Krieg zu widerlegen. Die alten Möbel stehen noch im Zimmer. Eine entfaltete Zeitung liegt auf dem Tisch, bewacht von der blauen Brille. Friedrich überlegt, ob er den Alten wecken soll. Es scheint gefährlich zu warten. Jeden Augen-

blick kann eine Patrouille die Schenke betreten. Er klopft. – Der Alte springt auf. »Wer dort?« – Es ist immer noch derselbe Ruf. Er öffnet die Tür. »Ah, Sie sind es! Wir haben Sie schon lange erwartet. Kapturak weiß seit einer Woche, daß Sie zusammen mit ihrem Genossen Berzejew geflüchtet sind. Sie sind lange fort gewesen, armer junger Mann! Sie müssen viel mitgemacht haben! Aber nun sind Sie da! Haben Sie es eigentlich nötig gehabt?«

Es hat sich also nichts geändert! denkt Friedrich. Kapturak und Parthagener haben mich erwartet, als wäre ich hinübergegangen, eine »Partie« abholen. Und zu Parthagener: »Kapturak ist also hier?« »Und weshalb nicht! Er ist als Feldscher eingerückt. Haben Sie die große Fahne vom Roten Kreuz nicht auf unserem Dach gesehn? Wir sind sozusagen ein Spital ohne Kranke. Kapturak ist gleich in der ersten Woche mit der siegreichen Armee einmarschiert. Ein ganz gewöhnlicher Feldscher! Aber eigentlich bei der Spionage. Mit Beziehungen zum Armeekommando. Er bringt uns gesunde Soldaten, und wir behandeln sie nach verschiedenen Rezepten. Wir geben ihnen Zivilkleider und Papiere, Einspritzungen, Betäubungsmittel, Lähmungserscheinungen und Sehstörungen. Leider bin ich ganz allein. Meine Söhne sind eingerückt. Grad in dieser Zeit. Nicht daß ich Angst um ihr Leben hätte! Ein Parthagener fällt nicht im Krieg! Aber ich bin ein alter Mann und kann die vielen Deserteure nicht bewältigen.«

Es kamen immer mehr Deserteure zu Parthagener. Die Furcht vor einem Krieg, der erst hätte ausbrechen sollen, hatte sich in die weit größere Furcht vor einem Krieg, der schon da war, verwandelt. Der Alte saß in seiner Herberge und verkaufte Heilmittel gegen die Gefahr wie ein Apotheker Pulver gegen Fieber.

»Und wo ist Ihr Freund?« fragte der Alte.

»Er wartet unten.«

Parthagener setzte die Brille auf und strählte mit einem Kamm seinen schönen, weißen Bart vor dem Spiegel. Dann wendete er sich wieder um. Bis jetzt hatte er gleichsam privat gesprochen. Nunmehr wurde er der offizielle Herbergsvater, bereit, einem Fremden zu bieten, was er hatte: eine stille Würde und einen seelischen Komfort.

Am Vorabend, in der Dämmerung, kommt Kapturak. Er trägt eine Uniform und sieht viel friedlicher aus als in ruhigen Zeiten. Damals war er ein Abenteurer. Heute, mitten im großen Abenteuer, ist er ein braver Mann, der seinen bürgerlichen Beruf nicht aufgegeben hat.

Es war still in der Schenke. Man hört manchmal den schweren Schritt einer Patrouille, die ihre Runde durch die Stadt macht. Man könnte vergessen, daß hier der Krieg zu Hause ist, nachdem er sich so lange vorbereitet hatte, hier, an dieser Grenze, die seine Heimat ist. Der alte Parthagener sitzt über einem großen Buch und rechnet. Berzejew schläft, den Kopf auf der Tischplatte. Man sieht von ihm nur sein wirres, braunes Haar.
»Sie bleiben zusammen mit ihm?« fragt Kapturak. Der Blick, den er in Berzejews Richtung schickt, ist körperlich wie ein ausgestreckter Zeigefinger.
»Er will über Rumänien, den Balkan, Italien nach der Schweiz. Ich möchte gerne über Wien.«
»Sie fahren beide morgen!« entscheidet Kapturak. »Als Schweizer Rotes Kreuz. Ich werde den Abmarsch vorbereiten.«
Sie schliefen im Gastzimmer. Ein paarmal erwachte Friedrich von fernen Schüssen, die mit langem Echo durch die stille Nacht knallten, und von dem fernen, blassen Schimmer der Scheinwerfer, die den Horizont und die Fenster für kurze Sekunden erhellten. Er sah sich im Traum einen schmalen Weg zwischen Feldern entlanglaufen. Der Weg führte in einen Wald. Es war Nacht. Ein breiter Streifen Licht aus einem Scheinwerfer huschte über die Felder hin, um den schmalen Pfad zu finden, auf dem Friedrich lief. Der Pfad hatte kein Ende. Man sah die dunkle Masse des Waldes ganz nahe. Aber der Weg machte unerwartete Biegungen, wich einem Stein und einer Wasserlache aus, und sooft Friedrich sich entschloß, ihn zu verlassen und geradewegs über die Felder zu laufen, verschwand der Wald vor seinen Blicken. Ein nackter, von weißen Scheinwerfern schamlos entkleideter Himmel lag flach und endlos über der Welt. Hastig suchte er wieder nach dem trügerischen Weg, und er lief, sorgfältig trotz aller Eile, einen Fuß vor den andern, um nur nicht seitwärts zu treten und den Wald vor den Augen zu verlieren.
Am Morgen geht er noch einmal durch die kleine Stadt. Die Läden sind geschlossen. An den Fenstern der niedrigen Häuser zeigt sich niemand. Auf dem quadratischen Marktplatz lagern Soldaten. Die Pferde wiehern. Aus riesigen Kochkesseln duftet es warm und fett. Die Trainwagen rollen unaufhörlich und scheinbar zwecklos über die holprigen Steine. Auf der steinernen Schwelle eines Hauses, dessen Tor geschlossen ist, sitzt ein Soldat. Er hält einen Sack zwischen den Knien, beugt

seinen Kopf über ihn und sieht hinein. Wie Friedrich vorbeigeht, schließt er mit einem erschrockenen Griff den Sack und hebt den Kopf. Er hat ein blasses, breites Gesicht mit fahlen Brauen über schmalen, hellgrauen Augen. Seine Mütze liegt schief auf seinen Haaren und drückt ein Ohr zusammen. Seine gelbe Uniform aus harter Leinwand ist zu schmal, und seine breiten Schultern füllen noch ein oberes Stück der Ärmel aus. Er erinnert so an einen Irren in der Zwangsjacke. Ein langsamer Schrecken überzieht sein Gesicht. Seine viel zu kurzen Lippen, die sich niemals ganz schließen können, enthüllen das Zahnfleisch über den langen gelben Zähnen. Es sieht aus wie Lachen und Weinen, wie Freundlichkeit und Zorn. »Ich hab dich erschreckt!« sagt Friedrich. Der Soldat nickt. »Was hast du da im Sack? Fürchte dich nicht!« Der Soldat öffnet schnell und läßt Friedrich hineinblicken. Friedrich sieht silberne Löffel, Ketten, Leuchter und Uhren. »Was machst du damit?« Der Soldat zuckt die Schultern und legt den Kopf auf die Seite wie ein verlegenes Kind. Schließlich fleht er: »Gib mir deine Uhr!« »Du hast ja so viele!« sagt Friedrich, »ich habe keine.« »Laß mich sehen!« fleht der Soldat. Er steht auf und steckt die Hände in Friedrichs Taschen. Er findet Papiere, Bleistifte, eine alte Zeitung, ein Messer, ein Taschentuch. »Nein, du hast keine!« sagt der Soldat, »da, nimm dir eine!«, und er öffnet den Sack. »Ich brauche keine Uhr!« sagt Friedrich. »Doch! Du mußt nehmen!« beharrt der Mann und steckt ihm eine Uhr in die Rocktasche.

Friedrich entfernt sich. Der Soldat läuft ihm nach, den schlenkernden Sack in der Hand. »Halt!« ruft er. Und als Friedrich stehnbleibt: »Gib mir doch die Uhr wieder!« Er nimmt sie mit einer zitternden Hand entgegen. Offiziere kamen vom Frühstück, mit klirrenden Sporen, gegürteter Taille, mit der kriegerischen Eleganz, die aus dem Offizier ein Muster der Männlichkeit macht und ihm zugleich eine Ähnlichkeit mit weiblichen Mannequins verleiht. Sie wiegten sich in den Hüften, an denen die Pistolen wie Schmuckstücke in Etuis hingen. Die Soldaten in den Straßen grüßten. Und die Offiziere erwiderten lustig und leger. Wie sie so dahingingen, zwischen grüßender Ehrfurcht, stummer Dienstbereitschaft, verliebter Ergebenheit, erinnerten sie an gefeierte Damen der Gesellschaft, die durch einen Ballsaal schreiten.

Sanitätswagen kamen, aus denen man Verwundete mit weißen Verbänden herauszog wie Gipsfiguren aus Schubladen; ein sterbendes Pferd lag in der Straßenmitte, um das sich niemand kümmerte, ein Offizier

ritt vorbei. Er ragte bis an den Rand der Häuser und schien wie ein blauer Gott die Welt zu visitieren.
Sie reisten noch an diesem Tag nach Rumänien. Berzejew fuhr weiter über Griechenland und Italien nach der Schweiz, Friedrich über Ungarn nach Wien. Sie sollten sich in Zürich treffen. Sie fuhren mit Rote-Kreuz-Binden und mit Legitimationen aus Kapturaks Fabrik als Mitglieder einer Schweizer Krankenkommission.

X

In Rumänien trennte sich Friedrich von seinem Freund. Es war mir damals, als ich erfuhr, daß er nach Wien ging, unerklärlich, weshalb er nicht mit Berzejew zusammen den Umweg über Italien nach der Schweiz gemacht hatte. Und noch als ich im Felde den ersten Brief nach langer Zeit von Friedrich erhielt – ich zitiere auf einer der folgenden Seiten eine kennzeichnende Stelle –, nahm ich an, daß er etwas Wichtiges, vielleicht im Auftrag seiner Partei, in Österreich zu erledigen habe. Aber er hatte dort nichts zu tun. Ich begriff nicht, daß ein Mann, der mehr als ein Jahr in sibirischer Gefangenschaft gelebt hat, in eine Stadt zurückkehrt, um einen Bekannten oder selbst eine Frau wiederzusehn. Dennoch scheint Friedrich keinen anderen Grund gehabt zu haben. Savelli war nicht mehr in Wien. Der ukrainische Genosse P. lebte seit einem Jahr in einem Konzentrationslager für Zivilgefangene in Österreich. R. war nach der Schweiz übersiedelt – einen Monat vor dem Ausbruch des Krieges noch. Friedrich konnte ohne Militärpapiere nicht einmal sicher durch die Straßen gehn. Alle Menschen waren – wie man weiß – die Schatten ihrer Dokumente geworden. Den Jahrgang Friedrichs hatte man längst einberufen. Er mußte jedem Polizisten auf der Straße verdächtig erscheinen. Die großen Mobilisierungsplakate, auf denen er genannt war, klebten verwelkt und zerfetzt an den Wänden, nur noch Bestätigungen dafür, daß die Angehörigen dieses Jahrgangs gefallen waren und schon zu vermodern anfingen. Friedrich, dem eine bestimmte Staatsbürgerschaft nicht nachzuweisen war, konnte verhaftet werden und in ein Lager kommen. An der Grenze und unterwegs hatte er erzählt, daß er aus Rumänien komme, um einzurücken. Man hatte es ihm geglaubt, es gab viele seinesgleichen im Zug. Ein Gendarm, der die Papiere kontrollierte, erzählte es ihm. Die

Männer kamen aus fernen Ländern, um ein Gewehr zu nehmen. Auch hier waren die Züge mit Laub geschmückt. Die Soldaten sangen andere Lieder und trugen andere Farben und Mützen als in Rußland. Vor einem Monat waren sie alle in Zivil, drüben und hier, kaum zu unterscheiden. Woher konnten sie denn alle auf einmal singen? Sie hatten nie gesungen, wenn sie in den Zügen gesessen waren, als Reisende in Parfüms, als Advokaten, als Beamte, die in Urlaub gingen oder wieder zu ihrem Dienst zurückkehrten. Hatten Sie keinen Respekt vor dem Tod? Achteten sie ihn nur, wenn er mit den feierlichen Abzeichen auftrat, die sie ihm in regelmäßigen Zeiten und auf regelrechten Friedhöfen, in Sarghandlungen und Leichenbestattungsunternehmungen zu verleihen liebten?

»Ich wurde mir langsam klar über meinen alten Zorn gegen die Autorität«, schrieb mir Friedrich später ins Feld. »Ich rebellierte nur gegen die vorläufige, gegenwärtige Autorität. Denn sie ruht nicht auf legaler Voraussetzung. Ebensowenig wie dieser Buchhalter, der jetzt singend in den Krieg zieht, ein Held ist, sowenig ist der Polizist ein Polizist, der Minister ein Minister, der Kaiser ein Kaiser. In friedlichen Zeiten sieht man es nicht. Aber jetzt enthüllen die hunderttausend Advokaten und Oberlehrer, die sich plötzlich in Offiziere verwandelt haben, die Ungesetzlichkeit auch der Berufsoffiziere. Es ist kein Zweifel, die Gesellschaft gibt sich zu erkennen, obwohl sie sich verkleidete.

Ich war in dem Verein der jungen Arbeiter, den Sie ja kennen. Die Donnerstagabende finden immer noch statt. Ich las das Programm im Hausflur. Dies die Titel der Vorträge: ›Die Mittelmächte und der Krieg‹. ›Der Sozialismus und Deutschland‹. ›Der Zarismus und das Proletariat‹. ›Der mitteleuropäische Gedanke und die Freiheit der Völker‹. Ich suchte den Vorsitzenden, einen jungen Metallarbeiter. Er war trotz seiner Jugend vom Militärdienst vorläufig befreit, weil er in einer Munitionsfabrik arbeitete und wegen seiner besonderen Kenntnisse. ›Oh, Genosse!‹ sagte der junge Mann erfreut. Er trug ein Abzeichen im Knopfloch, dessen Form ich kaum erkennen konnte und das gleichzeitig ein Kreuz war, ein Stern und ein Hammer. Ein Zeichner, der in der Munitionsfabrik beschäftigt war, hatte es entworfen, und es war behördlich geschützt worden als ein Abzeichen der Hinterlandshelden, wie die Metallarbeiter genannt werden. ›Wie herrlich, daß Sie entronnen sind!‹ sagte der Junge. ›Wann rücken Sie ein? Wollen Sie noch vorher einen Vortrag bei uns halten? Wir sind jetzt wenige. Die mei-

sten sind eingerückt!« Wie er so sprach, hatte er die Fröhlichkeit eines Festkomiteepräsidenten. Auf seinem Tisch lagen Stöße von rosa Feldpostkarten, stand ein Aschenbecher, den er selbst aus einer der Granaten, die er erzeugen half, hergestellt hatte. An der Wand hing einer der bekannten Drucke, die Karl Marx darstellten, und eine rote Fahne, mit Bindfaden umwickelt, lehnte in einem Winkel. Sie erinnerte an einen zusammengerollten Sonnenschirm, wie ihn die Blumenhändler über ihre Stände an heißen Sommertagen aufspannen. Und weil es draußen schneite, schien es mir in einem Anfall merkwürdiger Verwirrung, daß die Fahne wirklich ein Schirm war.«
Er erinnerte sich an Grünhut wie an eine Medizin, die man schon ein paarmal mit Erfolg benutzt hat. Grünhut war ein verlorener Mann, er geriet auch durch einen Krieg nicht mehr aus seiner Verbannung. Und da die Gesellschaft Krieg führte, schloß Friedrich mit der Konsequenz eines Menschen, der noch keinen Krieg erlebt hatte, müßten die Vorbestraften normal sein.
Grünhut sprang auf. »Kommen Sie, kommen Sie«, sagte er und zog Friedrich zum Tisch und zündete die Gaslampe an, die eine surrende, grüne Kälte zu verbreiten anfing. Dennoch versuchte er, sich an der Flamme die gefrorenen Hände zu wärmen.
Friedrich erzählte von seiner Flucht. Grünhut ging im Zimmer herum und rieb sich die Hände. »Welch ein Heldentum!« sagte er. »Sie verdienten eine Auszeichnung, noch bevor Sie ins Feld gehn! Das muß man in der Zeitung veröffentlichen! Welch ein Held! Welch ein Held!« Und er begann, von der bevorstehenden Belagerung der Stadt Paris zu sprechen, von dem Zug Hindenburgs nach Petersburg, von einer Marschkompanie, die gerade heute unter seinem Fenster zur Bahn vorbeigegangen war, und von seiner Aussicht, endlich rehabilitiert zu werden. Er nannte jetzt seine alte, unglückliche Geschichte einen »tragischen Fall«. Er hatte ein Gesuch an das Regiment gerichtet, in dem er als Einjähriger vor Jahren gedient und Feldwebel mit Offiziersprüfung geworden war. Er hatte noch eine Abschrift, zog sie aus der Tasche und begann vorzulesen. Es war die Rede von der außergewöhnlichen Zeit, vom Vaterland und vom Kaiser, von einer »jugendlichen Verirrung« und von der Sehnsucht, als Ehrenmann und Soldat zu sterben und ein verlorenes Leben durch einen schönen Tod wiedergutzumachen. Trotz seinem Alter wollte er an die Front.
Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, obwohl seine roten Hände

verrieten, daß er fror. Er hatte Hitze und Frost zugleich. Sein Kopf steckte in einem andern Klima als sein Körper. Vorläufig, so erzählte Grünhut, wären keine Adressen zu schreiben. Ein großer Schneider, der Uniformlieferungen hatte, gab ihm sogenannte Heimarbeit. Er holte sich jeden dritten Tag in der Werkstatt zwanzig Paar Militärhosen und hundertfünfzig Knöpfe und lieferte die Hosen mit den angenähten Knöpfen wieder nach drei Tagen ab. Er lieferte nur gute Arbeit. Andere begnügten sich damit, einen Faden durch je ein Knopfloch zu ziehn. Wenn so ein Soldat dann das erstemal seine Hosenträger anknöpfte, riß er sofort. Die Leute hatten kein Gewissen. Grünhut aber nähte die Knöpfe so vorsichtig an, daß sie wie Eisen hielten. Während man bei allen anderen Heimarbeiten Stichproben machte, glaubte man ihm aufs Wort. Auch bekam er einen höheren Lohn. Nur ging es jetzt nicht gut. Frau Tarka verlor allmählich ihre Kundschaft. Die Männer rückten ein, die Frauen wurden Pflegerinnen. Sie lernten allmählich vorsichtig sein und Schwangerschaften vermeiden. Es war Übung. Die geschlechtlichen Dinge konnten kein Geheimnis mehr bleiben. Und die Angst der Mädchen vor den Vätern wurde auch mit der Zeit geringer. Frau Tarka setzte ihm also zu. Sie verlangte mehr Geld fürs Zimmer. Man konnte jetzt so gut an Flüchtlinge aus dem Osten vermieten. Er vertröstete sie mit seiner Aussicht auf die Rehabilitierung.
»Wollen wir zum Essen gehn?«
Ja, sie gingen in die Ausspeisung.
Das Wetter hatte umgeschlagen, es wehte ein warmer Wind und verwandelte den Schnee in Regen. Die Leichtverwundeten und die Rekonvaleszenten gingen an Stöcken, mit schwarzen und weißen Binden, manche an den Armen dunkelblauer Pflegerinnen. Die Lampen waren reduziert worden, in den Schaufenstern wurden die Lichter zeitig ausgelöscht, manche Läden hatten geschlossen, weil ihre Inhaber eingerückt waren. Die herabgelassenen eisernen Türen erinnerten an Gräber, und die Zettel, die den Grund für die Abwesenheit der Kaufleute angaben, an Tafeln auf Grüften. In manchen Straßen war es so finster, daß man die Sterne zwischen den zerrissenen Wolken sah. Es war ein Einbruch der Natur unter die Häuser und Laternen. Die Fensterreihen blieben blind. In den Scheiben spiegelten sich der Himmel und die Wolken.
Der schwach erleuchtete Raum der Ausspeisung schien heller und freundlicher als im Frieden. Jetzt saßen mehr Frauen als Männer an

den langen Tischen. Sie sprachen von Söhnen und Männern, zogen zerknüllte Feldpostbriefe aus verborgenen Taschen und alte Zeitungen. Ein paar grauhaarige Männer, die Grünhut mit einem kurzen Schweigen begrüßten, sprachen von der Politik. Grünhut, den die Alten Herr Doktor nannten, erklärte ihnen die strategische Lage der verbündeten Armeen und tröstete sie über den Vormarsch der Russen in Galizien mit dem Hinweis auf Napoleon, der im Jahre 1812 gerade dem Vormarsch sein Unglück zu verdanken hatte. »Ich habe mich gestern freiwillig gemeldet!« sagte er, wie als einen letzten und endgültigen Beweis für seine Behauptung, daß der Sieg der Mittelmächte sicher sei. Die Alten schüttelten die Köpfe. Wie alt er sei? fragten sie. »Zweiundfünfzig!« sagte Grünhut mit der gleichen Betonung, mit der er vorher »dreißigtausend Gefangene« gesagt hatte.
An der Wand hing, Friedrich bemerkte es auf einmal, ein großer, bunter Öldruck vom Kaiser im Krönungsornat. Das Porträt war im Frieden schon vorhanden gewesen, aber so hoch an der Wand und so verstaubt, daß er es immer für eine Landschaft gehalten hatte. Jetzt hing es also an einer sichtbaren Stelle und war wie ein erneuerter Treueschwur der Bettler und Armen, die hierherkamen.

XI

Friedrichs Geld reichte noch ungefähr einen Monat. Berzejew hatte mit ihm die Barschaft geteilt. Friedrich erwartete den Brief seines Freundes aus Zürich. Er hatte keine Legitimation, die ihn vor der Polizei rechtfertigen könnte. Er wohnte in seinem alten Kabinett beim Schneider, den man vorläufig wegen allgemeiner Körperschwäche zurückgewiesen hatte. Dieses Glück machte ihn menschenfreundlich. Er warnt Friedrich vor der Frau und empfiehlt ihm, ihr zu sagen, daß er jeden Tag eine telegraphische Einberufung erwarte.
Friedrich fürchtete die Nachbarn, eine anonyme Anzeige, den Blick eines Polizisten und sogar Grünhut, den Patrioten.
Er will Hilde wiedersehn. Er schreibt ihr, bittet sie, ins Kaffeehaus zu kommen. Er wartete in der Ecke, ihm gegenüber saß ein alter Herr, eine Zeitung vor dem Gesicht. Man sah nur seine schneeweißen, in der Mitte gescheitelten Haare. Er rührte sich nicht. Er legte die Zeitung nicht weg und blätterte sie auch nicht um. Es war, als ob er eingeschla-

fen wäre, aber durch die geschlossenen Lider weiterläse. Ein volles Wasserglas, das er nicht berührt hatte, stand auf seinem Tisch, von einem Blatt der Zeitung überdacht. Er hielt vielleicht eine ganz alte Zeitungsnummer, eine, die den Ausbruch des Krieges mitgeteilt hatte. Er konnte sie nicht mehr weglegen. An der Wand rechts hing ein langer, schmaler Spiegel, den man nie ganz gesehen hatte, weil er immer vom Rücken eines Gastes verdeckt gewesen war. Man hatte nur flüchtig im Vorbeigehn hineinschauen können. Jetzt konnte Friedrich zum erstenmal sein Gesicht sehn, obwohl er saß. Im ganzen Raum brannten nur zwei Lampen. Die Wand, an der sich der Spiegel befand, lag noch im Dunkelgrau des vergehenden Tags, und der Spiegel schien sehr weit von dem beleuchteten Teil des Zimmers entfernt zu sein. Er enthielt das Abbild einer der brennenden Lampen wie verkleinert in seiner unberechenbaren Tiefe. Friedrich erblickte sein Gesicht wie das eines Fremden. Wenn er, ohne seinen Kopf zu wenden, den Blick seitwärts schickte, konnte er sein Profil sehn, und er erschrak, denn er erkannte sich kaum. Sein Mund war schmal, die Unterlippe schob sich vor und zog das Kinn mit sich empor. Die Haare gingen aus, die Stirn wölbte sich schimmernd und weiß, und an den Schläfen war die erste Ahnung von einem silbernen Glanz zu sehn. Die Nase senkte sich sachte und traurig über den Mund.

Hinter den Fenstern lag schon die Nacht, als Hilde eintrat. Er ging ihr entgegen. Er sah lange in ihr Gesicht, so wie er eben in den Spiegel gesehn hatte. Er wollte auch bei ihr Veränderungen finden, Schatten der Zeit. Aber ihr glattes, dunkles Angesicht hatte die Monate vorüberwehn lassen wie harmlose, streichelnde Sommerwinde. Die Zeit fand auf ihren Wangen keinen Platz, eine Spur zu hinterlassen. Ewig war der dunkle Glanz der Augen, der Schimmer der zarten, silbernen Schutzhärchen auf ihrer Haut, der rote Schwung der Lippen, das anmutige Zögern des Körpers, der vor jeder Bewegung nachzudenken schien, als hätten die Glieder Gehirn und die Nerven Vernunft. Friedrich wartete jetzt auf den ersten Klang ihrer Stimme wie auf ein Geschenk. Er wollte sie sehen und hören zugleich. Der Kellner kam, von ihr begrüßt wie eine Rettung. »Was soll ich bestellen?« fragte er. Und er hörte wieder ihre Stimme.

Sie war über seine Schicksale unterrichtet gewesen. Sie war noch oft in dieses Kaffeehaus gekommen. Einmal hatte sich R. an ihren Tisch gesetzt und ihr von Friedrich erzählt. Aber nun war ja Krieg. Und er

hatte einen doppelten Grund, gegen den Zarismus zu kämpfen. Die Sache der Freiheit wurde jetzt so großartig identisch mit der Sache des Vaterlandes, daß alle Standesunterschiede und Klassengegensätze aufgehoben waren. Sie wußte es gut. Sie fand endlich Gelegenheit, das Volk kennenzulernen, denn sie pflegte jeden Vormittag die Verwundeten im Spital. Und schließlich kam die unausweichliche Frage: »Wann rücken Sie ein?«

»Nächste Woche«, sagte er mechanisch.

Ob er morgen nachmittag kommen werde? Ein Teil ihrer alten Freunde sei noch da, manche freilich in Uniform.

»Nein!« sagte er. Aber schon sah er einen Schatten auf ihrem Angesicht, und es rührte ihn, daß sie traurig war und ihn vermissen würde. »Ja!« verbesserte er sich. »Ich komme.«

Er sah schon im Vorzimmer der Herrschaften von Maerker, daß sich das Vaterland in Gefahr befand. An den Kleiderrechen zu beiden Seiten des Spiegels hingen Offiziersmützen und blaue Mäntel mit Metallknöpfen, und in den Fächern, die in friedlichen Zeiten für Regenschirme bestimmt waren, lehnten zwei Säbel. Als Friedrich seinen Hut dem Dienstmädchen übergab, glaubte er zu sehen, daß sie ihn mit einer leisen Geringschätzung auf einen ziemlich entlegenen Haken hängte, neben zwei dunkle, verlorene Zivilmäntel. Das Dienstmädchen hatte eine ferne Ähnlichkeit mit einer Marketenderin.

Die meisten Freunde des Hauses waren eingerückt. Der Herr von Maerker selbst war Hauptmann und vorläufig Bahnhofskommandant geworden. Er ging zweimal im Tag zur Bahn und beobachtete die abfahrenden Marschkompanien und die ankommenden Verwundetentransporte mit einem leidenschaftlichen Interesse. Die ungewohnte Bewegung tat ihm wohl. Seit Jahrzehnten war er täglich nur durch zwei bestimmte Straßen gegangen. Der Aufenthalt auf einem Bahnhof, den er nur zweimal im Jahr, bei seiner Abreise in die Ferien und bei seiner Rückkehr, flüchtig hatte passieren können, verschaffte ihm die angenehme Täuschung, daß er sich nach Jahren einer gleichförmigen Büroarbeit mitten im aufgeregten Leben befand. Seinen Beziehungen zum Kriegsministerium verdankte er verschiedene Kenntnisse von Vorgängen in der Politik und im Großen Hauptquartier und das beruhigende Gefühl, daß er, solange es ging, in Wien auf einem der Bahnhöfe bleiben würde. Er dachte allerdings nicht einen Augenblick daran, daß die Protektionen, die er genoß, nicht ganz mit der Liebe zum Vaterland

übereinstimmten. Ihm fehlte das Verständnis für den engen Zusammenhang zwischen Patriotismus und Lebensgefahr. Er gab sich keine Rechenschaft darüber, daß der Tod und nicht die Abwechslung die unmittelbare Folge des Krieges war. Er wußte kaum – wie übrigens viele seiner Standesgenossen –, daß die Wendung »Gefallen auf dem Felde der Ehre« auch das unwiderrufliche Ende des Gefallenen bedeutete.

Die Hausdame Herrn von Maerkers ging jetzt mit der tröstlichen Aussicht herum, nach dem Sieg die Ehefrau ihres Dienstgebers zu werden. Der Krieg hatte sofort in den ersten Monaten ein paar gesellschaftliche Vorurteile umgestoßen, die immer noch – trotz ihrer Torheit – moralischer gewesen waren als der Krieg. Man sah ein neues Zeitalter kommen. Weil man gezwungen war, Proletariern den aristokratischen Charakter von Helden und Rittern anzudichten, bildete man sich in der Gesellschaftsklasse des Herrn von Maerker ein, man wäre demokratisch geworden. Einige kleine Mädchen, sogenannte »Verhältnisse« der Söhne aus der Aristokratie und der hohen Finanz, hatten das Glück, durch eine hastige Kriegstrauung die legitimen Gattinnen ihrer Prinzen zu werden, statt, wie es im Frieden üblich gewesen war, einen Wäscheladen oder ein Handschuhgeschäft als friedliche Abfertigung zu bekommen. Durch die Vermittlung ihrer hübschen Töchter gewannen so ein paar hundert kleine Bürger Verbindungen zu den hohen Kreisen und gelangten, wenn sie einrückten, zur Sanität. Man zweifelte also nicht mehr an einer patriotischen Einheit. Alle Damen waren Pflegerinnen oder entfalteten sonst eine lebhafte Wohltätigkeit. Man ging sogar so weit, Kleidungsstücke an fremde Kriegswitwen zu verschenken, die man sonst der Hausnäherin gegeben hätte, um ihren eventuellen Ansprüchen auf Lohnerhöhung zuvorzukommen. Man tauschte die goldenen Eheringe in eiserne um, wenn man auch die Edelsteine zu behalten entschlossen war. Auch Uhrketten, besonders wenn sie unmodern waren, tauschte man um. Wo man hinsah: Eisen. Manche Söhne befanden sich zur Zufriedenheit ihrer Eltern in Lebensgefahr. Auch den Taugenichtsen, die das Geld verschwendet hatten, verzieh man jetzt, da sie Helden waren und nicht mehr imstande zu verschwenden. Die Mütter der Toten trugen ihren Schmerz wie Generäle ihren goldenen Kragen, und der Tod der Gefallenen wurde eine Art Auszeichnung der Hinterbliebenen. Aber auch die Angehörigen der Helden, die einen ungefährlichen Dienst ausübten, waren stolz, als

wenn sie einen Toten zu beklagen hätten, und in dem bekannten allgemeinen »Ernst der Zeit« verwischten sich die Nuancen zwischen den Müttern der Dahingeschiedenen und den Müttern der Lebendigen. Es war eben alles tragisch, und jeder bildete sich ein zu opfern.
Schon klebten die Aufforderungen zur ersten Kriegsanleihe neben denen zur dritten Musterung an allen Wänden. Der Porträtmaler war in Uniform, wenn auch in einer phantastischen und in der Eile von irgendeiner Militärbehörde erfundenen. Man war nicht hinreichend auf die Teilnahme der Künstler am Krieg vorbereitet gewesen. Das Kriegspressequartier konnte so viele Maler und Schriftsteller, Historiker und Journalisten, Theaterkritiker und Dramaturgen nicht fassen. Die Journalisten trugen Ledergamaschen und Revolver und eine Armbinde, auf der in goldenen Lettern das Wort »Presse« eingestickt war. Die Theaterkritiker kamen ins Kriegsarchiv und durften Zivilkleider tragen, um nicht als Unteroffiziere auftreten zu müssen. Die Maler waren ihrer eigenen Phantasie überlassen. Sie fertigten die Porträts der Armeeführer an, malten Lazarettwände freundlich und heiter aus und schrieben Tagebücher oder Briefe, die sie dann als Gäste der Literatur veröffentlichten. Auch sie kamen zu ärztlichen Untersuchungen, hatten aber gewöhnlich verschiedene Krankheiten, die sie am Schießen verhinderten. Einige Dramaturgen begannen, Regimentsgeschichten zu schreiben.
Im Hause des Herrn von Maerker, wo Hilde die Vermittlung mit der Literatur, der Kunstgeschichte und der Kunst herstellte, versammelten sich nicht nur die Kämpfer, sondern auch die Maler und Schreiber. Friedrich las in ihren Blicken eine Schätzung und eine Neugier. Mit seiner revolutionären Gesinnung und seinen sibirischen Erfahrungen und mit der Bereitschaft, gegen den Zarismus zu kämpfen, die man bei ihm ohne weiteres voraussetzte, paßte er in die Vorstellungen von der Identität der Freiheit und der vaterländischen Sache. Er bewies schon allein durch seine Anwesenheit diese Identität.
Der Schriftsteller G., einer der kultivierten Satiriker, die eine dekadente Haltung, vornehme Allüren und hohe Schulden mit einem zarten Sprachgefühl zu verbinden wußten, war in ein Gespräch mit dem jungen Baron K. über die französische Literatur der Aufklärung vertieft. Er vermied Gespräche über Aktualitäten. Er war nämlich ein Skeptiker, und er hätte den allgemeinen Optimismus gestört. Wenn er seine Meinung gestand, war es mit dem bequemen Dienst und mit der

Zivilkleidung vorbei. Um aber dennoch nicht als ein Mann ohne jede Beziehung zum Vaterland zu erscheinen, sagte er: »Gerade der Krieg ist die Zeit, in der man sich besinnt. Niemals habe ich so viel und so ungestört lesen können. Ich lese jetzt Franzosen. Es bereitet mir ein besonderes Vergnügen, unsere Feinde besser kennenzulernen. Sie sind grausam und klug. Es ist die sogenannte ›raison‹, die das ganze Volk bewegt. Nur bin ich mir natürlich klar, daß man mit diesem gesunden Menschenverstand ein sparsames Kleinbürgertum, aber keine heldenhafte Nation heranbildet. Für große Gelegenheiten ist ein holder Wahn gut.«

Hilde lächelte und tauschte einen Blick mit dem Schriftsteller. Sie begriff, daß er für sie gesprochen hatte und nicht zum Oberleutnant. Sie schätzte die Kavallerie gering. Denn während die Schriftsteller und die »Geistigen« – dieses Wort wurde immer häufiger gebraucht – selbst die äußerst einfachen Schlachtenberichte in einer Art besprachen, daß von ihrer Tatsächlichkeit nichts übrigblieb als ein zartes Echo, das Hilde angenehm war, nannte der Oberleutnant Namen, Zahlen, Kilometer und Divisionen, die sie langweilten. Und obwohl er nichts anderes sagte, als was die anderen auch hätten sagen können, wenn sie es nicht umgedichtet hätten, schien es, als wäre er der einzige, der wüßte, was der Krieg sei.

Neben diesem Oberleutnant blieb von allen anwesenden Männern nur noch Hildes Vater ein geeigneter Gegenstand ihrer Mißachtung. Der Ministerialrat nahm erst seit dem Krieg an den Veranstaltungen seiner Tochter teil, so sehr hatte ihn das große Ereignis verändert. Von allen Gruppen der Gesellschaftsklasse, die keine Offiziere und keine Ministerialbeamten, keine Diplomaten und keine Gutsbesitzer hervorbrachte, war ihm jene am meisten verhaßt, die er die »Boheme« nannte und von der er kindische Vorstellungen hatte. Auch jetzt noch, da er, von der Kriegsbegeisterung revolutioniert, sich der allgemeinen Täuschung ergab, daß die Unterschiede aufgehoben seien und daß ein Maler in einem Reiseanzug und in Reithosen, der ein Etappenlazarett und einen Etappenkommandanten malte, zum Troß der Heroen gehöre; auch jetzt noch zuckte er unmerklich zusammen, wenn der Maler P., sobald etwas Spannendes erzählt wurde, seinen Fuß in die Hände nahm, als bedürfte er dieser Kombination, um besser zuhören zu können, oder wenn der Theaterkritiker R. mitten in einer stillen Minute zwischen den Zähnen ein Streichholz zerbrach. In seiner Ahnungslo-

sigkeit, die er einer weltfremden Jugend in einer feudalen Anstalt verdankte, begriff Herr von Maerker nicht, daß diese Männer nicht die freien Formen einer künstlerischen Gesinnung, sondern die schlechten einer kleinbürgerlichen Erziehung besaßen. Er hielt es für eine Art, künstlerisches Temperament zu äußern.
Friedrich sah sich um. Der Kriegsberichterstatter, der eben von der Front zurückkam, sprach mit einem Leutnant, einem Juristen in Zivil, über die glänzende Ausstattung der Truppen. Nächstens wollte er nach Belgien gehn und den Siegesmarsch beschreiben. Ein liberaler Abgeordneter in mittlerem und damals noch nicht dienstpflichtigem Alter erklärte einem Einjährigen, den es nichts anging, daß der Krieg dem Klerikalismus eine endgültige Niederlage bereiten werde und daß die konfessionslose Schule eine Frage von Wochen sei. Der ironische Schriftsteller sprach jetzt mit Hilde. Er hatte den jungen Kavalleristen stumm sitzen lassen, und obwohl sich ihre Stühle berührten, war doch der Literat von dem Offizier durch eine Welt getrennt, eine Welt, in der es von französischen Werken der Aufklärung nur so wimmelte. Der Schriftsteller trug jetzt das Lächeln um den Mund, das er anlegen und abnehmen konnte wie eine Schnurrbartbinde und dessen er sich bediente, um auf Frauen Eindruck zu machen. Sein Anzug, seine Haltung, seine Krawatte, seine Frisur waren das sorgfältige Werk eines ganzen Vormittags gewesen. Sein elegantes Zivil, für das er eine besondere Erlaubnis in der Tasche hatte, trug er aus skeptischem Protest. Aber es war aufreizend wie ein Unrecht gegenüber der ganzen uniformierten Welt. Die Peinlichkeit, die allein der Knoten seiner Krawatte verriet, war eine Demonstration gegen die Verwirrung einer ganzen Epoche. Der Blick voll zärtlicher Kritik, mit dem er die Bewegungen Hildes verfolgte und hinter der Stirn zu notieren schien, enthielt die melancholische Entsagung eines kritischen Genies, der sich der Zensur ergeben hatte und die vielen Witze im tiefsten Innern verbergen mußte, die ihm zu jedem Schlachtbericht eingefallen waren. Friedrich haßte ihn noch mehr als den Maler.
Er sah Hilde an. Eine leichte Röte, die das Braun ihrer Wangen dunkler machte, verriet, daß sie sich als der Mittelpunkt eines Kreises von Auserlesenen fühlte, die sie anbeteten und die sie selbst verehrte, und Friedrich fragte sich, ob es einen ursächlichen Zusammenhang gab zwischen der Anbetung, die sie genoß, und der Verehrung, die sie zollte. Fremd und ferne und beinahe feindlich erschien sie ihm in der

Mitte der anderen. Er hätte jeder Bewegung, die sie vollführte, ihren unmittelbaren Sinn nehmen wollen, um sie aus dem Zusammenhang mit dieser Welt zu lösen, und jedem Wort, das sie sagte, seine Bedeutung, damit es nur als ein harmloser Klang ihrer geliebten Stimme weiterlebe. Er liebte ihre Stimme, aber nicht ihre Worte. Er liebte ihre Augen und haßte, was sie aufnahmen.

XII

Im August erst kam der Ukrainer P. aus dem Lager zurück. Es ist inzwischen bekannt geworden, daß die russischen Revolutionäre eine Zeitlang die natürlichen Verbündeten der Zentralmächte gewesen waren. Die Freilassung P.s aus dem Lager hatte zweifellos politische Gründe. Er blieb in Wien, die Behörden wußten es und unterstützten ihn sogar. Einige Tage nach der Rückkehr P.s trat Friedrich seine Reise über Deutschland nach Zürich an. P. war die ganze Zeit, auch während seines Aufenthaltes im Lager, mit Zürich in Verbindung gestanden und mit dem Genossen Tomkin in M. in Brandenburg, einem der Mittelsmänner zwischen den Genossen und der Geheimpolizei. Er hatte sich nicht verändert. Stark und unbekümmert, wie er war, schien er die Jahre bis zum Krieg, die Not, in der er immer lebte, und die Leiden im Konzentrationslager als eine Art notwendiger gymnastischer Übung zu betrachten und zu überstehen. Er kannte keine Angst, nicht weil er mutig war, sondern weil die Masse und Stärke seiner Muskeln, die unverwüstliche Elastizität seiner Sehnen und Nerven und ein gesunder Reichtum an rotem Blut ein Gefühl der Furcht nicht aufkommen lassen konnten. Er konnte sich ebensowenig fürchten wie ein Baum. Aber er verstand wie jeder Furchtlose, daß die Angst nicht immer eine Folge der Feigheit, sondern auch eine Eigenschaft der körperlichen Konstitution und der Nerven war.

»Ihre Angst war überflüssig«, sagte P. zu Friedrich. »Wenn man Sie eingesperrt hätte, wären Sie bald freigekommen. Wir sind augenblicklich Verbündete sozusagen und stehen unter dem Schutz einer mächtigen Institution. Unsere Genossen bekommen sogar Pässe. Auch für Sie wird gesorgt sein. Sie werden jetzt nach M. fahren, hier ist eine Adresse. Sie melden sich bei dem Mann, er wird Ihnen etwas Geld und ein Papier für die Schweiz geben. Grüßen Sie die

Genossen. Ich bleibe vorläufig hier. Vielleicht kann ich durch die Front nach Rußland.«

Er sagte: durch die Front nach Rußland, als handelte es sich um eine Spazierfahrt. Er war gesonnen, sich mit den Genossen ein Rendezvous zu geben, wie man sich für einen bekannten, populären Ausflugsort verabredet. Er saß mächtig und ruhig auf seinem alten Sofa, das für einen erwachsenen Mann breit und groß genug war, unter dem Gewicht und der Gewalt seines Körpers aber schmal, kurz und gebrechlich erschien.

»Sie werden, um vorläufig keine Unannehmlichkeiten zu haben, erster Klasse fahren«, sagte P. »Sie werden sich in der guten Gesellschaft höherer Offiziere und Kriegslieferanten befinden, und kein Gendarm wird es wagen, von Ihnen einen Ausweis zu verlangen. Sollte es aber dennoch geschehn, dann machen Sie einen Lärm, und schnauzen Sie alle Beamten an, die Ihnen in den Weg kommen.«

Sie gingen langsam durch die Straßen. P. hatte die feierliche Gelassenheit eines Bürgermeisters. »Wenn man so aussieht wie ich«, sagte er, »erregt man in Mitteleuropa keinen Verdacht. Die Deutschen und die kleinen Völker, die im deutschen Kulturkreis liegen, haben ein unverwüstliches Zutrauen zu breiten Schultern. Vergleichen Sie zum Beispiel die Popularität Hindenburgs mit dem Inkognito Hötzendorfs, der schmal und elegant ist. Vor den Russen hat man Respekt, obwohl sie Feinde sind. Aber die russischen Generäle haben breite Epauletten wie die deutschen. So windige Burschen wie Sie erwecken Mißtrauen.«

Um Friedrich sicher unterzubringen, begleitete ihn P. zur Bahn. Und mit der Jovialität, zu der ihn seine Natur befähigte, übergab er Friedrich der Obhut des Schaffners. »Lieber Mann«, sagte er, »mein Freund ist krank und muß angenehme Nachbarn haben.« »Ich danke sehr, Exzellenz«, sagte Friedrich so laut, daß es der Gendarm, der den Zug begleiten sollte, hören mußte. »Halten Sie sich brav«, sagte P. und empfahl sich. Der Schaffner und der Gendarm salutierten, während P. mit mächtigen Schritten den Bahnsteig verließ.

Friedrich blieb nicht allein im Kupee. Ein deutscher Oberst und ein österreichischer Major stiegen ein. Sie grüßten. Es war Krieg, und man konnte sicher sein, daß in der ersten Klasse keine gewöhnlichen Reisenden saßen. Wer jetzt in die Eisenbahn stieg und Zivil trug, war noch mächtiger als eine Uniform. Kluge Offiziere hatten sich allmählich

daran gewöhnt, Zivilpersonen, denen sie in der ersten Klasse begegneten, für Vorgesetzte zu halten.
Um so unwilliger wurden sie, als der Schaffner knapp vor der Abfahrt des Zuges noch einen Reisenden hineinschob, der höchstens in Friedenszeiten in die erste Klasse gepaßt hätte. Die beiden Offiziere tauschten einen schnellen Blick miteinander. Während sich die Augenbrauen beider erstaunt hoben und gleichzeitig zürnend zusammenzogen, lächelten schon die Schnurrbärte. Beide rückten zueinander, als müßten sie sich jetzt gemeinsam verteidigen. Der also mißtrauisch empfangene Passagier schien vorläufig nichts zu sehn. Er saß sehr bequem und frei, weil sich die anderen so schmal gemacht hatten. Er war kurzsichtig, wie das dicke Glas seines Zwickers, sein ständig vorgestreckter Kopf und seine unsicher suchenden Bewegungen verrieten. Er hatte sich offenbar geeilt, um den Zug nicht zu versäumen, man hörte jetzt sein Schnaufen. Seine kurzen Beine hingen ein wenig über dem Boden, den die Fußspitzen ständig suchten. Seine runden, weißen Hände lagen auf den Knien, und die Finger trommelten unhörbar auf den weichen Stoff seiner Hose.
Ein schwarzer Spitzbart, in den sich die ersten grauen Härchen drängten, verlieh dem Herrn das Aussehn eines höheren Bankbeamten. »Ein Prokurist!« hörte Friedrich den deutschen Oberst flüstern. »Feldrabbiner!« erwiderte ebenso flüsternd der österreichische Major.
Der Mann, über dessen Beruf man noch nichts Bestimmtes wußte, sah indessen freundlich und zutraulich auf seine Reisegenossen. Sein Schnaufen hatte allmählich aufgehört. Man sah ihm an, daß er mit seiner augenblicklichen Situation zufrieden war.
Schließlich stand er auf, verbeugte sich leicht gegen den Obersten zuerst, dann gegen den Major und zuletzt nur noch mit einem abgeschwächten Kopfnicken gegen Friedrich. »Doktor Süßkind«, sagte er laut. Seine Stimme verriet mehr Sicherheit als sein Körper.
»Sind wahrscheinlich ein Herr Feldkurat und rücken ein, Hochwürden?« sagte der österreichische Major, während ein Schatten über das Gesicht des schweigsamen Obersten lief. »Nein!« sagte der Mann, der schon wieder mit baumelnden Füßen in der Ecke saß. »Ich bin Berichterstatter«, und er nannte den Namen eines liberalen Blattes. »Ah – Kriegsberichterstatter?« sagte der Major.
»Ich war jetzt in Ihrer Heimat, habe die österreichisch-ungarische Monarchie bereist«, erwiderte der Berichterstatter offiziell. »Na, hoffentlich hat's Ihnen gefallen!« meinte der Major leicht und gleichgültig.

»Leider nicht alles!« begann der Journalist, »ich hatte Gelegenheit, mit mehreren hohen Persönlichkeiten und gescheiten Männern ohne Amt zu sprechen. Es scheint mir in Österreich – bei unsern Verbündeten«, verbesserte er mit einer deutlichen Kopfneigung in die Gegend des deutschen Obersten, »an einer stärkeren Zentralgewalt zu fehlen. Die Organisation läßt viel zu wünschen übrig. Der Österreicher ist leichtblütig, und die Nationen, die er beherrscht, sind noch unzivilisiert. Auch könnte man die verschiedenen nationalen Forderungen ein wenig zum Schweigen bringen, solange wir kämpfen. Ja, meine Herren!«
Welche Nationen er gesehn hätte, fragte der Major.
»Die Polen zum Beispiel«, erwiderte der Berichterstatter. In Krakau hatte er gut gegessen, aber schlecht geschlafen, aus Furcht vor Ungeziefer. Und in Budapest hatte er in einer Nacht zwei Wanzen gesehn. Die Ungarn wollten nicht mit ihm deutsch sprechen. Dabei verstanden sie alles. Ein Leutnant von den Husaren sei sehr liebenswürdig gewesen, hätte aber keine Ahnung von der Wichtigkeit der Artillerie an der Westfront gehabt. Ja!
»An der Front gibt es Läuse«, sagte der österreichische Major, als wollte er eine ganz andere Geschichte erzählen. Aber er sagte nichts mehr.
In Preßburg, erzählte der Journalist, hätte er gehört, wie Soldaten in einer Schenke einen slawischen Dialekt gesprochen hatten. »Es wird so was wie Slowakisch gewesen sein«, meinte er. »Und so selten ein deutsches Wort.«
»Vielleicht war es Tschechisch?« meinte der Major.
»Kann sein«, erwiderte der Berichterstatter, »aber ist es denn nicht alles eins?« Etwas anderes sei doch auch Tschechisch nicht.
»Ein Bayer kann einen Preußen nicht verstehn!« bemerkte der Major.
»Sie irren sich«, sagte der Berichterstatter aufgeregt, »es sind nur Dialekte.« Und er begann, die Einigkeit aller deutschen Stämme zu loben. Er sah dabei fortwährend den deutschen Obersten an. Der blickte zum Fenster hinaus.
Auf einmal wandte sich der Oberst um und sagte: »Apropos Dialekte – Sie sind doch aus Frankfurt?«
»Nein! Aus Breslau!« erwiderte der Berichterstatter mit fester Stimme und fast militärisch.
»Auch nicht übel!« sagte der Oberst und sah wieder in die Landschaft.
»Sie sind ja von der Presse«, begann der österreichische Major – als

hätte er jetzt erst erkannt, daß der Berichterstatter etwas mit einer Zeitung zu tun hatte. »Die siebente Großmacht, nicht?« erkundigte er sich freundlich.
Der Journalist lächelte. »Nun«, fuhr der Major fort, »Sie wissen besser als wir, wann's zu Ende ist. Was glauben Sie?«
»Wer kann es sagen!« erwiderte der Journalist. »Unsere Armeen stehen tief in Feindesland. Die Nation ist einig wie nie. Die Sozialdemokraten kämpfen wie die andern. Wer hätte dieses Wunder je für möglich gehalten! Sie fahren doch jetzt nach Deutschland? Nun, Sie werden sehn, wie bei uns alle Unterschiede zwischen den Klassen und den Konfessionen aufgehört haben. Der alte Streit zwischen Katholizismus und Protestantismus ist vorbei.«
»Wirklich?« meinte der Major. »Na, und was ist's mit den Israeliten?«
Der Journalist schwieg, und der Oberst lächelte der Landschaft zu.
»Verschwindende Anzahl!« sagte der Bärtige, so als hätte er sagen wollen: Gibt's gar nicht.
»Unsere Israeliten sind sehr tapfer!« fuhr der Major beharrlich fort.
»Verzeihung!« sagte der Journalist und verließ das Abteil. Man sah ihn durch die Scheibe der Tür. Er ging rechts und dann links.
»Besetzt!« ließ sich der Oberst vernehmen. – Und als wäre das besetzte Klosett eine geographische Angelegenheit, sagte er: »Aus Breslau ist er.«
Als der Berichterstatter wieder auf seinem Platz saß, begann er, vom Kriegsausbruch in Paris zu sprechen, wo er einige Jahre lang für seine Zeitung gearbeitet hatte. Er sprach viel von den Maßnahmen der Pariser gegen die Deutschen, die in die Lager abgehn sollten. Sehr oft nannte er die Namen des deutschen Botschafters, einiger Militärattachés und der Botschaftsräte. Eine besondere Bedeutung schien er der Tatsache beimessen zu wollen, daß er das Land in demselben Zug verlassen hatte, in dem auch die Mitglieder der deutschen Botschaft gesessen waren. Und etwa zehnmal kehrte in seinen Erzählungen die Wendung wieder: »Wir, ein Dutzend deutscher Herren.« – Der Oberst sah immer noch in die Landschaft hinaus. Eine deutsche Botschaft, die mit dem Herrn Dr. Süßkind zugleich das feindliche Land verlassen hatte, ging ihn weniger an als die Mannschaftsküche eines fremden Regiments. Der Berichterstatter hatte gut von Militärattachés reden. Der österreichische Major hörte nicht mehr zu. Er zog ein Notizbuch und fragte: »Kennen Sie nicht jüdische Witze, Herr Doktor?« Und da der

Berichterstatter nicht antwortete, begann der Major, aus dem Notizbuch Witze vorzulesen, die alle mit den Worten begannen: »Zwei Juden sitzen in der Eisenbahn.« Der Oberst sah den Major mit einem verzweifelten und strafenden Ernst an. Der Journalist hatte ein fixes Lächeln aus Gefälligkeit aufgesetzt, das weder stärker noch schwächer wurde, sondern bei den Pointen sowohl wie bei den Anfängen immer gleichblieb. Und nur Friedrich lachte. Einmal, als der Major eines jener jüdischen Jargonworte gebrauchte, die in den deutschen Sprachschatz der Witzbolde und der Konfektionäre bereits eingegangen sind und von dem er voraussetzen durfte, daß es allen Anwesenden verständlich war, fragte der Journalist interessiert, was es bedeute. »Wie, Sie wissen nicht, was es heißt?« fragte der Major. »Nein«, der Berichterstatter gab vor, es nicht zu wissen. Erst langsam erinnerte er sich, daß er einmal, auf einer Reise durch Ägypten, ein türkisches Wort von ähnlichem Klang gehört habe. Und er sprach von Ägypten so, als hätte dieses Land nicht schon einmal eine bedeutende Rolle in der Geschichte seines Volkes gespielt. Als wäre die Landschaft noch interessanter geworden, verdoppelte der Oberst sein Interesse für die Fensterscheibe.

Sie näherten sich der deutschen Grenze. Der Major war mit seinen Witzen zu Ende. Er blätterte in seinem Büchlein in der Hoffnung, noch eine verborgene Anekdote zu finden. Aber er fand gar nichts mehr.

Der Journalist wurde unruhig, stand auf und zog mit sichtlicher Anstrengung seinen Koffer aus dem Gepäcknetz.

»Steigen Sie aus?« fragte der Oberst, ohne von seinem Buch aufzublikken und in einem Ton, in dem er etwa gesagt hätte: Sind wir Sie endlich los?

»Jawohl, Herr Oberst!« ertönte es stramm und militärisch.

Als der Zug langsamer fuhr und die ersten Anzeichen einer nahenden Station sichtbar wurden, stellte der Journalist seinen Koffer in den Korridor, kehrte ins Kupee zurück, schlug mit einem Knall, den man ihm gar nicht zugetraut hätte, die Absätze zusammen und verabschiedete sich.

Zum Ärger des preußischen Obersten reichte ihm der österreichische Major die Hand und sagte: »Hat mich sehr gefreut!«

Der Oberst begnügte sich damit, »Gleichfalls!« zu sagen. Es klang wie ein Fluch.

Auf dem Bahnsteig stand der Journalist und begrüßte seine Frau. Sie trug einen schwarzen, breiten Reiherhut, der flach wie ein Teller auf ihrem Kopf lag. Ihre großen Ohren brannten rot in der Kälte. In der Hand trug sie einen Schirm mit einem gelben, geflochtenen Griff aus Horn.

Der Zug setzte sich langsam wieder in Bewegung.

XIII

Das ist also der Berichterstatter Süßkind, dachte Friedrich. Er kannte den Namen und die Zeitung, in der die Initialen dieses Mannes so oft und an so sichtbarer Stelle vorkamen. Zwischen dem Stil, der den Berichterstatter vor seinen Kollegen auszeichnete, und der Unterwürfigkeit, mit der er sein Judentum verleugnete, war kein Zusammenhang zu finden. »Dieser Süßkind«, sagte der Oberst, als wollte er Friedrichs Gedanken laut fortsetzen, »täte besser daran, unsichtbar zu bleiben.«

Der Zug hatte Verspätung, er kam erst am frühen Vormittag in M. an. M. war eine kleine Stadt, in der es regnete. Die meisten Häuser waren dunkelrote Ziegelbauten. In der Mitte der Stadt lag ein grünes Quadrat, und in der Mitte des Quadrats erhob sich ein steiler, roter Ziegelbau. Es war eine protestantische Kirche.

Gegenüber dem Eingang der Kirche stand eine »Mädchen- und Knabenschule« aus roten Ziegeln. Rechts von der Schule erhob sich ein Finanzamt aus roten Ziegeln. Und links von der Schule lag das Rathaus mit einem spitzen Turm. Es bestand ebenfalls aus roten Ziegeln.

In den breiten Schaufenstern der Läden lagen Lederwaren aus Papier, Armbanduhren für Soldaten, Romane von Ganghofer und Pulswärmer für Weihnachten im Feld.

Aus den Räumen der Knaben- und Mädchenschule kam Gesang von hellen Kinderstimmen: »In der Heimat, in der Heimat«. Manchmal rutschte schnell und schlenkernd eine dunkelgrüne Straßenbahn vorbei und verbreitete ein heftiges Klingeln. Und es regnete, dicht, langsam, eintönig von einem tiefen, dunkelgrauen Himmel aus Blei, der seit der Erschaffung der Welt nicht eine Stunde lang blau gewesen war.

Es regnete. In einem leeren und großen Kaffeehaus, an dessen breiten Fensterscheiben patriotische und sprachreinigende Aufschriften klebten wie: »Sag nicht adieu, sondern auf Wiedersehn!« »Sprich nicht mit

welscher Zunge!« neben Ansichtskarten mit fettgedruckten Versen von Theodor Körner, nahm Friedrich Platz. Eine Kellnerin brachte ihm einen hellen Kaffee, der an den Rändern rosa schimmerte. Er saß am Fenster und sah den Regen rinnen. Vom Rathaus schlug es zwölf, und aus der Munitionsfabrik kamen die Arbeiterinnen und die spärlichen Arbeiter. Es war ein schweigsames Volk. Man hörte nur ihre Schritte auf den nassen Steinen. Nicht einmal die jungen Mädchen sprachen. Sie gingen an der Spitze des unordentlichen Zuges, weil sie flinkere Beine hatten als die anderen. Er hatte lange Zeit. Tomkin war vor fünf Uhr nachmittags nicht zu finden.

Friedrich stieg in die Straßenbahn. Sie war leer. Eine Schaffnerin verkaufte ihm ein Billett. Sie hatte die Ohren frei gelassen und das Haar im Nacken so straff festgezogen, daß man sie für einen Mann halten konnte. An ihrem Busen hing eine Trompete aus Blech wie eine Agraffe. Die arme Frau trug einen Zwicker. Sie ging mit breiten Schritten durch den schlenkernden Wagen wie alte Seebären auf einem Verdeck bei Seesturm. Da niemand im Wagen saß, fragte Friedrich sie, ob sie sich nicht setzen wollte. Sie richtete ihren Zwicker auf ihn und sagte: »Das ist den Schaffnern verboten.« Friedrich fühlte sich durch den männlichen Plural, in den sie sich so streng einbezogen hatte, beleidigt. Und gereizt sagte er ihr: »Sie sind ja kein Schaffner!« »Ich mache Sie aufmerksam«, erwiderte sie, den Zwicker gerade auf ihn gerichtet, »daß Sie sich einer Amtsehrenbeleidigung schuldig machen. Ich werde Sie anzeigen!« In dieser Stadt, dachte Friedrich, hat Bebel gelebt. Die Frau und der Sozialismus. Dieses Land ist die Heimat des proletarischen Gedankens. Hier ist das Proletariat am stärksten organisiert.

Die Schaffnerin ging immer noch auf und ab, als hätte sie Passagiere zu bedienen. Sie wird mich anzeigen! dachte Friedrich. Und obwohl er jetzt Anlaß genug hatte, jede Begegnung mit einer Behörde zu vermeiden, entschloß er sich, im Wagen zu bleiben.

Die Straßenbahn erreichte ihre Endstation. Er blieb sitzen. Die Schaffnerin trat auf ihn zu und sagte: »Steigen Sie aus!« »Ich fahre zurück!« sagte Friedrich. »Dann müssen Sie noch eine Karte lösen!« »Selbstverständlich!«

»Das ist gar nicht selbstverständlich!« sagte die Schaffnerin. »Ich kann Sie auch ohne Billett zurückfahren lassen.« Und immer noch starrte ihn der Zwicker gerade an.

»Seien Sie freundlich zu mir!« bat er. »Ich bin im Dienst!« erwiderte sie.
Er fuhr noch einmal durch die ganze Stadt. Es stieg niemand ein. »Haben Sie immer so wenig Passagiere?« fragte er. »Fahrgäste!« verbesserte sie, ohne die Frage zu beantworten.
Er war endlich zum Schweigen gebracht. Er sah durch die trüben Scheiben, las die Schilder, die Musterungsplakate. Endlich stieg er aus und setzte sich wieder ins Kaffeehaus. Man brachte ihm ein Bier, ohne ihn zu fragen.
Und es regnete.
Er ließ sich Papier geben und schrieb einen Brief an Hilde. Es war einer der merkwürdigsten Liebesbriefe, die je geschrieben worden sind. Wir lassen ihn hier folgen:
»Verehrtes gnädiges Fräulein, ich habe nicht die Wahrheit gesprochen, als ich Ihnen erzählte, daß ich in der nächsten Woche einrücken werde. Ich werde nie einrücken. Ich bin unterwegs nach der Schweiz. Ich hatte keine Gelegenheit, Ihnen zu sagen, wie ich über diesen Krieg denke, ich will es auch gar nicht versuchen. Sie kennen genug aus meinem Leben, um zu wissen, daß ich nicht feige bin. Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht einrücken werde, um für Ihren Franz Joseph, die französische Kriegsindustrie, den Zaren, Kaiser Wilhelm zu kämpfen, so geschieht es nicht, weil ich für mein Leben fürchte, sondern weil ich es bewahren will für einen besseren Krieg. Seinen Ausbruch werde ich in der Schweiz abwarten. Er wird ein Krieg gegen die Gesellschaft sein, gegen die Vaterländer, gegen die Dichter und Maler, die bei Ihnen verkehren, gegen die trauten Familien, gegen die falsche Autorität der Väter und den falschen Gehorsam der Kinder, gegen den Fortschritt und gegen Ihre Emanzipation, gegen die Bourgeoisie kurz und gut. Es gibt auch noch andere, die mit mir in diesen Krieg ziehen werden. Aber nicht viele, die ein privates Schicksal so gut für ihn vorbereitet hat. Ich hätte gewiß die Familie gehaßt, auch wenn ich sie gekannt hätte. Ich hätte gewiß einer vaterländischen Phrase mißtraut, auch wenn man mich in Heimatliebe erzogen hätte. Aber meine Überzeugung ist eine Leidenschaft geworden, weil ich das bin, was Sie nach Ihrem Vokabular einen ›Heimatlosen‹ nennen. Ich werde für eine Welt in den Krieg gehn, in dem ich zu Hause sein kann.
Ich schreibe Ihnen mein Bekenntnis, weil ich ihm gleich noch ein zweites hinzufügen werde. Ich liebe Sie nämlich. Oder, weil ich den

Begriffen mißtraue, die uns das bürgerliche Wörterbuch zur Verfügung stellt, und den Worten, die Ihre Gesellschaft so oft mißbraucht hat: Ich glaube, Sie zu lieben. Als ich Sie zum erstenmal im Wagen sah, waren Sie gewissermaßen noch ein Bestandteil des Ziels, das ich noch nicht genau kannte, aber mir trotzdem gesetzt hatte. Sie gehörten zu den Zielen, denen ich zustrebte. Ich wollte die Macht innerhalb der Gesellschaft erobern, der Sie angehören. Früher, als ich damals gedacht hätte, hat sich mir die Ohnmacht dieser Gesellschaft enthüllt. Selbst wenn ich nicht die Überzeugung hätte, daß man eine schlechte Welt vernichten muß, selbst wenn ich nur Egoist wäre sozusagen, könnte ich mich nicht mehr um eine Macht bemühen, die eine Fiktion wäre. Obwohl ich also heute ein anderes Ziel habe als jenes, dessen Teil Sie mir einmal zu sein schienen, habe ich doch nie aufgehört, an Sie zu denken. Ich möchte Sie vergessen und hatte auch Gelegenheit genug dazu. Daß ich es aber nicht kann, scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß ich Sie liebe.
Ich müßte also eigentlich trachten, Sie zu gewinnen. Aber dann müßte sich vorher einer von uns zum andern bekehren. Und das ist unmöglich. Ich will daher, wie man sagt, auf Sie verzichten. Ich gestehe, daß ich es Ihnen in der sehr vagen Hoffnung mitteile, Sie könnten mir einmal Gelegenheit geben, nicht den Verzicht überflüssig zu finden, aber wenigstens ihn zu bereuen. Und in dieser so unbestimmten und dennoch so tröstlichen Hoffnung küsse ich Ihre Hände, nach denen ich mich sehne.
Leben Sie wohl! Ihr Friedrich«

Um fünf Uhr ging er zu Tomkin.
Es war einer von jenen Revolutionären, die R. die »herben Asketen« nannte. Ein Schneider von Beruf und von einer stumpfen Gläubigkeit. »Ich lebe hier seit fünf Jahren«, erzählte er. »Und Sie fühlen sich hier gut?« sagte Friedrich, und er dachte an den Regen, die Fabrik, die Schaffnerin, das Kaffeehaus. Tomkin verstand die Frage nicht. Er hört sie vielleicht zum erstenmal, dachte Friedrich. – »Ich habe hier Arbeit gefunden!« antwortete Tomkin endlich, als wäre er jetzt erst auf den Sinn der Frage gekommen. Und als gehörte noch die Statistik zur Antwort, fuhr er fort: »Achttausend Arbeiter leben hier. Alle sind rot organisiert, man kann sich auf sie verlassen. Die Gewerkschaften sind ordentlich. Viertausend Frauen sind organisiert, die Schaffnerinnen und städtischen Hilfskräfte mit einbegriffen.«

»Ah, so!« sagte Friedrich.
»Dieser Krieg führt zur Revolution«, sagte der Schneider. »Sie wissen es ja genauso wie ich, nicht wahr, Genosse? Wir haben vom deutschen Proletariat viel zu erwarten«, sagte er weiter. »Obwohl es in den Krieg gegangen ist?« fragte Friedrich. »Eine Sache der Oberbonzen!« sagte der Schneider. »Hier lebt einer, ich bin mit ihm befreundet. Als ich ihm sagte, daß Sie kommen, bat er mich, Sie zu ihm zu führen. Wollen Sie ihn sehn?« »Führen Sie mich zu ihm!« sagte Friedrich.
Es war einer jener Männer, deren patriotische Reden seit dem Kriegsausbruch in den bürgerlichen Zeitungen Frankreichs und Englands als Beweise für den Untergang der proletarischen Solidarität und den Triumph des Nationalgefühls angeführt wurden.
Er wohnte in drei Zimmern, deren Möbel langsam zusammengekauft worden waren, Stück für Stück, eines neuer als das andere. Zwei Söhne des Hauses waren eingerückt. Ihre Photographie, auf der sie Arm in Arm dastanden in Uniform, lehnte in einem Rahmen mit blaßblauen Vergißmeinnichtornamenten auf dem Schreibtisch des Vaters. Zu beiden Seiten des großen Spiegels, der zwischen zwei Fenstern hing wie ein drittes, das gleichsam nicht das Licht der Straße, sondern das des Zimmers aufzuhellen hatte, hing je ein Bild, darstellend die Ernte mit rotem Sonnenuntergang, hier ein Bauer mit der fliegenden Sense über dichten goldenen Ähren, dort zwei Frauen, Garben bindend und gebückt. Auf einem kleinen, zerbrechlichen Tischchen sogenannte Nippesgegenstände, ein Schornsteinfeger aus blauem Porzellan und ein Glücksschwein aus rotem Ton, eine Puppenküche mit winzigen Pfannen und ein Hirt, der Flöte spielte, die Photographie eines bärtigen Mannes in einem breiten, roten Pelucherahmen mit den gleichen blaßblauen Ornamenten aus Vergißmeinnicht, die auch den Rahmen der Soldatenphotographie zierten. Ein enormes Tintenfaß ruhte auf dem Schreibtisch. Es war aus Metall, ein bronzener Ritter in voller Rüstung hielt seinen Schild waagerecht wie ein Brett, so daß man Stahlfedern auf ihn legen konnte. Zwei Fäßchen zu beiden Seiten, mit kleinen Kirchenkuppeln an eisernen Deckeln, enthielten Tinte, das eine rote, das andere blaue. Ein Papiermesser aus Bronze lag daneben. Es hatte die Form eines Säbels. Die Stühle waren hart, wenn auch gepolstert.
Er war ein braver Mann, der sich durch Fleiß, Gesinnung und einen verdienstvollen Mangel an originellen Einfällen heraufgearbeitet hatte. Seit seinem einundzwanzigsten Lebensjahr führte er mit einer und der-

selben Frau eine glückliche Ehe, zum Teil nach den Anweisungen eines populären Naturheildoktors. Es war ein braver Mann mit einer leichten Neigung zu einem Bauch und mit einfachen Zügen, die ein Kind hätte nachzeichnen können. Er traktierte seine Gäste mit Zigarren aus einer Kiste, auf deren Deckel der deutsche und österreichische Kaiser aus einem kleinen, goldgerahmten Oval rotwangig und heiter in die Welt sahen.

»Sie werden in Zürich sehn, Genosse«, sagte er zu Friedrich, »wie man uns in der Welt behandelt. Über unsern Einmarsch nach Belgien können sich die Leute nicht beruhigen. Ich war seit der ersten Stunde dagegen. Aber der Krieg hat uns schnell gelehrt, den Boden der Tatsachen von der Theorie zu unterscheiden. Etwas anderes ist es im Frieden. Innerhalb einer blühenden Wirtschaft kann man Forderungen stellen. Wenn die ganze Wirtschaft aber gefährdet ist, muß man sie zu erhalten trachten, ob man Arbeitgeber ist oder Arbeitnehmer. Ich weiß, daß Sie und Ihre Genossen unsere Ansicht nicht teilen. Aber Sie haben es leichter. Sie dürfen uns, die proletarischen, aber gleichberechtigten Bürger einer westlichen, einer zivilisierten, einer konstitutionellen Monarchie nicht mit dem unterdrückten, mit der Nagaika behandelten russischen Proletarier vergleichen. Es ist klar, daß der russische Proletarier kein Patriot ist, ebenso wie daß der deutsche einer ist. Nach dem Krieg wird unser Kaiser sich mit einer rein dekorativen Aufgabe begnügen müssen wie zum Beispiel der König von England. Ein Sieg des Zaren führt nur zur größeren Unterdrückung des russischen Proletariats. Ein deutscher Sieg zur Befreiung des deutschen. Wir gehn dann mit Riesenschritten der Republik entgegen.«

Friedrich verabschiedete sich vor Mitternacht, als er die Frau des Parteiführers aus dem Schlafzimmer rufen hörte. Es regnete immer noch. Die Stadt war finster. Nicht aus einem einzigen der vielen Fenster kam ein Schimmer. Die Leute schliefen, mitten im Krieg. Gab es keine Witwe, die ihren Mann beweint? Konnten die Mütter schlafen, deren Söhne gefallen waren? Er erinnerte sich an die Nacht, in der er durch die Straßen Wiens gegangen war. Auch damals schliefen sie alle, mit wenigen Ausnahmen. Die damals gewacht hatten, waren heute im Feld, in Konzentrationslagern, in Gefängnissen oder bestenfalls in der Schweiz. Die andern schliefen. Sie schliefen, als noch Frieden war und der Krieg sich vorbereitete, sie schliefen heute. Heute wie damals bin ich der einzige Mensch ohne Schlaf in der Welt. Jeder hat seine Gruft,

sein Grab, seinen Stein mit seiner Inschrift, seinen Taufschein, sein Dokument, seinen Militärpaß, sein Vaterland. Das gibt ihnen Ruhe. Sie können schlafen. Die Ziffern in den Kanzleien regieren ihr Schicksal. Es gibt keine Kanzlei in der Welt, die meine Ziffer hätte. Ich habe keine Nummer. Ich habe keine Nummer.

In dieser Stadt und in dieser Nacht war er der einzige wache Mensch. Er öffnete das Fenster und sah in die finstere Straße hinaus. Aus dem zweiten Stock, in dem sein Fenster lag, sah er dessen schwachen, rechteckigen Schimmer auf der gegenüberliegenden Mauer, und das gab ihm eine gewisse Zufriedenheit, als wäre der Schimmer sein Verdienst.

Es regnete immer noch.

Es regnete auch die nächsten zwei Tage, in denen er auf seinen Paß warten mußte. »Die deutschen Behörden«, sagte der Schneider tröstend, »machen Umstände auch dort, wo sie selbst illegal werden.«

Wie schnell geht es bei Kapturak! dachte Friedrich.

Dennoch freute er sich, als er den Paß hatte und der Schneider ihm das Reisegeld lieh. Zum erstenmal, sagte er sich, habe ich ein echtes Dokument. Die Behörden selbst sind meine Komplizen geworden. Das sind die Wunder des Kriegs. Es geht doch vorwärts.

Am nächsten Tag fuhr er nach Zürich.

Er saß in der dritten Klasse und hörte die Gespräche der Soldaten. Sie sprachen von ganz gewöhnlichen Dingen: von Speck, von Fleischspeisen, von einem Stabsarzt, einem Lazarett, Zigarettenmarken. Sie haben es sich schon häuslich im Krieg gemacht. Sie leben schon bequem. Der gewaltsame und verfrühte Tod, der sie jetzt belauert, ist ihnen schon so vertraut geworden, wie ihnen der natürliche Tod in friedlichen Zeiten vertraut war, bekannt und entrückt. Der Krieg ist aus einer widernatürlichen Erscheinung eine natürliche geworden.

Auf der letzten Station vor der Grenze steckte er den Brief an Hilde in den Postkasten. Wenn er sie erreicht – bin ich schon drüben.

Er telegraphierte Berzejew seine Ankunft.

XIV

Von diesem Augenblick dachte er nur noch an Berzejew. Bald sollte er ihn sehn. Er erinnerte sich an die Entstehung dieser Freundschaft. Noch näher als gemeinsam erlittene Nöte und die gemeinsam bestan-

denen Gefahren auf der Flucht lagen der Erinnerung Friedrichs Worte und Bewegungen Berzejews, die mit keinem besonderen Anlaß verknüpft waren. Er erinnerte sich, wie Berzejew schlief und wie er aß, wie er sein linkes Knie zwischen die Hände nahm, wenn er sich hinsetzte und nachdenklich wurde, und wie er sich am Morgen wusch, mit einer schnellen Sorgfalt und mit einer sichtbaren Freude an Kälte und Wasser, die wie ein jeden Morgen erneuertes Bündnis des Menschen mit den Elementen war.
Es war schon Schweizer Boden, über den er jetzt fuhr. Keine kriegerischen Plakate an den Wänden der Bahnhöfe und keine Züge mit Uniformierten mehr. Es war, als käme er unmittelbar aus einer Schlacht, nicht nur aus einem Land, das Krieg führte. Jene friedliche Welt, nach der er sich in Sibirien gesehnt hatte, begann erst hier. Ihm war, als hätte der Frieden ein merkwürdiges und unbekanntes Gesicht und als wäre der Krieg ein selbstverständlicher und natürlicher Zustand gewesen. Während der ganzen Fahrt durch Rußland, Österreich und Deutschland hatte er sich an den Gedanken gewöhnt, daß der sichere Tod in Europa herrsche. Auf einmal, an einer Grenze, begann das gewöhnliche Leben. Es war, wie wenn er an die Grenze eines Regens gekommen wäre und gerade noch hätte sehen dürfen, wie plötzlich die Scheidung zwischen blauem und bewölktem Himmel, nasser und trockener Erde wäre. Auf einmal sah er junge Männer in Zivil, die längst eine Uniform hätten tragen müssen. Auf einmal sah er Männer von Frauen einen ruhigen Abschied nehmen, und er hörte, wie sie einander »Auf Wiedersehn!« sagten. Offenbar waren alle ihres Lebens sicher. An den Zeitungsständen hingen die Blätter aller Länder nebeneinander, als enthielten sie nicht blutige Nachrichten. Das ist also das Wesen der Neutralität, sagte er sich. Schon vom Zug aus fühle ich, wie der Krieg nebensächlich wird. Das Bewußtsein, daß soviel Blut fließt, begleitet nicht mehr jeden Gedanken. Ich fange an, die Gleichgültigkeit Gottes zu verstehen. Die Neutralität ist eine Art Gottähnlichkeit.
Er wird an der Bahn sein, sagte er. Und gleich darauf: Er wird nicht zur Bahn kommen, er wird mich zu Hause erwarten. Es hat keinen Sinn, jemanden an der Bahn zu erwarten. Ich bin übrigens immer noch allein angekommen. Kein Mensch hat mich je erwartet oder begleitet. Immerhin, wenn er an der Bahn ist, werde ich mich freuen.
Aber Berzejew wartete wirklich, ruhig wie immer. »Du hast also mein Telegramm bekommen?« fragte Friedrich. »Nein«, sagte Berzejew,

»ich gehe seit einer Woche zu jedem Zug, der aus Deutschland kommt.« »Wen erwartest du denn?« »Dich!« sagte Berzejew.
Sie sahen einander zum erstenmal in europäischem Zivil. Zum erstenmal bemerkte jeder von ihnen am Anzug des andern ein paar kleine Kennzeichen, die wie die letzten unwiderleglichsten Beweise für die Gemeinsamkeit ihrer Gesinnung waren. »So trägst du also deinen Hut!« sagte Friedrich. »Gefällt dir nicht?« fragte Berzejew. »Im Gegenteil, ich kann es mir nicht anders vorstellen.« Und sie sprachen wie zwei junge Männer von Welt über Krawatten, Hüte, zweireihige und einreihige Röcke, als wäre kein Krieg und als säßen sie nicht hier, um die Revolution zu erwarten.
»Wenn Savelli uns hören könnte!« sagte Berzejew, »wie würde er uns verachten. Er geht auch hier noch hartnäckig ohne Kragen herum, aus Opposition gegen uns, gegen R. und mich und überhaupt gegen alle ›Intellektuellen‹. Es ist keine gewöhnliche Koketterie bei ihm, es ist geradezu ein Haß.«
Es ging übrigens allen schlecht. Sie hatten nichts, wovon zu leben. Mit Mühe brachten sie jede Woche Geld für das Flat zusammen. Savelli aß nur einmal im Tag, R. brauchte dringend ein paar Hosen. Er schrieb für eine Revue, weswegen ihn Savelli verachtete. »Und du?« fragte Friedrich. »Ich habe Geld!« sagte Berzejew. »Ich arbeite. Ich bin Theaterarbeiter geworden. Ein Schauspieler, mit dem ich mich befreundet habe, hat mich untergebracht. Es war nicht leicht. Die Schweizer Theaterangestellten sind nicht freundlich gewesen. Schließlich haben sie mich sympathisch gefunden. Ich habe sogar Geld gespart. Wir könnten zusammen einen Monat leben, ohne einen Finger zu rühren. Du wohnst bei mir. Kein Zimmer zu kriegen. Deserteure und Pazifisten haben die ganze Schweiz besetzt.«
Und sie nahmen ihr altes Leben wieder auf.

XV

In Zürich begann Friedrich, ein genaues Tagebuch zu führen. Ich gebe im folgenden jene Stellen daraus wieder, die mir wichtig erscheinen.

Aus Friedrichs Tagebuch.
»Heute sah ich R. wieder. Er war wie immer. Er sprach mit mir, als ob

wir uns erst gestern verabschiedet hätten. Ich erinnerte mich genau an unser letztes Gespräch vor meiner Abreise nach Rußland. Er aber hatte es natürlich vergessen. Ihm verdanke ich den Entschluß, dieses Tagebuch zu schreiben. ›Was?‹ sagte er. ›Sie notieren gar nichts? Falsch! Erstens ist es eine individualistische Manifestation. Der Bleistift in der Hand und vor mir das weiße Blatt Papier. Aus einem Stückchen Papier, geschweige denn aus einem großen Bogen, strömt eine Stille aus und eine Einsamkeit. In der Wüste kann es nicht ruhiger sein. Setzen Sie sich mit einem leeren Heft mitten in ein lärmendes Kaffeehaus – Sie sind sofort allein. Zweitens ist es praktisch, weil man verschiedene Dinge nicht vergessen darf. Drittens bewahrt uns ein Tagebuch vor einer allzu heftigen Aktivität, zu der uns sozusagen unser Beruf verpflichtet. Es verhilft uns zur Distanz gegenüber den Ereignissen. Viertens schreibe ich, weil Savelli es als eine bourgeoise Sentimentalität verachten würde, wenn er es wüßte.‹
Auch ich habe eine natürliche Neigung zu Dingen, die Savelli bürgerliche Sentimentalitäten nennt. Ich habe ihn wiedergesehn. Kein Wort über Sibirien. Kein Wort über meine Flucht. Nur: ›Es ist ihnen ja ganz gut ergangen – wie Berzejew sagt.‹ Und es sah einen Augenblick so aus, als müßte ich mich entschuldigen, weil man mich verhaftet hat. Ich bin eigentlich zum erstenmal zur Überzeugung gekommen, daß er mich haßt in den Zeiten, in denen er mich nicht zu sehr verachtet. Er wiederholte mir, was er Berzejew schon gesagt hatte: Es wäre besser gewesen, wenn wir beide in Rußland geblieben wären. Es gäbe dort mehr zu tun. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich ja eigentlich in Rußland nicht zu Hause wäre. ›Um so schlimmer!‹ antwortete er. Es war eine ausdrückliche nationalistische Demonstration. Ich fühlte mich in diesem Augenblick sozusagen als Europäer, wie R. sich nennt. Er meint die großen europäischen Traditionen: den Humanismus, die katholische Kirche, die Aufklärung, die Französische Revolution und den Sozialismus. Ja, er sagte letzthin, Sozialismus sei eine Angelegenheit des Westens und es sei ebenso töricht, in Rußland von Sozialismus zu sprechen wie von einem Christentum der Hottentotten. R. könnte mein älterer Bruder sein. Wir haben wahrscheinlich mehr gemeinsam als nur Eigenschaften. Mir scheint, wir haben ein ähnliches Schicksal. Wir sind beide ungläubig. Wir hassen beide dasselbe. Wir wollen aus denselben Gründen den Umsturz. Wir sind beide grausam. Es ist uns bestimmt, eine Revolution vorzubereiten,

wahrscheinlich nicht, die Erfolge einer siegreichen zu erleben. Ich kann ebensowenig wie er glauben, daß sich etwas in der Welt ändert: außer der Nomenklatur. Wir hassen die Gesellschaft, persönlich, privat, weil sie uns nicht gefällt. Wir hassen die fette und die blutige Behaglichkeit, in der sie lebt und stirbt. Wären wir in einem früheren Jahrhundert geboren, wir wären sozusagen Reaktionäre, Priester vielleicht, Ratgeber, Adjutanten, anonyme Sekretäre an einem europäischen Hof. Wir beide hätten in einer Zeit geboren werden müssen, in der man sein Schicksal noch selbst bestimmen konnte, wenn man außergewöhnlich war. Die Mittelmäßigen wären noch unten.

Ich vertrete seit einer Woche den Korrespondenten eines dänischen radikalen Blattes. Ich bin verpflichtet, mich um die Gesellschaft, die Politik, das Theater zu kümmern, und ich glaube, daß ich meine Arbeit gut mache. ›Sie haben‹, meint R., der mir diese Korrespondenz verschafft hat, ›die erste Eigenschaft eines Journalisten: Sie sind neugierig.‹

Die Deserteure, die hier leben, sind von den Pazifisten nicht zu unterscheiden. Keiner von den Glücklichen, die über die Grenze gekommen sind, gesteht, daß er aus privater Liebe zum Leben geflohen ist. Als ob die Liebe zum Leben einer Entschuldigung bedürfte! Es ist eine Eigenschaft des Bürgertums, die einfachen Forderungen der Natur hinter komplizierten Idealen zu verbergen. Die Männer der vergangenen Zeiten konnten ihr Leben in einem dummen Duell verlieren. Aber sie starben für ihre eigene Ehre, und sie leugneten keinen Augenblick, daß ihnen auch das Leben lieb sei. Die Männer von heute, wenigstens die meisten Männer, die sich jetzt in neutralen Ländern befinden, geben vor, daß sie die Opfer ihrer Überzeugung sind.

Am stärksten interessieren mich jene, die mit der Erlaubnis ihres Vaterlandes in die Schweiz gekommen sind. Man kann von ihnen auch am meisten erfahren. Sie kamen hierher, um die Pazifisten ihrer Länder geheim zu bespitzeln und um offiziell Propaganda für ihre Ideale zu machen. In unserer Pension wohnen zwei: ein Deutscher und ein Franzose. Der Deutsche heißt angeblich Dr. Schleicher, der Franzose Bernardin. Der Harmlosigkeit unserer Wirtin haben sie es zu verdanken, daß sie beim Frühstück an meinem Tisch sitzen. Die Wirtin glaubte, die beiden wären durch ihre pazifistische Gesinnung miteinander verbunden und fänden Freude daran, an einem Tisch zu essen,

zwei arme Opfer ihrer Vaterländer. Indessen ist jeder der bezahlte Spion seines Staates. Dr. Schleicher ist ein braver, bequemer Mann. Er steht spät auf, geht in Pantoffeln und im Schlafrock ins Klosett und verweilt dort sehr lange. Er trägt eine Brille, die seine Augen freundlich macht, sein breites Gesicht noch breiter und die wie ein zweites, goldgerändertes, gläsernes Lächeln über dem ständigen natürlichen Lächeln seiner Wangen liegt. Sooft ich an seiner Tür vorbeigehe, höre ich seine Maschine klappern. Er ist ein naiver Spitzel, der glaubt, man wäre überzeugt, er schreibe nicht Berichte für seine Vorgesetzten, sondern Liebesbriefe auf der Schreibmaschine. Bernardin ist ein Mann in den Vierzigern. Er hat die solenne, dunkle Eleganz eines Franzosen aus der Provinz, der jeden Tag aussieht, als ginge er zu einem Leichenbegängnis, nur die heitere Miene, mit der er das Essen erwartet, mildert seine Feierlichkeit. Seine Schuhe sind immer blank und oft mit dunkelgrauen Gamaschen tapeziert, seine Hosen sind immer gebügelt, sein Rock sieht aus, als wäre er eben vom Schneider gekommen, sein hoher, steifer Kragen glänzt immer weiß. Einen kleinen, schwarzen Schnurrbart, der das braune Rot seiner Wangen hervorhebt, streicht er immer mit zwei nachdenklichen Fingern. Er trägt kleine Schleifen, die wie eine bewußte Demonstration gegen die schweren, seidenen und gestrickten Binder Dr. Schleichers sind. Die beiden sprechen miteinander kein Wort. Sie grüßen sich lächelnd und stumm, wenn sie sich setzen und wenn sie aufstehn. Sie wissen voneinander. Nur schreibt der Franzose seine Berichte mit der Hand, und es ist still, wenn man an seiner Tür vorbeigeht.

Gestern haben sich der Deutsche und der Franzose zum erstenmal unterhalten. Sie wären beinahe gar nicht zum Essen gekommen. Sie blieben noch lange, nachdem alle fertig waren, zusammen, sie tranken einen Kaffee und rauchten. Ich war neugierig wie gewöhnlich. Den Dr. Schleicher kenne ich aus dem Café, wir haben einen gemeinsamen Bekannten, den Dr. Gold. Dieser Dr. Gold hat sich noch nicht entschieden, für welchen der kriegführenden Staaten er Partei nehmen soll. Er hat lange in Deutschland gelebt und einige Werke von Tolstoi übersetzt. Er hat Freunde in Deutschland und in Frankreich, und aus Angst, es könnte eines der beiden Länder womöglich siegen und er zu spät davon erfahren, bleibt er neutral. Er sitzt bald mit Dr. Schleicher am Tisch und bald mit Bernardin. Mit beiden stellt er sich gut. Dem

einen berichtet er vom andern. Aus Angst, sie könnten eines Tages beide auf ihn böse werden, versuchte er schon seit Monaten, sie zusammenzubringen. Nun ist es ihm endlich gestern gelungen. Folgendermaßen erzählte er mir den Hergang: ›Unglücklicherweise fällt es mir gestern ein‹, sagte Dr. Gold, ›dem Dr. Schleicher zu sagen, der Bernardin hätte schon lange gewünscht, ihn kennenzulernen. Und ich erfahre dabei, daß sie zusammen jeden Tag an einem Tisch sitzen. Ich war verzweifelt. Wäre ich nicht so geschickt, wie ich bin, ich hätte mich blamiert. Aber mit dem Gleichmut, der mir angeboren ist, antwortete ich kühl: ›Dann wird er nicht wissen, mit wem er die Ehre hat, am Tisch zu sitzen.‹ Und Dr. Schleicher glaubt's. Nur wäre ihm der Bernardin außerordentlich unsympathisch, nicht allein aus nationalen Gründen. Und nun mache ich den zweiten Fehler: ›Er ist halt ein Gerichtsmensch‹, sag' ich dem Schleicher, ›ein netter Mensch in Zivil. Aber der Krieg steigt diesen Leuten zu Kopf.‹ ›Was? Ein Jurist?‹ fragt Schleicher. ›Aber ich bin ja auch Jurist.‹ In diesem Augenblick tritt Bernardin ein, und Schleicher grüßt ihn zuerst und lächelt dabei. Ich führe sie endlich zusammen. Und, was glauben Sie. Die beiden werden in einer halben Stunde dicke Freunde. Sie sprechen nur noch von Schülern und Lehrern!‹

Soweit Dr. Gold. Er verließ mich bald, er war beschäftigt wie immer. Er erzählt atemlos, fast keuchend und immer auf dem Sprung. Außerdem flüstert er. Und er gibt acht, daß man ringsum sieht, wie er beflissen ist, Geheimnisse zu erzählen. Er wird fortwährend gegrüßt und erwidert fortwährend. Er kennt alle Pazifisten. Er ist regelmäßiger Mitarbeiter am ›Europäischen Frieden‹. Berzejew nennt ihn den ›Freimaurer‹, in seiner kühnen Art, in der er Freimaurer mit Pazifisten verwechselt. Verwunderlich ist sein großes Maß an Dummheit bei einer gleichzeitigen Kenntnis von Literaturen, Sprachen und Ländern, Menschen ohne Bedeutung und sogenannten Persönlichkeiten. Er ist leichtgläubig und nimmt jede Auskunft ernst und hält alles für wichtig, was man ihm sagt. Offenbar muß er leichtgläubig sein, um den andern mit Überzeugung etwas erzählen zu können. Außergewöhnlich und unverständlich ist die Bereitwilligkeit, mit der ihn jeder anhört. Aber das scheint eine Eigenschaft der meisten geselligen Naturen zu sein: Sie nehmen Nachrichten von Menschen entgegen wie aus Zeitungen, und als wären der Klang einer Stimme, der Ausdruck eines Gesichts und der Charakter eines Erzählers nicht noch viel wichtiger als das, was er

sagt, und als wäre es noch niemals vorgekommen, daß der Blick des Sprechenden seine Lippen Lügen gestraft hätte.
Dr. Schleicher und Bernardin sieht man jetzt immer zusammen. Sie ahnen offenbar nicht, daß sie nebeneinander eine auffällige Erscheinung selbst in diesem Zürich der Kriegszeit sind. Neben dem feierlichen Schwarz Bernardins, das ihn dem Rayonchef eines großen Warenhauses ähnlich macht, erinnert die blonde Helligkeit Dr. Schleichers an einen sonnigen, sorglosen Ferientag. Der goldene Rahmen der Brille, das schimmernde Glas, der sandgelbe Überzieher, die rötlichen Halbschuhe, die hellbraunen Hosen, die braune Melone und das blasse Gesicht verbreiten einen weithin sichtbaren Glanz, und wenn er einem entgegenkommt, ist er wie ein wanderndes Stück Sonne, während der dunkle Bernardin neben ihm wie eine Art langer und schmaler Strahl der Finsternis erscheint. Sie wurden langsam der Gegenstand witziger Unterhaltungen selbst unter den Pazifisten, zu deren Überwachung sie hierhergekommen sind. Aber die Gemeinsamkeit des Berufs scheinen der Deutsche wie der Franzose stärker zu fühlen als den Unterschied ihrer Nationalität. Ich habe erfahren, daß der Deutsche Französisch unterrichtet und der Franzose Deutsch. Die Regierungen der kriegführenden Staaten scheinen die Kenntnis der Sprache des Feindes für eine hinreichende Befähigung zur Spionage und Diplomatie zu halten. R. erzählt mir, daß es an Spitzeln mangelt wie an Kanonen und Brot und Zucker und daß die Verwendung eines Gerichtsbeamten in der Geheimdiplomatie und im Pressedienst ungefähr der Verwendung einer Landsturmtruppe an der Front entspricht.
Jeden Tag sieht man neue Gesichter. Immer wieder neue Flüchtlinge. Je länger der Krieg dauert, um so stärker wird die Armee der überzeugten und der zufälligen Pazifisten. Die Schweiz könnte zur Verteidigung ihrer Neutralität eine immense Fremdenlegion aufstellen.
Aus Rußland günstige Nachrichten. In Moskau Streik, in der Ukraine stehn 26 Fabriken still. Vom Genossen P. eine Nachricht, daß er alle Vorbereitungen getroffen hat, die Front zu durchbrechen, wie er schreibt, und nach Rußland zu gehn. Er bittet um Material. Jemand wird es ihm hinbringen müssen. Ich würde gerne fahren. Es hat kein Mensch Geld für die Reise. Mit der Post kann man's der Zensur wegen nicht schicken. Ich gehe morgen wieder zu L., das Material holen.

Gestern war ich wieder bei L., nun schon zum drittenmal. Es geht ihm sichtlich immer schlechter. Er ist augenblicklich krank, trägt ein dikkes, buntes Tuch um den Hals und weigert sich, ins Bett zu gehn, obwohl es seit zwei Wochen im Zimmer nicht geheizt ist. Er wohnt bei einem braven Mann, den die Biederkeit nicht hindert, pünktlich den Mietslohn einzukassieren. T. war bei L. Sie sprachen über einen Artikel, den G. eben eingeschickt hat. ›Er kann von der Metaphysik nicht loskommen‹, klagte L. ›Was will er nur fortwährend mit seinem Gott!‹ Es war nicht die geringste Freude an einer Lästerung etwa, wie ich sie oft bei überzeugten Atheisten fühlen konnte. Chajkin zum Beispiel lebte auf einem ständigen Kriegsfuß mit Gott, bekam, wenn er die Worte Himmel, Priester, Kirche, Gott sagte, den Ausdruck einer höhnenden Angst. Wenn Berzejew spottet, sieht er aus wie ein Knabe, der den Katecheten belogen hat. Er hat ein pfiffiges Gesicht dabei, und er erinnert mich an einen Gassenjungen, der an dem elektrischen Taster einer Torklingel gedrückt hat, um den Portier zu narren. Er vermutet gewissermaßen, weil die Tür geschlossen bleibt, daß überhaupt kein Portier vorhanden ist. Ich habe auch schon T. über die Religion sprechen gehört. Er behandelt Gott wie einen Unternehmer und ein Wesen mit einem irdischen Interesse an der Erhaltung der bestehenden Weltordnung. Aber der Hohn wie der kindische Spott und wie die ernste Gegnerschaft scheinen mir immer noch Bestätigungen für die Existenz Gottes zu sein. L. aber räumt mit einem kleinen Wort die Himmel aus, so daß man ihre große Leere zu hören glaubt. Es ist, wie wenn er eine Glocke ihres Klöppels beraubt hätte und sie schwänge jetzt tonlos und ohne Echo weiter, immer noch Metall und schon der Schatten einer Glocke. L. hat die Gabe, mit einer Hand Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Straßen zu öffnen. Die Möglichkeit von Überraschungen anerkennt er nicht gerne. ›Wir müssen mit Hindernissen rechnen‹, sagte er, ›aber nicht mit solchen, die wir nicht voraussehn könnten. Lassen wir uns einmal darauf ein, unberechenbare Zufälle einzukalkulieren, so verfallen wir in die Bequemlichkeit, auch die voraussichtlichen nicht mehr sehn zu wollen. Wir leben auf der Erde. Unser Verstand ist irdisch. Überirdische Gewalten greifen in irdische Angelegenheiten nicht ein. Warum zerbrechen wir uns da den Kopf! Es gibt nur Mögliches auf Erden. Und alles Mögliche kann man berechnen.‹
In dieser freiwilligen Beschränkung liegt das Geheimnis L.s. Ich glaube nicht, daß er Affekte kennt, Haß, Zorn oder Liebe. Er sieht aus wie ein

kleiner Beamter. Mit Absicht hat er sich so zur Unscheinbarkeit diszipliniert und darauf vielleicht ebensoviel Mühe verwandt wie andere, um zum Beispiel ein bedeutendes Profil zu bekommen. Er lebt in der Kälte. Er trägt Krankheit und Elend wie uns zum Exempel. Und das einzig Rührende an ihm ist sein Inkognito. Sein Bart ist wie eine beabsichtigte, überflüssige Verlängerung seiner Physiognomie. Der Schädel ist breit und weiß, die Backenknochen sind breit wie der Schädel, und der Bart bildet die schwarze Spitze eines gespenstischen, weißen Herzens, das Augen hat und schauen kann.

Ich war zwei Tage in Wien. Ich fuhr mit unserm Material und mit Aufträgen L.s zu P., der morgen die ›Front durchbricht‹. Ich habe sonst niemanden gesehn. Ich versuchte, Grünhut zu sprechen. Die ›Madame‹, wie er die Hebamme immer nannte, erzählte mir mit einem fast mütterlichen Stolz, daß Grünhut wirklich rehabilitiert wurde. ›Jetzt wird er wenigstens einen schönen Tod haben‹, sagte sie, das Taschentuch, das die Frauen ihrer Gattung auf eine ebenso rätselhafte Weise immer zur Hand haben, wie die Frauen des Bürgertums es immer verlieren, schon vor den Augen und mit einem leisen Glucksen in der Stimme. ›Der gute Doktor!‹ ›Vielleicht kommt er doch noch zurück‹, versuchte ich sie ein wenig gedankenlos zu trösten. Es zeigte sich nun, daß ich vollkommen falsch getröstet hatte. ›Wenn man so weit weg ist wie er‹, sagte die Hebamme, ›kommt man nicht mehr zurück. Das Zimmer hab' ich auf jeden Fall vermietet. Polnische Juden wohnen jetzt da. Flüchtlinge‹, dieses Wort sagte sie mit einer gehässigen, gläsernen Helligkeit, ›schmutzige Leute, sie rücken nicht ein, der Mann ist ganz frei, und die zwei Söhne sind Landsturm ohne Waffe. Ich muß ihnen fortwährend den Mietpreis erhöhen. Glauben Sie nicht? Alles wird teurer, und diese Leute verdienen doch eine Menge Geld!‹ Um ihr nicht mehr zuhören zu müssen, ging ich auf das Todesurteil ein, das sie über Grünhut gefällt hatte. ›Sie können ruhig die Flüchtlinge behalten‹, sagte ich, ›Grünhut wird bestimmt fallen.‹ Sie zeigte wieder das Taschentuch. In Kriegszeiten können Tränen auch ein Ausdruck der Hoffnung sein.
Ich habe Hilde nicht geschrieben. Ich habe fortwährend an sie gedacht und sie nicht einen Augenblick sehen wollen. Wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, um jeden Preis aufrichtig zu sein, sobald ich allein vor diesem Papier sitze, hätte mich die Scham gehindert, hier niederzu-

schreiben, daß ich vor die Auslage des Photographen gegangen bin, wo die ganze Zeit über ein großes Porträt Hildes ausgestellt war. Es ist nicht mehr da. Ein Oberleutnant, in Farben, hängt jetzt in der Vitrine.

Savelli zeigt jetzt einen offenen Haß gegen uns alle. Nur in L.s Zimmer ist er schweigsam und bescheiden. L. zähmt ihn durch die sehr einfache Methode, ihm die Wahrheit ruhig ins Gesicht zu sagen, und so, als läse er sie ihm aus einem Buch vor. Selbst Savelli kann ihm nicht zumuten, daß er irgend etwas aus privaten Gründen gesagt hätte. Er hat nur Überzeugungen. ›Er ist eine phänomenale Erscheinung‹, sagte R. ›Man liebt ihn, obwohl er es kaum versteht, Liebe zu empfangen. Man fürchtet ihn, obwohl er keine Macht hat, Furcht zu verbreiten. Mit ihm scheint die Natur eine ganz neue Art von Heiligen versuchen zu wollen. Heilige ohne Glorienschein, ohne Gnade und ohne den ewigen Lohn. Es wird mir etwas kalt beim Anblick dieser Heiligkeit. Beachten Sie, wie Savelli versucht, es L. nachzumachen, und wie es ihm mißlingt. Er ist einfach ein kalter Hund. Er spielt einen, der die persönlichen Interessen abgetötet hat. Er hat sie aber. Nur ist sein Blut so kalt, daß sogar sein Ehrgeiz aussieht wie eine Gesinnung und sein Haß wie eine Vernunft.‹ So R.
Seitdem ich zwei Tage von Zürich entfernt war, fühle ich hier nicht mehr die Freiheit eines neutralen Landes. Auf dem Rückweg stellte ich mir die ganze Zeit vor, ich würde alles verändert finden, meine Freunde und die vollen Kaffeehäuser und alle Spitzel. Es war mir, als kehrte ich nach zehn Jahren zurück, obwohl die Tage in Wien so schnell vergangen waren. Der Krieg ist alt geworden, er wird schwerfällig und träge und sieht selbst aus wie einer der vielen Krüppel, die er verursacht hat. Ich habe kein Interesse mehr an den Mitreisenden gehabt, weil ich genau zu glauben wisse, was sie denken. Wenn ich heute wieder mit Süßkind in einem Kupee säße, könnte ich ihm seine Ansichten soufflieren und seine Rolle spielen. Aber auch die des preußischen Obersten und die des österreichischen Majors. Ich weiß auch schon genau, was R. sagt, was Savelli und was Berzejew äußert. Wir leben in dieser Stadt wie Gefangene, nicht wie Entronnene. Diese geographisch eng begrenzte Neutralität sieht aus wie ein Gefängnis, da der Krieg geographisch unbegrenzt geworden ist. Manchmal kommt es mir vor, daß wir auf einem kleinen Schiff dahinschwimmen, Gute und Böse, anständige Menschen und Schurken. Und die Fahrt nimmt kein Ende.

Manchmal wünschte ich, es möchte etwas Furchtbares geschehn, die Schweiz den Krieg irgend jemandem erklären und uns alle gefangensetzen oder an die Front schicken. Es geschieht so viel hier, und die Luft ist erfüllt von sogenannten Neuigkeiten. Aber es sind immer die gleichen Ereignisse, und ein Sieg sieht dem andern ähnlich, eine Niederlage der andern, der Feind seinem Feind, und die Parteien sind voneinander ebensowenig zu unterscheiden wie Gewehre. Die Ereignisse schlagen an unsere Stadt, Wellen an ein Schiff, immer die gleichen, immer die gleichen. Und ich beschreibe sie in den radikalen Zeitungen. Wenn ich einen gedruckten Satz von mir lese, tönt er wie zartes, ungemein schwaches Echo jenes Gedankens, den ich niederzuschreiben die Absicht hatte. Wann werde ich ihn je ausdrücken können? Ich beginne zu zweifeln, daß der Krieg unsern Zielen dient, er kann einfach nicht aufhören, er ist zu ungeheuer. Er ist den irdischen Gesetzen entwachsen, und er rast weiter, wie einer der Himmelskörper, nach dem geheimnisvollen Gesetz einer Trägheit, die kein Ende nimmt.«

XVI

Wir brechen hier die Zitate aus Friedrichs Tagebuch ab. Seine Eintragungen werden nämlich von nun an immer seltener. Sein Tagebuch enthält nur mehr Nachrichten allgemeiner Natur, die inzwischen einen historischen Wert bekommen haben mögen, aber uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren. Wir wissen, daß seine oben zitierte Befürchtung, der Krieg würde nicht aufhören, falsch gewesen ist. Es bleibt uns übrig, mitzuteilen, daß er an einem Tag jenes denkwürdigen Vorfrühlings des Jahres 1917 die Schweiz verließ, in dem die Welt anfing, ihr altes Angesicht wieder einmal zu verändern. Es war in der Zeit, in der die rebellische Duma in kurzen zwei Tagen die Verhaftung des Zaren beschloß. Die intellektuellen Revolutionäre und die Arbeiter demonstrierten am Newskij-Prospekt. Die ersten 83 Toten der russischen Revolution lagen auf den nassen Steinen und rollten in die schmelzenden Schneehaufen, der Zar nimmt zum letztenmal Abschied von seinen weinenden Offizieren. Rodzianko, Goutschkoff, Kerenski und Schipow übernahmen die Macht, Skoropadski stellt sich dem deutschen Kaiser zur Verfügung. Der russische General Lukomski diktiert im Großen Hauptquartier die Abdikationsurkunde, der Gene-

ral Alekrejeff teilt es der ganzen russischen Front mit, daß Rußland aufgehört hatte, ein Zarenreich zu sein, und der historisch gewordene Eisenbahnzug führt die Führer der endgültigen russischen Revolution durch Deutschland nach Petrograd. Der Zar ist in Pskow. Er erhält alle Telegramme, in denen seine Armeeführer ihr Einverständnis mit seiner Abdankung erklären. Und während Rußland anfängt, sich in eine demokratische Republik zu verwandeln, wohnt im Petrograder Hotel Kschesinska schon der Mann, der die Sowjetrepublik vorbereitet. Der Frühling ist launenhaft wie immer, der Schnee schmilzt, zerrinnt und gefriert wieder. Friedrich und Berzejew arbeiten in Moskau. Sie haben Zugang zu einem Waffenarsenal und fahren jede Nacht, nur von dem bestochenen Posten gesehn, eine Anzahl Gewehre und Munition in Stroh verdeckt auf kleinen, flinken Wagen in die Fabriken.
Zum zweitenmal – und wie damals, als er mit Kapturak und den Deserteuren durch den Grenzwald ging, glaubt er, den Schrei eines ganzen Volkes zu hören. Er erinnert sich an die fünf Deserteure. Sie waren im ersten Morgengrauen auf einmal und wie auf ein Kommando stehngeblieben, um Abschied von der Heimat zu nehmen. Wo mochten sie jetzt sein? Krüppel auf dem harten Asphalt amerikanischer Städte, gemordet in den Gefängnissen der Welt, von Seuchen in Konzentrationslagern zu Schatten gedörrt, verfolgt von Polizisten oder längst verfault in Gräbern. Er erinnert sich an graue Polizeistuben, engstirnige Schreiber, harte, steinerne Fäuste von Wachtmeistern und weiche, schleimige Hände von Spitzeln, vierkantige Bajonette, die Pyramide der bürgerlichen Welt, und Staatsanwälte unter Kaiserbildern, die Magier der herrschenden Gesellschaftsklasse. Er hört den rasselnden Klang der Ketten und das schmetternde Blech der Marschkompaniekapellen. Er sieht die Offiziere, die wie die Halbweltlerinnen des Kriegs geschnürt durch die Etappen gingen, und die Maler in phantastischen Uniformen, die Heiligenbilder von Kriegskommandanten malten, die Journalisten, die Wahrsager des modernen Bürgertums, und die Majore mit den jüdischen Witzen, die Hebammen und die patriotisch gewordenen Grünhuts, die Ausspeisung der Bettler und die Gesellschaft der Literaten bei Hilde.
»Wir zerstören diese Welt!« sagte er zu Berzejew. Sie rollen durch die finstern Straßen der Vorstädte, als Bauern verkleidet, die aus ihren Dörfern kommen, um morgen auf den Märkten Grünzeug zu verkaufen. Die sauber verpackten Gewehre liegen lautlos im Stroh. Man sieht

die Sterne fern und kalt glänzen wie immer, und man fühlt den Frühling, der anrückt wie immer, und den Wind, der ihn aus Südwesten heranweht wie jedes Jahr. Auf den holprigen Kopfsteinen der Straße schlagen die Hufe der Pferde ein unaufhörliches Feuerwerk aus kurzen Funken, die aus dem Nichts erglühn und ins Nichts verlöschen.

DRITTES BUCH

I

Der Zug brauchte mehr als achtzehn Stunden, um die kurze Strecke zwischen Kursk und Woronesch zurückzulegen. Es war ein kalter und klarer Wintertag. Ein paar karge Stunden schien die Sonne so kräftig von einem dunkelblauen, fast südlichen Himmel, daß die Männer an jeder der häufigen Haltestellen aus den kalten und finsteren Waggons hinaussprangen, die Röcke ablegten wie bei einer schweren Arbeit im heißen Sommer, sich mit dem knirschenden Schnee wuschen und von der Luft und der Sonne trocknen ließen. Im Verlauf dieses kleinen Tages hatten sie alle gebräunte Gesichter bekommen wie die Leute im Winter auf den sportlichen Höhen der Schweiz. Aber die Dämmerung kam plötzlich, und ein scharfer, kristallener, gleichmäßiger, singender Wind verschärfte die finstere Kälte der langen Nacht und schien den Frost unaufhörlich zu schleifen, damit er noch schneidender und spitzer werde. Den Fenstern der Waggons fehlten die Scheiben. An ihre Stelle hatte man Bretter angebracht, Zeitungspapiere und Stoffetzen. Hier und dort flackerte verloren ein kleines Kerzenstümpfchen, festgeklebt auf irgendeinem zufälligen, metallenen Vorsprung an einer Wand oder an einer Tür, dessen Zweck niemand mehr hätte erklären können, und der, so armselig er auch aussah, nur dank seiner Zwecklosigkeit an den längst verschwundenen Luxus der Züge und des Reisens erinnerte. Es waren Wagen erster und dritter Klasse, wie es sich gerade traf, zusammengekoppelt worden, aber alle Passagiere froren. Jedesmal stand ein anderer auf, streifte die Stiefel ab, hauchte hinein, rieb mit den Händen die Füße und zog wieder sorgfältig die Stiefel an, als würde er im Laufe dieser Nacht es nie mehr nötig haben, sie auszuziehen. Andere hielten es für besser, sich alle paar Minuten auf die Zehenspitzen zu stellen und hüpfende Bewegungen zu machen. Einer beneidete den andern. Jeder glaubte, der Nachbar hätte es besser, und man hörte im ganzen Zug nur Gespräche über die vermutliche Güte und Wärme dieses Mantels und jener Pelzmütze. Unter den Ärmeln eines Soldaten hatte ein Kamerad graue und rotgestreifte Pulswärmer entdeckt, deren Herkunft sich der Besitzer selbst nicht erklären konnte. Er schwor,

daß sie gar nichts nützten. Einer, ein Mann in den Vierzigern mit einem wild gewachsenen, roten Bart, der an einen Henker, einen Waldgeist und einen Schmied zugleich erinnerte, aber noch vor zwei Jahren einen friedlichen Handel mit Nahrungsmitteln betrieben hatte, wollte unbedingt die Pulswärmer sehen. Seit der Revolution, in der er alles verloren hatte, war er von einer Armee zur anderen gewandert, bis er endgültig bei den Roten blieb. Er spielte die Rolle eines vielerfahrenen Mannes und eines Propheten, der alles voraussehen konnte. Manches erriet er. Bei aller Harmlosigkeit des Herzens konnte er kaum eine Stunde leben, ohne einen Streit anzufangen. Es sah aus, als langweilte ihn sein so abwechslungsreiches Leben. Der Besitzer der Pulswärmer war ein schüchterner Bauernjunge aus der Gegend von Tambow, der sie aus Scham nicht hergeben wollte. Er mußte sie sich schließlich von seinem Nachbarn abstreifen lassen, der ein Matrose war, ein Allerweltskerl, ein Taschenspieler, ein Koch und ein Schneider, mit dem Gesicht eines Provinzschauspielers. Der Matrose kannte derlei Gegenstände und erklärte, die Engländer hätten die Pulswärmer erfunden und das ganze menschliche Leben steckte eigentlich in den Pulsen. Daher brauchte man nur sie zu schützen, um sich einen Pelz zu ersparen. Einer nach dem andern zog die wollenen Stückchen an und erklärte, sie heizten wirklich wie Öfen. Der Matrose glaubte zu wissen, das Mädchen, das diese Pulswärmer dem Jungen aus der Tambower Gegend geschenkt hatte, wärme noch besser, und alle fragten, ob es wahr sei.

Die Männer, die sich eben über die Wärme unterhielten, kamen von der sibirischen Front, wo sie die tschechischen Legionäre zurückgeschlagen und wo sie gehofft hatten, längere Zeit zu bleiben und sich von einem Sieg, der in ihren Augen ein entscheidender war, in Wirklichkeit aber nur einen provisorischen Erfolg bedeutete, ein paar Wochen zu erholen. Statt dessen mußten sie in die Ukraine, wo ihnen die Kälte grausamer erschien als in Sibirien, obwohl ihnen ihr Kommandant, der Genosse Berzejew, jeden Tag mit einem Thermometer in der Hand bewies, daß sie mehr als fünfundzwanzig Minusgrade nicht erreichte. Der Rotbärtige sagte, es gäbe nichts, das weniger sicher wäre als Quecksilber. Er selbst hätte einmal Fieber gehabt und vom Doktor ein Thermometer in den Mund gesteckt bekommen. Als er es herauszog, zeigte es nicht mehr als sechsunddreißig Grad, also ebensoviel wie zum Beispiel ein Fisch. Indessen hätte der Doktor gesagt, der Puls

wäre zu schnell für so wenig Wärmegrade, und so sei es auch schließlich mit dem Frost. Warum hätte man auch zwei oder gar drei Arten von Wärme- und Kältegraden? Weil sich eben selbst die Männer der Wissenschaft nicht einig wären, ob Celsius oder Reaumur.

In der Tat froren die Truppen mehr, weil sie langsamer vordrangen, wieder zurückweichen mußten und weil sie es im Süden mit besser organisierten und zahlreicheren feindlichen Kräften zu tun hatten. Auch waren sie immer noch erschöpft von der langen Fahrt, nach der sie sofort wieder in den Kampf geraten waren. Der kleine Bewegungskrieg war ihnen so selbstverständlich geworden, wie es einmal der große Weltkrieg gewesen war, und ebenso, wie sie geduldig monatelang vor der Festung Przemysl und in den Karpaten gelegen waren, ebenso natürlich wurden ihnen jetzt die kurzen Eilmärsche, die schleppenden Eisenbahnfahrten, das hastige Ausgraben des Bodens, der Sturmangriff auf ein Dorf und der Kampf um einen Bahnhof, das Handgemenge in der Kirche und das plötzliche Schießen in den Gassen, gedrückt in den Schatten eines Torbogens. Sie wußten, was morgen kommen sollte, sobald sie die Eisenbahn verließen, aber sie dachten nicht an den Kampf, sondern an Thermometer und Pulswärmer, an allgemeine Dinge und Alltäglichkeiten, an die Politik und an die Revolution. Ja, an die Revolution, von der sie so sprachen, als hätten sie selbst nur wenig mit ihr zu tun und als verliefe sie irgendwo außerhalb ihrer Reihen, und als wären sie nicht eben im Begriff, Blut für sie zu vergießen. Nur manchmal, wenn zu ihnen eines der Flugblätter und eine der schnellen Zeitungen kamen, wurden sie sich bewußt, daß eben sie selbst Revolution waren. Es gab in diesem Eisenbahnzug nur einen, der keinen Augenblick vergaß, wozu und in wessen Namen er kämpfte, und der es den Soldaten immer wieder sagte: Es war Friedrich.

Nach drei langen Monaten, die ihm wie Jahre erschienen waren, kam er in Kursk wieder mit Berzejew zusammen. »Sooft ich dich wiedersehe«, sagte Berzejew, »erscheinst du mir anders! Das war schon damals so, als wir uns auf der Flucht immer wieder trennen mußten. Man könnte sagen, du veränderst dein Gesicht noch schneller als deinen Namen.« Seit seiner Rückkehr nach Rußland trug Friedrich jenes Pseudonym, unter dem er Artikel in den Zeitungen veröffentlicht hatte. Er gestand es nicht einmal Berzejew, daß er im stillen seinen neuen Namen liebte wie eine Art von Rang, den man sich selbst ver-

leiht. Er liebte ihn als den Ausdruck seiner neuen Existenz. Er liebte die Kleidung, die er jetzt trug, die Wendungen, die in seinem Gehirn und auf seiner Zunge lagen und die er unermüdlich hersagte und niederschrieb; denn er fand eine Wollust gerade in der Wiederholung. Hundertmal schon hatte er vor den Soldaten dasselbe gesagt. Hundertmal schon hatte er in Flugblättern das gleiche geschrieben. Und jedesmal erfuhr er, daß es bestimmte Worte gab, die sich niemals abnutzten und etwa den Glocken glichen, die immer den alten Klang erzeugten, aber auch immer einen neuen Schauder, weil sie so hoch und unerreichbar über den Köpfen der Menschen hängen. Es gab Laute, die nicht von menschlichen Zungen geformt, sondern mitten unter die Tausende von Worten der irdischen Sprache von unbekannten Winden getragen, verweht worden waren aus überweltlichen Sphären. Es gab das Wort »Freiheit«! Ein Wort, so unermeßlich wie der Himmel, so unerreichbar einer menschlichen Hand wie ein Gestirn. Dennoch geschaffen von der Sehnsucht der Menschen, die immer wieder nach ihm griff, und getränkt von dem roten Blut Millionen Toter. Wie viele Male hatte er schon die Phrase »Wir wollen eine neue Welt!« wiederholt. Und immer war die Wendung ebenso neu wie das, was sie ausdrückte. Und immer wieder fiel sie wie ein plötzliches Licht über ein fernes Land. Es gab das Wort »Volk«. Sprach er es vor den Soldaten aus, vor diesen Matrosen und Bauern und Tagelöhnern und Arbeitern, die er für Volk hielt, so war es ihm, als hielte er einem Licht einen Spiegel entgegen, der es verstärkte. Wie hatte er sich damals, als er noch kluge Vorträge vor den jungen Arbeitern hielt, um neue und deutlichere Worte bemüht, und wie wenig gab es eigentlich zu sagen. Wie viele nutzlose Worte zählte die Sprache, solange die wenigen einfachen noch nicht ihr Recht, ihr Maß und ihre Wirklichkeit hatten. Brot war nicht Brot, solange es nicht alle aßen und solange sein Klang von dem des Hungers begleitet wurde wie ein Körper vom Schatten. Man kam mit wenigen Gedanken, ein paar Worten und einer Leidenschaft aus, die keinen Namen hatte. Sie war Haß und Liebe zugleich. Er glaubte, sie in seiner Hand zu halten wie ein Licht, mit dem man leuchtet und mit dem man ein Feuer anzündet. Vertraut war ihm der Mord geworden wie Trinken und Essen. Es gab keine andere Art des Hassens. Vernichten, vernichten! Was die Augen tot sahen, das allein war verschwunden. Erst die Leiche des Feindes war nicht mehr Feind. In verbrannten Kirchen konnte man nicht mehr beten. Es schien, daß alle seine Kräfte

sich in dieser einen Leidenschaft versammelt hatten wie Regimenter auf dem Schlachtfeld. In ihr war der Ehrgeiz seiner Jugendtage, der Haß gegen den Onkel seiner Mutter und die Vorgesetzten im Büro, der Neid gegen die Kinder der reichen Häuser, die Sehnsucht nach der Welt, die törichte Erwartung der Frau, die wunderbare Seligkeit, mit der man in ihr versank, die Bitterkeit seiner einsamen Stunden, seine angeborene Tücke, sein geübter Verstand, die Schärfe seines Auges und selbst noch seine Feigheit und seine Neigung zur Furcht. Ja, auch mit Hilfe der Angst gewann er Schlachten. Und mit jener blitzschnellen Klugheit, von der man nur in Sekunden der Lebensgefahr begnadet ist, begriff er die fremden Gesetze der militärischen Strategie. Er übersetzte ins Taktisch-Militärische, was ihm seine angeborene Tücke seit seiner frühesten Jugend diktiert hatte. Er wurde ein Meister in der Kunst, den Feind zu belauschen. In vielen Verkleidungen ging er in die Dörfer und Städte des Gegners. Dem mutwilligen Spiel seiner Phantasie, den romantischen Neigungen seiner Natur, den gefährlichen Ausflügen, die ihm seine private Neugier diktierte, waren keine Grenzen gesetzt. Weder konnte ihn in der Verwirrung dieses Bürgerkrieges ein vorgesetztes Kommando überwachen, noch war der Feind gut genug organisiert, um eine nüchterne Unternehmung nach den nüchternen Regeln des modernen Krieges anzufangen. Man überschätzt die Gefahr, wenn man sie nicht kennt, dachte Friedrich. In Wirklichkeit ist sie ein Zustand, an den man sich gewöhnt wie an ein bürgerliches Leben mit geregelten Mittagsstunden. Man kann geradezu von einem Spießertum der Gefahr sprechen. – Die alte Frage Parthageners: »Haben Sie es nötig gehabt?« hörte er lächelnd in seinen Ohren klingen, und lächelnd antwortete er: »Ja!« Er hatte es nötig gehabt! Man kommt nicht wehrlos, heimatlos und geächtet auf eine feindliche Welt und läßt ihr ihren Lauf. Man hat seinen Verstand nicht, um ihn in den Dienst der Dummheit zu stellen, und die Augen nicht, um Blinde zu führen. »Ich hätte Minister werden können!« sagte er zu Berzejew nicht ohne einen kleinen Stolz. »Trotz allem. – Wir ziehen es vor, die Minister aufzuhängen.«

»Ich hätte dich für klüger gehalten«, antwortete Berzejew, »du warst so gescheit unentschlossen, so angenehm richtungslos, so privat, ohne öffentliche Leidenschaft ...«

Friedrich fiel ihm ins Wort: »Es ist nicht meine Welt, in die ich zufällig durch die Geburt gefallen bin. Ich hatte nichts in ihr zu tun. Ich habe

jetzt etwas zu tun. Ich lebte immer in dem Gefühl, meine Zeit versäumt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich sie noch erleben würde.«
Er führte seinen eigenen Krieg. Er hatte persönlich mit der Welt abzurechnen. Er hatte seine eigene Taktik. Berzejew nannte sie eine »antimilitärische«. »Es ist eine unbürgerliche«, erwiderte Friedrich. »Die des bürgerlichen Generals ist eine wortlose, also eine geistlose. Der bürgerliche Kommandant kämpft mit Hilfe des Befehls, wir kämpfen mit Hilfe der Rede.« Und er versammelte noch einmal – zum drittenmal in dieser Woche – seine Kameraden und sagte noch einmal die alten neuen Worte »Freiheit« und »neue Welt«.
»Eure Offiziere im Großen Krieg haben euch ›Stillgestanden!‹ kommandiert. Wir, eure Genossen Kommandanten, rufen euch das Gegenteil zu: ›Vorwärts!‹ Eure Offiziere haben euch befohlen, das Maul zu halten. Wir fordern euch auf, ›Es lebe die Revolution!‹ zu rufen. Eure Offiziere haben euch befohlen zu gehorchen. Wir bitten euch zu verstehen. Dort hat man euch gesagt: ›Sterbt für den Zaren!‹ Und wir sagen euch: ›Lebt!‹ Aber wenn ihr sterben sollt, dann für euch selbst!«
Ein Jubel erhob sich. »Es lebe die Revolution!« schrien die Leute. Und schüchtern flüsterte Berzejew: »Du bist ein Demagoge.«
»Ich glaube an jedes Wort, das ich sage«, erwiderte Friedrich.
Sobald sie in einen eroberten Ort einrückten, ließ er die verhafteten Bürger vorführen. Sie standen in einer Reihe vor ihm, er studierte ihre Gesichter. Ein stiller Wahn beherrschte ihn. Er fand Ähnlichkeiten zwischen den Fremden und den Gesichtern bekannter Bürger. Er haßte die ganze Klasse, wie man eine bestimmte Art von Tieren haßt. Der eine sah aus wie der Schriftsteller, den er bei Hilde getroffen hatte, der andere wie der Dr. Süßkind, der sich überhaupt häufig wiederholte, der dritte wie der preußische Oberst, der vierte wie der sozialdemokratische Parteiführer. Er ließ sie alle wieder gehen. Einmal geriet ihm ein harmloser Bankdirektor in die Hände, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Er wußte sich nur nicht genau zu erinnern. »Wie heißt du?« fragte er. »Kargan«, flüsterte der Mann. »Bist du ein Bruder Kargans aus Triest?« »Ein Vetter!« »Wenn du ihm schreibst«, sagte Friedrich, »grüße ihn von mir.« Der Mann fürchtete eine Falle. »Ich schreibe ihm nie!« sagte er. »Wie groß ist dein Vermögen?« fragte Friedrich. »Alles verloren!« stammelte der Mann. »Ich hatte ein blühendes Geschäft!« erzählte er weiter. »Fünfzig Angestellte in der Bank! Und eine kleine Fabrik!« »Das Bild eines Herrschers!« sagte

Friedrich zu Berzejew, »in feudalen Zeiten war ein Herr über fünfzig Angestellte ein Herr. Der da ist eine Schnecke, der Vetter des Onkels meiner Mutter.« Er sah zu, wie die großen Tränen über das Gesicht des Direktors rannen.

Einmal begegnete er auf der Straße einem Mann, der noch ein paar Überreste einer alten Eleganz behalten hatte. Friedrich blieb stehn. »Laß ihn laufen, komm!« sagte Berzejew. »Ich kann nicht«, meinte Friedrich. »Ich muß mich erinnern, wem er ähnlich sieht.« Der Mann fing an zu rennen. Sie verfolgten ihn, hielten ihn fest. Friedrich sah ihn genau an. »Ich weiß schon!« rief er und ließ den Fremden los. »Er sieht dem Operettenkomponisten L. ähnlich. Erinnerst du dich an die Photographie in den illustrierten Blättern? Er hat so eine Walzercourage im Gesicht.« Und zufrieden begann er zu singen. »Es gibt Dinge, die muß man vergessen, sie sind zu schön, um wirklich zu sein ...«

Er wußte allerdings nicht, daß er allmählich selbst anfing, ein Objekt illustrierter und nichtillustrierter Zeitungen der bürgerlichen Welt zu werden, deren größter Teil noch lange nicht vernichtet war. Er wußte nicht, daß die Berichterstatter von zehn großen Blättern seinen Namen hinaustelegraphierten, sooft sie nichts anderes mitzuteilen wußten, und daß sich die gewaltige Maschinerie der öffentlichen Meinung seiner bemächtigte, jener Mechanismus, der die Sensationen erzeugt, das Rohmaterial der Weltgeschichte. Er las keine Zeitungen. Er wußte nicht, daß er jeden dritten Tag in der Reihe der Männer figurierte, die unter dem Titel »Die blutigen Henker« eine ständige Rubrik in der Presse bildeten, neben der Rubrik über Boxer, Operettenkomponisten, Dauerläufer, Wunderkinder und Aviatiker. Er unterschätzte – wie alle einsichtigeren seiner Genossen auch – die geheimnisvolle Technik der defensiven Methode der Gesellschaft, die darin bestand, das Außergewöhnliche durch Übertreibung wie durch Detaillierung gewöhnlich zu machen und durch tausend »wohlinformierte Quellen« bestätigen zu lassen, daß die Rätsel der Zeitgeschichte aus authentischen Vorgängen bestehen. Er wußte nicht, daß diese Welt zu alt geworden war für Räusche und daß die Technik sich der legendären Stoffe bemächtigen konnte, um ewige Wahrheiten in aktuelle zu verwandeln. Er vergaß, daß die Grammophone da waren, um die Donner der Geschichte wiederzugeben, und der Film, um die Blutbäder wie die Pferderennen aufzunehmen.

Er war naiv, denn er war ein Revolutionär.

II

Dank der außergewöhnlichen Größe der Zeit, in der sich der Krieg abgespielt hatte, waren manche Briefe so lange auf der Post liegengeblieben, daß sie ihre Bestimmungsstation erst nach Jahren erreichten. Der Brief, den Friedrich im Winter des Jahres 1915 an Hilde geschrieben hatte, kam ihr im Frühling des Jahres 1919 in die Hände, zu einer Zeit, in der sie längst nicht mehr Fräulein Hilde von Maerker war, sondern die Frau des Herrn Leopold Derschatta oder von Derschatta, wie er nach der österreichischen Revolution zu heißen nicht mehr das Recht hatte. Man nannte ihn immerhin Herr Generaldirektor, weil man in den mitteleuropäischen Ländern niemanden gerne eines Ranges beraubt und sich durch den Titel, den man aussprechen darf, ebenso geehrt fühlt wie durch einen, den man selbst trägt.
Der Herr von Derschatta war tatsächlich Generaldirektor während der letzten zwei Kriegsjahre gewesen, nachdem er als Oberleutnant in der Reserve mit einem leichten Steckschuß im Ellenbogen, den er dem Feind über die Deckung hinaus überflüssigerweise entgegengehalten hatte, aus dem Feld zurückgekehrt war. Seine Feinde – denn ein Generaldirektor hat immer Feinde – behaupteten, er hätte sich schließlich mit Recht aus der Affäre gezogen. Aber hören wir nicht auf seine Feinde! Ihre Verleumdungen haben keine Bedeutung. Selbst wenn wir annehmen, der Steckschuß wäre kein Zufall gewesen – wie vielen half schon ein Steckschuß? Wen rettete ein Steckschuß vor der Rückkehr ins Feld? Nein, der Herr von Derschatta, der bei Kriegsausbruch wie Hildes Vater Bahnhofkommandant geworden war, obwohl er seinem Alter nach nicht im Hinterland hätte bleiben sollen, und der nur infolge eines Versehens ins Feld ging, eines Versehens, für das ein Major im Kriegsministerium noch später büßen sollte – dieser Herr von Derschatta bedurfte keiner Steckschüsse. Er hatte Protektion. Seine Familie, die aus Mähren stammte, hatte seit Generationen Staatsbeamte geliefert, Ministerialräte, Offiziere, und nur ein einziger Derschatta hatte Begabung gezeigt und war Schauspieler geworden – und der trug einen anderen Namen. Beziehungen zu einer der ältesten Familien des Landes leiteten sich vom Urgroßvater Derschatta her, der ein simpler Verwalter gräflicher Güter gewesen war. Welch ein Glück für den Urenkel! Denn der Nachfahre jener Grafen war heute ein mächtiger Mann im Staate, und wer sein Freund hieß, brauchte den Krieg nicht zu

scheuen. Herr von Derschatta war entschlossen, die Front nicht mehr aufzusuchen, als er mit dem endgültig geheilten Arm das Spital verließ. Er begab sich, den Arm des Effektes wegen immer noch in der schwarzen Binde, in jenes Amt, wo sein Freund regierte. Er schritt unaufhaltsam – gewissermaßen sein eigenes Schicksal – durch lange, leere, hallende Gänge und andere, enge Korridore, in denen ganze Haufen von Zivilpack auf Pässe, Bewilligungen und Legitimationen warteten, er salutierte nachlässig, sooft ein Amtsdiener aufsprang, der dank einem beruflichen Ahnungsvermögen sofort erriet, daß hier ein Oberleutnant mit Beziehungen wanderte, und erreichte nach einigen Auskünften die Tür seines Freundes. Er blieb genau zehn Minuten in freundschaftlichem Gespräch: »Exzellenz«, sagte er, »habe mir erlaubt –«
»Weiß schon«, erwiderte die Exzellenz, »habe den Brief vom Herrn Papa erhalten. Was gibt's Neues? Was macht die Fini?«
»Exzellenz sind sehr liebenswürdig«, sagte Herr von Derschatta.
»Wie immer, wie immer!« meinte die Exzellenz, »ein prachtvolles Mädel!«
Und als der Oberleutnant aufstand, ließ der Graf wie von ungefähr die Worte fallen, als dächte er etwas laut, was seinen Gast gar nichts anging:
»Wird morgen schon erledigt.«
Damit meinte der Graf nichts anderes als die Kartoffelzentrale, deren Aufgabe es war, den freien Handel mit Erdäpfeln einzudämmen und Wucherpreise zu verhüten. Die Kartoffelzentrale leitete damals noch ein Fachmann, einer der reichsten Landwirte, der trotz seiner Felddiensttauglichkeit schon dreimal als unentbehrlich bezeichnet worden war und der zu seinem Unglück seit einem halben Jahr nicht mehr seinen Gönner im Ernährungsministerium aufgesucht hatte. Aus den Augen, aus dem Sinn! Als das Militär neuerdings den Gemüsehändler anforderte, wurde er zur Überraschung selbst des Militärs nicht mehr für unentbehrlich gehalten. Unentbehrlich war vielmehr der Herr von Derschatta geworden. Und mit der einleuchtenden Begründung, daß eine Kartoffelzentrale in so ernsten Zeiten dem Kriegsminister ebenso unterstehen muß wie dem Ernährungsminister, wurde der Oberleutnant als Angehöriger der Armee bestimmt, zwischen dem Kriegsminister und den Früchten des Bodens einen dauernden Zusammenhang herzustellen.
Herr von Derschatta hieß also nunmehr Generaldirektor, wobei es

nicht ausdrücklich bekanntgemacht wurde, daß dies sein Titel sei. Aber hätte man ihn etwa Herr Oberleutnant nennen sollen, in einer so ernsten Zeit, in der jeder zweite Rechtsanwalt ein Oberleutnant war? Irgend jemand hatte den Titel Generaldirektor aufgebracht. Und von nun an hieß es: »Generaldirektor Derschatta«. Zwar erschien einige Wochen später jener Landwirt wieder, der hier einmal unentbehrlich geherrscht hatte. Aber in welch einem Jammerzustand! Er hatte vier Wochen lang exerzieren müssen. So lange dauerte es, bis seine Familie die entscheidende Protektion gefunden hatte. Schließlich war er wieder zu seinen Erdäpfeln eingerückt, aber nicht mehr als Souverän, sondern als sachverständiger Berater Derschattas, und er mußte sich mit dem Titel Direktor begnügen.

Derschatta, der ein vorsichtiger Mann von Natur war, sah den Landwirt nicht gerne in seiner Nähe. Zwei kriegstaugliche Männer nebeneinander taten nicht gut. Er brauchte übrigens dringend einen Sekretär und fürchtete, gleich drei Männer dem Schützengraben zu entziehen. Er versuchte also, zuerst den Landwirt loszuwerden. Aber der saß jetzt fest. Hierauf verzichtete er auf den Sekretär und entschloß sich, nach einer Sekretärin Ausschau zu halten.

Hilde, die schon längst der Krankenpflege müde geworden war und die sich auch einbildete, eine Tätigkeit beim Roten Kreuz entspräche mehr ihrem gütigen Herzen als ihrem Intellekt, suchte schon seit Monaten nach einer Stellung im öffentlichen Dienst und sozusagen als rechte Hand eines bedeutenden Mannes. Frau G., ihre Freundin, die Herrn Derschatta kannte, machte Hilde auf ihn aufmerksam. Herr von Derschatta schätzte weibliche Anmut. Und da es in jener ernsten Zeit nicht mehr ungewöhnlich war, Töchter aus guten Häusern an Schreibmaschinen zu setzen, die sowohl dem Vaterland als auch der Emanzipation dienten, lernte Hilde schnell stenographieren und wurde Sekretärin.

Sie war nach der Sitte ihrer Zeit stolz darauf, ihr »Brot zu verdienen«. Ihr Vater war müde geworden, zermürbt von den Mahnungen seiner Haushälterin, die er immer noch nicht geheiratet hatte, und von der Opposition seiner Tochter; er war seines Dienstes am Bahnhof schon müde, der Krieg dauerte ihm zu lange, er sehnte sich schon wieder nach seinem stillen Büro, dem friedlichen Kasino, einem mürben Mohnkipfel, sein Magen vertrug das Maismehl so schlecht, und kurz und gut: Er ließ seine Tochter ohne Widerspruch Sekretärin werden.

Er hätte es trotz seiner Müdigkeit nicht getan, wenn er Herrn von Derschatta genauer gekannt hätte – und allerdings auch seine Tochter. Denn Hilde, die von der Lächerlichkeit der alten Moral ebenso überzeugt war, wie von ihrer Selbständigkeit, von der Entdeckung, welche die Mädchen der bürgerlichen Stände während des Krieges gemacht hatten, daß eine Frau über ihren Körper verfügen könne, wie sie wolle, entzückt war, setzte schon der Theorie zuliebe den Forderungen, die Herr Derschatta an eine Sekretärin stellte, keinerlei Widerstand entgegen. Es war eine Zeit, in der die Frauen, während sie mißbraucht wurden, sich der Einbildung hingaben, sie seien verpflichtet, etwas zu tun, wodurch sie sich von ihren Müttern unterschieden. Während die Konservativen die bekannte Lockerung der Bande beklagten, wurde die Jungfernschaft von den Männern als ein seltenes Phänomen bezeichnet und von den Backfischen als eine Last empfunden. Manche Frauen kamen gar nicht zum Genuß, weil sie den Geschlechtsverkehr als eine Verpflichtung ausübten und weil der Stolz, daß sie lieben durften wie die Männer, sie mehr befriedigte als die Liebe. Der Herr von Derschatta hatte es nicht nötig, Liebe zu heucheln. Hildes Ehrgeiz, die Männer nur nach ihren körperlichen Fähigkeiten in der gleichen Weise beurteilen zu können, wie die Männer ihrer Ansicht nach die Frauen beurteilten, schaltete von vornherein alle Bemühungen Derschattas aus. Ohne eine Spur von Leidenschaft oder Lust, einfach aus prinzipiellen Gründen, ließ sich Hilde mit dem Herrn Generaldirektor ein, in den Dienststunden selbstverständlich, weil sie da gleichzeitig das Bewußtsein behalten durfte, die »rechte Hand« eines wichtigen Funktionärs zu sein. Wenn sie an diesem Abenteuer überhaupt etwas reizte, so war es die Neugier. Aber selbst noch in die Neugier mischte sich eine Art naturwissenschaftlicher Forschungseifer. Und die Liebesstunden verliefen wie die Bürostunden, von denen man sie ja nur gewissermaßen subtrahierte, in einer kühlen Lüsternheit, die sich ähnlich anfühlte wie das braune Leder des Bürodiwans, auf dem sie sich vollzogen. Der gelbe Bleistift und das Stenographieheft lagen indessen auf dem Teppich und warteten, bis sie in Funktion traten, denn der Herr Generaldirektor liebte es nicht, die Zeit zu vergeuden, und er begann zu diktieren, noch während er an der Wasserleitung den Forderungen der Hygiene zu genügen beflissen war. Es war, könnte man sagen, ein Liebesidyll nach Gabelsberger System, und es entsprach vollkommen dem Ernst der Zeit und der Gefahr, in der sich das Vaterland befand.

Es wäre gewiß ohne Folgen geblieben, wenn nicht das Schicksal einen Bürodiener namens Wawrka eingemischt hätte. Wawrka war bis zur Ankunft Derschattas unentbehrlich gewesen, und er hatte sich daran gewöhnt, den Krieg als einen Vorgang zu betrachten, der sein Leben nicht gefährdete. Der Herr Generaldirektor aber, dem daran gelegen war, möglichst wenig gesunde Männer in seiner Nähe zu haben, hob die Unentbehrlichkeit Wawrkas auf. Dieser bat in einer langen Audienz den Herrn Generaldirektor um Nachsicht. Der arme Mann fiel vor dem großen Herrn Derschatta in die Knie. Er berief sich auf seine zahlreiche Familie, auf sechs Kinder – er hatte in der Not zwei hinzuerfunden –, auf seine kranke Frau, die allerdings in Wirklichkeit gesund war. Aber des Herrn Generaldirektors Angst um das eigene Leben machte ihn noch härter, als er von Natur war: Es blieb dabei, Wawrka sollte einrücken.
Der arme Mann beschloß, Rache zu nehmen. Er wußte, wer Hildes Vater war, und mit seinem simplen Gehirn, das die Weltanschauung eines emanzipierten Mädchens nicht verstand, nahm er an, daß die Vorgänge auf dem Sofa, die er belauschte, die Folgen einer Verführung nach gutem altem Muster seien. Bei den Herrschaften, dachte er in seiner Einfalt, gibt es eine Ehre, die man verliert, schützt, durch ein Duell rächt oder durch einen Pistolenschuß. Er sah den Generaldirektor schon tot im Büro, mit einem Schuß in der Schläfe, den alten Herrn von Maerker gebrochen und dennoch stolz und schweigsam daneben und – was das wichtigste war – sich selbst wieder unentbehrlich und gerettet. Und er ging zu Herrn von Maerker und erzählte ihm, was er erspäht und erlauscht hatte. Der Herr von Maerker dachte im Grunde nicht anders als Wawrka. Einen Ministerialrat und Rittmeister zwangen die Gebote der gesellschaftlichen Ehre, den Verführer der Tochter zur Rede zu stellen. Und mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der von seiner Tochter keine Ahnung hat, aber die Traditionen einer alten Ritterlichkeit im Blut, begab sich Herr von Maerker, eine Reitpeitsche in der Hand, zum Herrn Generaldirektor.
Herr von Derschatta war um jeden Preis entschlossen, nicht zu sterben, weder an der Front noch im Hinterland. Um sein Leben zu retten, spielte er den geständigen Sünder, aber auch den qualvoll Verliebten, und er bat den Herrn von Maerker um die Hand seiner Tochter. Hilde hätte gerne ihre Geschlechtsfreiheit fortgesetzt, sah aber ein, daß sie eine Katastrophe verhüten müsse. Sie brachte den Vorurteilen ein

Opfer, heiratete und tröstete sich mit der Aussicht auf eine freie, moderne Ehe, in der beide Teile machen konnten, was sie wollten.
Aber sie hatte sich geirrt. Denn ihr Mann, der früher ihre Ansichten über die Geschlechtsfreiheit der Frau geteilt hatte, betrachtete auf einmal die Ehe als eine heilige Institution und war entschlossen, wie er sagte, die »Ehre seines Hauses« zu wahren. Ja, er wurde sogar eifersüchtig. Er ließ seine Frau überwachen. Er engagierte eine neue Sekretärin und setzte mit ihr seinen gewohnten Dienst fort. Wawrka ging an die Front und dürfte inzwischen gefallen sein. Hilde aber bekam ein Kind. Es war nur eine Vorsichtsmaßregel ihres Mannes gewesen. Sie empfand es als einen Beweis ihrer Demütigung. So hatte er ihr mit Hilfe der Natur bewiesen, daß es des Weibes Schicksal war, unfrei zu sein und ein Gefäß für Nachkommen. Sie haßte das Kind, einen Jungen, der seinem Vater mit tückischer Absicht ähnlich sah. Nun war sie von zwei Derschattas umgeben. Wenn der eine ins Büro ging, schrie der andere in der Wiege. Oft schliefen sie beide in ihrem Bett. Sie hatte niemanden in der Welt. Mit ihrem Vater konnte sie nicht sprechen, er verstand nicht, was sie sagte. Ihre einzige Freundin, Frau G., gab ihr billige Ratschläge. Sie solle ihren Mann betrügen. Das wäre die einzige Rache. Aber Herr von Derschatta war mißtrauisch und vorsichtig und ein Haustyrann nach altem Muster. Und weit und breit gab es keinen Mann, mit dem es sich gelohnt hätte, die Ehe zu brechen. Denn Hilde war kritischer geworden. Das Unglück macht wählerisch.
Es kam der Umsturz. Herr von Derschatta verlor seine Beziehungen, seinen Rang und seinen Adel. Einen Beruf hatte er nie gehabt. Man schränkte sich ein. Man entließ das Kindermädchen und nahm eine billige Köchin. Man gab keine Abende und besuchte keine Gesellschaften. Herr von Derschatta verlor seine Sekretärinnen und konzentrierte seine ganze Männlichkeit auf seine Frau. Er wurde noch eifersüchtiger. Ein zweites Kind kam, ein Sohn, dem Vater ebenso ähnlich wie der erste und von Hilde ebenso gehaßt. Herr von Derschatta stürzte sich in den Handel. Er knüpfte Beziehungen mit Angehörigen der verhaßten, aber klugen Rasse der Börsenjuden an. Im Auftrag eines von ihnen übersiedelte er nach Berlin, um an den Börsen deutscher Städte seinen Auftraggeber zu vertreten. Man hatte kein Vertrauen in seine Kenntnisse. Aber er war nach den Begriffen reicher und häßlicher Menschen eine »vornehme Erscheinung« und in Deutschland »repräsentativ«. Kein Tropfen jüdischen Blutes konnte ihm nachgewiesen werden. Und er war ein Adeliger.

Er lebte von Luftgeschäften, die er kaum begriff. Er verkehrte mit dikken Leuten, die er verachtete und die er gleichzeitig respektierte und fürchtete. Er versuchte, ihnen ihre »Tricks« abzuhorchen. Denn er glaubte, es wären Tricks. Er wußte nicht, daß Generationen Gemarterter und Pogromierter, im Getto eingesperrter und zu Wechselgeschäften gezwungener Ahnen dazu gehörten, um gute Geschäfte zu machen. Er wurde einer jener furchtsamen Antisemiten, die aus Respekt zu hassen beginnen und die sich tausendmal im Tag sagen, sooft ihnen ein Geschäft mißlingt und sooft sie glauben, der andere hätte sie überlistet: Wenn ich noch einmal zur Welt komme, werde ich ein Jude. Ein gutes Teil seiner schlechten Laune kam daher, daß es so schwierig war, noch einmal geboren zu werden. Und weil er mit seinen Geschäftsfreunden und Bekannten nicht von seinem privaten Leiden sprechen konnte, schüttete er sein Herz vor Hilde aus. Sie ließ ihn reden, sie tröstete ihn nicht, sie freute sich eigentlich über sein Pech. Sie war hochmütig und gehässig. Der Generaldirektor, der mit der Fixigkeit eines Schwächlings die Grundsätze der neuen Welt guthieß und die der alten verachtete, was er eine »Umstellung« nannte, gab zu erkennen, daß seine Heirat eine übereilte Sache gewesen war und die Folge einer reaktionären Weltanschauung. Er dachte über seine Ehe wie über seinen Patriotismus und seine Kriegsauszeichnung und seine monarchistische Gesinnung. Von der ganzen alten Welt, die so schnell zusammengebrochen war, hatte er nichts übrigbehalten als diese dumme Ehe, deren Voraussetzung ein dummes Ehrenprinzip gewesen war. Heute? Heute würde sich kein vernünftiger Mensch mit einem alten, trotteligen Ministerialrat über die Ehe seiner Tochter in ein Gespräch einlassen. Pistole, Reitpeitsche, Duell, Zeremonien! Welch ein Theater! Hätte ich Hilde nicht geheiratet, dachte er bitter, ich bekäme jetzt die Tochter eines reichen Juden. Blonde Arier sind stark gefragt. Manchmal geriet er in Zorn. Er hatte keine Uniform und keinen Titel mehr und keine Standesehre. Weit und breit keine Vorschrift, die ihn zwingen konnte, Haltung zu bewahren. Er ließ sich gehen. Eine Tür krachte, ein Stuhl fiel um, seine Faust fiel auf die Tischplatte, die Hängelampe begann, leise zu zittern. Hilde riß die Augen weit auf. Der Schmerz schnürte ihr schon die Kehle zu, die Tränen begannen schon, in den Augenwinkeln zu brennen. Nur nicht weinen, dachte sie, nur nicht vor ihm weinen! Ich werde lieber versuchen, mich zu wundern, mich nur zu wundern. Welch ein Tier. Ein Metzger. Sein Nacken rö-

tete sich zuerst, von rückwärts stieg das Blut in sein Gesicht. Auf seinen breiten Handrücken sträubten sich die Härchen. Sie mußte schnell an jemanden denken können, schon das Denken war ein Trost. Und sie dachte an ihren Vater, der sich hundertmal im Tag überwand, der doppelt höflich war, wenn er in stummen Zorn geriet, der das Haus verließ, wenn er etwas Unangenehmes zu sagen hatte. Der Vater! Aber er war alt und töricht und hatte sie nie verstanden. Selbst wenn er jetzt da wäre, er würde sich höchstens mit ihrem Mann schießen.
Sie erinnerte sich an Friedrich. Sie sah ihn nicht mehr deutlich. Sie erinnerte sich seiner, aber nicht wie eines lebendigen Menschen, sondern eher wie an eine Art »interessanter Erscheinung«. Ein junger Idealist, ein Revolutionär. Und nicht einmal konsequent. Er war schließlich wie die andern. Er ist eingerückt und wahrscheinlich gefallen, dachte sie.
Sie hörte auch nicht auf, an Friedrich zu denken, als es dem Generaldirektor gelang, nach der überwundenen Inflation wieder zu einer ansehnlichen und repräsentativen Stellung zu gelangen, der Leiter eines Stahlkonzernbüros in Berlin zu werden und den Umständen entsprechend in eine bessere Laune zu geraten.
Eines Tages brachte ihr das Dienstmädchen einen Brief. Der Umschlag war von vielen Stempeln übersät. Anmerkungen von mehreren Postämtern kreuzten sich an den Rändern. Die runden Stempel lagen da wie Orden auf einer Brust. Der Brief erinnerte an einen Krieger, der aus einem heißen Gefecht kommt. Er trug ihre alte Adresse, ihren Mädchennamen, nach dem sie sich so sehnte, und sie betrachtete den Brief mit jener Zärtlichkeit, mit der sie sich manchmal an ihre Mädchenzeit erinnerte. Es war auf jeden Fall ein lieber Brief, er hatte sie aufgesucht, nach langen Mühen und Irrfahrten, es war ein treuer, anhänglicher Brief. Er kommt von einem, der längst tot ist, dachte sie, und dieser Einfall verdoppelte ihre Zärtlichkeit. Sie schnitt ihn sorgfältig auf. Es war der letzte Brief Friedrichs.
Er war ihr sofort nahe, nach dem ersten Wort. Sie erinnerte sich an seinen Gang, seinen Gruß, seine Bewegungen, seine Stimme, seine Schweigsamkeit, seine Hand. Sein Angesicht sah sie nicht mehr deutlich. Sie fühlte an ihrem Arm seine zagen Berührungen, sie roch die Luft des abendlichen Regens, durch den sie zusammen gegangen waren, und sah die Dämmerung in dem kleinen Kaffeehaus. Ein plötzlicher Schmerz hemmte ihre Erinnerungen. Er war tot. Er war in der

Wirrnis der Zeit untergegangen. In einem Gefängnis gestorben, verhungert, hingerichtet. Ich müßte Trauer anlegen, dachte sie, Trauer anlegen. Er war der einzige Mensch, dem ich je begegnet bin. Und wie habe ich ihn behandelt!

Aber als ihr Mann das Zimmer betrat, war ihre Trauer verschwunden oder in den Hintergrund verdrängt oder von einem hellen Triumph überzogen. Der Herr Generaldirektor wunderte sich über die gute Laune seiner Frau. Sie ärgerte ihn, er wußte nicht, warum. Welch einen Grund hat sie, so fröhlich zu sein? Ich habe heute schon wieder Ärger gehabt. Ich werde ihr die Laune verderben. Und laut: »Warum bist du so ausgelassen?« Sie sah ihn an und erwiderte nicht. Sie fühlte keinen Schmerz in der Kehle, und sie war sicher, daß sie nicht weinen würde. Der Brief lag in der Schublade und strahlte geheime Kräfte aus. Derschattas Söhne kamen vom täglichen Spaziergang. Sie hatten gesunde, rote, leere Gesichter und stritten sich ewig. Sie schickte die Kinder mit dem Mädchen weg. Sie aß nicht. Zum erstenmal sah sie genau, wie sich ihr Mann am Tisch benahm. Er hatte doch schon als Kind gelernt, wie man Messer und Gabel hielt, und dennoch aß er wie ein Wilder. Sein Blick irrte über die schmalen Kolonnen der entfalteten Zeitung, und sein Löffel hob sich tastend, wie ein Blinder, zum Mund. Obwohl ihn irgendeine Nachricht zu beschäftigen schien, verminderte sie doch nicht seine behagliche Freude am Essen. Welch ein Appetit! dachte Hilde, als wäre Appetit eine degradierende Eigenschaft. Wie merkwürdig sich manche Leute benehmen. Es war ihr, als wäre ihr Mann ein Fremder, den sie im Restaurant getroffen hätte. Er ging sie gar nichts an. Sie war frei.

Auf welche Weise konnte sie etwas über Friedrichs Schicksal erfahren? Wenn sie mutiger wäre, könnte sie in die Welt gehn, nach Rußland fahren, ihn suchen. Sie verwarf diesen romanhaften Einfall. Dennoch schien es ihr, daß man nichts romanhaft empfinden könnte, wenn man liebte. Was war noch merkwürdiger als das, was sie bis jetzt erlebt hatte? Ihre ersten Begegnungen, seine Abfahrt, seine Gefangenschaft in Sibirien, seine Rückkehr, sein Verschwinden und schließlich dieser Brief! Kam er nicht wie vom Himmel zu ihr geleitet? War er vielleicht ein Hilferuf, den sie zu spät vernahm? Es war alles wunderbar, kein Zweifel, und sie durfte sich vor einer unwahrscheinlichen Tat nicht fürchten.

III

Wenn er auf dem Rednerpult stand und vor den jungen Leuten sprach, drückte ihn die Last seiner Erlebnisse, und er fühlte sich alt und hätte sich hundert Jahre gegeben. Manchmal sah er dann zu Hause in den Spiegel und überzeugte sich, daß sein Gesicht nicht älter war als vor zehn Jahren. Die Jugend und die Gesundheit der anderen aber schienen nicht physische Eigenschaften zu sein, sondern Gesinnungen. Sie waren um sechs, acht oder zehn Jahre jünger als er. Sie verstanden wohl, was er ihnen sagte. Und dennoch dachte er bei jedem Satz: Ich vertrete hier ein Lehrbuch der Geschichte, und nicht einmal ein vorschriftsmäßiges. Manchmal verriet ein kleines Wort von ihm den alten Rebellen. Dann fühlte er, wie ein hurtiger Schauder über die Rücken seiner Zuhörer strich. Er machte eine Pause. Es war ihm, als müßte er plötzlich unterbrechen, aus Mangel an Worten. Die Leidenschaft fühlte sich ertappt. Von diesen jungen Männern war keiner so wie er einsam und feindselig durch die Straßen der Städte gegangen. Sie marschierten mit Fahnen und Gesang zu Festen, Vorträgen und Versammlungen. Sie traten wie Eroberer das Erbe einer neuen Welt an, und sie hatten nichts erobert, und sie waren nur Erben. Sie brauchten Haß nicht mehr mit Haß zu erwidern. Kein einziger von ihnen sollte mehr heimatlos und unglücklich sein. Man verjagte die Traurigkeit, eine reaktionäre Einrichtung. Ein neues Geschlecht sollte auferstehn, es war schon da, mit heiteren Muskeln, Sonne in den Augen, furchtlos, weil keine Schrecken da waren, und mutig, weil keine Gefahren drohten. Er war nicht alt geworden, die Welt war nur so neu geworden, als ob er tausend Jahre verlebt hätte. Und er lernte die langsame Gleichgültigkeit des Alters kennen, die sich allmählich über den Körper breitet und schon den Lebendigen zudeckt wie ein Leichentuch. Die Schmerzen kamen wie gedämpfte Geräusche, die Freuden blieben in einer respektvollen Distanz, Genüsse fühlte er als vergangen, noch während er sie kostete, und wie ihre eigenen Spuren, die sie vor Jahren hinterlassen hatten. Sie waren Erinnerungen an Genüsse.

Den anderen, seinen Kameraden und Altersgenossen, ging es vielleicht ebenso, aber sie versanken in der Arbeit. Sie saßen an den Schreibtischen, welche die Möbelstücke des Regierens geworden waren in Vertretung der Throne. Sie schrieben und lasen und vermieden die Straßen. Ihre Fenster führten weit hinaus in die Umgebung der Stadt oder

in die Höfe des Kremls. Sie sahen entweder den Nebel der Felder, der sich mit dem Rauch einiger Fabrikschornsteine verband, oder ein Stückchen Rasen, ein paar Wachsoldaten der Roten Armee und die spärlichen und amtlichen Besucher. In geschlossenen Wagen fuhren sie durch die Städte. Gesundheit und Krankheit, Sterblichkeit und Geburtenzahl, Hunger und Sattheit, Verbrechen und Leidenschaften, Obdachlosigkeit und Trunkenheit, Analphabetismus und Schulen, Dummheit und Genialität: alles stand in den Berichten, und selbst was man »die Stimmung der Bevölkerung« nannte, bekam die Physiognomie einer Statistik. Und alle prophezeiten Gutes. Der Optimismus wurde die erste Pflicht. Mit ihren alten, müden Gesichtern, ihren kranken Leibern, ihren kurzsichtigen, vielgeplagten Augen versuchten die Alten, die heitere Sprache und die sportliche Munterkeit der Jungen nachzuahmen, und sie erinnerten an Väter, die von ihren Söhnen zu Ausflügen mitgenommen wurden.
»Die Leute sind nicht wiederzuerkennen«, sagte Friedrich zu Berzejew. »Du erinnerst dich doch an R.? Auch er ist ein Optimist geworden. Er verläßt seine Bücher und geht für eine Stunde zu den Soldaten hinunter. ›Was für prachtvolle Kerle!‹ erzählt er dann. Sie behandeln ihn wie ein rohes Ei und lassen sich von ihm auf die Schultern klopfen. Er, der einmal gesagt hat, daß er die Kanaille fürchtet und daß auch ich sie fürchten müßte, ist selig wie ein Kind. Die Leute aus dem Volk haben einen guten Instinkt, sie wissen, was R. gefällt. Und so tun sie ihm den Gefallen und sagen ihm eine Grobheit. Er ist entzückt. Er sammelt die Äußerungen gespielter Vertraulichkeit wie in vergangenen Zeiten ein Höfling die Huldbeweise der Majestät. Und die Soldaten spielen ihm zuliebe ›Majestät Volk‹. Dann kehrt er glücklich zu seinen Büchern zurück und ist überzeugt, daß er sich keineswegs von der Masse unterscheidet. Er hat ja Beweise. Sie haben mit ihm aufrichtig gesprochen. Er hat mit seinen zarten Fingern auf ihre massigen Schultern geklopft, und sie haben ihm aufrichtig gesagt, daß sie kein Vertrauen zu seiner Regierungskunst haben. Das Volk ist zur Schauspielerei glänzend begabt.«
»Wenn ich mit dem simplen Verstand meiner Kadettenschule«, sagte Berzejew, »überhaupt verstehen kann, was den Bürger eigentlich ausmacht, so glaube ich, daß unsere Genossen Bürger geworden sind. Sie waren es vielleicht immer. Nur die Spannung und die Feindschaft und die Armut, in der sie gelebt haben, hat ihre bürgerlichen Instinkte ge-

hemmt. Jetzt ist die Spannung vorbei. Ich glaube, das Kennzeichen des Bürgers ist Optimismus. Es wird schon gehen. Man wird schon siegen. Der General weiß schon, was er zu tun hat. Der Feind ist erledigt. Meine Frau ist treu wie Gold. Jetzt geht's aufwärts und so weiter. Jetzt haben sie Wohnungen mit Mobiliar und Wasserklosetts, und die Kinder spielen in den Korridoren und machen Fortschritte in den Schulen. Hast du gesehn, wie Savelli sich eingerichtet hat? Oh, nicht kostspielig! Es ist nicht das, was uns die Zeitungen der bürgerlichen Länder vorwerfen. Unsere Genossen verachten leider den Luxus. Aber sie haben einen leidenschaftlichen Hang zur bürgerlichen Bequemlichkeit und zu Nippesgegenständen. Man sagt, daß Savelli sehr grausam geworden ist. Achtzig Prozent der Hinrichtungen gehn auf sein Konto. Vor einer Woche war ich bei ihm. Er hatte Teetassen mit Blümchen gekauft. Er trinkt den Tee nicht mehr in Gläsern. Jemand hat ihm aus Deutschland einen wunderbaren Apparat zur Herstellung eines echten türkischen Kaffees gebracht. Er erklärte mir eine Viertelstunde lang, wie es gemacht wird, und sagte voller Bewunderung: ›Die Deutschen sind doch geniale Kerle!‹ Ein amerikanischer Journalist war bei ihm. Er behandelte den Amerikaner sehr gut, das heißt sehr schlecht, von oben herab. Manchmal sagte er auf eine Frage des Amerikaners: ›Das geht Sie gar nichts an!‹ oder ›Sagen Sie Ihrem Chef, daß wir bürgerliche Journalisten viel freundlicher behandeln, als sie es verdienen.‹ Als der Amerikaner aber fort war, sagte Savelli nach einigen Minuten Nachdenken: ›Ein feines Volk, diese Amerikaner. Die wissen genau, was sie wollen.‹ Warten wir noch zwei Jahre – und Savelli sagt's den Amerikanern ins Gesicht.«

»Wie viele gibt es noch in Rußland«, sagte Friedrich, »die so sprechen wie wir? Die Leute, die mit uns gekämpft haben, sind verschwunden, sind nach Hause gegangen, sind wieder Bürger und Arbeiter und Bürogehilfen. Wie wenige sind mit uns geblieben! Man fängt an, die Armee zu organisieren. Die Leuten grüßen unsereinen schon mit Respekt. In der Tramway hat mir ein Genosse Platz gemacht. Ich werde alt, wir werden alt.«

Eine Woche später sagte R. zu Friedrich:

»Es wird vielleicht gut sein, wenn Sie mit Ihrem Pessimismus nicht in Moskau bleiben. Einer von uns hat angeregt, Sie sollten nach dem Wolgagebiet gehn.«

»Lügen Sie nicht!« rief Friedrich. »Sagen Sie gleich, daß Sie es angeregt haben.«

»Nun ja, ich hab' es angeregt! Ich wollte Ihnen Unannehmlichkeiten ersparen.«
»Kein Mensch hat Sie darum gebeten. Ich werde hierbleiben, solange ich will.«
»Das wird Ihnen nicht gelingen«, sagte R. »Sie werden freiwillig gehn oder unfreiwillig. Savelli wird dafür sorgen. Haben Sie übrigens meinen Artikel gelesen? Ich habe gegen den Pessimismus geschrieben. Ich meine natürlich Sie und Ihre Gesellschaft.«
»Erinnern Sie sich«, sagte Friedrich, »was Sie mir in Wien über Savelli gesagt haben? Er wird uns aufhängen, haben Sie gemeint!«
»Ich habe über einen anderen Savelli gesprochen. Es ist ein Unterschied. Savelli war ohnmächtig. Und heute – er hat nicht einmal mehr seinen alten Namen – ist er nicht mehr ohnmächtig.«
»Und aus Angst sprechen Sie so mit mir?«
»Nicht aus Angst. Aus Vorsicht. Aus Überzeugung auch. Savelli darf nichts von unserer Unterredung wissen. Ich warne Sie, überhaupt jemandem etwas davon zu sagen.«
»Sagen Sie doch die Wahrheit! Sagen Sie, daß Sie es übernommen haben, mich mit Güte aus dem Weg zu schaffen. Sagen Sie, daß Ihr alle Angst habt, ich hätte einen Ehrgeiz. Ich habe keinen mehr. Ich pfeife auf eure Revolution.«
»Um so besser. Dann fahren Sie schnell weg. Aber sagen Sie es niemandem. Ich werde nie zugeben, daß ich mit Ihnen gesprochen habe.«
»Aber ich habe Ihre Unterredung gehört«, rief plötzlich Berzejew. Er hatte die Tür aufgemacht, so daß man den Korridor sehn konnte. »Ich bin seit einer halben Stunde dort gestanden und habe gelauscht.«
Er trat nahe an R. heran und erhob die Hand. R. duckte sich. Berzejews Schlag traf sein Ohr. Er saß im nächsten Augenblick unter dem Tisch und rief: »Beruhigen Sie sich, oder gehn Sie weg!«
Sie gingen weg.
»Ich werde also – wahrscheinlich – nach Deutschland gehn«, sagte Friedrich. »Du fährst selbstverständlich mit mir!«
»Nein!« sagte Berzejew, »wir werden uns trennen. Du darfst mir nicht böse sein. Ich muß dir gestehn, daß ich Rußland nicht verlassen kann. Ich bin glücklich, daß ich hier ungefährdet leben darf. Seit meiner Jugend zum erstenmal ungefährdet und ohne etwas zu verbergen. Es ist mein Vaterland. Ich liebe es. Ich habe Heimweh gehabt, als ich draußen war. Ich kann nicht wieder draußen leben. Und kurz und gut: ich bleibe.«

»Wenn ich an deiner Stelle wäre«, sagte Friedrich langsam, »ich müßte den Freund begleiten.« Ich habe kein Vaterland, dachte er still. Er schämte sich, es auszusprechen. Berzejew aber erriet es: »Ich bin nur ein Russe«, sagte er – und es klang wie ein Vorwurf. »Ich habe nichts gelernt. Ich kann nur in der Armee bleiben. Was soll ich draußen? Ich würde dich nur stören ...« »Leb wohl!« sagte Friedrich. Er gab ihm die Hand, sie umarmten sich – zögernd, und es war, als hätte jeder von ihnen dem andern noch etwas zu sagen gehabt, was nicht mehr auszusprechen war. Als trennte sie, die sich umarmt hielten, ein unermeßlicher Zwischenraum, als stünden sie an den entgegengesetzten Ufern eines Sees, blickten einander an und wüßten, daß sie gegenseitig ihre Worte nicht vernehmen könnten und daß es keinen Sinn hätte, sie auszusprechen.

Und drei Tage später stand Friedrich wieder allein in einem großen Bahnhof und wartete auf einen Zug nach dem Westen.

Es dämmerte schon. Soldaten, die nach der Grenze kommandiert worden waren, saßen im Waggon. Sie sprachen von der Politik.

»In Deutschland«, sagte einer, »dauert es noch eine Woche, bis die Revolution ausbricht. Dann kommt sie in Frankreich, dann in England und zuallerletzt in Amerika.«

»Dummkopf«, sagte der andere. »Wer hat dir das eingeredet?«

»Ich war bei einem Vortrag, den R. vor den Studenten gehalten hat.«

»Welch ein Unsinn«, sagte der andere. »Erstens hast du den Vortrag nicht verstanden, zweitens hat er vielleicht einen besonderen Sinn gehabt, und drittens ist R. ein Jud, dem ich kein Wort mehr glaube. Ein paar Tage, während ich Dienst bei T. hatte, sprach er immer mit uns.«

»Ein Jud oder nicht – das hat bei uns aufgehört, es gibt keine Religionen mehr.«

»Aber die Dummköpfe haben nicht aufgehört, denn du lebst noch«, rief ein dritter, und alle heulten.

»Wer sind die Gescheiten?« fragte Friedrich. – Sie nannten die drei Namen, von denen jetzt Rußland und die Welt widerhallte. Schließlich nannte einer den Namen, den Savelli jetzt führte. Einige stimmten ihm bei.

»Ein großartiger Mann«, sagte er, »er weiß, was zu tun ist. Ich bin ihm einmal in einem Korridor in der X-Abteilung begegnet. Der Korridor ist schmal und dunkel, ich trete zurück, um ihn durchzulassen. Ich grüße ihn, da hebt er den Kopf, erwidert nicht, sieht mich nur an mit

seinen Augen aus Nacht und Eis. Es ist mir ganz kalt geworden. Der weiß, was er will. Die meisten gescheiten Juden reden nur Prophezeiungen, und das ist wegen des Radios, weil nämlich die dummen Bauern in den Dörfern alles hören. Und so erfährt man überhaupt nichts Gescheites mehr, es ist alles fürs Radio bestimmt.« »Ja«, rief ein anderer. »Ich glaube manchmal, die Genossen halten uns für dümmer, als wir sind. Sie sagen etwas ganz Einfaches hundertmal. Ich kann's schon auswendig. In der Zeitung schreiben sie auch immer dasselbe.«
Was kümmert mich, was sie sagen? dachte Friedrich. Ich fange ein neues Leben an.

IV

Aber er begann sein neues Leben, als wäre es ein bereits gelebtes. Er kannte es. Er betrat es wie ein Schauspieler die Szene in einem Stück, das er schon an vielen Abenden gespielt hat, mit der vagen Hoffnung auf Zwischenfälle untergeordneter Art, die in der Not das Angesicht einer Sensation annehmen durften. Er hoffte sogar auf kleine Unglücksfälle, eine Verhaftung, eine Ausweisung, eine Gefangenschaft vielleicht.
Jeder andere an seiner Stelle hätte an eine Revolution gedacht. Er wunderte sich, daß der Krieg nicht von neuem anfing. Als er nach M. kam, jener Stadt in Mitteldeutschland, in der er ein paar regnerische Tage während des Krieges verbracht hatte, sah er, daß es immer noch regnete. An den großen Fensterscheiben des Kaffeehauses hingen immer noch Kartons, auf denen versichert wurde, daß in diesem Lokal Franzosen, Engländer, Polen und andere Nationen nicht gerne gesehen wurden. Die Schule war aus roten Ziegelsteinen, und wenn man am Vormittag an ihr vorbeiging, hörte man den Chor heller Kinderstimmen »Ich hatt' einen Kameraden« singen. In der Mitte stand die Kirche aus roten Ziegeln. Das Finanzamt bestand aus roten Ziegeln. Das Rathaus setzte sich aus roten Ziegeln zusammen. Und obwohl alle diese Häuser einen Stich ins Niedliche hatten und wie im Spiel von einer Sorte überdimensionaler Kinder aufgebaut zu sein schienen, verrieten sie doch einen Hang zur Ewigkeit wie die Pyramiden. Es regnete immer noch, seit fünf oder sechs Jahren. Die Straßenbahn gondelte immer noch hin und zurück. Nur die Schaffnerin war zu Heim und Herd

zurückgekehrt. Die Frauen trugen immer noch die gleichen Hüte. Wo war der Genosse, der ihm damals den ersten falschen Paß vermittelt hatte? Er lebte. Er hatte sich inzwischen naturalisieren lassen und war Abgeordneter geworden. Und wo war der Parteiführer? Er gehörte zu den Regierenden in Berlin. Und obwohl der kommunistische Schneider heute der wuterfüllte politische Gegner jenes sozialdemokratischen Parteiführers war, schien es Friedrich, weil er die Vorgänge nicht in der Nähe gesehen hatte, daß beide, der Kommunist und der Parteiführer, in einem konsequenten und parallelen Aufstieg begriffen waren, wie Offiziere oder Staatsbeamte etwa, die nach Ablauf gewisser Dienstperioden einen höheren Grad erreichen. Und obwohl sie beide im Kampf gegeneinander ihre Würden erlangt hatten, verlieh ihnen doch jenes ironische Schicksal, das eine Spezialität radikaler Politiker ist, eine erschreckende Ähnlichkeit. Den Juden gleich, die sich immer nach dem Osten wenden, wenn sie beten, richteten sich die Revolutionäre immer nach rechts, wenn sie anfingen, öffentlich zu wirken. Es änderte sich nichts an diesem Gesetz, wenn der Schneider auch so radikal war wie immer. Er erwartete ernstlich jeden Monat die Revolution. Er sollte selbst eine Gefängnisstrafe abbüßen, einer Beleidigung wegen, die er gegen den Parteiführer ausgestoßen hatte, und er verdankte seine vorläufige Freiheit seiner parlamentarischen Immunität. Zwanzig Jahre früher hatte sich der Beleidigte in der gleichen Situation befunden. Aber beide schienen es vergessen zu haben. Wer weiß, dachte Friedrich, zwanzig Jahre später wird mein Genosse beleidigt werden und klagen. Die Revolution blieb immer links, nur ihre Vertreter rückten immer nach rechts. »Vorige Woche«, erzählte der Schneider, »haben mich zwei Polizisten mit Gewalt aus dem Landtag entfernen müssen. Diese Szene hätten Sie sehen sollen! Oh, es geht nicht immer so ruhig bei uns zu, wie man in Moskau manchmal glaubt! Wir stehen knapp vor einem Eisenbahnerstreik. Die Partei arbeitet angespannt. In Hamburg haben wir fünftausend Mitglieder gewonnen. Hier, in M., sind wir stark vertreten. Wir haben fünfundfünfzig Prozent der Fabrikarbeiter sicher. Die Parteigelder fließen bei uns am pünktlichsten ein. Und zwei- bis dreimal in der Woche haben wir unsere Abende.« Welch ein regionaler Patriotismus des Genossen! dachte Friedrich. Auf diese Weise entsteht die Liebe zum Vaterland. Er ist stolz auf den Bezirk, der ihn gewählt hat. Es fehlt noch ein weniges, und er nimmt selbst die reaktionären Parteien seines Wahlkreises in

Schutz und hält sie für besser als die Reaktionäre anderer Wahlkreise. Ich habe hier eine der nicht mehr seltenen Gelegenheiten, der Entstehung einer Art Heimatliebe, Wahlkreisliebe ab ovo beizuwohnen. Er hält seine Kommunisten für die revolutionärsten. Und wie er sich verwandelt! Er trägt jetzt eine russische Bluse. Als ich das letztemal hier war, trug er noch ein bescheidenes Hemd ohne Kragen. Und wie die Männer, die eine bürgerliche Karriere machen, ein Doppelkinn und einen Bauch ansetzen, schaffen sich die Männer, die meine Genossen sind, ein revolutionäres Kostüm und eine Aktentasche an. Vor einigen Jahren hatte er noch einen Hut. Jetzt trägt er eine Sportmütze. Damals trug er noch sein Haar gescheitelt, jetzt kämmt er es nach rückwärts. Und er selbst weiß gar nichts davon. Unmerklich wie ein Doppelkinn bildet sich seine revolutionäre Haltung. Dieser Genosse ist zuverlässig. In der offiziellen diplomatischen Stellung, in der er sich jetzt befand, suchte er den früheren Parteiführer auf. Er wohnte jetzt »standesgemäß«. Im Vorzimmer sah es fast so aus wie in dem der Herrschaften von Maerker. Nur das Arbeitszimmer des Parteiführers war das gleiche geblieben. Bescheidenheit ist eine Zier. Das Papiermesser, das die Form eines Kavalleriesäbels hatte, lag immer noch auf dem Schreibtisch. Eine kleine Kuppel wölbte sich über dem Tintenfaß, das an eine Moschee erinnerte. Die Rahmen mit Vergißmeinnicht umgaben immer noch die beiden Söhne in Uniform, obwohl sie glücklicherweise heimgekehrt waren. Und neu war nur das große Ölbild des Parteiführers, das einer der berühmten Porträtisten des Reiches gemalt hatte. Was lag dem Maler daran? Er malte, malte immerzu. Einmal den Kaiser, zweimal den geliebten General, einmal einen Radikalen. Die Kunst hatte nichts mit der Politik zu tun. Die Maler wollten ihre Ruhe in den Ateliers haben. Die Kunst war Weihnachten, ein Fest, an dem alle Herzen schlagen, im gleichen Takt. Wie schön war der Parteiführer auf dem Porträt! Den Blick in die Zukunft des Vaterlandes gerichtet, die rechte Hand auf einer Ecke des Schreibtisches gestützt und die Linke spielerisch an der eisernen Uhrkette, die er gegen die goldene umgetauscht hatte. Kein Zweifel, sie war grau gemalt, sie bestand aus Eisen. Und er sah nicht wie ein Parteiführer aus, sondern wie ein Parteienführer. Der Kaiser hatte keine gekannt, er aber kannte alle. »Wir haben ein leidenschaftliches Interesse an Rußland«, begann er. Und mit der Genugtuung eines Mannes, der im Namen seines Staates spricht, bekam der Politiker Anklänge an Bismarck, dessen Erinnerungen er aus Ob-

jektivität gelesen hatte. Ach, er war schon immer unparteiisch gewesen! Das Vaterland hatte nichts mit der Politik zu tun, wie die Malerei.
»In Deutschland«, erwiderte Friedrich, »wird die sogenannte Linke vielleicht erst in hundert Jahren dazu gelangen, gegen ihre Gegner unnachsichtig zu werden. Sie können nicht hassen. Sie können sich nicht einmal aufregen. Es ist ihr eifrigstes Bemühen, nicht den Feind zu besiegen, sondern ihn zu begreifen. Schließlich kennen sie ihn so genau, daß sie ihm recht geben müssen und ihn nicht mehr angreifen können.«
Der Parteiführer verlor sich in die weiten Gefilde der Weltgeschichte. Es war klar, daß er von einer Tribüne zu sprechen glaubte und daß er einen einzelnen Zuhörer behandelte wie eine ganze Versammlung. Er liebte es, weil er keinen Augenblick vergaß, daß er selbst ein Repräsentant war, auch den andern unaufhörlich für einen Repräsentanten zu halten, und er vergrößerte die Bedeutung, die er sich selbst beizumessen gewohnt war, indem er auch seinem Partner eine große Bedeutung zuerkannte. In der steten Hoffnung, daß jede seiner Äußerungen geeignet war, ein geflügeltes Wort zu werden, betonte er simple Phrasen und Gemeinplätze, die er noch vor einigen Jahren wie bescheidene Rezitationen vor Friedrich hergesagt hatte, nunmehr wie originelle Einfälle. Er war scheinbar und auf den ersten Blick der alte geblieben. Er schien immer noch den gleichen, rostbraunen, doppelreihigen Rock zu tragen, und seine Hose fiel immer noch in breiten Querfalten auf breite, glatte und solide Stiefel, die ihresgleichen in keinem Schaufenster eines Schusters mehr fanden und infolgedessen so aussahen, als wären sie mit großem Eifer und lange Zeit gesucht worden. Aber gerade die Sorgfalt, die der Mann anwendete, um bescheiden zu sein, erinnerte an jene, die er aufwandte, um in die Mitte der Zeitgeschichte zu geraten. Und wenn er immer wieder sagte: »Hätte man damals auf mich gehört«; oder: »Es kam so, wie ich es natürlich prophezeit habe«; oder: »Der Leichtsinn, den ich immer gegeißelt habe« – so schien er überzeugt zu sein, daß die solide Nachlässigkeit des Anzugs seine Voraussicht rechtfertigte. Und wenn er manchmal »wir« sagte, worunter er seinen Staat verstand, so glaubte er, auch in der Ausdrucksweise bescheiden zu sein und tadellos. Indessen erinnerten seine »Wir«, seine »Unser«, seine »Uns« an die Art, in der die Angestellten eines großen Warenhauses sich mit ihrer Firma identifizieren, obwohl sie an den Einkünften ihres Brotgebers nicht beteiligt sind.

Einige Zeit später konnte Friedrich dem Parteiführer in einer größeren Gesellschaft von Politikern, Journalisten, Diplomaten und Industriellen bei einer jener Veranstaltungen einer Botschaft begegnen, die man in Fachkreisen und in Zeitungsberichten ein »gemütliches Zusammensein« nannte. Alle Herren hatten sich Cutaways angezogen, die Uniform der Gemütlichkeit. Sie aßen belegte Brötchen, über deren Butter ein regelmäßiges Gitter aus Sardinenstreifen gespannt war. Jeder hielt einen Teller oder eine Tasse oder ein leeres Gläschen in der Hand, ohne zu wissen, warum, und alle suchten diskret und vergeblich nach einem Platz, wo sie ihr Geschirr hätten ablegen können. Schlaue Gäste begaben sich in die Nähe der Fensterbretter und entfernten sich, nachdem sie ihren Teller auf eine gefährdete Stelle gelegt hatten, mit harmlosen Mienen und in der leisen Angst, er würde bald herunterfallen und zerbrechen. Sie atmeten erst auf, als sie in der gegenüberliegenden Ecke standen. Die meisten aber blieben an ihre Teller geschmiedet und konnten infolgedessen nicht lebhaft werden. Immer größer wurde die Gemütlichkeit.

Friedrich stieß hier auf einige gute Bekannte, die er in Zürich gesehn hatte. Auch Bernardin und Dr. Schleicher sah er wieder. Sie waren beide Diplomaten geworden und setzten die Verständigung fort. Sie hatten einen Bund fürs Leben geschlossen, waren unzertrennlich und wandelten schweigsam nebeneinander her, weil sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Sie hatten sich ausgesprochen. Sie wußten alles voneinander. Jetzt hielt sie die Erinnerung an ihre ausgetauschten Bekenntnisse zusammen. Sie waren Friedenskameraden – ebenso wie zwei Männer, die sich im Schützengraben getroffen haben, Kriegskameraden sind. Auch sie repräsentierten, jeder seinen Staat. Und da beide an den sogenannten friedlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich interessiert waren und eine sogenannte Trübung einem jeden von ihnen als eine Nachlässigkeit hätte vorgeworfen werden können, sorgten sie sich beide um den Frieden wie um die eigene Karriere, und ihr Ehrgeiz galt ihm wie der eines Generals dem Krieg. Und ähnlich wie die beruflichen Ehevermittler um das Liebesglück der von ihnen hergestellten »Partien« besorgt sind, weil ihre Einnahmen davon abhängen, ebenso waren Dr. Schleicher und Bernardin um Frieden zwischen den Staaten besorgt. Sie handelten mit Frieden, wie sie während des Kriegs mit Staatsgeheimnissen gehandelt hatten. Ihre Freundschaft trübte sich nur, wenn der Name des einen in den Zeitungen häufiger

genannt war als der des andern oder wenn auf den Photographien in den illustrierten Blättern, wo die Massenaufnahmen von Konferenzteilnehmern veröffentlicht wurden, das Angesicht des einen deutlicher zu erkennen war als das seines Freundes. Auch dieses »gemütliche Zusammensein« wurde von einem Photographen für die Öffentlichkeit aufgenommen, um unter dem Titel »Ein diplomatischer Tee« in den Sonntagsbeilagen zu erscheinen. Bernardin und Dr. Schleicher trennten sich, denn sie hielten es für eine diplomatische Schlauheit, vor den Völkern ihr Bündnis nicht sichtbar werden zu lassen. Während sie sich mit heroischer Bescheidenheit in den Hintergrund stellten, drängten sie ihre Gesichter zwischen die Schultern der Vorderen, um doch noch auf die Platte zu kommen. Und verstohlen und unaufhörlich in der Angst, im entscheidenden Augenblick, in dem das Blitzlicht aufflammen sollte, könnten sie den Gesichtsausdruck verlieren, den sie für einen vorteilhaften hielten, schielten sie jedesmal zueinander und überlegten, wer von ihnen besser und sichtbarer stehe. Die Journalisten, deren Beruf es ist, fortwährend Geheimnisse zu wittern, glaubten, die Blicke der beiden bedeuteten abgekürzte diplomatische Noten. Und jeder Berichterstatter, der diesen Blickwechsel auffing, dachte schon daran, ihn unter der Zauberformel »wie in eingeweihten Kreisen verlautet« noch womöglich ins Morgenblatt zu bringen.

Es gab in dieser Versammlung nur einen Journalisten, der es für unwürdig hielt, sich um Blicke zu kümmern. Es war jener Dr. Süßkind, den Friedrich vor Jahren in der Eisenbahn gesehn hatte. Der Dr. Süßkind erkannte seinen alten Reisegenossen freilich nicht. Aber es hätte ihn, auch wenn er Friedrich erkannt hätte, wahrscheinlich nicht gestört, einem der Presseattachés, die nach dem Kriege so häufig geworden waren und das Zeitalter der Demokratie einzuleiten begannen, sehr hörbar zu erzählen: »Als ich im Krieg in Österreich war, erkannte ich sofort, daß wir den Krieg verlieren werden. Sie erinnern sich vielleicht, was ich nach dem Durchbruch von Gorlice geschrieben habe?« Und da der Presseattaché, der noch nicht heimisch genug in der Diplomatie war, um höflich sein zu können, »Nein!« sagte, machte sich Dr. Süßkind umständlich an die Inhaltsangabe seines Artikels, aus dem ein prophetischer Pessimismus hervorgegangen war. Friedrich erinnerte sich an den Optimismus des Journalisten in der Eisenbahn. »Ich hatte einmal das Vergnügen«, sagte er zu Dr. Süßkind, »Ihnen zu begegnen.« »Ich erinnere mich gar nicht«, sagte der aufrichtige Journalist,

dem die Wahrheit über alles ging. »Sie saßen damals in der Eisenbahn mit einem preußischen Obersten und einem österreichischen Major«, fuhr Friedrich hartnäckig fort. »Ganz richtig«, sagte Dr. Süßkind, »aber ich habe Sie damals nicht bemerkt.« Es hatte keinen Sinn, mit ihm zu sprechen. Als hätte er sich vorgenommen, vor allen Dingen und bevor er sich in ein Gespräch einließ, zu erforschen, ob Friedrich auch die Wahrheit sagte, wiederholte er immer wieder: »Ich habe Sie ja gar nicht bemerkt!« »Ja«, sagte Friedrich, um dem Gedächtnis des andern zu helfen, »Ihre Frau hat Sie damals in K. erwartet.« »Ach«, erwiderte Süßkind trostlos, »es war gar nicht meine Frau, es war meine Schwägerin.« Und somit war die Geschichte erledigt.

Es war in der Gesellschaft dieser frischgebackenen Diplomatie keineswegs merkwürdig, der hartnäckigen Sachlichkeit Dr. Süßkinds zu begegnen. Die Erbschaft der beruflichen Diplomaten, die den Krieg herbeigeführt hatten durch Torheit, Ehrgeiz, einer gedankenleeren Freude am geheimnisvollen Spiel, die aber zumindest gesellschaftliche Formen wie natürliche Eigenschaften offenbarten, traten nach dem Krieg intellektuelle Bürgerliche an, Redakteure, Literaten, Lehrer und Richter, Menschen, die mit einer heillosen Liebe zur Aufrichtigkeit die traditionellen Tricks der internationalen Politik nachzuahmen versuchten und denen man auf eine Entfernung von zwei Kilometern ansah, daß sie ein sogenanntes Staatsgeheimnis zu behüten bestrebt waren. Mit diplomatischen Pässen, vor denen sie selbst noch mehr Respekt hatten als die Zollrevisoren, reisten sie über die Grenzen, und der familiären Natur des Kleinbürgertums gemäß, dem sie entstammten, bargen sie in den versiegelten Koffern Spitzen für die Ehefrauen und Liköre für Gäste. Der diplomatische Verkehr zwischen den Repräsentanten der alten und der neuen Staaten bekam das behagliche Aussehn bürgerlicher Familienfeste, und es war kein Zufall, daß das Bier, das Festgetränk der Bravheit, ein Rauschmittel der Politik wurde. Beliebt waren Bierabende. Im Zeichen des Pschorrbräus vollzog sich die Versöhnung der Völker, wie sich dereinst beim Champagner die Vorbereitung des Kriegs vollzogen hatte. Die Menschen waren gemütlich geworden. Die internationale Herrschaft des Bürgertums hatte jetzt erst angefangen.

Innerhalb dieser kleinbürgerlichen Diplomatie beherrschten nur die Vertreter des einzigen proletarischen Staates die alten diplomatischen Formen. Eine natürliche Schlauheit, geübt in langen Kämpfen gegen die Behörden, ein geschärfter Sinn für List und Verstellung, eine ur-

sprüngliche Lust, den Freund und den Gegner zu täuschen, gaben den Vertretern der Revolution jene Eigenschaften, die eine alte Tradition, die ererbten Erfahrungen eines aristokratischen Bluts und die Erziehung zur höflichen Unaufrichtigkeit den Diplomaten der verschwindenden alten Welt gegeben hatten. Von allen Menschen, mit denen Friedrich jetzt zu tun hatte – und seine Tätigkeit bestand in der Hauptsache darin, daß er mit ihnen sprechen mußte –, schien ihm nicht ein einziger jener Art von leidenschaftlicher Überlegung fähig, ohne die es nicht möglich ist, ein einfaches Urteil über die Welt zu haben. Alle lagen wie Soldaten in Schützengräben und kannten nur ihren Abschnitt. Es war Krieg. Und wie jeder einen Dienstgrad hatte oder zumindest eine ganz bestimmte Beschäftigung, gab sich jeder damit zufrieden, Uniform und Abzeichen des andern zu registrieren, und wenn man jemanden gefragt hätte, ob der Mensch, mit dem er jeden Tag seit Jahren verhandelte, gut sei oder böse, klug oder dumm, leidenschaftlich oder lau, überzeugt oder gleichgültig, so hätte der Befragte erwidert: »Herr X, nach dem Sie sich erkundigen, raucht nur Zigarren, ist verheiratet, verhandelt mit mir über die Konzession in Tomsk und wird von seinen Vorgesetzten geschätzt.« Und es war wirklich, als ob die sogenannten »menschlichen Eigenschaften« die charakteristischen Kennzeichen einer längst abgelaufenen Periode der menschlichen Geschichte gewesen wären und daß man sie nur noch als Nachrufe für Verstorbene auf den Grabkreuzen finden könnte. Es war, als verschwänden allmählich jene menschlichen Eigenschaften wie bestimmte Waren, nach denen kein Bedarf mehr vorhanden ist, und als sollten sie durch andere ersetzt werden, die jetzt gerade stark gefragt wurden. Es gelang Friedrich niemals, auf seine Frage, wer der und jener sei, eine andere Antwort zu erhalten als: »X ist aus der Partei ausgetreten. B. ist Redakteur an der demokratischen Zeitung. Y ist Generaldirektor der Z-Werke.« Und also lauteten die Antworten nicht etwa, weil man sich umeinander nicht kümmerte, sondern weil in der Tat ein Redakteur nichts anderes zu sein schien als ein Redakteur und ein Generaldirektor nur ein Generaldirektor. Es gehörte zu den intimsten Eigenheiten, die man von einem Menschen mitzuteilen wußte, daß er diesen und jenen Beruf ausübte und diese und jene politische Gesinnung zur Schau trug. Und Friedrich, der niemals einen Beruf gekannt hatte, dachte: Ich bin der einzige mit menschlichen Eigenschaften. Ich bin tückisch, böse, egoistisch, hartherzig und gescheit. Aber nicht mehr

ehrgeizig. Mein Ehrgeiz ist erloschen. Denn sein Ziel war es gewesen, Macht über Menschen auszuüben, nicht über Generaldirektoren, Redakteure und Parteimitglieder oder Parteilose. Es wäre meine Leidenschaft gewesen, die Schlauheit zu durchschauen, das Böse zu züchtigen, das Gerechte zu kräftigen, das Häßliche zu vernichten. Ich hätte Partei genommen. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als zuzusehn. Zwanzig Jahre lang habe ich zugesehn, um zu lernen. Ein einziges Jahr habe ich gekämpft. Den Rest meines Lebens werde ich ein Zuschauer bleiben. »Wozu haben Sie das nötig gehabt?« sagte der alte Parthagener.

Er war immer noch neugierig genug, um auf Erfahrungen auszugehn. Aber es war nicht mehr die ursprüngliche Neugier, die wissen möchte, was vorgeht, sondern gewissermaßen eine Neugier zweiten Grades, die nur eine Bestätigung für all das sucht, was sie mit Recht schon vermutet hat. Einmal, als Friedrich mit einem Bevollmächtigten einer Flugzeuggesellschaft zu verhandeln hatte, sagte er sich: Es wird ein großer, breitknochiger Mann in einem neuen, hellgrauen Anzug sein, das Haar kurzgeschnitten und links gescheitelt, einen Ehering am Finger, sonst keinen Schmuck. Eine Photographie von der Frau Gemahlin auf dem Schreibtisch. Das Telephon klingelt alle fünf Minuten, um mich einzuschüchtern. Die Zigarren und Zigaretten erster Qualität verschlossen in der Schublade, für Gäste liegen sogenannte Rauchmittel auf dem Tisch. Die Sachlichkeit der Büroeinrichtung schließt eine gewisse lederne, kühle Bequemlichkeit aus. Auf den Lehnen hellgelber, weicher Lehnsessel hocken gelbe, leuchtende, mit Sidol geputzte Aschenbecher. Der Mann ist konservativ und gemäßigter Monarchist. Er spielt den ehrlichen Geschäftsmann mit Prinzipien, aber er läßt gerne erkennen, daß er nicht dumm ist.

Als Friedrich eintrat, fand er seine Vorstellungen bestätigt. Die Unterredung langweilte ihn vom ersten Augenblick an. Er hätte einen genauen Bericht von ihr liefern können, ohne sie geführt zu haben. Der Abwechslung wegen und um den Bevollmächtigten zu verblüffen, sagte er plötzlich: »Wollen Sie Ihr Telephon abstellen, während Sie mit mir sprechen!« Der große Mann gehorchte sofort. Er drückte auf einen Knopf mit dem Fuß; sein Schreibtisch war nach den letzten Fortschritten der Technik eingerichtet und hatte Pedale wie ein Klavier. Von unten her, zauberhaft, aus dem Boden kamen alle elektrischen Gewalten, man sah keine Schnüre, weder an der Lampe, noch am Telephon,

keine Glocken am Tisch, keine Schlösser an den Schubladen, das Tintenfaß ruhte in einer Versenkung des Tisches, und ohne daß der Bevollmächtigte auch nur die geringste Bewegung gemacht hätte, rief er den Sekretär durch einen einfachen, blitzschnellen Wunsch herbei. Friedrich sah, wie die Wand sich plötzlich auftat und der Sekretär erschien, als hätte er die ganze Zeit in einer Spalte zwischen den Ziegeln gehaust. »Wollen Sie mal die Leitung abstellen!« sagte der Bevollmächtigte, und der Sekretär war im Nu verschwunden, und die Wand war wieder ganz. »So weit sind wir noch nicht in Rußland elektrifiziert!« sagte Friedrich und zeigte auf die geheimnisvolle Wand. »Das will ich glauben!« antwortete der Bevollmächtigte. »Wir sind in Deutschland weit voraus!« Und wie ein Mensch, der aus Stolz über die Schönheiten seines Vaterlandes einen Fremden durch eine Landschaft führt und ihm die Namen der Berge, Täler und Flüsse nennt, so begann der Bevollmächtigte Friedrich die technischen Geheimnisse seines Büros zu erläutern. Er sagte »unsere« mit der gleichen Betonung, mit der die Parteiführer von ihrer Partei und dem Vaterland sprachen. »Unsere Einrichtung«, sagte er, »ist erst vor drei Monaten fertiggestellt worden. Alle Leitungen sind im Fußboden unter dem Teppich. Hier, unter dem Schreibtisch, sehen Sie drei Knöpfe, sie leuchten rot, grün und gelb. Das Rote ist ein Alarmsignal, das Grüne ist mein Sekretär, das Gelbe meine Sekretärin. Wenn ich hier an der Wand drücke, springt das Bild auf.« Er drückte, und das Porträt, das den Chef des Hauses darstellte, flog aus dem Rahmen wie ein Fenster, das ein jäher Wind aufstößt, und ließ ein Geheimfach sehn, in dem Banknoten und Papiere lagen. »Ich brauchte nur«, fuhr der Bevollmächtigte fort, »diesen Vorhang aufzuziehn, und schon bin ich im Kreise meiner Familie.« Der Vorhang ging auf, und Friedrich sah eine Nische mit lebensgroßen, farbigen Bildern, die eine Frau und zwei Knaben in Matrosenanzügen darstellten. Eine kleine Lampe brannte an der Decke über den Bildern, so daß die Nische weihevoll aussah. Er trat näher und erkannte das Porträt Hildes. Der Maler mit den buschigen Augenbrauen hatte es gemalt. Er beschloß sofort, sich nach der Wohnung des Generaldirektors umzusehn, aber nur für alle Fälle, nicht etwa, um das Familienleben zu stören. »Ihre Frau Gemahlin«, wagte Friedrich zu sagen, »ist sehr schön.« »Wir sind zehn Jahre verheiratet«, erwiderte der Bevollmächtigte zutraulich, »aber wir lieben uns nicht mehr innig!« Und er blickte dabei auf ein blankes, stählernes Lineal, als wäre das Wort »innig« eine Be-

zeichnung für ein bestimmtes Ausmaß der Liebe. Er stand wieder auf und schien nachzudenken. Er begab sich wieder zur glatten Wand, berührte eine gelbe Tapetenblume, und sofort sprang eine kleine Tür auf und ließ den goldenen Rücken eines dicken Lederbandes sehn. Auch dieser Rücken öffnete sich, und nun erkannte Friedrich, daß es kein Buch war, sondern ein Kästchen für Gläser und Likörflaschen. »Man kann nicht gut miteinander reden, ohne zu trinken!« meinte der Bevollmächtigte. Er wurde sofort nach dem ersten Glas laut und bewegt, klopfte Friedrich ein paarmal auf das Knie und ließ eine der verborgenen Laden im grünen Schreibtisch aufspringen, in der Friedrich pornographische Ansichtskarten liegen sah und hygienische Gegenstände erotischer Natur. »Lieber Freund«, sagte der Bevollmächtigte, »die sexuelle Abteilung. Die Sexualität ist ein bedeutender Faktor«, und er begann, seine Bilder auszubreiten.

Er sammelte sie ein und wurde wieder ernst. »Zerstreuungen«, sagte er, »sind nötig. Ich arbeite zehn, zwölf, vierzehn Stunden im Tag.« Und er streckte seinen Arm hoch, machte ein paar gymnastische Bewegungen und erinnerte an die Akrobaten im Varieté, die vor ihrer Arbeit die Muskeln spielen lassen zum Beweis dafür, daß die Gewichte, die sie heben werden, auch wirklich schwer sind.

»Der Bevollmächtigte Herr von Derschatta«, schrieb Friedrich dann in seinem Bericht, »ist ein gutmütiger Mann. Seine Einkünfte sind groß, sein Familienleben ruhig, sein Fleiß grenzenlos. Er ist unbestechlich. Er liebt sein Vaterland, denn es ist eine Filiale seiner Firma. Die Bedingungen, die ich im folgenden nenne, scheinen mir nicht das letzte Wort zu sein. Man kann mit ihm besser verhandeln, wenn man ihn einschüchtert. Er ist mit Vorliebe servil.«

Solche Berichte schrieb Friedrich mit großer Sorgfalt, obwohl er wußte, daß sie eine lange und umständliche Reise vor sich hatten und daß sie wenig nützten. Schon während er sie zusammenfaltete und in einen Umschlag legte, sah er die vielen Etappen des Weges, den sie zu machen hatten, und die Gesichter der Menschen, die sich mit ihnen beschäftigen sollten. Er kannte einige von den Mitgliedern der neuen Bürokratie persönlich, die über das ganze Land verbreitet ist wie die Scharen von Krähen, die der Krieg und die Revolution zugelassen hatten. Er erinnerte sich an ihre subalternen Gesichter, denen die Unerbittlichkeit einer starren Gesinnung noch einen Zug von grausamer Frömmigkeit verlieh. Ein kleiner Neid bestimmte ihre tapferen Worte

und ihre zögernden Handlungen, ein winziger, enger Neid, der Bruder eines früh enttäuschten Ehrgeizes. Friedrich erinnerte sich, wie sie sich alle, Photographen und kleine Schreiber, Winkeladvokaten und Rechnungsunteroffiziere, Buchhalter und furchtsame Kaufleute, auf die leeren Stühle in den Ämtern gestürzt hatten, um die sich die Soldaten der Revolution nicht kümmerten. Die Soldaten kehrten zu ihren Feldern zurück, die man noch nicht bebauen konnte, zu den Maschinen, die noch stillstanden. Die anderen, die während des Bürgerkriegs schon Manifeste, Verordnungen, Pläne, Lehrbücher, Broschüren geschrieben und abgeschrieben hatten, behielten ihre Federn in den Händen, die Federn, die dünnen, stählernen Instrumente, die stärksten Werkzeuge der Macht. Aber es ergab sich, daß die Männer, denen es freigestanden war, ihre Talente und ihre Kraft zu beweisen, keine Talente besaßen und nur Kraft genug, den gleichwertigen Gegner mit den Ellenbogen vom Schreibtisch zu verdrängen und wieder am Schreibtisch zu erscheinen, wenn es dem andern gelungen war, sie zu verdrängen. Er erinnerte sich an den Triumph, der ihm während des Kriegs das Bewußtsein verschafft hatte, keine Nummer zu sein wie die andern und den verborgenen Befehlen nicht gehorchen zu müssen, die irgendwo hinter dichten und dumpfen Mauern von anonymen Werkzeugen einer ungekannten Gewalt ausgegeben wurden. Es war ihm gelungen, die Register zu täuschen, die blank und weiß auf seinen Namen und seine Daten gewartet hatten, den spitzen, von grüner Tinte giftig gefärbten Federn zu entfliehen, mit denen hunderttausend Schreiber wie mit Lanzen nach ihm gezielt hatten. Er sah noch einen Beamten in der Polizeistube, ein Gemisch von einem Stier und einem Knecht, dem er mit kindischer Wut den falschen Meldezettel überreicht hatte. »Haben Sie das alles nötig gehabt?« hatte Parthagener gefragt.

Nun schrieb Friedrich selbst Berichte für Register. Und alle seine Akrobatik, mit der er Namen ablegte und annahm, Existenzen verhüllte und vortäuschte, führte ihn nur dazu, selbst ein Werkzeug und ein Gegenstand der Ämter und Büros zu werden. Hörte denn das Papier niemals auf? Welch ein Gesetz verlieh den zerbrechlichsten und zartesten Stoffen, dem Papier, dem Bleistift und der Feder, die Macht über Blut und Eisen, Gehirne und Muskeln, Feuer und Wasser und Hunger und Epidemien? Eben waren die tausend Kanzleien verbrannt. Er selbst hatte sie angezündet. Er selbst hatte ihre zerfallende Asche gesehn. Und schon schrieb man wieder in hunderttausend Kanzleien,

und schon gab es wieder neue schmale Bücher mit grünen und roten Linien, und schon hatte jeder Mensch eine Ziffer in einem Büro wie die kleinen Kinder einen Schutzengel im Himmel. »Ich will nicht!« schrie Friedrich. Ich will nicht! dachte er, während er selbst in einem Büro saß und einem Mädchen in blauem Matrosenkleid diktierte. Wie flink läuft der Bleistift mit ihrer Hand! Es war ein Koh-i-noor, leuchtendes Gelb und eine lange, schwarze Spitze. Dann ging das Mädchen ins große Schreibzimmer, und die Maschine begann zu klappern. Und der Bericht legte sich in die Aktentasche des Kuriers. Er kam in ein Sekretariat. Da saß Dr. M., ein kleiner, plumper Mann mit einem Angesicht, das aus lauter Knollen zu bestehen schien, und winzigen, gehässigen Augen unter einer Stirn voller sinnloser Falten, den Folgen einer Laune der Haut und nicht der sorgenvollen Gedanken. Er haßte Friedrich. Er wollte selbst im Ausland sein und Berichte schreiben. Genauso, wie die Parteigrößen erster Klasse nicht nach dem Ausland wollen, sondern um jeden Preis in Moskau zu bleiben versuchen, wünschen die subalternen Mittleren nichts sehnlicher als einen Aufenthalt im bürgerlichen Ausland, wo sie ihren bürgerlichen Neigungen leben können. Sie wollen ein gutes Bier trinken, an einem gedeckten Tisch sitzen. Gäbe es nicht noch das, was man die Sache des Proletariats nennt!

Was aber war die Sache des Proletariats? Diese Abgeordneten, die sich einsperren ließen und die wieder freikamen, diese anonymen Proletarier, die in den Zuchthäusern vergessen wurden, die Erschossenen und die Gehängten: Was nützen Sie? Wie kam es, daß gerade jene, die eine neue Welt aufzubauen versuchten, nach dem ältesten Aberglauben handelten, dem ältesten, absurdesten Aberglauben vom Nutzen und der Heiligkeit des Opfers? War es nicht das Vaterland, das Opfer verlangte? War es nicht die Religion, die Opfer verlangte? Ach, die Revolution verlangte sie auch! Und sie trieb die Menschen zu den Altären, und jeder, der sich darbrachte, starb in der Überzeugung, daß er für etwas Großes sterbe. Und indessen behielten die Lebendigen recht! Die Welt war alt geworden, Blut ein gewohnter Anblick, der Tod eine wertlose Sache. Alle starben umsonst und waren nach einem Jahr vergessen. Unsterblich wie das Papier war die Romantik.

Ich diene ohne Glauben, sagte sich Friedrich. Vor zwanzig Jahren hätte man es eine Schurkerei genannt. Ich beziehe Geld ohne Überzeugung. Ich verachte die Menschen, mit denen ich zu tun habe, ich

glaube nicht an den Erfolg dieser Revolution. Gleichsam zwischen den Zeilen der ehernen materialistischen Gesetze, die ohne Zweifel zumindest den zivilisierten Teil der Welt regieren, gibt es noch ungekannte, unlesbare Geheimnisse.
Er stand da wie ein Kapitän, dem ein Schiff untergegangen ist und der gegen seine Pflicht und gegen seinen Willen dank einem gehässigen Schicksal am Leben blieb, dem Leben auf der Erde erhalten, die ein fremdes Element war.

V

Friedrich wurde krank.
Er lag allein in seinem Zimmer, vom Fieber sacht umrauscht und zum erstenmal von der Einsamkeit geliebkost. Er hatte bis jetzt nur ihre grausame Treue gekannt und ihre harte Stummheit. Jetzt erkannte er ihre zarte Freundschaft, und er erlauschte die stille Melodie ihrer Stimme. Kein Freund, keine Geliebte und kein Kamerad. Nur die Gedanken kamen wie Kinder, gezeugt, geboren und gewachsen zu gleicher Zeit. Er lernte zum erstenmal in seinem Leben die Krankheit kennen, den wohltätigen Zwang ihrer weichen Hände, das wunderbar täuschende Gefühl, aufstehen zu können, aber sich nicht erheben zu wollen, die Fähigkeit, zu liegen und gleichzeitig zu schweben, die Kraft, die von der Verlassenheit kommt wie die Gnade vom Unglück, und das stumme Zwiegespräch mit dem Himmel, der weit und grau das Fenster des hochgelegenen Zimmers erfüllte, der einzige Gast aus der Außenwelt. Wenn andere krank sind, dachte er, kommt ein Freund, fragt, ob er eine Zigarette rauchen darf, gibt dem Kranken die Hand, die er dann zu waschen gedenkt – aus hygienischen Gründen. Die Geliebte entwickelt ihre mütterlichen Instinkte, bestätigt sich selbst, daß sie lieben kann, bringt ein kleines, kokettes Opfer, überwindet sich, häßliche Gegenstände mit einer zarten Hand anzugreifen. Die Genossen kommen mit optimistischem Lärm und bringen den Inhalt der Vorgänge in erzwungen witziger Verkleidung ans Bett, lachen zu stark und lächeln mit Nachsicht und gelangen zum Bewußtsein ihrer eigenen Gesundheit wie Wohltätige, wenn sie beim Anblick eines Bettlers in die Tasche greifen, sich ihrer Barschaft bewußt werden, ohne es zu wollen. Nur ich bin allein. Berzejew ist in Rußland geblieben. Er hat

ein Vaterland. Ich habe keins. Es ist möglich, daß in hundert oder zweihundert Jahren kein Mensch auf der Welt einen Ort haben wird, den er als Heimat oder Asyl betrachten kann. Die Erde wird an allen Orten ein gleiches Aussehen haben wie ein Meer, und wie der Seemann überall zu Hause ist, wo Wasser rauscht, so wird jeder überall zu Hause sein, wo Gras wächst, Fels oder Sand. Ich bin zu spät geboren oder zu früh. Ich bin eines der Experimente, die hier und da von der Natur gemacht werden, ehe sie sich entschließt, eine neue Gattung hervorzubringen. Wenn mein Fieber weicht, werde ich aufstehn und wegfahren. Ich werde mein Schicksal, ein Fremder zu sein, wörtlich erfüllen. Ich werde die milde Verlassenheit der Krankheit ein wenig verlängern, und die Wanderung wird meine Einsamkeit in ein Glück verwandeln, wie es beinahe die Krankheit getan hat.

Sein Fieber wich. Er stand auf. Er war, weil er keine Kindheit und keine Mutter gekannt hatte und weil er aufgewachsen war, ohne die Namen der Krankheiten zu hören und die Gespräche, deren Ursache sie sind, nicht einmal neugierig zu wissen, was ihm gefehlt hatte. Aber er mußte eine Krankheit nennen, um einen Urlaub zu nehmen. Er ließ sich erzählen, wie man den Zustand nennt, in dem er sich befunden hatte. Er nahm Urlaub für ein halbes Jahr. Ich begehe jetzt eine sogenannte Gemeinheit, sagte er sich. Nach den moralischen Anschauungen dieser stupiden Welt ist es schon eine Schurkerei, für eine Sache zu arbeiten, von der man nicht in der gleichen Weise überzeugt ist wie die Mehrheit der Verwalter dieser Sache. Aber eine noch größere Schurkerei ist es, diese Art der Arbeit zu unterbrechen und Geld dafür zu nehmen. Sowohl die bürgerliche Gesellschaft als auch ihre revolutionären Gegner haben für einen Charakter, wie ich ihn darstelle, dieselbe treffende Bezeichnung. Solch ein Verhalten nennen sie zynisch. Zynismus ist den einzelnen niemals erlaubt. Nur Vaterländer, Parteien und Verwalter der Zukunft dürfen sich seiner bedienen. Dem einzelnen bleibt nichts zu tun übrig, als die sogenannte Farbe zu bekennen. Ich bin Zyniker.

Er versorgte sich also mit Geld und – zum wievieltenmal schon in seinem Leben? – mit einem Paß auf einen falschen Namen. Die Revolution war auf diplomatischen Umwegen legitim geworden. Ein falscher Paß machte Friedrich keine Freude mehr. Das Pseudonym eines Revolutionärs erkannte selbst eine reaktionäre Polizei an wie das Inkognito eines Balkanfürsten. Nur die Zeitungen, die von furchtsamen

Fabrikanten bezahlt wurden, glaubten manchmal, der Regierung ihres Vaterlandes eine Neuigkeit zu erzählen, wenn sie mitteilten, der und jener gefährliche Bote der Revolution wäre unter einem falschen Namen angekommen. In Wirklichkeit waren die Regierungen bestrebt, die gefährlichen Männer vor der Zeitung zu verbergen. Die Zeiten waren vorbei, in denen Friedrich einen persönlichen Kampf gegen die Weltordnung und ihre Beschützer durch gewagte List und überflüssige Verstellung zu führen geglaubt hatte. Jetzt besaß er ein ungeschriebenes, aber international anerkanntes Recht auf Illegalität.

Und er fuhr durch die großen Städte der zivilisierten Welt. Er sah die Museen, in denen die Schätze der Vergangenheit angehäuft werden wie Möbelstücke, die man nicht verwenden kann, in Magazinen. Er sah die Theater, auf deren Bühnen ein Stückchen Leben pointiert und in Akte geschnitten von rosa geschminkten Menschen dargestellt wird, gegen Entree. Er las die Zeitungen, in denen Nachrichten über Vorgänge gebreitet werden wie interessante Schleier über gleichgültige Gegenstände. Er saß in den Cafés und in den Restaurants, in denen sich die Menschen versammeln wie Waren in einem Schaufenster. Er besuchte die armen Lokale, in denen sich jener Teil der Gesellschaft vergnügt, den man »Volk« nennt, und er genoß den kräftigen und harten Glanz, der die Freuden der Armut begleitet. Als hätte er nie zu ihnen gehört, besuchte er wie ein Fremder die Räume, in denen sie sich versammelten, um Politik zu hören und zu fühlen, daß sie ein Faktor waren im Getriebe der Welt. Und als hätte er selbst nie vor ihnen gesprochen, wunderte er sich über ihre naive Begeisterung, die den hohlen Klang einer Phrase begrüßte wie die Andacht der Frommen den dumpfen Schlag einer billigen Glocke. Als ob es keine Revolution und keinen Krieg gegeben hätte! Nichts! Ausgelöscht! Junge Männer in breiten, wallenden Hosen mit wattierten Schultern, koketten und weichen Hüften, eine ganze Generation geschlechtsloser Aviatiker strich durch alle Schichten der Gesellschaft. Der Fußball kräftigte die Muskeln und gab den Gesichtern beider den gleichen Zug von Geistesgegenwart und Gedankenleere. Der Proletarier trainierte sich zur Revolution, der Bourgeois trainierte sich zum Vergnügen. Fahnen wehten, Menschen marschierten, und ebenso wie sich bestimmte Varietënummern in jeder großen Stadt wiederholten, lag in jeder großen Stadt ein Unbekannter Soldat begraben. Den Denkmälern für Gefallene begegnete Friedrich wie den Negern der Steptänze auch in den kleineren Orten.

Nun sah er mit seinen Augen »das Leben«, dessen ferner, geheimnisvoller und Wunder verratender Widerschein über die Wünsche seiner früheren Jahre gefallen war. Es war genauso, als hätte er das dunkelrote Farbenspiel, von einer Lichtreklame an die gegenüberliegenden Fensterscheiben geworfen, für den Abglanz eines großen, unheimlichen Brandes gehalten. Nun sah er die Quellen seiner schönen Täuschungen. Und er verspottete sich mit der Genugtuung, die ein kluger Mensch empfindet, wenn er Irrtümer aufdeckt. Und er ging herum, und er enthüllte eine Quelle nach der andern, und er triumphierte, weil er gegen sich selbst recht behielt.
Mit der Zeit waren alle Quellen aufgedeckt, schneller, als er gedacht hatte. Also lernte er die Verlorenheit in fremden Städten kennen, die ziellosen Wanderungen durch den ersten Dämmer der Abende, in denen die silbernen Laternen aufleuchten und dem Körper eines Verlassenen den Schmerz von tausend plötzlichen Nadelstichen bereiten. Er ging durch verregnete Straßen über den schimmernden Asphalt der weiten Plätze, die an steinerne Seen erinnern, den Mantelkragen hochgeschlagen, von außen zugemacht und vor sich nur seinen Blick, der ihn durch die Fremde steuerte. Er stand früh auf, trat in strahlende Morgen voll eilender Menschen. Frauen, die er nicht ansah, leuchteten ihm die Schönheit entgegen, Kinder lachten aus den Gärten, von langsamen Greisen, die mitten unter den Eilenden doppelt ehrwürdig und doppelt langsam erschienen, ging eine versöhnliche Milde aus. Endlich gab es Tage, an denen die einfachen, unzerstörbaren Schönheiten offenbar wurden und an denen sein Wunsch, das Leben wieder von vorn anfangen zu dürfen, fast überholt wurde von dem Trost, daß er es ohne Mühe wieder anfangen könne.
Er befand sich in Paris, als der Frühling kam. Jede Nacht ging er durch glatte und stille Straßen, begegnete er den voll beladenen Wagen, die zu den Markthallen fuhren, dem gleichmäßigen Trott der schweren, zotteligen Pferde, dem frommen, ländlichen Gebimmel ihrer Schellen, dem leuchtenden Grün der sauber aufgeschichteten Kohlbündel und dem blanken Weiß ihrer Gesichter zwischen den weiten, flatternden Blättern, dem künstlichen Hellrot der dünn geschwänzten Möhren, dem blutigen, feuchten und schweren Glanz der massiven, zerschnittenen Rinder. Jede Nacht ging er in einen Keller, in dem das Volk tanzte, Matrosen, Straßenmädchen, Weiße und Farbige aus den Kolonien. Die Ziehharmonika schüttete fröhliche Märsche in den hellen Saal, es war

das Instrument der ausgelassenen Wehmut. Er liebte es, weil es ihn an seine Genossen der Revolution erinnerte, weil es die Musik der Verlorenheit und der Sorglosigkeit war, weil sie an den Frieden der Abende in östlichen Dörfern gemahnt und gleichzeitig an die brütende Hitze afrikanischer Sandwüsten, weil sie den Gesang des Frostes wie die ewige Stille des Sommers enthält. Von allen Wänden strahlten breite Spiegel die verschwenderischen Reihen der Lämpchen an der Saaldecke wider, machten zwanzig Räume aus einem Raum, verhundertfachten die Tänzerinnen. Er sah die Stiege und die Tür nicht mehr, die zu den nächtlichen Straßen hinaufführten. Die Spiegelwände schlossen den Saal noch endgültiger ab als Stein und Marmor und verwandelten den Keller in ein einziges endloses, unterirdisches Paradies. Er saß an einem Tisch und trank Schnaps. Einmal in einer Stunde, in der es ihm schien, daß er keine Blöße zu fürchten hätte, weil es die letzte Nacht der Welt und ihr kein Morgen mehr beschieden sei, ließ er sich ein Stück Papier geben und schrieb ohne jede Anrede:

»Ich habe lange Jahre nicht an Sie gedacht. Seit einigen Tagen kommen Sie mir nicht mehr aus dem Sinn. Ich weiß, daß Sie nicht mehr an mich denken. Sie führen ein Leben, das heute wie immer von dem meinigen so entfernt ist wie ein Planet vom andern. Dennoch finden Sie hier meine Adresse. Um aufrichtig zu sein, gestehe ich Ihnen, daß es keineswegs ein unwiderstehlicher Zwang ist, der mich Ihnen schreiben läßt. Es ist vielleicht nur eine unwiderstehliche Hoffnung ...«

Er betrat die Straße. Der Morgen graute, heute wie immer, die Welt war nicht untergegangen. Ein blaues Licht lag über den Häusern, jemand machte ein Fenster auf. Der Motor eines Automobils knurrte hartnäckig und empört. Im Licht des erwachenden Morgens steckte Friedrich den Brief in den Postkasten.

VI

Die Zeit war nicht mehr groß. Die Post funktionierte ungestört. Der Brief erreichte Hilde mit einer Verspätung von drei Tagen. Einmal, an einem Abend, als Friedrich ins Hotel zurückkehrte, erwartete ihn jemand.

Nun saß er lange im Mantel, vom Regen naß und dampfend, den Hut in der Hand und stumm. Sie erzählte von ihrem Mann und den Kin-

dern, von ihren bitteren Jahren, von ihrem alten Vater. Sie hatte ihn übrigens mitgebracht. Er wollte ein Bad aufsuchen. Er sollte ihren eifersüchtigen Mann beruhigen. Es ging ihnen jetzt gut. Ihrem Mann hatte gerade seine Mittelmäßigkeit genützt. Die andern, die Spekulanten mit dem angeborenen Instinkt für Geschäfte, waren untergegangen in den Stürmen, die sie heraufbeschworen hatten, wie Krieger in den Abenteuern fallen, die sie selbst hervorrufen. Herr von Derschatta aber gehörte zu jenen mittelmäßigen Bürokraten der Geschäftswelt, die viel gewinnen, wenn sie gar nichts wagen. Sie sprach in dem Jargon, der die Muttersprache der Generaldirektoren ist, von der »Position«, die dieses erlaubte, jenes noch nicht oder bereits nicht mehr gestattete. Ein paar Fremde betraten den Raum, in dem sie saßen. Sie hörte auf zu erzählen. Aber das Schweigen, das jetzt anfing, war imstande, alle die Geständnisse auszudrücken und all die halben Geständnisse zu ergänzen, die sie früher unterdrückt und halb verschwiegen hatte. Dieses Schweigen störte sie noch mehr in Anwesenheit der andern. Als wären sie beide so jung, wie sie einmal im Kaffeehaus gewesen waren, machte sie die Zufälligkeit der äußeren Situation ratlos. Draußen regnete es. Hier saßen Fremde. Wenn sie jetzt in mein Zimmer kommt, dachte er, ist es entschieden. Sie wartet darauf. Er sagte nichts.
»Wir gehn vielleicht zu Ihnen hinauf?« Nach dem langen Schweigen sah es aus, als hätte sie sich auf diese Frage vorbereitet.
Sie gingen zu Fuß die Treppe hinauf, die Anwesenheit eines Fremden im Lift, eines Zeugen ihrer Verwirrung, hätte sie gestört. Sie gingen schweigend, ein großer Zwischenraum trennte sie, als hätten sie oben eine alte Feindschaft auszutragen. Sie setzte sich, ohne den Mantel abzulegen. Der kleine Hutrand beschattete ihre Augen. Der Mantel schloß bis zum Kinn, und ihr Anblick hatte etwas Gerüstetes, Mutiges. Der Entschluß, mit dem sie in den Zug gestiegen war, lebte noch in ihr. Friedrich trat ans Fenster, eine Bewegung, die jeder zweite Mann macht, wenn er sich in Verlegenheit vor einer Frau in seinem Zimmer befindet. »Warum schweigst du?« sagte sie plötzlich. Die Angst zitterte in ihrer Frage. Er hörte die Furcht und gleichzeitig das erste Du, das zwischen ihnen fiel. Es war wie der erste Blitz im Frühjahr. Er wandte sich um, dachte, jetzt wird sie weinen, und sah zwei feuchte Augen, die ihn gerade anblickten, furchtlos, weil mit den Tränen bewaffnet.
Er wollte sagen: Warum sind Sie hergekommen? Er verbesserte sich.

Er überlegte, was weniger verletzend wäre: Warum oder ein Wozu, und er entschloß sich endlich für ein harmloseres Wie in Verbindung mit einem Du. Er sagte also: »Wie bist du hergekommen?«
Sie hatte mit der schnellen Geistesgegenwart, welche die Frauen erfüllt, wenn sie eine unsinnige Kühnheit wagen, ihren Vater mitgenommen, um die Wachsamkeit des Generaldirektors zu beruhigen. Ihn erschreckte diese Kombinationsfähigkeit eines Romanciers. Nur um nicht länger zu schweigen, sagte er: »Du bist also hier mit deinem Vater!«
»Sag, was du denkst«, begann sie. »Sag, daß du mich nie erwartet hast und daß es eine Laune war, dieser Brief. Du hattest vielleicht getrunken, als du ihn schriebst.«
»Ja«, erwiderte er, »es war eine Art von tieferer, ernster Laune. Ich habe dich nie erwartet. Es ist kein Vorwurf, was ich jetzt sage, es ist nur ein Schmerz: So hättest du vor zehn Jahren kommen sollen. Es ist inzwischen zuviel geschehen.« »Erzähle«, sagte sie.
»Man kann es nicht in einem Fluß. Ich wüßte nicht, wo anzufangen. Ich wüßte auch nicht, was wichtig wäre. Es kommt mir vor, daß die Tatsachen weit weniger wichtig sind als das andere, das man nicht erzählen kann. Und ernster zum Beispiel als ein Gefecht, das ich mitgemacht habe, ist die Trostlosigkeit, in der ich herumgehe, oder ein Wort, das ein Mensch hier und dort vor mir fallen läßt und das mir manchmal den Menschen enthüllt und manchmal die Menschheit dazu. Aber es genügt vielleicht, dir den Namen zu nennen, unter dem ich die letzten zehn Jahre gelebt habe.« Er nannte ihr sein Pseudonym, auf das er so stolz gewesen war.
Als wäre dieser Name, den sie gehört und gelesen hatte, ohne zu wissen, wen er barg, ein endgültiger Beweis für ihre Blindheit und ihre Schuld, begann sie zu weinen. Jetzt müßte ich hingehn, dachte Friedrich, und sie küssen. Er sah, wie sie mitten in der Verzweiflung den Hut ablegte, das Haar glattstrich, das sie jetzt kurz geschnitten trug wie alle Welt, und er ging hin, froh, daß er was zu tun hatte, und nahm ihr den Hut aus der Hand.
Sie schüttelte den Kopf, erhob sich, bat mit den Augen um den Hut und sagte leise: »Ich muß gehn.«
Ich werde sie gehn lassen, dachte er.
Aber wie sie jetzt beide Arme hob, den Hut aufzusetzen, erschien sie ihm verzweifelt und also doppelt schön, wie er sie nie gesehn hatte. Sie

war jung, die Jahre hatte sie vorbeiziehn lassen wie sanfte Winde, sie hatte Kinder geboren und war jung. Er sah sie wieder im lautlos rollenden Wagen, und im Laden Handschuhe probieren, und im Café neben ihm in der Ecke, und auf der Straße im Regen. In dieser einen Bewegung, mit der sie die Arme hob, lagen alle ihre Schönheiten. Ihre Bewegung erinnerte an ein Flehen, eine Entkleidung, eine Abwehr und eine Hingabe gleichzeitig, an alle Arten von Schönheit. Die Arme senkten sich nieder. Die rechte Hand begann, über die linke den Handschuh zu streifen mit gewissenhafter Sorgfalt.

»Bleib!« sagte er plötzlich. Und er fügte noch ein »Geh nicht!« hinzu, leiser, zärtlicher und ein bißchen schärfer, wie er sich gleich darauf vorwarf.

Es fehlt noch, daß ich den Schlüssel umdrehe, und die Situation ist vollkommen. – Er sah, wie Hilde nach der Tür blickte und den Handschuh langsam und gewissenhaft wieder abstreifte. Nun war es eine entkleidete Hand, etwas anderes als eine nackte. Er glaubte, sie zum erstenmal zu sehn. Er machte einen einzigen schnellen Schritt zur Tür und schloß sie ab.

VII

Der alte Herr von Maerker wollte am nächsten Tag zu seiner Kur fahren. Friedrich sah ihn am Abend. Der festliche Glanz der vielen Lampen im Restaurant machte sein weißhaariges Alter ehrwürdiger wie die Schönheit seiner Tochter strahlender. Der Herr von Maerker sah älter aus, als er war, und bedeutender auch. Er erinnerte an alte Porträts, an Gesichter, an denen die Zeit noch mehr geformt hat als die Natur und die Kunst und die von der Unwiderruflichkeit verschwundener Epochen, deren Spiegel sie sind, mit dem Schimmer einer wehmütigen Weihe beschenkt werden. Der Herr von Maerker war niemals klug gewesen. Jetzt vertrat bei ihm, wie es manchmal vorkommt, das Alter die Vernunft. Und weil er zu den Menschen gehörte, die ihre Epoche überlebt haben, erweckte er in Friedrich noch die höfliche Ehrfurcht, die man einem alten, vergessenen Monument schuldig ist. Er schien nicht daran zu zweifeln, daß Hildes Begegnung mit Friedrich ein reiner Zufall war. Aber selbst wenn er zweifelte, so war sein Respekt vor dem Leben und den Geheimnissen seiner Tochter zu groß, als daß er es

unternommen hätte, Zusammenhänge erraten zu wollen, die man ihm nicht freiwillig enthüllte. Ihm wie den Männern seiner Generation war es noch selbstverständlich, bei ihren Frauen und Töchtern einen natürlichen Sinn für Schickliches und Unpassendes, Ehre und Haltung, Ruf und Geltung vorauszusetzen. Der Herr von Maerker gehörte noch zum letzten Geschlecht der wohlerzogenen Mitteleuropäer, die nicht sitzen bleiben können, wenn eine Frau vor ihnen steht, die sich immer wieder über die Sitten der Jungen wundern, ohne einen Tadel zu wagen, die noch mit Anmut sprechen, während sie essen, und die noch etwas Vernünftiges sagen können, ohne selbst Verstand zu haben, ritterlich sind und harmlos und Komplimente verteilen, wie kleine Liebeserklärungen, die ohne Folgen bleiben sollen. Er kannte die unglückliche Ehe seiner Tochter, aber es fiel ihm nicht ein, sich einen Vorwurf daraus zu machen, daß er den Generaldirektor gezwungen hatte, Hilde zu heiraten. Er hatte lange Jahre seine Tochter nicht gekannt. Jetzt machte ihn das Alter hellsichtig. Aber er blieb schweigsam, nicht nur, weil er sich geschämt hätte zu fragen, sondern weil er sich noch mehr geschämt hätte, merken zu lassen, daß er die Fähigkeit besaß zu erraten.

»Ich erinnere mich sehr gut an Sie«, sagte er zu Friedrich. »Sie waren einmal bei uns.« Friedrich dachte an den aufrichtigen Journalisten, der ihm so hartnäckig versichert hatte, daß er ihn nicht erkenne. »Es ist viel geschehn inzwischen. Und doch kommt es mir vor, daß wir alles schon vorher gewußt haben. Ich habe Jahr für Jahr mit eigenen Augen zusehn können, wie der Staat sich auflöst, die Menschen gleichgültiger werden. Aber auch gehässiger, ja, gehässiger«, fügte er hinzu. Er sagte es mit der Nachsicht eines Jenseitigen.

»Wir haben Witze gemacht, wir haben alle dazu gelacht«, fuhr er fort, »ich habe mir selbst ein paar vorzuwerfen. Glauben Sie mir, daß Witze allein genügen, einen alten Staat zugrunde zu richten. Alle Völker haben gespottet. Und doch war zu meinen Zeiten, als noch der Mensch wichtiger war als seine Nationalität, die Möglichkeit vorhanden, aus der alten Monarchie eine Heimat aller zu machen. Sie hätte das kleinere Vorbild einer großen zukünftigen Welt sein können und zugleich die letzte Erinnerung an eine große Epoche Europas, in der Norden und Süden verbunden gewesen wären. Es ist vorbei«, schloß Herr von Maerker mit einer leichten Handbewegung, mit der er den letzten Rest seiner Erinnerung endgültig zu vertreiben schien.

Seine Traurigkeit selbst war noch von einer Heiterkeit begleitet. Sein wehmütiger Nachruf auf sein Vaterland hinderte ihn nicht, den schwarzen Kaffee und eine dünne Zigarette mit sanfter Überlegung auszukosten, und es sah aus, als freute er sich seines Lebens doppelt, weil es sich außerhalb seiner Zeit noch fortsetzte, und als genösse er jeden Tag, jeden Abend, jede Mahlzeit, die ihm der Himmel schenkte, mit der Freude, die man unerwarteten und unverdienten Ferientagen entgegenbringt. Der Untergang der Monarchie hatte gleichsam nur der tätigen Periode seines Lebens ein Ende gesetzt, er hatte nur als Zeitgenosse zu existieren aufgehört, lebte aber weiter als der passive Betrachter einer neuen Zeit, die ihm keineswegs gefiel, die ihn aber auch nicht im geringsten störte, weil sie ihn nicht im geringsten anging.

Er verabschiedete sich von Friedrich, Hilde begleitete ihn. Sie wollten sich in einer Stunde wieder treffen.

In dieser Stunde ging Friedrich vor dem Hotel auf und ab, wie er es vor zehn Jahren ebenfalls getan hätte. Alles ist wach! dachte er. Nichts ist zwischen dem Tag gewesen, an dem ich sie zuerst im Wagen gesehn habe, und heute. Ich bin jung und glücklich. Soll ich noch an das Wunder der Liebe glauben? Es ist offenbar ein Wunder, wenn Geschehenes ausgelöscht wird.

Und zu Hilde sagte er dann: »Ich habe einmal auf der Flucht aus Sibirien daran gedacht, dich in ein weites und friedliches Land mitzunehmen. Es gibt noch fremde und friedliche Länder. Wir werden fahren.«

»Wir brauchen sie nicht, um glücklich zu sein.«

Sie gingen durch breite, leuchtende Straßen, überquerten belebte Plätze, wichen ihren Gefahren aus, ohne achtzugeben, nur mit dem gewachsenen Instinkt, am Leben zu bleiben und zu leben. Sie hätten sich selbst aus einer Katastrophe retten können und wären unter tausend Umgekommenen die einzigen Überlebenden geblieben.

Ihm blieb keine einzige von allen Torheiten erlassen, an denen die männliche Verliebtheit so reich ist. Ihn erfaßte die Eifersucht, nicht etwa gegen bestimmte Männer, sondern eine Eifersucht auf die ganze lange Zeit, die Hilde ohne ihn verlebt hatte. Und auch er tat schließlich die dümmste und männlichste aller Fragen, die im Sprachführer der Liebe verzeichnet stehen: »Warum hast du nicht auf mich gewartet?« Und er bekam die unvermeidliche Antwort zu hören, die ihm

jede andere Frau ebenfalls gegeben hätte und die keineswegs eine logische Antwort ist, sondern eher eine Fortsetzung dieser Frage: »Ich habe immer nur dich geliebt!«
Und so begann ihn die Liebe aus einer ungewöhnlichen Existenz in eine gewöhnliche überzuführen, und er lernte die sterblichen und dennoch ewigen Freuden kennen und zum erstenmal in seinem Leben das Glück, das eben darin besteht, große Ziele kleinen zuliebe aufzugeben und das Erreichte so maßlos zu überschätzen, daß man nichts mehr zu suchen hat. Sie fuhren durch weiße Städte, standen in den großen Häfen, sahen Schiffe fremden Küsten entgegenfahren, begegneten Zügen, die ins Unbekannte rasten, und niemals konnten sie ein Schiff oder einen Zug erblicken, ohne sich selbst wegfahren zu sehn ins Ferne, Zukünftige, Vage. Sie zählten ängstlich die Tage, die sie noch zusammenbleiben konnten, und je weniger es wurden, desto reicher und voller unwahrscheinlicher Ereignisse schien der Rest zu sein. War die erste Woche noch eine unteilbare Einheit der Zeit gewesen, so zerfiel die zweite schon in Tage, die dritte in Stunden und in der vierten, in der sie alle Augenblicke wie ganze reiche Tage zu empfinden begannen, tat es ihnen leid, daß sie die erste so verschwenderisch hatten vergehn lassen.
»Ich werde dir überallhin folgen«, sagte Hilde. »Selbst nach Sibirien.«
»Was soll ich dort? – Ich habe nicht mehr die Absicht, mich in gefährliche Situationen zu begeben.«
»Was willst du denn sonst tun?«
»Gar nichts.«
Hilde verfiel in ein tiefes, enttäuschtes Schweigen. Das war das erstemal, daß sie plötzlich auf einen Punkt stießen, wo sie aufhörten, einander zu begreifen. Diese Augenblicke kamen immer häufiger, sie vergaßen sie nur immer wieder. Beide verschoben Erklärungen auf günstigere Gelegenheiten. Aber diese Gelegenheiten kamen überhaupt nicht, und die schweigsamen Stunden wurden immer häufiger. Es gab Zärtlichkeiten, die Friedrich nicht erwiderte. Von den Lippen eines jeden fielen Worte ohne Widerhall wie Steine in eine abgrundlose Tiefe.
Einmal sagte sie – vielleicht um ihn zu versöhnen: »Ich bewundere dich dennoch.« Und er konnte sich nicht enthalten zu antworten: »Wen hast du nicht schon bewundert? Einen Maler, einen geistreichen Schriftsteller, den Krieg, die Verwundeten. Jetzt bewunderst du einen Revolutionär.«
»Man wird klüger«, erwiderte sie.

»Man wird dümmer«, sagte er.
Und es begann ein schnelles Hin und Wider von leeren Worten ohne Sinn, ein Kampf wie mit leeren Nußschalen.
Sie muß jemanden zum Bewundern haben, dachte Friedrich. Ich bin jetzt ihr Held. Zu spät, zu spät. Sie bekennt sich zu mir in einem Augenblick, in dem ich anfange, mich zu verleugnen. Ich bin nicht der alte mehr, ich spiele ihn nur noch – aus Ritterlichkeit.
Dennoch war es zwischen ihnen abgemacht, daß Hilde ihren Mann und die Kinder verlassen würde.
»Vergiß nicht«, sagte sie, als er in den Zug stieg, »daß ich dir überallhin folgen werde. Auch nach Sibirien«, ergänzte sie, während der Zug sich in Bewegung setzte. Er konnte nicht mehr antworten.
Nach einer Woche sollte sie ihm nachkommen.

VIII

Eigentlich wäre hier die Geschichte unseres Zeitgenossen Friedrich Kargan zu einem guten Ende geführt, wenn man darunter die endliche Heimkehr zu einer geliebten Frau verstehen will und die Perspektive, die sich in den letzten Blättern eines Buches auf eine Art häusliches Glück eröffnet. Aber das merkwürdige Schicksal Friedrichs oder die Unbeständigkeit seiner Natur, die wir in dem vorliegenden Bericht kennengelernt haben, widerstreben einem so sanften Ausgang eines bewegten Lebens. Vor einigen Wochen überraschte uns die Nachricht, daß er zusammen mit einigen jener sogenannten »Oppositionellen«, die der herrschenden Richtung in Rußland, wie allgemein bekannt ist, einen offenen Widerstand entgegengesetzt hatten, zu einem langjährigen Aufenthalt nach Sibirien gegangen sei. Was veranlaßte ihn, noch einmal für eine Sache zu leiden, von der er sichtlich nicht mehr überzeugt war? Auf Grund des Wenigen, was wir von den letzten Vorgängen in seinem Leben erfahren konnten, dürfen wir nur vermuten und raten:
Er fand, nachdem er Hilde verlassen hatte, eine Nachricht von seinem Freunde Berzejew vor. »Es tut mir nicht leid«, schrieb dieser, »daß ich Dir nicht ins Ausland gefolgt bin, sondern daß ich Dich vermutlich nie mehr sehen werde. Eine Sentimentalität eines offenbar anarchistisch veranlagten Menschen, deren ich mich heute nicht mehr zu schämen

brauche, nachdem man mir die Würde eines Revolutionärs öffentlich aberkannt hat. Um Dich zu trösten, will ich Dir sagen, daß ich gezwungen und dennoch gerne in die Verbannung gehe. Wenn Savelli ahnen könnte, wie er eigentlich meiner geheimen Sehnsucht entgegenkommt, er würde mich vielleicht, um mich zu bestrafen, zu einem ewigen Kurierdienst zwischen Moskau und Berlin verurteilen; ich meine zum Dienst eines Kulturträgers, eines Boten der Elektrifizierung des Proletariats, seiner Verwandlung in einen tüchtigen Mittelstand. Für einen Menschen unserer Art ist Sibirien der einzig mögliche Aufenthalt!«

Von solch einer Sehnsucht nach dem Rande der Welt hätte auch Friedrich mit Recht sprechen können. Scheint es doch keineswegs von einem freien Entschluß abzuhängen, ob man die Richtung seines Lebens ändert oder nicht. Die Seligkeit, einmal für eine große Idee und für die Menschheit gelitten zu haben, bestimmt unsere Entschlüsse auch lange noch, nachdem der Zweifel uns hellsichtig gemacht hat, wissend und hoffnungslos. Man ist durch ein Feuer gegangen und bleibt gezeichnet für den Rest seines Lebens. Vielleicht war auch die Frau verspätet zu Friedrich gekommen. Vielleicht bedeutete ihm der alte Freund viel mehr als sie.

Der alte Freund – und die gleiche Bitterkeit, die, wie einst der gleiche Idealismus, diese Freundschaft heute nährte. Gingen sie doch beide mit der stolzen Trauer stummer Propheten herum, verzeichneten sie doch beide in ihrer unsichtbaren Schrift die Symptome einer unmenschlichen und technisch vollkommenen Zukunft, deren Zeichen Flugzeug und Fußball sind und nicht Sichel und Hammer. »Gezwungen und dennoch gerne« – wie Berzejew schrieb – gingen auch noch andere nach Sibirien.

IX

Deshalb vielleicht folgte Friedrich dem Befehl, nach Moskau zu kommen. Er stand in Savellis Büro. Es war in dem oft beschriebenen und, man kann sagen, meistgefürchteten Gebäude von Moskau gelegen. Ein helles und kahles Zimmer. Die üblichen Porträts von Marx und Lenin fehlten an den hellgelben Wänden. Drei weite, bequeme, lederne Sessel, zwei vor dem breiten Schreibtisch und einer hinter ihm. Diesen

nahm Savelli ein, das Fenster im Rücken, das Gesicht der Tür zugewandt. Auf der schimmernden, gläsernen Platte über dem Schreibtisch lag nichts mehr als ein einzelner leerer, gelber Oktavbogen. Die Platte spiegelte den matten Himmel wider, den das Fenster aufnahm. Es konnte einigermaßen überraschen, wenn man in diesem kahlen Zimmer, das noch seine Einrichtung zu erwarten schien, in dem Savelli aber schon länger als zwei Jahre lebte, auf einen dichten, sanften, roten Teppich trat, der nicht nur das Geräusch des Gehens, sondern überhaupt alle Geräusche aufzusaugen bestimmt war. Savelli sah immer noch so aus wie an jenem Morgen, an dem er die Grenze überschritten hatte. Er verändert sich ebensowenig, hatte R. von ihm gesagt, wie ein Prinzip.

»Setzen Sie sich«, sagte Savelli zu Friedrich.

»Dauert es denn so lange?«

»Ich möchte nicht sitzen, während Sie stehen.«

»Ich möchte es uns beiden nicht bequem machen.« Savelli stand auf.

»Sie können«, begann Savelli, »wenn Sie wollen, Gesellschaft haben. R. geht morgen weg. Er geht nach Kemi, fünfundsechzig Kilometer von Solowetzk. Es sind, wie Sie wissen, nette Inseln, fünfundsechzig Grad nördlicher Breite, sechsunddreißig Grad Länge östlich von Greenwich. Die Ufer sind felsig und romantisch geklüftet. Achttausendfünfhundert Romantiker befinden sich schon dort. Verachten Sie nur das Kloster nicht, das aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt. Es hat sogar vergoldete Kuppeln. Nur die Kreuze haben wir entfernt. Das dürfte R. traurig machen.«

»R. ist nicht meine Gesellschaft«, erwiderte Friedrich. »Sie irren sich, Savelli. R. war in einer sehr wichtigen Zeit Ihr Freund und nicht der meine. Sie wissen ja, daß ich zu Berzejew will.«

»In den Freundschaften kenne ich mich nicht aus. R. hat einen Dienst gehabt wie Sie und ich, nicht mehr. Er will ihn nicht mehr machen – ebenso wie Sie.«

»Man hat auch Verdienste.«

»Nicht unsere Sache. Wir sind nicht unsere eigenen Geschichtsschreiber. Ich habe nie ein Verdienst gehabt. Ich bin nur ein Werkzeug.«

»Das haben Sie mir schon einmal gesagt.«

»Ja, vor etwa zwanzig Jahren. Ich habe ein gutes Gedächtnis. Es war damals noch ein guter Bekannter von Ihnen dabei. Wollen Sie ihn sehen?«

Savelli ging zur Tür und sagte etwas leise zu dem Posten. Die Tür blieb halb offen. Ein paar Minuten später erschien in ihrem Rahmen Kapturak. Als wäre er nur zu diesem Zweck gekommen, begann er:
»Parthagener ist endlich gestorben. Und ich lebe, wie Sie sehen.«
Er fing an, im Zimmer herumzugehen, als müßte er es beweisen. Die Mütze auf dem Kopf, die Hände auf dem Rücken.
»Es ist nicht wahr, sehen Sie, daß Genosse Savelli undankbar ist. Erinnern Sie sich? Fünfzigtausend Rubel hätte ich einmal für ihn bekommen können.«
»Und was verdienen Sie hier?«
»Allerhand Erfahrungen, Erfahrungen. Die Spesen in der Eisenbahn bringen nicht viel. Manchmal begleite ich gute Bekannte im Schlafwagen. Erinnern Sie sich, wie wir einmal zu Fuß gelaufen sind. Heute könnt' ich es nicht mehr. Sehen Sie her!« Kapturak nahm die Mütze ab und zeigte sein dichtes, schneeweißes Haar, so weiß, wie es einmal der Bart Parthageners gewesen war.
Er begleitete Friedrich nach P. Friedrich fuhr nicht mehr im Zwischendeck, auch nicht in einem vergitterten Waggon. Man gab ihm Kapturak mit, nicht weil man ihm mißtraute, sondern als Führer und weil Savelli einen gewissen Sinn für eine deutliche Pointierung der Ereignisse besaß, die von seiner Willkür abhingen.

X

Während diese Zeilen geschrieben werden, lebt Friedrich mit Berzejew zusammen in P. Genauso wie in Kolymsk.
Nur ist P. eine größere Stadt. Sie dürfte etwa fünfhundert Einwohner zählen. Und übrigens lebt dort ein Mann wie ein Trost namens Baranowicz, ein Pole, der seit seiner Jugend in Sibirien freiwillig geblieben ist, ohne auf die Ereignisse der Welt neugierig zu sein, die nur als ein fernes Echo die Wände seines einsamen Hauses erreichen. Er lebt mit seinen beiden großen Hunden, Jegor und Barin, als ein zufriedener Sonderling und beherbergt seit einigen Jahren die schöne, stille Alja, die Frau meines Freundes Franz Tunda, die dieser verlassen hatte, als er nach dem Westen ging. Waldläufer und Bärenjäger kehren bei Baranowicz ein. Einmal im Jahr kommt der Jude Gorin mit neuen Erzeugnissen der Technik. Einer Nachricht zufolge haben Friedrich und

Berzejew mit Baranowicz Freundschaft geschlossen. Ein Mann, auf den man sich verlassen kann.
Und so führen sie das alte neue Leben wie einst. In den Winternächten singt der Frost. Seine Melodie mag die Gefangenen an die heimlichen, summenden Stimmen der Telegraphendrähte erinnern, an die technischen Harfen der zivilisierten Länder. Die Dämmerungen sind lang, langsam und schwer und verhüllen auch noch die Hälfte der kümmerlichen Tage. Wovon mögen die Freunde miteinander sprechen? Den Trost, für die Sache des Volkes verbannt zu sein, haben sie gewiß nicht mehr. Hoffen wir also, daß sie die Flucht vorbereiten.
Denn es entspricht unserer Meinung nach einem enttäuschten Mann, sein Heimweh nach der Einsamkeit zu unterdrücken und mutig auszuharren in der geräuschvollen Leere der Gegenwart. Für hoffnungslose und entschlossene Zuschauer wie Friedrich hat sie alle Freuden zur Verfügung: den faulen Geruch von Wasser und Fischen in den gewundenen Gäßchen alter Hafenstädte, den paradiesischen Glanz der Lichter und Spiegel in den Kellern, in denen geschminkte Mädchen und blaue Matrosen tanzen, den wehmütigen Jubel der Ziehharmonika, der profanen Orgel volkstümlicher Lust, das törichte und schöne Brausen der weiten Straßen und Plätze, der Flüsse und Seen aus Asphalt, die leuchtenden grünen und roten Signale in den Bahnhöfen, den gläsernen Hallen der Sehnsucht. Und schließlich die harte und stolze Wehmut eines Einsamen, der am Rande der Freuden, der Torheiten und der Schmerzen wandelt ...



PERLEFTER
Die Geschichte eines Bürgers
1929



I

Ich heiße Naphtali Kroj.

Die Stadt, in der ich geboren wurde, war nach westeuropäischen Begriffen keine Stadt. Fünfzehnhundert Menschen bewohnten sie. Darunter waren tausend jüdische Händler. Eine lange Straße verband den Bahnhof mit dem Friedhof. Der Zug hielt einmal im Tage. Die Reisenden waren Hopfenhändler. Denn unsere Stadt lag in einer Hopfengegend. Es gab bei uns ein großes Hotel und ein kleines. Das große hatte Wolf Bardach erbaut.

Seine Mutter war die Besitzerin des Schwitzbades gewesen. Sie starb, vierundfünfzig Jahre alt, an einer rätselhaften Hautkrankheit, ein Opfer ihres Berufes. Ihr Sohn, der im Westen Jus studiert hatte und Notar werden wollte, verkaufte das Schwitzbad, um das Hotel Esplanade zu erbauen. Das Hotel sollte ganz westeuropäisch, ja amerikanisch aussehen. Zu diesem Zweck mußte es mindestens sechs Stockwerke haben und vierhundert Zimmer.

Vergeblich waren die vernünftigen Äußerungen vieler Juden, daß in unsere Stadt niemals vierhundert Fremde kommen würden. Herr Bardach entwarf selbst die Pläne. Er ließ aus den großen Städten der Gegend viele Männer kommen. Das kleine Häuschen eines Branntweinhändlers riß er nieder. Er selbst leitete die Arbeiten. Er war groß, dick und kurzsichtig wie viele studierte Menschen. Einen goldenen Kneifer, das Abzeichen der Bildung, trug er an einem schwarzen breiten Moireebändchen. Er stand barhäuptig, in den grauen Kittel die dicke Gestalt gepreßt, mit einem Stock in der Hand, wenn die Sonne schien, mit einem Regenschirm, wenn es regnete. Er ließ ein so zuverlässiges Gerüst bauen, daß er es mit seinem großen Gewicht besteigen konnte, ohne zu beschädigen.

Als das dritte Stockwerk fertig war, bemerkte er, daß er kein Geld mehr hatte.

Er verkaufte das Grundstück und seine Pläne dem reichen Herrn Ritz, dem es auf ein paar Tausender nicht ankam, und reiste, tief beschämt und heimlich, nach Wien, um Notar zu werden.

Der Herr Ritz ließ einen Ingenieur kommen, der viel Geld verdienen wollte und sich mit sechs Stockwerken nicht begnügte. Er baute sieben. Als die sieben Stockwerke fertig waren, feierten die Maurer der ganzen Gegend ein Fest. Der Ingenieur trank Schnaps, trat an den Rand des Gerüsts und fiel hinunter. Er kam so zerfetzt an, daß man nicht mehr feststellen konnte, ob er Christ oder Jude gewesen war. Man begrub ihn auf dem schmalen Pfad, der den christlichen vom jüdischen Friedhof trennte. Später schenkte ihm der reiche Herr Ritz ein schönes marmornes Grabmal, um ihn zu entschädigen.

Das Hotel erhielt den Namen Hotel Esplanade, einen Namen aus goldenen Lettern. Herr Zitron aus Amerika, von dem man sich erzählte, daß er drüben ein Mädchenhändler gewesen, bekam die Verwaltung des Hotels. Es hatte jetzt vierhundertfünfzig Zimmer. Aber weil alle Welt wußte, daß der Erbauer abgestürzt war, kamen nur wenige Reisende.

Um auf mich selbst zurückzukommen: Ich bin der Sohn eines Droschkenkutschers. Es gab vierundzwanzig Droschken bei uns, für jede Stunde eine. Mein Vater hatte die Droschke Nummer 17. Heute noch liebe ich diese Zahl.

Mein Vater fuhr jeden Tag zum Bahnhof, um die Reisenden abzuholen. Er war ein starker, bärtiger Mann, der nichts gelernt hatte. Man sah von seinem Angesicht nur die rote knollige Nase und den rötlichen Vollbart. Seine kurze Stirn, seine blauen, feuchten Augen beschattete das lederne Dach seiner Sportmütze. Er trank leider viel infolge seines Berufes. Manchmal mußte er die Reisenden tagelang in unserer Gegend herumführen, in der es keine Bahnen gab. In jedem Gasthof machte man halt. Mein Vater trank Schnaps, um sich zu erwärmen. Weil er billig, zuverlässig, kühn und stark war, hatte er die meisten Kunden. Er fürchtete sich weder vor Wölfen noch vor Räubern. Und je mehr Reisende er bekam, desto mehr trank er. Einmal, als er ohne Gäste des Nachts von einem entlegenen Gasthof heimkehrte, fiel er mit Schlitten und Pferd in den Schnee und schlief sofort ein.

Am nächsten Morgen war er erfroren.

Meine Mutter war schon lange tot. Ich hätte gerne Schlitten und Pferd übernommen, obwohl ich etwas gelernt hatte: nämlich lesen und schreiben bei Lehrer Tobias. Der war ein kleines altes Männchen. Als er jung war, hatte er einen hüpfenden Gang gehabt. Er ging noch als ein Alter auf den Zehenspitzen, aber er scharrte dabei mit den Sohlen.

Weil es in den Häusern der Stadt an Schreibmaterial mangelte, trug er Tinte und Gänsekielfeder bei sich, von einem Schüler zum andern. Zu Hause schrieben wir die Aufgaben mit Kohle an den Ofen. Der Lehrer Tobias war der einzige Mensch mit einem Zylinder in unserer Stadt. Weil er Löcher in den Taschen hatte, mußte er einen Zylinder tragen. Auf dem Kopf barg er bequem Tintenfaß und Feder. Das hatte den Nachteil, daß er niemanden grüßen konnte. Er legte immer den Zeigefinger an den Rand des Zylinders.
Ich wäre, wie gesagt, gerne ein Kutscher geworden. Aber die dreiundzwanzig Kollegen meines Vaters waren froh, daß sie nun unter sich waren. Der reichste von ihnen, der Kutscher Manes, kaufte unser Pferd, unsern Schlitten, unsere Droschke. Von nun an fuhr er mit zwei Pferden. Er schaffte sich eine neue Peitsche an mit lackiertem Stiel und einem Griff aus geflochtenem Stroh. Alle andern hatten Peitschen aus gewöhnlichem Weichselholz. An dem Peitschenriemen des Kutschers Manes befanden sich nicht weniger als sechs Knoten. Die Peitsche knallte wie ein Gewehr.
Die Hälfte des Geldes für Wagen und Pferd bekam ich, die andere Hälfte der Schankwirt Grzyb, ein Gläubiger meines Vaters. Die Kutscher hielten eine Versammlung ab und beschlossen, daß ich kein Kutscher werden sollte, weil ich etwas gelernt hatte. Sie sagten, es wäre am besten, wenn ich zu meinem reichen Verwandten Perlefter käme, der in Österreich einen großen Holzhandel betrieb. Vom Herrn Perlefter ging das Gerücht um, daß er Millionär sei. Man sprach seinen Namen nur mit Ehrfurcht aus. Die Kutscher tranken eines Tages sechsundvierzig Schnäpse und bekamen Mut. Sie ließen den Schreiber Tobias kommen und ihn einen langen Brief an meinen Verwandten Perlefter aufsetzen. Der reiche Herr Ritz wußte und verriet die Adresse. Man schickte den Brief ab und wartete auf Antwort. Ich aß jeden Tag bei einem andern Kutscher.
Der Winter verging; und als die Eiszapfen an den Dächern zu schmelzen begannen und der junge Regen dazukam, um dem Schnee den Garaus zu machen, wurde ich ganz trunken vor Lust, in die Welt zu wandern. Ich wußte bestimmt, daß von Perlefter ein Brief kommen würde.
An einem der ersten Märztage kam ein kurzer Brief von Herrn Perlefter. Er wollte mich gerne aufnehmen.
Einen Monat lang packte ich. Inzwischen verhandelte man mit Tewje,

dem Tabakschmuggler, der mich über die Grenze bringen sollte. Ostern war schon vorüber, als die Verhandlungen abgeschlossen wurden. Fast zu gleicher Zeit war mein Koffer fertig. In einer regnerischen Nacht überschritt ich mit Tewje und fünf Deserteuren die Grenze. Der Zollwächter wartete, bis wir verschwunden waren, dann schoß er aus Pflichtgefühl dreimal in die Luft.

Am achtundzwanzigsten April des Jahres 1904 kam ich nach Wien.

Es war sechs Uhr früh. Die Straßen der großen Stadt erwachten gerade. Die großen zuerst und dann die kleinen. Es war wie der Morgen bei einer Familie: Zuerst stehen die Erwachsenen auf und dann die Kinder.

Ungeheure Wagen kamen vom Lande mit Grünzeug und Bauern. Auf andern Wagen klirrten Milchkannen. Die Häuser schienen mir unermeßlich hoch. Hinter ihnen kroch die Sonne empor. Es war noch kühl. Frauen mit Besen kehrten vor den Türen. Die ersten Straßenbahnen kreischten unwillig auf den Schienen. Die Motorführer klingelten, obwohl die Geleise frei waren. Sie klingelten aus morgendlichem Übermut. Ehrwürdig wie stolze Fürsten sahen die Polizisten aus. Sie trugen blendend weiße Handschuhe. Manche Straßen waren königlich, weit und still und sauber und von Bäumen bewacht. Vieles lag in der Luft; eine ländliche Stille und die schlafende Riesenstimme einer Welt. Der Duft schlug aus den Gärten in die Straßen. Zum ersten Mal in meinem jungen Leben sah ich den Goldregen. Ich hatte noch niemals Märchen gelesen. Dennoch wußte ich sofort, daß diese Sträucher Märchenbäume sind. Bei uns zu Hause gab es keinen Goldregen. Als ich die Stadt verließ, war der Frühling noch nicht da. Bei uns fing der Schnee eben an zu schmelzen. Hier hörte man schon den Sommer reiten ...

II

Ich glaube, daß es jetzt nötig ist, Ihnen den Vornamen Perlefters zu nennen: Er hieß Alexander. Es ist gewiß ein bedeutungsloser Zufall, daß er gerade so hieß, und ich will dem verführerischen Drange, eine gewaltsame Beziehung zwischen Wesen und Vornamen meines Helden herzustellen, nicht gerne nachgeben. Dennoch kann ich nicht umhin, zu erzählen, daß ich meine Achtung vor Alexander Perlefter zum ersten Mal verlor, als ich von dem großen mazedonischen König Alex-

ander hörte, der den Gordischen Knoten mit dem Schwerte zerhieb, und als ich mir vorstellte, daß der Herr Perlefter etwas Ähnliches niemals getan hätte. Im Gegenteil: Alexander Perlefter liebte, wie ich schon einmal erzählt habe, nicht die entschiedenen Handlungen und die unwiderruflichen Entschlüsse. Er ging nicht gerne in jene Gegenden, aus denen keine geraden und bequemen Wege zurückführen. Er liebte es, auf den Brücken zu verweilen, die das Hier mit dem Dort verbinden und demjenigen, der sie betritt, es gestatten, sich weder für das Hier noch für das Dort zu entscheiden. Alexander Perlefter ging immer über Brücken. Alles, was er erreichte, hatte er seiner vorsichtigen Natur zu verdanken. Er war das Resultat seiner eigenen Erfahrungen. Er blieb vorsichtig.

Er hätte Florian, Ignatz oder Emanuel heißen müssen, und meine Achtung wäre von längerer Dauer gewesen. Er war der erste Alexander, den ich in meinem jungen Leben kennengelernt hatte. Dieser Name gefiel mir wie alles, was der Herr Perlefter besaß. Aber als ich mich für den großen mazedonischen König Alexander begeisterte, mußte der Vergleich zuungunsten des Herrn Perlefter ausfallen. Ja, schon wenn ich ihn ansah, mußte ich lachen. Auf den ersten Blick war er unauffällig wie nur je ein gleichgültiger Mensch. Aber wenn ich ihn genauer betrachtete, die einzelnen Partien seines Gesichts voneinander sonderte, sein rechtes Profil und sein linkes prüfte, erkannte ich, daß manche Geheimnisse in ihm verborgen lagen, die zu heben der Mühe lohnen würde; erkannte ich vor allem, wie der Name Alexander gar nicht zu ihm paßte und daß es solch einen Namen, wie er zu ihm gepaßt hätte, überhaupt nicht gibt. Es müßte ein Wort sein, zäh und weich, verklingend über die eigenen Grenzen in fremde Klänge, unkenntlich und doch besonders und von einer ungewöhnlichen Gewöhnlichkeit. Solchen Namen gibt es leider nicht. Solche Worte gibt es nicht.

Die körperliche Größe Perlefters war unbestimmt. Er konnte ganz klein gewachsen scheinen und wiederum sehr groß. Wenn er unglücklich war, aber auch, wenn er vorgab, es zu sein, sank er in sich zusammen wie ein Körper aus schlaffem Gummi. Er konnte manchmal auf einem kleinen Kinderstuhl Platz finden und ein anderes Mal einen großen ledernen Klubsessel ausfüllen. Ja, ich befinde mich in keiner geringen Verlegenheit, wenn ich sagen soll, ob der Herr Perlefter groß, klein oder mittelgroß war.

Er konnte auch, je nach Bedarf, stark und schwach erscheinen, hinfäl-

lig, aber auch machtvoll, er konnte, wahrscheinlich ohne es zu wissen, seinen Bauch irgendwo verlieren, und weil er von Natur eine schmale Brust und zarte Schultern hatte, aber im Laufe der Zeit Fett und Fleisch gewann, blieb es ungewiß, ob er eigentlich breitschultrig oder schmalgebaut war.

Er hatte einen runden und kahlen Kopf und über dem Nacken eine kleine glänzende Beule, so daß es aussah, als hätte das Gehirn in seiner natürlichen Schale keinen Platz gefunden und sich eine Art Nebengelaß selbst geschaffen. Man wußte nicht, wo die Stirn aufhörte und wo einmal die Haare begonnen hatten. Der kahle Schädel verlieh der ganzen Persönlichkeit Perlefters etwas Nacktes, Glänzendes, überflüssig Enthülltes, als hätte er sich entblößt und als müßte man sich schämen. Die Ohren standen sehr weit ab, waren klein, frauenhaft und wären auch noch zierlich zu nennen gewesen, wenn man sie näher an den Schädel gepreßt hätte. Sie standen wie Lauscher, Horcher in die Welt auf weit vorgeschobenem Posten.

Die Farbe der Augen habe ich niemals feststellen können. Sie wechselte nicht etwa, nein, sie blieb immer die gleiche, aber sie war keine Farbe, sondern wie von den Überresten verschiedener und auf einer alten Palette durcheinandergeflossener Farben zusammengemischt. Braun, Grau, Grün und Bernsteingelb an den Rändern. Bei Tag, bei Nacht und im Zwielicht, immer waren diese Augen so, von unbestimmter Farbe, rund, klein, aufgerissen und wie unbekleidet. Es waren eigentlich die Augen eines schwer begreifenden, immer verwunderten und gutmütigen Menschen. Sie standen sehr weit auseinander, so, daß die Nasenwurzel Platz hatte, sich auszubreiten; und dennoch schickte sie eine schmale, wohlgeformte, am Ende etwas abgeplattete Mädchennase in die Welt, die weiß, wie Elfenbein, zwischen den runden und rosagetönten Wangen leuchtete. Auch der Mund war klein und rund und die Lippen rot. Um so merkwürdiger war das breite, in der Mitte gebuchtete Kinn, in dem eigentlich die ganze Majestät Perlefters ruhte und aus dem sie strahlte.

Ja, Majestät, denn Perlefter besaß trotz allem eine Art Majestät, wie die meisten Menschen, denen es gutgeht. Es war nicht die Majestät der Größe, aber einfach die des Wohlergehens. Er sah ganz unschuldig aus, wenn er sich freute, wie ein pausbäckiges Kind. Und dennoch schlummerte schon die Bitterkeit in seiner Freude. Und ebenso, wie er die entschiedenen Taten nicht liebte, hatte er keine entschiedenen

Empfindungen. Wenn er sich freute, machte er sich zugleich Sorgen. Wenn er tief bekümmert war, hoffte er schon. Er konnte nicht lieben und nicht hassen. Er mochte jemanden, oder er mochte ihn nicht. Dennoch war es ihm gegeben, um seine Kinder zu zittern, ohne daß er sie geliebt hätte. Denn er fürchtete den Verlust. Was er besaß, wollte er behalten. Er wollte sogar seine Frau behalten, obwohl sie ihn langweilte und er für sie nur das übrig hatte, was man für eine Haushälterin übrig hat. Menschen seiner Art lieben gewöhnlich Tiere. Perlefter aber hatte Angst vor Tieren, vor großen und kleinen, sogar den Vögeln wäre er aus dem Wege gegangen, wenn sie nicht vor ihm davongeflattert wären. Die frommen Droschkenpferde, denen er auf der Straße begegnete, betrachtete er mit scheuen Blicken, denn er traute den Wesen nicht, die er nicht verstand. Und er schätzte die Polizei, nicht nur, weil sie Diebe, Räuber und Mörder verfolgte, sondern auch, weil sie Hundesperren zu verfügen liebte. In dem Hause, das Perlefter gehörte, gab es Katzen, und er hätte sie schießen mögen, wenn er ein Schießwerkzeug besessen und nicht Angst gehabt hätte, damit umzugehn.

Nein, Perlefter liebte die Tiere nicht, und die Menschen waren ihm gleichgültig. Dennoch galt er als der sorglichste Familienvater, der liebebedürftigste Mensch, der gefühlvollste Bürger, denn die Tränen kamen ihm leicht, er konnte weinen wie ein Schauspieler, wenn es die Situation von ihm verlangte. Er konnte sich freuen an dem Glück der andern, er konnte Liebe, Haß, Freundschaft, Feindschaft spielen, die Aufregung, die Leidenschaft, Krankheiten, sogar den Rausch, wenn er nur ein bißchen getrunken hatte. Er trank nicht viel, er trank sehr selten, und er hatte keine Freude am Alkohol. Dennoch setzte er seinen Gästen gute Weine vor und gab an, sie zu kennen. Er schnalzte mit der Zunge, wenn er diese oder jene Sorte lobte, und wenn man ihm glauben durfte, so hatte er schon viel in seinem Leben getrunken. Vielleicht hätte ihm sogar der Alkohol Freude gemacht, wenn er nicht fortwährend gefürchtet hätte, im Rausch Haltung und Geständnisse zu verlieren, wahrscheinlich auch Geld. Deshalb führte er in letzter Zeit als Entschuldigung Krankheiten an, aber er war nicht krank. Und auch nicht gesund. Er konnte krank sein, wenn er wollte oder wenn er sich vor der Krankheit fürchtete.

Denn noch teurer als das Leben seiner Kinder war ihm sein eigenes Leben. In stillen, nächtlichen Stunden hörte er den Tod galoppieren. Mit fürchterlichen Schreckbildern bedrohte ihn die Phantasie. Wenn

der Herr Perlefter rheumatische Schmerzen im Bein hatte, erlebte er schon eine Amputation, sah er eine Krücke, einen Rollstuhl, einen Operationstisch und scharfe Messer. Und er hatte oft rheumatische Schmerzen im Bein und andere an anderen Stellen. »Schonen Sie sich!« rieten ihm seine Freunde. »Schon dich!« rief seine Frau, und der Schrecken lag in ihrer Stimme, wie die Stimmen der Freunde vor freundlichem und frohem Mitleid bebten. Perlefter schonte sich, aber seine Angst war größer als seine Pflege. Mitten in der Schonzeit überfiel ihn Furcht und gebar ihm Schmerzen. Deshalb klagte seine Familie: »Er schont sich nicht! ...«
Ich möchte nicht, daß mich jemand der Ungerechtigkeit zeihe, und darf also nicht die Vermutung unterdrücken, daß Perlefter vielleicht infolge seiner armen Jugend und seiner redlichen Anstrengungen ein bißchen hinfällig geworden war. Es ist immerhin möglich. Er hatte nämlich, der Herr Perlefter, einen schweren Weg gehabt. Er war der Sohn eines kinderreichen und armen, in mehreren Berufen gescheiterten Vaters, dessen strenge Grundsätze die Armut nicht zu lockern vermochte. Alexander wußte sich, als der einzige unter seinen Geschwistern, den Grundsätzen des Vaters zu fügen und dessen Lieblingssohn zu werden. Indem er sich der Grausamkeit unterwarf und gehorchte, entzog er ihr die Nahrung. Indessen steigerten die anderen die väterliche Tyrannei durch Ungehorsam, lockere Sitten und Auflehnung gegen die Gesetze des Hauses. Nichts aber war Alexander Perlefter so fern, ja so verhaßt, wie lockere Sitten. Er konnte nicht laufen, nicht klettern, vor den Mädchen hatte er Angst wie vor den wilden Knaben und Jünglingen, die ihn bedrohten, und er achtete die Lehrer, den Schuldirektor und sogar den Schuldiener, dem die andern die Glocke stahlen und Papierschnitzel in die Amtsmütze legten. Alexander brachte die besten Zeugnisse nach Hause, bekam ein Taschengeld und machte sich auf den Weg zum Zirkus, um sich auch einmal die Dinge anzusehn, von denen die andern so begeistert sprachen. Er ging voraus, im blauen Anzug aus haltbarem Rips, mit einem gestärkten Kragen um den Hals, und hinter ihm folgte spottend die Schar seiner Brüder. Alexander kümmerte sich nicht um sie. Wußte er doch, daß sie kein Geld besaßen und daß sie knapp vor dem Eingang in den Zirkus umkehren würden! Wie aber war ihm, als er sah, daß sich seine Brüder teils durch die Reihen der Wartenden schlängelten, um ohne Karten hineinzukommen, und daß es ihnen auch gelang – teils die Erwachse-

nen baten, sie mitzunehmen, denn es stand jedem Erwachsenen frei, ein Kind umsonst auf einen Stehplatz zu führen – teils aber auch so lange bettelten, bis sie das Eintrittsgeld beisammen hatten. Wie? sollte Alexander sein teures Geld für ein paar Pferde ausgeben, die ohnehin wild werden und über die Arena hinauf in den Zuschauerraum galoppieren konnten; während die andern kein Geld für dieses Vergnügen bezahlten und also das Vergnügen wirklich genossen? Alexander ärgerte sich so, daß er umkehrte und dem Vater von dem Treiben seiner Brüder berichtete. Dafür durfte er den neuen Anzug aus haltbarem Rips den ganzen Nachmittag behalten. Seine Brüder bekamen am Abend Prügel. Er hörte sie jammern, und jeder ihrer Schreie entzückte sein Herz.

Er wurde größer, verließ die Schule, obwohl ihm die Lehrer eine Karriere prophezeiten, wenn er sich entschlösse weiterzustudieren. In Wirklichkeit hatte er für alle anderen Dinge auf der Welt mehr Interesse als für Bücher und Wissenschaften. Gewiß wäre er ein Professor geworden, wenn man es von ihm verlangt hätte. Ich kenne, Ihr alle kennt derlei Professoren. Und in träumerischen Stunden, wenn Perlefter wehmütig wurde, äußerte er: »Wenn ich nicht meinem Vater Opfer gebracht hätte! – Was für ein Professor wäre ich heute!« Ja, er wäre ein Professor geworden. Welch ein Opfer!

Dem Vater lag nichts an einem Professor. Er schickte Alexander in eine Mehlhandlung. Da mußte man Säcke tragen. Alexander arbeitete nicht gerne schwer. Alexander war so fleißig, so manierlich, so gehorsam, daß man ihn zum Aufseher über die andern Sackträger machte. Bald durfte er ihnen den Wochenlohn auszahlen. Bald war er ein Teil jener Gewalt, der sie dienten und von der sie abhängig waren. Alexander bekam zwar nicht mehr Gehalt, aber er genoß mehr Ehren als andere seinesgleichen und war mit wenig Geld ein großer Herr. Andere Mehlhändler wurden auf ihn aufmerksam. Aber auch Getreidehändlern zu gefallen, hatte er das Glück. Er trat in ein großes Getreidegeschäft ein. Er wurde Direktor. Er hatte Gehalt, keinen Lohn mehr. Er beschloß zu heiraten. Denn die Ehe ist der erste Schritt zur geschäftlichen Selbständigkeit, und wem Gott eine Mitgift zuschanzt, der braucht sich um Verdienste nicht mehr zu sorgen. Es galt also, eine wohlhabende Frau zu suchen. Es gelang, sie zu finden. Dennoch spielte auch die Liebe dabei eine Rolle. Perlefters Braut war ein linkisches, nicht mehr junges und auch nicht hübsches Mädchen. Aber sie

war immerhin ein Mädchen. Sie gehörte zu jener Gattung also, der sich Alexander immer respektvoll ferngehalten hatte. Hier hatte er es nicht mehr nötig. Das Mädchen kam ihm entgegen. Es wurde eine Art Liebe aus dem Verhältnis. Es führte zu einer Ehe, die man glücklich nennen konnte. Und weil Alexander Perlefter nicht sehr erfahren war, zeugte er wider Willen Kinder. Es wurden vier Kinder, und er war immer noch mit seinem Schwager in Kompanie. Da traf diesen der Schlag. Er hinterließ eine Witwe. Sie war immer ein bißchen leichtfertig gewesen und der Familie ein unanständiger Greuel. Alexander beerbte seinen Schwager. Die Witwe verlor einen Prozeß. Perlefter zahlte ihr jeden Monat eine kleine Summe, aus freien Stücken, wie er jedermann gegenüber und immer betonte. Er sagte: »Ich verlange keine Dankbarkeit!« und verlangte sie. Die Witwe besuchte ihn, sie wurde eine Weißnäherin, Perlefter gab ihr Arbeit und empfahl ihr Kunden, reiche Händler aus seinem Bekanntenkreis. Für ihn arbeitete sie zehn Prozent billiger. Perlefter gestattete ihr, von den andern das Dreifache zu verlangen. »Herr Hahn kann zahlen!« sagte er. Aber der Herr Hahn kannte auch die Preise und weigerte sich. Ja, er beklagte sich bei Perlefter über die unverschämten Forderungen der Witwe, und Perlefter sagte entrüstet: »Unverschämt! Dieser Person werde ich es sagen!« Aber der Person sagte er: »Ein schmutziger Geizhals, dieser Hahn!«

Es wäre wohl interessant genug, Herrn Perlefters Karriere genauer zu beschreiben. Allein, man ersieht schon aus seinen Anfängen, daß ein guter oder ein böser, jedenfalls aber ein Engel mit Verständnis für Kaufleute ihn auf seinem Wege begleitete, Hindernisse und Kompagnons wegräumte und der Vorliebe Perlefters für große und kleine Ersparnisse bereitwillig entgegenkam. Der Vollständigkeit halber teile ich noch mit, daß Perlefter Kommerzienrat wurde, angesehener Besucher der Börse, daß er einen Holzhandel en gros eröffnete und auf die großartige Idee kam, auch zwischendurch eine Verwertungsstelle für sein Holz zu gründen. Denn als er nach reiflicher Berechnung merkte, daß diejenigen, denen er das Holz verkaufte, fast mehr verdienten als er, beschloß er, sein eigener Abnehmer zu werden. Er dachte zuerst an ein Möbelgeschäft. Da konnte er einen seiner zahllosen armen Verwandten hinsetzen und das schlechte Holz zu guten Kleiderkästen verarbeiten. Dazu kam, daß sich um jene oben geschilderte Witwe gerade ein anständiger Tischler bewarb. Ein verwandter Tischler war gewiß billiger als ein fremder. Ein Möbelgeschäft war also nicht schlecht. Da

brachte der Tod eines andern Schwagers Herrn Perlefter auf eine noch bessere Idee. Der Schwager starb an vernachlässigten Gallensteinen, hinterließ viel Geld und zwei unerfahrene Töchter, die nicht imstande waren, die Vorbereitungen für das Begräbnis ihres Vaters zu treffen und deren sich der Herr Perlefter annehmen mußte. Er ging in ein Sarggeschäft und ärgerte sich über die hohen Preise. Aber er ärgerte sich nicht lange. Als er die Särge befühlte, stellte er mit großer Sachkenntnis fest, daß sie aus miserablem Holz bestanden. An Särgen verdiente man gewiß mehr als an Möbeln. Die Kunden einer Möbelhandlung waren junge Brautleute. Und aus eigener Erfahrung wußte Herr Perlefter, daß ein Glück und besonders ein Liebesglück niemals so überwältigend ist, daß man die Kritik verliert. Dagegen war anzunehmen, daß ein Unglück unkritisch machte und blind gegen die Fehler einer Ware, die ohnehin dazu bestimmt war, in der Erde zu faulen. Wer von allen Hinterbliebenen brachte es über sich, an dem Letzten zu sparen, das ein teurer Toter noch benötigte? Sicherlich machten die Sargläden glänzende Geschäfte, und die Statistik der letzten Jahre bewies, daß es mehr Todesfälle gab als Verlobungen. Und Perlefter gründete einen Sargladen. Der Tischler, mit dem sich die Witwe verheiratete, begann aus schlechten Fichten eichene Särge herzustellen. So sah sich Perlefter endlich von seiner freiwillig übernommenen Pflicht erlöst, die Näherin zu unterstützen, da er doch ihrem Mann Arbeit gab. Man sieht, daß auch der Tod fruchtbare Einfälle erzeugt.

So wuchs der Herr Perlefter immer mehr und mehr. Unter den Stützen der menschlichen Gesellschaft war er ein hervorragender Pfeiler. Verschiedenen Ehren konnte er nicht mehr entgehen, obwohl er behauptete, ihnen entgehen zu wollen. Er wurde Gemeinderat und Mitglied des liberalen und gemäßigten Parteiklubs. Ich bitte, diesen gemäßigten Parteiklub nicht zu unterschätzen, weder seine großartige Ausstattung noch die Ehrenhaftigkeit und den Charakter seiner Mitglieder, ihre Macht und ihren Besitz. Es waren Männer, so gediegen, so solide, so zuverlässig wie die breiten ledernen Lehnstühle, in denen sie saßen, rauchten und die Politik des Landes und der Welt besprachen. Es waren Gemeinderäte, Parlamentarier, Minister in spe und gewesene Minister. Innerhalb des Klubs gab es auch Standesunterschiede. Selbstverständlich mußte der Herr Perlefter einen Minister zuerst grüßen. Selbstverständlich war die Erwiderung des Ministers sehr herablassend. Nicht nur mittelmäßig gebildeten Kaufleuten, sondern auch

Akademikern gegenüber, Männern von wissenschaftlichen Graden. Es gab mehrere Tische in diesem Klub, und an jedem saß eine gewählte Gesellschaft. Man erkannte die Gewichtigkeit eines Klubmitglieds schon daran, wie es die Diener behandelten, die sich, wie alle Diener der Welt, am besten auf Nuancen verstanden. Und obwohl der Herr Perlefter und seinesgleichen nicht immer zufrieden waren mit dem Benehmen der oberen Klasse, waren sie doch stolz auf diese und auf das Glück, mit ihr dieselben Räume benützen zu dürfen.

Es war, wie gesagt, ein Klub der gemäßigten Partei, die keine große Bedeutung im Lande hatte, aber Zeitungen, eine Menge Papier und geschickte Federn. Diese Partei war wie geschaffen für Alexander Perlefter. Sie war wie eine jener Brücken, auf denen er zu verweilen liebte, sie erforderte keine Entschiedenheit, keine gefährliche Tat, sie wirkte eher mäßigend, sie vermittelte, sie schuf keine entschiedenen Feindschaften, sie entsprach der Weltanschauung Perlefters, sie ließ Gott in Ruhe, die Fürsten, die reichen Leute, aber auch die Arbeiter, die Bettler, die Heimatlosen, die Zigeuner.

Man hätte annehmen können, daß in diesem Klub lauter Perlefters verkehrten. Aber dem war nicht so. Soviel ich sehen konnte, gab es nicht viele von der Gewöhnlichkeit Alexander Perlefters. Es war mir Gelegenheit geboten, ein paarmal in diesem Klub zu essen. Ich lernte einige Mitglieder kennen. Perlefter stellte mich ihnen vor. Dabei verfehlte er nicht, meine Begabung und meine Erfolge vor den Männern zu rühmen, mit denen er mich bekannt machte, obwohl er selbst von meiner Begabung und meinen Erfolgen nicht so viel hielt, wie er zu halten vorgab. Später vergaß er nicht, mir die Bedeutung, die Größe, den Charakter jener Männer mit Begeisterung zu schildern. Ich entsinne mich, daß weder der Herr Perlefter noch ich auf diese Leute irgendeinen Eindruck gemacht haben. Sie nickten freundlich, lächelten, man sah ihre gelben Raucherzähne und Goldplomben, und ihrem Gedächtnis entschwand ich wie irgendein gleichgültiger Gegenstand, ein belangloses Plakat, die Nummer eines Taxis, das man benützt. Ich bemühte mich auch nicht, auf die großen und gemäßigten Männer Eindruck zu machen, wenn ich auch bestrebt war, mir ihre Gesichter und ihr Gehabe einzuprägen. So weiß ich, daß der Rechtsanwalt in Ehescheidungssachen, Herr Doktor Sigismund Grunewald, der einmal Grünewald geheißen hatte, einen Vollbart trug, der wie ein schwarzer, an den Rändern durch häufige Benutzung offenbar grau gewordener

Teppichvorleger aussah. Er hatte ganz dünne Finger mit unwahrscheinlich starken Knöcheln, die wie Knoten aussahen oder veraltete Frostbeulen. Mit diesen weißen und unheimlichen Fingern strählte er oft seinen Bart, indem er sie spreizte und eine Art natürlichen Kamm aus ihnen machte. An dem Tische des Rechtsanwalts saß der gewesene Minister Lierecke, ein Mann, dessen buschiger Schnurrbart Ober- und Unterlippe verdeckte und der verstohlen die Finger an den Enden der Tischdecke zu trocknen liebte, wenn er sich vergaß. Ferner gab es im Klub den Blechdosenfabrikanten Simmwinger, einen grauen Herrn mit auffallenden und bunten, breiten Krawatten und hohen Stehkragen, in dessen Ohren weißlichgelbe Moosbüschel wucherten. Es verkehrte im Klub der Konditoreibesitzer und frühere Bäckermeister Ringelhardt, dem die drei größten Konditoreien der Stadt gehörten und der immer so laut sprach, als spräche er zu den Tausenden seiner Gäste in einem seiner überfüllten Lokale. Es kam in den Klub ein pensionierter Major Grohl, ein kleiner Mann mit roter und poröser Nase, der, obwohl er Zivil trug, dennoch die Sporen an seinen Stiefeln nicht entbehren konnte und der immer in einer Wolke von silbernem Geklirr lebte und einen großen Schäferhund besaß, der auf den ungewöhnlichen Namen Kratt hörte. Es kamen ferner der Reichstagsabgeordnete Schundeler, ein junger Mann aus der Konfektionsbranche, der sich durch fleißiges Studium der Nationalökonomie und mehrerer Rednerkurse zu einem Vertreter des Volkes emporgearbeitet hatte. Ich entsinne mich des Tabakhändlers Zopf, des Uhrmachers und Juweliers Beständig, des Tattersallbesitzers Nessedolt, des Inspektors der Feuerwehr Teul, des Regierungskommissars Taklap und des jüdischen Rabbiners Bloch.

Alle diese Männer achtete Perlefter. Von allen Männern wurde er geachtet. Es gab verschiedene Grade dieser Achtung. Sie entsprachen den gesellschaftlichen Graden der Herren. Mit einigen duzte sich Herr Perlefter. Einige nannten ihn Freund. Aber es waren durchaus nicht alle seine Freunde, die er so bezeichnete. Wenn er zum Beispiel sagte: »Mein Freund, der Minister« – so stimmte es nicht. Es war anzunehmen, daß der Minister niemals sagte: »Mein Freund, der Kommerzienrat Perlefter.« Aber was machte das? Es war eine kleine Nuance. Denn in Wirklichkeit konnte keiner dieser Männer in Not geraten, ohne daß ihm sein Klubgenosse beigesprungen wäre. Sie liehen einander Geld, natürlich gegen Zinsen. Sie machten miteinander Geschäfte, aber nur,

wenn jeder Beteiligte profitierte. Und so erhielten sie nicht nur ihr Wohlbefinden, sondern auch ihre Freundschaft. Denn wie können Gefühle verlorengehen, an denen der Mensch nur verdient, die ihn zumindest niemals etwas kosten?
Perlefters Zugehörigkeit zum Klub galt in seinem Hause als eine Auszeichnung und ein Rang. Frau Perlefter sagte oft zu ihren Gästen: »Im Klub meines Mannes!« ... Oder: »Wissen Sie schon, was gestern passiert ist? Mein Mann hat es im Klub gehört!« Sie sprach das Wort lang aus, sie dehnte den Vokal, daß sich die harmlose Bezeichnung fast unheimlich ausnahm, furchtbar, wie ein höchstes Strafgericht. Dagegen bemühte sich Perlefter selbst, von seinem Klub wie von etwas ganz Selbstverständlichem und Gewöhnlichem zu sprechen. »Ich gehe in den Klub!« sagte er so, wie einer sagt: »Ich fahre heute mit der Straßenbahn.« Und dennoch, wenn Perlefter Klub sagte, erfolgte eine Sekunde bedächtigen Schweigens am Tisch, und ich fühlte deutlich, wie jedes Familienmitglied für eine ganz kurze Weile stolz wurde und sich vorstellte, was alles in diesem Klub vorhanden sei. Es war fast, als träten alle vornehmen Klubmitglieder ins Zimmer. Nicht als ginge der Herr Perlefter in den Klub, sondern als käme dieser zu Perlefter.
Es gab für die Familie nichts, was nicht mit Hilfe des Klubs zustande kommen konnte. »Erkundige dich mal im Klub!« sagte Frau Perlefter. Galt es, einem Bekannten zu helfen, so sagte man: »Schau zu, ob du im Klub was ausrichten kannst!« Brauchte man die Hilfe der Polizei, so sagte man: »Sprich davon im Klub!« Perlefter selbst sagte oft: »Ich werde schaun, was sich im Klub machen läßt!« Oder: »Ich werde im Klub die Geschichte zur Sprache bringen.« Und nur in ganz schwierigen und verzweifelten Fällen hieß es: »Ich werde mit dem Redakteur Philippi sprechen.«
Der Redakteur Philippi war die letzte Instanz, und er war es mit Recht. Denn er bekleidete bei einem der größten Blätter die Stelle eines Handelsredakteurs. Niemand konnte ihm etwas nachsagen. Allen konnte er etwas nachsagen. Dennoch tat er es nicht oft. Er sah sehr dumm aus und war sehr schlau. Er trug einen kleinen gepflegten Spitzbart von unbestimmter, ein bißchen grünlicher Farbe. Seine großen sanften braunen Augen standen wie tote lackierte Kugeln. Er sprach nur, wenn er gefragt wurde. Sommer und Winter trug er Gummischuhe. Ein Zwicker baumelte an einem dünnen Bändchen über der geblümten Weste mit Perlmutterknöpfen. Er saß gerne am äußersten

Stuhlrand. Es war, als wollte er am Sitz sparen. Er war ein Junggeselle. Man munkelte etwas von einem intimen Verhältnis mit der Wirtschafterin und zwei unehelichen Söhnen. Dieser Handelsredakteur war unbedingt geheimnisvoll. Man hätte ihn bestimmt nicht geliebt, wenn man ihn nicht so oft gebraucht hätte. Ja, man liebte ihn wahrscheinlich gar nicht, aber man brauchte ihn sehr oft. Er hatte »Einfluß«. Er war die vornehmste Bekanntschaft Perlefters. Man gab ihm oft und laut den Titel »Redakteur«, der gar kein Titel war. Oder man tat, als wüßte man nicht, daß er nicht Doktor war, und nannte ihn Herr Doktor. Er lehnte beide Titel ab. Er lächelte dumm mit seinen glotzenden Kugelaugen, aber seiner Dummheit war nicht zu trauen. Man sagte von ihm, daß er ein Ehrenmann sei. Er machte keine Geschäfte. Er lebte wirklich sehr bescheiden, er trug immer die Gummischuhe, um Stiefel zu sparen, und weil seiner Meinung nach die Straßen so schmutzig waren. Sagte ich es schon? Er gehörte zu den vornehmsten Besuchern des Hauses Perlefter. Denn obwohl der Herr Perlefter selbst auf Bildung so wenig gab wie auf Armut, obwohl er den Redakteur geringschätzte, weil dieser seine Beziehungen nicht auszunutzen verstand oder den Willen zeigte, tat er doch so, als stellte er auf der ganzen Welt nichts höher als ehrliche und begabte Armut und uneigennützige Größe. Perlefter pflegte die meisten Namen seiner Besucher lässig auszusprechen, mit deutlicher Ungeduld und wie etwas Nebensächliches. Dagegen legte er scharfes Gewicht auf den Namen Philippi. »Heute kommt der Redakteur Philippi!« kündigte Perlefter an. »Er hat seinen Besuch selbst angesagt!« Das stimmte nicht. Perlefter hatte ihm lange zugeredet. Dennoch glaubte die Familie, daß sich Philippi selbst darum bewarb, Perlefter zu besuchen. Und die Familie war stolz.

Man lud auch den Professor Strisower ein, den man kurz Professor nannte. Er war Dozent für orientalische Sprachen, Dozent seit dreißig Jahren und schwerhörig, umständlich, gebrechlich von Aussehen, aber gesund und ausdauernd. Er kam, erkannte die Leute nicht, verwechselte die Kinder, wunderte sich über natürliche Dinge und nahm das Merkwürdigste ohne Erstaunen hin. Man mußte ihn aus dem Mantel schälen, zu einem Stuhl führen, auf die Speisen und Getränke aufmerksam machen, die vor ihm standen. Er band sich die Serviette unter dem Hals fest, wie ein kleines Kind saß er und mahlte mit den Kiefern. Was man ihm sagte, überhörte er. Aber geizig und mißtrauisch horchte er auf jedes Wort, das am andern Ende des Tisches gesprochen wurde.

Denn er fürchtete, es könne von ihm die Rede sein und man mache sich über ihn lustig. Er wurde spätabends von seiner Haushälterin abgeholt, einer böse aussehenden, aber gutmütigen Frau, die, einen dikken Schal über dem Arm, im Vorzimmer auf den Professor wartete und wie eine Toilettenfrau in einer Ecke saß, Tee schlürfend und Kuchen kauend.

Der Herr Perlefter äußerte manchmal seine Meinungen über den Professor. »Ein armer alter Mann«, sagte Perlefter. »Er hätte heiraten sollen. Er hätte Kinder, die für ihn sorgen, und eine Frau. Denn was ist der Zweck des Menschen auf Erden? Eine Familie zu gründen und glücklich zu werden, jeder nach seinen Möglichkeiten. Was hat er von seinem Leben? Und ist dabei ein berühmter Mann, dem die Welt viele Entdeckungen zu verdanken hat. Er gehört zu jenen, die man erst nach ihrem Tode zu schätzen anfängt. Seinen Kopf möcht ich nicht haben! Was alles in dem Kopf eines solchen Mannes vor sich geht! Der hat hundert Gedanken in einer Minute. Warum man die Gelehrten nicht besser bezahlt, möcht' ich gerne wissen. Alle sind arme Schlucker!« schloß Perlefter seinen Monolog mit einem Bedauern, das ein Triumph war.

Manchmal sagte er plötzlich und als hätte ihn etwas aus schweren Gedanken erweckt: »Mein Sohn wird kein Professor werden!«

Nein! Es war kein Zweifel, daß Perlefter aus seinem Sohn keinen Professor machen würde. Er hatte großen Respekt vor den Professoren, aber er betrachtete sie mit jener Scheu, die man Heiligen und Eremiten entgegenbringt, Leute, die man verehrt, die man sogar über sich selbst stellt, die man aber bedauert und mit denen man um keinen Preis der Welt tauschen möchte.

Eine Ausnahme machten nur jene Professoren, deren Wissenschaft und Tätigkeitsfeld die Medizin war, die berühmten Operateure, die mit einem kleinen Messerschnitt Tausende verdienten, und jene Männer, die man bei Lungen- und Rippenfellentzündungen zu Konsultationen einlud. Zwei von diesen berühmten Männern gehörten offiziell der Partei Herrn Perlefters an. Aber man sah sie niemals bei öffentlichen Veranstaltungen; so wenig Zeit hatten sie; so viel Geld verdienten sie.

Zu den gebildeten Leuten, die man sonst noch achten mußte, gehörten die großen Rechtsanwälte, deren witzige und ergreifende Plädoyers man in der Zeitung las. Diese Verteidiger übernahmen zwar manchmal

einen Prozeß umsonst, wenn es ein sehr schwieriger Fall war und wenn er Aussicht hatte, ein berühmter zu werden. Leider gab es ja nicht sehr reiche Raubmörder. Das tat Herrn Perlefter für die Rechtsanwälte leid. »Wenn ich so nachdenke«, sagte er, »arbeitet ein so berühmter und hochbegabter Mann eigentlich sehr oft umsonst. Und wie muß er arbeiten, der Arme! Wieviel Verstand muß so ein Rechtsanwalt aufbringen! Der Staatsanwalt ist ja auch kein dummer Mensch, wie? Aber der Verteidiger muß tausendmal gescheiter sein. Er kann sogar einem Mörder selbst nachweisen, daß er gar nicht gemordet hat!«
»Ja«, sagte ich zu Herrn Perlefter, »ist das in Ordnung? Kann man es zulassen, daß ein Mörder freigesprochen wird, nur weil sein Verteidiger gute Ausreden findet?«
»Er wird ja nicht freigesprochen!« erwiderte Perlefter.
»Wenn er aber doch freigesprochen wird?«
»Das kommt einmal in 10 Jahren vor!«
»Das ist ja oft genug!«
»Das ist sogar sehr selten!«
»Aber darüber streiten wir ja nicht!«
»Natürlich darüber! Ich sage: selten, du sagst: oft!«
Und so konnte Perlefter sogar hartnäckige Gegner zum Schweigen bringen. Er entschlüpfte den Argumenten. Er war gar nicht so dumm, wie er sich stellte. Er war wie aus Gummi. Er rollte sich zusammen, er kam dort wieder zum Vorschein, wo man ihn gar nicht erwartet hatte. Im stillen hatte er eigentlich gar nichts gegen freigesprochene Verbrecher, wenn nur der Verteidiger ein schönes Plädoyer hielt. Das las er in der Nacht, bevor er sich schlafen legte, in der »Freien Zeit«, dem großen Leitblatt, das zweimal täglich ins Haus kam und mit Vorliebe sentimentale und witzige Berichte brachte. Zuerst las Herr Perlefter den Handelsteil, für den der Redakteur Philippi verantwortlich zeichnete. Dann kam der tägliche Leitartikel an die Reihe, den Perlefter an manchen Tagen zweimal las. Der Leitartikel war immer anonym, aber alle Welt wußte, daß ihn der Herausgeber des Blattes, der Herr Brandstadt, persönlich schrieb. Diese anonyme Persönlichkeit nannte man niemals beim Namen, obwohl man sie kannte. Man sagte nur: »Er.«
»Was schreibt *er* heute in der ›Freien Zeit‹?« fragte Herrn Perlefters Bruder, der nicht immer Zeit hatte zu lesen. »Ausgezeichnet schreibt er über Obligationen, das mußt du lesen!« erwiderte Herr Perlefter.
Wenn Herr Brandstadt aber die innere Politik behandelte, so sagte

Perlefter: »Phänomenal, dieser Leitartikel, ein prachtvoller Artikel!« Er schloß sich ganz den Meinungen des Schreibers an. Brandstadt schrieb Perlefter aus der Seele. Der Herausgeber fand just jene Worte, an denen Perlefter würgte, die er nicht herausbringen konnte. Dennoch schien es Perlefter, sobald er den Artikel zu Ende gelesen hatte, daß ihm dieselben Worte schon einmal irgendwo entschlüpft waren. Davon war er befriedigt. Eigentlich freuten ihn die Worte des Herrn Brandstadt so, weil es Perlefters Worte waren. Er sagte oft: »Genau wörtlich dasselbe hab' ich gestern zu Hahn gesagt. Heute steht es in der Zeitung.«
Was hatte er wörtlich zu Hahn gesagt? »Ich bin prinzipiell gegen Unruhen. Jede Unruhe verdirbt und schädigt mindestens den Geschäftsgang. Man muß nicht alles auf die Spitze treiben. Über alles läßt sich reden. Jeder Streit ist überflüssig. Man kann sich immer einigen. Ich will Ruhe um jeden Preis. Wir wollen alle Ruhe. Wir brauchen sie. Ich bin nicht für strenge Gegensätze. Reich und Arm muß es geben. Aber die Reichen sollten die Armen unterstützen. Ich tu', was ich kann. Gott ist mein Zeuge!«
Nun stand ja diese Rede nicht wörtlich im Leitartikel der »Freien Zeit«. Aber der Sinn war ohne Zweifel derselbe.
Perlefters politische Weltanschauung war immer die gleiche. So wie sie vor dem Krieg gewesen war, blieb sie auch später. Früher erwies Perlefter dem Kaiser den gebührenden Respekt. Er war zwar nicht in den Monarchen verliebt, aber er hielt die Monarchie für eine notwendige Angelegenheit. Der Krieg störte ihn, obwohl seine Verdienste immer größer wurden. Ja, ich muß es zu Ehren Perlefters gestehen, daß er den Krieg nicht gerne sah. Zwar war er enthoben. Er hatte nichts zu fürchten. Er fürchtete dennoch. Alles ging drunter und drüber. Wenn sich so ein Schreiber vergaß, konnte sogar Perlefter einberufen werden. Aus Irrtum zwar, aber das Unglück war dasselbe. Als ich einmal mit zwei Orden, die ich im Kriege bekommen hatte, zu Perlefter kam, führte er mich in den Klub. Es lag eine Zärtlichkeit in allen Worten, die er zu mir sprach. Er führte mich durch alle Räume und zeigte mich jedem, der mich nicht sehen wollte. Er war stolz auf mein Leid, ich sollte das Opfer spielen, das Perlefter der Allgemeinheit zu bringen hatte. Ich spielte es. »Wofür hast du die Orden bekommen?« fragte er. »Durchaus nicht für etwas Anständiges!« sagte ich. Da war Perlefter beleidigt. Er war so eitel auf meine Auszeichnungen gewesen, daß

meine Geringschätzung ihn empörte. Dann wurde er wieder freundlich. »Aha, du bist bescheiden!« sagte er. »Nein, durchaus nicht«, erwiderte ich. »Aber es ist kein Verdienst, im Kriege ein Held zu sein!« – »Es ist aber doch nun einmal Krieg!« seufzte Perlefter.
Und war wieder einmal in einem Dialog der Stärkere gewesen.
Vor der Revolution hatte er Angst. Würde man sozialisieren? Den Reichen alles wegnehmen, wie in Rußland? Es erwies sich doch, daß die Monarchie das sicherste war. Wenn es nach seinen Ansichten gegangen wäre, hätte man den Kaiser gelassen und dennoch Frieden geschlossen. Als er sah, daß man nicht sozialisierte, gefiel ihm auch die Republik. Am liebsten kümmerte er sich nicht mehr um die Politik. »Ich habe jetzt andere Sorgen!« sagte er. Aber er hatte keine Sorgen. Er kaufte ein großes Hotel. Es war eines der besten Geschäfte seines Lebens. Aber er seufzte: »Ach, dieses Hotel! Wozu hab' ich das noch gebraucht! Lauter Kummer bringt so ein Hotel!« Es brachte ihm nur Geld. Er gab einen Eröffnungsabend. Seine Klubgenossen, die einmal Minister werden wollten, waren jetzt Minister geworden. Sie hatten zwar keine großartigen Titel mehr, aber Ämter, deren Bezeichnung immer noch der schönste Titel war. Auch der Redakteur Philippi kam. Wochenlang sprach man in der Familie Perlefter nur von diesem Fest. Sollten die Kinder auch hingehen? Oder Frau Perlefter allein?
Frau Perlefter ging allein hin. Sie hatte sich ein dunkles und dennoch jugendliches Abendkleid machen lassen. Sie hätte am liebsten vor Freude geweint, als sie die glänzende Tafel und die glänzende Gesellschaft sah.
Sie kam erst am nächsten Tag zum Weinen. Denn sie hatte vor Aufregung eine wertvolle Brosche verloren. »Das ist ein unersetzlicher Verlust!« sagte Perlefter. Er ließ seine Frau einen Tag lang weinen. Als er sah, daß sie kein Abendessen vorbereitet hatte, wurde er milde. Und er kaufte eine neue Brosche.
Nichtsdestoweniger kam der Arzt. Frau Perlefter hatte ein nervöses Herz. Der Verlust hatte sie erschüttert. Sie mußte Brom nehmen und konnte dennoch nicht schlafen. Perlefter war aufrichtig betrübt. Er liebte nicht die Unruhe, die Unordnung, die frei und wild gewordenen Dienstboten, und die Kommandos, die seine Frau vom Bett aus erteilte, machten ihn scheu. Er wollte das Haus verlassen.
Aber er verließ das Haus nicht. Denn im Grunde seiner Seele lau-

erte die Furcht vor einer noch schlimmeren Krankheit, die seine Frau befallen konnte. Er blieb zu Hause. Er suchte Trost im Unglück. »Man kommt niemals zur Ruhe!« klagte er erfreut. Ja, er war aufrichtig fröhlich, indem er klagte.

II

Es geschah um diese Zeit, daß der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs auf das segensreiche Wirken Perlefters aufmerksam wurde und infolgedessen beschloß, ihn zum Ehrenmitglied zu ernennen. Ein Ehrenmitglied hat, wie Ihnen bekannt sein dürfte, keine Verpflichtungen, aber viele Rechte. Perlefter teilte diesen Aufstieg seufzend mit. »Das ist wieder eine Sache, die Geld kostet!« sagte Perlefter; obwohl es eine Sache war, die gar kein Geld kostete. Es war im Gegenteil eine Sache, die viele Bequemlichkeiten mit sich brachte. Herr Perlefter bekam immer Schlafwagenplätze; für die Ehrenmitglieder des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs waren Plätze reserviert. Herr Perlefter bekam Lust zu reisen.

Er liebte es, seinen Aufenthaltsort häufig zu wechseln. Er liebte es zu reisen. Am liebsten hätte er einmal eine Fahrt in fremde Zonen gewagt, wenn er imstande gewesen wäre, etwas zu wagen. Allein, er wagte nicht gerne, wie man schon aus dem Vorhergegangenen weiß. Er machte niemals eine Reise, ohne zu wissen, daß die Rückkehr wahrscheinlich und leicht war. Und er fuhr niemals fort, ohne eine geschäftliche Notwendigkeit als Grund anzugeben. Er hätte sich geschämt, so, aus reiner Lust an der Eisenbahn, in die Welt zu fahren. Er hätte sonst zugeben müssen, daß ihm die Reise Vergnügen bereitete. Aber er wollte zur Fahrt gezwungen scheinen.

Er wollte sagen können: »Ich muß schon wieder fahren! Ach, dieses Fahren, fortwährend!« Es war ihm lieb, daß seine Familie mit Betrübnis noch einmal fragte: »Kannst du denn die Reise nicht aufschieben?« Und Perlefter erwiderte: »Leider muß ich nächste Woche fort. Wenn ich nicht müßte! Meinetwegen brauchte es überhaupt keine Eisenbahn auf der Welt zu geben. Es ist mir am sichersten zu Hause. Das Reisen kostet nur Geld und bringt gar nichts ein! Man wälzt sich in fremden Betten ganze Nächte schlaflos, ärgert sich mit dem Pack herum, gibt Trinkgelder und hat gar keine Bequemlichkeiten.«

In Wahrheit aber hatte Perlefter nirgends so viele Bequemlichkeiten wie im Hotel, auch wenn seine Trinkgelder nicht hoch bemessen waren. Er liebte den Überfluß an warmem Wasser und weißer Wäsche, das Frühstück in einer großen und teppichbelegten Halle, er liebte die Salonmusik zum Fünfuhrtee und das Getriebe der großen Welt, das Geheimnisvolle der fremden Menschen und diese Atmosphäre, aus der jeden Augenblick ein Abenteuer entspringen konnte.

Ein Abenteuer? War Perlefter ein Abenteurer? Hatte er nicht Furcht vor Abenteuern?

Ich möchte hier eine allgemeine Betrachtung über die verwickelte menschliche Natur einschieben. Es kann jemand ein sehr ängstliches Gemüt haben und dennoch ein Vergnügen an seiner eigenen Ängstlichkeit empfinden. Ein Mensch kann feige sein und sich nach Situationen sehnen, in denen sein Mut auf die Probe gestellt wird. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Menschen das herbeisehnen, was sie fürchten. Sehr sonderbar sind die Menschen.

Und wenn Perlefter auch ein sehr gewöhnlicher Mensch war, so war er doch ein sehr sonderbarer. Er wollte nämlich nicht gewöhnlich sein. Er wollte vielmehr ein Held sein. Er wollte jede Situation beherrschen können; und ich weiß es ganz bestimmt, daß er selbst am meisten unter seiner Feigheit zu leiden hatte. Er selbst wußte nicht, wie sehr er litt. Er wollte Bewunderung und mußte sich begnügen, bedauert zu werden.

Was erwartete er eigentlich für Abenteuer? Oh, es war nichts Bestimmtes! Es hätte ein Überfall sein können, ein Diebstahl, ein merkwürdiger Brief. Allen Menschen, denen Perlefter auf seinen Reisen begegnete, mißtraute er. Ihn schauderte, wenn er in der Zeitung von Räubern las. Es gab kein harmloses Gesicht auf der Welt. Alle Gesichter waren Masken. Fielen sie, so kamen die mörderischen Fratzen zum Vorschein. Deshalb reiste Perlefter nicht gerne allein. Auf dem Bahnsteig sah er sich nach Bekannten um. Fand er einen mit demselben Reiseziel, so wäre er imstande gewesen, jenem ein Viertel seines Vermögens zu schenken. Einem Reisegenossen gab der Herr Perlefter seine ganze Zärtlichkeit. Er zwang jeden, den er im Zuge traf, in sein Abteil. Auch ich bin schon mit Perlefter gefahren.

Perlefter war ein sehr nervöser Reisender. Er ertrug es nicht, von den Gegenübersitzenden angesehen zu werden, solange er sie nicht kannte. Deshalb hüllte er sein Gesicht in den Mantel. Sobald er das Coupé

betrat, legte er eine Reisemütze an, eine grünkarierte Reisemütze. Die hatte oben einen Knopf, der lose geworden war und schief lag wie ein Toter. Dann vertiefte er sich in die Zeitungen. Nur wenn er reiste, las er auch Zeitungen anderer Parteien. Dann ärgerte er sich, und er sah zum Fenster hinaus. Hier interessierte ihn die Natur.

Ja, Sie werden es mir vielleicht nicht glauben. Ich versichere Sie: Perlefter war ein Naturschwärmer. Er begab sich in den Korridor, preßte die Stirn gegen die Fensterscheibe und wurde wehmütig, wenn er die weiten Felder sah, ganz gleichgültig, ob sie noch Ähren trugen oder schon gemäht waren. Auch die Schneelandschaften machten ihn traurig. In der Frühe liebte er den Sonnenaufgang, die Nebel, die sich vom Boden langsam erhoben und schnell zerflatterten. Dann dachte Perlefter wahrscheinlich an eine selige Ferienzeit, in der er ein Stückchen Acker bebauen könnte. Er hatte die Sehnsucht der Städter nach dem Lande, die auf einer Wiese liegen wollen, aber ohne Wasserklosett nicht leben können.

Ganz besonders Perlefter hätte ohne dieses hervorragende Merkmal der Zivilisation nicht leben können. Er hatte einmal von verschiedenen Ansteckungsmöglichkeiten gelesen, und er fürchtete sich vor öffentlichen Bedürfnisanstalten. Er mied sie, solange er im Zug saß. Wenn er aber dennoch hinausgehen mußte, so traf er eine halbe Stunde lang allerhand Vorbereitungen. Er nahm Seife, Handtuch, eine Lektüre und Kölnisches Wasser mit und ging zuerst mit dem Päckchen in der Hand alle Toiletten kontrollieren. Er suchte die sauberste für seine Zwecke, und wenn er wiederkam, sah er wie neugeboren aus, frisch gewaschen und heiter und nach Seife duftend, eine neue Zigarre zwischen den gespitzten Lippen.

Die Mitreisenden bereiteten ihm großen Kummer. Sie rauchten zuviel, oder sie machten die Fenster auf, und dann entstand jener gefährliche Zugwind, von dem Perlefter behauptete, er hätte schon manchem unterwegs das Leben gekostet. Auch zu Hause kontrollierte Perlefter den Zugwind. »Es zieht!« sagte er unvermittelt, er fürchtete das »Ziehen«, und er bildete sich ein, daß ihn die Zugwinde verfolgten. Oh, was konnte nicht alles von den Zugwinden kommen! Zahnschmerzen, ein Hexenschuß, Augenentzündungen, Ohrensausen, Halsweh, sogar Lungenentzündungen und, wenn es auf der Toilette zog, eine Magenerkältung, ein Darmkatarrh und Diarrhöen. Perlefter kannte sich in allen Krankheiten aus, denn er fühlte sich von ihnen befehdet und um-

ringt, er studierte sie, um sie bekämpfen, abwenden und um ihnen vorbeugen zu können. Er las gerne im Lexikon und in populären medizinischen Broschüren.

Manchmal »flog ihm etwas ins Auge«. Es wurde eine umständliche Operation mit sauberem Taschentuch und Wasser und Handspiegel. Dann kamen allerdings Bedenken wegen der Sauberkeit des Taschentuches. Perlefter suchte sie in einem kurzen Schlummer zu vergessen.

Das waren so kleine Aufregungen. Die großen Abenteuer blieben aus. Nachträglich wuchsen in der Erinnerung Perlefters die kleinen Aufregungen zu größeren Abenteuern. Da konnte er erzählen: »Neulich, wie ich zum Fenster hinaussehe, fliegt mir ein kieselgroßes Kohlenstück ins rechte Auge. Jeder andere wäre in der nächsten Station ausgestiegen, um einen Arzt aufzusuchen. Ich aber lege mich schlafen, fühle im Schlaf, wie mein Auge zu tränen beginnt und gar nicht aufhören will, und wie ich aufstehe, ist das Kohlenstück weg, einfach wie fortgeblasen!« »Welch ein Glück!« jubelte dann die Familie.

Es gab Abenteuer, von denen Perlefter in der Familie nichts erzählte. Man wird sofort wissen, welcher Art diese Abenteuer waren, wenn ich hinzufüge, daß er über sie nur in der Gesellschaft von Männern sprach oder, was richtiger ist, plauderte.

Ich berühre hier ein Gebiet, das sehr verwickelt ist und das ich am liebsten ganz außer acht gelassen hätte, wenn es nicht so ungemein wichtig und für die Erkenntnis der Perlefterschen Gewöhnlichkeit nicht geradezu unentbehrlich wäre. Ja, ich hätte am liebsten das Ganze außer acht gelassen. Denn ich schäme mich, von den eigentlichen und wichtigsten Abenteuern des Herrn Perlefter so vor der ganzen Öffentlichkeit zu sprechen und Dinge zu enthüllen, die nur in der Verborgenheit vor sich gehen. Aber nicht allein die Scham hindert mich; ich gestehe, daß ich nicht abschätzen kann, ob es mir gelingen wird, das Abenteuerlichste im Leben meines Helden nicht nur glaubhaft darzustellen, sondern auch allgemein verständlich zu erklären und zu begründen. Ja, es ist sogar mir selbst rätselhaft geblieben, woher Perlefter den Mut nahm, Vergnügungen zu suchen, die eigentlich Gefahren bedeuteten, und, was noch schlimmer ist, sich Gefahren auszusetzen, die Geld kosteten.

Denn sie kosteten Geld. Perlefter war keineswegs so verführerisch, daß sich ihm die Frauen an den Hals geworfen hätten. Nein! Perlefter mußte alles weit über den Wert bezahlen. Und dennoch scheint es in

der menschlichen Natur begründet zu sein, daß ihr Trieb zur Liebe stärker ist als ihr Trieb zur Sparsamkeit. Wahrscheinlich verlieren selbst so ängstliche Menschen wie Perlefter jede Angst, wenn die Stunde ihrer Leidenschaft geschlagen hat. Und gewiß ist die Tugend eines Mannes nicht seine verläßlichste Begleiterin. Das ganze kunstvolle und mühselige Gebäude der Sittlichkeit stürzt in einer einzigen Stunde zusammen. Wunderbar ist nur, wie leicht es sich wieder zusammenfügen und erheben kann.

Perlefter hatte oft jene Stunden, die man »schwache« nennt und die eigentlich seine stärksten waren. Perlefter hatte Verlangen nach Frauen. Zum Glück gab es in der Welt Frauen, die Verlangen nach Geld hatten. Und zum Glück besaß Perlefter Geld.

Ich bin mit Perlefters Geschmack vertraut genug gewesen, um sagen zu können, daß er an der Frau die Menge liebte, den Umfang und das Gewicht. Er gab den Blonden den Vorzug vor den Braunen und Schwarzen. Vielleicht, ja sicher machte er keinen Unterschied zwischen der künstlichen und der natürlichen Blondheit. Ja, er wußte nicht einmal, ob er es mit einer künstlichen oder natürlichen Blondheit zu tun hatte; wie er überhaupt ein Farbenblinder genannt werden konnte, weil er die Schminke nicht merkte, die Röte der Lippen für Blutreichtum hielt und die entwickelte Technik der Liebe für natürliche Leidenschaft.

Der Leser wird mit Recht fragen, wieso Perlefter dazu kam, gefährliche Situationen heraufzubeschwören. Aber die Situationen gewannen Macht und Gewalt über Alexander Perlefter. Er konnte nicht widerstehen. Er wurde von den Gelegenheiten ergriffen.

Er wurde von jeder Gelegenheit ergriffen. Er liebte die Frauen, aber noch mehr und eigentlich das, was die Frauen ankündigt und was sie umhüllt. Er liebte die Frauenkleider. Und von den Kleidern wieder eine bestimmte Art: Er liebte die Wäsche. Gewiß hätte er keiner Frau widerstanden, die ihm in Unterhöschen erschienen wäre. Denn er widerstand nicht einmal den Zeitschriften, die auf ihren Titelblättern kolorierte Frauen in halber Kleidung zeigten. Diese Literatur begleitete Herrn Perlefter auf seinen Reisen, sie regte seine Phantasie an und bereitete jene Stimmung vor, die nötig ist, damit das sittliche Fundament des Mannes wanke, stürze und ihn selbst mit sich fallen lasse.

In verschiedenen Städten kannte Herr Perlefter die Adressen alleinstehender Damen, die als Masseusen, Hebammen und Besitzerinnen von

Schönheitssalons in Betracht kamen. Die Adressen notierte Herr Perlefter in Abkürzungen, die kein Fremder entziffert hätte, in seinem ledernen Taschenkalender, auf die vorletzte Seite, knapp hinter den Israelitischen Feiertagen. In jeder Stadt hatte Perlefter ein bestimmtes Hotel, einen ganz bestimmten Friseur, eine ganz bestimmte Leidenschaft. Er zahlte gern und mäßig. Immerhin mußte er es über sich bringen, die Dame in ein Theater, ein Konzert, ein Kino, eine Oper einzuladen, um das Abenteuer vollkommen zu gestalten.

Allein, Perlefter hatte kein Interesse für öffentliche Darbietungen aller Art. Alles, was er im Theater sah, regte ihn auf, weil es ihn nichts anging, das Kino haßte er, denn es war sehr dunkel, und er fand, daß man für den Genuß, den agierende Schatten boten, eigentlich zuviel bezahlen mußte. Musik wirkte auf ihn wie auf Hunde. Er wurde wahnsinnig vor Schmerz. Er konnte auch das harmlose, aber ausführliche Klavierspielen seiner Tochter nicht vertragen, obwohl ihr Lehrer versicherte, daß sie Talent habe. Perlefter wollte absolute Ruhe um sich. Musik verwirrte seine Gedanken, seine Pläne für die nächsten Stunden. Sie schwächte seine Lust, seinen Appetit, alle seine körperlichen Begierden, betäubte ihn, schläferte seine Kritik ein. Fremde Schicksale, auch wenn es nur gespielte waren, gingen ihn nichts an. Er liebte nur seine eigenen, nur um sich konnte er sich kümmern. Er war von sich erfüllt. Nichts hatte mehr Platz in ihm. Alles andere kostete übrigens nur Geld. Mit gewöhnlichen Sitzen konnte man sich nicht begnügen. Perlefter mußte Logen kaufen.

Aber so groß und so vielfältig auch die Schmerzen waren, mit denen sich der reisende Perlefter seine Genüsse erkaufen mußte, der heimgekehrte Perlefter wußte nur noch von Genüssen und nichts mehr von Schmerzen. Das Glück lag im Leid verhüllt, dieses fiel in der Erinnerung ab wie eine Schale, der bittersüße Geschmack des Kerns blieb längere Zeit. Perlefter vergaß die Ausgaben, die Theater, die Konzerte, die Opern und die Kinos. Er entsann sich nur noch der blonden Frauen, und nur von ihnen erzählte er. Und obwohl es fast immer dieselben waren, schien es ihm, als wären es immer neue, immer zufällige und rätselhafte Bekanntschaften. »Plötzlich«, so erzählte er ein paar interessierten Freunden im Klub, »setzt sich an meinen Tisch, grad mir gegenüber, eine große Blondine, eine Blondine mit Kraushaaren, im ausgeschnittenen Kleid, ein blendendweißer Hals, und von der Büste sag' ich lieber gar nichts! Sie bestellt ein Kaviarbrötchen, und

wie sie ißt, sag' ich Ihnen, und wie sie fortwährend zu mir herüberschaut, merk' ich, wieviel es geschlagen hat. Nun, und das Weitere brauch' ich Ihnen nicht mehr zu erzählen.«

So genoß Perlefter eigentlich weniger seine Erlebnisse als die Erinnerungen an seine Erlebnisse. Während er sie wiederkäute, erzählte, den wehmütigen Glanz um sie wob, den man aus den Erinnerungen schöpft und mit dem man sie umkleidet, wurde er erst zum kühnen Abenteurer, Fraueneroberer und Herzensbrecher. Sobald er heimgekehrt war, entzückten ihn sein Mut und seine Taten. Während er unterwegs nach seinem Taschenkalender eroberte, hörte er sich schon von den Eroberungen erzählen, erlebte er schon seine Erinnerungen, und eigentlich nur der Erinnerungen wegen beging er Abenteuer. Er glich einem Menschen, der für sein Tagebuch lebt. Perlefter aber führte kein Tagebuch.

Ja, er liebte das Reisen. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er auch verschiedene Ängste auszustehen hatte. Obwohl er es niemandem sagte, obwohl er, wenn es darauf ankam, wie ein Freigeist sprach, den Aberglauben seiner Frau, der Köchin, der Töchter verspottete, war er selbst abergläubisch. Er fürchtete sich vor Eisenbahnzusammenstößen, besonders wenn der Träger, der ihm die Gepäckstücke abnahm, zufällig die Nummer 13 trug. Wenn der Herr Perlefter das Abteil bestieg, war seine erste Sorge: nur kein Zusammenstoß. Ferner suchte er mit den Augen sofort die Notbremse. Gewöhnlich ging er noch vor dem Einsteigen die Lokomotive besichtigen. Er verstand nichts von Lokomotiven. Dennoch freute er sich über die großen starken Räder, die glänzenden Buchstaben und Ziffern, die Hebel, die Schrauben, die Ventile, und er suchte zu ergründen, ob es eine Maschine letzter Fasson oder vorletzter war. Hatte ihn die Untersuchung der Maschine auch beruhigt, so war er doch noch lange nicht sicher. Fremde Züge konnten kommen, Signale und Weichen falsch gestellt werden, die Lokomotivführer betrunken sein. Perlefter betete innerlich, stumm, kurz, aber heftig.

Da ereignete sich plötzlich etwas Außerordentliches. Als Perlefter seine Fahrkarten bestellte, erklärte ihm das Büro des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs, daß es jetzt Gelegenheit gäbe, mit dem Aeroplan zu fliegen. Ob der Herr Perlefter nicht fliegen wolle? Es wäre ein Propagandaflug und von außerordentlicher Bedeutung, wenn Perlefter ihn mitmachen wollte.

Herr Perlefter sagte sofort zu. Ja, er wußte nicht, wieso er dazu kam, sein eigener Mut hatte ihn überfallen. Eine Minute später war er so erschrocken, als hätte sich der Tod persönlich bei ihm angekündigt. Was hatte er nur getan? War er ein Pilot? Wie kam er dazu, sein Leben zu gefährden für einen Verein, der ihn gar nichts anging? Es tat ihm leid. Und dennoch hatte er Furcht zu widerrufen. Er war im Begriff, ein Held zu werden, aus Angst. Ich habe mir sagen lassen, daß es vielen Helden so ergangen ist.
Am Nachmittag kam ich Herrn Perlefter besuchen. Es war vier Uhr vorbei. Man hatte ihn schon um drei Uhr erwartet. Erst um fünf kam er. Er war nicht wiederzuerkennen. Auf dem Kopf trug er eine braune Lederhaube. Eine grüne große Brille mit eckigen Gläsern lag auf seiner Stirn. Er kam lächelnd ins Zimmer, in dem alle um den Tisch saßen und Schokolade tranken. Alle standen erschrocken auf. So hatte man den Herrn Perlefter noch niemals gesehn.
Er setzte sich sofort, sprach laut, trank und aß mehr als gewöhnlich und erzählte von seinem Flug.
»Ich mußte einfach, ich konnte nicht anders!« sagte er. »Das sind die Folgen der Ehrenämter. Noch einmal übernehme ich nichts. Ich verzichte auf solche Ehren, die mit Lebensgefahr verbunden sind! Es wird ein Propagandaflug sein. Drei Aeroplane steigen auf. Ich sitze im ersten. Hoffentlich geschieht nichts.«
Frau Perlefter begann leise zu schluchzen. Sie wollte absagen. Die Kinder ließen sie nicht zum Telefonapparat. Man rief im Laufe des Abends alle näheren und weiteren Verwandten der Familie an, um ihnen von Perlefters Unternehmen ausführlich zu berichten. Frau Perlefter ließ heimtückisch den Hausarzt kommen. Perlefter ließ sich noch um neun Uhr abends untersuchen. Der Arzt sagte: »Nicht zuviel essen, auch nicht zuwenig. Das Herz ist in Ordnung. Schauen Sie nicht zum Fenster hinaus, damit Sie nicht seekrank werden.«
Es gab in der Familie einen Ingenieur, einen netten jungen Mann, der von Flugzeugen gar nichts verstand, weil er nur für Architektur Interesse hatte. Dennoch mußte er im Hause Perlefter bei allen technischen Gelegenheiten eingreifen. Er war gezwungen, Uhren zu reparieren, elektrische Leitungen, Telefonapparate und die Kanalisation zu kontrollieren. Perlefter hatte ihn nämlich einmal unterstützt. Die hervorragendste Tugend des jungen Mannes war die Dankbarkeit.
So kam er auch denn jetzt. Man gab ihm eine Tasse Schokolade. Dafür

hielt er einen Vortrag über die Luftfahrzeuge. Er selbst hätte im Kriege zu den Fliegern kommen sollen. Aber ehe er noch ausgebildet war, schloß die Welt Frieden. Der junge Mann erzählte Anekdoten von den Fliegeroffizieren. Es beruhigte die Familie Perlefter, einen jungen Mann zu sehen, der lebendig, gesund und unversehrt Schokolade trank, obwohl er fast ein Flieger geworden wäre.

Man verständigte ferner den Rechtsanwalt der Familie, den Doktor Nagl, einen schnauzbärtigen Advokaten, der eine Vorliebe für Dienstmädchen hatte und seinen Weg immer durch die Küche nahm. Der kam, erklärte die Haftpflichtbestimmungen der Fluggesellschaft und riet, kalt und herzlos, wie einmal Juristen schon sind, zu einem Testament. Die Frau Perlefters begann wieder zu schluchzen.

Von den Verwandten kam noch, ohne verständigt worden zu sein, die arme Näherin, die ihren Tischler geheiratet hatte. Sie wagte nicht, nach dem Grund der allgemeinen Aufregung zu fragen. Obwohl alle wieder Schokolade tranken, gab man ihr einen Tee und tat, als suchte man nach einer Zitrone. Aber an diesem Abend waren die Zitronen ausgegangen. Sie trank dennoch tapfer einen alten und etwas abgestandenen Tee mit hellen Schaumperlen am Glasrand.

Man kümmerte sich nicht um die Näherin. Der Herr Perlefter legte sich auf ein Sofa und rauchte. Heute ließ er die Asche mit Wollust auf den Teppich fallen, und seine Frau gönnte es ihm. Vielleicht dachte sie, daß er zum letzten Mal so angenehm auf dem Sofa liegen dürfe.

Perlefters Gedanken aber kreisten um die nächste Zukunft. Er sah seine auseinandergefallenen Knochen, sah, wie man sie sammelte und schließlich verbrannte. Denn Perlefter hatte im Testament bestimmt, daß man seine Überreste verbrennen solle. Er hatte Angst vor Friedhöfen und besonders vor winterlichen Friedhöfen. Wenn er sich vorstellte, daß er als Leichnam unter meterhohem Schnee liegen sollte, kam es ihm vor, als stünde er ohne wollene Weste im Freien. Er wollte lieber verbrannt sein als frieren.

Perlefter dachte auch bestimmt an das Jenseits. Denn er erhob sich plötzlich vom Sofa, winkte mich ins Nebenzimmer und sprach: »Du könntest mir einen Gefallen erweisen. Vor zwei Wochen habe ich gehört, daß die Frau unseres Vetters Kroj an Lungenentzündung erkrankt ist. Nimm hier Geld, und trag es heute noch hin! Hast du Zeit?«

»Ja«, sagte ich, »ich habe nur Zeit, wenn ich dem Kroj viel Geld bringen kann. Übrigens ist Frau Kroj vielleicht schon tot.«

»Ausgeschlossen!« rief der Herr Perlefter. »Sicherlich lebt sie noch!«
»Wenn sie aber doch tot ist?«
»Was dir nicht einfällt! Sie kann ja nicht tot sein! Man stirbt nicht so leicht!«
»O ja, man stirbt leicht an Lungenentzündung!«
»Hör auf«, schrie Perlefter, »mit so ernsten Dingen macht man keine Witze!«
Dann trug ich das Geld zu Herrn Kroj.
Kroj war ein Flickschuster. Die Familie Perlefter ließ bei ihm alle alten Stiefel besohlen. Sehr oft meinte der Herr Perlefter, Kroj verlange zuviel, und der fremde Schuster im Nachbarhaus wäre bedeutend billiger. Dennoch gingen alle zerrissenen Schuhe wie selbständig zum verwandten Schuster Kroj. Es war die Sehnsucht seines Lebens, einmal für Herrn Perlefter persönlich ein Paar Schuhe herstellen zu können. Perlefter aber deckte seinen Bedarf bei der Karlsbader Firma Leiduck und Co.
Als ich zum Schuster Kroj kam, roch es nach Essig, Leder und Schweiß. Hinter einem Verschlag lag die Frau Kroj und stöhnte. Die Ladenglocke schrillte, und Kroj kam in Pantoffeln.
»Ei sieh da«, sagte Kroj, »ein Gast.«
»Was macht Ihre Frau?« fragte ich.
»Sie kostet schon mehr Geld, als ich habe. Sechs Wochen ist sie krank!«
»Ich dachte nur zwei Wochen? Haben Sie nicht vor zwei Wochen Ihrem Vetter Perlefter geschrieben?«
»Nein, ich habe ihm schon vor sechs Wochen geschrieben. Er hat mir nicht geholfen.«
»Er schickt Ihnen hier Geld!«
»Oh, wirklich? Er ist ein feiner Mann!«
Dann ging ich wieder zu Perlefters. Perlefter selbst stand auf dem Balkon seines Hauses, um mich zu erwarten. Er rief mir zu: »Lebt sie noch?« »Ja, sie lebt!« schrie ich zurück.
Als ich hinaufkam, strahlte Perlefter vor Freude. Jetzt war er überzeugt, daß ihm nichts passieren könnte, und wenn er über den Ozean flöge in einem brennenden Luftschiff. Er führte mich ins Herrenzimmer, wir tranken Wein, und Perlefter sagte: »So ist das Leben!«
Aber wir hatten gar nicht über das Leben gesprochen.
Am nächsten Morgen ging ich zum Flugplatz. Frau Perlefter mit allen

Kindern war da, der Doktor Nagl, der junge Mann, der nicht Flieger geworden war, und der Chauffeur, der einen Pelz in den Aeroplan legte. Frau Perlefter hatte rote Augen. Der Herr Perlefter stand neben dem Piloten, er sah dem Piloten zum Verwechseln ähnlich. Die anderen Passagiere kamen in gewöhnlicher Kleidung. Sie hielten Perlefter für den Piloten und fragten: »Alles in Ordnung?«
Herr Perlefter lächelte, und da erkannten ihn alle. Die Herren hatten einander schon irgendwo kennengelernt. Sie waren durchwegs Ehrenmitglieder. Sie wunderten sich über Perlefters Ausrüstung und fragten, ob er schon oft geflogen sei.
»Heute zum sechsten Mal«, sagte Perlefter mit Bestimmtheit.
Um zehn Uhr begann der Propeller zu rasen, und Perlefters Nachkommen wurden von dem Wind zu Boden gerissen. Die Herren stiegen ein, zogen ihre Taschentücher und winkten. Aber die Aeroplane rührten sich nicht. Die Propeller hörten auf zu rasen. Da stiegen alle wieder aus. Es war sowohl den Reisenden wie ihren Begleitern sehr peinlich, daß die Aeroplane noch immer nicht aufsteigen wollten. Der Herr Perlefter küßte noch einmal seine Frau, dann gab er dem Chauffeur die Hand, denn er glaubte, daß Leutseligkeit am Leben erhalte. Der Chauffeur war sichtlich überrascht. Schließlich knatterte es wieder, die Herren winkten endgültig, Perlefters rundes Gesicht sah aus dem Fenster. Ich werde es nie vergessen.
Seine Frau schluchzte auf, sie wollte noch einen Blick auf ihren Mann werfen, aber der war inzwischen dreihundert Meter hoch gestiegen. Alle reckten nun die Hälse nach den fliegenden Ehrenmitgliedern, dann verschwanden die großen Vögel hinter einer Mauer aus roten Ziegelsteinen, die den Horizont abgrenzte.
Perlefter flog, Perlefter war davongeflogen.
Seine Familie kehrte heim und lud mich zum Mittagessen ein, damit »es nicht so einsam sei«. Da saßen wir nun und aßen Eierspeise, weil der Braten an diesem furchtbaren Tage verbrannt war. Der junge Perlefter schien unwillig, er wollte keine Eierspeise. Er bekam eine Tafel Schokolade, obwohl alle wußten, daß er einen schlechten Magen von Süßigkeiten bekam. Dennoch ließ man ihn, wie gesagt, Schokolade essen.
Spät in der Nacht kam ein Telegramm: »Glücklich gelandet, Euer Vater.« Der Postbote erhielt ein Trinkgeld, man hörte sein freudiges Gepolter auf der Treppe.
Mehr als zwei Monate weilte der Herr Perlefter fern von seinen Lieben.

Wir wollen ihn eine Weile in der Fremde leben lassen und uns seinem Hause und seinen Angehörigen zuwenden.

IV

Ich habe schon erzählt, daß Perlefter sein Haus beherrschte. Nichts anderes hätte er beherrschen können. Weder sich noch seine Freunde, noch seine Angestellten. Er konnte nur seine Angehörigen beherrschen, denn sie waren noch schwächer, noch ängstlicher, noch willenloser als Perlefter selbst. Sie lebten in einem reichen Haus, Perlefter verdiente und besaß Geld, und dennoch war es ein armes Haus, erfüllt von Seufzern, Sorgen und Rechnungen. Die Familie war überzeugt, daß Perlefter schwer arbeitete, daß er nicht schlief, daß er unaufhörlich um das tägliche Brot kämpfte, daß ihm jede Ausgabe neue Sorgen machte. Deshalb machte die Familie keine einzige Ausgabe ohne Sorgen. Es gab in diesem Hause keine Freude, an deren Seite nicht der Gram stand; kein Fest ohne Schmerz; keinen Geburtstag ohne Krankheit; keinen Wein ohne Wermut. Man kochte, buk, schaffte Wäsche und Kleider an, Möbel, Teppiche und Schmucksachen – aber nichts von all den Dingen in Ausmaßen, die wenigstens eine leise Ahnung von Überfluß hätten aufkommen lassen. Es reichte niemals und nirgends. Es gab einen guten Kuchen, aber in so dünnen Scheiben, daß man seine Qualität gar nicht schmeckte. Man kaufte gutes Fleisch und zerhackte es in winzige Portionen. Man kochte eine Suppe, die Aufsehen erregt hätte, wenn man dazu gekommen wäre, sie zu kosten. Man lud vierzehn Gäste ein, aber es reichte gerade für zwölf. Im Eiskasten standen die lächerlichsten Speisereste, um die man zitterte wie um das verlöschende Leben teurer Kinder. Da lag schüchtern und still auf einem großen und weißen Teller ein elendes Butterhäufchen, gelb und schmelzend in einer kleinen Wasserlache, und wartete auf das Ende. Die Speisereste fischte man aus den Tellern der Kinder und zerhackte Fleisch vom Mittagessen zum Faschierten für den Abend. Irgendwo in geschlossenen Schränken dörrten gelbe Kuchen und harrten einer Gelegenheit. Die Gelegenheit kam. Da erwies es sich, daß der Kuchen die Zähne der Festgäste gefährdet hätte. Infolgedessen legte man ihn in die Röhre, wo er rösten sollte, wo er aber verkohlte. Er kam schwarz mit harten Kohlenkrusten auf den Tisch. Man mußte die Krusten mit dem

Messer fortkratzen. Die Äpfel wurden klein und kleiner, sie bekamen Runzeln und den Umfang von Kirschen. Alte Orangen verschimmelten und wurden silbern. Man kaufte das billigste Obst. Die Pflaumen hatten einen großen Riß im Leibe, und ihr rötliches Fleisch quoll heraus wie bei verletzten Menschen. Um kleine Käseklümpchen wickelte man Stanniolpapier. Der Emmentaler gab in langen Tagen seine ganze Feuchtigkeit ab und wurde hart wie das Holz, das Perlefter verkaufte. In zwanzig verschiedenen Likörflaschen befanden sich zusammen sechzig verschiedene Tropfen. In den Zigarrenkisten, die für die Gäste bestimmt waren, befand sich nur je eine Lage Zigarren. An den Vorhängen waren die Schnüre monatelang zerrissen. Man zog sie mit den Händen vor, zerrte wieder zurück, und doch gingen sie nie nach Wunsch, sie weigerten sich. Alle Gegenstände befanden sich in dauernder Opposition. Die Türen knarrten. Sie hatten fingerbreite Spalten und ließen die Kälte durch. In die breiten vornehmen Öfen legte man winzige Kohlestückchen. Die Dampfheizung funktionierte nicht. Die besten Teppiche lagen zusammengerollt und mit vielen Zeitungsblättern bekleidet auf dem Dachboden. Über die Tische war zerrissenes Linoleum gebreitet. Die schönen roten Samtstühle hatten weiße Linnen an, wie Möbelleichen harrten sie unheimlich auf ihr Begräbnis. Den Blumenvasen fehlten die Postamente, das Kaffeegeschirr hatte nur neun Tassen, und die zehnte wies einen Sprung auf. Neben der Schüssel aus Kristall für Obst lag ihr abgebrochener Henkel. Die Messer hatten schmale und biegsame Klingen wie Fechterdegen, weil man sie so oft beschliffen hatte. Dennoch waren sie stumpf, und in der Küche wetzte man sie täglich am irdenen Fleischtopf. Das Klavier war immer verstimmt, denn Perlefter hatte das billigste gekauft und eines der ältesten zum halben Preise. Es war ein Gelegenheitskauf. Das Grammophon war heiser, die Platten lagen abgenutzt und verstaubt in einem alten Zylinderetui. Zwei Pendeluhren standen, es fehlten die Gewichte. Die Weckuhr läutete nur einmal in der Woche, und nur dann, wenn man sie gar nicht erwartete, gewöhnlich nach Mitternacht. Die Klingeln funktionierten nicht, an der Tür stand immer die Mahnung: Stark klopfen! Alle Regenschirme der Familie waren zerbrochen. An allen Reisekoffern hatte man einmal die Schlösser gewaltsam öffnen müssen, weil jedes Mitglied der Familie die Schlüssel verlor. Es gab einen Kleiderständer, der sein Gleichgewicht nicht finden konnte und der fortwährend schwankte, auch wenn er keine Kleider trug. In den Schubladen der Kommode lagen die stillen,

toten Taschenuhren der Kinder neben zerbrochenen Haarnadeln und staubigen, gelben Tabakresten. In den Tintenfässern war die Tinte vertrocknet und eine schwarze Kruste. Die Federn spreizten sich, wenn man mit ihnen das Papier berührte. Es gab buntes Briefpapier in allen Farben, in billigen Zigarrengeschäften gekauft, porös wie Löschpapier. Eine Briefwaage hinkte. Die Bleistifte konnte man nicht spitzen, denn das Blei bestand aus lauter Fragmenten. Das Holz war spröde und faserig. Im Badezimmer strömte kaltes Wasser aus dem Hahn für »warmes« und umgekehrt. Die Badetücher waren zerfranst. Eine alte Mausefalle klappte nicht zu. Drinnen hing eine Lockspeise von einer Beschaffenheit, die jede verhungerte Ratte abgeschreckt hätte. Dem Wäschekasten fehlte der rechte vordere Fuß. Um ihn zu stützen, hatte man ein paar Steine aus Alfreds Baukasten untergelegt. Auf dem Ofen stand eine Tänzerin aus Gips ohne Arm. Hinter dem Spiegel in der Mädchenkammer hing ein Kranz aus rosa Papierblumen. Man warf ihn nicht hinaus, weil es jedem leid getan hätte. Man liebte alle zerbrochenen, schadhaften, nutzlosen Dinge. In der stolzen Reihe der Lexikonbände fehlte der Band »Buddha bis Cöln«.
Nur dreimal in der Woche kam der Bäcker mit frischem Brot. Man aß gerne trockenes, dürres und behauptete, frisches Brot wäre dem Magen schädlich. – Alte Sardinen in offenen Büchsen frischte man mit Zitronensaft auf. Marinierte Heringe aber aß man zu früh, ehe sie noch der Essig durchtränkt hatte. Man machte panierte Schnitzel. Sie zerfielen auf den Tellern. Man gab Karfiolsuppen ohne Karfiol. Radieschenbündel lagen in der Küche. Nur Perlefter selbst durfte sie essen, solange sie frisch waren. Denn der einzige Perlefter lebte im Überfluß. Er aß die besten Suppen, die größten und frischesten Kuchen, die Spezialitäten, das frische Brot, obwohl es schädlich war, sein Likör erfüllte ganze Flaschen, seine Tintenfässer waren bis zum Rande mit guter blaufließender Tinte gefüllt, seine Bleistifte lagen geborgen in der geschlossenen Schublade und bestanden aus den edelsten Materialien, seine Badetücher gab man ihm jeden Morgen aus dem Kasten, denn er benutzte nicht die zerrissenen, auf dem Sofa, auf dem er am Nachmittag schlief, lag kein weißes Linnen. Perlefter ärgerte sich über die Sparsamkeit seiner Frau und über die geizige Unordnung im Hause und war doch selbst die Ursache dieser Sparsamkeit. Denn nur aus Sorge um ihn und aus Furcht, er könnte sich, um neue Dinge anzuschaffen, schwer »überarbeiten«, behielt man die alten und gebrechlichen Möbel und dehnte die Sparsam-

keit auch auf unnütze Papierkränze aus. Perlefter aber gab das Seufzen über das schwere Leben nicht auf. Seine brave Frau zog daraus die natürliche Konsequenz. Ach! sie wußte nicht, daß Perlefter nur deshalb noch nach Hause kam, weil er nirgends so bereitwillige, feinhörige Ohren für seine Schmerzen fand wie daheim. Er lud sein ganzes Leid zu Hause ab und ärgerte sich dann, daß seine Wohnung aussah wie ein Trauermagazin.

Außerhalb des Hauses leistete sich Perlefter manche Luxusausgaben. Zu Hause verschmähte er grundsätzlich alle Leckerbissen wie Schokolade, Feigen, kandierte Früchte. Denn er wollte zeigen, daß er »nichts wegesse«, und er fürchtete, daß ein Vater, der Süßigkeiten ißt, bei den Kindern an Autorität einbüßen müßte. Unterwegs aber trat er gerne in Konditoreien ein und naschte. Manchmal fand man in den Taschen seines Mantels Schokolade in raschelndem Stanniolpapier. Diese Schokolade fand gewöhnlich seine ältere Tochter. Kam sie lächelnd zu Perlefter, so sagte er: »Ach! das wollte ich euch mitbringen! Ich hatte es ganz vergessen! Vielleicht habe ich in Gedanken sogar die halbe aufgegessen!« Und man zweifelte nicht an seinem Wort.

So viele Freiheiten wie Perlefter hatte nur noch sein Sohn Alfred, den man »Fredy« nannte. Er begann um die Zeit, als Perlefter sich in die Lüfte schwang, zu wachsen und gesund zu werden. Als ich kam, war er ein weinerliches Kind. Allmählich wurde er ein boshaftes und ein dummes. An seinen Veränderungen merkte ich eigentlich, wie die Jahre gingen. Ja, sie gingen, und Fredy wuchs. Seine Stimme glitt aus melancholischem Diskant in jene Tiefen, in denen sich Barbarei und Sentimentalität vereinigen, um einen »männlichen« Klang zu ergeben. Fredy faßte allmählich Neigung für Dienstmädchen, und in gleichem Maße entwickelten sich seine Muskeln. Er hatte Freunde. Sie kamen am Samstagnachmittag ins Haus, junge Männer mit glattgekämmten Haaren, in ausgezeichneten Anzügen, mit goldenen Armbändern und seidenen Taschentüchern in der linken Rocktasche, junge Männer mit glatten Gesichtern und kurzen Stirnen. Sie spielten Whist, sie brachten selbst Liköre mit, lauter süße Liköre, und erheiterten sich am Konfekt und rauchten Zigaretten, indem sie jeden Zug mit sichtbarem Genuß einatmeten. Ich habe sie niemals von Büchern sprechen hören. In ihren Manteltaschen, die im Korridor sichtbar wurden, steckten bunte Zeitschriften, die den Sport, die Liebe, die »Gesellschaft« behandelten. Die jungen Herren lasen Modezeitschriften. Sie strebten danach, so auszu-

sehen wie Schneidermodelle, und es gelang ihnen. Es waren gerade jene jungen Herren, die in der Stadt den Ton angaben. Mit einer zauberhaften Schnelligkeit bestanden sie das Examen, das ihnen den Weg zu den verschiedenen Hochschulen des Landes freigab. Wären sie nicht so reich gewesen, man hätte glauben müssen, daß sie genial seien. Sie schlossen sich in Ruderklubs zusammen, sie spielten Tennis, sie turnten und fochten, einige hatten Reitpferde, und von ihnen sagte man entzückt, sie hätten echte Reiterbeine, wenn sie auf krummen von Natur und Geburt durch das heitere Leben gingen. Jeder trug irgendein Abzeichen im Knopfloch. Es waren die Söhne der gemäßigten Partei, und sie hatten infolgedessen keine politische Überzeugung. Junge Leute, denen es schlechtgeht, werden radikal, weil sie in irgendeinem politischen System die Schuld an ihrem persönlichen Unglück sehen. Diesen jungen Männern aber ging es so gut, daß ihnen alle politischen Richtungen gleichgültig waren. Sie waren also die Zukunft der gemäßigten Partei. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die gemäßigten Parteien aller Länder keine Zukunft haben. Solange es Menschen geben wird, die sich den Luxus der Gleichgültigkeit leisten können, so lange wird es auch gemäßigte Menschen geben. Man sagt von ihnen, sie wären vernünftig genug, um in der Mitte zu bleiben. Sie aber sind satt genug. Sie sind geschützt nach allen Seiten, weil sie zu keiner die Beziehungen abgebrochen haben. Sie sind keine entschiedenen Gegner, und sie haben keine.

So waren diese jungen Männer. Diejenigen von ihnen, die Anspruch auf Geist erhoben, deuchten sich, homosexuell zu sein und von jungen Freunden zu schwärmen, obwohl ihnen junge Mädchen besser gefielen. Sie gaben sich auch mit Mädchen ab, wenn es niemand merkte. Was den jungen Fredy Perlefter betraf, so schwankte er noch, für welches Geschlecht er sich entscheiden sollte. Aber nachdem es ihm klargeworden war, daß er die Geschäfte seines Vaters fortführen würde, entschloß er sich zum normalen Geschlechtsverkehr. Es war schön zu sehen, wie die wahre Natur des Jungen allmählich zum Durchbruch kam. Er legte die Kränklichkeit seiner Kinderjahre ab wie alte Kleider und war im Laufe einiger Monate ein Held und ein Sportsmann. Gleichzeitig veränderte sich auch sein Gesicht, und es wurde immer mehr das alte, runde, ein wenig mädchenhafte Gesicht Perlefters. Auch die Augen Fredys waren farblos und spiegelten die Begebenheiten der Welt wider, ohne Staunen, Verwunderung, Liebe, Mitgefühl und Er-

bitterung. Mit einem Todesmut, der auf ihn selbst gar keinen Eindruck machte, stürzte sich Fredy in verschiedene sportliche Gefahren, und während seine Familie um ihn bangte, errang er die ersten Preise, im Schwimmen, im Leichtathletik- und Wintersport, und sein dummes Angesicht zierte die illustrierten Zeitungen. Ich glaube: Er wußte gar nicht, daß er sich freiwillig in die Nähe des Todes begab, und er war nicht verständig genug, um Furcht zu haben. Er hatte nur Ehrgeiz. Er wollte der verwöhnte Liebling der Familie sein und bleiben, und er wurde es auf dem Umweg über das Heldentum. So kamen er und sein Vater auf verschiedenen Wegen zu demselben Ziel. Fredy liebte es, über Muskelschmerzen zu klagen. Er hatte zu viel »trainiert«. Er zeigte verschiedene Hautabschürfungen. Er trug wochenlang einen Arm in schwarzer Binde. Seine Mutter fütterte ihn. Man hielt ihm den Rock, man zog ihm die Hosen an. Nachdem er sich endgültig für das weibliche Geschlecht entschieden hatte, schlief er mit einem der Dienstmädchen und errang sich die erste Geschlechtskrankheit, auf die er sehr stolz war, von der die ganze Familie wußte und über die niemand sprach. Das Dienstmädchen nahm ein silbernes Service mit und verließ das Haus. Wochenlang sprach man von diesem Service. Die älteste Tochter behauptete, es wäre nur Neusilber gewesen und ein Hochzeitsgeschenk des Herrn Hahn, der nichts Echtes schenkte. Frau Perlefter aber weinte. Für sie war es ein silbernes gewesen. Fredy sagte, um seine Schwester zu ärgern, er hätte selbst den Stempel gesehen: Es war Silber. Die verwitwete Schwester der Frau Perlefter, die sich über jeden Verlust der anderen freute, bestätigte Fredys Behauptungen.

Fredy liebte es, verschiedene Abenteuer zu erzählen. Es ereignete sich immer etwas, wo er sich auch befand. Pferde scheuten, Automobile stießen zusammen, alte Frauen gerieten unter die Räder, den Straßenbahnen ging der Strom aus, Betrunkene prügelten sich, ein Mädchen ließ einen Milchtopf fallen. Es gab nichts Geringes. Alles war wert, erzählt zu werden. In einem Notizbuch schrieb Fredy die Witze auf, die er gehört hatte. Manche las er vor. Von anderen sagte er, sie wären nicht für Frauen geeignet. Man bat ihn, dennoch zu erzählen. Er erzählte sie halblaut, und seine Schwestern taten, als hätten sie nichts gehört. Trotzdem gingen sie erst nach der Pointe aus dem Zimmer. Fredy ritt jeden Morgen im Tattersall. Beim Mittagessen behauptete er, er könne nicht sitzen. Ein Galopp hätte ihn »mitgenommen«. Er trank stehend eine Suppe. Nach dem Essen setzte er sich. Er hatte den

Galopp vergessen. Er galt in weiten Kreisen der Familie als gefährlicher Mädchenheld. Er sprach kleine Mädchen vorm Warenhaus an. Dann schrieben sie ihm Briefe. Er zeigte sie den Schwestern. »Das würdet ihr nicht glauben«, sagte er. »Diese Margot ist aus einem der besten Häuser.« Frau Perlefter war überzeugt, daß alle Töchter aller bürgerlichen Häuser in Fredy verliebt wären. Einmal machte Fredy die Bekanntschaft eines ungarischen Journalisten namens Roney. Herr Roney suchte für die Sängerin Ilona einen reichen Mann. Er fand Fredy Perlefter, und alle drei lebten in Freuden. Ilona gefiel Fredy gar nicht. Er liebte sie nicht. Aber ihr Name stand in Zeitungen und auf Plakaten. Die Familie Perlefter ging zu den Filmen, in denen sie Nebenrollen spielte, und ins Cabaret, in dem sie sang. Ilona war nicht mehr ganz jung. Ihr Bild stand auf dem Schreibtisch Fredys, ein paar Briefe, blaßlila Papier mit großen, steifen Schriftzügen, lagen wie zufällig verstreut, und die Schwestern lasen sie heimlich. Fredy kam nach Hause und sagte erbittert: »Ihr habt schon wieder meine Briefe gelesen!« und freute sich darüber.
Seitdem Fredy mit Ilona »etwas hatte«, lag um seine Gestalt der Zauber jener wunderbaren Sphären, in denen die Kunst mit der Sünde sich mischt und dieser eine Berechtigung verleiht. Hinter den Kulissen war das ganz anders. Außerhalb der Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft war vieles nicht nur gestattet, sondern auch bewundernswert. Die »Kunst« legitimierte sogar Ausschweifungen. Fredy brachte durch seine Beziehungen zu der Kunst die ganze Familie in eine abenteuerliche Stimmung. Fredy verbrauchte das halbe »Kostgeld« der Frau Perlefter. Er trug fortan seidene Hemden und gab sein Urteil über die Kleidung der Schwestern ab. Er mußte ja wissen, was die Damen jener Welt anzogen, in der die Wirkung Hauptsache war und in der die Menschen von der Wirkung in den Mund lebten. Frau Perlefter und ihre Töchter waren weit von dem Wunsch entfernt, etwa eine Ilona nachzuahmen. Aber mit einer Ilona unter Umständen verwechselt werden zu können war die Sehnsucht der Perleftermädchen. Es kam ein freier Zug in ihre Kleidung, ein neuer Rhythmus in ihr Leben, ihre Erscheinung bekam einen phantastischen Schwung, sie ließen sich Witze erzählen und schämten sich nicht mehr und sprachen mit freier Gebärde Wahrheiten aus, die für Mädchen aus guten Familien Fabeln zu sein haben.
Ja, mit dem Eintritt dieser Ilona in das Leben Fredys änderte sich viel.

Man sprach sogar über seine längst verwundene Geschlechtskrankheit, und Frau Perlefter wurde geradezu ausgelassen und fragte Fredy nach allerhand verschwiegenen Details. Der Junge mußte erfinden, um seinen Ruf nicht zu verlieren. Er hatte Ilona dreimal umarmt und drei Monate sie und ihren Freund ausgehalten. Er bekam keine Briefe mehr. Er sprach wieder kleine Mädchen an, und weil er schon einmal in den Gefilden der Kunst geschwelgt hatte, dichtete er seine kleinen Freundinnen nicht mehr zu reichen Bürgerstöchtern, sondern zu Größen aus der Theaterwelt um. In der Familie aber bewahrte man der ersten aus der Reihe der Künstlerinnen, Fräulein Ilona, Ehrfurcht und Pietät. Sooft ein Familienmitglied ihren Namen in der Zeitung las, sprach es ihn laut aus, und entfernte Verwandte, die auf die Gunst der Perlefters angewiesen waren, kamen, um zu erzählen, daß sie von den neuen Plänen der Ilona gehört und gelesen hätten.

Fredy trauerte ihr nicht nach. Sie hatte ihm gegeben, was er brauchte: Ruhe im Hause und die Bestätigung seines Rufes als Seelenfänger. Er fuhr in die Sommerfrischen und Winterkurorte und erhielt dann harmlose Ansichtskarten von seinen Sportpartnerinnen. Jeden harmlosen Gruß deutete man in der Familie als ein verstecktes Liebesgeständnis. Die wirklichen Affären Fredys aber bezogen sich auf die Stubenmädchen des Hotels und auf eine allgemein zugängliche Witwe, die er die große Liebe seines Lebens nannte. Die Perlefters hatten keine Angst, daß ihr Sohn sich vergessen könnte, eine schöne Frau ohne Geld zu heiraten. Sie kannte ihn, die Familie, sie vertraute auf die Macht des Blutes.

Und es geschah wirklich, daß Fredy seine Augen schweifen ließ auf die Töchter des Landes, um eine Frau fürs Leben zu finden und eine Mitgift, dieses Leben zu bestreiten. Es war ihm klar, daß er eine schöne Frau haben mußte. Obwohl sie Geld haben sollte, mußte sie auch allen Menschen gefallen können. Es gab derlei Mädchen in der Welt, und Fredy umschwärmte sie. Er sprach mit ihnen anständige Dinge. Er las ein paar Bücher, um sich Gesprächsstoffe anzueignen, und er glaubte, mich in dieser Angelegenheit als Ratgeber schätzen zu sollen. Ich empfahl Fredy Historisches, denn ich glaubte, daß man mit Jahreszahlen gebildeten Damen am besten imponiere. Ich hatte gar keine Erfahrungen mit gebildeten jungen Damen. Aber ich erfuhr bald von Fredy, daß sie sich bei Jahreszahlen langweilten. Ich griff zur Kunstgeschichte und empfahl Gespräche über Bilder. Allein, diese Damen gingen nicht

in Museen. Ich verfiel auf Naturgeschichte. Fredy las die Kapitel, in denen sich die Naturwissenschaft mit den pikanten Vorgängen der Zeugung und Fortpflanzung beschäftigt, und war fortan von der Naturgeschichte nicht mehr abzubringen. Doch sollte er Glück damit haben. Denn er begann bald von einem jungen Mädchen zu schwärmen, dessen Vater die meisten Aktien der Hinke-Bierbrauerei besaß. Es schien, daß Fredys naturwissenschaftliche Anspielungen auf das Fräulein Eindruck machten. Fredy wurde »ins Haus« gebeten. Er ging mit einem Blumenstrauß, er fuhr im Automobil vor. Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Blumenstrauß dieser Art gesehen. Er war kostbar, diskret und exotisch, und dabei war es Winter. Wer weiß, aus welchen Gärten diese Blumen kamen? Jedenfalls banden sie das Verhältnis fester.

Man wartete auf die Rückkehr Perlefters. Im Hause verbreitete sich jene leise festliche Atmosphäre, die eine Vorahnung freudiger Ereignisse ist. Fredy bekam keine Briefe mehr. Unversehens war er gewachsen und zur Verlobung reif geworden. Während ich meine kostbaren Jahre mit nutzlosen Gedanken vergeudete, wuchs er in das reife Jünglingsalter und in eine gewinnbringende Ehe hinein. Er war ein prachtvoller Junge, und er erfüllte sein Schicksal musterhaft und zur allgemeinen Zufriedenheit.

V

Leider konnte die Verlobung Fredys noch nicht offiziell gefeiert werden. Man hatte nämlich Bedenken wegen seiner Schwestern, die älter waren als er. Und soweit man sehen konnte, zeigte sich nirgends ein Freier.

Es war Pech. Die älteste hatte ja auf Männer schon verzichtet. Sie hieß unglücklicherweise Karoline, und das betrübte sie und lähmte ihren Mut den Männern gegenüber. Zwar nannte man sie Line in der Familie, aber auch das reizte sie auf. Sie war einmal hübsch gewesen, mir selbst war sie einmal so hübsch vorgekommen. Ach, als ich zu Perlefter kam, trug sie noch einen Zopf und wiegte sich in den Hüften. Ihr Haar war braun, hart, knisternd, widerspenstig. Sie war sehr hochmütig, die kleine Karoline. Sie war ein Charakter. Sie weinte nicht. Zwar dürfte sie manchmal geschluchzt haben, wenn niemand es hörte. Denn

oft waren ihre grauen, schmalen und bösen Augen rot. Sie war die Klügste und Schweigsamste in dieser Familie. Immer saß sie über Büchern, immer hatte sie die besten Zeugnisse und verhältnismäßig selten Krankheiten. Als ich noch mit den Kindern Perlefters spielen mußte, plagte sie mich am wenigsten. Sie sonderte sich von mir ab, und es war immer irgendein unsichtbares Gehege um sie gebaut. Sie las viele Bücher, immer lag ihr ein Buch im Schoß, wenn sie zu Tisch kam, und hastig schlang sie jeden Bissen, um wieder lesen zu können. In der Nacht brannte an ihrem Bett das Licht am längsten.

Aber es scheint, daß die Bildung eines jungen Mädchens seinen Reizen schadet. Denn als Karoline in das Alter kam, das zwar noch nicht mannbar genannt werden kann, aber in dem das Interesse für die Männer zu erwachen hat, erwies es sich, daß sie gar kein Interesse hatte, weder für ihre eigene Erscheinung noch für die Männer. Ja, Karoline trug das knisternde, widerspenstige und aufreizende Haar glatt und zurückgestrichen, und man sah infolgedessen, daß sie eine hohe, weiße, gewölbte Mathematikerstirn hatte und schöne kleine Ohrmuscheln, deren Zartheit verlorenging in Anbetracht der bedeutungsvollen Stirn. Jeder junge Mann bekam Angst vor dieser Stirn. Jeder Mann mußte dieses Mädchen ernst nehmen und konnte sich demzufolge nicht in es verlieben.

Und Karoline studierte wirklich Mathematik und Physik und wurde in irgendeinem wissenschaftlichen Institut Assistentin. Da legte sie Sandalen ohne Absätze an, ein blaues Arbeiterinnenkleid und nahm einen männlichen Regenschirm zur Hand, und in ihrer breiten Brusttasche lagen klirrende Schlüssel und eine Brillenschachtel aus schwarzem Pappendeckel. Karoline wurde ein Doktor.

Die Familie lobte ihre zierlichen Ohren und ihren Haarwuchs, um sich und andere über die wissenschaftliche Bedeutung der Tochter zu trösten. Aber bald verfiel auch die Familie dem Zauber, der angeblich um Laboratorien und Assistenten webt, und jeder bewunderte die Leistungen eines so jungen Kindes. »Sie hätte ein Mann werden sollen«, sagte Frau Perlefter.

Karoline geriet in Zorn, wenn man von ihr sprach. Sie stürzte aus dem Zimmer und knallte die Tür ins Schloß, die Wände zitterten, und hinter der Tür hörte man sie weinen.

Es war in der Familie Perlefter üblich, daß alle sich küßten. Nur Karoline küßte niemanden. Bei größeren Feiern, bei Abschieden und Ge-

burtstagen hauchte sie flüchtige kühle Küsse auf gleichgültige Wangen.
Sie hatte kalte, dürre Hände mit blassen, flachen Fingern. Ihre Finger sahen aus wie vierkantige Lineale.
Man suchte nach einem Bräutigam für sie.
Manchmal kam die Tante Kempen, die schon viele Mädchen der Familie versorgt hatte. Die Tante Kempen hatte große, braune, glänzende Augen, die alles aufzufangen schienen, aber in Wirklichkeit fast blind waren. Man hatte ihr eine Brille verschrieben, die sie aus Eitelkeit verschmähte. Am liebsten hätte sie sich selbst mit allen jungen Männern abgegeben, die sie den Mädchen zuschanzen mußte.
Sie kannte alle passenden Familien, die Tante Kempen. Jede Woche war sie in einem anderen Haus eingeladen. Sie war wie eine wandernde Spinne, die ihre Fäden von einem Winkel der Stadt zum andern spinnt, oder wie ein Wind, der Früchtesamen über die Welt trägt.
Diese Tante Kempen hatte einen Mann für Karoline ausfindig gemacht. Es war ein Dozent, der Geld brauchte, um Professor ohne Sorgen zu werden, ein Philologe, ein netter, vergeßlicher, junger Mann. Aber Karoline graute es vor der Philologie.
Man war ratlos in der Familie Perlefter. Die Frau Kempen begann, sich mit den anderen Töchtern zu befassen. Aber indessen ging Karoline ihre eigenen Wege, die ich später, bei Gelegenheit, noch schildern werde.
Frau Kempen befaßte sich mit der zweiten Tochter, die Julie hieß. Sie war sanft, blaß, blutarm, und sie trank Chinawein und schluckte Eisenpillen, die wieder Verstopfung verursachten. Der Arzt ordnete ihr Spazierengehen an, aber dazu hätte Julie die bequemen Sandalen ihrer Schwester Karoline nötig gehabt.
Julie trug eitle, hohe Absätze und kleine Lackstiefelchen, die sie schmerzten. Sie kaufte gerne Wäsche ein, Spitzen und bunte Fetzen sammelte sie in der Schublade ihres Kastens. Am liebsten lag sie erkältet im Bett und sortierte Seidenreste. Sie hatte vier Schneiderinnen, für neue und alte Kleider, für Umarbeitungen und »Modernisieren«.
Alle Männer gefielen Julie, sie überließ die Auswahl Frau Kempen.
Herr Perlefter, der immer praktisch war, wünschte sich einen Ingenieur in der Familie, auf keinen Fall aber einen für Brückenbau. Der Herr Perlefter wollte einen praktischen Hausingenieur, der Häuser

abschätzen konnte. Man bekam in dieser Zeit viele preiswerte Häuser angeboten, und jede Schätzung kostete »ein Vermögen«. Ingenieure verdienten jetzt sowieso wenig. Einen Zimmermann im Haus wollte Perlefter haben.

Frau Kempen suchte verzweifelt, sie fand nur einen Architekten mit künstlerischen Ambitionen.

Aber der hatte ein Atelier, er gab Feste, man sprach von seinem leichtsinnigen Leben, und eine Auskunft von dem Detektivinstitut »Argus« meldete viele Schulden. Das schlimmste war, daß man seine Familie nicht kannte, daß er »allein in der Welt« stand. »Argus« konnte nicht herausfinden, welchen Beruf sein Vater gehabt hatte.

»Vielleicht«, sagte der Herr Perlefter, »war sein Vater ein Schankwirt oder ein Mädchenhändler oder ein Bordellbesitzer, was kann man wissen? Der Apfel fällt nicht weit vom Baum!«

Es war ganz aussichtslos. Frau Kempen erreichte nicht einmal, daß die Perlefters den »jungen Mann« »unverbindlich« einluden. Sie wandte also ihr Augenmerk der dritten Tochter zu, ohne die zweite ganz aus ihrem Gedächtnis zu streichen.

Die dritte Tochter hieß am schönsten, nämlich Margarete, und sie verdiente diesen Namen. Sie war hübsch. Ja, sie gefiel mir. Hätte es nicht die Sitte erfordert, daß Laufburschen sich in die Töchter ihrer Brotgeber nicht verlieben dürfen, ich hätte mich bestimmt in Margarete verliebt, damals, als ich noch Laufbursche bei Perlefter war. Später sah ich, wie gut es war, daß ich mein Herz nicht an Margarete verloren hatte. Sie wurde nämlich ein unglücklicher Mensch.

Sie war eine Gegnerin ihrer Familie, aber leicht und heiter von Gemüt, und ließ es nicht zu Auseinandersetzungen kommen. Man hielt sie für ein gehorsames und autoritätsgläubiges Kind. Sie küßte jeden, der ihr die Wange zum Kuß bot. Man glaubte allgemein, sie könne jeden Menschen gut leiden.

Vielen jungen Männern gefiel sie, als sie vierzehn Jahre alt war. Aber damals liebte sie ihren Geschichtslehrer. Damals hatte sie auch in Geschichte die besten Noten. Im nächsten Jahr liebte sie den Literaturlehrer. Da vergaß sie die Geschichtswissenschaft. Sie lernte Klavierspielen und war ganz unmusikalisch. Sie trällerte den ganzen Morgen lauter falsche Melodien.

Später lernte sie einen jungen Sozialisten kennen und gab sich mit Eifer

dem Parteisekretariat hin. Jeden Sonntag ging sie mit Arbeiterkindern in Holzsandalen in den Wald. Sie lehrte die Kinder singen, und alle sangen falsch.
Unter dem Einfluß eines anderen jungen Mannes, der Vorträge in der Volkshochschule hielt, vertiefte sich Margarete in Steiner und Nietzsche. Sie verstand kein Wort von beiden. Aber sie wurde hochmütig, weil sie schon so gebildet war.
Als ihr jemand sagte, daß ihm untätige Frauen ein Greuel seien, bewarb sie sich um eine Stelle als Stenotypistin in einer Bank. Über zehn arme Bewerberinnen, die es nötig hatten, siegte Margarete. Denn sie war die Tochter Perlefters. Sie bekam sogar Gehaltszulagen, während man die andern Mädchen entließ.
Margarete wurde blaß und schmal, weil sie die Luft im Büro und die Schreibmaschine nicht vertrug. Da gab sie die Stelle auf und wurde Kindergärtnerin ohne Gehalt. Aber sie verstand nichts von der Gärtnerei, und man verzichtete auf ihre Mitarbeit.
Von nun an arrangierte sie Wohltätigkeitsbälle und gab sich dem Beruf eines Komiteemitglieds hin.
Sie träumte davon, einen »Salon« zu haben mit Dichtern, Künstlern, Gelehrten. Ihr Mann sollte gar keine Rolle spielen, sondern Geld besitzen.
Frau Kempen ging auf die Suche nach so einem Mann.
Später fand er sich auch.
Inzwischen aber geschah etwas Wichtiges im Hause Perlefter. Alle andern Wichtigkeiten traten vor einer einzigen in den Hintergrund: Henriette wollte heiraten. Henriette war dreißig Jahre alt und zwölf Jahre im Hause. Ich weiß noch, wie sie aussah, als sie kam. Sie kam direkt vom Lande, achtzehnjährig, mit roten, knisternden Haaren, nach harter Waschseife roch sie, und man hörte ihre steife Unterwäsche rauschen.
Ich liebte sie.
Sie war die Folge eines gelegentlichen Abenteuers, das der Gendarmeriewachtmeister mit ihrer Mutter bestand, vor achtzehn Jahren, als er noch allein Patrouillenwege machte. Ihre Mutter brachte Hennen, Eier, Landbrot und Radieschen in die Stadt.
Ich ging einmal mit Henriette in ihr Dorf. Sie trug einen Hut mit roten Glaskirschen und hielt Schuhe und Strümpfe in der Hand, weil der Weg naß war. Wir gingen durch die Felder, die Grillen zirpten, und die

gläsernen Kirschen klimperten. Henriette erzählte allerlei Dinge von der Frau Perlefter und von der Frau des Portiers, die Henriette einen besseren Posten verschaffen wollte bei einem kinderlosen Ehepaar. Aber Henriette fürchtete sich vor ihrer Mutter. Bei einer andern Herrschaft würde sie vielleicht doch auf Abwege geraten. Es schien mir, daß Henriette sich am meisten vor Abwegen fürchtete.
Sie war rot und eifrig, und uns beiden war heiß. Dann nahm Henriette den Hut ab, und es schien mir, daß ihr Haar duftete. Ja, es duftete sehr nach Heu und Wiesen und Tau. Wir blieben stehen, und der Wind streichelte uns. Es war später Frühling, und man hörte schon den Sommer galoppieren.
Da erzählte mir Henriette, daß ein neuer Gendarm ins Dorf gekommen war, als sie vierzehn alt gewesen. Es war ein schöner Gendarm, furchtlos und mit blanken Knöpfen. So, dachte ich, Henriette liebt also einen Gendarm.
Aber im Laufe des Gesprächs stellte es sich heraus, daß dieser schöne Gendarm ein ganz niederträchtiger Kerl gewesen sei. Er hatte drei vierzehnjährige Mädchen verführt, die Kasse mitgenommen und war verschwunden.
Ich weiß noch heute nicht, ob Henriette unter den drei Vierzehnjährigen war. Aber ich glaube es fast.
Im Wald tremolierte ein einsamer Vogel, und wir rieten auf seine Art. Ich war zwei Jahre jünger als Henriette, dennoch riet sie mit mir, als ob ich genauso alt wäre wie sie. Sie war der einzige Mensch, der vor mir Respekt hatte. Denn ich war ein Mann.
Ich sagte, es wäre ein Stieglitz. Henriette meinte: ein Pirol.
Weil ich mir sehr viel auf meine Naturkenntnisse einbildete, denn ich stammte aus einer sehr kleinen Stadt, begann ich, mit Henriette zu streiten. Aber weil es wirklich ein Pirol war und Henriette recht hatte, gab sie nicht nach.
Endlich schlug sie mich, und ich drang auf sie ein, aber ich stieß an ihre weiche Brust, und mein Zorn verlosch. Ich wehrte mich nicht mehr und lachte, als Henriette mich zu Boden warf und sich auf mich stürzte.
Wir lagen beide im Walde, es wehte warm und kühl, und es war der Pirol. So gerieten wir auf Abwege.
Ich war entschlossen, Henriette zu heiraten, aber sie betrog mich mit einem Schornsteinfeger und liebte mich dennoch. Je älter ich wurde,

desto mehr liebte sie mich. Als ich von Perlefter Abschied nahm, küßte sie mich, und manchmal kam sie zu mir, »nur auf einen Sprung nachschaun«.
Henriette konnte den Schornsteinfeger nicht heiraten, denn sie kam nicht los von der Familie Perlefter. Einmal hatte sie schon gekündigt, und sie machte schon Vorbereitungen für die Hochzeit. Da wurde Frau Perlefter krank. Sie hatte ein schwaches Herz, und Henriette blieb.
Dann bewarb sich um sie ein Mann von den Gaswerken. Er kam sogar in die Küche am Sonntag. Aber das gerade war der Grund seiner plötzlich für das zweite Zimmermädchen entbrennenden Liebe.
Dann traten noch ein Polizist, ein Schneider und ein Maurer auf den Plan. Alle wollten Henriette heiraten. Henriette aber zögerte lange, denn sie konnte das Haus Perlefter nicht verlassen. Der Polizist starb an einer Rippenfellentzündung, der Schneider ging irgendwo verloren, der Maurer stürzte zu Hause von einem Tisch ab und brach ein Bein. Es war sehr merkwürdig, daß dieser Maurer vom Tisch fiel, obwohl er Gelegenheit hatte, jeden Tag von respektablen Gerüsten abzustürzen. Er machte sich lächerlich und fiel vom Tisch. Vielleicht war er gerade damals mit seinen Gedanken bei Henriette gewesen. Henriette besuchte ihn einmal im Spital, aber sie konnte den Jodoformgeruch nicht vertragen. Sie fiel in Ohnmacht und kam nie wieder.
Dennoch weiß ich, daß sie zu mir gekommen wäre, wenn ich bandagiert und nach Jodoform riechend im Spital gelegen hätte. Denn Henriette hatte mich nicht vergessen. Sie liebte mich immer mütterlicher, und je älter sie wurde, desto jünger wurde ich in ihren Augen.
Ich begleitete sie noch oft in ihr heimatliches Dorf. Ich trug ihren Hut und, wenn es feucht war, auch ihre Schuhe und Strümpfe. Einmal, als ihre Mutter krank war, das zweite Mal, als ihr Stiefvater starb, und dann, als ihr Onkel die dritte Frau heiratete. Wir stritten aber nie mehr über die Art der zwitschernden Vögel. Wir stimmten in allen Dingen überein. Wir sprachen von allen Sorgen, und manchmal erzählte ich auch etwas von den Büchern. Henriette war sehr stolz auf mich und prophezeite mir eine große Zukunft.
Wir hatten beide verzichtet und liebten uns dennoch.
Ich hätte alles für Henriette getan. Wir sagten uns aber nie »du«, wenn andere dabei waren.
Henriette meinte, ich sollte mich um Margarete Perlefter bemühen.

Dann hätte ich viel Geld. Ich sei doch bestimmt viel mehr wert als die jungen Männer, die ins Haus kamen.
»Ich brauche kein Geld«, sagte ich.
»Du bist ein dummer Junge!« sagte Henriette.
So gingen wir friedlich nebeneinander und kamen ins Dorf. Ich aß Käse und saure Milch und eine Grütze, die Henriette für mich kochte. Grütze aßen sonst nur Kranke und Wöchnerinnen. Bevor ich schlafen ging, drückte mir Henriette die Hand.
Es geschah just um die Zeit, als Fredy Verlobung feiern sollte und Perlefter von seinem kühnen Flug heimkehrte, daß sich ein reicher und verwitweter Bauer um Henriette bewarb.
Als Perlefter davon hörte, sagte er: »Wir können und dürfen ihrem Glück nicht im Wege stehn!« Frau Perlefter begann zu weinen. Sie wurde sogar krank und nahm Brom. Aber diesmal blieb Henriette bei ihrem Entschluß zu heiraten. Es lockte sie der große Hof und die Rolle, die sie in ihrem Dorf spielen würde.
Es war ein Ehrgeiz.
Die Familie Perlefter beschloß, Henriette nach der offiziellen Verlobung Fredys sofort gehen zu lassen.
Aber die offizielle Verlobung Fredys hing von einer Verlobung seiner Schwester ab. Henriette nähte unterdessen an ihrer Aussteuer. Jeden Sonntag ging sie ins Dorf. Sie brachte Milch, Butter, Radieschen, Sauerkraut und Landbrot mit.
Sie sah fast schon so aus wie ihre Mutter vor vielen Jahren. Man mußte das Angesicht Henriettes sehr lange betrachten, um zu erfahren, daß sie einmal schön gewesen war.
Jetzt hatte Henriette ein blaßgelbes Angesicht. Weder Freude noch Überraschungen, noch die Hitze der Küche, noch winterlicher Sturm und Wind röteten ihre Wangen. Es waren abgezehrte Wangen. Die Stirn lag vorgebaut und beschattete das Gesicht, und tief, wie in Erkern, lagen die dreieckig geschnittenen, blauen, blassen und hart blikkenden Augen.
Und dennoch liebte ich Henriette immer noch, und jeden Tag wäre ich bereit gewesen, sie zu heiraten, so, wie sie war, mit ihren knochigen, starken Händen und der Haut, die wie Leder war.
Wenn Perlefter meine Liebe gekannt hätte, er hätte mich für verrückt gehalten. Er wäre sprachlos gewesen.
Perlefter war schon zwei Wochen zu Hause. Aber er wußte noch im-

mer Geschichten von seiner Reise zu erzählen. Wenn man ihm glauben sollte, so hatte er die ganze Welt unterwegs getroffen. Ja, er war sogar reich an neuen Kunsteindrücken. Er hatte Museen besucht und Bilder betrachtet.

An den Bildern schätzte er mit Recht ihren Umfang. Perlefter sagte gerne: »Kolossal! So ein Gemälde!« Er schilderte eigentlich nur den Umfang. Sein höchstes Lob lautete: »So groß wie die Wand!«

Er suchte zu ergründen, wie lange die Maler an solchen Bildern gearbeitet hatten. Seitdem er von der Reise heimgekehrt war, las er jeden Tag zwei Stunden lang auch die Kunstnachrichten. Einmal ging er in eine Auktion. Er brachte einen dunkelgrünen See nach Hause, auf dem ein Kahn mit zwei Schiffern schaukelte. Er hing das Bild in den Salon und zeigte es allen Gästen. »Wenn ich müde bin«, so sagte er, »stelle ich einen Sessel vor das Bild, setze mich hin und betrachte es. Ich kann es stundenlang ansehn. Das ist Kunst!«

Darüber ärgerte sich die Tochter Karoline, die man Line nannte. Ja, sie wurde grob und sagte: »Davon verstehst du ja nichts, Vater!« Dann weinte Frau Perlefter. Sie vertrug es nicht, wenn man jemanden beleidigte.

Aber Perlefter machte sich nichts aus der Kritik seiner Tochter. Er hielt sie für das minderwertigste seiner Kinder. »Wenn jemand schon studiert«, sagte Perlefter ganz richtig, »so muß er wissen, was er will. Weiß Gott, was aus dieser Line werden soll! War Frau Kempen nicht da?«

Richtig! Frau Kempen kam nach einigen Tagen. Sie hatte vorsichtshalber eine Liste mitgebracht, aber sie konnte mit ihren glänzenden und blinden Augen nicht einen einzigen Namen entziffern und weigerte sich, die Brille anzuziehen. Der Herr Perlefter nahm ihr die Liste aus der Hand und las: »Albert Koch, Prokurist bei Goldlust und Co., fünfunddreißig Jahre; John Mitterwald, in Amerika geboren, sehr reich; Alexa Warjuschin, ein Moskauer, vor den Bolschewiken geflüchtet.«

Perlefter unterbrach die Liste und sagte tadelnd: »Lauter Fremde! Da weiß man nie, wer die Eltern sind! Wenn ich mein Kind jemandem gebe, so muß ich wissen, wer, was und wie er ist!«

»Du mußt erst weiterhören!« mahnte Frau Perlefter, denn sie hatte Angst, die Tante Kempen würde sich beleidigt fühlen.

Frau Kempen aber wußte wieder einmal nichts von den Eltern.

»Kommen Sie mit ganz genauen Auskünften«, sagte der Herr Perlefter. »Sie müssen sich kaufmännisch einrichten. Wenn mir jemand etwas anbietet ...« Hier unterbrach sich Perlefter. Er schämte sich auszusprechen, daß er eigentlich die Schwiegersöhne kaufmännisch betrachtete.

Indessen war mit Karoline eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Sie kleidete sich sorgfältig, sie trug Blumen an der Brust, und Blumen standen immer in ihrem Zimmer in verschiedenen Trinkgläsern, die man im Haushalt entbehrte. Ich sah, wie Line aufblühte und wieder jung wurde, und einmal traf ich sie draußen vor der Stadt, wo die Güterbahnhöfe sind, aber auch schon Wiesen. Sie saß auf einer Bank mit einem jungen Mann. Sie erhob sich, sie bat mich zu schweigen.

»Selbstverständlich!« sagte ich.

Da geschah etwas Überraschendes. Karoline gab mir einen Kuß.

Ach! Hätte sie mir doch diesen Kuß damals gegeben, als sie noch einen Zopf trug und sich in den Hüften wiegte.

Der junge Mann war ein armer Chemiker. Er trug einen Arm in der Binde und hatte schlechte Stiefel an und einen zerbeulten Hut. Er wollte sicherlich ein Erfinder werden. Also ging Karoline eigene Wege.

Später erfuhr ich, daß sie eine kleine Wohnung hatten, Karoline und der junge Mann. Ich wurde einmal eingeladen, als der junge Mann, Rudolf hieß er, Geburtstag feierte. Wir saßen alle drei und tranken und aßen mäßige und feierliche Dinge. Eine seidene violette Krawatte lag auf dem Tisch in dünnem Papier. Die hatte Karoline geschenkt. Karoline und Rudolf küßten sich fortwährend. Rudolf hatte an allen Fingern Verletzungen – so fleißig machte er Experimente. Er wollte heiraten, sobald ihm die Erfindung gelungen wäre.

Da es aber drei Monate dauerte und sie noch immer nicht gelang, unternahm Karoline zu Hause einen Angriff und sagte eines friedlichen Abends, während alle Nüsse schälten:

»Ich habe mich verlobt!«

Eine große Verwirrung entstand. Der Herr Perlefter ermannte sich zuerst und schrie: »Man macht mit ernsten Dingen keine faulen Witze!«

Da weinte Karoline, zum ersten Mal in ihrem Leben weinte sie so, daß alle es sahen und hörten.

Perlefter ließ sich sehr lange bitten, ehe er einwilligte. Einige Tage herrschte im Hause Perlefter eine Trauerstimmung, als wäre jemand plötzlich dahingerafft worden.

Perlefter nahm diese Stimmung zum Anlaß, im Klub zu essen. Nach einigen Tagen sagte er: »Bring den jungen Mann!« zu Karoline. Es war, als hätte er ihr befohlen, einen Nußknacker zu holen.
Schließlich war ein armer Chemiker besser als gar keiner. Jetzt konnte man auch Fredys Verlobung offiziell mitteilen. Der junge Chemiker war im Familienkreise sehr bedrückt. Er verbeugte sich vor jedem, und er saß am Tische steif wie ein Schüler in der Schulbank.
Auch seine Eltern kannte man nicht. Perlefter sagte allen Freunden: »Ein stiller junger Mann! Er wird bestimmt einmal ein großer Erfinder. Mit Erfindungen kann man auch viel verdienen.«
Man feierte also Fredys Verlobung, und der junge Chemiker bekam ein paar neue Anzüge. Die Verletzungen an seinen Fingern heilten allmählich und traten nicht wieder auf. Hatte er sich entschlossen, nichts mehr zu erfinden?
Ein Fest jagte das andere.
Nach einigen Wochen konnte auch Henriette gehen. Ich begleitete sie noch einmal und hatte diesmal einen schweren Koffer zu tragen. Auf dem ganzen Wege weinte Henriette. Ich war bei ihrer Hochzeit. Ich schenkte ihr ein Grammophon und stand in hohem Ansehn.
»Der ist wie mein leiblicher Sohn!« sagte Henriette.
Ich tanzte mit ihr, wir gingen hinaus, um uns abzukühlen. Da sagte Henriette: »Wenn der Alte stirbt, wirst du mein Erbe!«
Der Alte aber lebt bis zum Jüngsten Gericht. Er ist zäh, schweigsam, und sein Gesicht ist wie aus brauner Erde. Er ist niemals böse, niemals freundlich, immer wach, seine kleinen Äuglein sind immer aufgerissen, als hätten sie keine Lider und als hätten sie niemals Schlaf nötig.
Henriette ist eine brave Frau, und sie wartet auf seinen Tod vergeblich.

VI

Der Herr Perlefter hatte viel zu seufzen in diesen Tagen. Die Forderungen seiner Frau und seiner verlobten Kinder steigerten sich. Der Herr Perlefter stöhnte erfreut. Es kränkte ihn ein bißchen, daß die Familie keine Zeit mehr hatte, sich nur mit ihm zu beschäftigen. Aus der köstlichen Mitte, in der er Jahr für Jahr gelebt hatte, weithin sichtbar, beachtet und bedauert, glitt er immer mehr an den Rand. Sein Sohn, seine Tochter, sein Schwiegersohn lebten wie hohe Gäste in sei-

nem Hause, und es gab Tage, an denen man mit dem Mittagessen gar nicht auf Perlefter wartete, wenn er nur fünf Minuten länger ausblieb. Dann sagte die Familie, sie hätte den Vater heute im Klub vermutet.
Die Familie nahm kränkende Gewohnheiten an. Die alte Ordnung war nicht mehr aufrechtzuerhalten. Seitdem Henriette nicht im Haus war, wechselten die Mädchen rasch, und Perlefter konnte keine neuen Gesichter vertragen und keine neuen Namen. Er nannte alle Mädchen »Henriette« – sie mochten Anna, Klementine oder Susanne heißen. Gewöhnlich hießen sie Anna.
Man bereitete »stille Trauungen« vor. Man stellte Einladungslisten zusammen. Das Haus zitterte in bewegter Festlichkeit. »Man wird langsam alt!« sagte Perlefter.
Er fürchtete das Alter. Er dachte an seinen Vater, der zweiundneunzig Jahre gelebt hatte, den Kindern eine hochverehrte Last und sich selbst im Wege. Perlefter wollte nicht so alt werden. Er hätte sich vollends diesen erbärmlichen Stimmungen hingegeben, wenn ihn nicht die Partie seines Sohnes entschädigt hätte für alle festliche Unbill, die er erleiden mußte. Es war eine prachtvolle Partie, die Fredy machte, man konnte sogar den armen Chemiker vergessen, den sich die ungeschickte Karoline – spät genug – ausgesucht hatte.
Es war eine prachtvolle Partie, Alexander Perlefter hätte sie nicht besser zustande bringen können. Fredy hatte sich in eines der reichsten Häuser hineinverlobt, sein Schwiegervater war der Lederwarenfabrikant Kofritz, jener Kofritz, von dem alle Taschenspiegel, Galanteriewaren, Sportjacken, Maulkörbe für Hunde, Pferdesättel und Reisemaniküren des Landes stammten; jener Kofritz, der die besten ledernen Klubsessel der Welt herstellte, wunderbare Sitz- und Ruhegelegenheiten, die je nach dem Umfang ihres Benützers weit, schmal, kurz, niedrig und hoch einzurichten waren. Es war derselbe Kofritz, dessen Initialen auf den vornehmsten Reisekoffern der vornehmsten Reisenden zu sehen waren, dessen Wappen ein Löwenfell war mit der gedruckten Devise: Achtung auf die Schutzmarke. Herr Leopold Kofritz hatte sein Vermögen selbst gemacht, wie der Herr Perlefter auch. Aber in den wichtigsten Dingen unterschieden sich die beiden Geldmänner voneinander. Vor allem darin, wie sie das Geld ausgaben. Wenn man wohl sagen kann, daß zum Geldverdienen Talent gehört, so kann man mit viel mehr Recht behaupten, daß zum Geldausgeben ein Charakter nötig ist. In diesem Sinne möchte ich die beiden Schwiegerväter da-

durch kennzeichnen, daß ich feststelle: Perlefter hatte nur Talent. Kofritz aber war ein Charakter.
Leopold Kofritz war bekannt als ein »großzügiger Kaufmann«. Er strebte nicht wie Perlefter nach dem Bedauern der Umgebung, sondern nach ihrem Neid und ihrer Bewunderung. Er wollte nicht geliebt, sondern gefürchtet sein. Er wollte die Mitmenschen nicht gewinnen, sondern verblüffen. Er war eine brutalere, weniger furchtsame, aber keineswegs entschiedene Natur. Sein Zögern trug allezeit die Maske der Entschlossenheit. Wenn er selbst noch lange nicht wußte, was er wollte, so schien es den andern, als wüßte er es bestimmt. Man sagte von ihm, daß er vom ersten Augenblick seiner Laufbahn gewußt habe, daß er die besten Lederwaren Mitteleuropas erzeugen würde. Er selbst erzählte gern von seinen Anfängen, und er versicherte allen, die es ohnehin schon glaubten, daß er noch als Laufbursche der Stahlwarenbranche das größte Interesse für Koffer gehabt hätte. Wenn man ihn so reden hörte, mußte man glauben, daß die wirklichen Kaufleute und Fabrikanten mit ganz besonderen Begabungen gerade für ihre Branche von Gott selbst begnadet wären; ähnlich wie Bildhauer, Maler und Musiker. Man zweifelte nicht daran, daß den jungen Friedrich Kofritz eine innere Stimme zu den großen Auslagen der Lederindustrie gerufen hatte. Er war auserlesen vom Schicksal zur Begründung jener vornehmen Lederartikel und der zwar nicht originellen, aber sinnreichen Schutzmarke.
Er war kleingewachsen, derb, breitschultrig, er hatte eine niedrige Stirn und dichtes, schwarzes, steifes Haar. Obwohl er von geringer Körpergröße war, erfüllte er doch den Raum mit seiner Persönlichkeit. Er verlangte nicht etwa wie Perlefter vollkommene Schweigsamkeit. Man konnte ihm sogar widersprechen. Er entkräftete mit seinem gesunden Lächeln, seinen weißen starken Zähnen, seinen blutvollen roten Lippen, seinen zusammengekniffenen blitzenden Augen jedes Argument. Obwohl er niemals recht hatte, behielt er es doch immer mit der Selbstverständlichkeit des Stärkeren, der keiner Logik bedarf, weil er die Kraft besitzt. Herr Kofritz machte keine kleinlichen Ausflüchte wie Perlefter. Er sagte nur: »So! meinen Sie?«, und in dieser Frage lag die ganze Verachtung eines Kenners gegenüber einem Dilettanten. Es gab kein Gebiet, das Herr Kofritz nicht beherrscht hätte. Es schien, daß er alles mitgemacht hatte. Aber er hätte gar keiner Erfahrung und keines Erlebens bedurft, um gehört und beachtet zu werden. Er hatte

die besten und unwiderleglichsten Zeugen für alle seine Behauptungen: Gesundheit und Reichtum. In der Gesellschaft, die bei Perlefter verkehrte, war der Herr Kofritz der reichste. Er unterhielt die besten Beziehungen. Er war so mächtig, daß er es nicht nötig hatte, den Klub zu besuchen, in dessen Räumen seine Sessel und Sofas standen. Ja, es war, als würde er seinen Einfluß auf die höchsten Stellen des Landes durch seine Sitzgelegenheiten ausüben. Man legt nicht umsonst den Ministerstühlen so viel Bedeutung bei.
Herr Kofritz war ein imponierender Mann in jeder Hinsicht. Er gab viel mehr Geld aus als Perlefter, er hatte ein großes Haus, eine Menge Diener, ein Geschäftsauto und einen Luxuswagen, zwei schöne Hunde, er ging auf die Jagd, er konnte sogar schießen, er verkehrte mit höheren Offizieren und radikalen Monarchisten, und er war selbst einer Monarchie nicht abgeneigt. Er fürchtete nicht die Autoritäten wie Perlefter, aber er liebte sie, wie man seinesgleichen liebt. Herr Kofritz hatte zehn Titel und zwanzig Ehrenämter, seine Würden vermehrten sich, sein Vermögen wurde immer größer, seine Fabriken wuchsen, und seine Arbeiter hungerten nicht einmal. Obwohl sein Vater noch als mäßig begüterter russischer Jude eingewandert war, hatte Herr Leopold Kofritz Haltung, Stimme, Tonfall, Benehmen, Sicherheit und Weltanschauung eines Eingesessenen, Bodenständigen, Konservativen. Er gehörte zwar dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus an, aber auch dem zur Abwehr des Ostjudentums. Er wählte die Mittelpartei und bekannte sich, wenn man ihn fragte, zu ihren politischen Zielen. Aber am besten amüsierte er sich im Kegelklub der Konservativen, und er gab für nationale Zwecke ebensoviel Spenden wie für den Fonds republikanischer Kriegsteilnehmer. Er gab nach beiden Seiten mit der gleichen Entschiedenheit. Niemand sollte ihm etwas vorwerfen können. Er gehörte zu jenen öffentlichen Wohltätern, die hervorragende Plätze in den Listen der berufsmäßigen Schnorrer einnehmen und in denen der Wohltätigkeitsdamen. Sein Name stand in allen Zeitungen, in allen Ausweisen über eingelaufene Spenden. Er erzählte einmal selbst bei Perlefter, daß er für Wohltätigkeitszwecke eigens ein Büro errichtet hatte, dessen Aufgabe es war, Bedürftige abzufertigen, in den Blättern die öffentlichen Sammlungen zu kontrollieren und Bittbriefe zu erledigen. Der Herr Perlefter sprach einige Tage lang von diesem Büro.
Es schien mir, daß Herr Kofritz auch mit der Wahl seiner Tochter

einverstanden war. Er wollte Fredy »ins Geschäft« nehmen. Vorläufig mußte Fredy ein tüchtiger Reiter werden. Er ritt jeden Morgen durch alle Alleen, die man in der Nähe auftreiben konnte. Frau Perlefter ließ sich einmal hinausfahren, um ihren Sohn reiten zu sehen. Fredy ging auch am Nachmittag gerne im Reiterdreß. Er trug eine breite weiße Krawatte, und die Familie sagte, er sehe aus wie ein Lord. Herr Kofritz schenkte ihm ein Pferd. Auf dem Sattel befanden sich die Initialen mit der Schutzmarke. Die Reitgerte Fredys hatte ihresgleichen nicht in der ganzen reitenden Welt. Diese Gerte war neu und dennoch abgegriffen wie die eines alten Reiters. Der Griff bestand aus einem Eulenkopf mit Bernsteinaugen. Eine wunderbare Lederschleife wedelte unten selbständig wie ein Hundeschwanz.

Wenn man Sportzeitschriften und Bilder genau betrachtet, so erfährt man, daß jedem edlen Reiter ein edler Hund zu folgen hat. Diesem Gesetz gehorchte Fredy. Er kaufte sich zum großen Schrecken seines Vaters einen Wolfshund, der sehr zahm war und von dem Fredy behauptete, er wäre wild und bissig. Ich habe in meinem Leben noch keinen so gütigen, sanften und zutraulichen Hund gesehn. Aber die ganze Familie zitterte vor seiner furchtbaren Bissigkeit. Die ganze Familie bewunderte Fredy, der seine Hand zwischen die weißen und scharfen Zähne des Tieres legte. Fredy kam sich vor wie ein Löwenbändiger. Perlefter sagte: »Ich will keinen Hund in der Wohnung.« Und man baute dem stillen Tier, das wie ein frommer Dulder durch das Leben schlich, einen Zwinger im Hof und ließ es höchstens ins Vorzimmer, wo es sich neben den Kleiderständer lagerte, wie um sich von diesem Gerät bewachen zu lassen. Aber wenn Perlefter das Vorzimmer betreten mußte, so sagte er: »Fredy, nimm den Hund hinaus!« Und ebenso wie man den Hund fürchtete, bewunderte man die Braut. An dieser Braut war alles wunderbar. Zuerst ihr Name, sie hieß: Tilly. Fredy nannte sie: Till. Ihr Haar war dunkelblond. Die Familie sprach von einem »kupfernen Glanz«. Tilly hatte lange Zähne und eine kurze Lippe, man sah das entblößte Zahnfleisch, wenn sie lachte. Die Familie sagte, wenn sie lachte: »Ein einzigartiges Gebiß, Zähne wie Perlen.« Tilly war schlank mit der deutlichen Neigung, breit in den Hüften zu werden. Die Familie prophezeite ihr ewige Schlankheit. Wenn sie lachte, pries man ihre ewige Heiterkeit. War sie trübsinnig, so bewunderte man ihren reifen Ernst. Zankte sie mit Fredy, so war man entzückt von ihrem Temperament. Schäkerten beide, so sprach man von

Tillys »mütterlichem Gemüt«. Sogar die Schwestern Fredys, mit Ausnahme der mit ihrem Chemiker beschäftigten Karoline, waren in Tilly verliebt. Sie gingen jetzt zu den Schneidern, die für Tilly nähten. Sie ließen sich die Adressen neuer Modistinnen geben. Perlefters jüngste Tochter gab alle wissenschaftlichen und sozialen Ziele auf. Sie kehrte zu den Traditionen ihres Geschlechtes zurück, kümmerte sich nicht mehr um uneheliche Wöchnerinnen, las die sozialen Zeitschriften nicht mehr, die man ihr jede Woche ins Haus lieferte, und vernachlässigte alle Wohltätigkeitsbälle. Margarete wurde wieder hübsch wie damals, als sie noch achtzehn Jahre gezählt hatte.
Der gute Einfluß des Hauses Kofritz auf das Haus Perlefter war unverkennbar. Henriette hätte das erleben müssen! Sie hätte erleben müssen, wie man ranzige Butter den Katzen der Portiersfrau schenkte, statt sie für Sonntagsgebäck zu verwenden. Aber Henriette war jetzt eine reiche Bäuerin, und ihr Mann wollte nicht sterben.
Die Verbindung beider Häuser war in jeder Beziehung segensreich. Es erwies sich, daß man bei Lederwaren auch die Hilfe der Chemie in Anspruch nehmen konnte, und Karolines Chemiker bekam eine Anstellung. Diese Tatsache söhnte ihn mit der Welt aus, die er immer schüchtern und verdrossen behandelt hatte. Er wurde gesprächig, und in ihm erwachte das Talent, Anekdoten zu erzählen. »Der junge Mann ist ein guter Gesellschafter!« sagte Perlefter. Der Chemiker konnte auch verschiedene spannende Kartenkunststücke und andere Zauberdinge. Seitdem er keine verletzten Hände mehr hatte, war er flink, und ehe man sich's versah, waren Kupfermünzen in seinen Rockärmeln verschwunden.
Weshalb sollte er auch nicht die Annehmlichkeiten des Lebens genießen? Er war sehr lange arm gewesen, und die Armut, die so viele Nachteile hat, entschädigt ihre Lieblinge durch einen Ernst, den sie ihnen verleiht, auch wenn sie ihn nicht verdienen. Es sehen manche Menschen nur deshalb bedeutend aus, weil sie arm sind, und man ist geneigt, einem Hungerleider ein Genie zuzubilligen, das in Wirklichkeit nur Elend ist. Die große Ungerechtigkeit der Weltordnung verleitet uns dazu, den Armen auch noch Werte beizumessen, obwohl Armut allein schon Anlaß wäre, den von ihr Befallenen zu lieben. Der gute Chemiker Karolines (er hieß Anton) sah mit seinen verletzten Händen so genial aus, daß ich dachte, er würde morgen oder übermorgen ein neues Schießpulver erfinden. Als er in den ersten guten Anzug

schlüpfte, entwickelte er banale gesellschaftliche Talente, und ein paar Wochen später war er Angestellter einer Lederfabrik. Ich nehme es ihm trotzdem nicht übel. Vielleicht hätte er wirklich ein überflüssiges Schießpulver erfunden.

Die Familie Kofritz wohnte in einem Vorort, dort, wohin kein Staub dringt, in einem Bezirk, aus dem die Bazillen verbannt waren. Vor dem Hause befand sich ein kleiner Ziergarten, hinter dem Hause ein weiter Obstgarten, in dem die Vögel aus der ganzen Umgebung zusammenkamen, um zu zwitschern. Die Terrasse des Hauses lief in diesen großen grünen Garten hinaus, und man lud am Nachmittag den Herrn Perlefter zu einem Tee auf der Terrasse ein. Der Herr Perlefter klagte dann über Kopfschmerzen. Er konnte soviel zwitschernde Vögel nicht vertragen. Er lobte sein eigenes Haus, weil es keine Terrasse hatte, und fragte halb mitleidig und halb entrüstet: »Wozu baut sich der Kofritz Terrassen?«

Es gab ein paar Kleinigkeiten, die dem Herrn Perlefter nicht gefielen. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß Herr Perlefter sich zu rächen suchte für das Lob, das er täglich einige Stunden lang vor Fremden und Heimischen dem Herrn Kofritz singen mußte. Deshalb suchte Alexander Perlefter nach kleinen und besonders nach größeren Schwächen. Daß Kofritz zuviel Geld ausgab, ärgerte ihn. Daß Fredy reiten mußte, statt sich »im Geschäft umzusehen«, tadelte er. »Ich kann auch nicht reiten!« sagte Perlefter. Aber niemand außer seiner armen Frau kümmerte sich jetzt noch um seine Ratschläge und seine schlechten Launen. Er blieb immer länger im Klub, wo man ihn seiner neuen Verwandtschaft wegen schätzte. Er ließ sich feiern, und dennoch glaube ich, daß es ihn nicht freute, wenn man ihn feierte und eigentlich Kofritz meinte.

Die Tante Kempen kam, um sich »Provision« zu holen. Mit Recht hielt ihr Perlefter vor, daß sie diese Partie gar nicht zustande gebracht hatte. »Diese Ehe ist wirklich im Himmel geschlossen worden!« sagte Perlefter und warf einen Blick zur Zimmerdecke. Die Frau Perlefter weinte, sie konnte keinen Zank vertragen, und sie beeilte sich, die Tante Kempen mit den kostbaren Ananas zu traktieren. Tante Kempen aß Ananas, als wären diese herrlichen Früchte gewöhnliche Äpfel. So empört war sie. Einmal sagte sie: »Diese Ehe ist noch lange nicht fertig! Es ist erst eine Verlobung!« Da griff Perlefter nach seinem Scheckbuch und zahlte der Frau Kempen die Provision. Dafür mußte

sie die Ananas entbehren, und sie bekam Kirschen, die um diese Zeit gerade zu reifen begannen.
Frau Kempen legte keinen großen Wert auf Ananas, sie war nicht beleidigt, sie wollte nur eine Einladung bei Kofritz durchsetzen, und es gelang ihr. Der Herr Kofritz wollte eine arme Nichte, die bei ihm lebte, verheiraten und sich der Frau Kempen bedienen.
Frau Kempen wußte auch einen passenden Mann, einen jungen Journalisten, der in einem großen Verlag diente und auf den Tod des Lokalredakteurs wartete, um heiraten zu können. Zum Glück schlüpfte der junge Mann namens Hirsch in die Filmredaktion des Blattes und bekam eine Gehaltserhöhung.
Ich traf den jungen Mann bei Perlefter. Der Herr Hirsch hatte eine bedeutende Physiognomie und trotz seiner Jugend wenig Haare. Frau Perlefter machte den treffenden, aber etwas allgemeinen Vergleich, daß der junge Mann »wie ein Schauspieler« aussehe. Er hatte kurze Beine und einen langen, dicken Oberkörper. Seine Nase sprang vor, hart, gebieterisch und selbstbewußt.
Dieser junge Mann galt als ein »begabter Schriftsteller« in der Familie. Er brachte manchmal Freikarten. Der Herr Perlefter hielt viel von diesem jungen Mann, obwohl er noch wenig verdiente. Leider lag Julie Perlefter wieder einmal im Bett. Noch ehe sie gesund wurde, hatte sich der junge Herr Hirsch für die Nichte des Hauses Kofritz entschieden.
Mir scheint, daß es später, als Julie aufstand, dem Herrn Hirsch leid tat, daß er sich so beeilt hatte. Er hatte sich fürs Leben entschieden und konnte nichts mehr gutmachen.
Er heiratete bald und bekam eine Leitung des Filmteils. Hätte er die Tochter Perlefters genommen, er wäre bestimmt in den Handelsteil geschoben worden, in jene Rubrik, in der die bedeutenden Schriftsteller Interesse für die Börse gewinnen.
Fräulein Julie war nun voraussichtlich für ein halbes Jahr gesund, und Frau Kempen nutzte die Zeit. Sie kannte einen Zahnarzt ohne Praxis, der große Lust hatte, sich zu etablieren.
Es war ein schöner junger Mann mit rosa Mädchenwangen und blanken blauen Augen und einem kurzen Schnurrbärtchen. Er erzählte gerne »Witze für Herren«, und er amüsierte den Herrn Perlefter immer in einer Ecke.
Man zog über sein Vorleben Erkundigungen ein und erfuhr, daß er eine Geliebte hatte.

Herr Perlefter hatte nichts gegen eine Geliebte, die man abfertigen konnte. Außerdem war ihm ein Zahnarzt in der Familie sympathisch. Wie oft hatte der und jener Zahnschmerzen. Die Rechnungen der Zahnärzte häuften sich immer am Ende des Jahres.
Der Herr Perlefter war überhaupt für praktische Schwiegersöhne, wie ich schon einmal erwähnt habe. Alles, was eine Gefahr, was ein Schmerz, was ein Unheil sein konnte, sollte sofort gebannt werden. Einen Rechtsanwalt ersehnte er für die jüngste Tochter. Indem sich der Herr Perlefter so mit einer Schutztruppe von Fachleuten umgab, glaubte er am besten sich und die Seinigen sichern und Geld sparen zu können.
Leider hielt Julies Gesundheit nicht, wie man vorausgesehen hatte, sechs Monate vor. Sie bekam einen Abszeß, eine häßliche und geradezu proletarische Krankheit und überdies noch an einer Körperstelle, von der man nicht ohne weiteres sprechen durfte und die man erriet, weil man sie verschwieg.
Infolgedessen konnte Julie nicht auf dem Rücken liegen, und das Bett machte ihr gar keinen Spaß mehr. Sie wurde zweimal operiert, der Hausarzt kam zweimal am Tag und der Chirurg dreimal in der Woche. Als man den Verband abnahm, war Julie sehr mager geworden, und da ohnehin die Zeit der Sommerfrische gekommen war, beschloß man, einen Kurort aufzusuchen.
Der Herr Perlefter, dessen Verdauung nicht ganz ausgezeichnet war, sollte in ein Bad für Magenkranke. Er mußte Wasser trinken und sich Bewegung machen. Dagegen brauchte seine Frau vollkommene Ruhe, denn sie war nervös.
Karoline wollte mit dem Chemiker einen stillen Ort aufsuchen, einen jener Orte, in denen man am besten Idyllisches erlebt. Fredy sollte mit der Familie Kofritz zuerst ein bißchen durch Europa fahren und dann in der Schweiz bleiben, wo es Berge für Touristen und Täler für Autofahrten gibt.
Die jüngste Tochter, Margarete, sollte ihre Mutter begleiten, obwohl es sehr langweilig war. Frau Perlefter aber konnte nicht allein fahren. Sie kannte sich nicht aus, sie verstand keinen Fahrplan, sie war schüchtern und furchtsam sogar, und es war ihr unmöglich, allein in einem Hotelzimmer zu schlafen.
Es blieb also Julie, die mit der Mutter nicht fahren wollte, weil Margarete dabei war. Der Abszeß hatte die Bewerbung des schönen Denti-

sten unterbrochen, und man mußte ihm Gelegenheit geben, sie in einem Sommerkurort fortzusetzen. Da konnte Margarete stören, denn sie war schöner und gesünder. Es war vorauszusehen, daß Julie auch in einem Kurort das Bett aufsuchen würde. Dann mußte der eingeladene Zahnarzt Margarete begleiten, und man weiß, daß die Spaziergänge in Kurorten einsam sind und am Abend so spärlich beleuchtet, daß sie zu unbedachten Handlungen verführen.

Es galt also, viele schwierige Aufgaben im Hause Perlefter zu lösen, und man zog sogar mich zu Rate, obwohl ich in solchen Angelegenheiten ein Laie bin. Nichtsdestoweniger schlug ich vor, den Zahnarzt nur dann einzuladen, wenn Julie vollkommen gesund sein würde. Man konnte ihn für eine Woche einladen und Margarete unterdessen zu ihrem Vater schicken.

Dabei blieb es.

Mitte Juli zerstreute sich die Familie Perlefter in viele Erholungsgegenden, und ich ging viermal zur Bahn mit Blumensträußen.

Man bat mich, von Zeit zu Zeit einen Blick ins Haus zu werfen. Das versprach ich. Man teilte mir mit, daß die silbernen Geräte im Ofen des Salons aufbewahrt seien.

Die Alpakatassen standen im Wäscheschrank. Auf dem Boden lagen die Teppiche zusammengerollt. Die Lampen hingen in großen weißen Säcken. Die Fenster waren kahl wie in Krankenzimmern, die Vorhänge lagen in der Waschküche. Es roch nach Kampfer gegen Motten, und jeden Abend ließ die Köchin das Grammophon spielen.

In diesem Sommer fuhr ich zu Henriette ins Dorf und lebte bei ihr und freute mich zu sehn, wie tüchtig sie war. Ihr Mann fürchtete sich vor ihr. Den Knechten gab sie Ohrfeigen, den Mädchen Püffe. Alles war sauber in diesem Bauernhof, die Kettenhunde liebten Henriette und ließen sich nur von ihr füttern. Manchmal schlachtete sie die Hühner selbst, mit blankem Messer tat sie einen sichern Schnitt, und dann bekam ich gute Suppen. Sie ließ mich nicht vor acht Uhr früh aufstehn, und nach Sonnenuntergang erzählte sie mir, daß der Bauer noch höchstens ein Jahr zu leben hatte.

Henriette war immer noch schön, es schien mir jedenfalls so, und ich gestehe, daß ich nicht ganz sicher bin, ob sie auch andern so schön vorgekommen wäre. Damals wäre ich gerne ein Bauer geworden, der sät, pflügt und erntet und niemals eine Zeile schreibt.

Als ich wieder in die Stadt kam, warteten Briefe auf mich. Fredy hatte

unterwegs geheiratet, die Feier sollte später stattfinden. Auch Karoline hatte sich mit dem Chemiker trauen lassen. Der Zahnarzt war nahe daran, sich mit Julie zu verloben. Frau Perlefter hatte keine Kopfschmerzen mehr. Herrn Perlefters Verdauung ließ nichts zu wünschen übrig. Margarete tanzte fleißig und nahm dennoch zu, und überall war schönes Wetter. Es regnete selten in diesem Sommer. Solch ein trockener Sommer ist geeignet, alle Menschen, die Geld haben, in gute Laune zu bringen.

VII

Ein halbes Jahr später, es war Winter, die Jahreszeit der Bälle und der Damenschneider, verlobte sich Margarete mit einem Herrn in den besten Jahren, der Tischlampen erzeugte. Seine Tischlampen waren von ganz besonderer Art, aus einem Material, das wie Porzellan aussah und dennoch niemals zerbrach, mit bunten Ornamenten verziert, die niemals verblassen konnten, mit beweglichen Schirmen, deren Lage zu verändern war. Das Wichtigste an diesen Lampen aber machte die wunderbare Tatsache, daß jenes porzellanähnliche Material hohl war und im Innern eine oder mehrere kleine Glühbirnen enthielt, so daß es ein mattes, mildes, milchiges Licht ausströmte, den Raum verdunkelnd und dennoch erhellend, die vorzüglichste Beleuchtung für Menschen, die an Schlaflosigkeit leiden, die Finsternis fürchten und von einer Lampe gestört werden. Eine Beleuchtung, die auch für Salons zu verwenden war, in denen intime Gesellschaften saßen, für Liebende, die einander nicht mehr erkennen müssen, aber immer sehen wollen, für alternde und schlechtaussehende Frauen, deren Gesichtsschnitt immer noch schön ist, wenn ein halber und farbiger Schatten auf ihren Zügen liegt.
Man soll nicht immer von den Werken eines Menschen auf seinen Charakter schließen. In diesem Fall aber möchte ich es mir nicht versagen, einen Zusammenhang festzustellen zwischen dem sanften Licht der Tischlampen und der lyrischen Seele des Herrn Sedan – so hieß Margaretes Verlobter. Der historische Name hat nichts zu besagen. Wenn man den Herrn Sedan sah, dachte man nicht an Geschichte. Er sah dick und milde aus, er besaß die sanfte Nachgiebigkeit und herzliche Güte jener Menschen, deren Seelen wohlverpackt und vor jedem

Angriff behütet in gut ausgestatteten Körpern liegen wie in sorgfältig gepolsterten Etuis. Auf dem breiten Nasenrücken Sedans saß der altertümliche schwarze Kneifer mit den dicken, scharfgeschliffenen Gläsern, welche die braunen, etwas zu großen Kugelaugen verkleinerten, ohne ihnen den Glanz der Güte zu rauben. Herr Sedan trug dunkle Anzüge, die ihn schlank machten, seinen Bauch vergessen ließen und die mädchenhafte Röte seiner Wangen milderten. Wenn man von Menschen, die keine Gedichte schreiben, dennoch sagen kann, sie wären Lyriker, so nenne ich den Herrn Sedan einen Lyriker, einen passiven Lyriker. Und selbst dieses einschränkende Attribut verliert seine Berechtigung, wenn ich bedenke, daß die Lampen der Fabrik Sedan wirkliche Gedichte waren.

Allein, man weiß noch aus Margaretes Vergangenheit, daß es ihr Ehrgeiz war, einen »Salon« zu besitzen, in dem wirkliche Künstler verkehren sollten. Infolgedessen begann ihr Verlobter, eine künstlerische Zeitschrift zu finanzieren. Es fand sich ein schöngeistiger Mann, der Plaudereien schreiben konnte und der schon lange Geld gesucht hatte. Er hieß Doktor Feld und schrieb unter einem italienischen Pseudonym über Mode, Kunstausstellungen, gesellschaftliche Ereignisse und über Frauen. Dieses letzte Thema behandelte er in der Form von Aphorismen, die er in verschiedenen Zeitschriften verstreute, wie ein Sämann Samen über Äcker streut. Man las die Aphorismen dort, wo die Skizzen aufhörten und die Inserate langsam aufzutauchen begannen, kleine Zeilen, von Gedankenstrichen unterbrochen, auf glänzendem, glatten Papier, in zartem Druck, und der Leser ahnte sofort: Hier spricht ein Erfahrener, ein Mann von Geist und Welt. Herr Doktor Feld rief jetzt eine neue Zeitschrift ins Leben, sie war reich ausgestattet, erschien unregelmäßig, nicht etwa weil es ihr an Geld fehlte, sondern weil ihr Herausgeber und Schöpfer die Unregelmäßigkeit für ein Zeichen und ein Gebot der Vornehmheit hielt.

Alle begüterten Mitglieder der Familie und ihre entfernten Verwandten abonnierten diese Zeitschrift. Sie führte einen etwas unverständlichen Namen, sie hieß: »Der blaue Rand«, und ich nehme an, daß der Herr Doktor Feld selbst diesen Namen erfunden hat. Viele Mitarbeiter verkehrten bei Frau Margarete Sedan am Mittwochnachmittag. Sie trug wunderbare Kleider und nahm sachte zu. Sie lernte allerlei. Man empfahl ihr einen jungen Dozenten für Geschichte. Er kam und hielt vor einem kleinen Kreis Vorträge über Napoleon. In den Kreisen, die

Margarete umgaben, wurde Rußland modern. Margarete fing an, Russisch zu lernen. Ihr Lehrer war ein geflüchteter russischer Ingenieur ohne Papiere und ohne Geld. Er sprach gerne von den Grausamkeiten der Bolschewiken, und man kann sagen, daß er davon lebte. Er gefiel allen Menschen, die sich über Revolutionen ärgern. Es ist sehr angenehm, gerade diesen Menschen zu gefallen, denn sie sind es, die Geld haben. Der Ingenieur gab vielen Frauen russische Stunden. Er war ein kleiner flinker Mann mit einem kahlen Schädel und tiefen wässrigen kleinen Augen. Margarete sagte, er hätte etwas Dämonisches. Herr Sedan sprach mit ihm über die Elektrizität. Manchmal vermittelte der Ingenieur auch Geschäfte. Er hatte Beziehungen zur Filmbranche, und er verkaufte gegen Provision Apparate. Er verachtete nichts. Er machte alles, was sich unterwegs traf. Eine Zeitlang betrieb er Propaganda für ein russisches Kabarett. Im Winter begleitete der Ingenieur die Familie Sedan nach der Schweiz. In der winterlichen Stille eines Kurorts, im Angesicht der majestätischen Berge mußte sich irgend etwas ereignet haben, was den Herrn Sedan veranlaßte, sich von Margarete scheiden zu lassen. Der Ingenieur bekam andere Schülerinnen. Margarete zog wieder in das Haus Perlefter.

Da war sie nun. Drei Wochen weinte Frau Perlefter. Zum Scheidungsprozeß kam Margarete in einem hochgeschlossenen züchtigen Kleid. Ihr Anwalt sagte: »Entzückend.« Am Abend kam Tante Kempen mit neuen Vorschlägen. Der Herr Perlefter wollte in ein Sanatorium, um sich von den Anstrengungen zu erholen. Später wollte er gerne über einen neuen Schwiegersohn nachdenken. Aber knapp einen Tag vor seiner Abreise brachte Margarete einen Bankbeamten ins Haus, der allen gefiel, weil er sehr bescheiden war. Perlefter schob seine Reise auf. Zwei Wochen später heiratete Margarete ihren Bankbeamten. Herr Perlefter nahm ihn ins Geschäft. Plötzlich meldete sich Doktor Feld wieder. Er begann, vom »Blauen Rand« zu sprechen. Margarete versprach ihm, die Mittel zu verschaffen. Sie verkaufte ihren Schmuck, und eine Woche später sah alle Welt ihr Bild im »Blauen Rand«. Die Mittwochnachmittage lebten wieder auf.

Margarete wurde wieder dick. Sobald sie verheiratet war, nahm sie zu, und gar nichts half. Jeden Morgen turnte sie. Man empfahl ihr einen Masseur, einen berühmten Masseur, der die vornehmsten Häuser der Stadt bediente und die höchsten Preise nahm. Es war ein schöner muskulöser Mann in Ledergamaschen mit breitem Mund und weißen, ge-

sunden Zähnen. Der Bankbeamte war eifersüchtig, aber es half ihm nichts. Er spielte überhaupt keine Rolle in diesem Hause. Wenn Margarete gut gelaunt war, streckte sie ihm die Hand hin. Er mußte sie küssen. Wenn er sprechen wollte, unterbrach sie ihn. Schließlich fing er an, den Tee zu kochen, im Ofen nachzusehn, Wasser zu holen und in die Apotheke zu laufen. Er wollte sich unbedingt nützlich machen. Geduldigen Zuhörern erzählte er Schulgeschichten und Anekdoten aus dem Börsenleben. Er war leider ein schlechter Erzähler, und man wußte im ersten Satz seiner Erzählung schon das Ende. Der Doktor Feld verachtete ihn. Der Doktor Feld war fast so angesehen wie der Masseur. Ihm beichtete Margarete ihren Kummer. Von ihm ließ sie sich bestätigen, daß sie immer dünner werde. Aber die Waage zeigte seit Monaten dasselbe Gewicht an. Doktor Feld sagte: »Auch Maschinen sind unzuverlässig«. Der Bankbeamte war dumm genug, die Redlichkeit der Waage zu verteidigen. Er wollte beweisen, daß der Masseur überflüssig sei: Aber er bewies nur seine eigene Entbehrlichkeit.

So vergingen die Monate. Perlefter war im Sanatorium, seine Frau wohnte bei Fredy, dessen Frau ein Kind bekommen sollte. Auch Karoline gebar ein Mädchen. Der Chemiker führte es spazieren. Er war ein guter Vater, und er hatte es nicht mehr nötig, ein Pulver zu erfinden. Er führte den Kinderwagen, wohnte draußen in ländlicher Bescheidenheit und bewies ein herzliches Interesse für Lederwaren.

VIII

Während sich der Herr Perlefter im Sanatorium von den Schicksalsschlägen erholte, die sein Haus heimgesucht hatten, landete an einer der europäischen Küsten Leo Bidak mit seiner Frau und sechs Kindern und seinem ganzen Vermögen, das in einem einzigen Strohkorb mehr Platz gefunden hatte, als es verlangen konnte. Leo Bidak kannte ich noch aus meiner Knabenzeit und aus meiner Heimat. Auch er war mit Alexander Perlefter verwandt, ohne daß der Herr Perlefter auf diese Familienbeziehung besondern Wert gelegt hätte. Leo Bidak kam aus San Franzisko, er hatte mehrere Erdbeben erlebt und den europäischen Weltkrieg versäumt, er war hinausgefahren, um Geld zu verdienen, aber er kam als Bettler zurück, und er versuchte, sich wie-

der »eine Existenz zu gründen«, nachdem er in Europa sowohl wie jenseits des Ozeans mehrere Existenzen hatte aufgeben müssen.
Er war zweiundvierzig Jahre alt, ein Familienvater, er hatte viel erlebt und nichts erfahren, einige Berufe gehabt und keinen einzigen bis zur Vollendung beherrscht. In seiner Jugend war er Hafenarbeiter in Odessa. Damals konnte er noch breite Pflastersteine über dem Knie zerbrechen und einen Kosakensäbel auf einer Fingerspitze balancieren lassen, Haselnüsse zersplittern zwischen seinen Fingern, und junge Baumstämme entwurzelte er mit einer Hand. Er war so stark, daß er seine Kräfte auch beweisen mußte, und weil ihn die Hafenarbeit zu wenig anstrengte, ergänzte er sie durch die Schlägereien in Kneipen und in stillen Gassen. Am Sonntag trat er in einem Zirkus als Ringkämpfer auf und befolgte die Regeln ebensowenig wie die Gesetze des Staates, den er verachtete, weil er einer jener außergewöhnlichen Menschen war, für die der Staat eine dumme und die Freiheit raubende Einrichtung ist. Infolgedessen hatte Leo Bidak nicht nur die Behörden zu Feinden, sondern auch Berufsgenossen, und weil er nicht einmal dem Verband der Athleten angehörte, betrachtete ihn die Sportswelt als einen querulierenden Außenseiter, der in allen Preiswettkämpfen gewann, ohne Beiträge zu bezahlen, und alle Rechte genoß, ohne sich Pflichten zu unterwerfen. Außerdem war Bidak ein Liebling des Publikums, das keine Bedenken hatte, wenn er einen Fehlgriff tat, und das ihm alle Gesetzwidrigkeiten verzieh, während es andere, die sich gegen eine Regel vergingen, aus der Arena wegbrüllte. Man sieht: Leo Bidak war ganz auf sich gestellt, ein Rebell auch innerhalb seines Standes, in keine Rubrik und in keine Gattung einzureihen, ein Einsamer und Mächtiger, der Gesellschaft abhold und sein eigener Verbündeter gegen zwei Welten. Er war klein und dick, seine Hände waren rund und weich, mit kurzen Fingern wie die eines Kindes, und dennoch war ihr Griff hart; diese Hand wurde sofort eisern, wenn sie sich zur Faust ballte. Ich habe einmal die Handflächen Bidaks gesehn und über ihre einfachen und klaren Linien gestaunt, die ich bei keinem andern getroffen habe. Es waren drei starke Furchen, zwei Querfalten, eine Längslinie, und alles andere war glatt, eine Handfläche wie aus gehobelter Haut. Nach den Regeln der Handlesekunst hatte Bidak mindestens hundertfünfzig Jahre zu leben, ohne Krankheiten, ohne Schmerzen, ohne Verwicklungen. Seine Hände waren Werkzeuge; wenn er nicht arbeitete und nicht schlug, hingen sie schlaff herunter wie eine Art von Hämmern an starken und runden Gelenken.

Auch sein Gesicht war einfach. Es bestand aus einer niedrigen Stirn, aus blauen, winzigen Augen, einer kurzen Nase, einem kleinen, aber breiten Kinn und zwei starken Wangen, an deren Oberfläche man die Kaumuskeln spielen sah. Hinter der Stirn lebten die einfachsten Gedanken, die Augen hatten nichts anderes zu tun, als Gefahren zu sehn, die Nase brauchte nur zu riechen, der Mund nur zu essen. Selbst die Haare Leo Bidaks waren nur da, um den Forderungen der Natur zu genügen. Sie hatten keine Farbe, sie waren weder dicht noch dünn, weder hart noch weich, und Bidak trug sie so, wie sie Gott wachsen ließ, in die Stirn gestrichen oder ganz kurz geschnitten, je nachdem, ob er Geld für den Barbier hatte oder nicht.
Denn Bidak besaß kein Geld, und er verdiente auch wenig. Die Preise, die er im Zirkus gewann, vertrank und verspielte er. Drei Würfel aus Menschenknochen klapperten immer in seiner rechten Hosentasche. Er gewann im Spiel nur, wenn er trank, er verlor, wenn er nüchtern war, deshalb kam er nie zum Geld, denn er gab es aus, um es einzunehmen. Er verlor es auch auf der Straße wie alles, was er zu sich steckte: Zettel, Uhren, einen Bleistift und glatte Kieselsteine, Schlüssel und Werkzeuge. Die glatten Kiesel brauchte er, um sich im Zielen zu üben. Er besaß eine solche Geschicklichkeit im Steinschleudern, daß er eine bestimmte Fensterscheibe eines fahrenden Zuges treffen konnte. An freien Nachmittagen ging er hinaus in die Felder, an denen die Züge vorbeifuhren, legte sich ins Gras und nahm sich vor, wenn er einen Zug heranrollen hörte, die dritte oder vierte oder fünfte Fensterscheibe des drittletzten Wagens zu treffen. Er traf sie immer. Daß hinter den Fensterscheiben Menschen saßen, wußte er. Daß er Unbekannte traf, freute ihn sehr. Manchmal ließ er einen Drachen aus Zeitungspapier steigen. Er trug einen Knäuel harten und dunkelblauen Zwirn in der Tasche, einen Zwirn, den er mit seinen kleinen, breiten und scharfen Zähnen zerbeißen konnte und mit dem er sowohl seine Kleider als auch seine Stiefel nähte.
Eine Zeitlang war er in einer Schnapsbrennerei Kutscher, und der Duft des Alkohols betäubte ihn so, daß er betrunken war, ohne zu trinken. Mit Pferden wußte er umzugehn, denn sein Vater war Kutscher gewesen, Besitzer eines Wagens und zweier Schimmel, von denen der eine schon in jungen Jahren starb, der andere ein hohes Alter erreichte und nach dem Tode des alten Bidak noch drei Herren dienen durfte. Der alte Bidak trank viel und erfror einmal im Winter unterwegs in einem

Graben, in den er mit Pferd und Schlitten gefallen war. Er hinterließ seinem Sohn ein altes Haus, eine Scheune, eine große Roßkopfuhr, die drei Tage gehen konnte. Pferd, Wagen und Schlitten kaufte der bärtige Kutscher Manes, der mit zwei Pferden einen ungeahnten Aufstieg nahm, viele Gäste gewann und sich eine neue Peitsche anschaffte, mit geflochtenem Griff, einem Stiel aus hartem Leder und einer sechsknotigen Leine. Leo Bidak konnte den Kutscher Manes nicht leiden. Leo fuhr zu den Verwandten seiner Mutter nach Rußland und wurde Arbeiter im Hafen, statt wie es sich gehört hätte, Pferd, Wagen, Schlitten und Gäste zu erben und mit einer neuen Peitsche zu knallen.
Als Kutscher in der Schnapsbrennerei schlief Leo eines Tages, vom Schnapsduft betäubt, auf dem Bock ein, die Pferde scheuten, ein Kind geriet unter die Hufe, und Bidak wurde entlassen. Er kam in eine Zukker- und Tee-Handlung en gros und beschäftigte sich mit dem Abladen und Aufschichten der großen schwarzgepackten Zuckerhüte. Er gewann eine große Fertigkeit darin und konnte einen halben Zentner auf einmal tragen dank einer Vorrichtung, die er selbst erfunden hatte, einer kleinen hölzernen Treppe aus drei Stufen, die auf dem Rücken hing und zehn Zuckerhüte auf jeder Stufe faßte. Einem Ringkämpfer, der Leo Bidak einmal im Geschäft aufsuchte, schlug er eine ganze Ladung Zuckerhüte auf den Kopf. Der Athlet war auf der Stelle tot.
Dieser Mord geschah im Hausflur, der die Kanzleien des Handelshauses von den Lagern trennte, im Halbdunkel zu einer Zeit, in der nur noch ein schwerhöriger Oberbuchhalter anwesend war, der weder den Streit noch den Fall des Zuckers und des Ringkämpfers gehört hatte. Bidak schleppte den Toten auf das angrenzende Grundstück, steckte den Hosenriemen des Athleten als Amulett ein und begrub die Leiche. Dann kehrte er in den Laden zurück. Der Oberbuchhalter hatte ihn vermißt und ihn gerufen, und weil er nicht gekommen war, wurde Leo Bidak entlassen. Nach einer Woche sprach man in Sportkreisen von dem plötzlichen Tod des Ringkämpfers. Hierauf machte sich Leo Bidak auf den Weg nach dem Westen.
In der Stadt Perlefters lebte seine Tante namens Frida Sammet. Sie besaß einen Feinputz- und Färbeladen, den sie selbst leitete. Ihr Mann, der Gelegenheitsgedichte machen konnte, war eine sanfte Natur, von seiner Frau mißbraucht und untertan gemacht, ein schweigsamer und witziger Mensch ohne Beruf und mit vielen Talenten. Er wollte einmal Schriftsteller werden, und er hatte auch schon ein Werk herausgege-

ben; einen Liebesbriefsteller für schüchterne junge Männer, der viele Leser und Käufer fand. Herr Sammet war für praktische Themen. Er schrieb eine Broschüre über die Maul- und Klauenseuche, über die Seele der Hunde und einen Protest gegen den Impfzwang. Er beschäftigte sich mit Okkultismus, Hypnose, Augendiagnostik, er besaß ein Mikroskop und einen Schmelzofen, er glaubte an ein Perpetuum mobile und an künstliches Gold, er las oft im Lexikon und in Fremdwörterbüchern. Er ließ sich kein Fremdwort entgehen, verfolgte jedes bis an seinen Ursprung und kam auf diese Weise zu einem unordentlichen, aber ausgebreiteten Wissen. Seine Frau war manchmal auf ihren gebildeten Mann sehr stolz, besonders wenn sie mit Fremden sprach. Zu Hause schalt sie ihn und zwang ihn, beschämende Arbeiten zu verrichten. Um zehn Uhr mußte er im Bett liegen, um sieben Uhr morgens aufstehn, er durfte keinen Alkohol trinken, nur drei Zigarren am Tag rauchen, nichts Gepökeltes essen, weder Hering noch Zwiebel, noch frisches Brot, noch gebratene Kartoffeln – alles Leckerbissen, nach denen sich der Herr Sammet sehnte. Er haßte seine Frau – worüber sich niemand wundern wird. Der Haß verband sie, wie eine Kette zwei Häftlinge bindet. Dennoch bekamen sie mit den Jahren ähnliche Gesichter. Man hätte sie für Geschwister halten können. Beide hatten dürre, schmale Wangen. Nur der Mund des Herrn Sammet war freundlich geschwungen. Der Mund der Frau Sammet aber war wie ein schmaler, langer und stark verblaßter Pinselstrich. Ihre Stimme war scharf und dünn wie eine Klinge. Die Stimme des Herrn Sammet kannte man nicht. Er sprach immer lautlos wie einer, dem die Stimmbänder fehlen.

Tag und Nacht sann er über eine Rache an seiner Frau nach. Ihm gehörte das Haus, in dem sie wohnten und in dem sich der Putzladen befand. Ein paar hundert Goldstücke verwahrte er in einem Geheimfach, es war die letzte Position, die er mit Erfolg gegen seine Frau verteidigte. Er sprach oft, gerne und fast leichtfertig über seinen Tod. Denn erstens fürchtete er sich nicht vor dem Sterben, sondern er freute sich auf das Jenseits, in dem er sich ganz genau auskannte, und auf seine Existenz als Geist, die er gesichert zu haben glaubte. Zweitens wußte er, daß er vom Leben nichts mehr zu erwarten hatte und daß die eiserne Gesundheit seiner Frau noch sehr lange anhalten würde. Wirkliche Freude konnte er nur noch als Toter genießen. Zu diesen Freuden gehörte das Bewußtsein, daß Frida die Goldstücke nicht finden würde.

Aber auch das Haus gönnte er ihr nicht. Es fiel ihr gesetzmäßig nach seinem Tode zu, wenn er es nicht noch bei Lebzeiten verschenkte. Aber er besaß keine Freunde und nicht einmal sympathische Bekannte. Da erschien Leo Bidak.
Er kam gerade an jenem Unglückstage, an dem Frau Frida Sammet mit dem linken Arm in eine Fensterscheibe gestürzt war und sich die Pulsader aufgeschnitten hatte. Herr Sammet, der die Heilkunde beherrschte, wußte, daß es vor allem nötig war, das rinnende Blut aufzuhalten und den Arm in eine gestreckte senkrechte Lage zu bringen. Weil er Phantasie hatte, legte er seine Frau auf den Tisch, schnürte den Arm über dem Handgelenk mit einem Handtuch ab, nahm die Hängelampe von der Decke und verband mittels eines Strickes den ausgestreckten Arm der Frau mit dem Haken am Suffit. So hilflos gefesselt und in der Mitte des Zimmers lag Frau Frida, als ihr Neffe Bidak ankam. In dieser Lage konnte sie ihm keinen warmen Empfang bereiten. Bidak blieb im Geschäft. Er half den Mädchen beim Bügeln und Stärken der Wäsche, er sortierte die Hemdkragen und die steifen Hemdbrüste und befreite die weißen Fenstergardinen von den gelben Rostflecken. Den besseren Kunden brachte er die Wäsche nach Hause, und zu den säumigen Schuldnern ging er mit Rechnungen und Mahnbriefen. Frau Frida Sammet hätte Anlaß gehabt, mit ihm zufrieden zu sein, wenn die Unzufriedenheit nicht ihr Wesen gewesen wäre. Also war sie mit ihrem Neffen unzufrieden. Sie beklagte sich über ihn bei Herrn Sammet. Doch nahm dieser die Partei Bidaks. Frau Frida Sammet beklagte sich über ihren Mann bei Bidak. Dann erfuhr sie zu ihrem Schrecken, daß ihr Neffe und ihr Mann Freunde waren.
Ja, sie waren Freunde.
Herr Sammet sprach mit Bidak über alle schwierigen Fragen, welche die Menschheit bewegen. Sie gingen zusammen spazieren, beobachteten Sonnenuntergänge, stellten Windrichtungen fest und oblagen der Sternkunde in hellen Nächten. Auch die Politik besprachen sie. Leo Bidak war mit der Weltordnung ebenso unzufrieden wie der Herr Sammet. Sie waren beide unglücklich.
Sie waren entschlossen, die Welt zu reformieren. Dem Herrn Sammet verbot seine Frau, an sozialistischen Versammlungen teilzunehmen. Ihrem Neffen konnte sie es nicht verbieten. Um sie zu reizen, trug er rote Krawatten, er kam sogar zur Arbeit mit einer roten Nelke im Knopfloch, und am ersten Mai ließ er die Plätterinnen nicht arbeiten.

Frau Sammet hätte ihn längst entlassen, aber sie konnte es nicht mehr. Je älter sie wurde, desto größer wurde der Kreis ihrer säumigen Kunden. Leo Bidak konnte man eine revolutionäre Gesinnung, aber keine Unzuverlässigkeit nachsagen. Er hatte viel Kraft, und an arbeitsreichen Samstagen bewältigte er über tausend steife Hemdbrüste. Um 6 Uhr legte er die Arbeit nieder. Für das Sortieren der Wäsche verlangte er einen Aufschlag. Er war unbedingt ein radikaler Sozialist.

Nach einem Jahr wußte er das Versteck, in dem Herrn Sammets Goldstücke lagen. Hierauf verlangte er eine Gehaltserhöhung. Frau Frida hoffte, von ihm das Geheimnis zu erfahren. Sie erhöhte das Gehalt Bidaks, aber sie erfuhr nichts. »Das Geld liegt hinter dem Bild mit dem schwarzen Schiff«, sagte Leo Bidak. Aber da lag es nicht. »Er hat es schon wieder versteckt«, sagte Bidak.

Einmal erkrankte Herr Sammet. Er ließ einen Notar kommen und schenkte Leo Bidak ein halbes Haus.

Herr Sammet wurde wieder gesund. Aber es tat ihm nicht leid, Leo Bidak ein halbes Haus geschenkt zu haben.

Nun hatte Bidak ein halbes Haus. Er war schon 23 Jahre alt. In diesem Alter fängt der Mensch gewöhnlich an, sich nach einem Weib umzusehen. Bidak verliebte sich in ein Fräulein namens Ellen, die Stenographie gelernt hatte und eine Sozialistin war.

Leo Bidak und Ellen trafen sich oft, sie lasen Bücher, und Herr Sammet freute sich über diese junge Liebe.

Eines Tages erzählte Leo seiner Freundin, daß er einen Ringkämpfer getötet hatte. Er erzählte es nur, weil er sie heiß liebte und weil er ihr vertraute.

Aber Fräulein Ellen konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie einen Menschen küssen sollte, der ein Mörder war.

Drei Wochen lang wich Ellen ihrem Geliebten aus, und Leo nahm zusehends ab.

Dann suchte er Ellen auf und erhielt ihre Verzeihung.

Ich habe immer geglaubt, daß Ellen eigentlich gar nicht böse war wegen des Mordes. Im Gegenteil, es freute sie, einen so außergewöhnlichen Mann zu besitzen.

Eines Tages heirateten sie. Und es war der einzige Tag, an dem ich Frau Frida Sammet lächeln sah. Sie trug ein graues Seidenkleid mit schwarzen Schleiern, und sie rauschte wie ein Wasserfall. Die Familie Perlefter schenkte einen silbernen Tafelaufsatz für Obst.

IX

Es war der Familie Perlefter nicht angenehm, Verwandte zu besitzen, die keine Tugenden aufweisen konnten, weder Vermögen noch Talente, noch ein gutes Benehmen. Ich glaube, daß der Herr Perlefter dieser Verwandten wegen viel zu leiden hatte. Denn es ließ sich nicht vermeiden, daß der Herr Sammet oder seine Frau sich bei besondern Anlässen zum Besuch anmeldeten. Man konnte die Beziehungen zu diesem entlegenen Teil der Familie nicht abbrechen. Ich habe ja schon einige Male erwähnt, daß der Herr Perlefter überhaupt nicht gerne Beziehungen löste. Er hatte sogar einen stark entwickelten Familiensinn. Er hätte sich, wenn es nur auf ihn angekommen wäre, ganz gerne einmal genauer mit der Frau Sammet unterhalten, die ihn schon gekannt hatte, als er noch Lehrling in einer Mehlhandlung gewesen war. Allein, es kam gar nicht mehr auf den Herrn Perlefter allein an. Er mußte viel mehr Rücksichten auf die Welt als auf seine Familie nehmen, und man weiß, wie selten die Interessen der Welt mit denen der Familie zusammenfallen.
Es lag keineswegs im Interesse der Welt, daß Leo Bidak mit Perlefter zusammenkam. Dennoch kamen sie zusammen. Perlefter war nicht unfreundlich. Leo Bidak erschien eines Nachmittags mit seiner jungen Frau. Er ließ sie gar nicht zu Wort kommen. Er erzählte Geschichten aus Odessa. Die junge Frau wurde rot. Man bot ihm einen Kümmel an, und er trank drei. Dann verlangte er ein Butterbrot, denn er aß keine Süßigkeiten. Seine Frau schämte sich sehr.
Sie hatte eine braune Hautfarbe. Wenn ihr Angesicht rot wurde, war es hübsch. Sie hatte schmale Schultern und sehr breite Hüften. Ich sah schon damals, daß sie viele Kinder haben würde.
Und sie bekam viele Kinder. Zuerst kamen Zwillinge und schon nach sechs Monaten. Ein Jahr später gebar sie ein Mädchen. Nach vier Jahren waren es sechs Kinder, Mädchen und Knaben, und die ganze Familie wohnte im Hause Sammet.
Der alte Herr Sammet erlitt einen Schlaganfall. Die rechte Hälfte seines Körpers war gelähmt. Er lag im Rollstuhl und murmelte Flüche gegen seine Frau. Das Geschrei der Kinder stürmte durch alle Zimmer, durch die Korridore und den Flur. Leo Bidaks sechs Kinder nahmen sich aus wie dreißig. Sie zerbrachen das Treppengeländer. Sie brachten gestohlene Katzen ins Haus, die wieder junge Katzen gebaren. Frau Sammet

nannte die Kinder »Bastarde«. Sie verdächtigte den gelähmten Herrn Sammet der Vaterschaft. Denn sie war eifersüchtig.
Die junge Frau Bidak nahm gewaltig zu, sie hatte einen spitzen Bauch, immer, auch wenn sie nicht schwanger ging. Die Kleider paßten ihr nicht mehr, ihre Brüste hingen tief bis zum Gürtel, ihre braune Haut wurde gelb. Sie nannte ihren Mann »Mörder«, wenn sie eine schlechte Laune hatte. Und sie kam oft in schlechte Laune.
Eines Tages erlitt der alte Sammet den zweiten Herzschlag und erwachte nicht mehr. Man begrub ihn ohne Tränen. Ich war dabei, und ich sah, wie sich die Kinder Bidaks freuten. Zum ersten Mal trugen sie dunkle Mäntel und fuhren in einem Wagen. Der tote Herr Sammet wurde in überaus lustiger Weise bestattet. Leo Bidak lud die Totengräber zu einem Leichenschmaus ein. Alle Hinterbliebenen begaben sich in die nächste Schenke, und man aß und trank bis zum Einbruch der Dunkelheit. Es war im Sommer, die Sonne ging spät unter, und Leo Bidak war betrunken und bestieg mit der ganzen Familie einen großen Landauer. Unterwegs kaufte er bei einem Straßenhändler chinesische Lampions, entzündete sie und erregte in allen Straßen, durch die er fuhr, großes Aufsehen.
Allein, schon am nächsten Tage gab es Streit. Leo Bidak wollte nicht aufstehn. Er war jetzt nicht nur Besitzer eines halben Hauses, sondern auch der Herr im ganzen Hause, und er ließ sich nichts mehr von der Witwe Sammet befehlen. Die Goldstücke des Verstorbenen entnahm er dem Versteck, und er zeigte sie seiner Tante und füllte seine Hosentaschen mit Goldstücken und klimperte mit ihnen.
Diese Musik versetzte die Witwe in Zorn und Schmerz. Sie warf ein heißes Bügeleisen gegen ihren Neffen, traf ihn nicht, sondern einen Pack Vorhänge, die zu brennen anfingen.
Indessen ging Leo Bidak in einige Fabriken. Er war entschlossen, den Betrieb »ganz großzügig und amerikanisch« auszubauen. Zu diesem Zweck wollte er größere Plättmaschinen anschaffen. Er verachtete die mühselige Handarbeit. Er wollte eine richtige Wäscheputzfabrik einrichten.
Er besichtigte wunderbare Maschinen. Es gab solche mit doppelten Walzen, zwischen denen die nasse Wäsche getrocknet, gestärkt und gebügelt wurde, Maschinen mit großen Rädern, die sich ganz selbständig bewegten, aber eine Menge elektrischer Kraft brauchten.
Leo Bidak kaufte die umfangreichsten Maschinen modernster Kon-

struktion. Im Hof des Hauses errichtete er einen Maschinenraum. Es dauerte drei Monate, bis die Maschinen aufgestellt waren und in Gang kamen. Aber sie brachten nichts Gutes. Denn die Wäsche kam halbfeucht, gar nicht gestärkt und glanzlos gebügelt wieder aus den Maschinen, und die Kunden waren unzufrieden. Leo Bidaks Mädchen mußten nachbügeln, und es gab eigentlich doppelte Arbeit.
Hierauf inserierte Bidak in der Zeitung und bot die Maschinen zum Verkauf an. Er schlug sie mit großem Verlust los. Ein Techniker, der eine neue Wäscheputzmaschine erfunden hatte, setzte sich mit Bidak in Verbindung. Bidak kaufte die neue Maschine.
Indessen siedelten sich in der Gegend viele neue Wäscherinnen an und zogen die Kunden an sich. Der bare Nachlaß des Herrn Sammet war längst verbraucht. Bidak begann, Hypotheken auf sein halbes Haus aufzunehmen.
Es waren hohe Hypotheken und außerdem noch kleinere Schulden, die Bidak das Leben verbittert hätten, wenn er nicht eine so heitere Natur gewesen wäre.
Er war eine heitere Natur. Sein Körper wurde immer breiter, sein Bauch runder, sein Angesicht voller, zwischen den Backen verschwanden Augen und Nase fast ganz, er kollerte mehr, als er ging, er aß und trank und freute sich über jede neue Sorge. Dabei vernachlässigte er auch nicht die Erziehung seiner Kinder. Er gab sich ihnen, im Gegenteil, sehr eifrig hin, und wenn der Erfolg auch nicht seinen Bemühungen entsprach, so waren ihm doch diese allein schon Lohn genug.
Denn Leo Bidak hatte schon lange niemanden geschlagen, und wer Ringkämpfer und athletische Naturen etwas näher kennt, wird wissen, daß diese Talente nicht lange rasten können. Am liebsten hätte Bidak seine Tante Sammet geschlagen. Aber erstens gewährte ihr dürrer Leib nicht jenen Widerstand, der jedem mit Begeisterung Schlagenden ein freudiger Ansporn ist, und zweitens war diese Tante Sammet der einzige Mensch, vor dem Leo Bidak sich immer mehr zu fürchten begann, je älter und dicker er wurde.
Es war, als hätte der Tod ihres Mannes in Frau Sammet alle Quellen der Bosheit aufgedreht. Aus tausend Schlünden ihrer Seele brach die Schlechtigkeit empor und drängte an die Welt. Wahrscheinlich hatte die Liebe, die länger lebt, als man glaubt, und auch dann noch wirkt, wenn man sie begraben und tot meint, wahrscheinlich hatten die letzten Reste der Liebe zum Mann Frau Sammet gehindert, der ganzen

großen wütigen Trauer, die in ihr lebte, Raum zu geben. Jetzt war sie entfesselt. Es war eine müde und dennoch unaufhörlich arbeitende Wut, eine kummervolle Verbissenheit, es war eine Bosheit in Trauer, das Schlechtsein einer Witwe. Sie ging durch das Haus, schweigsam und hörbar, sie machte niemandem Vorwürfe, aber sie war ein Vorwurf, sie litt, sie kränkelte, sie sah aus wie ein Schatten, aber sie war, wie nur ein Schatten sein kann, so immer gegenwärtig, schrecklich und nicht körperhaft genug, um wirklich zu schrecken; sie war nicht lebendig mehr, nicht von Fleisch und Blut und deshalb so ewig, so unverletzlich und unsterblich. Was konnte ihr die massive Fleischmenge Bidaks anhaben? Ihre Bosheit gab ihr tausend Waffen, gegen die Gesundheit und Kraft wehrlos waren. Sie murmelte Flüche, die man kaum hörte, die man fühlte und die deshalb schon wirkten, noch ehe sie sich erfüllten. Sie war immer da, sie erschien, wenn die Kinder jubelten, und erstickte ihre Freude, und sooft jemand lachte, mußte er plötzlich innehalten, und sein Lachen zerbrach in der Mitte, wie ein fröhliches Glas, das plötzlich springt, man weiß nicht, warum.
Nur Leo Bidak verlor, wie gesagt, seine Heiterkeit nicht. Gegen ihn richtete sich der bittere und schweigsame Zorn der Tante. Beide konnten einander nichts anhaben. Ihre schreckliche Schlechtigkeit war wie ein viel zu dünner Stahldegen gegen den Panzer starken Frohsinns, der Bidak umgab. Sie waren zwei ewige Feinde, die nach natürlichen Gesetzen nichts gegeneinander können, sie waren wie Tag und Nacht, Sommer und Winter, Tod und Leben.
Dennoch hatte Leo Bidak Furcht. Er graute sich vor dem Gespenst. Er tat alles, um die Tante zu ärgern. Eigentlich wollte er sich beweisen, daß sie nicht tot war, daß sie lebte. Er führte jetzt die Wäscherei allein. Aber am Samstagabend kam die Tante zur Abrechnung. Er ließ sie bis neun Uhr abends warten. Dann ging er fort. Um elf Uhr kam er zurück, und die Abrechnung begann. Aber manchmal hatte die Tante Sammet, man wußte nicht, woher, einen Nachschlüssel. Sie rechnete ohne Bidak. Sie konnte besser rechnen, und sie betrog ihn um lächerliche Summen. Gewöhnlich kam Bidak erst zu spät dahinter. Dann suchte er sich zu rächen.
Die Tante wohnte im ersten Stock in einem kleinen Zimmer. Bidak sperrte die Tür ab, band eine junge Katze am Schwanz an der Klinke fest. Das Tier schrie die ganze Nacht hindurch. Kein Mensch im Hause konnte einschlafen. Nur Leo Bidak schlief, weil er viel getrunken

hatte. Die Tante rüttelte an der Tür. Sie zerbrach alle Gegenstände. Sie schrie. Aber Bidak hörte nichts. Er schlief und schmunzelte im Schlaf. Unter seinem Kissen lag der Türschlüssel. Wenn seine Frau den Versuch machte, den Schlüssel zu stehlen, erwachte Bidak, auch im Schlaf fühlte er Gefahren wie ein Tier.

Er kam bald nur noch am Donnerstag und Freitag nach Hause, um die geputzte Wäsche zu zählen. Die Hälfte fehlte. Kunden klagten auf Schadenersatz. Jeden Vormittag hatte Bidak auf dem Gericht zu tun. Er beschäftigte mehrere Advokaten. Sie kosteten mehr Geld als die verlorene Wäsche.

Und dennoch freute sich Bidak seines Lebens.

Ich war sein treuester Kunde. Ich hatte keine kostbare Wäsche. Sie konnte auch verlorengehn. Aber meine Kragen und Hemden wusch und bügelte Bidak persönlich. Ich war nicht nur sein treuester, ich war auch sein einziger Kunde, mit dem er sich beschäftigte.

Wir waren, wenn man so sagen will, Freunde. Denn die Freundschaft ist eine Leidenschaft wie die Liebe, sie überfällt die Herzen der Menschen und heftet zwei aneinander, die verschieden schlagen und obwohl sie verschieden schlagen. Ich muß an dieser Stelle gestehen, daß wir oft miteinander tranken, spazierengingen und von verschiedenen Dingen sprachen.

Wir sprachen von traurigen Dingen, und Leo Bidak begriff ihre ganze Traurigkeit. Dennoch lachte er. Ja, er strömte sogar ganz ein in die Trauer der Welt, und sein Gemüt blieb dennoch heiter. Er glich einem munteren Fluß, der durch die düstere Tiefe eines Waldes rauscht, silbern, lebendig und dennoch dunkelgrün und tot. Er bohrte sich einen lauten, fröhlichen Weg durch alle Schrecken.

Er trank nicht nur, er las auch Bücher, und zwar historische mit Vorliebe. Von allen Zeiten der Weltgeschichte liebte er die der Französischen Revolution am heißesten. Er war ein Rebell.

Wäre er doch ein Zeitgenosse der Revolution gewesen! Er hätte es zu einem historischen Ruhm gebracht. Denn es fehlte ihm nicht an Talenten, sondern an Gelegenheiten. Die Natur hatte ihn nicht zu einem Wäschereibesitzer geschaffen. Er war ein edler Räuberhauptmann.

»Im Jahre 48«, sagte er, »stand das Volk von Wien auf dem Platz vor der Burg und schrie: ›Gebt uns den Latour!‹ Und man gab ihnen den Latour. Da machten sie eine Schlinge am Kandelaber und hingen ihn auf. Wozu hat die Welt Kandelaber? Ha – ha – ha!«

Er machte am Tag tausend kleine Revolutionen. Er schlug Polizisten nieder in stillen Gassen, er lernte aus den Gesetzbüchern und disputierte mit Richtern und Beamten, mit Gläubigern und Notaren, und er disputierte sie in Grund und Boden. Er las die Parlamentsberichte und hielt selbst Reden. Denn er war ein wichtiger Mann in einer sozialdemokratischen Ortsgruppe, und am Ersten Mai ging er mit einer roten, golddurchwirkten Fahne.

Indessen bedrängten ihn die Hypotheken, und sein halbes Haus gehörte ihm nicht mehr ganz. Er besaß kaum noch ein Achtel.

Im Sommer arrangierte er Waldfeste. Seine Kinder fuhren mit ihm hinaus, er mietete Knappeks kleines Wäldchen und behängte die Bäume mit Lampions und umgab den Wald mit einem Stacheldraht, auf daß nicht unbefugte Menschen ohne Karten hereinkämen. Tagelang arbeitete er, der Regen vernichtete seine papierenen Ornamente, und er brachte neue an. In der Mitte der Lichtung errichtete er ein Marktzelt mit Lebkuchen und Bier und Wurst. Zwei seiner Kinder verkauften Käse. Seine Frau saß an der Kasse. Die Büglerinnen schenkten Bier aus. An drei Tagen, an denen die proletarischen Feste stattfanden, war Bidaks Laden geschlossen.

Er selbst verwaltete die Lotterie und das Glücksrad.

Er stand auf einer leeren Kiste, und ihm war, als stünde er auf der Terrasse eines eroberten Schlosses. Er rief Nummern aus und ermunterte die Zuschauer, Lose zu kaufen für das Wohl des Proletariats, und ihm war, als hielte er eine rebellische Rede an das versammelte Volk.

Dann ließ er mit einem großen Schwung das Glücksrad rotieren. Es knatterte, kreischte, quietschte, und dieser Lärm freute Bidak sehr, und er lachte so, daß seine kleinen Augen nicht mehr zu sehen waren und sein Mund mit den gelben Raucherzähnen weit offenstand, vom rötlichen Lampion beleuchtet, öffnete er eine große rote Rachenhöhle.

Dann teilte er die Gewinne aus. Den Kindern schenkte er immer etwas, auch wenn sie nicht gewonnen hatten. Und weil gewöhnlich die Kinder nicht gewannen, gab Leo Bidak viel Geld aus. Die Geschenke bezahlte er selbst. Die Ortsgruppe hatte an Bidak ein wertvolles Mitglied. So verlor er bald auch das letzte Achtel des Hauses.

Er versuchte, von der Tante Sammet die andere Hälfte zu erhalten. Sie gab nicht einmal eine Unterschrift auf einen Wechsel. Sie berief sich darauf, daß sie bald sterben würde. Dann sollte das halbe Haus ohnehin der Familie Bidak gehören.

Aber sie starb nicht, die Tante Sammet. Der Tod vernachlässigte sie. Er hielt sie für einen Schatten, den man nicht greifen kann. Oder er hielt sie für seinesgleichen. Er nahm sie nicht, denn sie leistete ihm Dienste. Sie war vorläufig seine Stellvertreterin in dem lauten und so gesunden Haus der Bidaks. Sie erlitt viele Unfälle. Sie wurde überfahren, sie stolperte, sie schlug sich den Körper wund, ein Kind Bidaks warf einen Schürhaken gegen ihren Kopf.
Sie aber starb nicht.

X

Dem arm werdenden Leo Bidak war kein reicher Mann näher als der Herr Perlefter. Weder Banken noch berufliche Geldverleiher, die weniger Steuern zahlen als Banken und weniger sichtbare Schilder haben als sie, konnten Leo Bidak noch helfen. Bidak begab sich um jene Zeit zu Perlefter, ein wenig Hoffnung im Herzen.
Als er ankam, feierte man gerade ein kleines Familienfest, den Geburtstag Fredys. Man wird aus dem, was ich bis jetzt von Herrn Perlefter erzählt habe, schon wissen, daß er an Tagen, die ihn Geld kosteten, wenn sie ihm auch Freuden eintrugen, nicht gerade in der Laune war, für etwas Geld auszugeben, das ihm nicht einmal Freuden eintragen sollte.

ERDBEEREN

1929

Die Stadt, in der ich geboren wurde, lag im Osten Europas, in einer großen Ebene, die spärlich bewohnt war. Nach Osten hin war sie endlos. Im Westen wurde sie von einer blauen, nur an klaren Sommertagen sichtbaren Hügelkette begrenzt.
In meiner Heimatstadt lebten etwa zehntausend Menschen. Dreitausend unter ihnen waren verrückt, wenn auch nicht gemeingefährlich. Ein linder Wahnsinn umgab sie wie eine goldene Wolke. Sie gingen ihren Geschäften nach und verdienten Geld. Sie heirateten und zeugten Kinder. Sie lasen Bücher und Zeitungen. Sie kümmerten sich um die Dinge der Welt. Sie unterhielten sich in allen Sprachen, in denen sich die sehr gemischte Bevölkerung unseres Landstriches verständigte.
Meine Landsleute waren begabt. Viele leben in großen Städten der alten und der neuen Welt. Alle sind bedeutend, manche berühmt. Aus meiner Heimat stammt der Pariser Chirurg, der die alten und reichen Menschen verjüngt und Greisinnen in Jungfrauen verwandelt; der Amsterdamer Astronom, der den Kometen Gallias entdeckt hat; der Kardinal P., der seit zwanzig Jahren die Politik des Vatikans bestimmt; der Erzbischof Lord L. in Schottland; der Mailänder Rabbiner K., dessen Muttersprache Koptisch ist; der große Spediteur S., dessen Firma auf allen Bahnhöfen der Welt zu lesen ist und in allen Häfen aller Kontinente. Ich will ihre Namen nicht nennen. Leser, die eine Zeitung abonnieren, wissen ohnehin, wie sie heißen. An meinem eigenen Namen ist nichts gelegen. Niemand kennt ihn, denn ich lebe unter einem falschen. Ich heiße – nebenbei gesagt – Naphtali Kroj.
Ich bin eine Art Hochstapler. So nennt man in Europa die Menschen, die sich für etwas anderes ausgeben, als sie sind. Alle Westeuropäer tun dasselbe. Aber sie sind keine Hochstapler, weil sie Papiere haben, Pässe, Ausweise und Taufscheine. Manche haben sogar Stammbäume. Ich aber habe einen falschen Paß, keinen Taufschein, keinen Stammbaum. Man kann also sagen: Naphtali Kroj ist ein Hochstapler.
In meiner Heimat brauchte ich kein Papier. Jeder kannte mich. Dem Bürgermeister putzte ich die Stiefel, als ich sechs Jahre alt war. Als ich zwölf alt wurde, kam ich zu einem Barbier. Da seifte ich den Bürger-

meister ein. Mit fünfzehn Jahren wurde ich ein Kutscher und fuhr den Bürgermeister am Sonntag spazieren. Wir hatten dreizehn Polizisten. Mit allen trank ich Schnaps. Brauchte ich da Papiere?
Außerhalb der Stadt versahen Gendarmen den Dienst. Ihr Wachtmeister schlief mit meiner Tante jeden Donnerstagnachmittag, wenn er frei war. Ich schmuggelte manchmal Schnaps in die Stadt, aus der Umgebung – was verboten war und verzollt werden mußte. Die Zollwächter aber bekamen einen Wink vom Gendarmeriewachtmeister und ließen mich passieren.
Also stand ich in meiner Jugend mit den Behörden gut. Später wurde es anders. Andere Zeiten kamen und andere Behörden.

Ich glaube, daß bei uns zu Hause niemand Papiere hatte. Es gab ein Gericht, ein Gefängnis, Advokaten, Finanzämter – aber nirgends brauchte man sich zu legitimieren. Ob man als der oder jener verhaftet wurde – was machte es aus? Ob man Steuern bezahlte oder nicht – wer ging daran zugrunde, wem half man damit? Hauptsache war, daß die Beamten zu leben hatten. Sie lebten von Bestechungen. Deshalb kam niemand ins Gefängnis. Deshalb zahlte niemand Steuern. Deshalb hatte niemand Papiere.
Schwere Verbrechen kamen vor, leichte wurden nicht entdeckt.
Brandstiftungen überging man, sie waren nur persönliche Racheakte. Landstreichen, Betteln, Hausieren war eine alte Landessitte. Waldbrände wurden von Förstern gelöscht. Raufereien und Totschläge entschuldigte der Brauch, Alkohol zu trinken. Räuber und Wegelagerer verfolgte man nicht. Man ging von der Ansicht aus, daß sie sich selbst hart genug bestraften, indem sie auf jeden gesellschaftlichen Anschluß, auf Handel und Gespräche verzichteten. Falschmünzer tauchten zuweilen auf. Man ließ sie in Ruhe, weil sie mehr die Regierung als ihre Mitbürger schädigten. Gerichte und Advokaten hatten zu tun, weil sie langsam arbeiteten. Sie befaßten sich damit, Streitigkeiten zu schlichten und Vergleiche herbeizuführen. Zahlungstermine hielt man unpünktlich ein.
Bei uns zu Hause herrschte Frieden. Nur die engsten Nachbarn hielten Feindschaft. Die Besoffenen versöhnten sich wieder. Konkurrenten taten einander nichts Böses an. Sie rächten sich an den Kunden und Käufern. Jeder lieh jedem Geld. Alle waren einander Geld schuldig. Einer hatte dem anderen nichts vorzuwerfen.

Politische Parteien wurden nicht geduldet. Die Menschen verschiedener Nationalität unterschied man nicht, weil jeder in allen Sprachen redete. Man erkannte nur die Juden an ihrer Tracht und ihrer Überlegenheit. Manchmal machte man kleine Pogrome. Im Wirbel der Ereignisse waren sie bald vergessen. Die toten Juden waren begraben, die Beraubten leugneten, Schaden erlitten zu haben.

Alle meine Landsleute liebten die Natur, nicht um ihrer selbst willen, sondern mancher Früchte wegen, die sie spendete.
Im Herbst gingen sie in die Felder, um Kartoffeln zu braten. Im Frühling wanderten sie in die Wälder, um Erdbeeren zu pflücken.
Der Herbst bestand bei uns aus flüssigem Gold und flüssigem Silber, aus Wind, Rabenschwärmen und leichten Frösten. Der Herbst war beinahe ebenso lang wie der Winter. Im August wurden die Blätter gelb, in den ersten Septembertagen lagen sie schon auf dem Boden. Niemand kehrte sie zusammen. Ich habe erst im Westen Europas gesehn, daß man den Herbst zusammenfegt zu ordentlichen Misthaufen. An unsern klaren Herbsttagen wehte kein Wind. Die Sonne war noch sehr warm, schon sehr schräg und sehr gelb. Sie ging in einem roten Westen unter und erwachte jeden Morgen in einem Bett aus Nebel und Silber. Es dauerte lange, ehe der Himmel tiefblau wurde. Dann blieb er so den ganzen kurzen Tag.
Die Felder waren gelb, stachlig, hart und taten den Sohlen weh. Sie rochen stärker als im Frühling, schärfer und etwas unbarmherzig. Die Wälder am Rand blieben tiefgrün – es waren Nadelwälder. Im Herbst hatten sie silberne Kämme auf den Häuptern. Wir brieten Kartoffeln. Es roch nach Feuer, Kohle, verbrannten Schalen, angesengter Erde. Die Sümpfe, an denen die Gegend reich war, trugen eine glänzende leichte Decke aus gläsernem Frost. Sie dufteten feucht wie Fischernetze. An vielen Stellen stieg der Rauch steil und tänzelnd in den Himmel. Aus den fernen und nahen Gehöften kam das Krähen der Hühner, die den Dunst gerochen hatten.
Im November kam der erste Schnee. Er war dünn, glasig und haltbar. Er zerging nicht mehr. Da hörten wir mit dem Kartoffelbraten auf. Wir blieben in unsern Häusern. Wir hatten schlechte Öfen, Fugen in den Türen und Ritzen in den Dielen. Unsere Fensterrahmen waren aus leichtem, feuchtem Fichtenholz gemacht, sie hatten im Sommer ihre Gestalt verändert und schlossen schlecht. Wir verstopften die Fenster

mit Watte. Wir legten Zeitungspapier zwischen Türen und Schwellen. Wir hackten Holz für den Winter.
Im März, wenn die Eiszapfen von den Dächern tropften, hörten wir schon den Frühling galoppieren. Schneeglöckchen ließen wir in den Wäldern. Wir warteten bis zum Mai. Erdbeeren gingen wir pflücken.
Die Spechte klopften schon in den Bäumen. Es regnete oft. Die Regen waren weich, aus einer Art samtenen Wassers. Sie dauerten gleichmäßig einen ganzen Tag, zwei Tage, eine Woche. Es wehte ein Wind, die Wolken rührten sich nicht vom Fleck, sie standen, wie Gestirne stehen, unverrückbar am Himmel. Es regnete gründlich und mit Bedacht. Die Wege wurden weich. Der Sumpf drang in die Wälder vor, die Frösche schwammen im Gehölz. Die Räder der Bauernwagen knirschten nicht mehr. Alle Wagen fuhren wie auf Gummi. Die Hufe der Pferde wurden lautlos. Alle Menschen zogen die Stiefel aus, hängten sie über den Rücken und wateten barfuß.
Über Nacht wurde es klar. Eines Morgens hörte der Regen auf. Die Sonne kam, wie heimgekehrt aus einem Urlaub.
Diesen Tag hatten wir erwartet. An diesem Tag mußten die Erdbeeren reif sein.

Wir gingen also die Straße entlang, die aus der Stadt gerade in den Wald führte. Unsere Stadt war sehr regelmäßig und höchst einfach angelegt. In der Mitte kreuzten sich ihre beiden Hauptstraßen. In diesem Mittelpunkt entstand ein kleiner Kreis, auf dem man zweimal in der Woche den Markt abhielt. Die eine Straße führte vom Bahnhof zum Friedhof. Die andere vom Gefängnis in den Wald.
Der Wald lag im Westen. Man ging mit der Sonne. Der Wald hatte am längsten Tag. Stand man an seinem äußersten westlichen Ende, so sah man die Sonne am tiefsten Rand des Horizonts verschwinden und kostete noch den letzten Sonnenstrahl.
Hier wuchsen die schönsten Erdbeeren. Sie verbargen sich nicht bescheiden, wie es sonst ihr Charakter ist. Sie stellten sich den Suchenden in den Weg. Sie zitterten auf dünnen, aber starken Stengeln. Sie waren voll und wuchsen nicht aus Demut so tief am Boden, sondern aus Stolz. Man mußte sich bücken, um sie zu erreichen. Nach Äpfeln, Kirschen und Birnen muß man sich strecken und klettern.
An den Erdbeeren klebten kleine Erdklümpchen, die man mit freiem Aug' nicht sah und die man also in den Mund steckte. Es knirschte

zwischen den Zähnen, aber der Saft, der aus der Frucht drang, schwemmte die Erde weg, und das weiche Fleisch streichelte den Gaumen.
Alle Menschen sammelten Erdbeeren, obwohl es verboten war. Wenn der Förster kam, nahm er den Frauen die Töpfe weg, streute die schönen roten Erdbeeren aus und zertrat sie.
Was aber konnte er uns machen, die wir Erdbeeren sofort aßen? Er sah uns böse an und pfiff seinem Hund. Er trug ein Schild aus Messing an der Brust. Er glänzte grün, stählern und war eigentlich ein metallener Gegenstand in einer Welt aus Blatt, Holz und Erde.
Niemand fürchtete den Förster. Je mehr Erdbeeren er zertrat, desto mehr wuchsen im Walde.

Die Zeitungen kamen spät zu uns. Der Zug hielt nur dreimal in der Woche in unserer Station. Er brachte einige Reisende, Hopfenhändler, die in unserer Gegend Geschäfte machten.
Vom Hopfenhandel lebten viele Menschen. Zum Beispiel die Kutscher. Sie fuhren die Fremden in die Dörfer, auf die Gutshöfe. Mein Vater war ein Kutscher.
Er hieß Manes Kroj. Wir hatten zwei Pferde, einen Wagen für Wochentage, einen Wagen für Sonntage, einen Schlitten für den Winter.
Ich kannte meinen Vater sehr wenig. Er war ein Säufer. Er kam nur einmal in der Woche nach Hause, legte sich ins Bett, schnarchte und sprach aus dem Schlaf. Er fluchte uns, seinen Kindern.
Wir waren acht Söhne. Er wußte unsere Namen nicht. Unsere Mutter war tot. Unser Vater trug einen brandroten Bart, der sein Gesicht verdeckte, und eine hohe Pelzmütze – Sommer und Winter. Es war eine Mütze aus Katzenfellen. Ich kann ihren Geruch nicht vergessen. Sie roch nach Schweiß, toten Tieren, rohem Leder und Talg.
Der Bart meines Vaters wuchs nicht in geraden Haarsträhnen, wie Bärte wachsen, sondern in Knäueln aus roter Wolle. Sichtbar blieb vom ganzen Angesicht nur die schwere, knollige Nase, deren geschwollene Haut aus kleinen Erhebungen bestand, weich, saftig und uneben war, wie Orangenschalen etwa. Ich erinnere mich noch an meines Vaters schneeweiße Augenbrauen. Sie lagen über seiner Struppigkeit wie zwei weiße Mondsicheln über einem wilden Wald.
Er sprach nichts mit uns. Er schlief. Alles, was er uns sagte, war im Rausch gesprochen und ohne Bewußtsein. Es redete aus ihm, Schlimmes und Zärtliches.

Er war gut zu den Pferden. Er gab ihnen hundert Namen, schönen, frischen Hafer und Wasser aus dem Brunnen in klaren Eimern aus gelbem Holz. Er schlug seine Pferde nicht. Er benützte eine Peitsche mit ledernem Stiel und acht Knoten. Er knallte mit der Peitsche. Es klang wie ein Flintenschuß, wenn die Peitsche knallte.
Eines Morgens, im Winter, das Thermometer zeigte 35 Grad unter Null, fand man meinen Vater erforen unterwegs. Er war in der Trunkenheit vom Schlitten gefallen.
Meine sieben Brüder verließen das Haus und die Heimat. Einer wurde Boxer in Amerika, der zweite Hafenarbeiter in Odessa, der dritte ging zu den Soldaten – er ist gefallen –, der vierte kam zu einem Schmied ins Dorf, der fünfte fuhr nach Petersburg, fabrizierte Bomben und soll bei einer Explosion umgekommen sein, der sechste wurde 1917 standrechtlich erschossen, der siebente ist Zahntechniker in Mexiko. Er heißt Gabriel, hat geheiratet und schreibt mir zweimal im Jahr.
Ich behielt ein Pferd, einen Wagen, den Schlitten und die schöne Peitsche, schlief im Bett einmal in der Woche, wie mein Vater, und trug seinen Pelz.
Mit dem Pferd wußte ich nicht umzugehn. Es lief gegen einen Zaun, wurde lahm und hinkte. Eines Tages starb es in unserm Stall, mit ausgestreckten dünnen Beinen und gebrochenen klugen Augen.
Ich war ein halbes Jahr Barbiergehilfe und verstand nicht, das Messer zu führen. Meine Hände waren schwer und immer kalt. Außerdem liebte ich die Gesichter der Menschen nicht.
Hierauf nahm mich der Schneider Petrusz in die Lehre. Er war arm. Meine Landsleute verbrauchten nicht viele Kleider. Sie waren auch nicht nach der Mode angezogen.
Mein Meister konnte nicht lesen und schreiben, nicht einmal Zahlen schrieb er. Er nahm nicht mit einem Zentimeter Maß, sondern mit einem Schnürchen, in das er Knoten band. Von jedem Stoff, den man ihm gab, behielt er ein Stück. Er versorgte die Familie seines Schwagers, der bei ihm wohnte, des Glasermeisters Schapak.
Durch diesen Glasermeister verlor ich meine Lehrstelle.
Er verachtete die Schneider. Ich verachtete die Glaser. Er hatte keinen Grund dazu. Heute habe ich kein Vorurteil gegen gewisse Handwerker. Damals aber glaubte ich, ein Glaser wäre weniger als ein Schneider.

Worin besteht denn die Kunst eines Glasermeisters? Es ist ein großer Unterschied, ob man den Fensterrahmen Maß nimmt oder den Menschen.
Schapak konnte lesen und schreiben. Er gab es uns deutlich zu verstehn. Er nahm vielleicht an, daß kein Schneider lesen und schreiben kann. Er verachtete nicht nur seinen Schwager, von dem er lebte, sondern auch die ganze Zunft.
Mein Meister hätte es wahrscheinlich vertragen, selbst Geringschätzung zu erfahren. Sein Handwerk ließ er nicht beleidigen.
Ich erinnere mich, wie der Schneider und der Glasermeister über die Vorzüge ihrer Berufe stritten. Der Streit entstand, wie alle großen Katastrophen, aus geringen Anlässen, zum Beispiel wegen der verwechselten Geschirre.
Die Kinder des Glasermeisters zerbrachen ein paar Teller. Die Frau des Glasermeisters benützte dann die Teller meines Meisters. Sie hatten einen goldenen Streifen und kleine Landschaften an den Rändern.
»Hast du noch nicht deiner Frau gesagt«, rief mein Meister, »daß man nicht stehlen darf?«
»Meine Frau stiehlt nicht«, erwiderte der Glaser, »sie ist nicht eines Schneiders Frau!«
Der Glaser spielte auf die Stoffreste an, die Petrusz behielt und die den Kunden gehörten.
»Ich behalte nicht ein Stückchen Fensterscheibe«, sagte der Glaser.
»Die Glaser sind Bettler«, erwiderte der Schneider.
»Ich rede nicht mit einem ungebildeten Mann«, sagte der Glaser.
»Nicht einmal Zahlen kannst du lesen. Du weißt nicht, wie spät es ist.«
»Du hast meine silberne Uhr verkauft, du Dieb!« schrie Petrusz.
»Was kannst du mit einer silbernen Uhr anfangen, du Esel?« – fragte Schapak, der Glaser.
Der Schneider Petrusz ergriff das Bügeleisen und warf es gegen den Kasten, in dem die neuen Scheiben des Glasers steckten. Er traf sie nicht. Er hatte ein gutes Herz. Er warf das Bügeleisen absichtlich so, daß es sein Ziel verfehlte.
Hierauf wurde es still.
Der Glasermeister schickte mich um Schnaps. Ich fragte den Schneider: »Meister, soll ich gehn? Ihr Schwager schickt mich.«
Es war meine Pflicht, den Schneider zu fragen. Es kränkte den Glaser.

Er besaß, wie alle Glaser, einen Diamanten zum Schneiden der Scheiben. Der schneidet die Scheiben wie Butter, sagte er. Ich war damals überzeugt, daß ein Diamant – und sei es auch einer zum Glasschneiden – einen unschätzbaren Wert besitze. Ich verstand nicht, warum der Glaser diesen Stein nicht verkaufte, um ein reicher Mann zu werden und in einem Palast zu wohnen.

Wenn ich ihn fragte: »Warum verkaufen Sie Ihren Stein nicht?«, so sagte er: »Wovon soll ich denn leben?« Und er lebte doch von seinem Schwager.

Eines Tages ging der Diamant verloren.

»Kroj hat ihn gestohlen!« sagte der Glasermeister.

Es war ein Winterabend, ich lag auf meiner Ofenbank, die mein Bett war. Die Petroleumlampe war nahe am Erlöschen. Es stank nach Rauch und Fett und dem Urin der Kinder. Man hörte den Wind. Es klang wie das Schleifen von Stahl an Steinen. So hart fuhr er über den gefrorenen Schnee. Er wetzte die Häuser. Unser Ofen begann zu erkalten. Es war eine jener traurigen Stunden, in denen der Mensch fühlt, wie die Wärme unaufhaltsam entweicht, wie die Kälte durch den Schornstein in den Ofen gleitet, ein Eisklumpen. In solchen Stunden bildet man sich ein, daß trotz allem dieser letzte Rest der Wärme noch bleiben könnte. Die Kälte wird im Schornstein steckenbleiben. Man klammert sich an den Ofen. Man drückt ihn an sich. Man gibt ihm, um ihn zu ermuntern, von seiner Eigenwärme. Man weiß dennoch, daß nichts mehr helfen kann.

Der Glaser holte die Petroleumkanne – sie stand unter der Ofenbank –, goß neue Nahrung in die Lampe, es wurde hell, als wäre es sechs Uhr abends, und mein Meister, der Schneider, saß da und rührte sich nicht. Die Bewegungen des Glasers waren langsam und präzise, von einem einzigen Gedanken gelenkt, wie eine Truppe von einem Feldherrn. Ich wußte, was kommen würde, und rührte mich nicht. Ich war nicht erschrocken, nicht gekränkt. Mich schmerzte nicht der Verdacht des Glasers, sondern die Feigheit des Schneiders.

Ja, ich bewunderte den Glaser. Seine Bedachtsamkeit war von einer inneren Freude erhellt. In seinem gelben weichen Angesicht, das aus dem Kitt für Fensterscheiben gemacht schien, spielte eine stille, versonnene, süße Heiterkeit. Er sah mich nicht an. Aber er dachte unaufhörlich an mich. Ich fühlte es. Seine Gedanken umklammerten mich wie böse, weiche, unerbittliche Schlingpflanzen.

Er brachte die Lampe vorsichtig an meine Ofenbank. »Steh auf!« sagte er.

Er durchsuchte meinen Ranzen, mein Leintuch mit schleichenden, stillen Fingern. Seine Hände waren wie Füße in Strümpfen.

Seine Heiterkeit löste sich auf. Das gelbe, weiche, breite Angesicht war von spärlichen blonden Haarstoppeln bewachsen. Ich zählte sie. Es waren achtundvierzig.

Er fand nichts auf meiner Ofenbank und nichts in meinen Taschen. Er kehrte sie um, ihr Inneres hing schlaff, gelb, schmutzig an meinem Rock und an meinen Hosen. Alle meine Habseligkeiten lagen auf dem Tisch. Ich schämte mich meiner rechtmäßigen Güter mehr, als wenn man den Diamanten gefunden hätte. Im hellen Schein der wiedererwachten, mit doppelter Kraft leuchtenden, bis zum Rand gefüllten Lampe lagen meine Scheren, zwei runde Kieselsteine, eine flache grüne Kreide, ein Taschenspiegel, ein schweres Messer mit stehender Klinge und einer Öse am Griff und ein braunes, gleichmäßig gerilltes Horn.

»Ein Raubmörder!« rief der Glaser und wog mein Messer in den Händen.

»Hinaus, hinaus, hinaus!« schrie er auf einmal. Er schrie dieses Wort wohl zwölfmal hintereinander. Er hatte den ganzen Wortschatz vergessen und nur dieses eine Wort behalten.

Ich sah den Schneider an. Er fing eine Fliege, eine matte, graue Winterfliege, hielt sie an den Flügeln fest und zählte ihre krank zappelnden Füße.

Dann zog ich den kurzen Pelz meines Vaters an, schob alle meine Gegenstände in die Taschen und ging.

Nach einigen Minuten hörte ich meinen Namen rufen. Es war der Schneider. Er lief, gebückt und schief, seine Rockschöße wehten im Wind. Ich erwartete ihn. Er drückte mir einen kleinen Beutel in die Hand. Es war sein Geldbeutel aus runzligem, kaltem Leder mit verrostetem Schloß.

Mir scheint, daß der Schneider damals geweint hat.

Unsere Stadt war in den Winternächten grausam. Der Schnee war eine Maske über ihrer Niedrigkeit. Er erstickte die zankenden Stimmen, die aus den Häusern kamen. Jedes Haus trug braune geschlossene Fensterläden mit schmalen gelben Lichtstreifen. An manchen Straßenecken brannten tanzende rote Flämmchen in gelben Petroleum-Laternen.

Der Schnee leuchtete sanft und schmerzend zugleich. Der Wind bürstete die Dächer, der weiße Staub flog auf. Der Wind lag wie eine kalte Hand vor dem Mund. Tief unter dem Schnee lagen die Holzplatten, aus denen bei uns der Bürgersteig bestand. Man trat bis zum Knie in den Schnee.

Es schneite immer noch. Ich konnte den Himmel nicht sehn. Kein Tor war offen. Zwei alte Männer gingen lautlos. Sie trugen lange Stöcke.

Ich ging die Straße entlang, die zum Friedhof führte. Ich wollte eigentlich in die umgekehrte Richtung – zum Bahnhof. Aber ich muß damals die Richtungen verwechselt haben. Vielleicht dachte ich, daß der Bahnhof erst am Morgen geöffnet würde, indessen ein Friedhof den ganzen Tag und die ganze Nacht offen sein müßte.

Es brannte Licht in der Totenkammer. Der alte Pantalejmon schlief neben den Toten. Ich kannte ihn, er kannte mich auch. Denn es war in unserer Stadt Sitte, zum Friedhof spazierenzugehn. (Andere Städte haben Gärten und Parks. Wir hatten einen Friedhof. Die Kinder spielten zwischen den Gräbern. Die Alten saßen auf den Steinen und rochen die Erde, die aus unsern Ahnen bestand und die sehr fett war.)

Ich ging in die Totenkammer. Es lag da die Leiche eines Bettlers, der am nächsten Tag begraben werden sollte. Ich weckte Pantalejmon.

Er hatte einen tiefen Schlaf, wie alle Krankenwärter und Totengräber. Er glaubte, daß der tote Bettler ihn wecke, und er sagte im Halbschlaf: »Sei ruhig, Peter Onucha, morgen wirst du begraben!«

Als er die Augen aufschlug – er hatte so kleine Augen zwischen dichtem Haar-, Brauen- und Wimperngestrüpp, daß man nicht wissen konnte, ob er sie schon aufgeschlagen hatte –, erkannte er mich.

»Der Schneider hat mich hinausgeworfen!« sagte ich zu Pantalejmon.

Pantalejmon setzte sich. Seine Beine umspannte ein dickes, rohes Katzenfell. Seine Pelzweste war offen.

»Du hast gestohlen!« sagte Pantalejmon.

Ich erklärte ihm die Geschichte. Ich schwor, daß ich den Diamanten nicht gestohlen hatte.

Pantalejmon aber flüsterte mir ins Ohr: »Wo hast du den Diamanten versteckt, du Schlauer! Du kluges Bürschchen! Wo hast du ihn versteckt? Mir kannst du es sagen!«

In dieser Nacht lernte ich, daß es keinen Sinn hat, die Wahrheit zu sagen, und daß es leichter ist, einem Ungläubigen Gott zu erklären als einem Ehrlichen einen Diebstahl und einem Dieb Ehrlichkeit.

Denn Pantalejmon war ein Dieb.
Ich nehme es ihm nicht übel, daß er ein Dieb war. War er denn überhaupt einer, wenn er doch gar nicht stahl? Wer würde nicht stehlen, wenn er nur könnte?
Ich nehme Pantalejmon auch seinen Verdacht nicht übel. Ich habe es ihm zu danken, daß ich nicht erfroren und verhungert bin. Ich blieb bei ihm und half ihm, Gräber graben und Steine schmücken. An Totensonntagen teilten wir das Trinkgeld und den Erlös für die Kerzen.
Ich begann, die Toten zu lieben und von allen Lebenden nur Pantalejmon. Ich schlief in seinem Haus, und mein Bett war wieder eine Ofenbank. Ich hatte viel zu tun, um zwischen Pantalejmon, seiner Frau und seinen drei Kindern Frieden zu stiften.
Pantalejmons Frau achtete ihren Mann nicht. Sie verließ ihn auch nicht, obwohl sie immer drohte, für 10 Jahre wegzugehn. Pantalejmon war keine Autorität. Seine Frau schlug ihn. Er ließ sich schlagen.
Mehrere Persönlichkeiten hatten schon versucht, die Ehe Pantalejmons zu bessern. Unter ihnen war die vornehmste der Herr Graf, unser Graf. So nannten wir den Herrn, der nahe der Stadt ein Schloß bewohnte und jeden Tag durch die Straßen der Stadt wanderte, als wäre er kein Graf.
Er war ein guter Mensch, er liebte alle Menschen und besonders Pantalejmon.
Pantalejmon ging im Schloß aus und ein, er bediente den Grafen, er putzte die Fußböden und die Anzüge und besorgte auch delikatere Aufträge.
Der Graf hatte zwar einige Diener, aber nur einen Freund: Pantalejmon.
Einmal im Jahr verließ der Graf sein Schloß. Er fuhr nach Paris, nach Nizza und Monte Carlo. Seine Abwesenheit dauerte drei Monate.
In dieser Zeit lag Pantalejmon im Schloß auf der Lauer, er spähte die Lakaien aus, den Gutsverwalter, die Mägde, und er schrieb mit seiner kurzen, breiten Hand, die wie ein Spaten war, jede Woche Berichte an den Grafen.
Wenn Pantalejmon ein ganz gewöhnlicher Dieb gewesen wäre, so hätte er das ganze Schloß stehlen können, er war aber ein Dieb, der nicht stahl. Das war es.

Unser Graf war von sehr altem Adel und mit einigen regierenden Häusern in Europa verwandt. Sein Wappen bestand aus drei Lilien, die ihre Köpfchen aneinanderschmiegten. Flach, breit, zweiseitig geschliffen lag über ihnen ein Schwert.
Der Graf war ungefähr sechzig Jahre alt. Er trug immer blaue Anzüge und dunkelblaue Überzieher, Lackschuhe, Gamaschen, weiße Handschuhe und einen Regenschirm. Wozu brauchte er einen? Wenn es regnete, fuhr er in seinem lackierten dunkelblauen Wagen spazieren. Die wenigen Schritte, die er von der Terrasse seines Hauses bis zum Wagen zurückzulegen hatte, begleitete ihn ein Diener mit einem Schirm. Ich sah oft, wie der Lakai, der etwas kleiner gewachsen war als sein Herr, den Arm hochreckte, mit dem Schirm den ganzen Umfang des Grafen deckte und sich selbst den Wassern preisgab. Ja, auch wenn der Graf im Wagen saß und in der kurzen Zeit, in der die Pferde anzogen und der Kutscher die Peitsche aus dem Futteral zog, stand der Diener mit zugeklapptem Regenschirm, ohne Hut und triefend, einige Schritte vor dem Wagen. Ins Haus kehrte er dann ungeschützt zurück, den Regenschirm im Arm, langsam, als wäre er unempfindlich gegen Wasser, als strahlte die Sonne am Himmel. Es gab Zeiten, in denen mir der Diener noch gräflicher erschien als der Graf.
An schönen Frühlingsnachmittagen saß der Graf auf der Terrasse des einzigen Kaffeehauses, das unsere Stadt besaß, aß Kuchen und plauderte mit Kavallerieoffizieren. Er hatte Beziehungen zur Armee, seine Söhne waren Offiziere, er selbst war ein Kenner von Pferden, er besaß deren zwölf, und er ritt manchmal einen Schimmel. Den jungen Offizieren sagte der Graf: Du. Alle grüßten ihn militärisch wie einen General. Der Graf salutierte, obwohl er in Zivil war. Er legte nur zwei Finger an den Rand seines Zylinders.
Jeden Freitagmorgen versammelten sich vor seinem Schloß die Armen unserer Stadt. Der Graf trat auf den Balkon und warf Kleingeld hinunter. Er ließ etwa eine halbe Stunde Geld regnen, dann winkte er mit der Hand. Alle Bettler riefen dreimal: Hoch lebe der Herr Graf! – und zogen ab.
Eine Frau Gräfin gab es nicht. Sie war schon lange tot. Dagegen lebte im Schloß eine Dame, die beinahe eine Gräfin war, die Witwe nach einem Dragonermajor, der in einem Duell gefallen war. Man sagte, der Graf werde sie heiraten. Aber seine Söhne kamen immer zu Besuch, wenn die Heirat bevorstand, und die Majorswitwe ward keine Gräfin.

Es ist vielleicht gut, daß sie keine Gräfin geworden ist. Ich sah einmal, wie sie einen Diener schlug, weil er mit mir gesprochen und ihre Klingel nicht gehört hatte. Die Armen wären am Freitag nicht mehr vor das Schloß gekommen. Der Herr Graf hätte nicht mehr allein nach Paris, Nizza und Monte Carlo fahren können. Wer weiß, was aus Pantalejmon und mir geworden wäre. Ich selbst habe nämlich unserm Grafen viel zu verdanken. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Für uns alle tat der Graf sehr viel Gutes. Er achtete darauf, daß aus unserer Stadt nur die Allerstärksten zum Militär genommen wurden und nur solche, die nichts zu verlieren hatten. Jedes Jahr, wenn die Musterungskommission kam, gingen die Stellungspflichtigen zum Grafen. Er lud die Herren von der Kommission ein, sprach mit dem Major, dem Militärarzt und warnte sie. Er gab ihnen schöne und schwere Weine und eine Liste aller jungen Leute, die sie assentieren durften.

Seine Methode war nicht immer zuverlässig. Es gibt eine gewisse Art von Majoren, die sich nichts aus Grafen machen und Listen zerreißen. Deshalb schien es unsern jungen Leuten geboten, sich vor der Assentierung auch zu plagen, Gifte einzunehmen, die Herzen zu schwächen, Lungenentzündungen zu bekommen, häßliche Augenkrankheiten und mancherlei Gebrechen. Ja, bei einigen war der Widerwille gegen das Militär so groß, daß sie sich die Füße verkrüppeln und Finger abhakken ließen. Ich kannte einen rothaarigen Schlosser, der sich die Sehnen an den Füßen hatte durchschneiden lassen. Er war sein Leben lang lahm. Ich kannte einen Dachdecker, der sein linkes Auge so lange mit scharfen Flüssigkeiten behandelt hatte, bis es blind geworden war.

Die Kommission kam jedes Jahr im März, sie kam, wie in den Bergen ein Föhn kommt, um den Frühling anzukündigen. Dann begannen die jungen Männer, die sich auf den Grafen nicht verließen, schwarzen Kaffee zu trinken, mit Mädchen zu schlafen, die Nächte über zu wandern. Manche badeten im kalten Wasser, bekamen eine Lungenentzündung, die Schwindsucht, sie starben plötzlich oder langsam. Aber sie wurden keine Soldaten. Die Klügsten wanderten nach Amerika aus.

Um nach Amerika zu kommen, brauchte man nicht nur viel Geld, sondern auch falsche Papiere. Einige Männer beschäftigten sich mit der Beförderung junger Männer nach Amerika und mit der Herstellung falscher Papiere. Sie verdienten viel. Sie waren nicht zuverlässig. Im letzten Augenblick, wenn man schon in der Eisenbahn saß und ehe

man noch die Grenzen des Landes verlassen hatte, schickten sie ein Telegramm an die Behörde, und man kam ins Zuchthaus und nicht nach Amerika.
Mit den Auswanderungsagenten mußte man gut leben. Man konnte ihnen ihre Vergehen gegen das Gesetz nicht nachweisen, aber auch, wenn man es gekonnt hätte, wäre ihnen nichts geschehen. Denn sie lebten in unserer Stadt und waren also gefeit gegen jede Verfolgung. Bei uns lebten die Wahnsinnigen, die Verbrecher, die Unschuldigen, die Törichten, die Klugen, und alle in gleicher Freiheit.
Die Polizei kam zu den Eltern eines Deserteurs und fragte sie nach Briefen des Verschollenen. Darauf sagten die Eltern, ihr Sohn wäre ohne ihr Wissen vom Haus fortgereist und familiäre Beziehungen bestünden nicht mehr. Die Polizei schrieb das in ein Protokoll und sprach nie mehr davon.

Die Menschen in unserer Stadt hatten ein Bedürfnis nach Schönheit und nach Werken der Kunst. Seit undenklichen Zeiten gab es bei uns einen kleinen Park, in dem Kastanienbäume blühten, sehr alte ehrwürdige, dicke Bäume, deren Kronen der Magistrat manchmal schneiden ließ und in deren Schatten an heißen Sommertagen die Menschen schlafen. Der Park war rund, ein Kreis ohne Feld, mit dem Zirkel ausgemessen, von einem hölzernen, graugestrichenen Zaun umgeben, auf den man überhaupt hätte verzichten können – so wenig war es ein Zaun. Er war eher ein hölzerner Ring, an manchen Stellen weich, zersplittert, verfault, an andern zerbrochen, aber im Ganzen immer noch vorhanden, ein lockerer Gürtel an den Hüften des Parks. Er konnte weder Hunden den Eintritt wehren noch den Gassenjungen, die niemals einen der offiziellen Eingänge benutzten. Es war lediglich die Ordnungsliebe unserer Leute, die ihnen geboten hatte, durch eine Linie von mehr symbolischer Bedeutung den Park von der Straße abzugrenzen.
In der Mitte des Parks stand eine kleine hölzerne Bude mit schrägem Giebel, an dessen Ende ein Wetterfähnchen angebracht war. Auch diese Wetterfahne war zwecklos. Der Wind drang niemals durch das dichte Blätterdach der Kastanien. Die Windfahne hatte nichts zu tun. Dennoch richteten sich manche nach ihr. Denn es kam vor, daß sie aus rätselhafter Ursache heute nach Westen gerichtet war und morgen nach Norden. Ich glaube, daß irgend jemand sich die Mühe nahm, die

Wetterfahne unserer Stadt nach der jeweiligen Windrichtung zu regulieren. Es wird einer von den vielen Verrückten gewesen sein, die bei uns öffentliche Funktionen ausübten.
Der wirkliche Zweck der hölzernen Bude war ein anderer: Sie war eigentlich ein Erfrischungspavillon, sie spendete Eis und Sodawasser mit und ohne Sirup und wurde von einer schönen, stattlichen, blonden Frau verwaltet, bei der ich und andere die Liebe gelernt haben. Das Sodawasser, das sie ausschenkte, muß von einer besonderen Art gewesen sein, oder die jungen Männer meiner Heimat waren es.
Unser Pavillon war manchmal geschlossen, an Stunden, in denen man es gar nicht erwartet hatte. Mitten am Tage, zu einer Zeit, in der in allen anderen Städten der Welt Sodawasser getrunken wird, war unser Pavillon geschlossen, taub, grau, schweigsam. Die Vögel zwitscherten über ihm in den Kronen. Er war ein verwunschener Pavillon. Kein Geräusch drang aus seinem Innern. Man sah kein Schloß an seiner Tür, er war von innen zugemacht worden.
Wann er geöffnet würde, wußte niemand. Aber nach einer Stunde, oder nach zwei, oder nach drei mußte er wieder offen sein. Er war es wirklich. Ein Zauber öffnete und schloß ihn. Niemals sah man, wann es geschah. Auch die jungen Männer, derentwegen er sich schloß, wußten nicht, wieso sie auf einmal eingesperrt waren. Sie hatten auch keine Zeit, auf die Tür zu achten.
Der Pavillon war die einzige Zierde unseres Parks und unserer Stadt. Eines Tages schien er unserm Bürgermeister zu gering und der Bedeutung unserer Heimat nicht entsprechend. Infolgedessen errichtete man einen Turm aus roten und gelben Ziegelsteinen, mit einer Uhr, deren Zifferblatt jeden Abend beleuchtet wurde. Nachträglich baute man einen kleinen Laden in den Turm ein, eine Frau siedelte sich dort an und verkaufte Blumen. Es war eine schöne, stattliche, blonde Frau, aber der Blumenladen war immer offen.
Das Bedürfnis nach Sodawasser war größer als das nach Blumenschmuck. Die Blumenfrau, die sich unsern Gewohnheiten nicht anpassen konnte, blieb unbeachtet, sie erkrankte bald, sie starb jung. Ihren Laden erbte der Ehemann unserer Blonden, der einzige Hausierer der Stadt, der mit alten Uhren handelte, ein hagerer Mann mit einem Aug'. Zehn Jahre lang hatte er Geschäfte im Gehen gemacht. In seiner Linken lag immer ein Dutzend verdorbener Uhren. Die schweren Ketten aus Nickel und Neusilber hingen an der Hand wie metallene Riemen

einer Nagaika. Am Montag war Schweinemarkt. Die Bauern kamen, verdienten Geld und brauchten Schmuck. Unser Hausierer ging von einem Bauernwagen zum andern, schüttelte die Uhren, damit sie tickten, und bot sie den Bauern an.
Jetzt wurde er ein vornehmer Kaufmann, er setzte sich in den Blumenladen, hing die Uhren an die Fensterscheibe und ließ die Bauern zu sich kommen. Unser schöner Turm war profaniert. Die Bauern kamen, schleppten die Schweine hinter sich her, sie trugen schmutzige Stiefel, und unser Bürgermeister dachte über ein neues Verschönerungsmittel nach.
Alle bedeutenden Städte der Welt haben Monumente. In unserer Stadt war keines.
In unserer ganzen Geschichte hätte man umsonst nach einer Persönlichkeit gesucht, die eines Denkmals würdig gewesen wäre.
Nicht daß es uns an großen Männern gefehlt hätte! Ich habe einige am Anfang meiner Erzählung erwähnt. Aber nicht einer unter ihnen, der in der Heimat gewirkt hatte und in lebendiger Erinnerung geblieben war! Nicht einer unter ihnen, der nicht bedenkliche Züge eines Empörers, eines Unzufriedenen, eines Revolutionärs getragen hat! Alle hatten die Autorität gehaßt. Die Autorität konnte sich nicht bei ihnen durch ein Denkmal bedanken. Alle hatten die Heimat verlassen. Die Heimat durfte ihnen nicht dafür dankbar sein.
Man hätte unserm Herrn Graf ein Denkmal setzen können. Dagegen wehrten sich die Abergläubischen. Sie sagten, ein Denkmal für einen Lebendigen beschwöre dessen Tod und der lebende Graf sei wertvoller als einer aus Stein.
Die Abergläubischen wären vielleicht überstimmt worden, wenn wir Geld genug gehabt hätten. Wir hatten nicht viel. Unser Bürgermeister bedurfte zur Errichtung eines Denkmals der Unterstützung, und er mußte den Grafen um ein Darlehen bitten.
Wie aber kann man den Grafen um Geld bitten, für ein Denkmal, das den Grafen selbst darstellen soll?
Unsere Stadt wußte keinen Rat. Man suchte in den Chroniken nach großen und würdigen Männern. Man fand einen berühmten Rabbiner. Leider verbietet die jüdische Religion Denkmäler, und außerdem repräsentiert ein Rabbiner nicht genügend.
In unserer Stadt lebte ein Dichter. Er schrieb in keiner der Landessprachen. Er schrieb lateinische Gedichte.

Er hieß Raphael Stoklos, beinahe wie ein Grieche. In seiner Jugend wollte er Universitätsprofessor werden. Wenn man aber in einer Stadt geboren ist, die so weit von Universitätsstädten entfernt ist, wenn man kein Geld hat und nicht genug Lebenskunde, bleibt man ein lateinischer Dichter.

Stoklos gab Unterricht in alten und neuen Sprachen. Dafür zahlte man ihm ein Zimmer und alle Mahlzeiten. Denn er selbst konnte mit Geld nicht umgehn.

Schon war der Magistrat nahe daran, den lebenden Dichter zu verewigen. Da kam Stoklos selbst auf einen Ausweg: Ein berühmter Schriftsteller und Gelehrter des 17. Jahrhunderts war in der Nähe unserer Stadt, in einem immerhin sechs Meilen entfernten Dorf, geboren worden.

Damals war unsere Stadt auch noch ein Dorf gewesen. Da sie aber inzwischen die einzige Stadt im Umkreis von zehn Meilen geworden war – gehörte nicht jenes Dorf zu ihr, gehörte nicht jener berühmte Mann zu ihr?

Zwar hatte auch er, wie es in seiner Zeit Sitte gewesen war, lateinisch geschrieben. Aber er war schon ebensolange tot wie seine Sprache. Er stand in der Literaturgeschichte und im Lexikon. Er war berühmt.

Unser Graf lieh Geld, man gab einem Steinmetz den Auftrag. Stoklos verschaffte einen Kupferstich, das Porträt des Berühmten.

Der Steinmetz schuf einen großen Mann mit Brille, einem flatternden Mantel, einem Buch in der Hand, einer Feder hinterm Ohr. Das war unser Denkmal.

Es stand auf einem Sockel aus falschem Marmor. Um den Sockel grünte ein kleiner Rasen. Um den Rasen lief ein rotes Drahtgeflecht.

Später pflanzte man Stiefmütterchen auf den Rasen, schöne, große Stiefmütterchen mit weichen, klugen Gesichtern.

Wir hatten nun ein Denkmal. Wir standen und saßen davor und betrachteten die Züge unseres großen Landsmannes.

Er hatte immer dieselbe Seite seines Buches aufgeschlagen.

Im Herbst befürchtete man die schädliche Wirkung der Nässe und der Fröste für den teuren Stein. Man baute ein hohes hölzernes Haus und stülpte es über das Denkmal.

Den ganzen Winter lang bis zum April stand unser großer Gelehrter hinter Brettern. Er schlief einen Winterschlaf wie manche Tiere.

Wenn der Frühling kam, begann ein Hämmern im Park, man entfernte

das Futteral vom Denkmal. Es war auch eines unserer Frühlingssymptome.
Das Denkmal ist schon frei! Es wird Frühling! – sagten die Leute im April.

[...]

Pantalejmon und ich, wir vergaßen ihn nicht.
Eines Tages fand Pantalejmon auf dem Friedhof einen Erhängten. Es war ein Landstreicher, bei uns unbekannt. Er verursachte eine Aufregung in unserer Stadt und selbst in der Umgebung. Denn es geschah nicht alle Tage, wie man sich denken kann, daß einer Selbstmord beging, in einer Welt, in der es niemandem schwerfällt zu leben.
Pantalejmon schnitt den Toten nicht sofort ab. Er holte mich zuerst. Ich schälte gerade Kartoffeln, da kam Pantalejmon und sagte: »Da hängt einer!«
»Warum hast du ihn nicht abgeschnitten?« fragte ich.
Pantalejmon antwortete nicht.
Wir gingen nun zusammen. Auf dem dünnen Ast eines einsamen Fichtenbaums – weit und breit gab es nur Kreuze und Grabsteine – hing ein dünner Mann. Seine Zungenspitze war blau. Sie lag im linken Mundwinkel wie bei manchen Idioten. Die Füße des Mannes berührten fast den Boden. Ein Brotsack, gefüllt, und eine Blechschale, die leise klapperte, wenn ein Wind die Zweige bewegte, hingen an den Hüften des Mannes.
Warum hat er den Brotsack nicht abgelegt? fragte ich mich. Warum hat er die Blechschale nicht abgelegt? Da sein Brotsack noch gefüllt war, warum ging er in den Tod? Einen Tag hätte er noch leben können! Zwei Tage hätte er noch gelebt!
Warum geht einer aus dem Leben wie im Winter aus einem Zimmer, in dem kein Ofen steht? Macht die Tür hinter sich zu und streckt uns trotzig und kindisch die Zunge heraus?
Ich hatte schon viele Tote gesehn, die in ihren weißen und schmutzigen Betten gestorben waren – die Toten, die in die Kammer kamen, ehe sie zur Erde gingen. Sie alle hatten nichts mehr vom Leben gehabt, sie waren schon Bestandteile des Friedhofs, es war, als wären sie schon lange Jahre vorher tot gewesen, ehe man sie zu uns gebracht hatte.
Hier hing ein Toter aufrecht, als lebte er. Sein Fuß bewegte sich, als wollte er noch wandern. Brotsack und Kleider trug die Leiche.

Ich faßte damals den Entschluß, niemals Selbstmord zu begehn.

[...]

Es war unmöglich zu sterben, auf einem Ast zu hängen und von Pantalejmon gefunden zu werden.
Übrigens war's für Pantalejmon ein Glück. Man weiß, wie sehr begehrt die Stricke sind, an denen sich jemand erhängt hat. Sie bringen Glück, es ist kein Zweifel.
Es war Pantalejmons erster Gedanke, einen Käufer für den Strick zu finden. Wer sollte ihn kaufen? Wer sollte ihn für viel Geld kaufen?
Die Reichen sind gewöhnlich nicht abergläubisch. Sie kaufen goldene Ketten und Perlenschnüre, aber keine Stricke aus Hanf. Außerdem haben sie auch ohne jede Anstrengung viel Glück.
Blieb der Graf, der ein Reicher war, aber sicherlich auch ein Abergläubischer. Allein, es war gerade jene Zeit im Jahr, in der unser Herr Graf seine Reise ins Unbekannte unternommen hatte.
»Wir könnten«, sagte ich zu Pantalejmon, »den Strick zerschneiden und die einzelnen Teile verkaufen!«
»Du bist ein kluges Bürschchen!« sagte Pantalejmon. »Du hast auch den Diamant versteckt!«
Wir zerschnitten den Strick. Die Käufer kamen. Man begrub den Selbstmörder feierlich, ohne Geistlichen, unter dem Baum, auf dem er sich erhängt hatte. Unser Dichter hielt eine Rede auf den unbekannten Fremden, der fern der Heimat, ein Einsamer, Ausgestoßener vielleicht, gestorben war, wer weiß, warum. Sein Schicksal war nicht nur tragisch, es war mehr, nämlich unbekannt.
Sofort nach dem Begräbnis kamen die Käufer. Am Abend desselben Tages hatten wir viel Geld in der Schublade und kein Stückchen Strick mehr.
Der Frau Pantalejmons erzählten wir nichts von unsern Einnahmen.
Wir beschlossen, reich zu werden, der Strick hatte uns mutig gemacht, und das klingende Geld, das wir zählten, erheiterte uns wie Schnaps.
»Wenn ich morgen noch einen Erhängten finde?« sagte Pantalejmon.
»Die Leute erhängen sich so selten!« sagte er. »Der Geistliche jagt ihnen einen Schrecken ein. Sie kommen nicht in den Himmel. Woher weiß es der Pfaffe? Man ist im Leben eingesperrt und muß warten, bis Gott den Kerker aufschließt und man in die Freiheit kommt.

Wenn aber jemand sich erhängt, auf einem schönen Fichtenbaum, im Sommer, wenn die Vögel zwitschern, der Himmel blau ist und die Fliegen summen, so jagen die Teufel die arme Seele in die Hölle.
Wahrscheinlich aber ist das alles gar nicht wahr! Die Leute kommen in die Hölle, ob sie auf den Tod warten oder ob sie sich ihn holen! Es ist alles ganz gleich.
Was ist die Folge von all dem?! Daß ich noch hundert Jahre warten kann, ehe ich noch einen so schönen Strick bekomme!«
Plötzlich war es mir, als ob mir jemand einen Finger nach dem Ofen ausgestreckt hätte. Ich erblickte den Strick, an dem man die billigen Särge in die Gräber hinunterließ.
Ich nahm ein Messer, zerschnitt den Strick und legte die Teile vor Pantalejmon. »Wir werden diesen Strick verkaufen!« sagte ich.
»Wenn er aber kein Glück bringt?« fragte Pantalejmon.
»Ich glaube«, sagte ich, »daß alle Stricke Glück bringen!«
Ich hatte wahrscheinlich recht. Fortwährend kamen die Leute, wir verkauften ganz winzige Stückchen, und immer wieder zerschnitten wir neue Stricke.
Ich kaufte mir eine neue Pelzmütze und ein Paar Stiefel, Pantalejmon bekam eine Weste. Seiner Frau schenkte er Korallen.
Wir waren sehr reich.
Ich hätte in die Welt fahren können, nach der ich mich sehnte.
»Warte auf den Grafen!« sagte Pantalejmon, »er wird dir gewiß sagen, wohin du fahren kannst!«

Der Sommer lag da und wartete auf sein Ende. Im Herbst mußten die Fremden kommen, die Hopfenhändler aus Österreich, Deutschland, aus England, die reichen Männer, von denen viele Menschen in unserer Stadt lebten.
Der Sommer lag da und gebar verschiedene Krankheiten. Vom faulen Obst bekamen die Menschen Bauchweh und starben, in den Brunnen trocknete das Wasser, ein paar Nadelwälder begannen zu brennen, die trockenen Gräser der Steppe entzündeten sich. In den Nächten war der Horizont gerötet, ein beizender Dunst lag in der Luft.
Immer neue Gäste kamen in die Totenkammer. Die Behörden ließen ausrufen, daß es gefährlich sei, Wasser zu trinken. Wir tranken heißen Tee, aßen keine Kirschen, nicht einmal die sauren. Birnen und Äpfel waren noch nicht reif.

Viele gingen ins Dampfbad, um die Gifte auszuschwitzen. Frau Bardach, die Besitzerin, hatte so viel zu tun, daß sie erkrankte. Nach zwei Wochen war auch sie tot, man begrub sie auf dem jüdischen Friedhof, noch ehe ihr Sohn gekommen war, ihr Sohn, der aus der weiten Welt nur ein paarmal im Jahr schrieb.
Sein Onkel, der Bruder der Frau Bardach, war ein reicher Holzhändler in Wien. Wolf, sein Neffe, war noch als Knabe über die Grenze zu seinem Onkel gefahren.
Man sagte, er sei ein großer Verteidiger geworden, ein berühmter Mann. Alle waren neugierig, ihn zu sehn.
Er kam. Er war wirklich sehenswert. Dieser Herr sollte der Sohn unserer Stadt sein?
Wolf Bardach war nicht nur dick, breit, mit funkelnden Brillengläsern mitten im Gesicht, mit einem grauen steifen Hut auf dem Kopf, mit glänzenden roten Backen – Bardach trug auch eine helle karierte Hose. Es war die erste Hose dieser Art in unserer Stadt, nicht einmal der Graf besaß dergleichen.
Bardach erbte ein großes Vermögen. Dampfbäder sind ein gutes Geschäft. Wenn Bardach geblieben wäre, um das Geschäft seiner Mutter weiter zu betreiben, so hätte er in einigen Jahren Millionen gemacht.
Es fehlte auch nicht an Ratgebern. Leute, die Wolf Bardach noch gekannt hatten, als er ein ganz kleiner Junge war, kamen zu ihm und machten Vorschläge. Wolf Bardach lebte im Hotel, ach, in was für einem Hotel!
Denn wir hatten natürlich ein Hotel, am Ende der Straße, die zum Bahnhof führte, stand es. Ein einfaches Häuschen, mit einer Schenke in der Mitte, mit einem lächerlichen Schild vor der Tür. Es stellte einen dicken Ritter vor, der ein Bierkrügel in der hocherhobenen Rechten hielt und dessen Panzer sich vergeblich bemühte, den vorspringenden Bauch zurückzuhalten.
Dieses Hotel hatte nicht mehr als drei Zimmer. In allen drei Zimmern standen schlechte Öfen. In keinem der drei Zimmer gab es ein Bett mit Matratzen. Alle Betten hatten Strohsäcke.
Ja, es wird auch Ungeziefer gegeben haben. Man nannte es das Hotel zur Wanze. In Wirklichkeit hieß es das Hotel zum trunkenen Bären. Dort wohnte der große Verteidiger Wolf Bardach, ein berühmter Mann, ein Mann in hellen karierten Hosen.

Er bewohnte alle drei Zimmer. Für die Fremden gab es kein Obdach mehr. Selbst reiche Leute, die in unsere Stadt kamen, mußten bei den zwei Bäckern übernachten, die ihre Betten vermieten konnten, weil sie in der Nacht backten.
Wahrscheinlich haben diese armseligen Verhältnisse des Verkehrswesens unserer Stadt den Herrn Verteidiger bewogen, ein neues Hotel zu errichten.
Er beschloß, ein Hotel nach amerikanischem Muster zu erbauen. Es sollte ein Hotel sein, wie es auch in New York stehen könnte.
Und man begann zu bauen.
Wolf Bardach verkaufte das Dampfbad und das Haus seiner Mutter. Er kaufte fünf kleine Häuser und ließ sie niederreißen.
Nicht nur die Häuser kosteten Geld. Auch das Niederreißen kostete. Weil in jedem der fünf Häuser durchschnittlich drei Familien gelebt hatten und weil jede Familie viele Kinder hatte, mußte der Herr Bardach auch noch Baracken bauen, um alle obdachlosen Menschen unterzubringen.
Es gab also Arbeit in unserer Stadt. Die ältesten Männer, Männer mit weißen Bärten, die man höchstens zu Ofenreparaturen im Winter gerufen hatte, kletterten hurtig auf die Gerüste. Sie waren eine Art bärtiger Wiesel.
Auch ich fand Arbeit. Ich hatte ein Notizbuch, notierte Zentimeter und Meter und zählte Bretter, Pfosten, Ziegelsteine.
Ich war nicht der einzige. Mit mir standen einige intelligente junge Leute und notierten.
Es wäre sicherlich auch ohne uns gegangen.
Das Hotel bekam fünf Stockwerke. Es war das größte Haus im Umkreis von zehn Meilen.
Weiß, hoch, einsam ragte es über die Welt. Die alten Leute bei uns, die nichts vom Fortschritt hielten, waren erbost. Das Hotel erinnerte sie an den Turm von Babel.
Dennoch wuchs es munter.
Der Ingenieur, der es baute, stieg eines Tages auf das Gerüst, fiel hinunter und war zerschmettert.
Man begrub ihn in der Mitte zwischen dem christlichen und dem jüdischen Friedhof, weil man seine Konfession nicht mehr hatte feststellen können.
Sein Tod rief eine gewaltige Erregung hervor. Aber Bardach, ein mo-

derner Mann, ließ sich durch nichts abhalten, er ließ einen neuen Ingenieur kommen und baute weiter.

Nach vier Monaten, der Schnee lag schon dicht auf den Straßen, mußte er innehalten.

Aber als die ersten Schwalben kamen, war Herr Bardach wieder bei uns.

Man baute weiter.

An einem heißen Julitag war endlich das Werk fertig. Aber nun war auch das Geld zu Ende.

Gläubiger kamen. Schuldscheine kamen. Nur Reisende kamen nicht, und alle 200 Zimmer standen leer.

Um sich zu retten, errichtete man ein Kaffeehaus im Parterre, ein Kaffeehaus mit klassischer Musik.

Aber es kamen keine Gäste.

Die Musik spielte vor leeren Tischen. Ein paar reiche Offiziere gingen hinein, spielten eine Partie Billard und gingen wieder fort.

Statt drinnen zu sitzen und das Leben zu genießen, standen die Einwohner unserer Stadt draußen, vor den Fenstern, die durch dichte grüne Vorhänge geschützt waren.

Die Bewohner unserer Stadt tranken ihren Kaffee zu Hause, gingen dann vor die Fenster, hörten die Musik und hatten nichts zu bezahlen.

Diese billige Lebensweise konnte unsern Hotelbesitzer nicht retten. Er packte eines Tages in der Stille seine Koffer und war verschwunden.

Immerhin hatten wir etwas Geld verdient. Wir besaßen ein neues Hotel. Wenn die Reisenden kamen, wohnten sie dort, saßen auch im Kaffeehaus und hörten die Musik.

Aber im Sommer, im Frühling und im Winter blieb das große Haus leer. Ein Portier stand vor der Tür wie ein steinernes Ornament, unbeweglich. Er wurde sichtbar älter, seine goldenen Knöpfe wurden matt, sein schwarzer Frack färbte sich grünlich.

Von dem kühnen Erbauer hörte man nichts mehr. Das Dampfbad rauchte jeden Tag lustig gegen den Himmel. Es war stets in Betrieb, im Gegensatz zum Hotel und zum Café.

Unsere Stadt war arm. Ihre Einwohner hatten kein geregeltes Einkommen, sie lebten von Wundern. Es gab viele, die sich mit nichts beschäftigten. Sie machten Schulden. Bei wem aber liehen Sie? Auch die Geldverleiher hatten kein Geld. Man lebte von guten Gelegenheiten.

Immer wieder ereignete sich etwas, das die Leute mit Hoffnungen erfüllte. Der große Hotelbau hatte nur Enttäuschungen gebracht. Es kam ein Winter mit frühen und starken Frösten, er überfiel uns wie ein Mörder, Ende November gab es schon 25 Grad. Die Vögel fielen starr von den Bäumen, jeden Morgen konnte man sie auflesen. Der Schnee seufzte unter den Tritten, der Frost schnitt uns in die Haut mit tausend dünnen Bindfäden, die Öfen platzten vom vielen Holz, der Wind trieb den Rauch in die Schornsteine zurück, so daß wir in den Stuben fast erstickten. Wir konnten die Fenster nicht aufreißen, wir hatten sie schon mit Watte und Zeitungspapier verstopft. Die Fensterscheiben bekleideten sich mit dicken, undurchsichtigen Krusten aus Kristall, Winter, merkwürdigem gläsernem Gesträuch.

Die Armen wurden von unserm Herrn Grafen gespeist. Aber die nicht betteln durften, verhungerten, starben, man rannte oft mit Leichen durch die Gassen, die schwarzen Kutscher hieben auf die schwarzen Pferde ein, daß sie galoppierten, und die Hinterbliebenen liefen dem Toten nach, es war, als beeilten sich alle, die Toten und die Lebenden, noch schnell in die überfüllten Gräber zu gelangen. Kein Platz! kein Platz! – schrien die Raben. Diese gefräßigen Vögel hingen schwarz und schwer in den kahlen Ästen, beflügelte Früchte, sie schlugen mit den Flügeln und zankten sich laut, sie flogen vor die Häuser und pickten wie Spatzen an die gefrorenen Fenster, sie waren nah wie schlimme Nachrichten, sie waren fern wie böse Ahnungen, schwarz drohten sie auf schwarzen Ästen und auf dem weißen Schnee.

Wie schnell fielen die Abende über uns herein, Abende, die mit einem scharfen Wind kamen, mit glänzenden fernen Sternen auf einem Himmel aus blauem Frost, mit kurzen heftigen Dämmerungen in den Stuben, mit heulenden Teufeln in den Öfen, mit Gespenstern aus Nichts. Eine halbe Stunde im Tag war die Sonne zu sehn. Sie war matt und weiß, von einer gefrorenen Fensterscheibe verhüllt. Die langen schweren Eiszapfen hingen von den tiefen Dächern, eine Art toter Troddeln. Schmale Stege zeichneten sich im tiefen Schnee ab, Fußgänger gingen zwischen weißen hohen Schneedämmen. Es gab nichts Heiteres außer dem Klingeln der Schlittenglocken, sie läuteten fast wie Frühling. Der Frost gab ihnen ein kurzes, aber scharfes, gläsernes Echo, in der Ferne waren sie summende helle junge Fliegen.

Aus schwarzen Strichen auf weißer Ebene bestanden die Nadelwälder. Nebel verdeckte die Ferne und die Hügel, die Gewässer lagen gurgelnd

unter dicken Fenstern, rings um die Brunnen erhoben sich Kreise aus geschliffenem, starkem, gefährlichem Glas.

In diesem Winter, der die Armen noch ärmer machte, erwarteten wir mit mehr Ungeduld als gewöhnlich den reichen Herrn Britz aus dem fernen Peking, den reichen Teehändler, dessen Schutzmarke (eine Waage, von einem Engel gehalten) in der ganzen Welt berühmt ist und den echt chinesischen Tee garantiert.

Wenn der Herr Britz kam, ging es allen besser. Er blieb zwei Wochen bei uns, er besuchte das Grab seines Vaters, er besuchte die toten Verwandten und die Lebenden, auch die fremden, bei den reichen Leuten wurde er eingeladen, und die Armen lud er zu sich.

Jeden Winter kam er, in der Mitte des Winters, wenn der Frost seine schärfste Stärke erreicht hatte, er kam wie ein Gesandter Gottes. Alle segneten sein Kommen und Gehn.

Ich weiß nicht, woher die Leute erfuhren, daß er kommen würde. Jedenfalls wußte man es eines Tages. Der Zug hielt nur Mittwoch bei uns. Und jeden Mittwoch dachten die Leute: Von heute in acht Tagen kommt er! Von heute in 14 Tagen kommt er!

Der Zug kam um fünf Uhr fünfundzwanzig abends. Längst war in dieser Jahreszeit der tiefe Abend schon in der Welt, längst hätten die Fensterläden geschlossen sein müssen, die Leute in den Stuben. So aber war's nicht. Die Fensterläden waren noch offen, in allen Häusern brannte Licht; alle Fenster sahen illuminiert aus, blank geputzt waren die Laternen und gaben alles Licht her, das sie besaßen. Die Schlitten, beladen mit Menschen, glitten die gerade Straße zum Bahnhof hinaus, warfen ihre dunkle Last ab, blieben in einem schönen geschwungenen Bogen stehen, blauer Rauch stieg aus den Nüstern der Pferde, die Hufe der Tiere krachten auf dem Eis, ungeduldiges Wiehern kam aus den Pferden, die Kutscher rieben sich die Hände und fuchtelten mit den Armen, die Leute standen am Büfett und erwärmten sich mit Schnaps und stampften mit den Stiefeln auf wie die Pferde.

Dann kam der Portier, Eis hing an seinem blonden Schnurrbart, er rief den Zug aus, Türen gingen auf, man hörte klingelnde Signale vom Bahnsteig her, der Zug lief ein, Dampf zischte aus der Lokomotive. Unter den Reisenden, die ausstiegen, war Herr Britz.

Wie schön und stattlich war er! Was trug er für einen Pelz aus Biber und Seals! Welch einen schönen seidenen Shawl hatte er um den Hals geschlungen!

Er war nicht müde, sein glattrasiertes Gesicht hatte keine Fältchen, seine Haut war rosig und braun, seine dunklen Augen blank und gut, seine großen, schlanken Hände glitten leicht aus den schweren Pelzhandschuhen und streckten sich allen entgegen.
Alle Kutscher stritten sich um ihn, jeder wollte mit ihm fahren. Hätte er doch alle seine Kinder mitgebracht, wie schön hätte er sie verteilen können in den vielen Schlitten! Er hatte nicht einmal viel Gepäck, nur einen einzigen Koffer! Er konnte sich nicht spalten, er konnte nicht mit zwei Füßen in zehn Schlitten stehn. Er setzte sich in einen, in den ersten, alle anderen fuhren hinterdrein, mit Schellengeläut! Wenn er aus dem Schlitten stieg, mußte er dennoch alle Kutscher bezahlen. Das spielte keine Rolle! Er hatte ja Geld!
Jetzt hatten wir ja ein neues Hotel, Herr Britz war zufrieden, als er den Komfort erlebte. »Ihretwegen haben wir es bauen lassen«, log der Bürgermeister beim festlichen Abendessen, das die Stadt veranstaltete. Herr Britz glaubte es vielleicht.
Er mietete fünf Zimmer im ersten Stock, er empfing Arme, verteilte Geld, fuhr jeden Tag in einem andern Schlitten, milderte die Strenge des Winters, schenkte Holz und Kohle, Brot und Heringe, Tee und Schmalz, kaufte den Kranken südliche Weine und wärmte die Welt wie hundert Sommer zusammen.
Wenn er wegfuhr, ließ er Glückliche zurück, aber er sah nicht mehr so frisch aus wie bei der Ankunft, er war müde und geknickt, seine Haut war blaß, seine guten Augen glänzten nicht mehr. So anstrengend ist die Wohltätigkeit.

In diesem Jahr hatte uns Herr Britz so viel Geld zurückgelassen, daß wir endlich eine Expedition in die unterirdischen Gänge ausrüsten konnten, die schon seit Jahren unsere Phantasie beschäftigten und von denen wir eigentlich eine Rettung aus unserer ewigen Geldnot erwarteten.
Die unterirdischen Gänge, so hieß es, wären im 17. Jahrhundert angelegt worden, führten von der Kirche, die in der Mitte der Stadt stand, bis zum Schloß des Grafen, an den Kellern vieler alter Häuser vorbei und enthielten eine große Menge von Gold- und Silberschätzen, die man in vergangenen kriegerischen Zeiten vor diversen Feinden verborgen hätte.
Unter der Erde besaßen wir also eine Menge Gold, nur auf der Ober-

fläche waren wir arm. Unsere Ausgrabungen konnten uns alle reich machen. Wir brauchten dann nicht mehr zu arbeiten. Jeder Bewohner unserer Stadt sollte so viel bekommen, um sein Leben ohne Sorgen beschließen und das seiner Kinder sichern zu können.
Es hatte uns nur an Geld gefehlt, um überhaupt zu den Schätzen zu gelangen. Dazu gehörten gewisse Vorrichtungen, dazu gehörten Gasmasken, Instrumente von besonderer Art, Lampen. Vor allem gehörten mutige Männer dazu, die imstande waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Sie mußte man teuer bezahlen. Die reichen Wohltäter unserer Stadt (der Herr Graf zum Beispiel) waren immer skeptisch gewesen. Sie glaubten nicht an die unterirdischen Schätze, sie glaubten auch nicht an den wissenschaftlichen Wert unserer alten Gänge.
Jetzt, endlich, hatten wir Geld.
Als der Frühling kam, gingen wir den ganzen Tag in den Straßen herum und sprachen von den unterirdischen Geheimnissen. Welch ein Gefühl, bei jedem Schritt, den man auf der Straße macht, zu glauben, man trete auf Gold und Edelsteine! Jeder Mensch, der in jenen Tagen in seinen Keller ging, um Leitern, Wein, Essig und andere Dinge zu holen, war von Ehrfurcht erfüllt. Jeder trug sich mit dem Gedanken, selbst zu graben. Manche taten es in stillen Nächten, viele klopften ihre Wände ab, um hohle Stellen zu entdecken. Man sprach schon davon, daß der und jener Schätze in seinen Kellern entdeckt habe. Jeder wurde mißtrauisch. Es kam eine Zeit, in der alle zu klagen begannen, es ginge ihnen schlecht, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß sie Schätze entdeckt hätten. Aber je mehr die Menschen klagten, desto verdächtiger wurden sie. Es war eine Zeit, in der man den Bettlern nichts mehr schenkte, weil man glaubte, gerade sie hätten Gold und Silber gefunden und sie bettelten nur, um ihre Funde zu verheimlichen. Die Kaufläden standen leer, weil jedermann fürchtete, durch einen Einkauf in den Verdacht unerhofften Gewinns zu gelangen. Als die Leute merkten, daß ihre Klagen mit Mißtrauen angehört wurden, schwiegen sie und getrauten sich überhaupt nicht mehr zu reden. Kaum, daß man die üblichen Grüße wechselte. Wenn zwei miteinander leise sprachen, zeigte man auf sie mit den Fingern und ernannte sie zu Millionären.
Eines Tages kam ein Professor der Geschichte mit Assistenten, Laternen, Gasmasken. An den Häusern klebten Plakate, der Magistrat suchte mutige Männer und Arbeiter.
Pantalejmon meldete sich und nahm mich mit. Im Graben waren wir

Meister und an unterirdische Dinge vom Friedhof her gewöhnt. Wir waren Fachleute für Unterirdisches.
Unsern Lohn verlangten wir im voraus, denn wir fürchteten, in den Gängen umzukommen und umsonst zu sterben. Wir vergruben unsern Lohn beim vierten Grab in der alten Gräberreihe, schrieben ein Testament und steckten es in die Tasche. Pantalejmon vermachte den Lohn dem Grafen, nicht seiner Familie. Ich dachte lange nach, wem ich mein Geld schenken sollte. Ich besaß Erspartes für meine Reise in die Welt. Ich verschrieb es meinem Bruder, der nach Mexiko gegangen war.
Wir standen um fünf Uhr früh auf, es war der zehnte Mai, die Vögel zwitscherten. Wir waren zehn Mann mit Harken und Spaten. Wir bekamen hohe Stiefel, stiegen im Haus des Herrn Jampoller in den Keller, erbrachen eine zugenagelte Tür und standen am Beginn unserer unterirdischen Reise.
Ach! wie stank es dort, ich kann den Geruch nicht vergessen. Es stank nach alten Kartoffeln und faulem Heu, nach Pilzen, nach Schimmel und ein wenig nach herbstlichen Wäldern im Regen. Wir leuchteten mit unsern wissenschaftlichen Lampen den Weg und die Wände ab. Wir fanden Skelette, Truhen, der Professor notierte alles, es troff von den steinernen Wänden, weißlicher Schleim lag auf ihnen, wir stießen auf steinerne Särge, auf Inschriften, aber wir fanden kein Gold, kein Silber, keine Edelsteine.
Wir hatten den ganzen Tag gearbeitet, als wir wieder an die Oberfläche kamen, war es Abend, und wir befanden uns in der Nähe des Schlosses.
Wir hatten wieder Geld verdient, wir gruben es aus und legten es zum Ersparten.
Die Stadt beruhigte sich, die Menschen verloren das Mißtrauen, Handel und Wandel war wieder in den Gassen, und den Bettlern ging es besser.

Dennoch irrte sich Herr Brandes.
Er war vor zwanzig Jahren nach London ausgewandert, er hatte Geld verdient, eine rote, sommersprossige Engländerin geheiratet und einen Bauch mit einer schweren Uhrkette bekommen.
Jetzt kam er zurück, er hatte Geld wie Heu, so sagten die Leute. Wozu kam er in unsere arme Stadt? Warum blieb er nicht in London?
Nein, er kam zurück, ein Pionier englischer Kultur. Er wollte uns zei-

gen, wie man in der Welt Geschäfte macht. Er kaufte einen freien Platz von der Gemeinde, er kaufte unsern »freien Platz«, auf dem wandernde Karussells, Menagerien, Zauberkünstler ihre Zelte immer aufschlugen, auf dem graues, trauriges Gras und gelbe Blümchen wucherten und der vom lieben Gott dazu bestimmt schien, unser freier Platz und nichts mehr zu sein.

Brandes baute ein Haus, nicht so hoch wie unser Hotel, aber immerhin ein einstöckiges Haus. Es hatte wunderbarerweise keine Fenster. Die Leute wunderten sich nicht wenig. Wie wollte Brandes ohne Fenster auskommen? Lebten die Londoner in finstern Stuben?

Als das Gerüst verschwunden war und die weißen Mauern dastanden, blind, ohne Fenster, glatt, ohne Stukkatur und Verzierungen – sie hatte man nämlich erwartet –, zweifelte niemand mehr an der Verrücktheit des Herrn Brandes.

So verrückt, wie wir damals glaubten, war aber Brandes nicht. Er hatte kein Wohnhaus gebaut, sondern ein Magazin, ein Warenhaus, er hatte so eines vielleicht einmal in London gesehn!

HEUTE FRÜH KAM EIN BRIEF ...

undatiert

Heute früh kam ein Brief von meinem Freund Naphtali Kroj aus Buenos Aires. Es gefällt ihm gut, das Leben in der fremden großen und wahrscheinlich sehr merkwürdigen Stadt. Er hat Bekannte getroffen, Menschen aus unserer Heimat. Sie handeln mit Tabak oder andern Dingen und lassen mich grüßen. Sie haben mich nicht vergessen, obwohl ich noch ein Knabe war, als ich mich von ihnen trennte und nach dem Westen fuhr, zu der Familie meines Vaters nach Wien. Die Menschen meiner Heimat haben ein gutes Gedächtnis, denn sie erinnern sich mit dem Herzen. Ich aber hätte sie beinahe vergessen, weil ich in den Ländern Westeuropas gelebt habe und noch lebe, in denen das Herz nichts ist, der Kopf ein wenig und die Faust alles.

Wer weiß, wo ich hingeraten wäre, wenn mein Freund Naphtali Kroj nicht auch seinen Weg nach dem Westen genommen hätte. Schon war ich im Begriffe, mein Herz zu verlieren, die Sehnsucht, die Liebe und den Schmerz, der so stark ist wie Sehnsucht, Liebe und Tod zusammen. Schon hatte ich meine Heimat vergessen, die kleine Stadt in Rußland, die nicht mehr vorhanden ist, die gestorben ist, im großen Kriege gefallen, als wäre sie ein Infantrist gewesen, ein Mensch. Oh, sie war mehr als ein Mensch! Sie war ein fruchtbarer Schoß, aus dem viele Menschen, merkwürdige Menschen ausgestreut wurden wie Samen auf den weiten Acker der Welt.

Diese Stadt ist nicht mehr. Kanonen haben sie zerschossen, Brände vernichtet, Stiefel zerstampft, und jetzt blüht der goldene Kukuruz dort, wo einst kleine und schmutzige Gassen und Häuser waren, und der freie Wind geht über die Plätze und Winkel meiner Kindheit. Andere Städte werden groß und reich, oder wenn ihnen der Tod beschieden ist, sterben sie langsam, der Tod quält sie hundert oder tausend Jahre lang. Unsere kleine Stadt aber mähte er mit seiner großen, scharfen Sense auf einmal vom Boden weg.

Jetzt bin ich nirgends geboren und nirgends zu Hause. Das ist seltsam und furchtbar, und ich komme mir selbst vor wie ein Traum, der keine Wurzel hat und kein Ziel, keinen Anfang und kein Ende, der kommt und geht und selbst nicht weiß, woher und wohin. So sind sie alle, meine Landsleute. Sie leben verstreut in der weiten, weiten Welt, sie

klammern sich mit schwachen Wurzeln an fremdes Erdreich, liegen begraben in fremder Erde, zeugen Kinder, die nicht wissen, wo ihr Vater geboren, und denen ihr Großvater schon ein Märchen ist. Von dem und jenem höre ich manchmal. So weiß ich, daß der Bäcker Surokin jetzt ein Gasthaus in Tokio verwaltet, mit einer Japanerin verheiratet ist und sechs Kinder hat, von denen zwei irgendwo in Europa studieren. Diesen Bäcker Surokin hat der reiche Herr Kobritz auf eine merkwürdige Art gefunden. Der Herr Kobritz treibt Handel mit der halben Welt, und so kam er einmal auch nach Tokio und ging, um seinen Hunger zu stillen, in ein Gasthaus, setzte sich an den Tisch und bekam ausgezeichnete Fische. Es waren Fische ganz nach seinem Geschmack, und schon begann der reiche Herr Kobritz zu philosophieren und stellte seine Theorie auf, daß die ganze Welt ein Dorf sei, ein größeres Dorf, und alle Menschen von der gleichen Beschaffenheit. Denn wieso kam es, daß er in Tokio, das fast am Ende der Welt liegt, Fische von jener Art bekam, wie sie ihm sein Leibkoch zu Hause bereitete? Herr Kobritz war mit seiner Philosophie sehr zufrieden, als sich ihm der Wirt näherte, ein Japaner mit einer großen Brille, und »Guten Tag, Herr Kobritz!« sagte. Also war die Welt doch nur ein größeres Dorf, und alle Menschen kannten den reichen Herrn Kobritz. »Sie erkennen mich nicht?« fragte der Japaner. »Nein!« sagte Herr Kobritz. »Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben in Tokio.« »Ich aber habe Sie sofort erkannt«, erwiderte der Japaner. »Ich war der Bäcker Mendel Surokin, und seit dreißig Jahren bin ich ein Japaner.«

Herr Kobritz kam nach Wien und erzählte mir brühwarm die Geschichte, und ich erzählte sie meinem Freund Naphtali, der sie jetzt in Buenos Aires verbreitet. So wissen wir bald alle, was mit dem Bäcker Mendel Surokin los ist. Mich aber plagt die Neugierde. Ich möchte gerne wissen, was mit den vielen andern geschehn ist, zum Beispiel mit dem blinden Turek, mit dem Totengräber Pantalejmon, mit dem Schneider Peisach, mit dem Doktor Habrich, mit Jonathan Brüh und Mordechai, dem Schreiber. An alle diese Menschen erinnere ich mich noch ganz genau. Als stünde er leibhaftig vor mir, so sehe ich Jonathan Brüh, den Schwaben aus einer deutschen Kolonie, der pensionierter Briefträger war, ein Tschako trug und einen alten Säbel und viele Orden aus Blech auf der Brust. Er bildete sich ein, ein Prinz zu sein und ein großer General, mit allen Kaisern und Königen der Welt verwandt, und manchmal las er einen Brief des Kaisers von China vor. »Lieber

Vetter«, schrieb der Kaiser von China, »es wundert mich, daß ich schon so lange nichts von dir gehört habe. Mit gleicher Post sende ich dir den neuesten Orden meines Hauses. Schreibe mir sofort, ob du ihn erhalten hast. Dein treuer Kaiser.« Der Brief war mit chinesischen Buchstaben auf altem Pergament geschrieben. Deshalb konnte ihn niemand lesen, und man mußte sich schon auf die Wahrheitsliebe Jonathan Brühs verlassen.

Noch wichtiger wäre es mir zu erfahren, was mit Peisach, dem Schneider, geschehn ist. Denn es war ein Schneider, wie man keinen zweiten mehr findet und wie er in keiner andern Stadt der Welt möglich ist. Er trug die Maße aller seiner Kunden im Kopf, denn er konnte nicht schreiben, nicht einmal die Zahlen. Oft blickten wir durch sein Fenster, Naphtali Kroj und ich, wenn wir an Herbstabenden von den Feldern heimkehrten, vom Kartoffelbraten. Da sahen wir den fetten gelblichen Schimmer der kleinen Lampe auf dem Tisch des Schneiders und ihn selbst, wie er auf der Ofenbank saß und nachdachte. Gewiß war er damit beschäftigt, sich die Maße seiner Kunden vorzustellen, sich an ihre Bäuche, ihre Brust und ihre Schenkel zu erinnern. Wenn er die Schere in die Hand nahm, standen sie alle wie leibhaft vor ihm, und er hatte es nicht schwer, die Mäntel, die Hosen und die Westen richtig auszumessen. Aber manchmal verschnitt er doch etwas, und dann blieb ihm Stoff genug für einen eigenen Anzug. Denn es war nur recht und billig, daß ein Schneider, der die Maße im Kopf behalten mußte, auch ein wenig Stoff behielt für seinen armen, dürren und frierenden Leib.

Was ist nun mit diesem Schneider eigentlich los? Sein Sohn, das weiß ich, wohnt seit langen Jahren in Amerika und ist auch ein Schneider, er schrieb immer, daß er einen Modesalon habe. Möglich ist es immerhin, daß dieser Sohn den Vater nach Amerika kommen ließ und daß der Schneider Peisach jetzt in einem Winkel des Modesalons sitzt, alt und schwerhörig und kurzsichtig, und noch immer nicht schreiben kann.

Mordechai, der Schreiber, hatte keine Kinder. Ich glaube, daß er einsam gestorben ist. Er war ein Witwer und Schreiblehrer, und er trug immer Tintenfaß und Feder bei sich, wenn er zu seinen Schülern ging. Aber seine Taschen waren zerrissen, und die Frau war tot, und niemand konnte ihm die Taschen flicken. Deshalb hatte er einen Zylinder auf dem Kopf. In diesem Hut barg er sein Schreibgerät. Das hatte nun zur Folge, daß er nicht grüßen konnte. Er begnügte sich, einen Finger

an den Rand des Zylinders zu legen. Das war sein Gruß. Nur einen Menschen konnte er so nicht grüßen, und dieser eine Mensch war der Bürgermeister. Also wich er dem Bürgermeister immer aus, und wenn er an einer Straßenecke stand, blieb er längere Zeit da und lauerte verstohlen und ging erst weiter, wenn er sich überzeugt hatte, daß der Bürgermeister nicht des Weges daherkam.

Der Doktor Habrich war ein Arzt, der für alles andere auf der Welt mehr Interesse hatte als für Kranke und Krankheiten. Er hatte in Wien Medizin studiert, und er wäre wohl gerne ein berühmter Arzt in einer großen Stadt geworden. Aber als er gerade fertig war, starb sein Vater. Doktor Habrich besaß kein Geld und kehrte heim, obwohl ihm sein Professor gesagt hatte, daß man begabte Menschen im Westen Europas gebrauchen könnte. In unserer Stadt aber gab es keine besonderen Krankheiten. Man hatte einen Leistenbruch oder einen Schnupfen oder einen verdorbenen Magen, man brach sich ein Bein oder ein Bauer schnitt sich mit der Sense. Es waren keine Krankheiten für einen begabten und ehrgeizigen Arzt. Der Doktor Habrich hatte durch lange Jahre bei jedem neuen Patienten gehofft, der würde endlich ein schwieriges Leiden offenbaren. Aber dann war es doch nur ein Leistenbruch oder ein Schnupfen oder eine langsame Geburt. Da hörte Doktor Habrich auf, Rezepte zu schreiben, und wenn man ihn rief, ging er nicht und verordnete alles, ohne den Patienten gesehn zu haben. Ein neuer, junger Arzt kam, der sein Geschäft verstand und einen Schnupfen so behandelte, daß aus ihm eine Lungenentzündung wurde. Da begannen viele Menschen zu sterben, und der junge Doktor wurde dahin und dorthin gerufen, und den Doktor Habrich holte niemand mehr.

Er saß manchmal in der Schenke, in die auch wir gerne kamen, Naphtali und ich. Da waren Pantalejmon, der Totengräber, und der blinde Josef Turek, sie tranken und unterhielten sich. Pantalejmon hatte einen Selbstmörder vom Baum abgeschnitten, er behielt den Strick und suchte einen Käufer. Wer den Strick eines Gehenkten besaß, dem gaben die Kühe viel Milch, seine Pferde gediehen, auf seinen Feldern wuchs üppig der Weizen, und kein böser Zauber konnte dem Besitzer etwas anhaben. So ein Strick war unter Brüdern zwei Hühner wert, mindestens ein Schock Eier. Geld brauchte Pantalejmon nicht. Wer sein ganzes Leben ein Totengräber ist, wer sieht, wie auch die Reichen ihre zwei großen Zimmer und Küche verlassen müssen und den Geldbeutel unter dem Kopfkissen – wer so was mindestens hundertmal ge-

sehn hat, der braucht kein Geld. Die Würmer, die Würmer – sagt Pantalejmon, sooft er einen reichen Hochzeitszug sieht. Er denkt immer an die Würmer.
Jetzt aber gilt es, den Strick zu verkaufen. Wer weiß uns einen Käufer zu nennen? Wer kennt die Bedürfnisse aller Häuser? Wer kommt überall hin? Wer sieht alles? – Der blinde Josef Turek, der Bürstenbinder, der sein Handwerk in der Blindenschule der großen Stadt gelernt hat und immer von der Schönheit dieser Stadt erzählt, als hätte er sie genau besichtigt. Er hat sie besser gelernt als ein Sehender. Denn er ist ein Blinder.
»Ich würde den Strick nicht einem einzelnen verkaufen!« sagt Josef Turek.
»Dummkopf«, entgegnet Pantalejmon, »es ist ja nur ein einziger Strick!«
»Nun«, sagt Turek, »ein Dummkopf bist du! Aus einem Stück kann man viele Stücke machen. Und für jedes Stück kriegst du eine Henne. Und dein ganzes Leben lang verkaufst du Stücke.«
»Ich glaube«, wendet Pantalejmon ein, »wenn ich nicht sehr irre, bin ich so zwischen sechzig und fünfundsechzig. Und will hundert Jahre leben. Wieviel Jahre habe ich also noch?«
»Vierzig oder fünfunddreißig!«
»Siehst du! So groß ist der Strick nicht, daß ich ihn vierzig Jahre lang verkaufen könnte!«
»Es muß aber doch nicht derselbe Strick sein! Du schneidest eben einen ähnlichen in kleine Stücke, wenn der erste zu Ende ist.«
»So ein Strick aber, an dem sich niemand erhängt hat, bringt ja kein Glück!« sagte Pantalejmon.
»Alle Stricke bringen Glück!« erwidert Josef Turek. Und er hat recht.
Solche und ähnliche Gespräche konnte man am Abend in der Schenke hören. Da trank ich Schnaps, obwohl ich kaum zehn Jahre alt war, aber Naphtali Kroj, der acht Jahre älter war, hatte mich mit seiner Freundschaft beehrt, und da mußte ich eben einen Großen spielen und Schnaps trinken. Es schmeckte gar nicht schlecht.
Es schmeckte sogar sehr gut und erhielt mich am Leben, wenn ich müde und erfroren heimkehrte vom Kartoffelbraten. In der Früh zogen wir aus. Die Nebel lagen noch über der Erde und über dem Herbstmorgen, der aussah wie ein Greis, von Tüchern eingehüllt, taub und still. Die Krähen saßen auf den schwankenden Zweigen lange,

lange Minuten still, daß man glaubte, sie wären angewachsen und die großen, traurigen Herbstfrüchte der Bäume. Sie erhoben sich in die Luft, wenn wir das Feuer anzündeten und der Rauch emporstieg. Wir waren die Feinde der Krähen. Manchmal zielten wir mit Steinen nach ihnen. Manchmal fiel eine betäubt nieder, wir nahmen sie in die Hand und erschraken immer wieder über die krumme Schärfe ihres Schnabels, der wie ein kleiner zweischneidiger Säbel war. Die Weiden dufteten naß und betäubend, es roch der Moder und die Verwesung. Durch unsere Stiefelsohlen drang die Feuchtigkeit in unsern Körper, wir fuchtelten mit den Armen, bis uns warm wurde, und stampften auf die Stoppeln der Felder und hauchten in unsere gehöhlten Hände. Am Waldrand zeigten sich einsame Tiere, flüchtig und spähend. Matte verspätete Käfer krochen schwarz und glänzend über die Erde in den Furchen wie lebendige Kohlenstücke. Die Wolken standen beharrlich am Himmel wie ein naher Fluch, der sich noch nicht erfüllt. Am Nachmittag schon begann sich der Horizont im Westen zu röten von der Sonne, die man nicht sah. Wir hatten sie nicht am Morgen gesehn, als sie aufging, nicht zu Mittag, nicht in der Fülle ihrer Leuchtkraft, wir sahen nur die letzten Ausläufer, ihre Strahlen und ihr rotes schmerzliches Spiegelbild in den Abendwolken. Der Wind erhob sich auf die Zehen und begann seine nächtliche Wanderung. Gleichzeitig zuckten ein paar gelbe Lichter in den fernen Hütten auf, als hätte er sie angezündet. Da pfiff Naphtali das Lied von dem Müller, dessen Rad sich dreht, dessen Jahre gehn. An unserer kleinen Rauchfahne erkannten wir, daß der Wind sich gedreht hatte, gestern war er noch vom Norden gekommen, heute kam er aus Nordwesten, und in einigen Tagen mußte der erste Schnee dasein. Schon sehnte ich mich nach seinen kleinen, scharfen, harten Sternchen und seiner heilenden, peitschenden Schärfe im Gesicht. Der Duft unserer bratenden Kartoffeln umgab uns wie eine Heimat. Die Krähen hatten sich schon an den Rauch gewöhnt und kehrten auf die Zweige zurück und spreiteten von Zeit zu Zeit ihre Flügel, ohne sich zu rühren, und vielleicht nur, um uns zu erschrecken, oder weil sie selbst erschrocken waren. Und der große, hochaufgeschossene, rötliche und dünne Naphtali Kroj ging mit langen Schritten nach Hause. Und hinter ihm her jagte ich und konnte ihm nicht nachfolgen. Zehn Minuten später als er erreichte ich die Stadt. Vor der Schenke stand er schon und wartete.

Es war der traurigste Herbst meines Lebens, jener Herbst, in dem Naphtali Kroj nach Wien kam. Der Krieg und die Revolution waren vorbei, und die Länder und Menschen zitterten noch, obwohl der Sturm, der sie gerüttelt hatte, sich schon verzog. Ich war ein armer Teufel. Ich besaß nichts außer meinem Rucksack. Im Rucksack lag mein Mantel. Einer peinlichen Wohltat hatte ich die Schuhe zu verdanken, die ich damals trug. Es waren Lackstiefel. Gerade sie konnte mein Wohltäter entbehren. Der Lack war gesprungen, durch die dünnen Sohlen drang die Nässe der ganzen herbstlichen verregneten Welt. Wenn ich meine Schuhe vom Kot der Straße reinigte, fingen sie an, aufsehenerregend zu glänzen. Sie waren ein qualvolles Geschenk.
Da kam Naphtali Kroj, mit allen Menschen vom Osten nach Westen gespült, er kam mit den Armen, mit den Flüchtlingen, mit den Kriegsgefangenen. Er war arm, und ich war es auch, zusammen waren wir noch ärmer als jeder für sich. Aber wir waren Freunde, und die Freundschaft ist ein großer Reichtum.
Hätte Naphtali einen ordentlichen Beruf gehabt, es wäre nur halb so schlimm gewesen. Aber er war nur ein Kutscher. Als Zwanzigjähriger hatte er eine Witwe geheiratet, eine Witwe mit zwei halbwüchsigen Kindern. Vierzig Jahre zählte die Witwe. Sie besaß eine Droschke mit einem Pferd, ihr Mann, der Droschkenkutscher, war ein Säufer gewesen und im Wahnsinn gestorben. Nun stand ein armes Pferd im kleinen Stall und wieherte, und im Hof wartete die Droschke mit zerbrochenen Fensterscheiben, von grauem Kot bespritzt, mit einer Deichsel, die wie eine traurige Zwecklosigkeit und schwermütig zu Boden geneigt war. Naphtali brach dieser Anblick das Herz. Jeden Tag blickte er in den Hof und in den Stall, bis er eines Morgens kurz entschlossen das Pferd vor den Wagen spannte, den Bock bestieg und zum Bahnhof trabte. Gäste kamen an. Naphtali hatte Glück. Er blieb auf dem Bock. Er fuhr jeden Tag, wenn die Züge kamen, zur Bahn. Er heiratete die Droschke und die Witwe mit ihren Kindern dazu. Im Kriege besetzten die Österreicher die Stadt. Sie requirierten den Wagen, das Pferd und Naphtali Kroj. Im Felde starb das Pferd, die Frau Kroj starb zu Hause. Die Kinder gingen an Typhus zugrunde. Die Droschke blieb irgendwo als Gerümpel zurück. Nur Naphtali war gesund. Er kam nach Wien. Unterwegs fand er Gelegenheit, einen Ungarn zu erstechen, der ihm die neuen gelben Stiefel ausziehn wollte.

JUGEND
undatiert

Ich liebte es, mich unsichtbar zu machen. Ich träumte mir eine Tarnkappe. Ich war kein schwächlicher Knabe, der den Kampf unter allen Umständen zu fürchten hatte. Dennoch schien mir ein Kampf, in dem ich dem Gegner unsichtbar bliebe, als der einzig mögliche.
Ich war eine sogenannte hinterlistige Natur. Ich verachtete meine Altersgenossen, die ihre gleichen oder ungleichen Kräfte maßen. Ich hielt es für ehrenhaft, Feinde hinterrücks zu erledigen, und den Meuchelmord, wenn er gerechten Ursachen entsprang, hielt ich nicht für eine schändliche Tat.
Ich konnte mich davon überzeugen, daß ich unsichtbar sei, und gleichzeitig wissen, daß mich alle sehen müssen. Ich versteckte mich gern. Im Versteckspiel war ich ein Meister, und niemand konnte mich finden. Ich verachtete immer die Helden ein wenig, von denen ich in den Sagen und Märchen las. Dennoch imponierten sie mir, nicht kraft ihrer Taten, sondern wegen der Stellung, die sie einnahmen, der großartigen Rolle, die sie spielen durften. Ich verglich mich gerne mit ihnen.
Denn ich war auch ehrgeizig, gewiß. Ich war entschlossen, den Durchschnitt der Menschen zu überragen, mit welchen Mitteln – wußte ich nicht. Ich war entschlossen, mich durch nichts hindern zu lassen. Von der Armut, die meine Jugend umgab, fühlte ich wenig. Ich betrachtete sie als eines der vielen Hindernisse, die das Schicksal den Menschen in den Weg stellt. Sie war, nach berühmten Mustern, zu überwinden. Ich beneidete andere, satte und gutgekleidete Knaben nicht. Seit jeher wußte ich, daß ein Mitleid mit mir selbst ebenso verwerflich ist wie Mitleid mit andern. Freudig und mit einer Art Wollust bekannte ich mich zur Armut, ich schloß mich in sie ein und schied mich dadurch von den Altersgenossen.
Es war mir immer daran gelegen, mit allen gut zu leben. Denn ich erkannte früh, daß üble Gesinnung und Feindschaft von Schaden sein können, besonders die Feindschaft der Minderwertigen. Es hätte mir nicht an Mut gefehlt, einer Welt von Feinden die Stirn zu bieten. Aber der Friede war mir lieber als der Kampf, weil dieser mich verraten hätte und ich im Verborgenen leben wollte. Ebenso mangelte es mir nicht an Empörung gegen Lehrer und Vorgesetzte. Ich aber zeigte sie

nicht. Ich war ein ausgezeichneter Schüler, nicht durch Fleiß, sondern durch Überlegenheit. Es wäre mit unwürdig erschienen, vom Lehrer bei einer verbotenen Lektüre, beim Zigarettenrauchen oder beim Abschreiben einer Schularbeit erwischt zu werden, zu stottern oder mir einsagen zu lassen. Ich fügte mich den unüberwindlichen Mächten, und weil sie mir nichts anhaben konnten, fühlte ich mich frei. Indessen die Rebellen, die Tollkühnen und die Aufrichtigen immer auf der Flucht vor den Lehrern waren, die Jägern glichen. Mich belustigte es, an dieser Jagd nicht teilzunehmen, sondern sie zu betrachten.

Es erschien mir unwürdig, bei einer Lüge ertappt zu werden, aber nicht unwürdig zu lügen. Unehrliche Vorteile, die nicht an den Tag kommen konnten, wußte ich auszunützen. Ich erkannte bald, daß mich die Menschen infolgedessen für ehrlich, aber schlau hielten und daß sie vor mir Angst hatten, aber mir keine Unredlichkeit zutrauten. Sie faßten Zutrauen zu mir, trotz ihrer Furcht. Sie fragten mich um Rat, ich gewährte ihnen Hilfe. Sie wurden mir treu, sie blieben mir gleichgültig. Ich bezahlte ihnen ihre Treue und blieb ihnen nichts mehr schuldig. Sie beneideten mich, ich ließ mich beneiden. Ich hatte Erfolge, und es freute mich, die Konsequenzen der Erfolge, nicht sie selbst, auszunützen.

Bald sah ich, daß ich in Gefahr war, mich in mich selbst zu verlieben. Ich begann achtzugeben. Ich wollte vor mir selbst ebenso sicher sein, wie ich es vor den andern war. Dabei kam mir meine im landläufigen Sinn sehr tadelhafte und unmoralische Natur zu Hilfe. Ich durfte jeden Tag neue Fehler an mir entdecken, denn ich war damals noch überzeugt, daß Egoismus, Schlechtigkeit, Hochmut, Tücke und Feigheit absolute Fehler sind. Ich brachte es fertig, mir zu gefallen und mich für verworfen zu halten. Ich wollte nicht edel sein. Es genügte mir, erkannt zu haben, daß ich nicht edel sei. Diese Erkenntnis schützte mich ebenso vor mir selbst, wie meine Laster mich vor den andern schützten.

Ich glaubte an die Existenz und an die fruchtbare Kraft der Tugenden, ich wußte nur, daß sie für mich nichts getaugt hätten. Ich glaubte an die edle Gesinnung großer Männer und an die Fruchtlosigkeit gemeiner Bestrebungen. Ich glaubte an positive Kräfte und haßte die negativen. Ich haßte den Teufel. Aber an Gott glaubte ich nur schüchtern, und während ich genau wußte, daß er nicht existiere, betete ich dennoch zu ihm.

Zwei Jahre lang, von meinem vierzehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr, war ich ein Atheist. Ich sah zum Himmel empor und wußte, daß er aus blauer Luft bestand. Ich hatte aber gar nicht bemerkt, daß Gott nicht verschwunden, sondern gleichsam nur übergesiedelt war, aus dem Himmel irgendwohin anders, ich wußte nicht, wohin, wahrscheinlich aber in meine Nähe. Daß niemand die Welt regierte, war mir offenbar, daß aber jemand meine eigenen Wege überwachte, fühlte ich. Ich betete oft, und meine Gebete waren sehr kurz. Sie bestanden in einem Gedanken, ja nur in einem Einfall. Der, zu dem ich betete, half immer, er strafte niemals. Ja, ich schämte mich nicht, ihn um seine Unterstützung bei meinen unedlen, beinahe verbrecherischen, auf jeden Fall aber sündhaften Unternehmungen zu bitten. Er half auch da. Ich hätte ihn immer verleugnet. Aber desto eifriger glaubte ich ihm. Er war da wie eine Wirklichkeit.

Erst zwei Jahre später wuchs der Gott, den ich nur für mich in Anspruch genommen hatte, zum Weltengott und Herrn des Alls. Daß er mir gut gesinnt war, gleichsam aus alter Kameradschaft, wußte ich. Ich fürchtete ihn nicht. Ich vertraute ihm. Und wenn mir Schlimmes widerfuhr, war mir's keine Strafe, sondern eine mir noch verborgene, maskierte Gnade.

Ich hatte nichts mehr zu fürchten. Mit Gott lebte ich gut, mich selbst kannte ich, die Menschen hatte ich in der Gewalt. Gespenster, Tote und Geister wußte ich zu versöhnen. Erschienen sie mir im Traum, so erschrak ich nicht, sondern unterhielt mich mit ihnen sachlich und höflich. Ich lief nicht vor ihnen davon, sie mußten also einsehn, daß bei mir nicht viel zu holen war.

Nur Tod und Krankheiten fürchtete ich. An das Weiterleben in einer andern Form glaubte ich, aber es war mir unangenehm, plötzlich und unvorbereitet in eine unbekannte, niemals vorher zu erforschende Umgebung zu gelangen. Ich mied den Tod, ich mied Begräbnisse, Friedhöfe und den Anblick von Leichen. Einmal kam ich zufällig zu einem Begräbnis – und war wochenlang erschüttert. Ich fühlte mich selbst dem Tod nahe und machte mich bereit zu sterben.

Als ich aber sah, daß mein Leben dennoch stärker war, hörte ich auf, die Ansteckungsgefahr des Todes zu fürchten. Ich ging auf einen alten Friedhof und blieb dort lange Stunden. Ich befreundete mich mit einem Friedhofswächter, der mir gruselige Geschichten erzählte, an die ich nicht glaubte. Er sprach von übernatürlichen Erscheinungen

und von der wachen Kraft der Toten, die vor dem Begräbnis in der Totenkammer lagen. Einmal blieb ich eine Nacht lang bei den Toten. Sie rührten sich nicht. Ich glaubte dennoch nicht an ihren endgültigen Tod. Aber es schien mir klar zu sein, daß ihnen oder uns die Fähigkeit der Verständigung fehlte.

Ich gewöhnte mich an den Anblick der Leichen, an die Raserei der Hinterbliebenen, an traurige Gesänge, an Schauderhaftes, Geheimnisvolles und sogar Häßliches. Ich sah einmal, wie ein Telegraphenmast einen Arbeiter fällte. Er fiel ohne Laut zu Boden. Ich sah seinen zerschmetterten Schädel, schmeckte mit den Augen das schnell gerinnende Blut, hörte das Jammern seiner Frau und seiner zwei Töchter und war nicht erschüttert. Von nun aber ließ mich fremdes Leid unbeteiligt. Einmal verbrühte sich meine Mutter die Hand. Sie litt schrecklich. Sie stöhnte. Ich blieb ruhig. Einmal scheuten die Pferde eines Wagens, und der Kutscher wurde eine lange Strecke mitgeschleift. Ich blickte kühl auf diesen Vorgang, der alle Menschen in Aufregung versetzte. Nichts brachte mich aus der Fassung. Ich wäre niemals imstande gewesen, einen Menschen unter eigener Lebensgefahr zu retten. Ich möchte keinem Ertrinkenden nachspringen, ich habe nicht schwimmen gelernt, ich will nicht schwimmen. Ich verachte die vergeblichen Versuche der Menschen, es den Fischen gleichzutun, und ich glaube an vollkommene Apparate, die es uns möglich machen werden, auf dem Wasser spazierenzugehn. Solange diese zuverlässigen Erfindungen fehlen, mögen sie ertrinken, die Selbstmörder! Ich zweifle daran, ob die Welt etwas an ihnen gewinnt. Aber um mich wäre es schade.

Ich verlasse mich nicht auf den Körper, ich verlasse mich nur auf den siegreichen menschlichen Geist. Einer Pistole traue ich mehr als einem Boxer, und ich freue mich, daß die stärksten Muskeln einer Kugel nicht standhalten. Ich freue mich über die Nutzlosigkeit der Panzer und der Schwerter, und die männliche Tapferkeit scheint mir eine aussichtslose Sache.

Allerdings wußte ich schon früh, daß den Frauen Heldentaten imponieren, und ich verachtete die Frauen deswegen. Allein, sie schienen mir unentbehrlich, sie reizten mich, und ich genoß ihre Nacktheit, wenn sie angezogen waren. Ich wollte sie verführen, besitzen und verlassen.

Ich schwärmte niemals für eine, ich war nicht verliebt. Das ganze

weibliche Geschlecht empfand ich als ein Individuum. Einmal sah ich eine junge Dienerin in einer Badeanstalt. Ich saß im Warteraum, wartete auf eine freie Zelle, sie sprach mit zwei alten Frauen und streckte beide Arme in die Höhe, ohne Grund, ohne Zweck. Ihre Brüste strafften sich, ihre Bluse ließ ein Stück weißer Unterkleidung frei, ihre Füße schlüpften halb aus den Pantoffeln. Sie erschien mir sehr begehrenswert, mir schwindelte fast. Sie sah mich an, sie winkte mir, aber ich floh.
In der Nacht hatte ich Furcht, mich zu entkleiden. Ich fürchtete meine eigene Nacktheit, die einsame, nur männliche, und wünschte mir von Herzen, Mann und Weib in einem zu sein, Genießer und Genossener, Liebender und Empfangender, ich kam mir unvollkommen vor, brachte mich in Erregung, verwirklichte mir das Mädchen, zauberte sie ins Bett, genoß sie, verlor aber im Rausch nicht die Besinnung, sondern wußte jeden Augenblick, daß sie nicht da war und fern von mir mit einem andern schlief.
Schließlich stand ich auf, ging hinaus, da stand meine fünfzehnjährige Nachbarin am Fenster. Sie erwartete ihre Eltern, die auf ein Hochzeitsfest entfernt wohnender Verwandten gegangen waren. Ich stieg zu ihr ins Zimmer, löschte die Lampe aus, und wir schliefen zwei Stunden nebeneinander. Als ich fortging, weinte sie, aber sie rührte sich nicht. »Du wirst mich heiraten!« sagte sie glücklich und weinend. »Vielleicht!« antwortete ich.
Um diese Zeit begann ich, Dichter zu lieben, Dramen und Gedichte. Ich behielt alles im Gedächtnis, ohne eigentlich auswendig zu lernen. Ich schätzte ihre Schönheiten, die Sprache, das Bild und den Klang und ließ mich verführen, auch den Inhalt zu lieben, mehr, als mir zustand. Um die Schönheiten der Dichtungen genauer zu genießen und durchaus zu verstehn, schien es mir nötig, mich zu verlieben. Ich suchte mir ein hübsches Mädchen, das viele meiner Altersgenossen anbeteten, und ging ihr auf der Straße nach. Ich dachte an sie, träumte von ihr, aber ich wußte bei alledem, daß ich nicht imstande gewesen wäre, ihr etwas zu opfern; daß ich im Regen vor ihrem Fenster ging, nur um zu sehen, wie es ist, wenn man leidet, aber nicht, um zu leiden. Ich konnte bald befriedigt feststellen, daß ich wußte, was die Liebe sei. Ich wandte mich hierauf anderen Angelegenheiten zu.
Ich wandte mich den Angelegenheiten zu, von denen die Gedichte und Dramen handeln, die sogenannten großen Gegenstände, die erhabenen

Gedanken, die Ideen und deren moralische Ereignisse, die Ideale, die Natur, die Sittlichkeit, das Vaterland, die Freiheit, die Nation und die Sprache. Alle diese Begriffe bestanden für mich, wie nur reale Gegenstände bestehen können, ferne, aber doch mit Sinnen vernehmbar wie Glocken, an deren hoher, beinahe himmlischer Existenz man nicht zweifelt, weil man ihre Klänge hört. Damals wußte ich noch nichts von den Beziehungen des Klangs zum Instrument, das ihn gebärt, von der Spannung, die sich bildet zwischen dem Fluß der Zeit und der Stabilität der Dinge, und ich war ein kleiner egozentrischer Skeptiker, der das allgemein Gültige verehrte, ohne es anzuwenden.

Las ich ein Gedicht, so zweifelte ich nicht daran, daß es recht hatte. Besang einer eine Wiese, so war mir die Schönheit dieser Wiese so nahe wie dem Dichter. Ich hatte Respekt vor dem Gedruckten. Ich verehrte die Tradition. Ich liebte nichts Besonderes unter dem Allgemeinen. Ich zog nicht *einen* Dichter dem andern vor. Ich schätzte nicht die Gegenstände, die der eine behandelte, höher als die des andern. Alle schätzte ich gleichmäßig.

Ich schätzte den Faust und Wilhelm Tell. Shakespeare lernte ich auswendig und Hölderlin, und obwohl ich Widersprüche entdeckte, lag doch das Verschiedene, das die großen Männer trennt, unter einer einzigen einigenden Schicht von Erhabenheit, Anmut und Adel. Nie hätte ich so gehandelt wie ihre Helden. Aber ich glaubte doch, daß die Dichter und ihre Helden objektiv recht hatten. Ich wußte nicht, weshalb Nathan der Weise es nötig hatte, so edel zu sein. Ich empfand Mitleid im tragischen Sinn mit Shylock. Aber ich glaubte eben, ich selbst wäre eine Ausnahme, keine beneidenswerte, keine schätzbare, eher eine verworfene. Alles, was gepredigt, gesungen und geglaubt wurde, hatte recht und paßte für die Welt. Wenn einer seine Liebesschmerzen besang, so verstand ich zwar nicht, warum er so leide, aber ich glaubte, daß es normal sei, so zu leiden.

Sprichwörter, die zu meiner persönlichen, ganz eigenen Auffassung des Lebens nicht paßten, hielt ich dennoch für tiefsinnig, zumindest für die Ergebnisse weiser Erfahrungen und Bekenntnisse. Zitate, die im Laufe der Jahre geflügelt worden sind, hielt ich für den Ausdruck einer allgemein anerkannten, durch die Stimme des Volks und der Zeiten befestigten, begründeten Weisheit ...

... Ich besuchte die Universität gleichgültig, beinahe enttäuscht, ohne Fleiß und nicht mit der Andacht, mit der ich manchmal als Gymnasiast an sie gedacht hatte. Ich studierte Germanistik und exakte Philosophie, das heißt, ich hörte die Vorträge einiger Professoren, die mich langweilten. Im Gymnasium hatte ich mir nach den Beschreibungen vorgestellt, die Wissenschaft auf einer Hochschule wäre, eben weil sie ledig sei der kleinlichen Formen, die an den Mittelschulen angewendet würden, wirklich edel, frei und stolz. Nun sah ich, daß die Professoren sich keine Mühe gaben, daß sie nur eine halbe Stunde lasen, manchmal fortblieben und die Vorlesung ausfallen ließen und daß die meisten sich bei den Prüfungen dennoch das Recht anmaßten, streng zu sein, sehr kleinlich, noch kleinlicher als Mittelschullehrer, zu prüfen, sich von persönlichen Gefühlen, Sympathien und Abneigungen leiten zu lassen. Ich dachte an die Mittelschule mit einer gewissen Trauer zurück. Ihre Lehrer erschienen mir besser, edler, vorurteilsfreier und ärmer. Manche Seminarstunden, in denen gotische Übungen und mittelhochdeutsche Grammatik vorgenommen wurden, waren genauso wie Unterrichtsstunden in der Mittelschule, nur daß man hier zur Aufmerksamkeit nicht gezwungen war und die Klasse verlassen durfte, wenn man nicht mehr sitzen wollte. Es gab Dummköpfe unter den Studenten, ehrgeizige und eingebildete ...

EDITORISCHE ANMERKUNGEN

Abkürzungen

LBI	Archiv des *Leo Baeck Institute,* New York
AKL	Archiv des Gustav Kiepenheuer Verlags, Leipzig
Werke (1956), I–III	Joseph Roth, *Werke* in drei Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, Amsterdam/Köln-Berlin 1956
Werke (1975/76), I–IV	–, *Werke,* herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, 4 Bände, Amsterdam/Köln 1975–76
Perlefter	–, *Perlefter.* Fragmente und Feuilletons aus dem Berliner Nachlaß, herausgegeben von Friedemann Berger, Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig und Weimar, 2. Aufl. 1981
Briefe	–, *Briefe* 1911–1939, herausgegeben und eingeleitet von Hermann Kesten, Köln/Berlin 1970
Katalog	*Joseph Roth* 1894–1939. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main, Katalog: Hrsg. von Brita Eckert und Werner Berthold, Buchhändler-Vereinigung, Frankfurt a. M., 2. Aufl. 1979
Bronsen	David Bronsen, *Joseph Roth.* Eine Biographie, Köln 1974
Hackert	Fritz Hackert, »Joseph Roths Nachlaß im *Leo-Baeck-Institut* in New York«, in: David Bronsen (Hrsg.), *Joseph Roth und die Tradition,* Darmstadt 1975, S. 374–399
Sültemeyer	Ingeborg Sültemeyer, *Das Frühwerk Joseph Roths* 1915–1926, Studien und Texte, Wien u. a. 1976
Willerich-Tocha	Margarete Willerich-Tocha, *Rezeption als Gedächtnis.* Studien zur Wirkung Joseph Roths, Frankfurt a. M. u. a. 1984

DER VORZUGSSCHÜLER

Manuskripte

LBI, Joseph-Roth-Collection; AR-C.661/1837. II. No. 8:
M/1: Fragment innerhalb des Manuskripts von »Des Windes Kriegsgeschichten«, markiert mit den Seitenzahlen 17–21.
M/2: Unbetiteltes Manuskript; 14 Seiten; Bleistift-Seitennumerierung 24–37.
Anfang: »Des Briefträger's Andreas Wanzel's Söhnchen, Anton hatte (...)«.
Schluß: »Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab!«
M/3: Fragment von 3 Seiten; Bleistift-Seitennumerierung 38, 39, 40.
M/4: Fragment von 2 Seiten; Bleistift-Seitennumerierung 42, 45. – Überschrift: »Der Vorzugsschüler«.

Drucke

D/1: Bearbeitete bzw. gekürzte Fassung in: *Österreichs Illustrierte Zeitung* (Wien), 10. 9. 1916.
D/2: Abdruck von D/1 in: Sültemeyer, S. 162–168.
D/3: Druck von M/2, der ungekürzten Erstfassung, in: Joseph Roth, *Die Erzählungen.* Mit einem Nachwort von Hermann Kesten, Amsterdam/Köln 1973, S. 7–24.
D/4: ebenfalls ungekürzte Erstfassung (D/3) in: *Werke* (1975/76), III, S. 11–23.

Zur Textkritik

Vgl. Hackert, S. 385/86; sowie Sültemeyer, S. 35–39.
Hier abgedruckt: D/4.

BARBARA

Drucke

D/1: *Österreichs Illustrierte Zeitung* (Wien), 14. 4. 1918.
D/2: Abdruck von D/1 in: *Werke* (1975/76), III, S. 24–32.

Zur Textkritik

Vgl. Sültemeyer, S. 39.
Hier abgedruckt: D/2.

KARRIERE

Drucke

D/1: *Der Neue Tag* (Wien), 7. 3. 1920.
D/2: Abdruck von D/1 in: Sültemeyer, S. 184–188.
D/3: Ebenfalls Abdruck von D/1 in: *Werke* (1975/76), III, S. 33–39.

Zur Textkritik

Vgl. Sültemeyer, S. 55.
Hier abgedruckt: D/3.

VON DEM ORTE, VON DEM ICH JETZT SPRECHEN WILL (...)

Manuskript

LBI, Joseph-Roth-Collection; AR-C.661/1837. II. No. 8:
Fragment von 5 Seiten (Seitenzählung rechts oben: 38, 39, 44 4(?), 22; Seitenzählung des LBI unten links: 40, 41, 46, 23, 24).

Druck

D/1: *Werke* (1975/76), III, S. 40–46.

Zur Textkritik

Vgl. Sültemeyer, S. 39–40. – Als Anmerkung zu D/1 (s. o.) notierte Hermann Kesten: »Im Lauf der Erzählung ändert der Autor, einem neuen Einfall folgend, den Namen des Helden.« (S. 40)
Hier abgedruckt: D/1.

KRANKE MENSCHHEIT

Typoskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR-A.557/1838. III. 4.1.: 11 Seiten Maschinenschrift, blau, auf starkem Papier; mit Überschrift »Kranke Menschheit«.

Druck

D/1: *Werke* (1975/76), III, S. 47–58.

Zur Textkritik

Vgl. Sültemeyer, S. 38.
Hier abgedruckt: D/1.

IMMER SELTENER WERDEN IN DIESER WELT (...)

Typoskript

LBI: Joseph-Roth-Collection; AR-A.557/1838. III. 4. 11.: Fragment von 6 maschinenschriftlichen Seiten; Blattzählung rechts oben S. 43–48.

Druck

D/1: *Werke* (1975/76), III, S. 59–63.

Zur Textkritik

Vgl. Sültemeyer, S. 143.
Hier abgedruckt: D/1.

DAS KARTELL

Druck

(mit Illustrationen von Max Zschoch) in: Ztschr. *Das Leben*, hrsg. von Max Krell, Juli-Nummer 1923, S. 21–25.

Zur Textkritik

Eine Sammlung des Monatsmagazins befindet sich in der Deutschen Bücherei, Leipzig. Nach Auskunft des Leipziger Bibliographen Rainer-Joachim Siegel entwickelte sich die Publikation im Lauf der Zwanziger Jahre zu einer Illustrierten, die keine weiteren Veröffentlichungen Joseph Roths enthält.

Anmerkung zur Thematik

Den amerikanischen Journalismus und seine Verflechtung mit der politischen Praxis behandelt auch das undatierte und ohne Titel belassene *Manuskript:* LBI (Joseph-Roth-Collection; AR-C.661/1837. II.4., vom LBI geführt als »Der Hilfsredakteur«). – 6 Blätter Handschrift, von denen 2 doppelseitig beschrieben sind.
Anfang: »Der Tag des Hilfsredakteurs Frank Thompson ist ausgefüllt mit lächerlicher und saurer Kleinarbeit. (. . .)«
Schluß: »(. . .) Als letzter kehrt vom Leichenbegräbnis Morgenstern heim, der bucklige Jude.«

DAS SPINNENNETZ

Drucke

D/1: *Arbeiter-Zeitung* (Wien), 7. Oktober bis 6. November 1923; abgebrochener Fortsetzungsroman.
D/2: Abdruck von D/1: Joseph Roth, *Das Spinnennetz*, Köln/Berlin 1967.
D/3: Übernahme in: *Werke* (1975/76), I, S. 45–127.

Zur Textkritik

Vgl. das Nachwort von Peter W. Jansen in D/2, S. 153–160. – Die Edition ist auf das »aus den Archiven des Verlages Allert de Lange in Amsterdam« stammende »Ausschnittexemplar« (ebd., S. 159) angewiesen, weil das alte Redaktionsarchiv der Wiener Arbeiter-Zeitung verlorenging. Jansens Hinweis auf redaktionelle Eingriffe in Roths Manuskript (ebd.) läßt sich durch die Feststellung von Eckart Früh, dem Dokumentar der Arbeiterkammer Wien, ergänzen, daß die Redaktion des Blatts allgemein recht selbstherrlich entschieden, gestrichen und verändert hat.
Weitere Ausführungen zur Textgeschichte bei Bronsen, S. 236–240; sowie bei Sültemeyer, S. 105–114.
Hier abgedruckt: D/3.

HOTEL SAVOY

Manuskript

M/1: AKL (Mappe 219): handschriftliche Erstfassung, die stark durchkorrigiert ist und gegenüber den Drucken zahlreiche Abweichungen enthält. – Insgesamt 50 Blätter, ungefähr im A4-Format, teilweise jedoch abgeschnitten; zum großen Teil vorder- und rückseitig beschrieben; große Schriftzüge in Tinte und Bleistift. – In der numerierten Seitenfolge fehlt das Blatt mit den Seiten 74 und 75.
Anfang des Manuskripts auf einem noch nicht numerierten Blatt: »Ich komme um zehn Uhr vormittags im Hotel Savoy an. (. . .)«.
Schluß auf Seite 82: »(. . .) ›Amerika‹, denke ich, hätte Zwonimir gesagt. Nur: ›Amerika‹.«

Drucke

D/1: *Frankfurter Zeitung*, 9. Februar bis 16. März 1924.
D/2: Joseph Roth, *Hotel Savoy*. Roman. Berlin: Die Schmiede 1924. 145 S. 8°.

D/3: *Werke* (1956), I, S. 797–890.
D/4: *Werke* (1975/76), I, S. 129–224.

Zur Textkritik

Vgl. Bronsen, S. 249–252; sowie Sültemeyer, S. 115–121.
Mit der Buchausgabe (D/2) wurde Roth Autor des ambitionierten, bibliophil arbeitenden Verlags Die Schmiede, der auch Werke von Max Herrmann, Herbert Ihering, Franz Kafka, Georg Kaiser, Rudolf Leonhard, Carl Sternheim, Ernst Weiss, Alfred Döblin und Iwan Goll in dieser Jahresproduktion führte (Vgl. Wolfgang U. Schütte, »Der Verlag Die Schmiede 1921–1931«, in: *Marginalien.* Zeitschrift für Buchkunst und Bibliophilie, hrsg. von der Pirckheimer-Gesellschaft, 90. Heft, 1983, S. 10–35).
Die Jüdische Rundschau (Berlin) vergewisserte sich in einem Brief an Friedl Roth (Paris), daß die Abdruckrechte im Besitz der Schmiede waren (Brief vom 2. 12. 1927, LBI: Bornstein-Collection, AR-B.394/4152 – V. Geschäftskorrespondenz A–J No. 22). Und das Blatt kündigte 1927 noch an, daß in einer ständigen Unterhaltungsbeilage ab dem 1. 1. 1928 mit dem Nachdruck von *Hotel Savoy* begonnen werde (LBI: Joseph-Roth-Collection, AR-C. 662/1840 No. 1./2.).
Im *Neuen Tagebuch* (Paris-Amsterdam, 19. August 1933, S. 195) findet sich Roths Protest gegen einen »Mißbrauch« mit diesem Roman, der in einer »neu gedruckten und mit Zeichnungen ausgestatteten« Edition als sein »*letzter* bzw. *neuester* dem Publikum angeboten« werde. Es handelt sich offenbar um die bibliophile Ausgabe: Joseph Roth, *Hotel Savoy*. Ein Roman. Mit Federzeichnungen von Franz Howanietz, Wien/Leipzig: Phaidon-Verlag o. J., 207 S., 8°, die mit 13 Illustrationen ausgestattet ist (vgl. auch Katalog, S. 419/Nr. 558).
Hier abgedruckt: D/4.

DIE REBELLION

Manuskript

M/1: Die »handschriftliche Erstfassung«, die sich laut Berger in Roths Berliner Nachlaß befindet (vgl. Nachwort zu *Perlefter*, S. 245), war bei der Vorbereitung dieser Werkausgabe im AKL nicht verfügbar.

Drucke

D/1: Vorabdruck von Kap. 14, »Der Häftling«, in: *Vorwärts* (Berlin), 20. 4. 1924.

D/2: Gesamter Text als Fortsetzungsroman, in: *Vorwärts* (Berlin), 27.7.1924 – 29.8.1924.
D/3: Joseph Roth, *Die Rebellion.* Roman, Berlin: Die Schmiede 1924. 138 S., 8°.
D/4: Werke (1956), II, S. 287–374.
D/5: Werke (1975/76), I, S. 225–313.

Zur Textkritik

Vgl. Bronsen, S. 250–253; sowie Sültemeyer, S. 122–132.
Das Buch erschien – wie auch *Hotel Savoy* – in der Verlagsreihe ›Die Romane des XX. Jahrhunderts‹, die als Pappbände RM 4,–, in Ganzleinen RM 4,50 kosteten. Der Illustrationsentwurf für den Leinen-Einband stammte von George K. Kobbe; er ist in Rot und Schwarz gehalten und zeigt auf dem Einbanddeckel die schwarze Figur eines krükkenschwingenden Veteranen, der einen langen schwarzroten Schatten vor sich wirft.
Das von Roth behandelte Motiv des sozialen Abstiegs zum Toilettenwärter popularisierte 1924 Murnaus Stummfilm *Der letzte Mann* mit Emil Jannings in der Hauptrolle.
Hier abgedruckt: D/5.

APRIL

Drucke

D/1: LBI, Joseph-Roth-Collection, AR-A.557/1838. III.2. – 11 Seiten Druckfahnen, vollständiger Text mit Titel »April«; keine Korrektur-Vermerke.
D/2: Joseph Roth, *April. Die Geschichte einer Liebe.* Berlin: Dietz 1925. 62 S., 8°.
D/3: *Werke* (1956), III, S. 45–65.
D/4: *Werke* (1975/76), III, S. 64–82.
Hier abgedruckt: D/4.

DER BLINDE SPIEGEL

Manuskript

M/1: AKL (Mappe 213), Handschrift der ersten Fassung mit abweichendem Schluß; XX Kapitel, 28 Blätter, einseitig beschrieben.

Anfang auf Blatt 1: (Kapitelbezifferung I. und Datierung vom 12./5. 1923) »Die kleine Fini saß auf einer Bank im Prater und (. . .)«. Schluß auf Blatt 28, das unten stark eingerissen ist: »(. . .) Sie wartete auf das Kind, litt Schmerzen der Geburt, die Tage, die Nächte, ein Jauchzen war jeder ihrer Schreie. Das Kind soll leben, laßt mich sterben! bat sie den Arzt. Es kam zur Welt/Reißstelle/mit gespaltenem Schädel, sie lebte weiter. Es lebte Fini die/Reißstelle/Heitere, immer Junge. Gut und schützend umgab sie das Geld, nicht mehr fern und unerreichbar (. . . ?) sich (. . . ?) und (. . . ?) in den großen Schaufenstern. Ihr drohte nicht Alter, nicht Krankheit, nicht Armut./Gestrichener Satz: Vor ihr lagen die (. . . ?) Tage./Es wand(?)/Reißstelle/ Frau, zwischen leuchtend, aber fruchtlos blühenden Feldern.«

Typoskripte

T/1: LBI: Joseph-Roth-Collection, AR-A.557/1838. 7. 1. – 55 Seiten, Durchschlagpapier; Überschrift: »Joseph Roth: DER BLINDE SPIEGEL«.
T/2: Doppelexemplar von T/1.

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Der blinde Spiegel.* Ein kleiner Roman. Berlin: J.H.W. Dietz Nachf. 1925. 71 S., 8°.
D/2: *Werke* (1956), III, S. 7–44.
D/3: *Werke* (1975/76), III, S. 83–118.

Zur Textkritik

Auch im Dietz-Verlag setzte sich die bibliophile Ausstattung von Roths Büchern fort. Der Erstdruck des *Blinden Spiegels* (D/1) wurde in ›Jean-Paul-Schrift‹ gesetzt, die Majuskel des Textanfangs graphisch ausgeschmückt; Autor und Titel sind auf dem Einband in Schreibschrift gedruckt. Umschlag, Einband und das Vorsatzblatt tragen Bilder von Hans Windisch: das in Braun eingeprägte Halbporträt eines Mädchens mit schräggeneigtem Kopf (Vorderdeckel; auch als Umschlagzeichnung verwendet) und die Braunzeichnung eines Mädchenakts, die Arme über dem Kopf gekreuzt, vor Kommode und Spiegel (Vorsatzblatt).
Roths Einschätzung des Werks veranschaulicht Bronsen, S. 262/63.
Hier abgedruckt: D/3.

DIE FLUCHT OHNE ENDE

Manuskripte

M/1: AKL (Mappe 217): Kap. XI und XII der handschriftlichen Erstfassung in der Ich-Form (beim Druck der umgearbeiteten Fassung in der Er-Form weggefallen); 10 Blätter, ungefähr im A5-Format, liniertes Papier, einseitig beschrieben.
M/2: AKL (Mappe 217): Handschriftliche Erstfassung in der Ich-Form; 131 Blätter in unterschiedlichstem Format, mit Bleistift und Tinte in verschiedenen Schriftgrößen beschrieben; unregelmäßig numeriert. – S. 93 (= Blatt 109) ist ein Briefbogen des Hotels Englischer Hof, Frankfurt a. M.; S. 104 (= Blatt 120) trägt auf der Rückseite den Vermerk »Roman Flucht ohne Ende«.
Manuskript-Anfang: »Am zehnten Februar des Jahres 1919 erfuhr ich, daß der Krieg aufgehört hatte. Ich war aus einem Kriegsgefangenenlager geflohen und hielt mich bei einem sibirischen Polen (. . .)«.
Manuskript-Ende (im Satz abgebrochen): »Er verzweifelte vollends an ihrem gesunden Verstand. An ihrem Wert«.

Typoskript

T/1: LBI, Joseph-Roth-Collection, AR-C.661/1837. II.3.: 13 Seiten, numeriert, S. 64–76, mit handschriftlichen Korrekturen; in einem Kap. XII die Schilderung der gemeinsamen Kadettenzeit von Erzähler und Hauptfigur (Tunda), in einem Kap. XIII die Beschreibung ihres Wiedersehens.

Drucke

D/1: »Mein Freund Tunda. Zwei Kapitel aus einem Roman.« (Überschrift vom Herausgeber) – In: *Perlefter,* S. 114–122. – Druck von M/1:

MEIN FREUND TUNDA

Zwei Kapitel aus einem Roman

Ja, es war lange her, seitdem ich meinen guten Freund Tunda gesehn hatte.
Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr war er mein Schulkamerad gewesen. Er kam in diesem Alter in die Kadettenschule – ich werde später noch darüber berichten –, und wir sahen uns nur noch selten, in

den Ferien, bevor er aus seinem Elternhaus in die Schule zurückkehrte, und manchmal an einem Sommertag. Er war nicht gerne Kadettenschüler, er sehnte sich in unser Gymnasium zurück.
Wir hatten drei Jahre lang in derselben Bank gesessen. Das ist mehr als eine Blutsverwandtschaft. Zwischen jungen Menschen, die in der gleichen Schulbank sitzen, entwickelt sich dieselbe Kameradschaft wie zwischen Sträflingen, die an einer Kette zusammengeschmiedet sind. Es gehört eine besondere Sympathie dazu. Diese Kameradschaft beginnt sogar manchmal mit einem Haß. Am Anfang bestand er, dieser Haß, zwischen Tunda und mir. Ja, die Erinnerung an ihn, der Schatten dieses Hasses liegt auch heute noch, er lag immer über unserer Freundschaft, aber er verbindet uns nur stärker, so ein merkwürdiger Haß ist es. Er kann zwei Menschen stärker aneinanderbinden, ebenso wie die Erinnerung an eine alte Liebe zwei befreundete Menschen trennen kann.
Ich glaube, daß zuerst ein Mißtrauen in mir erwacht war. Ich kam aus einem sehr armen Haus, meine Mutter war eine Hebamme und verwitwet. Die Nächte verbrachte sie in fremden Häusern, am Morgen schlief sie, wenn ich fortging. Kam ich nach Hause, so lag der Schlüssel unter der Strohmatte vor der Tür und auf dem Tisch ein Zettel, der mir mitteilte, daß die Kartoffeln in der Bratröhre warten, der Spirituskocher unter dem Bett und ein neuer Docht im obersten Fach des Küchenschrankes.
Tunda aber nahm Musikstunden, war der Sohn eines Majors, in einer guten Pension bei einer Generalswitwe untergebracht. Noch als Elfjähriger roch er, wie manche reiche Knaben, nach Milch, sein Gesicht war dunkel, weich, sanft durchblutet, pfirsichhaft, von dem zarten Flaum bedeckt, der das untrügliche Merkmal einer wohlausgestatteten Kinderstube ist. Er war hübsch, zierlich, kleiner als ich, er hatte braunes Haar und graue Augen unter dünnen, wie mit einem Zirkel gezeichneten Brauen und lange, dichte schwarze Wimperngitter. Seine Hände waren immer sauber, seine Nägel glänzten fast, ich schämte mich meiner schmutzigen harten Finger, die braun vom Kartoffelschälen waren.
Ich verzieh Franz Tunda seine gepflegte Schönheit nicht. Ich hielt sie für Hochmut, böse Eitelkeit, seine offene, beinahe treuherzige Harmlosigkeit für verborgene Ironie. Er sah manchmal mit aufrichtiger Verwunderung ein kleines Loch in meinem Rock, zerrissene Wollhandschuhe meiner Mutter, die ich an besonders kalten Wintertagen tragen durfte, einen abgerissenen und schief nachwachsenden Nagel an meinem Finger. Einmal, bei einer ärztlichen Untersuchung, bei der wir

uns ausziehen mußten, fragte er mich, ob ich niemals Strumpfbänder trage und ob die dünnen Schnürchen, mit denen meine Strümpfe über dem Knie festgebunden waren, mich nicht schnitten. Er aß in der Pause goldene Kaisersemmeln mit Schinken, ich Schwarzbrot mit Schweinefett. Im Herbst kaufte er sich auf dem Heimweg gebratene Kastanien und im Sommer Erdbeereis. Am Nachmittag aß er in der Konditorei Indianerkrapfen.

Am meisten kränkte es mich, daß er Fähigkeiten besaß, daß er niemals abzuschreiben brauchte, daß er fast immer vorbereitet war und daß er, wenn er etwas nicht wußte, es von vornherein gestand. Ja, manchmal stand er ungerufen auf und sagte mit einer klaren, ruhigen Stimme: »Ich habe mich für heute nicht vorbereitet!« – »So«, sagte der Lehrer, »dann bekommen Sie ein freiwilliges Ungenügend.« Und heiter, als hätte er eine Belobung erhalten, setzte sich Tunda wieder.

Ich hielt auch das für Hochmut.

Ich wußte in allen Fächern besser Bescheid als er, er beantwortete dennoch manche Fragen besser, weil er ruhiger war. Es ging ihm nur um die Sache, ich aber gab auf die Wirkung acht, weil von meinen Antworten die Befreiung vom Schulgeld und meine ganze Existenz abhingen. Ihm aber konnte nichts geschehn. Ich gab mich meinen Erfolgen hin und er dem Studium. Wenn manchmal ein Lehrer fragte: Wer weiß? – dann wußten es nur zwei: Tunda und ich. Aber Tunda meldete sich nicht, und ich nahm ihm meine Triumphe übel. Es schien, daß er der Schule überlegen war, daß er außerhalb der Schule auch noch eine andere, eine wichtigere Welt kannte, in der Lehrer, Schulbücher, Zensuren ganz gleichgültig waren.

Aber uns beide verband eine merkwürdige Fähigkeit, lächerliche Situationen sofort zu erkennen. Wir verständigten uns mit einem Blick. Dennoch sprachen wir niemals über Dinge und Menschen, die wir gemeinsam und gleichzeitig lächerlich gefunden hatten. Es kam vor, daß wir beide plötzlich lachten, wenn alle anderen ernst blieben. Daraus schloß man, daß wir gute Freunde waren und uns an manches gemeinsam Erlebte erinnerten.

Die öffentliche Meinung unserer Klasse zwang uns, eine Freundschaft zu spielen, die nicht bestand. Sie zwang mich, meinen Haß, und ihn, seine Gleichgültigkeit zu unterdrücken. Später aber, als Tunda einmal in der Uniform eines Kadettenschülers unser Gymnasium besuchte, erwies es sich, daß die öffentliche Meinung recht gehabt hatte. Es war in der Zehn-Uhr-Pause, ich stand in der Sonne, im Schulhof, an der Wand und aß mein Schmalzbrot.

Da kam Tunda dahergerannt, seine goldenen Knöpfe glänzten, die

Knaben hielten in ihrem Spiel ein, auch die älteren Schüler blieben stehn, klappten die Bücher zu und sahen Tunda an. Er ging offenbar zu mir, ich aber wollte weitergehn und tat, als hätte ich ihn nicht gesehn. Da rief er meinen Namen. Er rief ihn mit einer solchen Zärtlichkeit, daß ich erschrak. Nie hatte mich meine Mutter so gerufen. Ich wurde rot vor Scham. Ich lief, um sie zu verbergen, geradeaus auf Tunda zu. Aus Scham umarmte ich ihn. Wir küßten uns. Die Schüler bildeten einen weiten Kreis um uns, wir standen einen Augenblick mitten in der Sonne umschlungen, zwei Brüder.

Man erlaubte ihm, eine Stunde lang am Unterricht teilzunehmen. Wir saßen wieder nebeneinander, in der vierten Bank. Seine Nähe war süß und stumm, sie war wie der Vorabend eines Feiertags und wie Sommerferien.

Dem Nachmittag zitterte ich entgegen. Er kam. Wir trafen uns in einer kleinen Konditorei, ich war stolz auf seine Uniform. Er aber beklagte sich, er wollte nicht Offizier werden, ja, wenn er mich in der Kadettenschule haben könnte! – – Ich verstand ihn nicht. Ich beneidete ihn ein wenig.

Dann schrieben wir einander Briefe, lauter Geständnisse, und so oft wir uns wiedertrafen, war diese Wärme in meiner Brust, die man genauso fühlt wie eine plötzlich aufschießende Wangenröte.

Er wurde Leutnant, kam nach Bosnien, ich besuchte ihn einmal, wir trafen uns in Sarajewo. Wie hatte er sich geändert! Mit seinem Beruf schien er sich nicht nur abgefunden zu haben. Er war sogar mit ihm zufrieden. Mein alter Haß gegen ihn wurde lebendiger, wir langweilten uns einen Tag, wir berührten die gleichgültigsten Gegenstände, aber was immer einer von uns sagte, fand der andere falsch. Es war im Jahre 1913, und ich sagte Tunda, wie froh ich wäre, daß im Jahr 1912 doch kein Krieg ausgebrochen sei. Er wäre vielleicht heute schon tot.

»Und wenn auch!« sagte Tunda. »Wir, ich meine wir Offiziere in Bosnien, sind jeden Tag bereit zu sterben. Ich bin froh darüber. Ich fühle mich sehr wohl. Es ist gut, daß mein Vater mich gezwungen hat, Offizier zu sein. Es ist der einzige Stand, in dem ein junger und gesunder Mensch keine Zeit findet, ein Taugenichts oder ein Dichter oder ein Philosoph zu werden. Ich exerziere jeden Morgen mit meinen Kerlen, daß es kracht – –«

In demselben heiteren Ton fuhr er fort:

»Weißt du, es gibt in der Armee nicht viele junge Leute mit Grütze im Kopf wie ich. Ich werde wahrscheinlich in die Stabsschule kommen.«

Weil alles schon verloren war, gab ich ihm recht.
»Ja«, sagte ich, »es gibt auch wenige, die so viel Protektion haben wie dein Vater. Du wirst ein junger General werden.«
»Nicht wahr?!« sagte Tunda, als hätte ich ihm die ewige Jugend prophezeit.
Ach, wie sah er aus! Ein kleines braunes Schnurrbärtchen klebte auf seiner Oberlippe, seine Mütze saß ein wenig schief, seine schwarze Hose lag prall um seine Beine, Gummibänder verbanden Hose und Lackstiefel, und ein ganz außerordentlicher Säbel, schmal wie ein Rohrstöckchen, hing an seiner Seite und trug am Korb die weißen, zu einem Knäuel gerollten Lederhandschuhe. Sein Gesicht war immer noch pfirsichhaft, der Flaum lag über den oberen Wangenteilen, und er fing sofort dort an, wo die rasierten Stellen aufhörten. Leicht, wie über einem kleinen weiblichen Busen, wölbte sich die Bluse auf der Brust, und die unteren Rocktaschen waren gegen alle Bestimmungen ein bißchen kokett und schief geschnitten. Tunda stellte mich einigen Kameraden vor, sie fragten mich nach den sogenannten Geheimnissen der Wiener Nächte.
Dann kam Tunda zu einem Wiener Regiment, ich sah ihn einmal am Gründonnerstag mit blitzendem Säbel: Feuer! kommandieren.
Seit diesem Tag hatte ich ihn nicht mehr gesehn.
Aus dem Feld schrieb er mir einen kurzen Brief, er lud mich ein, in sein Regiment einzutreten.
Ich kam in ein anderes.
Ich hörte dann von seiner Verlobung mit Irene.
1916 geriet ich in Gefangenschaft und kam in ein Lager einige Werst nordöstlich von Irkutsk.
Da traf ich Tunda.
Unsere unerwartete Begegnung war nicht mehr so herzlich wie einst die plötzliche im Schulhof des Gymnasiums gewesen war. Wir freuten uns immerhin, wir bekamen ein Zimmer, wir schliefen nebeneinander und sprachen von der Schule.
Allmählich erblühte unsere alte Gemeinsamkeit wieder: Wir konnten wieder gleichzeitig aus demselben Grund, der den andern verborgen blieb, lachen. Unser Spott übertönte die Trauer der andern und unsere eigene. Mit der Grausamkeit, mit der Knaben Käfer vivisezieren, verfolgten wir die Lächerlichkeiten der Menschen. Sie waren allerdings komischer, als es der Ernst ihrer Lage erlaubte. Ein Oberst, der das interne Kommando führte, der Messe präsidierte und Tagesbefehle verlesen ließ, verliebte sich in einen jungen Fähnrich der Reserve, der einmal in einer Frauenrolle in unserem Dilettantentheater aufgetreten

war. Zwei Reserveoffiziere, ernste Rechtsanwälte, beide über vierzig, wurden glühende Feinde, weil einer die Photographie von der Frau des andern verstohlen geküßt hatte. Ein ungarischer Pfarrer aus einem siebenbürgischen Dorf, der trotz allen Gesetzen des Völkerrechts nicht ausgetauscht wurde, weil er als Kämpfer im Schützengraben gefangen worden war, hatte sich angewöhnt, alle Sardinenbüchsen zu stehlen, deren er habhaft werden konnte. Wozu er sie benutzte, wußten wir nicht. Immer wieder drohte einer dem andern mit dem Kriegsgericht nach der Heimkehr, und im stillen verdächtigten die meisten einander irgendwelcher Verbrechen. Es war ein Lager von Irrsinnigen.

Tunda war nicht etwa geneigt, meine Meinungen von der Nutzlosigkeit dieses Krieges zu teilen. Aber seine Freundschaft war doch so groß, daß sie ihn vor dem Irrsinn bewahrte und daß er mir nicht mit dem Kriegsgericht drohte.

Gelegenheit zu fliehen war vorhanden. Man konnte durch Bestechung eines Postens für einen Tag das Lager in geliehenen russischen Zivilkleidern verlassen. Aber man konnte höchstens ein paar Meilen wandern. Dann wurde man ergriffen, wie es schon einigen geschehen war, wenn man nicht in der Nähe Freunde hatte.

Auf einem der verstohlenen Spaziergänge begegnete Tunda einem schwarzbärtigen Mann. Tunda sprach ihn an. Der Fremde fragte ihn, ob er ein Pole sei, er hätte es an der russischen Aussprache erkannt. Tunda sprach mit dem Mann polnisch. Es war Baranowicz. Seit dreißig Jahren hatte Baranowicz von Tunda wieder das erste polnische Wort gehört. Am nächsten Tag nahm Tunda von mir Abschied.

Unser Abschied wurde herzlicher, als unser Zusammenleben gewesen war. Wir küßten uns ebenso herzlich wie damals im Schulhof. Wir bestimmten eine Adresse in Wien, wir sollten einander schreiben, jeder, sobald er konnte.

Zum letzten Mal half ich Tunda über die Mauer, wie ich es oft getan hatte, ich fühlte seinen Fuß auf meiner Schulter wie den zärtlichen Druck einer Hand. Er saß schon rittlings auf der Mauer. Dann beugte er sich hinunter, zog mich empor, wir saßen einen Moment wie einmal auf der Schulbank. Dann sagte Tunda:

»Ich kann dich nicht mitnehmen. Der Mann will nur für mich garantieren. Vielleicht kann ich noch was unternehmen. Inzwischen leb wohl!«

Ich sah ihn und Baranowicz im Wald verschwinden. Es war Sommer, früher Morgen, die Nebel hoben sich über die Bäume, es war der graue Atem des Waldes.

Einzelne Vögel zwitscherten.

Was mit mir selbst später geschah, hat für die Geschichte Tundas keine Bedeutung. Einer jener Zwischenfälle, die wir im Anfang zu unterschätzen geneigt sind und deren Schwere wir erst nach langer Zeit überrascht entdecken, brachte mich in einem der letzten Sommer in die vierte Klasse eines Wolgadampfers.

In Samara stieg ich ein, einer unter Hunderten. Über den schmalen, unaufhörlich zitternden Landungssteg gingen eine halbe Stunde lang Menschen mit schwerem Gepäck, mit Säcken, mit Schubkarren, mit Kindern, mit Sensen, mit allerhand Werkzeug, mit hölzernen großen Koffern. Es waren Angehörige verschiedener Völker, fast aller Völker, die an den Ufern der Wolga und weiter in der Steppe wohnen, in Dörfern und in Städten, Angehörige einiger Konfessionen, es waren Tataren, Kirgisen, Russen, Deutsche und Polen, Götzenanbeter, Juden und Mohammedaner, es waren Menschen mit breiten Backenknochen und schmalen Augen, Menschen mit schmalen Gesichtern und großen traurigen Augen, Menschen mit schweren, schlaffen Augenlidern, die wie halb herabgelassene Vorhänge den Blick vor der Sonne bewahrten, und es gab obdachlose Kinder mit dem aufgeweckten, klugen, wissenden, frühreifen und dennoch immer noch neugierigen Blick der schnell gealterten Jugend.

Wir fuhren alle in der vierten Klasse, tief unten, in der Nähe der großen Kessel, in denen man Suppe und Fleisch, und der Nähe der andern Kessel, in denen man Wasser und Bewegung kocht. Das Tageslicht fiel durch runde Löcher in runden Tropfen gleichsam herunter, die Pritschen waren in zwei Etagen übereinandergebaut, aber sie faßten nicht alle Passagiere. Der größte Teil wohnte auf dem Fußboden, breitete Kissen, Decken, schwere geschwollene Daunendecken in bunten Häuten aus, kleine zusammengewickelte Kissen, in denen rothäutige Säuglinge lagen wie merkwürdige Blumen in weißem dickem Papier, Bauern lagen neben ihren Sensen und rauchten schwere stinkende Wolken aus langen Pfeifen, es war, als ob sie Leder rauchten. Am Abend gingen die Mohammedaner aufs Verdeck, entrollten einen kleinen vierekkigen Teppich, knieten nieder und beteten. Dann kehrten sie zurück und kauten Sonnenblumenkerne. Die harten Kerne knackten zwischen den Zähnen, es war ein Geräusch wie von kleinen Spechten. Man entzündete die Lampen. Sie schaukelten gelb, trübe, launenhaft, verdrossen über den Mündern der Schlafenden, keine Lampen, die leuchten, sondern Lampen, die irritieren, wie Fliegen, die man nicht verscheuchen kann.

Ich konnte nicht schlafen. Ich ging über Leibern, hin und zurück, ich sah die roten Gesichter der Frauen, die in den Armen der Männer

schliefen, ich hörte den rasselnden Atem der Kranken und den kleinen, schnellen, hastigen der Säuglinge, das tiefe sägende Schnarchen der Männer, und ich sah die Träume auf den Gesichtern der jungen Mädchen.
Plötzlich erblickte ich, zwischen einem Bündel blitzender Sensen und einem rotlackierten hölzernen Koffer, ein bekanntes Angesicht. Es war das Angesicht eines Schlafenden, dessen Kopf nach hinten geneigt ist wie der Kopf eines Toten. Dadurch wurde das Kinn größer, die Nase erschien verkürzt, die Stirn verlor sich irgendwo im Schatten, der Hals war langgestreckt und wie einem Schlachtmesser hingehalten. Ich erkannte also Tunda nicht sofort.
Es war Tunda, wieder ein anderer Tunda, nicht mehr mein Schulkamerad, nicht mehr mein Freund aus dem Lager. Die Haare waren ihm ausgegangen, an den Schläfen wurden sie silbern, seine Stirn reichte bis zum Scheitel, seine Augenbrauen waren nicht mehr wie mit dem Zirkel gezeichnet, seine Hände waren dürr und hart wie Zweige, sein Kinn war stark, streckte sich nach vorn – ich hatte nie geglaubt, daß ein Kinn seine Gestalt verändern kann.
»Wenn es in der Taiga brennt« – erzählte Tunda – »riecht man es bis zum Hause Baranowiczs. Es knackt in den Wäldern, der Rauch wandert meilenweit, unabhängig vom Feuer. Furchtbar sind diese Brände. Die Tiger und die Panther laufen vor dem Feuer daher wie seine Boten. Dann geht Baranowicz mit seinen zwei Hunden hinaus in die rote Nacht.«
»Möchtest du zurück?« fragte ich.
»Nein, ich möchte nichts mehr«, sagte Tunda. »Irene wartet nicht mehr auf mich. Vor drei Monaten habe ich ihr geschrieben. Es kommt keine Antwort. Es ist auch vollkommen gleichgültig.«
Die Lampen schaukelten, die Maschinen stampften, ein paar Menschen redeten aus dem Schlaf.
Ich betrachtete Tunda: Er sah zehn Jahre älter aus als ich, er sah aus wie ein alter Waldläufer. Seine hellen Augen waren undurchsichtig, an vereiste Scheiben erinnerten sie. Es waren Augen, deren Aufgabe es war, nicht mehr zu schauen, sondern nur Licht aufzunehmen. Wenn Tunda schwieg, hing seine rechte Unterlippe schwer herab, als hielte sie eine unsichtbare Pfeife. Die Wangen hatten keine pfirsichhafte Farbe mehr, sondern eine rotbraune.
Es war nicht mehr der alte Tunda.

D/2: Joseph Roth, *Die Flucht ohne Ende.* Ein Bericht, München: Kurt Wolff Verlag 1927. 273 S., 8°.

D/3: *Werke* (1956), II, S. 375–480.
D/4: *Werke* (1975/76), I, S. 315–421.

Zur Textkritik

Zum Abdruck von M/1 vgl. Berger, in: *Perlefter,* S. 258–259. – Der von Berger zitierte Brief Roths an Stefan Zweig (24. 1. 1928; Briefe, S. 121/22), läßt sich noch durch folgende Korrespondenz ergänzen: A) Am 2. 6. 1927 schrieb Max Krell an Friedl Roth, Paris, aus dem Verlag Ullstein: »(. . .) ›Dritte Garnitur‹ hat mich natürlich, zunächst schon als Buch von Joseph Roth, stark beschäftigt. Wesentliche Partien haben mich direkt entzückt, die dichterische Handschrift ist unverkennbar, und das persönliche Element, das namentlich im Anfang zutage tritt, läßt eigentlich alles erhoffen. Sobald aber die Frage auftaucht, wie und wo wir ein solches Werk vorabdrucken sollen, setzt die Verlegenheit ein. Denn die späteren Kapitel fallen etwas auseinander, die ›logische Entwicklung‹ findet nicht ihren erlösenden Ausklang. Die erstaunlichen Erlebnisse des Oberleutnants Tunda formen wohl ganz neue ›Lebensbegriffe‹. In einem Buch mögen die Tundas Familie beschreibenden Abschnitte als Konsequenz des grundlegenden Anfangs gelten. Der Zeitungsabdruck aber wird sie als retardierend und den Eindruck abschwächend hinnehmen müssen, also das Interesse zum Erlahmen bringen./Ich weiß nicht, inwieweit Joseph Roth geneigt ist, einem Einwand nachzugehen. Ich würde ihm sonst empfehlen, diesen zweiten Teil zu einer strafferen Gliederung zu bringen und förmlich den Anschluß an die ersten Kapitel durch Vereinheitlichung herbeizuführen. Dies um so eher, als er ja selbst erklärte, das Buch sei noch nicht im definitiven Zustand. (. . .)«. (LBI: Roth, Joseph – Bornstein-Collection, AR-B. 394/4152. V. Geschäftskorrespondenz K–Z, Nr. 58). – B) In einem Brief vom 23. 6. 1927 schrieb Roth aus Paris an Reifenberg: »(. . .) Was den Roman betrifft, so habe ich den Schluß geändert, die hemmenden Kapitel eliminiert, alles in der dritten Person abgefaßt, Paris mit Handlung aufgefüllt. Der Roman ist vollkommen einheitlich. (. . .)«. (LBI: s. o. unter A, Nr. 46). Weitere Belege bei: Bronsen, S. 323 u. a. – Hackert, S. 377 – Katalog, S. 422–425.
Hier abgedruckt: D/4.

DAS REICHE HAUS GEGENÜBER

Drucke

D/1: In: *Frankfurter Zeitung*, 11. 3. 1928.
D/2: Werke (1975/76), III, S. 119–122.
Hier abgedruckt: D/2.

ZIPPER UND SEIN VATER

Manuskript

Die »handschriftliche Erstfassung«, die sich laut Berger in Roths Berliner Nachlaß befindet (vgl. Nachwort zu Perlefter, S. 245), war bei der Vorbereitung dieser Werkausgabe im AKL nicht verfügbar.

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Zipper und sein Vater*, München: Kurt Wolff Verlag 1928. 264 S., 8°.
D/2: *Werke* (1956), I, S. 525–629.
D/3: *Werke* (1975/76), S. 423–528.

Zur Textkritik

Eine Reihe brieflicher Äußerungen bezieht sich auf die letzte Arbeitsphase an dem Roman: A) Vgl. *Briefe*, S. 108 (An Benno Reifenberg, 17. August 1927) – B) Vgl. *Briefe*, S. 114 (An Benno Reifenberg, 28. Dezember 1927): Hier kündigt Roth auch die Widmung des Buches an Reifenberg an, die dann bei der Erstausgabe eingedruckt wurde (»Für Benno Reifenberg«, D/1). – C) Félix Bertaux las eine Fassung des Romans vor dem Druck, die ihn stark beeindruckte und erwägen ließ, über die Veröffentlichung mit S. Fischer zu sprechen. (Vgl. LBI, Roth, Joseph, Bornstein-Collection, AR-B.394/4152/IV.8., Korrespondenz A–J: handschriftlicher Brief vom 29. Dec. 1927: »Cher Monsieur (. . .)«). – D) Roth antwortete Bertaux darauf: »Die Fassung, die Sie vom ›Zipper‹ lasen, ist *nicht* endgültig. Es fehlen noch ein paar dramatische Situationen und ein Abschluß, das ist: ein Brief des Autors an den jungen Zipper.« (Briefe, S. 116: An Félix Bertaux, 5. Januar 1928) – E) Unter dem 8. Januar 1928 schrieb Georg Heinrich Meyer aus dem Kurt Wolff Verlag an Roth in einem ausführlichen Brief: »Über den Abschluß des Vertrages über ›Zipper und sein Sohn‹ (sic!) habe ich mich aufrichtig gefreut.« (LBI, Roth, Joseph, Bornstein-Collection, AR-B. 394/

4152.V.No. 66 – Geschäftskorrespondenz K–Z) – Vgl. auch Bronsen, S. 318/19 und Willerich-Tocha, S. 55/56.
Hier abgedruckt: D/3.

RECHTS UND LINKS

Manuskripte

vgl. Hackert, S. 382.

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Rechts und links.* Roman, Berlin: Gustav Kiepenheuer Verlag 1929, 370 S., 8°.
D/2: *Werke* (1956), II, S. 481–639.
D/3: *Werke* (1975/76), I, S. 529–690.

Zur Textkritik

Entstehung und Fertigstellung des Romans sind in brieflichen Stichworten seit 1927 zu verfolgen: A) An Félix Bertaux, 21. XII. 1927: »Es drängt mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich jetzt an einem Roman arbeite, dessen Inhalt: die *Nachkriegsgeneration.*« (Briefe, S. 113) – B) An Reifenberg, 28. Dezember 1927: »Ich bekomme bis April inclusive vom Kurt-Wolff-Verlag 700 Mark monatlich. Für weitere 4 Monate MINDESTENS diese Summe, wenn ich ihm den nächsten Roman (*Der jüngere Bruder*) gebe.« (Briefe, S. 114) – C) An Félix Bertaux, 5. Januar 1928: »Mein nächstes Buch behandelt den Unterschied der Generationen und heißt: *Der jüngere Bruder.* Es ist die Generation der deutschen Geheimverbindungen, Separatisten, Rathenaumörder – also die Generation unserer jüngeren Brüder, der heute 25jährigen.« (Briefe, S. 116) – D) An Stefan Zweig, 24. 1. 1928: »Augenblicklich schreibe ich an einem dritten, der die jüngere Generation Deutschlands behandelt.« (Briefe, S. 121) – E) An Stefan Zweig, 15. Januar 1929: »Ich muß mein Judenbuch fertig machen – umarbeiten, es soll neu erscheinen bei Kiepenheuer mit einem neuen Teil und unter dem Titel: Die Juden und ihre Antisemiten. Ferner mache ich einen längst begonnenen ›Zeitroman‹ fertig.« (Briefe, S. 141) – Nachdem S. Fischer den Roman abgelehnt hatte (vgl. Briefe, S. 140: An Félix Bertaux, 29. Dezember 1928), erschien er im Kiepenheuer Verlag mit der Beifügung zweier Verlagsannoncen, welche die Umarbeitung der ›*Juden auf Wanderschaft*‹, nämlich ›Die Juden und ihre Antisemiten‹, als vorbereitet und ›Das deutsche Lesebuch‹ von Joseph Roth fälschlicherweise als schon veröf-

fentlicht anzeigten. (Vgl. zum ›Deutschen Lesebuch‹ auch Berger, in: *Perlefter*, S. 262–263.) – Die von Bronsen (S. 319–321) vermerkte Akzentverschiebung des Romans auf Brandeis als Figur zunehmender Faszination drückt sich auch in dem geplanten Romantitel der »Geschichte eines Mannes ohne Maß« aus (vgl. Leserbrief »Leutnant Roth«, in: *DIE ZEIT*, 17. 6. 1966). – Kiepenheuer knüpfte mit der ersten Veröffentlichung seines neuen Autors an dessen bibliophile Präsentation an. Gedruckt wurde *Rechts und links* in der Offizin Haag-Drugulin AG, Leipzig; Einband und Schutzumschlag gestaltete Georg Salter, Berlin; der Titel ist in Gold und Rot auf dem blauen Leinen-Einband eingeprägt. – Benn, Brecht und die Fleisser, Hans Henny Jahnn, Georg Kaiser, Martin Kessel, Hermann Kesten und Peter Martin Lampel wurden in derselben Jahresproduktion veröffentlicht (vgl. Bücherverzeichnis 40 Jahre Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar, 1910–1950).
Hier abgedruckt: D/3.

DER STUMME PROPHET

Manuskripte

M/1: LBI, Joseph-Roth-Collection, AR-C.660/1836. I.3.: Fassungen A. und B. eines umfangreichen, wirren Konvoluts mit vielen Streichungen und Ergänzungen. (Darunter die Blätter Nr. 168, 169, 170, vermutlich aus: *Beichte eines Mörders*; das Blatt 172 aus: *Die Flucht ohne Ende*.) – Mit einem Brief vom 26. 12. 1965 an Irmgard Foerg im LBI übersandte Werner Lengning, der Herausgeber des Romans, ein Itinerar, das die Manuskriptblätter für den Romanabdruck ordnet und sich dabei noch auf ein Typoskript sowie die abgedruckten Fragmente in der Werkausgabe (1956) bezieht (AR-CZ 2.472/2048. Part I. V.10/3).
M/2: LBI, Joseph-Roth-Collection, AR-C.661/1837. II.3: 8 Blätter, numeriert S. 45–52 (vgl. Hackert, S. 377).

Typoskript

T/1: vgl. das zu M/1 erstellte Itinerar mit den Erläuterungen von Lengning (bes. Punkte 2 und 7).

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Der stumme Prophet*, in: *Die Neue Rundschau*, 40 (1929), Heft 3, S. 344–357. – Fragment.
D/2: Joseph Roth, »Ein Kapitel Revolution«, in: Hermann Kesten

(Hrsg.), 24 neue deutsche Erzähler, Berlin: Kiepenheuer Verlag 1929. – Fragment.
D/3: Abdruck von D/1 in: *Werke* (1956), III, S. 91–106.
Abdruck von D/2 in: *Werke* (1956), III, S. 107–115.
D/4: Joseph Roth, *Der stumme Prophet*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 27. 10. 1965 – 10. 12. 1965 (= D/5).
D/5: Joseph Roth, *Der stumme Prophet*, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1965. 280 S., 8° (Mit einem Nachwort von Werner Lengning).
D/6: Werke (1975/76), I, S. 691–846.

Zur Textkritik

Vgl. Lengning, D/5, S. 281–285: Die Rekonstruktion ist aus drei Fassungen kompiliert (M/1 = A und B; T/1 = C). – Zur Skriptenlage im LBI: Hackert, S. 377 und 382/83. – Zur Entstehungsgeschichte: Vgl. Peter W. Jansen, »In die falsche Revolution geraten«. In: *Frankfurter Hefte*. 21 (1966), Heft 8, S. 579–581; sowie: Bronsen, S. 321–324.
Hier abgedruckt: D/6.

PERLEFTER. FRAGMENT EINES ROMANS

Manuskript

AKL (Mappe 224): 29 Blätter verschiedener Größe, gruppierbar in:
a) 4 Blättchen von ca. Postkartengröße, teils mit Bleistift, teils mit Tinte vorderseitig beschrieben; das erste ohne Seitenzahl, die folgenden drei mit den Ziffern 2, 3, 4 durchnumeriert.
Beginn (keine Überschrift): »Ich heiße Naphtali Kroj. (. . .)«. – Auf Blatt 4 ist der Übergang zum Kap. »II.« vermerkt; der Text endet mit einem im Druck (D/1) ausgelassenen unvollständigen Satz: »(. . .) Mädchen kamen mit Taschen«.
b) 22 Blätter ca. A4-Format, beschrieben in winziger Schrift; die Seitenzählung beginnt nochmals bei Nummer 4 und geht dann weiter bis Blatt 25; Kapitelzählung von II. bis VIII.
Anfang (S. 4): »Ich glaube, daß es jetzt nötig ist, Ihnen den Vornamen Perlefters zu nennen: (. . .)«.
Schluß (S. 25): »Die Familie Perlefter schenkte einen silbernen Tafelaufsatz für Obst.«
Es fehlen die Blätter Nr. 26–28 (nicht »29«, wie vermerkt von Berger, Perlefter, S. 256).
c) 3 Blätter, deren Seitenzählung das Konvolut b) fortsetzt: 29, 30, 31.

– Die Kapitelzählung dagegen greift zurück: »VI.« (S. 29) und »VII.« (S. 31). Im Druck (D/1) wurde sie vom Herausgeber an die Zählung von b) angeschlossen und fortgeführt: IX (Perlefter, S. 83), X (ebd., S. 90).
Textbeginn (S. 29): »Es war der Familie Perlefter nicht angenehm, Verwandte zu besitzen (. . .)«.
Schluß (S. 31): »(. . .) das ihm nicht einmal Freuden eintragen sollte.«

Typoskripte

T/1: AKL (Mappe 224), bezeichnet als Typoskript von 1976; 92 Seiten; die Numerierung der zwei letzten Kapitel mit IX und X (vgl. oben c) ist hier noch eingeklammert.
Beginn mit Kap. II: »Ich glaube, daß (. . .)«. – S. 44 ist eine Auslassung handschriftlich nachgetragen: »Ich hatte gar keine Erfahrungen mit gebildeten jungen Damen. Aber ich erfuhr bald von Fredy, daß sie sich bei Jahreszahlen langweilten.« (Vgl. *Perlefter*, S. 48.)
T/2: AKL (Mappe 223), 92 Seiten; identisch mit T/1, doch fehlt der handschriftliche Einschub auf S. 44, und die Klammer für das Kapitel Nr. X ist gelöscht.

Drucke

D/1: Joseph Roth, *Perlefter.* Fragment eines Romans, in: ders., *Perlefter.* Fragmente und Feuilletons aus dem Berliner Nachlaß, hrsg. von Friedemann Berger, Leipzig und Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag 1978, 2. Aufl. 1981, S. 5–90. – (Titel vom Herausgeber.)
D/2: Joseph Roth, *Perlefter.* Die Geschichte eines Bürgers, Fragment eines Romans aus dem Berliner Nachlaß, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Friedemann Berger, Amsterdam/Köln: Kiepenheuer & Witsch 1978. 166 S.

Zur Textkritik

Vgl. Berger, in: D/1, S. 256–258; sowie in: D/2, S. 151–166.
Hier abgedruckt: D/2.

ERDBEEREN

Manuskript

M/1: AKL (Mappe 216): handschriftliches Fragment von 13 einseitig beschriebenen Blättern, deren Numerierung irreführend ist; das erste Blatt trägt die Seitenzahl 2, das zweite und dritte Blatt jeweils die Sei-

tenzahl 3. In Bergers Abdruck umfaßt der Text die S. 123–142 (Perlefter) bis zu dem Satzende: »(. . .) sagten die Leute im April.« (S. 142)
M/2: AKL (Mappe 216): handschriftliches Fragment von 13 einseitig beschriebenen, losen karierten Notizbuchblättern (in schwarzen Notizbuchdeckeln); davon 1 Blatt nicht numeriert (enthaltend die Stichwörter zur evtl. Fortsetzung des Romans: vgl. Berger, Perlefter, S. 260 unten). Numerierung der übrigen Blätter mit den Seitenzahlen 16 bis 27, woraus zu erschließen ist, daß zwischen T/1 (S. 1–13) und T/2 (S. 16–27) die Seiten 14 und 15 fehlen (Berger, Perlefter, S. 261 oben). In Bergers Abdruck umfaßt der Text die S. 143 (»Es war unmöglich, zu sterben (. . .)«) bis 155 (»(. . .) er hatte so eines vielleicht einmal in London gesehen.«)

Typoskript

T/1: im Besitz von David Bronsen und gedruckt als D/1.

Drucke

D/1: Joseph Roth, »Erdbeeren«. Romanfragment, in: *Joseph Roth*, Sonderband *Text und Kritik*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1974, S. 101–121. (Überschrift vom Hrsg. David Bronsen) – Nach Berger ist das Fragment T/1 kürzer als der Text von beiden Handschriften (M/1 und M/2), ansonsten jedoch eine wörtliche Abschrift von ihnen (Perlefter, S. 260).
D/2: Nachdruck von D/1, in: *Werke* (1975/76), III, S. 193–218.
D/3: Joseph Roth, »Erdbeeren. Fragmentarische Aufzeichnungen«, in: *Perlefter*, S. 123–155. – Abdruck von M/1 und M/2, zwischen deren Texte hier von Berger aus T/1 die Passage eingeschoben wurde, die nach seiner Vermutung auf den fehlenden Manuskriptblättern Nr. 14 und 15 stand. Im vorliegenden Druck sind dies die Sätze: ». . . Pantalejmon und ich, wir vergaßen ihn nicht.« bis »Ich faßte damals den Entschluß, niemals Selbstmord zu begehn.« (Perlefter, S. 142–143)

Zur Textkritik

Vgl. Bronsen, S. 24; dann: David Bronsen, »Zum ›Erdbeeren‹-Fragment. Joseph Roths geplanter Roman über die galizische Heimat«, in: *Joseph Roth*, Sonderband *Text und Kritik*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1974, S. 122–131. – Die von Bronsen in *Text und Kritik* vorgenommene Datierung korrigiert Berger bei der Edition seiner Fassung (D/3): vgl. Perlefter, S. 259–261. Nach ihm »reichen die Anfänge des Fragments bis in die Monate Januar/Februar 1929 zurück.« (S. 260)
Hier abgedruckt: D/3.

HEUTE FRÜH KAM EIN BRIEF

Manuskripte

M/1: »drei handgeschriebene, bisher unveröffentlichte Manuskriptseiten« (Bronsen, S. 15) »im Besitz von David Bronsen« (*Werke*/1975–76, III, S. 1105).
M/2: AKL (Mappe 216); drei doppelseitig beschriebene Manuskriptblätter, gegenüber M/1 »eine völlig andere« und längere Fassung (vgl. Berger, *Perlefter*, S. 261).

Drucke

D/1: Abdruck von M/1 in: Bronsen, S. 16–20.
D/2: Nachdruck von D/1 in: *Werke* (1975–76), III, S. 219–223.
D/3: Joseph Roth, »Heute früh kam ein Brief...« (II), in: *Perlefter*, S. 156–164. – Abdruck von M/2.

Zur Textkritik

Vgl. Bronsen, S. 15–24; sowie: David Bronsen, »Zum ›Erdbeeren‹-Fragment. Joseph Roths geplanter Roman über die galizische Heimat«, in: Joseph Roth, Sonderband *Text und Kritik*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1974, S. 130/31. – Berger datiert in der editorischen Notiz zum Druck seiner Fassung (D/3) auch hier die Entstehung vor (*Perlefter*, S. 261).
Hier abgedruckt: D/3.

JUGEND

Typoskripte

T/1: AKL (Mappe 216); 8 Blätter einseitig mit Maschinenschrift beschrieben, möglicherweise Durchschlagpapier; Seiten-Numerierung 2 bis 9. Dazu ein angehängtes Manuskriptblättchen im Notizbuchformat. – Im Druck (D/1) hat Berger den abgebrochenen Schlußsatz des Typoskripts (S. 9) gestrichen: »(. . .) Weisheit. Über ein Aufsatzthema: Was«. (vgl. *Perlefter*, S. 171) – Ebenso ist im Abdruck der Schlußsatz des Manuskriptblatts verändert: »Es gab Dummköpfe unter den Studenten, ehrgeizige Dummköpfe und eingebildete, denn sie meldeten sich.« (Vgl. ebd., S. 172.)
T/2: AKL (Mappe 215); 7 Blätter einseitig mit Maschinenschrift beschrieben, numeriert von S. 3–9.

Beginn des Fragments: »sein können, besonders die Feindschaft der minderwertigen. Es hätte mir nicht an Mut gefehlt (. . .)«. (S. 3). Schluß: »(. . .) durch die Stimme des Volks und der Zeiten befestigten, begründeten Weisheit. Über ein Aufsatzthema: Was«. (S. 9)

Druck

D/1: Joseph Roth, »Jugend. Fragment einer Erzählung«, in: *Perlefter,* S. 165–172. – Abdruck von T/1. – Titel vom Herausgeber.

Zur Textkritik

Vgl. Berger, in: *Perlefter,* S. 261/62.
Hier abgedruckt: D/1.



NACHWORT

Existenzgrundlage auch des Erzählers Joseph Roth war – wie für viele seiner Zeitgenossen und Vorgänger – zunächst die Zeitung, die sich im 19. Jahrhundert zum Massenmedium entwickelt hatte. Verläßlich lieferte das Feuilleton die Tagesaufträge, band aber auch die Kräfte zum Höhenflug des Romanautors und bot doch gelegentlich die Möglichkeit, sich als Novellist oder – in der Fortsetzung unterm Strich – als Romancier zu versuchen. Fontane nicht weniger als Hermann Hesse oder Robert Walser mußten sich in diesem Spannungsfeld zwischen kleiner und großer literarischer Form zurechtfinden, das im 20. Jahrhundert dann seine Polarisierung veränderte: Film, Rundfunk und Fernsehen machten nicht nur dem Zeitungsfeuilleton Konkurrenz, sondern auch den literarischen Großformen insgesamt. Auch Joseph Roth wandte sich, entgegen seiner pessimistischen Kritik an den neuen Medien, diesen neuen Erwerbsquellen zu und verfaßte neben Filmrezensionen auch Drehbuch-Entwürfe, ein Tatbestand, der zur Verfilmung seines Erzählwerks eine Brücke schlägt.
Bezeichnend für die zunehmende Herrschaft des Bildmediums ist im Zeitungswesen die Entwicklung der »Illustrierten« als einer speziellen Gattung von Zeitschriften. Und Roths erzählerische Anfänge verdanken sich eben diesem zahlungskräftigen Genre, mit dessen Angeboten er in den zwanziger Jahren immer wieder liebäugelte und die Buchverlage bei seinen Honorarforderungen unter Druck setzte. Bis zum ersten hier aufgenommenen Erzähltext, »Der Vorzugsschüler«, hatte der junge Roth in *Österreichs Illustrierter Zeitung* mit »Herbstwindes Kriegsgeschichten« (1915) und der »Geschichte vom jungen Musikanten und der schönen Prinzessin« (1916) stilistische Probestücke vorgelegt, die in einer lyrischen oder parabelhaften Genügsamkeit verharrten und kaum eine epische Ausbaufähigkeit besaßen. Mit der Figur des Anton Wanzl jedoch und seiner Karriere schloß er sich in Themenwahl und Darstellungsabsicht einer europäischen Erzähltradition an, deren Ziel besonders in Frankreich die Kritik der bürgerlichen Gesellschaft war und die sich im deutschen Sprachraum auf die Entlarvung von erzieherischer Unterdrückung zuspitzte. Der Streich, den Anton Wanzl der Gesellschaft spielt, ist seine Anpassung noch vor der drohenden Erziehung: er ist ein *altes* Kind und triumphiert in dieser Rolle

über alle Verlockungen, den Normen zu entkommen, ob aus jugendlichem Übermut oder aus entflammter Liebe – das Gegenstück zu Heinrich Manns Professor Unrat, der in kindlicher Weltfremdheit seinen Wünschen nachgibt und damit sein bürgerliches Leben zerstört.
Was zur Überlebens- und Erfolgstaktik eines jungen Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft gehört, drückt der Ich-Erzähler in dem Fragment »Jugend«, das diesen Band beschließt, noch in denselben Verhaltensregeln aus: »Ich liebte es, mich unsichtbar zu machen. ... Ich war eine sogenannte hinterlistige Natur. ... Ich war entschlossen, den Durchschnitt der Menschen zu überragen ... Ich war entschlossen, mich durch nichts hindern zu lassen.«
Friedemann Berger, der das Fragment zum ersten Mal herausgab, ordnete es bei seinen editorischen Überlegungen der Schaffensperiode Roths »unmittelbar vor Beendigung des *Hiob*« zu. Damit spannt sich der Bogen von Roths erzählender Musterung des Bürgertums und der Bestimmung seiner eigenen Rolle in ihm über sämtliche hier versammelten Romane und Erzählungen. Und die verblüffende Übereinstimmung von Wanzl in dem frühen und Ich-Erzähler in dem späteren Text markiert zugleich den Ausgangspunkt der Gesellschaftsanalyse. In der Rolle des verborgenen oder verkannten Außenseiters ernennt der Autor sich selbst zur literarischen Figur und bezieht in Distanz zum übrigen Erzählpersonal und dessen Umwelt seinen Beobachterposten.
Der kurze Textvergleich beleuchtet aber noch ein weiteres Prinzip dieses ›autofiktiven‹ Erzählens, wie es Peter W. Jansen für Roth charakterisiert hat. Im Mikrokosmos der Kindheit und Jugend bereits wurzelt die Erfahrung, sich verstellen zu müssen, um in einer Welt von Verboten, gegenseitiger Kontrolle und moralischer Verlogenheit die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und Wünsche zu erlangen: Der Außenseiter muß Hochstapler werden. Eine Figur, in welcher Roth mit Vorliebe seine Heimaterinnerungen reflektiert (vgl. »Erdbeeren«) und die in ihrer Konsequenz auf der sozialen Skala von Rollen und Posen den radikalen Gegenpart zum selbstvergessenen Spießbürger – dem von Geschäften, Geldverdienen, Heiraten und Kinderzeugen eigentlich Verrückten – spielt. Felix Krull, von Thomas Mann 1922 als ironische Metapher für das künstlerische Lebenskonzept präsentiert, hat in Naphtali Kroj aus dem Shtetl Brody seinen abgerissenen, anarchischen Zwillingsbruder.

Auch im Erzählwerk Roths spiegelt sich, wie in den Feuilletons, zunächst die Auseinandersetzung mit den eigenen Berufsbedingungen. An Karl Kraus geschult, glossiert er den Warencharakter der Nachricht: die sensationelle Meldung als Zwecklüge, ja Stimulans zur Realisierung; weiß von der Abhängigkeit des Journalisten und seiner unaufhörlichen Verstrickung in kollegiale Intrigen. Überdimensioniert konnte man die negativen Effekte einer kapitalistischen Massenpresse im grausend bestaunten Zeitungswesen der USA anprangern, und so versorgte Roth das Kiosk-Magazin von Max Krell, »Das Leben«, mit der Satire vom Wettlauf dreier amerikanischer Kollegen auf den Sensationsbericht von der Entführung einer Suffragette: »Das Kartell« (1923). Heutige Leserinnen wird ihm die Lösung des Falls kaum gewinnen: »Jedes Weib wartet schließlich doch nur auf ihren Stierkämpfer.« Doch hat sich Herrenmagazin und Herrenwitz in unsern Tagen kaum zu besserer Unterhaltung aufgeschwungen. »Reisebegleiter gesucht? Vergessen Sie ›Das Leben‹ nicht, bevor Sie in den Zug klettern, denn DAS LEBEN ist 10mal amüsanter als der amüsanteste Mensch. Wenn Sie es gekauft und durchgeblättert haben, werden Sie sich's im Abteil bequem machen und denken: Reisebegleiter gefunden!« So annoncierte DIE LITERARISCHE WELT 1927 das Montagsmagazin, das sich in einer Anzeige 1926 dort folgendermaßen als »erstes deutsches Magazin« zu profilieren versuchte: »Es bringt in bunter Abwechslung illustrierte Novellen, aktuelle Aufsätze, Anekdoten und eine Fülle neuer interessanter Photographien.«
Die gesammelten Werke können einen Autor ebensogut erledigen wie bekräftigen – so Hermann Kesten in seiner Einleitung zur dreibändigen ersten Roth-Ausgabe. Roths frühe Arbeiten werden in der Werkausgabe auch deshalb problematisch, weil sie hier ohne den handgreiflichen Kontext erscheinen, in dem die Feuilletons, Erzählungen, aber auch Romane unter das Publikum gelangten. In welchem Umfeld waren der »Vorzugsschüler« oder »Barbara« plaziert? Wie hatte der zeitgenössische Zeichner das »Kartell« bebildert? Welche Tagesmeldungen begleiteten die Folgen des Romans *Das Spinnennetz*? Die Sparte freilich hob diese Texte vom Informationsteil als Literatur ab, nur lesen sich die expressionistischen Stakkato-Sätze, die Roth zu Beginn als Romancier strapaziert, häufig wie pure Schlagzeilen. Zum Satz ergänzte Schlagzeilen sind es, welche die Fortsetzungsfolgen verknüpfen. Vom *Spinnennetz* lautet das Ende der Folge 22: » . . . Es wurde

Abend. Feuchte Finsternis hockte in den Straßen. Es ist ein Sieg der Ordnung.« Und die Folge 23 hebt an: »Es war ein Sieg der Ordnung. Man stürzte Minister. Sie wußten zu viel von den geheimen Organisationen. Man ernannte zwei neue. Sie wußten mehr. Aber es waren Freunde.«

Mit dem Renommee eines Autors der *Frankfurter Zeitung* erlebte Roth den Buchdruck seines Romans *Hotel Savoy* (1924: Verlag ›Die Schmiede‹, Berlin). Es war und ist keineswegs gleichgültig, auf welchen Verhandlungswegen ein Autor zu welchen Verlagen kommt und wie die Startbedingungen eines Journalisten für seine Karriere als Erzähler beschaffen sind. Im Roth-Nachlaß des New Yorker Leo-Baeck-Instituts lagert auch die Geschäftskorrespondenz, aus der das Geflecht von Beziehungen und Verträgen hervorgeht, das selbstverständlich schon in den Privatbriefen ständig eine Rolle spielt. Dem Verlagsporträt der »Schmiede« durch Wolfgang U. Schütte (vgl. den Anhang zu *Hotel Savoy*) ist eindrucksvoll zu entnehmen, daß Roth in seinem Buchverlag geradezu maßgeschneidert die Programme vorfand, die seiner eigenen literarischen Entwicklung entsprachen und heute den Übergang vom Expressionismus zur Neuen Sachlichkeit ausweisen. »Die Schmiede« rekrutierte den Grundstock ihrer Autoren 1921 aus einer »Neuen Reihe« des Münchner Roland-Verlags, der in ihr Hermann Kasack, Iwan Goll, Arnold Zweig, Georg Kaiser und andere mit folgender Absichtserklärung vorgestellt hatte: »Eine Reihe junger Autoren umfaßt diese besondere Sammlung, sie will einer Kunst Stätte sein, die einem erschütternden und neu gewonnenen Weltgefühl einen zentral gerichteten, doch benervten Ausdruck verleiht, die sinnliche Mannigfaltigkeit nicht widerspiegelt, sondern ins Geistige potenziert.« Entgegen dem Anschein, den der hochdotierte Journalist Roth mit seiner Bemängelung »der Propaganda, des Honorars und der Ausstattung der Bücher« erweckte (Brief an Erich Lichtenstein, 22. 1. 1925), wurde von der »Schmiede« gerade in den Jahren 1924 und 1925 viel Geld für gut aufgemachte Werbung ausgegeben. Und Joseph Roth fand seine Titel eingereiht unter »Die Romane des zwanzigsten Jahrhunderts«, ein Nachbar von Proust, Radiguet und Franz Kafka. *Die neue Bücherschau* konstatierte 1926 von der Entwicklung des Verlags: »Aus ästhetisierenden Anfängen hat sich ›Die Schmiede‹, dem Zwange der Zeit gehorchend, mählich herausgearbeitet und beginnt heute schon, ein scharfes, unsentimentales, fast amerikanisches Gesicht zu zeigen. Vie-

len Büchern dieses *bürgerlichen* Verlages fehlt der *Geist* der Bourgeoisie so sehr, daß, wenn der für Proletarier schwer erschwingliche Preis nicht wäre, man sie für Veröffentlichungen proletarischer Verlage halten könnte. Bücher von Daudistel, Kersten, Kisch, Lania, Roth könnten ruhig von Arbeiterbuchhandlungen in Vertrieb genommen, ihre Lektüre Proletariern nur empfohlen werden, denn ihre Verfasser sind geistige Vorkämpfer der proletarischen Bewegung.« *Die Rebellion* war nach ihrem Vorabdruck im *Vorwärts* das zweite Rothsche Buch, das von der »Schmiede« ausgestattet wurde. Dann hatte der Newcomer unter den Erzählern offenbar mit seiner Taktik Erfolg, sich durch Erhöhung der Forderungen von der »Schmiede« zu lösen. Bestehen blieben indessen persönliche Kontakte, deren Tragweite damals noch unmöglich zu überschauen war. Der zweite Mann nämlich neben Rudolf Leonhard »im Lektorat war Walter Landauer (1902–1945). Er, der als Verlagsassistent begann, blieb dem Verlag bis 1928 treu, dann wechselte er zum Gustav Kiepenheuer Verlag Potsdam. 1933 ging er ins Exil, und ab Ende 1933 übernahm er die geschäftliche Leitung der Exil-Abteilung des holländischen Verlages Allert de Lange.« (Schütte)
Bis Roth für kurze Zeit als Stimmführer der Neuen Sachlichkeit hervortrat, um seine Bekenntnisse bald ebenso entschieden zu widerrufen – »Schluß mit der Neuen Sachlichkeit!« –, sollte es noch ein paar Jahre dauern. Nicht nur seine Feuilletons, sondern auch die Erzählwerke sind von unterschiedlichen Stilvarianten geprägt, und die Stimmungsprosa der Lehrjahre im Wiener Feuilleton verleiht den beiden Büchern des Jahres 1925, *April* und *Der blinde Spiegel*, eben den lyrischen Charakter, der die Erwartung einer geradlinigen Stilentwicklung von Autoren durchkreuzt. Diese Erwartung scheint den Mangel an Publikumsinteresse zu begründen, auf den die zwei Werkchen offenbar gestoßen waren, und Roth konnte, wie die Anekdote weiß, diese Geringschätzung lange nicht verschmerzen. Noch im Jahre 1934 freute er sich über eine Verehrerin, die den *Blinden Spiegel* besonders schätzte und ihn ein »zartes und zärtliches Buch« nannte. Worauf Roth ihre Wortwahl lobte: »Das haben Sie gut ausgedrückt, ›zart und zärtlich‹.« (Bronsen)
Der Außenseiter als Kriegsheimkehrer hatte schon im *Hotel Savoy* als Beobachtungszentrum fungiert. Nun betrat mit Oberleutnant Tunda im Roman *Die Flucht ohne Ende* (1927) der aus russischer Gefangenschaft und russischer Revolution heimkehrende Stellvertreter der Ver-

lorenen Generation, der ›Lost Generation‹, die literarische Szene – noch vor Hemingway und Remarque, vor *A Farewell to Arms* und *Im Westen nichts Neues*, beide erst 1929 erschienen. Ausgemustert und abgewrackt, ein Mensch »Dritter Garnitur« (Max Krell), erweckt doch gerade dieser Schemen eines Romanhelden die Aufmerksamkeit der europäischen Verlage, ihrer Lektorate und Übersetzer und dann auch der internationalen Kritik: Jener Weltkrieg war im Bewußtsein der europäischen Nationen für die Generationen, die er betroffen hatte, ein Ereignis höchst unterschiedlicher Konsequenz. Den deutschen Lesern führte das ein Jahr später Ernst Glaeser in seinem *Jahrgang 1902* (1928) vor Augen, und Roth nahm zeitgleich dazu die Spur der Generations-Soziologie, schon ein Paradethema des Expressionismus, mit *Zipper und sein Vater* auf.

Immer noch beschäftigt ihn das Problem des Übergangs vom Journalisten zum Erzähler, und er sucht ihn, wie bereits erwähnt, in Verbindung mit möglichst großen Honorarforderungen. Benno Reifenberg schildert er in einem Brief vom 23. Juni 1927 aus Paris den nächsten Romanentwurf nach Abschluß der *Flucht ohne Ende*, der auf die Veröffentlichung in der *Frankfurter Zeitung* zielt und dabei leicht erpresserisch mit dem lukrativeren Medium kokettiert: »Inzwischen habe ich, und das bitte ich sehr diskret zu behandeln, meinen neuen Roman gefunden, vollkommen konstruiert, mit einem ganz genauen Plan, den ich Ihnen vorlesen werde. Er ist der sensationellste Abenteuerroman, heißt: ›Fortsetzung folgt‹ und beginnt damit, wie ich Ihnen schon einmal vielleicht gesagt habe, daß eines Tages die Romanfortsetzung in der Redaktion verschwunden ist. Allein ist dieser Roman derartig, daß ich ihn natürlich sofort an eine Illustrierte verkaufen kann.« (Vgl. Anhang zur *Flucht ohne Ende*, Textkritik B.)

Die Erörterungen zu dem tatsächlich ausgearbeiteten Roman, nämlich *Zipper und sein Vater*, führte Roth ebenfalls mit Reifenberg, dem er das Buch dann sogar widmete. Fragt man sich, weshalb bei aller Schärfe der Kleinbürger-Satire dem alten Zipper doch deutlich die Sympathie des Autors gilt, dann erhält man eine für den Roth der späten zwanziger Jahre bezeichnende Antwort:

»Weshalb war aus dem alten Zipper nichts geworden – wenigstens seiner Meinung nach nichts geworden? – Weil er den größten Teil der Energie, die ihm Gott mitgegeben hatte, dazu hatte verwenden müssen, um aus einem Proletarier ein Bürger zu werden. Denn das ist der

Weg der kleinen Menschen. Als Zipper, der Sohn eines Tischlers, jung war, sollte er auch ein Tischler werden. Er wurde Lehrling. Er verfertigte Tische aus Eichenholz, Schränke, Wiegen, Koffer und Särge. Schließlich kam er zu einem großen Tischler in die Lehre nach Wien.« Harmlos, wie sich das liest, steckt in dieser scheinbar positiven Etappe handwerklicher Weiterbildung de facto der Keim von Zerstörung. Denn Wien, das hieß Großstadt, und dort war das Handwerk zur Fabrikation übergegangen: »Er arbeitete nicht mehr in einer einfachen Werkstatt mit drei Gesellen, wie zu Hause bei seinem Vater, sondern in einer großen Sargfabrik mit dreihundert Arbeitern, die keine Tischler waren.« Verständlich, daß sich der Facharbeiter neben diesen Angelernten überflüssig vorkommt – ein Toter sozusagen in der Sargfabrik. Er nutzt die Möglichkeit beruflicher Mobilität in der Großstadt und lernt Instrumentenmacher, doch beendet diese Lehre nicht, weil ihn gerade die modernen Lebensumstände zur Entfaltung weiterer Talente verlocken, wobei die Verlockung der Lotterie zunächst einen Scheinerfolg beschert, der zu größerem Spekulationsrisiko führt, um ihn dann – entfremdet von Heimat und bodenständigem Beruf – desto auswegloser in eine unbedeutende, abhängige Existenz zu stürzen. »Zipper, der Sohn eines Tischlers, wäre ein Tischler geblieben, wenn er nicht in die große Stadt gekommen wäre.« Verloren hatte vor dem Sohn bereits der Vater den Existenzmittelpunkt, und dazu war kein Krieg nötig gewesen. Der Moloch Zivilisation entwurzelte den Menschen auch weniger gewalttätig.

Eben darin ist Roth selbst Zippers Meinung, und dessen Nostalgie ist auch seine eigene, wenn er das erinnerte Jugend- und Heimatglück dekretiert: »In der kleinen Stadt ist es, als wäre man von Geburt an für irgendeinen Beruf, irgendeine Sendung, irgendein Geschäft bestimmt.« Schutz vor verdorbenem Leben, so weist dieser Satz in Roths politische Zukunft, gewährt im Grunde nur die Ständegesellschaft.

Die damit sich abzeichnende Position verstellte indessen keineswegs den Blick für den Gang der politischen Dinge in der Weimarer Republik. Beabsichtigt war mit *Rechts und Links* zunächst erneut eine Generationsanalyse: einer brieflichen Äußerung nach fast das Pendant zum Buch Glaesers, nur daß der ›Jahrgang 1903‹ (vgl. Anhang zu *Rechts und Links*, Textkritik C) weniger nach seinem Herkunftsschicksal als nach seiner mörderischen Zukunftsträchtigkeit befragt werden sollte. Diese Generation der jüngeren Brüder wird sich nicht

mehr ratlos im Zentrum von Paris verlieren wie Oberleutnant a. D. Franz Tunda oder einem Geigenton nachlauschen wie Arnold Zipper. Sie entschließt sich jenseits aller verwirrenden Empirie zu ideologisch gesteuertem Aktivismus und stellt sich unbeirrbar ihre Feindbilder zurecht. Und zwar fast austauschbar aufeinander bezogen, unter den Rechten wie den Linken. Kritik wird dabei zwischen den Fronten nicht mehr vernommen. Und am erbärmlichsten ist, worum es auf beiden Seiten eigentlich geht: um die Formierung der Massengesellschaft zu einem kleinbürgerlichen Kriegs- und Arbeitsheer.
Von den publizierenden Altersgenossen Roths propagierte diese Ziele konform zu den Ereignissen der politischen Praxis Ernst Jünger, wenn er für die deutschen Verhältnisse mit ihren parteipolitischen Privatarmeen folgerte, die Gesellschaft der Zukunft müsse den Arbeiterkrieger erschaffen (*Die totale Mobilmachung*, 1931; *Der Arbeiter, Herrschaft und Gestalt*, 1932). Wer da noch an Idealen wie Humanität und Kultur hing, wünschte sich mit Friedrich Kargan, dem »Stummen Propheten«, an den »Rand der Welt« oder ähnlich wie Tunda zurück nach Sibirien. Denn auch in Moskau führte man nichts anderes im Schilde als in Berlin: die »Elektrifizierung des Proletariats, seine Verwandlung in einen tüchtigen Mittelstand.« Der kämpfende Utopist der proletarischen Revolution findet sich am Ende der zwanziger Jahre als romantischer Anarchist wieder, gerade noch vom Brennen der Narben belebt: »Die Seligkeit, einmal für eine große Idee und für die Menschheit gelitten zu haben, bestimmt unsere Entschlüsse auch lange noch, nachdem der Zweifel uns hellsichtig gemacht hat, wissend und hoffnungslos.«
Mit dem kompositorisch mißglückten Roman *Rechts und Links* (1929), in dem zunehmend die mythische Figur Brandeis, der Mann ohne Maß und Bindung, dominiert, gab Roth sein Debüt beim Verlag Gustav Kiepenheuer, der wie »Die Schmiede« keinen Aufwand scheute, um das erste Buch seines neuen Autors den Lesern anzuempfehlen. Stefan Zweig, der sich im gleichen Jahr mit dem *Fouché* wieder einmal als Erfolgsautor bewährte, besprach Roths Roman und suchte nach Gründen für den ausbleibenden Durchbruch des Romanciers. Franz Blei nannte den Verfasser in der Prager Presse einen »männlichen Autor« mit dem »großen Ahnherrn Stendhal« als geistigem Vorfahren, doch war dem Buch auch durch solch kollegiales Wohlwollen kein Erfolg zu sichern. Der sozialkritische Zeitroman war für Roth zur literarischen Sackgasse geworden, wofür die deutlichsten Belege jene

Druckfragmente und zurückgehaltenen Skripten liefern, in denen er entsprechende Stoffe und Themen dennoch zu meistern versuchte.
Als Roman bildet *Der stumme Prophet* ein Puzzle aus verschiedenen Manuskript- und Druckquellen, das der minuziösen Einarbeitung des Herausgebers, Werner Lengning, in die archivalische Sachlage zu verdanken ist. Eine Textkonstruktion erprobt, eine Fassung publiziert zu haben war und ist besonders für die Kenntnis der erzählerischen Krisensituation wichtig, in der sich Roth als Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft mit seinen Romanprojekten befand.
Die nach ihrer Mittelpunktsfigur genannte Bürgersatire *Perlefter*, hier zum ersten Mal einer Werkausgabe eingereiht, attackiert einen ähnlichen Typus von Zeitgenossen wie Tucholskys Monologserie vom »Herrn Wendriner«, wobei übrigens nicht nur der Name des »pausbäckigen, munteren Wendriners« (Schütte) auf einen der drei Verlagsinhaber der »Schmiede«, Heinz Wendriner, verweist. Roth und Tucholsky nahmen, ihrer Lebens- und Erfahrungswelt gemäß, das Porträt vom jüdischen Geschäftsmann ab, und selbstverständlich betrieb Roth seine Studien bürgerlichen Verhaltens in den jüdischen Häusern und Familien, in denen er verkehrte.
Friedemann Berger, dem Herausgeber des *Perlefter*-Fragments, folgt in den Überlegungen zur Anordnung der letzten Texte – »Erdbeeren«, »Heute früh kam ein Brief«, »Jugend« – auch die Edition in dieser Werkausgabe. Daß sich die Erzählfragmente eingehend dem Milieu von Roths Herkunft und seiner Jugend widmen, dürfte die Lösung anzeigen, die er für seine Erzählprobleme mit dem *Hiob* finden und in dessen Publikumserfolg bestätigt sehen wird.
Fritz Hackert Tübingen, im Dezember 1988

Zur Textabfolge

Anders als in der zweiten Werkausgabe (1975/76) sind die Romane und Erzählungen hier nicht getrennt, sondern in chronologischer Folge gedruckt.
Die Entscheidungen der Vorgänger zur Plazierung der undatierten Skripten – »Von dem Orte, von dem ich jetzt sprechen will«; »Kranke Menschheit«; »Immer seltener werden in dieser Welt« – wurden übernommen.
Ebenso folgt diese Ausgabe in der Datierungsfrage den Entscheidun-

gen von Friedemann Berger zum *Perlefter* und den ihm folgenden Texten.
Die Fassungen der Erzählwerke entsprechen ihrem letzten Abdruck in der zweiten Werkausgabe (1975/76), dem Abdruck Bergers (1981) oder der aufgefundenen Vorlage (»Das Kartell«).
Den normalisierten Lesetexten historisch-kritische Fassungsvarianten gegenüberzustellen muß monographischer Spezialisierung überlassen bleiben. Im Anhang sind dafür die Materialgrundlagen und bereits vorhandenen Ansätze zur Textkritik aufgeführt.